Ethische Kultur

Wochenschrift

für

sozial-ethische Reformen

1896

Ethische Kultur

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Herausgegeben

von

Dr. Fr. W. Foerster.

Vierter Jahrgang.

1896.

Berlin.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Inhalt des vierten Jahrganges.

Abhandlungen.

Seite

Besser, Dr. med. Leopold, Das Tolstoi'sche Ideal 181
— Zur pornographischen Litteratur der Gegenwart 331
— Zur Sexual-Ethik 154
Bloch, Marie, An unsere Frauen und Töchter 109, 115
Bolin, Prof. Wilhelm, Zur Abrechnung mit dem Antisemitismus . . . 140
Bölsch, J. M., Gesittung und Gedankenfreiheit 298, 308
— Herbert Spencers Eingreifen in die sozialtheoretische Diskussion der Gegenwart 133
Bräutigam, Dr. Ludwig, Seneca und das Christentum 90
Brix, Theodor, Autorität und Freiheit 414
— Kriegslust und Friedensheuchelei . . 382
— Wo sind in Deutschland die Friedensfreunde? 25
Brunnemann, Anna, Die ethische Bewegung in Frankreich 77
Büchner, Prof. Dr. Ludwig, Gewissen 123
— Was ist Buddhismus? 226
Classen, Walter, „Etwas Weibliches" 338
Davies, Miß Llewelyn, Der Zusammenhang zwischen Genossenschaftsidee und sozialethischen Bestrebungen. Übersetzt von Jeannette Schwerin . . 365
Döring, Prof. Dr. A., Die Veränderungen im Hauptvorstande der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur 411
Dyhrenfurth, Gertrud, Weibliche Gewerbeinspektoren 99
Eberle, C., Die Thätigkeit des Einzelnen innerhalb der ethischen Bewegung . 23
Foerster, Dr. Fr. W., Blut und Eisen. Eine Jubiläumsbetrachtung 17
— Blut und Eisen II. (Replik) 38
— Das staatserhaltende Krämertum und die Konsumgenossenschaften 393
— Der verzauberte Kaiser 169
— Der Schutzverband gegen agrarische Übergriffe 113
— Der Wahlrechtsraub in Sachsen . . 81
— Die Arbeiterbewegung in der Konfektions-Industrie und die öffentliche Meinung 49
Die Bedeutung der Züricher Tage für die ethische Bewegung 348, 358
Die politische Polizei 401
— Die Regierung und der Klassenkampf 153
— Egidy und die ethische Bewegung . 105
— Geschichtlicher Religionsunterricht . . 124
— Idealer Anarchismus 202
— Kaffeeklatschpolitik 233
— Ketzerrichterei in der evangelischen Kirche 249
— Mater dolorosa 361

Seite

Foerster, Dr. Fr. W., Militarismus und Vaterlandsverteidigung 353
— Preußen und Süddeutschland . . . 193
— Raubtierpolitik 137
— Realpolitik 177
— Religion oder Ethik? 142
— Scheiterhaufen-Politik 9
— Schutzzoll und Weltwirtschaft . . . 209
— Zum Brauweiler Prozeß 1
— Zur Beurteilung der Arbeiterbewegung 102
— Zur Wirksamkeit M. v. Egidy's . . . 221
Foerster, Prof. Dr. Wilhelm, Betrachtung über die Stellung der Fürsten . 73
— Die Frauenbewegung vor dem Richterstuhl der großen Ästhetiker 317
— Die öffentliche Erörterung von hervortretenden Fällen sittlicher Verwilderung 100
— Sexual-Ethik und Frauenbefreiung 132, 155
— Über Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" 389
— Zur Duellfrage 121
— Zur Ethik der Notwehr und der Strafe 321, 329
— Zur sozialen Reform 195
Harmening, Dr. E., Die mißliebige Justiz 41, 51, 58, 81, 97
Heigl, Ferd., Über den Gewissenszwang der Parteien 225
— Zur Ethik in der Kommunalverwaltung. (Replik) 245
Heine, Aug., Eine ethische Kulturaufgabe 318
— Ueber den Gewissenszwang der Parteien 266
Henke, C., Aus dem Klassenkampf . . 366
— Die Arbeiterpresse 340, 349
— Die Diskussion 60
— Die Feier des 1. Mai 106
— Die rote Fahne 182
— Einiges über die Hausindustrie . . 291
— Renegat 244
— Sozialdemokratische Jugendschriften . 302
— Zur sozialdemokratischen Maifeier . . 148
Herkner, Prof. Dr. H., Der Anarchismus 377, 387
Horinek, B., Einige Bemerkungen zu der in Nr. 39 und 40 enthaltenen Studie: „Über John Ruskin" 259
Hundhausen, Theodor, Die Arbeitslöhne der Arbeiterinnen und die Prostitution 116
— Laiengedanken über die Strafen . . 268
Jodl, Prof. Dr. Fr., Die Prometheussage und ihre ethische Bedeutung 33, 42, 52, 59
Kidd, Benjamin, Über Klassenkampf und Ethik 163, 171
Kirchbach, Wolfgang, Über John Ruskin 305, 315

Seite

K., R., Kunst und Moral 354
Magus, Jago 405
Maier, Gustav, Moderne Auswüchse der Gründungsthätigkeit in Deutschland 258
— Originalität 300
— Rückblick auf die Entwickelung des Antisemitismus in Deutschland . . . 69
— W. M. Salters „Anarchie oder Regierung?" 2
— „Trusts" 179, 220
Meyer, Dr. Richard M., Lessings dogmatische Stellung im Fragmentenstreit 369
Moulet, Prof. A., Der Chauvinismus im französischen Moralunterricht . . 139
Natorp, Prof. Dr. P., „Der Fall Thröner und die Ethik" Bemerkungen zu F. Staudingers Aufsatz 201
N. N., Die Bilanz des Antisemitismus . 86
Olberg, Oda, Die Florentiner Strohflechterinnen 275, 285
— Die sizilianischen Schwefelbergwerke . 361
Penzig, Dr. R., Acclamationswahlen . 158
— Das Aktionsprogramm der Reformsektion der Gesellschaft für ethische Kultur in Philadelphia 74
Pflüger, Pfarrer Paul, Die ethische Bewegung in der Religion . 12, 20, 28
— Die Grundgedanken der ethischen Bewegung 211, 218
Pfungst, Dr. Arthur, Zur Frage der Freibibliotheken und Lesehallen . . 260
Platter, Prof. Dr. J., Akademischer Hochmut 89
— Die Aussichten des Liberalismus . . 76
— Ein ethisches Problem 129
— Etwas Weibliches 282
— Marx gegen die Marxisten . . 385, 394
Pörsch, Bruno, Die diesjährige Lohnbewegung im Buchdruckergewerbe . . 261
P., Armenische Greuel 276
Rappoport, Dr. Ch., Betrachtungen über einige Probleme der Sozialethik 35, 242, 252
Reich, Dr. Emil, Die Wiener Enquete über Frauen-Arbeit 161
R., H., Universitätsausdehnung in Wien 165
Schwann, Dr. M., Das Recht der Antikritik 26
Seidel, Robert, Kunst, Individualismus und Ethik 396
— Sozialdemokratie und ethische Bewegung 313, 325
Sewell, Margaret, Von welchen Bedingungen ist eine wirksame Armenpflege abhängig? Autorisierte Übersetzung von Jeannette Schwerin . . 4
Simon, Helene, Die „Women's Cooperative Guild" 170

Seite
Sinzheimer, Dr. Ludwig, Die sozialgeschichtliche Stellung Mauthew Arnolds 289, 297
Staudinger, Prof. Dr. F., Absolute Ethik oder Entwickelungsethik 231
— Das verschleierte Bild zu Sais 91
— Der Fall Thröner und die Ethik 189
— Die sittliche Bestimmung des Menschen 412
— Die Willensfreiheit nach dem Glauben und nach der Wissenschaft 378
— Einheitliche Religion und Illusionen 68
— Einiges zur ethischen Frage 43
— Ethische Streifzüge diesseits und jenseits des Oceans 265, 274, 284
— Heroenverehrung 86
— Kants Traktat „Zum ewigen Frieden" 18
— Man muß das Gemüt packen 157
— Shylock 145
— Unfreiwillig reaktionär 114
— Verurteilungen 109
— Vor dem Bankerott 217
Steinmann, Prof. Dr. G., Blut und Eisen 37
Stritt, Marie, Der internationale Frauenkongreß in Berlin 337
— Liebe und Frauenfrage 241, 250
— Die zweite Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine in Cassel 213
S., Die deutsche Studentenschaft und der 18. Januar 53
Tews, J., Lohnarbeit der Kinder 345
— Vermehrung der Vorschulen 257
— Die Wissenschaft dem Volke 9, 193
Tolstoi, M. L., Das Nichtarbeiten (Ref. von Jeannette Schwerin) 149
Tönnies, Prof. Ferd., Sozialwissenschaften und Universitätsstudium 213
— Zum Hamburger Streik 409
Troll-Borostyani, Irma v., Die wirtschaftliche und sozial-ethische Bedeutung in der Frauenfrage 398, 405
Vetter, Prof. Dr. Ferd., Sonn- und Festtage der Zukunft 402
— Ueber geschlechtliche Sklaverei und soziale Ethik 237
Wittich, Otto, Kunst und Arbeit 309
Wörishoffer, Dr. F., Die Frauen der höheren Stände und die Arbeiterinnen 65
— Worauf beruht die soziale Reform? 185
Ziegler, Pfarrer Conrad, Ethische Empfindungen bei kirchlichen Gebräuchen 348
Arbeiterorganisation und Konfektionsstreik 92
Citate aus den Junius-Briefen 413
Das englische Volk und die Armenier. Von einer Deutschen 357
Die christlich-soziale Bewegung und die Kirchenbehörden 21
Die Demokratie und die ethische Bewegung. Eine Betrachtung zum internationalen ethischen Kongreß in Zürich 281
Die Ehre auf der Degenspitze. Von einem Freunde deutscher Gesittung 178, 186
Die ethische Bewegung in der Arbeiterschaft 57
Die Genossenschaftsidee in der schweizerischen Sozialdemokratie 44
Die jüngste Kirche? Ein Interview mit Dr. Stanton Coit. (Aus dem Englischen.) 380
Die Reform des religiösen Jugendunterrichts. Von einer Mutter 212
Die Zersetzung des Klerikalismus. Betrachtungen eines Menschenfreundes 273
Ethische Kultur im Klassenkampf und im Familienleben. Von einem Handwerker 82
Ethische Litteraturfragen. Erörtert von einem alten Bücherfreunde 371
Ethische Sonntagsschulen in London 397
Pfarrer Naumann über die allgemeine Volksschule 26

Skizzen und Erzählungen.

Ponticelli, E., 65 pCt. 150
Rosegger, Peter, Auf halbem Wege gefallen 203
Sebald, Fritz, Konservativ. Eine Plauderei 70
— Wie's die Sonne macht 166
Staudinger, Prof. Dr. F., Als ich in den Himmel kam 339
— Am Rheinfall 326
— Andacht 331
— Die Schöpfung der Seele 172
Eine Woche im Strafgefängnis am Plötzensee. Von einem sozialdemokratischen Arbeiter 46
Lebensspiegelungen: Der barmherzige Samariter. Würde 237

Gedichte.

Mackay, John Henry, Die Gewohnheit 390
Negri, Ada, An Dich, Mutter! (Freie Nachdichtung von Karl Henckell) 30
Pfungst, Arthur, Einem Freunde 364
— In Rom 92
— Sonett 3
F. L., Frühling 149

Streiflichter.

Bürgerliche und proletarische Frauenbewegung 326
Der deutsch-französische Krieg und der Nationaldünkel 286
Der Hamburger Hafenarbeiterstreik 407
Der Kampf gegen die Konsumvereine 292
Die Achtung der Sozialdemokratie 263
Die „christliche Welt" über den Züricher ethischen Kongreß 383
Eine Mahnung an Herrn Pfarrer Naumann 253
Fortschritte des internationalen Gedankens in der Sozialpolitik 254
Freies Christentum und ethische Bewegung 319
Kanonen-Sozialismus 391
Nationalliberale Ethik 229
Noch Einiges von den National-Sozialen 415
Sozialistisches 334
Staatssozialismus und Arbeiterbewegung 277
Studenten und Arbeiter in der Sittlichkeitsfrage 375
Tagespresse und Volkserziehung 406
Warum bin ich kein Christ? 343
Weltfriede und Arbeiterbewegung 262
Wo ist der sittliche Feigling? 375
Zum Verständnis der Sozialdemokratie in Deutschland 245
Zur Diskussion über die sozialistische Wirksamkeit der Geistlichen 228
Zur Sozialpolitik der „Kölnischen Zeitung" 269

Vermischtes.

M. v. Egidy über den Fall Brüsewitz 367
G. Landauer, Meine Haltung im Schneiderstreik. — Antwort von Dr. Fr. W. Foerster 126
Macaulay über Verkürzung der Arbeitszeit 183
Graf Schack über den Stillstand der deutschen Kultur 31
Kaiser Tiberius über Majestätsbeleidigungen 39
Wyß-Burgdorf über den Moralunterricht in der Volksschule 94
Afrika in Deutschland 159
Anarchismus und Sozialdemokratie 79
Aus Freimaurerkreisen 270
Auskunftsbuch über Wohlfahrtseinrichtungen 270
Bebel als Gutsbesitzer 159
Betrachtungen vom Festungswalle 293
Christentum und Frauenwürde 222
Das Festmahl der Konfektionäre 191
Das Ministerium Berlepsch 229
Das Programm der nationalen Sozialisten 294
Das soziale Programm der Ethiker in der „Kölnischen Zeitung" 335
Das steigende Interesse an der Frage des Moralunterrichts 335
Der Bund der Industriellen 214
Der Glaube an den Fortschritt 230
Die Arbeitslosenfrage auf dem Deutschen Gewerkschaftskongreß 166
Die „bürgerliche" Anschauung der sozialen Frage 264
Die Einwände gegen die 8 Uhr Ladenschlußstunde 150
Die ethische Korrespondenz. Von Gustav Maier 118
Die 5. Konferenz der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen. Von Alice Salomon 173
Die Heilsarmee 70
Ein sonderbarer Ethiker 311
Ein Sozialdemokrat über die ethische Bewegung 166
Ein Sozialdemokrat über Vaterlandsliebe 238
Ein Zwillingsbruder des Kommunismus 375
Eine Arbeiterschutzdebatte im englischen Parlament 255
Eine Blüte der Realpolitik 343
Eine Gerichtsverhandlung gegen die Abteilung Königsberg der D. G. E. K. 328
Eine Kundgebung nationalen Hochmutes 270
Eine Volksuniversität in Zürich 199
Fabrikgesetzgebung in Neuseeland 14, 30
Freie Fakultät für soziale Wissenschaften 55
Freisinniger Byzantinismus 46
Gegen das Schlagwort-Unwesen 230
Gemeingefährlichkeit der Ethiker 13
Gemütsruhe in der Politik 230
Gewissensfreiheit. Von F. St. 110
Großmut 108
Internationales Amt für Arbeiterschutz 247
Kinderausbeutung 6
Militär und Sozialdemokratie 399
Nationalliberalismus und ethische Kultur 79
Patriotische Lyrik und Erziehung zum Frieden 197
Reichsgerichtsentscheidung betr. den Prozeß wider den Herausgeber der E. K. 94
Saure Arbeit 238
Sozial-ethische Ferienkurse 143
Sozial-ethischer Vortrag in Worms 45
Über das Zusammenwirken nationaler und ausländischer Bildungselemente 270
Über den Anteil der Gebildeten an der Arbeiterbewegung 311
Über die Lebenshaltung unserer Arbeiter 376
Über Parlamentarismus und ökonomische Bewegung 303
Völkerverbindende Bescheidenheit 46
West-Östliches 111
Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium 31
Zur Begründung der unabhängigen Moral 87
Zur Diskussion über das neue bürgerliche Gesetzbuch. (E. Proelß) 15
Zur Essener Meineidssache 334
Zur Ethik in der Kommunalverwaltung 222
Zur Pathologie des Nationalismus 206
Zur Vorgeschichte der Umsturzvorlage 303

Sprechsaal.

Eine Selbstanzeige. Von Irma von Troll-Borostyáni 360
Zur Frauenfrage 351
Zur Frage der internationalen Schiedsgerichte. Von B. Horinek 400

Bücherbesprechungen.

Alexander, J., Die Ausdehnung der Krankenversicherung auf die hausindustriellen (Jeannette Schwerin) 215
Berger, A., Gedanken eines Einsamen (Dr. Arthur Pfungst) 295
Berger, A. E., Die Kulturaufgaben der Reformation (Wilh. Bolin) 287
Cohen, Hermann, Einleitung zu F. A. Lange's Geschichte des Materialismus (F. Staudinger) 126
Duboc, Julius, Fünfzig Jahre Frauenfrage (Anita Augspurg) 247

Seite

Ferriani, C. L., Minderjährige Verbrecher (W. Foerster) 376
Giżycki, Paul von, Vom Baume der Erkenntnis (Dr. M. Keibel) 151
Hilty, Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine (Gust. Maier) . . . 294
Hirsch, Dr. Max, Der wissenschaftliche Centralverein und die Humboldt-Akademie (Dr. R. Penzig) 198
— Die Entwickelung der Arbeiterberufsvereine in Großbritannien und Deutschland (Dr. R. Penzig) 151
Jacoby, Leopold, Cunita (Gustav Maier) 206
Maier, Gustav, Der Kampf um Arbeit (F. Staudinger) 63
Massow, C. v., Reform oder Revolution (K. v. Mangoldt) 174
Natorp, Paul, Religion innerhalb der Grenzen der Humanität (Dr. M. Keibel) 95
Petong, Rich., Ueber Volkswohlfahrtseinrichtungen in fremden Staaten 2c (Gustav Maier) 127
Rau, Albrecht, Empfinden und Denken (A. Mülberger) 391
Rauber, A., Fragen der Liebe (P. G.) 96
Reuter, Gabriele, Der Lebenskünstler (Ina Foerster) 383
Riotor, Léon, Le Sage Empereur (Gustav Maier) 272
Russell, James, Volkshochschulen (Gustav Maier) 127
Schirrmacher, Dr. Käthe, Herrenmoral u. Frauenhalbheit (Jeannette Schwerin) 198
Scona, M., Menschen und Paragraphen (Wilh. Bolin) 336
Thudichum, Gustav, Weib oder Persönlichkeit? (Fr. W. Foerster) . . 206
Winteler, Jost, Tycho Pantander (F.) 288
Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung 295
Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen (Ernst Schultze) 230
Züricher Reden (Dr. Penzig) 304
Zwischen Scylla und Charybdis (F.) . . 295

Aus der ethischen Bewegung.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Bericht über den dritten ordentlichen Gesellschaftstag zu Berlin 152
Bericht über die Sitzung des Hauptvorstandes vom 9. Dezbr 1896 zu Berlin 407

Seite

Abteilung Berlin: Novemberrevue II. Prof. Bruno Meyer über unsere ethische Anschauung im Vergleich mit der Vergangenheit. — Dr. Levy über soziale Praxis 7
— Dezemberrevue I. Frl. Blum und Herr Tews über Pestalozzi 23
— — II. Dr. Berendt über den Einfluß der Ethik auf das Gebiet der politischen Machtkämpfe. — Dr. Penzig über Ideal und Utopie des Anarchismus. — Prof. Foerster, Rückblicke und Ausblicke in die ethische Bewegung 39
— Januarbericht. Prof. Jodl, Die Prometheussage. — Prof. Döring über den französischen Moralunterricht. — Prof. Foerster, Das Vaterland und die Menschheit. — Lehrer Tews, Die Neugestaltung der wirtschaftlichen Grundlagen der Familie 71
— Februarbericht. Prof. Foerster, Zur Lehre von der Selbstbeherrschung. — Dr. Rothe, Die Gesellschaft und das Verbrechertum. — Dr. A. v. Hanstein, Hat die Dichtkunst ein Vaterland? — R.-A. Bieber über die Rechtspflege den Anarchisten gegenüber 111
— Märzbericht. Bruno Meyer, Die Frauenfrage als Erziehungsfrage. — O. Lilienthal über die Volkstheaterbewegung. — Prof. Foerster über die zukünftige Entwickelung der zivilisierten Gesellschaft 143
Aprilbericht. Herr Moulet über den Moralunterricht in Frankreich. — H. Krieger und J. Tews über die gemeinsame Elementarschule 176
Maibericht I. R.-A. Dr. Bieber und H. Lissauer über den Achtuhrladenschluß 191
— — II. G. Lilienthal über die Baugenossenschaft „Freie Scholle“. — Dr. Koehne, Liebe und Haß im Verh. der höheren und niederen Stände. — Dr. Löwenthal über die Friedensgesellschaften 231
Junibericht. Dr. Penzig, Der Moralunterricht in Italien. — Jeannette Schwerin über weibliche Fabrik-Inspektoren. — Prof. Meyer über den Sozialismus im alten Rom. — Dr. Herter über Politik und Moral . . 239
— Bibliothek der Berliner Wohlfahrtseinrichtungen 383
— Mitteilung 391

Seite

Abteilung Breslau: Prof. Sombart über die ökonomische Grundlage der sozialen Bewegung. — Dr. Namroth, Richten und Strafen. — Prediger Tschirn, Lohnsucht und Sittlichkeit . 88
— R.-A. Marcuse über das Bürgerliche Gesetzbuch und die Stellung der Frau in demselben 96
— Prediger Tschirn über das Gewissen . 127
— Dr. Kurella über das Verbrechertum und die moralischen Grundlagen der Strafen 159
— Mitteilung 391
Abteilung Frankfurt a. M.: Dr. Schreiber über die sozialen Aufgaben der Rechtswissenschaft 55
— Prof. Staudinger über Idealismus und materialistische Geschichtsauffassung 383
Abteilung Jena: Die Begründung einer Volkslesehalle und die Magdeburger Zeitung 64
— Prof. Wilh. Foerster über die Wissenschaft und die soziale Bewegung 206, 223
— Begründung einer Volksbibliothek mit Lesehalle 391
Abteilung Königsberg i. P.: Vortrag über die Rechte der Eltern . . 96
— Mitteilung 383
Abteilung München: Hr. Henle über „Auch ein Wort zur Frauenfrage“ . 63
Abteilung Straßburg i. E.: Mitteilung 383
Abteilung Ulm: Dr. A. Pfungst über „Das geht mich nichts an“ . . . 118

Die ethische Bewegung im Auslande.

Züricher Eindrücke 15
Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur:
Die Begründung 72
Berichte 103, 152, 176, 256
Zusammenkunft in Schinznach . . 200
Die internationale Versammlung des ethischen Bundes in Zürich 247
Der internationale ethische Kongreß in Zürich 312
Wien 32, 119, 255
Venedig 88

Aus der Vereinigung zur Verbereitung Egidyscher Gedanken 167

Briefkasten . . 72, 112, 136, 144, 168, 184

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 4. Januar 1896.	Nr. 1.

Inhalt: Zum Brauweiler Prozeß. — William Salters Werk über Anarchie oder Regierung. Von Gustav Maier. — Sonett. Von Arthur Pfungst. — Von welchen Bedingungen ist eine wirksame Armenpflege abhängig? Von Margaret Sewell. Autorisierte Übersetzung von Jeannette Schwerin. — Vermischtes: Kinderausbeutung. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin.

Zum Brauweiler Prozeß.

Die Enthüllung der widerlichen Menschenquälereien im Arbeitshause zu Brauweiler hat dem sozialdemokratischen Redakteur Hofrichter drei Monate Gefängnis wegen Beleidigung eingetragen. Dieser Ausgang des Prozesses und die einmütige und dankbare Zustimmung der öffentlichen Meinung zu dem Vorgehen des Angeklagten zeigt, wie groß die Kluft zwischen der deutschen Justiz und dem Rechtsgefühl des deutschen Volkes geworden ist. Mildernde Umstände wegen „Wahrung berechtigter Interessen" haben die Richter einem Manne versagt, der von der deutschen Presse fast aller Parteien als ein Kämpfer für die Ehre der deutschen Kultur gefeiert worden ist. Als erschwerender Umstand galt die Erschütterung der Autorität von königlichen Beamten, während alle Geklärten im Volke darüber einig sind, daß das Vertrauen in die innere Würdigkeit leitender Männer am unheilbarsten erschüttert wird, wenn um des hohlen Scheins der Autorität willen schmähliche Pflichtwidrigkeiten von Beamten einen besonderen Schutz vor verdienter Bloßstellung erwarten dürfen. Denn damit werden doch die dienstlichen Beziehungen des Beamten zu der höchsten Autorität der Wahrheit und Gerechtigkeit in sehr bedenklicher Weise in den Hintergrund gestellt.

Im Widerspruch mit dem Urteil der öffentlichen Meinung steht auch die Erkenntnis des Gerichtshofes, daß in dem Vorgehen des Angeklagten nicht soziale Hingebung, sondern das Verlangen nach persönlicher Herabsetzung des Direktors der Anstalt zu Tage trete. Wir stehen hier wieder vor einem Akte der Klassenjustiz. Die Richter haben nach bester Überzeugung gehandelt, aber sie waren beherrscht von dem Klassenvorurteil, daß der Angeklagte als Sozialdemokrat nicht der Wortführer einer Kulturbewegung, sondern ein gewerbsmäßiger Hetzer sei. Wir stoßen hier auf die Ursachen der Entfremdung unserer Rechtssprechung von dem gesunden Rechtsgefühl des Volkes: Unsere Richter haben eine zu einseitige Fachbildung genossen, sie sind in ihrer Berufsarbeit zu stark überbürdet, um sich über die thatsächliche Verteilung von Recht und Unrecht im Klassenkampfe, sowie über die Einwirkung der sozialen Zustände auf die Volksseele mit eigenen Augen informieren zu können und demgemäß die Höhe der Strafe in das richtige Verhältnis zu dem wirklichen Gehalt an gemeinschädlicher Willensrichtung zu bringen. So müssen sie oft in aufrichtiger Gewissensbedrängnis Recht sprechen, um einem Ideal von äußerlicher Ordnung Genüge zu thun; sie finden nicht die Ruhe der Seele, um in weitblickender Fürsorge gemeinen Übermut und unerzogenen Idealismus deutlich zu unterscheiden, sittliche Gesundheit auch in dem Irrenden der anderen Klasse willig anzuerkennen und ihn durch würdige Beurteilung zur Selbstbesinnung zu leiten, statt ihn durch harte Verfolgung kleiner Verfehlungen zu entmutigen und der Allgemeinheit zu entfremden.

Die Zeiten scheinen noch fern zu sein, wo der Beruf des Richters im Sinne dieser Aufgaben zu einem seelsorgerischen Berufe werden wird. Der Militarismus lastet auf allen Kulturaufgaben. Kurzsichtige Sparsamkeit häuft unendliche Aktenarbeit auf den einzelnen Richter, trennt ihn damit von dem Zusammenhang mit der lebendigen Kulturbewegung seiner Zeit und läßt ihm die Wehen des werdenden Rechtes als Zeichen der Rechtsauflösung erscheinen. Die juristische Universitätsvorbildung ist so beherrscht von formalen Elementen, daß sie nur eine Anleitung zu mechanischer Handhabung des Rechtsapparates, nicht aber einen klaren Überblick über die wirkenden Lebenskräfte geben kann, um deren rechtliche Ordnung es sich handelt. So stehen die Juristen dann ratlos vor der tieferen Aufgabe des Rechtspflegers, durch die Art seiner Amtsführung die rechtlichen Gebundenheiten nicht als tote Formeln oder als Mittel der Knechtung, sondern als die wohlthätigen Formen der geordneten Lebensbewegung der Gemeinschaft zu erweisen und damit die Vorkämpfer neuer sozialer Ideale für die Kontinuität der Rechtsentwickelung zu gewinnen. Wann wird die juristische Bildung diesem Kulturberufe angepaßt werden? Vielleicht darf man von dem Idealismus der neuen sozialwissenschaftlichen Studentenbewegung hoffen, daß er die künftigen Pfleger des Rechtes von der weltvergessenen Spielerei des heutigen Couleurwesens hinüberrettet in eine soziale Gesinnungsgemeinschaft, die statt der saftlosen Schneidigkeit jene gesunde Ritterlichkeit in die Herzen senkt, die den Menschen für das ganze Leben zum Vorkämpfer der Getretenen und Unterdrückten macht.

Eine Schlußbemerkung nach der anderen Seite hin möchten wir jedoch nicht unterdrücken. Man kann der Sozialdemokratie den Vorwurf nicht ersparen, daß sie zu einem nicht geringen Teil selbst daran schuld ist, wenn die verdienstvollen Enthüllungen ihres Parteigenossen von den Richtern auf niedere und gehässige Motive zurückgeführt und demgemäß beurteilt worden sind. Wo die sozialdemokratische Presse Zustände und Personen an den moralischen Pranger stellt, da geschieht dies nur allzuoft mit einem solchen Mangel an gewissenhafter Genauigkeit, mit einer so triumphierenden Verachtung der Personen und in einer so plumpen Ausdrucksweise, daß es nicht leicht ist, an den wirklichen Wahrheitsernst und den lauteren Gerechtigkeitssinn der Verfasser zu glauben. Der verurteilte Redakteur Hofrichter ist zum Teil auch ein Opfer der Vorurteile, die durch die Sprache der Arbeiterpresse erzeugt worden sind. Je mehr man in dieser Presse die kindliche Freude am Zerschmettern des Gegners

überwindet und aufrichtig dem Schutze Aller dient, je mehr man hier das staatsanwaltliche Mißtrauen in die Reinheit der Motive der Anderen aufgiebt und schmerzlichen Ernst an Stelle des kalten Hohns treten läßt, desto schwerer wird man es dem Gewissen der Richter machen, einen wahrheitsmutigen Mann wegen unvorsichtiger Bloßstellung unmenschlicher „Autoritäten" mit einer entehrenden Strafe zu belegen. Echter sittlicher Ernst macht auf ehrenhafte Männer stets einen erhebenden Eindruck, und wo diesem Eindrucke nicht Folge gegeben wird, da wird der Verurteilte das Wort Giordano Brunos an seine Inquisitoren wiederholen dürfen: „Mit größerer Furcht vielleicht verkündet Ihr dies Urteil, als ich es empfange." F.

William Mackintires Salters: „Anarchie oder Regierung?"

(Anarchy or Government?)*)
Besprochen von Gustav Maier (Zürich).

Ein neues Buch unseres geistvollen amerikanischen Freundes ist immer ein gewisses Ereignis auf dem Gebiete der Ethik und fordert daher eine eingehendere Besprechung heraus. Besonders dann, wenn es sich nicht auf Theoreme beschränkt, sondern sich mit den Prinzipien der angewandten Ethik befaßt, wie das vorliegende Werk. Am allermeisten, wenn sich diese Anwendung auf die brennendste Tagesfrage, die soziale, bezieht. Salters Arbeiten sind darum so interessant, weil in ihm der praktische Blick die Ergebnisse theoretischer Forschung ergänzt und durchleuchtet. Er ist so recht ein Kämpfer mit Kelle und Schwert zugleich und die Schärfe seiner Waffe wendet sich sowohl gegen den Mode-Soziologen, wie gegen den Mode-Unternehmer, gegen Herbert Spencer nicht minder, als gegen Mr. Pullmann. Sehr gut kommen beide dabei nicht weg.

Versuchen wir eine gedrängte Analyse des trefflichen Buches zu geben! — Zunächst untersucht Salter die Begriffe Anarchie und Regierung und gelangte zu einer unbefangenen Würdigung des ersten Begriffs. Erschrecken Sie nicht, verehrte Leser! — Anarchie ist ein streng wissenschaftlicher Begriff, der lediglich die Abwesenheit der Herrschaft (An—archie) bedeutet. So ist Anarchie gleichwertig mit Freiheit, Regierung mit Zwang. — „Freiheit oder vollständige Abwesenheit von Regierung würde einen idealen Zustand der Gesellschaft bedeuten", wie denn auch Chaning sagt, daß „im Himmel nichts Ähnliches bestehen kann, was wir auf Erden Regierung nennen und daß die Stimme des Befehls unter den Geistern der Gerechtigkeit nie gehört wird", und Mill versichert „wie jeder Zwang als Zwang ein Übel ist". — Thatsächlich haben Zustände mit sehr geringer Regierungsthätigkeit nicht nur auf den Urstufen der Civilisation, sondern auf verhältnismäßig hohen Kulturstufen bestanden; ein französischer Reisender (Brissot de Warville) meldet am Ende des vorigen Jahrhunderts, daß die Quäker in Pennsylvania mehr als 100 Jahre gelebt haben ohne Gemeinderegierung, ohne Polizei und ohne jeden Zwang, — und Emerson meldet noch 1822, daß nirgends die Regierungsthätigkeit so vollkommen sei, als in den Neu-England-Staaten, weil man von ihr, außer in den Zeitungen, den Titeln der Ämter und etwa dem Nationalfest vom 4. Juli überhaupt nichts bemerke.**) — Vor wenigen Jahren starb in Iowa ein Schmied Namens Thomas Chilson, der einen so großen Ruf der Klugheit und Gerechtigkeit sich erworben hatte, daß er eine vollständige freiwillige Gerichtsbarkeit ausübte und die Leute massenweise zu Chilson gingen, anstatt vor Gericht. — So läßt sich wohl behaupten, daß — wenn nur die Menschen die nötigen Eigenschaften und Tugenden haben — Regierung in hohem Maße entbehrt werden kann, und die fast humoristisch klingende Idee Emersons gewinnt eine gewisse Berechtigung: „daß es nur eine leichte Ausdehnung unseres geschäftlichen Systems bedeuten würde, einen Privat-Kaiser zu besolden, wie man etwa einen Architekten, einen Ingenieur oder Anwalt anstellt. Wenn irgend jemand ein Talent hat, Rechtsstreite zu schlichten, schwierige Geschäfte zu verwalten, armen Landwirten Rat zu geben, hundert Privatunternehmungen zum allgemeinen Nutzen zusammenzufassen, so lasse man ihn auf dem Lande oder in der Stadt seinen Schild aufpflanzen: „Schmidt, Gouverneur oder Johnson, Arbeitskönig!" — In der Theorie also ist nicht zu bestreiten, daß das geringste Maß von Regierung das beste ist, — wenngleich diese Theorie auf die Entwickelung gewisser moderner Polizeistaaten nicht eben das beste Licht wirft.

Ist Salter so gewissermaßen Anarchist in der Theorie und in Ansehung einer erziehungsmäßigen Entwickelung der Zukunft, so begründet er nunmehr logisch die Notwendigkeit der Regierung für die Praxis und die Gegenwart. Er weist zunächst nach, daß Regierung (deren entscheidendes Merkmal im Gegensatz zu anderen gesellschaftlichen Organisationen eben der Zwang ist) für den Zweck kriegerischer Verteidigung nicht entbehrt werden kann was selbst die meisten anarchistischen Theoretiker zuzugeben gezwungen sind. Es ist das in der Organisation besser, ja einzig gewahrte gemeinsame Interesse, das sie veranlaßt, sich dem Zwange zu unterwerfen.

Wie steht es aber mit dem Schutz von Leben und Eigentum? — Würde es sich hier nur um die Rechte und Interessen einzelner Individuen handeln, so könnte man wohl vom prinzipiellen Standpunkt aus die zwangsweise Einmischung ausschließen. Allein die Individuen bilden ein Ganzes, auf das das Wort des Apostels Anwendung hat: „So Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit" (I. Corinth. XII, 26). Während freie Vereinbarung sehr wohl im stande wäre, die Interessen der Einzelnen (insbesondere der Mächtigen und Fähigen) zu schützen, würde sie das gemeinsame Interesse an der Gerechtigkeit kaum berücksichtigen. Herbert Spencer freilich meint, daß die „Überlegenen alle Vorteile ihrer Überlegenheit und die Unfähigen alle Übel ihrer Unfähigkeit haben sollen" und von diesem Standpunkt legt er sein Veto ein „gegen alle öffentliche Thätigkeit, die einzelnen Menschen einen Teil der verdienten Vorteile nimmt und Anderen nicht selbst verdiente Vorteile zuweist", und verurteilt demgemäß z. B. auch öffentliche Schulen, Bibliotheken 2c. als unerlaubte Eingriffe in den Wirtschaftsprozeß. — Bei dieser Ketzerei gegen den herrschenden Zeitgeist überläuft selbst den konservativsten Spießbürger eine Gänsehaut. Doch — mein lieber Schulzwang-Philister! — Herr Spencer ist viel konsequenter als Du. Denn wie kommst denn eigentlich Du dazu, Dich in die Verteilung der geistigen Güter einzumischen, Du, dem die Verteilung der materiellen Güter ein noli me tangere ist!?

Trotzdem anerkennt Spencer das Recht der Gesellschaft zum Schutz von Leben und Eigentum und damit wird er inkonsequent. Überhaupt zeigt uns England die merkwürdigsten Gegensätze: die kalten logischen Anatomie-Philosophen des laisser faire vom Schlage der Ricardo, Malthus, Spencer 2c. und die weit weniger logischen, dafür aber warmherzigen Soziologen nach Art des Thomas Carlyle. Auf die jüngste Entwickelung des sozialen Denkens in England sind die letzteren von erheblich stärkerem Einfluß gewesen, während die öffentliche Meinung und die Regierungsthätigkeit im Vaterlande des Katheder-Sozialismus sich unter dem Drucke einer albernen Sozialistenfurcht eher im Spencerschen Sinne zu reformieren scheint. Diesem Umstande hatte wohl auch der englische Philosoph des Individualismus jene allerhöchste Anerkennung zu verdanken, die er unbegreiflicher Weise zurückgewiesen hat

Von dem so gewonnenen und selbst von den konsequentesten Individualisten nicht ernstlich bestrittenen Standpunkt der Notwendigkeit einer öffentlichen Gewalt zum Schutz von Leben und Eigentum schreitet nun Salter fort zur Betrachtung der Wirkung von Anarchie oder Leitung auf die Erreichung der höheren Lebensziele überhaupt. Das Argument Spencers gegen öffentliche Erziehung führt direkt zu einer durchaus atomistischen Auffassung der Gesellschaft und damit logisch im Falle der Anwendung zu deren Auflösung. Eine Gesellschaft kann sehr wohl und muß dem Schönheitssinn der Gesamtheit Rechnung tragen, indem sie z. B. eine Bauordnung einführt, die Moralität befördern, indem sie die als beste erkannte Form der Lebensführung, die Familie, sanktioniert u. s. w. In diesem Sinne ist sicherlich das Ideal John Stuart Mill's das höhere, der leugnet, daß Schutz von Leben und Eigentum die einzigen Zwecke der Regierung seien, vielmehr als solche setzt: „Die direkte oder indirekte Herbeiführung alles erreichbaren Guten und die Bewahrung vor allem vermeidbaren Übel".

Wie weit in Verfolg dieses Zieles die Staatspolitik zu gehen hat, das zu bestimmen ist die Aufgabe des Staatsmannes: „Hier ist das Feld, wo ein Mann, der mit der Geschichte vertraut ist und mit dem Zeitgeist und dem Strom der Ereignisse Fühlung hat, mehr gilt, als ein Dutzend eingekapselte Philosophen. Die Philosophie kann ihn nur leiten, ihn von falschen Grundsätzen und Vorurteilen frei zu machen suchen für klares Denken und zeitgemäßes Handeln".

---

*) New York, bei Thomas J. Crowell & Co.: 46 East 14th Street.

**) Eine um so merkwürdigere Erscheinung, daß nach kaum 100 Jahren die Neu-England-Staaten in einer gewissen Décadence der Entwickelung sich befinden, indem bei der einheimischen Bevölkerung seit einer Reihe von Jahren die Zahl der Todesfälle diejenige der Geburten erheblich übersteigt und so dieselbe ohne Einwanderung relativ rasch aussterben müßte. Verwandte Erscheinung, wie in Frankreich: Zweikinder-System und ein gewisses Wohlleben!

Die Betrachtung geht nunmehr über auf das Gebiet der industriellen Frage, ausgehend von der Theorie Spencers: die Dauer einer Gesellschaft verlangt, daß sie nicht äußerlich durch Feinde und nicht innerlich durch die Unmöglichkeit ihrer Mitglieder zerstört werde, sich zu erhalten und fortzupflanzen. — Auch hier setzt sich der „große Philosoph“ in Widerspruch mit seiner Theorie der „Überlegenheit der „berlegenen“. — Salter setzt mit Recht die Lösung des Problems in die Fragen: „Wie arbeitet auf diesem Gebiete die Anarchie (oder Freiheit)? Kommen die Einzelnen durch, wenn sie auf ihre eigenen Hilfsmittel angewiesen sind? Finden alle Arbeitslustigen auch Arbeitsgelegenheit? Werden die Schwächeren von den Stärkeren respektiert? und verschmähen diese, Vorteil aus ihnen zu ziehen? Haben Alle in gewissem Umfang Anteil an den Wohlthaten, Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, welche die materielle Basis des Lebens ausmachen? —“ Wenn diese Fragen an der Hand unserer Zustände bejaht werden können, so ist Freiheit auf diesem Gebiete sicher gerechtfertigt. Was sehen wir aber da? Eine große Menge, die kaum satt zu essen hat, und nicht etwa deshalb, weil sie nicht arbeitsfähig oder arbeitswillig wäre; eine große Anzahl, die zwar satt zu essen, aber keinen oder ganz geringen Anteil an den Annehmlichkeiten des Lebens hat; eine wachsende Masse von dauernd oder vorübergehend Arbeitslosen, die nichts zu essen haben; eine kleine Anzahl der Stärkeren, die Vorteil aus den Schwächeren ziehen, ihre Arbeit für den geringst möglichen Entgelt zu nutzen trachten und im Überflusse leben; eine steigende Arbeitsteilung, die die Ungerechtigkeiten der Ertragsverteilung vermehrt und verschlingt; ein egoistisch ausgeputztes Spiel von Angebot und Nachfrage mit Bezug auf alle Waren, auch die Menschenware vor allem ein ungleiches Recht. — Wenn im gegenwärtigen Gesellschaftszustande wir jemandem, der Steuern nach seiner Fähigkeit bezahlte, im Falle wir ihn gegen Raub oder Angriffe zu schützen hätten, nur so viel Schutz gewährten, als seiner Steuerkraft entspräche, so würde er wohl, wäre er arm, wenig oder keinen Schutz erhalten. — Wir handeln nicht so, der Ärmste genießt den Rechtsschutz der Gesellschaft so gut als der Reichste (wenigstens im geordneten Staatswesen und im Prinzip). — Warum verfahren wir auf wirtschaftlichem Gebiete nach anderen Grundsätzen?

Der Verfasser weist die Durchführbarkeit weitergehender sozialer Forderungen an Beispielen nach, die wir nach unserer Gewohnheit als hergebracht gar nicht mehr zu beachten pflegen. Der Staat baut Straßen und Brücken, er zentralisiert die Post; warum überläßt er das nicht den Einzelnen? — Er bringt seinen guten Amerikanern auch Beispiele, mit denen wir uns diesseits des Oceans längst abgefunden haben, den Telegraphen und die Paketpost von England, die Staatseisenbahnen in Deutschland. Und er sieht mit Recht keinen Grund, warum der Staat nicht etwa auch die Bergwerke oder die Ölquellen selbst ausbeuten sollte, wenn es im öffentlichen Interesse befunden würde. — Die Frage des „wie weit?“ ist auch hier keine abstrakte, sondern eine praktische. Ob der Staat selbst verwaltet, ob er durch Gesetze in die Verwaltung der Privatunternehmung eingreift, das ist im einen wie im anderen Falle eine Verneinung der Anarchie und deshalb eine Prinzipienfrage.

So will es Salter scheinen — und ich stimme ihm darin vollkommen bei — daß die Richtung der Zeit darauf zielt, der Gesellschaft mehr und mehr Rechte zu geben auch auf dem Felde der Industrie und der sozialen Thätigkeit. In sehr interessanter Parallele weist er später darauf hin, daß in der Entwickelung des Mittelalters mit Bezug auf Person und Eigentum die ganz gleiche Erscheinung sich vollzieht. In der absoluten Monarchie, die den Feudalismus niederwarf, verkörperte sich allenthalben das demokratische Prinzip: nur scheinbar war der König, in Wahrheit war das Volk der Souverän, der Staat.

So, wie dieser absolute Staat den Stärkeren jener Zeit, den Feudalherrn, zu Gunsten der Gesamtheit bändigte, Person und Eigentum zu Schutzbefohlenen des Staates wandelnd, so wird die moderne Gesellschaft allmählich wohl den Stärkeren der Gegenwart eindämmen zu Nutz und Frommen des Ganzen.

Von der Wirksamkeit dieser heutigen „Stärkeren“, dieser Idealmenschen, denen nach der Spencerschen Doktrin nichts von ihren Verdiensten entzogen werden darf, giebt uns Salter ein treffliches amerikanisches Pröbchen in dem sogenannten Pullmann-Chicago-Strike von 1894. Die Pullmann-Gesellschaft hatte im Jahre 1892/93 einen Nettogewinn nach Bezahlung von 8 Prozent Dividende von über 4 Millionen Dollars (17 Millionen Mark); im Jahre 1893/94 setzte sie die Löhne herab und verdiente in diesem Jahre ebenfalls nach 8 Prozent Dividendenzahlung 2,3 Millionen Dollars (10 Millionen Mark). Notabene sie setzte nur die Löhne der Arbeiter herab; die Gehalte des Herrn Pullmann, der übrigen Direktoren und Beamten wurden — nach einer Erklärung desselben vor der Staatskommission — nicht vermindert. Dieses frivole Vorgehen einer glänzend situierten Gesellschaft gegen ihre Arbeiter rechtfertigte man mit dem sic volo, sic jubeo: „unser Geschäft ist unsere Privatsache; wir dulden keine Einmischung durch Bundes-, Staats- oder andere Gewalt!“ — Jener Strike hatte Sympathie-Strikes der Eisenbahn-Angestellten im Gefolge, die Verkehrs-Verhältnisse titten Not, Gewaltthätigkeiten blieben nicht aus, und die öffentlichen Gewalten wurden dadurch zu einer Stellungnahme gegen die Strikenden gedrängt. Die Schuld aber lag an dem eigenmächtigen, unmoralischen Vorgehen der Vertreter des King Dollar. Salter sagt mit Recht: „Es ist geradezu ungeheuerlich, den Unternehmern das freie Bestimmungsrecht über Lohn, Arbeitszeit und -Bedingungen zu gewähren, den Angestellten aber das freie Bestimmungsrecht (sofern es sich nicht durch Gewaltthätigkeit oder Kontraktbruch äußert) zu versagen“. Es geht nicht an, die Menschen der zärtlichen Willkür eines Pullmann, Carnegie, Havemeyer und dergleichen zu überantworten, so wenig es in der alten Zeit auf die Dauer anging, Engländer und Franzosen der Willkür ihrer Lords, Barone oder Herzöge preiszugeben. — „Either hands off“ — so ruft Salter aus — or hands on impartially!

Die Verhältnisse in Amerika drüben sind ja besonders scharf zugespitzt. Aber wir haben diesseits des Oceans und des Rheins auch gerade keine Veranlassung, uns in die Brust zu werfen oder den Zuruf „hands on impartially!“ zu überhören. Wenn unsere Arbeiterfreunde, die Resseguyer, Stumm und Konsorten, ihren Standpunkt in der Regel weniger cynisch vertreten, als es drüben der Fall zu sein pflegt, so sind sie darum doch nicht weniger gefährlich. Wir wünschen daher dem trefflichen, warm geschriebenen Salterschen Buche viele Leser in Deutschland, womöglich auch einen deutschen Übersetzer und rührigen Verleger. Es ist eine mit scharfer Logik begründete Verfechtung des sozialethischen Gedankens, und läßt im Falle der Verwerfung seiner Ergebnisse nur die Alternative übrig, unsere gesamte gesellschaftliche Ordnung als gewissermaßen bankerott zu erklären. Bankerott sogar im Sinne Herbert Spencers, dessen Ideale zwar die Pullmann-Company und ihre Genossen mit der „höheren Belohnung höherer Talente“ sein mögen, der aber selbst unmöglich wird bestreiten können, daß eine Gesellschaft unter der Möglichkeit der gegenwärtigen Mißverhältnisse geeignet sei, ihren Mitgliedern auch nur in gewissem Umfange die „notwendige Erhaltung und Fortpflanzung“ zu gewährleisten. Wie viel weniger vermöchte sie uns zu befriedigen, die wir mit Salter über diese dürftige, im Grunde rein tierische Aufgabe der Gesellschaft ziemlich weit hinausgehen!

Selbst in Amerika steht Salter nicht allein da. Von einem mehr sozialistischen Standpunkt ausgehend, immer aber ethisch-idealistisch, man möchte fast sagen religiös, gelangt Laurence Gronlund in seinen trefflichen Werken: „Cooperative Commonwealth“ und „Our Destiny“ (Boston 1890, Lee & Stephard) zu einer ähnlichen Verurteilung der Spencerschen Grundsätze und zu gleichartigen sozialen Forderungen. So bewährte sich auch hier das lucus a non lucendo: das klingende Metall der Ethik kommt uns aus dem Lande der Ethik des klingenden Metalls. An uns ist es, es auszumünzen!

Sonett.

Gar viele möchten höchstes Glück gewinnen
In dieser Welt der Mühen und der Pflichten,
Dem Leid mit seinen Schmerzen zu entrinnen
Bleibt immerdar ihr Sehnen und ihr Dichten.

Doch schrecken sie zurück vor dem Beginnen
Das Menschenweh auf Erden hier zu schlichten,
Und kühn sich auf die Mahnung zu besinnen:
„Ihr kamt in diese Welt sie einzurichten!“

Wohl mag der Gute nur mit tiefem Grauen
Auf die entzweite Welt der Menschen schauen,
Die finster dräuend ihm entgegenstarrt, —

Und dennoch kann er sich in diesem Leben
Bei dem Gedanken stets aufs Neu' erheben:
„Auf Deine Ankunft hat die Welt geharrt“.

Frankfurt a. M. Arthur Pfungst.

Von welchen Bedingungen ist eine wirksame Armenpflege abhängig?

Vortrag, gehalten von Margaret Sewell zu Bristol vor einer Versammlung von Armenpflegerinnen.

Autorisierte Übersetzung von Jeannette Schwerin.

Der Erfolg einer jeden Arbeit wird wesentlich durch drei Momente bedingt: durch die Persönlichkeit desjenigen, der die Arbeit leistet, durch seine Intelligenz und durch alle erdenklichen äußeren Umstände.

Über diese letzteren will ich nichts sagen, sie sind außerordentlich verschiedener Natur und verhältnismäßig von der geringsten Bedeutung. Am wichtigsten ist seine Persönlichkeit, denn sie bestimmt in erster Linie sein Denken.

Kraft und Wissen sind für mich von besonderer Wichtigkeit für eine wirksame Arbeit. Wenn ich nicht von etwas weit besserem und wesentlicherem spreche, von Glauben, Hoffnung und Barmherzigkeit, so geschieht das nicht etwa, weil ich sie nicht als die Wurzel und den Ausgangspunkt eines jeden guten Werkes betrachte, sondern weil wir in dieser Annahme wahrscheinlich alle übereinstimmen.

Aber die Frage nach der geistigen Kraft ist eine Streitfrage. Man bedenkt nicht genug, daß Arbeit für die Armen ebensowohl eine geistige Anstrengung als guten Willen verlangt. In jedem anderen Arbeitsgebiet wird die Arbeit als die beste erkannt, der man am meisten Nachdenken und Vorbereitung gewidmet hat; hier aber hält man jede unintelligente Person für gut genug, an einem Problem von der größten Schwierigkeit zu arbeiten, das einerseits große soziale und nationale Fragen berührt, und es andererseits mit der komplizirten Beschaffenheit des individuellen Charakters zu thun hat. Die Notwendigkeit einer verständnisvollen Bethätigung wird von denen nicht erkannt, welche anderen Arbeit erteilen, und eiligst werden Thörichte wie Weise unterschiedslos ins Feld geführt, ohne daß man sie dazu erzieht und ihnen die Größe und Verwickelung des Übels klarlegt, welches sie heilen sollen. Ich muß hier etwas über die Notwendigkeit einer zweckmäßigen und gründlichen Unterweisung sagen. Ich möchte die Wichtigkeit betonen, ein empfängliches Gemüt mit solcher Art von Arbeit bekannt zu machen.

Geistige Kraft kommt auf verschiedene Weise zum Ausdruck. Eines ihrer Kennzeichen ist die Neigung, frei zu kritisieren und nach den bestehenden Einrichtungen und eingeführten Methoden zu forschen. Das ist zuerst für den Vorsteher und Leiter eines Arbeitsfeldes oft unbequem, aber es ist zum Guten und findet sich bei den kräftigsten Gemütern gewöhnlich mit einem Mangel an Selbstvertrauen gepaart, der aus der Fähigkeit entspringt, eine Sache von verschiedenen Seiten betrachten und sich die Schwierigkeiten derselben klar machen zu können, die ein beschränkter Verstand überhaupt nie entdecken würde. Die Unterordnung unter eine Autorität ist nur da wahrhaft gut und nützlich, wo sie aus innerer Überzeugung hervorgeht und von dem Wunsch begleitet ist, Alles zu prüfen und das Gute festzuhalten.

Dieser kritischen Kraft soll sich ein rasches Mitempfinden zugesellen, welches ebenso sehr von der persönlichen intellectuellen und moralischen Veranlagung, wie von der Einbildungskraft abhängig ist. Aus dieser Sympathie entspringt der ehrliche Wille, sich überzeugen zu lassen, rührt der offene Blick für alle Verhältnisse, der zuweilen wohl das Handeln lähmen mag, aber eine unschätzbare Sicherheit gegen gedankenlose Arbeit gewährt. Und hierbei möchte ich daran erinnern, daß eine schlecht gethane Arbeit, insoweit sie ein Ausdruck des Mitgefühls ist, mehr Unheil anrichten kann, als wenn man überhaupt nichts für die Armen gethan hätte. —

Ein kräftiger Geist kann ein Prinzip richtig erfassen und es auch zur Anwendung bringen. Und das ist von größter Bedeutung für eine wirksame Arbeit. Man kennt die Leute, die man nie dazu bringen kann, das Gewicht einer logischen Beweisführung anzuerkennen. Aber es giebt noch Schlimmere, die zwar anfangs Verständnis zeigen und auch im Prinzip zustimmen, wenn es sich z. B. um eine nicht ohne weiteres zu gewährende Unterstützung handelt, aber schließlich von vorn anfangen und sagen: „Zweifellos haben Sie theoretisch recht, aber ich selber kann nun mal Keinen hungern sehen!"

Solche Menschen werden natürlich dauernd Schaden anrichten; sie können das eben nicht begreifen. Gewöhnlich entschuldigt man sie mit dem Besitz eines ungewöhnlich großen Herzens. Das bezweifle ich und möchte eher glauben, daß ihre Herzen nicht größer, wohl aber ihre Köpfe kleiner als die anderer Leute sind. Sicherlich sind diese zur Arbeit unter den Armen nicht befähigt. Wer kann erfolgreich arbeiten, der nicht die Logik der Thatsachen begreift! Ebensogut könnten Maurer eine Mauer bauen und es für Geschmackssache halten, ob sie die Steine auf die Seite oder auf die Kante legen, ob sie das Loth gebrauchen oder nicht. — Ein weiteres Zeichen des Verständnisses für die Arbeit, von der wir sprechen, ist die zur Gewohnheit gewordene Fähigkeit, Thatsachen zu bemerken und zu beobachten. Manche machen monate- oder jahrelang Armenbesuche oder gehen in die Mädchenhorte, ohne sich jemals dabei des Verhältnisses von Ursache und Wirkung klar zu werden. Andere fleißige aber nicht intelligente Personen werden in den entgegengesetzten Fehler verfallen, indem sie aus ungenügenden Beobachtungen voreilige Schlüsse ziehen. Was uns heute notthut, um Ersprießliches zu leisten, ist: Beiseitesetzung aller vorgefaßten Meinungen; treues, geduldiges und unparteiisches Studium des Volkslebens; gründliches, nicht oberflächliches Beobachten während eines langen Zeitraumes, immer in der Hoffnung, die gesammelten Erfahrungen einst gut ausnutzen zu können. Dann werden wir bereit sein, unser Thun immer aufs Neue zu prüfen, werden nicht so leicht in Irrtümer verfallen und das erreichen, was wir wollen: die allmähliche Vervollkommnung unseres Arbeits-Mechanismus und die Anpassung unserer Mittel an ihre Endzwecke.

Und nicht minder läßt sich die Bedeutung der geistigen Kraft an der Breite der Interessensphäre messen. Wir wollen diese unseren Mitarbeitern nicht mißgönnen, noch sie für bessere Diener der Armen halten, wenn sie sich um nichts anderes kümmern. Ein wahrhaft kräftiger Geist kann nicht so einseitig sein. Je besser die Arbeiterin ist, desto mehr wird sie sich veranlaßt fühlen, ihr Bestes zu geben, und sie weiß, daß ihr Bestes in der freien Entwicklung ihres ganzen Wesens liegt, und ihre Kraft zu helfen daher von der Weite ihres Gesichtskreises und dem Reichtum ihres inneren Lebens abhängig ist. —

Man kann denselben Satz auch noch anders beweisen. Wollten wir die Armen befragen, so würden wir finden, daß diejenigen Besucherinnen am beliebtesten bei ihnen sind, deren Leben die meisten Interessen in sich schließt. Fröhlich und stark, so bringen sie den Elenden zu den frischen Luftzug einer größeren Welt.

Über den Punkt der körperlichen Kraft stimmt man wohl theoretisch überein. Manche halten in vollem Ernst ein asketisches Leben für richtig, weil es sie geeigneter mache, Gutes zu thun. Ich glaube aber doch, daß eine zunehmende Zahl unserer Schwestern dann am besten zu arbeiten meint, wenn sie, bei einfacher Lebensführung, doch dem Körper sein Recht geben und dadurch im stande sind, ihn zeitweilig zu vergessen. Wahr bleibt es, daß viele die Bedeutung körperlicher Kraft unterschätzen. Namentlich für diejenigen, die an der Spitze eines Unternehmens stehen, sind die Schwierigkeiten zweifellos sehr groß, und es giebt nur wenige Ausnahmefälle, welche das persönliche Opfer an Gesundheit rechtfertigen; junge Arbeiterinnen glauben aber Farbe bekommen zu müssen; dies hat dann oft etwas Ungesundes. In den meisten Fällen handelt man selbstsüchtig und verschwenderisch, wenn man seine Gesundheit wegwirft. Und doch wird ein Zusammenbrechen nicht selten als ein Zeichen der Hingabe aufgefaßt, während es eher eine Überschätzung der eigenen Bedeutung ist. Wenn wir von solch plötzlichem „nicht mehr können" absehen, so ist auch eine gewohnheitsmäßige Überarbeitung sehr zu verurteilen. Die Stimmung wird dadurch schwankend, die Urteilsfähigkeit beeinträchtigt. Man arbeitet nicht so gern, daher arbeitet man nicht so gut, und man vermißt jenes unbeschreibliche Etwas, was gerade dem an Körper und Seele Gesunden eigen ist — den besänftigenden und doch anregenden Einfluß, der in anderen Vertrauen erweckt. Der Arbeit, die nicht fröhlich gethan wird, soll man mißtrauen; aber um sie fröhlich verrichten zu können, muß man beharrlich arbeiten, ohne sich zu überarbeiten, und soll Nahrung und Schlaf, körperliche Bewegung, Ruhe und Ferienzeit nicht verachten. —

Indem wir die Frage nach der erforderlichen Kraft verlassen, wollen wir betrachten, welche besonderen Kenntnisse für eine wirksame Arbeit notwendig sind. — In erster Linie scheint es mir geboten, sich eingehende Kenntnisse von den Befugnissen der städtischen und provinzialen Behörden zu verschaffen, soweit sie sich auf Armenpflege, Maßregeln für öffentliche Gesundheit, Schulaufsicht u. s. w. erstrecken, denn alle diese Verwaltungszweige greifen in die Lebensführung der Armen ein. Nach meiner Erfahrung weiß gewöhnlich die Mitarbeiterin nichts von alledem oder behandelt vorurteilsvoll und unwissend, weil sie sich ganz und gar nicht der außerordentlichen Bedeutung dieser Verwaltungszweige noch ihrer eigenen Verantwortlichkeit ihnen gegenüber bewußt ist.

Dann giebt es noch eine Reihe Wohlfahrts-Einrichtungen, wie Hospitäler, Asyle, Heimstätten u. s. w., die wir gewöhnlich

in Anspruch nehmen, ohne sie zu kennen, weil wir zufällig mit einem Mitgliede bekannt sind und eine Empfehlung erhalten können. Aber sorgen wir auch dafür, daß die richtige Person an die richtige Stelle kommt?

Man muß auch den Bezirk genau kennen, in welchem man arbeitet. Wenn wir einen Wirkungskreis in einem bestimmten Stadtbezirk übernommen haben, so müssen wir damit anfangen, daß wir zuerst zu erfahren suchen, was in diesem schon geleistet wird, und wer es leistet. Wir müssen die lokalen Wohlfahrtseinrichtungen kennen lernen und ermitteln, unter welchen Bedingungen wir sie für unsere besonderen Zwecke heranziehen können. Wir müssen wissen, welche Einrichtungen für Volksunterhaltung in der Nachbarschaft zu finden sind, Konzerte, Theater, Bilderausstellungen u. a., ebenso müssen wir mit allen dort vorhandenen Fortbildungsinstituten, Fortbildungsschulen, Turn-, Gesangvereinen u. s. w. bekannt sein.

Mit solcher Kenntnis ausgestattet, wird man denen, für die man arbeitet, am meisten Nutzen bringen können. Man vermag sich eine richtige Meinung darüber zu bilden, was schon vorhanden ist und was noch mangelt und so am besten vermeiden, unnötige Vereine zu gründen oder unnütze Bestrebungen zu unterstützen, die ein trauriges Merkmal fast jeder großen Stadt sind. —

Dann müssen wir zunächst kennen zu lernen suchen, worin die Selbsthilfe des Volkes besteht. Unterstützungskassen, Gewerkvereine u. dgl. sind außerordentlich wichtige Institutionen, aber ihre Ziele und ausgedehnte Wirksamkeit kennt man gewöhnlich ebensowenig als das warme Interesse, welches die eigenen Mitglieder an ihnen nehmen. Außer diesen Thatsachen, die man aus direkter Beobachtung auf allen Gebieten kennen lernen kann, giebt es noch andere sehr wissenswerte. So muß man z. B. wissen, daß es in der arbeitenden Bevölkerung Gradunterschiede giebt, die genau so scharf oder noch schärfer ausgeprägt sind, als in den höheren Klassen. Die Unkenntnis dieser Thatsache wird von den Arbeitern oft sehr lebhaft empfunden. —

Etwas muß unsere Mitarbeiterin auch über Löhne und Preise wissen, damit sie richtig über die Hausstände, die sie besucht, urteilen kann und einen Maßstab der Vergleichung gewinnt. Sie sollte z. B. wissen, daß ein Schriftsetzer anderen Lohn als ein Maurer erhält, und daß, wenn die Häuslichkeit des einen kahler und ungemütlicher erscheint als die des andern, dies oft mehr an gewissen außergewöhnlichen Umständen liegt, die man eben ergründen muß, als an dem Lohnverhältnis. Aber ich glaube mit Recht sagen zu können, daß der Durchschnitt unserer Mitarbeiterinnen kaum soviel Kenntnisse besitzt, um das Einkommen einer Familie aus ihrer Beschäftigung richtig abschätzen zu können. Sie weiß auch nicht, was man für eine bestimmte Summe kaufen oder auch nicht kaufen kann; sie weiß nicht, was man von den Leuten bezüglich ihrer Lebensführung erwarten kann und darf, und wenn es sich um deren Unterstützung handelt, werden alle diese Dinge nicht mit in Erwägung gezogen. Das ist sicherlich falsch. Der Gewissenlose wird aus solcher Unwissenheit Vorteil ziehen; von den Besseren aber erhält man eine falsche Vorstellung; sie werden möglicherweise hart beurteilt, und der auf sie gewonnene Einfluß läuft Gefahr, in die falsche Wagschale geworfen zu werden.

Ein anderer wichtiger Gesichtspunkt ergiebt sich aus der Erkenntnis des Ideals, wie das Volk selbst es sich bildet. Ich halte es für einen Fehler, wenn wir ihm das unsere aufzudrängen versuchen. Dies ist sicher nicht unsere Aufgabe, und es wäre ein vergebliches Mühen, das Volk nach unserer Schablone formen zu wollen. Selbst wenn ihr Ideal nicht so hoch steht, als wir es wünschten, müßten wir doch versuchen, ihnen zu helfen, das Beste daraus zu verwirklichen. Unser eigenes Ideal ist, einfach gesagt, das Streben, den Leuten zu helfen gut zu sein und ihre Leiden zu erleichtern. Prüfen wir sorgfältig, so finden wir ihr Ideal und das unsere oft in Widerstreit. Denn leiden ist schließlich nicht das Schlimmste, was uns begegnen kann, und wir vergessen oft, wie gern wir für gewisse Zwecke Leiden erduldeten. Ganz allgemein gesprochen glaube ich, daß die Armen vorbereitet sind zu leiden, um nur einen sicheren und unabhängigen Lebensunterhalt zu gewinnen. Viele unserer Methoden, zu helfen, vernichten aber die Unabhängigkeit und verstärken die Unsicherheit. Und wenn wir dagegen statt dafür arbeiten, können wir leicht scheitern und die Armen nicht glücklich oder gut machen, denn glücklich sein und gut sein ist sehr davon abhängig, ob ein Mensch in Frieden mit sich selbst lebt. — Man soll auch nicht zu viel Wert auf das legen, was man über Armenpflege u. dgl. in der Tageslitteratur liest; denn oft genug findet man hier Thatsachen angeführt, die an sich zwar wahr sind, aber meist unwahr werden, wenn man sie als typisch hinstellt. Wer sich ein richtiges Urteil zu bilden wünscht, muß anderswo Thatsachen sammeln. Bei der jetzigen Art unserer Vorbereitung sehen wir gar zu häufig, was man uns zu sehen lehrte, oder wenden uns ganz von der Aufgabe ab, sehr enttäuscht, weil wir sie nicht so aufregend und ergreifend fanden, als wir dachten.

Diesem allgemeinen Wissen, von dem ich sprach, müssen wir, wenn es sich um wirklich verständige und erfolgreiche Arbeit handeln soll, noch einige Kenntnis der sozialen Geschichte und nationalökonomischen Grundsätze hinzufügen. Mit Herumprobieren ist hier nichts zu machen. Ohne Grundsätze können wir nicht konsequent sein; wir können nicht mutig vorgehen, wenn wir nicht wissen, daß wir Recht haben; wir können nicht voll Hoffnung sein, wenn wir keine Ursache dazu haben. Und um Grundsätze festhalten und Selbstvertrauen haben zu können, müssen wir wissen, was vordem war, welche Wirkungen den Ursachen folgten, und welche nationalökonomischen Gesetze man entdeckt hat. —

Das scheint eine furchtbare Ausrüstung zu sein, und ich bin mir voll bewußt, daß vieles von diesen Kenntnissen nur durch die Erfahrung gewonnen werden kann. Manches muß aber direkt gelernt werden, und die Wichtigkeit einer theoretischen Vorbereitung macht sich immer mehr und mehr fühlbar. Es ist wahr, die beste Arbeiterin auf unserem Gebiete wird als solche geboren, nicht künstlich dazu erzogen, und manche wird alle Erziehung der Welt nicht dazu geeignet machen. Niemand aber wird durch Unterricht schlechter, ja die meisten gewinnen unendlich dadurch. Einigen giebt er Selbstvertrauen; er spart Zeit, die sonst an Experimente verschwendet wird, welche uns zwar um traurige Erfahrungen bereichern, aber außerordentlich schädlich für diejenigen sind, mit denen sie angestellt werden. Die Arbeit einer geschulten Arbeiterin wird also gesünder sein als die einer ungeschulten und sich besser den gesteckten Zielen anpassen. Der Strom der Thätigkeit fließt schnell in tiefem Bett dahin, anstatt daß er sich unwirksam verbreite, wie es leider so oft der Fall ist. Arbeit für die Armen muß ernst genommen werden; mischt sich der Unwissende hinein, richtet er ebensoviel, wenn nicht mehr Unheil an, wie bei jeder anderen Arbeit. Aber man soll sich nicht entmutigen lassen, sondern sich klar machen, daß man notwendig Unterweisung braucht, ohne davon viel Aufhebens zu machen. Man kann auf verschiedene Weise lernen; mit einer einzelnen erfahrenen Arbeiterin zusammen zu arbeiten, ist vorzüglich, aber das Feld wird leicht zu eng für eine Anfängerin. Die Komitees der Charity Organisation in London und den Städten der Provinz sind eine bewunderungswürdige Schule; die Arbeitskolonieen der Armen bieten für jede Erziehung dieser Art die größten Vorteile. Mir scheint die Gelegenheit nur zu fehlen, sich theoretisch wie praktisch unter der Leitung erfahrener Leute auszubilden.

Die Lernende soll auch jene Arbeit kennen lernen, durch die man dem Elend vorbeugt, wie man dies durch Verbindung mit Schulen, Häuserverwaltungen, Klubs, Fortbildungsinstituten, Sparkassen u. s. w. leisten kann. Die allgemeinen Umrisse und Prinzipien mag man in einem Komitee der Charity Organisation oder unter der Leitung einer unterrichteten Arbeiterin lernen. Man sollte auch besondere Kurse über Gegenstände hören, die sich auf unsere Arbeit beziehen und Gelegenheit haben, über die Schwierigkeiten, denen man begegnet, sich auszusprechen. Das Womens University Settlement in Southwark, dem ich vorstehe, bietet solche Gelegenheit, die hoffentlich noch immer mehr erweitert wird.

Ich habe der Betrachtung, was und wie die Arbeiterin sein soll, einen breiten Platz eingeräumt, aber ich halte diesen Teil des Themas für den wichtigsten.

Wenn sie das ist, was sie sein sollte, so kann man sich darauf verlassen, daß sie auch denken wird, was sie denken sollte. Die Ansichten anderer sind erst wirksam, wenn sie auch der Ausdruck unserer eigenen Überzeugungen geworden sind, und diese müssen wechseln und Abänderungen erleiden können. Unter Umständen sind die Meinungen anderer der Betrachtung wert, zumal wenn es die gemeinsamen einer Gruppe erfahrenster Arbeiterinnen sind; denn wir mögen allein noch so gut arbeiten, oft würden wir sie doch vermissen, und wenn auch nicht, so hätte uns ihre vorherige Kenntnisnahme vor vielen Fehlern und verlorener Zeit bewahren können.

Einige Punkte scheinen mir besonders wichtig. Der wichtigste ist vielleicht der Mangel an gemeinsamer Arbeit aller, welche den Armen zu helfen versuchen, und die Organisation der Hilfe. Die Charity Organisation hat etwas darin gethan, aber sie wird gern zugeben, daß eine umfassende Organisation nicht existiert. Kirche

und Kapelle, Hospital und Armen-Apotheke, Armengesetzgebung und Privatwohlthätigkeit, Gesellschaft und Individuum — alles geht seinen eigenen Weg und kümmert sich nicht um die anderen, teils aus Unwissenheit, teils aus Vorurteil und Beschränktheit. Man könnte ein Buch über die verhängnisvollen Wirkungen dieser Verwirrung schreiben. Ist es eine thörichte Hoffnung, zu glauben, daß einmal alle, die dasselbe Ziel erreichen wollen, ihre Kräfte vereinigen? Es scheint so. Inzwischen können wir aber etwas thun. Es wäre schon ein großer Schritt vorwärts, wenn alle folgende einfachen Regeln aufstellen und festhalten wollten: erstens, niemals etwas zu unternehmen, ehe man sich überzeugt hat, ob es schon von anderer Seite geschehen ist; ist dies der Fall, dann zweitens denen, die es schon vor uns unternommen haben, womöglich dabei zu helfen und energisch am Erfolg mitzuarbeiten, drittens, keine Arbeit anzufangen, ehe wir uns nicht mit anderen Arbeiterinnen oder Gruppen von solchen in demselben Bezirk in Verbindung gesetzt haben, damit wir als Teil eines Ganzen handeln, uns geschickt dem anpassen, was die andern zu thun versuchten und es dadurch vervollkommnen, aber nicht stören.

Ein anderer wichtiger Punkt ist die Concentration der Einzelnen auf einen ihr angewiesenen Bezirk. Man findet häufig Frauen, die z. B. ein Armenviertel in einem, einen Verein von verheirateten Arbeiterinnen in einem anderen Stadtbezirk und einen Kinderhort weit davon zu versorgen haben. Das ist vielleicht nicht zu vermeiden, aber wenn es, wie ich auseinanderzusetzen versuchte, wichtig ist, die lokalen Verhältnisse und Hilfstruppen zu kennen, wenn wirklich jeder kleinste Teil der Arbeit der Teil eines Ganzen ist und nicht gut ausgeführt werden kann, wenn man nicht weiß, was die anderen thun, dann ist die auf zwei oder drei Stellen verteilte Arbeit eine große Verschwendung an Kraft und eine Gefahr, nur Unvollkommenes zu leisten. Das Arbeitsfeld soll nicht aufs Geratewohl gewählt werden, sondern von vornherein mehr oder weniger begrenzt sein, wie z. B. auf eine Gemeinde oder einen Armenbezirk.

Einen weiteren Gesichtspunkt gewährt uns die Kluft zwischen materieller Hilfe und dem religiösen Bekenntnis. Die Kirche giebt sehr viel Almosen, und es ist begreiflich, daß ihre Unterstützung dem fleißigen Kirchenbesucher zuteil wird, teilweise, weil dieselben den Verteilern der Gaben am besten bekannt sind; sehr oft aber auch wird die Gabe wohlbedacht als eine Art Bestechung gegeben. Lassen Sie mich die Worte eines sehr erfahrenen Geistlichen anführen: „Wenn Sie Unterstützung der Armen als eine Bibelagentur betrachten, so tragen Sie ein zweischneidiges Schwert in der Hand und thun der Sache der Religion unendlichen Schaden .... Sie mögen mehr Glieder für Ihre Kirche gewinnen, aber auch mehr Heuchler, und keineswegs mehr Religion verbreiten. Alles, was man thun kann, um religiöse Gemüter davon abzubringen, daß sie Almosengeben als eine Art der Bibelverbreitung benutzen, wird gerade der Sache dienlich sein, die Sie zu fördern wünschen!"

Eine andere Frage, die der Erwägung wert ist, bezieht sich auf den Vorteil, den es gewährt, das Problem der Hilfe für die Armen von mehr als einer Seite anzupacken. Was nicht in Schule und Hort geleistet werden kann, kann durch das Haus geleistet werden; was man nicht durch das Haus erreichen kann, ist vielleicht im Kindergarten möglich. —

Schließlich mag noch etwas über den relativen Wert der Arbeit der Einzelnen und einer größeren Institution gesagt werden. Es muß Anstalten geben, das ist wahr, aber wir wollen so wenig wie möglich haben. Viele gute und freundliche Menschen denken, daß sie alles gethan haben, was man thun könnte, um dem Bösen zu begegnen, wenn sie eine Anstalt gegründet haben. Sie glauben, wenn sie ein Mädchen z. B. in eine Anstalt oder ein Asyl gebracht haben, daß das ein sicheres und unfehlbares Mittel gegen jede Versuchung ist und die Lösung aller Erziehungsfragen in sich schließt. Man kann der Frage zwei Seiten abgewinnen: Erstlich, sind wir sicher, dem Kind wirklich etwas besseres angethan zu haben, wenn wir es von Hause und von seinen Freunden fortnehmen, und welche Wirkung hatte das auf Eltern und Nachbarn? Zweitens muß man bekennen, daß eine Anstalt und deren Vorsteherin nicht immer wesentlich einen Einfluß zum Guten ausüben. Ich halte es für sehr schwierig, eine Anstalt zu einer wirklich guten zu machen. Ihr Erfolg liegt gerade in der entgegengesetzten Richtung, als wohin sie neigt, nämlich, mechanisch zu werden; ihr Erfolg hängt von ihrer freien Selbstbestimmung ab. Sie neigt zu einer Massenbehandlung ihrer Insassen und wird nur einen Erfolg erzielen, wenn sie dieselben als Einzelwesen behandelt. Wenn daher die Frage auftaucht, ob man eine Anstalt gründen oder benutzen soll, so müssen wir erstens immer erwägen, ob ihre Gründung oder Benutzung notwendig ist, oder zweitens, wenn wir sie unbedingt haben müssen, auf welche Weise wir sie wirklich wirksam machen können.

Was klar erscheint, ist, daß wir uns, ob es sich nun um eine Anstalt handelt oder nicht, um wirklich Gutes zu thun, nicht auf einen Mechanismus, sondern auf unsere eigene persönliche Erfahrung verlassen müssen.

Darf ich zum Schluß noch einige wenige Worte über etwas sagen, was weder Kraftäußerung, noch Wissen, noch Ansicht ist, was man aber bei allen diesen dreien gebraucht? Ich meine Mäßigung, jene „Tugend", wie Ruskin sich ausdrückt, „welche die Menschen zuletzt und mit größter Mühe, manche nie erwerben. Und doch ist gerade sie so wesentlich für die Richtung, ja für das Vorhandensein aller anderen Tugenden; denn weder Phantasie noch Erfindungsgeist, weder Fleiß noch Empfindung, weder Energie noch irgend sonst eine gute Eigenschaft ist ohne dieses Selbstgebot vollauf wirksam. Durch sie werden mächtige und wirklich mannhafte Arbeiten hervorgebracht, die durch ihren Stempel erst von jener niedrigeren Schar glänzender, überflüssiger, prunkvoller und weiter noch von jenen lockeren, gesetzlosen, übertriebenen, unverschämten und schändlichen Unternehmungen gesondert werden!" .... So wichtig wie Kraft und Wissen sind, so muß man doch zugestehen, daß nicht nur die Unwissenden und Schwachen fehlen. Zu häufig zeigt sich große Fähigkeit in der Form von Selbstbewußtsein und Herrschsucht; die Kraft, etwas zu beginnen, endet in krampfhaft oder mühsam aufrecht erhaltener Arbeit, die Energie artet in Ungeduld aus und der Eifer in Unduldsamkeit. Die Resultate eines ungezügelten Mitleids sind ebenso gefährlich wie andere Gefühlsausbrüche. Wer starke Überzeugungen hat, läuft vielleicht Gefahr, fanatisch zu werden, und wer sein Steckenpferd zu weit treibt, hält schließlich den allgemeinen Fortschritt auf, statt ihn zu befördern. Geschulte Kraft aber hält ihre Arbeit für die gleiche ob auf Erden oder auf der Sonne. Der fruchtbare Geist, der sich selbst erzieht, wird lieber weniges gut, als vieles schlecht thun; Energie mit Selbstbeherrschung verbinden, bedeutet: endlose Geduld üben. Der Eifer, der die Mäßigung kennt, zeigt sich bemüht, alle Wege kennen zu lernen und den besten zu wählen, anstatt seine Augen vor allen bis auf einen zu schließen. Mitleid mit Selbstbeherrschung gepaart, kann ebensowohl verweigern als geben, kann es ertragen, mißverstanden zu werden.

Alle, welche gut geschult sind und an ihren Überzeugungen festhalten, können warten, und sind deshalb nicht weniger thatkräftig, sondern vielmehr kräftiger, weil sie wissen, daß man nachgeben kann; ihre Werke haben nicht weniger Lebenskraft, weil sie langsamer wachsen.

Mäßigung vermehrt, indem sie das Gold des Wissens und der Kraft vereint, beider Wert in Wahrheit um das Zehnfache und ist vielleicht, indem sie der Strenge die Sanftmut und nicht stürmische Begeisterung gesellt, das große Geheimnis des Erfolges.

Vermischtes.

Kinderausbeutung. Über die gewerbliche Nebenbeschäftigung schulpflichtiger Kinder sind in Charlottenburg bei Berlin neuerdings wieder Erhebungen mit folgenden Ergebnissen vorgenommen worden:

Es waren von den 10993 Kindern (5552 Knaben und 5441 Mädchen der 14 Charlottenburger Gemeindeschulen nicht weniger als 979 erwerbsmäßig beschäftigt (675 Knaben und 304 Mädchen), von denen auf eine Schule allein 194 Kinder entfielen, auf eine zweite 104, auf eine dritte 92 Kinder ꝛc. Von diesen 979 erwerbsmäßig beschäftigten Schulkindern standen acht erst im Alter von 6—7 Jahren, 49 im Alter von 7—8 Jahren, 77 im Alter von 8—9 Jahren, 112 im Alter von 9—10 Jahren, 136 im Alter von 10—11 Jahren, 176 im Alter von 11—12 Jahren, 256 im Alter von 12—13 Jahren und 165 im Alter von 13—14 Jahren, mithin 246 oder 25,1 v. H. erst im Alter von noch nicht 10 Jahren. Der Art des Erwerbes nach waren beschäftigt: des Morgens und Nachmittags 169 Kinder, nur des Morgens oder Nachmittags und Abends je 394, zusammen also 788, an einzelnen Tagen nachmittags 15 und nur an Sonntagen 7 Kinder. Und zwar begannen mit ihrer Arbeit bereits um 3 ½ Uhr früh 14 Kinder, darunter ein Knabe, der außerdem schon in der Zeit von 12 bis 1 Uhr nachts Frühstück ausgetragen hatte, während ein anderer um 1 ½ Uhr nachts mit den Eltern zur Markthalle fahren mußte. 239 Kinder begannen dann ihre Arbeit morgens schon zwischen 4 und 5 Uhr, 242 zwischen 5 und 6 Uhr und nur 68 zwischen 6 und 7 Uhr. Und nachmittags mußten auf Erwerb gehen von 12—2 Uhr 183 Kinder, 2—4 Uhr 224, 4—6 Uhr 89 und von 6 Uhr ab 117 Kinder. Die tägliche Dauer der erwerbsmäßigen Beschäftigung aber betrug bei 21 Kindern 9 bis 10 Stunden und mehr, bei 20 Kindern 8—9 Stunden, bei 36 Kindern

7—8, bei 62 Kindern 6—7, bei 85 Kindern 5—6, bei 78 Kindern 4—5, bei 83 Kindern 3—4, bei 180 Kindern 2—3, bei 367 Kindern 1—2 und bei 47 Kindern unter 1 Stunde. Außerdem wurden in zwei Fällen von Knaben bis zu 12 und 15 Stunden Kegel aufgesetzt und in einem Falle van einem Mädchen bis 16 Stunden Aufwartedienste geleistet. Endlich verdienen noch ganz besondere Beachtung die Erhebungen über die körperliche Anstrengung, die diese gewerblichen Arbeiten van den Kindern erfardern, namentlich morgens vor Beginn der Schule. Hierüber ist folgendes festgestellt: Es haben in einer Stunde zu ersteigen 82 Kinder bis zu 20 Treppen. 51 bis zu 40 und 7 bis zu 60 Treppen; in anderthalb Stunden 69 Kinder bis zu 25 64 bis zu 50 und 14 bis zu 70 Treppen; in zwei Stunden 44 bis zu 25, 56 bis zu 50, 20 bis zu 75 und je ein Kind bis zu 80, 92 und 120 Treppen; in vier Stunden 67 Kinder bis zu 50 und 23 bis zu 100 Treppen. Im allgemeinen sind hiernach van den Kindern im Zeitraum von 1½ bis 2 Stunden 20 bis 30 Treppen zu ersteigen und dabei ein Weg von 1500 bis 2000 Meter zurückzulegen.

Daß diese Zustände weiter verbreitet sind zeigt ein soeben erschienener Erlaß des Regierungspräsidenten zu Potsdam, in welchem folgende Thatsachen mitgeteilt werden.

„Die Nebenbeschäftigung von schulpflichtigen Kindern zu Erwerbszwecken hat nach den von uns angestellten Erhebungen in einzelnen. vornehmlich größeren Orten einen außerordentlichen Umfang erreicht. In einigen Vorarten Berlins waren bei einer Schülerzahl van 11 440 1013 Kinder, also fast 9 Prozent gewerblich nebenbeschäftigt Von diesen 1013 Kindern arbeiteten länger als 4 Stunden täglich 398, var 6 Uhr früh 283, nach 9 Uhr abends 205, auch an Sanntagen 642.

Der Erlaß des Regierungspräsidenten fordert Polizei, Schulinspektoren und Eltern auf, diesen Zuständen entgegenzutreten. Was hilft das aber, wenn die wirtschaftliche Lage der Eltern die Kinder zwingt, zu hungern oder mitzuverdienen? Vielleicht käme man dem Übel mehr an die Wurzel, wenn alle diejenigen geheimen und strengvertraulichen Erlasse von Regierungspräsidenten sistiert würden, welche die Coalitionsfreiheit der Arbeiter verkümmern und damit der ökonomischen und sozialen Emporbewegung des vierten Standes entgegenarbeiten.

Dazu gehört allerdings der Druck einer neuen öffentlichen Meinung. Und dazu wiederum gehört die Auferstehung des sozialen Gewissens im Einzelnen. Wir rufen allen weihnachtsfrohen Eltern die Worte ins Gewissen, welche einst einem Aufruf für Kinderheilstätten beigegeben waren:

Der beim Anblick eines frohen Kindes, und nun eines eigenen, nach oben gewendete flehende Gedanke: „O daß dieses holde Leben vor Unheil bewahrt bleibe," muß sich immer mehr zu einem Gelübde veredeln, das man in jeder durch den Anblick lieber Kinder geweihten Glückesstunde erneuern und stets aufs neue bethätigen sollte, zu dem Gelübde nämlich, auch die Kinder Anderer, soviel man selber irgend vermag, vor Unheil bewahren zu helfen.

Jenes überwältigende Glück kann eigentlich nur dadurch für eine tiefere Seele erträglich werden, daß man dabei ohne Gewissensnot an das unaussprechliche Leiden Solcher denken kann, die ihre Kinder verkümmern sehen müssen, und an die noch unseligere Erbitterung, welche das Herz dieser Leidenden beschleicht, sobald sie die Verkümmerung auf die Gleichgiltigkeit oder gar auf die rücksichtslose Eigensucht Anderer zurückführen zu müssen glauben.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Novemberrevue II. War die erste Hälfte des Monats dem Ausblick in die Zukunft gewidmet gewesen, so führte die zweite zu einem selbstbesinnenden Rückblick auf die Vergangenheit und das Geleistete. „Haben wir Grund," so fragte Prof. Bruno Meyer, „unsere ethische Anschauung aller Vergangenheit als eine überlegene entgegenzusetzen?" Die Antwort war ein entschiedenes Nein, wie wir gleich vorwegnehmen wallen. Leider nämlich geschehe das, wie auch in vielen anderen Beziehungen (Kunst, Politik) unsere Zeit sich einer ähnlichen selbstbewußten Ueberhebung schuldig mache. Die Frage zerlegte der Redner nun in die Unterfragen: 1. Haben wir Neues? Antwort: Nein, denn neben den früheren ethischen Führern und Denkern (Sokrates, Demokrit, die Stoiker, Marc Aurel, die Engländer des 17. Jahrhunderts in der Gefolgschaft Lockes, endlich Kant) kammen unsere pasitiven Leistungen nicht in Betracht, höchstens dürfen wir uns rühmen, außerordentliche geschichtliche Bearbeitungen des Gebietes geleistet zu haben. 2. Wie weit ist bewußte Klarheit über das, was wir ethisch nennen, vorhanden? Wenig genug, denn wir bevorzugen gefühlvolle Wendungen, man spricht gelegentlich von „ewigen Maralgesetzen", während doch nichts ewig ist, als der Wechsel: man hält voreilig gewisse Grundfragen für abgethan, während dieselben doch noch sehr ernste Verteidigung finden können, man betrachtet die Dinge einseitig (so wenn wir van den „Gefahren des Reichtums" sprechen, ohne der Kulturmissian desselben zu gedenken), und auch die einzig hervarstechende Eigentümlichkeit unserer Zeit, das Varherrschen sazialer Neigungen ist, abgesehen van ihren Auswüchsen, weit entfernt, etwas Neues zu sein, da in zwei Kulturstaaten des Altertums der Sozialismus uns bereits in schärfster Kansequenz des Gedankens und seiner Bethätigung begegne. 3 Wie weit sind unsere Anschauungen bei den führenden Persönlichkeiten Wahrheit gewarden? Nur aberflächlich, denn trotz unleugbar warmer Ueberzeugung und herzlicher Bemühung kammt doch leicht der Egaismus der persönlichen Empfindungen, vorgefaßten Meinungen unter dem ethischen Firnis hervor; man verlangt mehr Rücksichten, als man gewähren möchte. 4. Wie weit sind diese selbstbewußten Anschauungen Gemeingut? So wenig, wie in den Zeiten Jesu und Marc Aurels. Anstelle einer Durchdringung mit ethischem Bewußtsein, das sich in Handlungen umzusetzen fähig und bereit wäre, sehen wir eine falsche Popularität gewisser äußerster Einseitigkeiten, und als Folge davon: Verhetzung der Klassen, Berufe, Stände, Zunahme der Raheitsverbrechen u. dgl. 5. Was haben wir für Einbuße mit in den Kauf zu nehmen? Sehr viel, denn wir gefallen uns in einer Vernachlässigung, ja Verachtung ganzer Gruppen der wertvallsten ethischen Eigenschaften, z. B. der sog. „heroischen Tugenden", und bedenken nicht, daß je nach dem Laufe der Zeiten und der wandelnden Anschauungen jeweilig ganz verschiedene Gruppen von Eigenschaften im Vordergrunde der Wertschätzung gestanden haben, stehen und stehen werden. Das Durchschnittsergebnis der ethischen Entwickelung sei: Erschlaffung der Selbstbeherrschung, Untergrabung des Autaritätsbegriffes, ohne den keine Herrschaft irgend eines Gesetzes, also auch nicht eines ethischen, denkbar sei, Auflösung der Disziplin als angeblich im Widerspruche mit der Freiheit, während die wahre Disziplin mit ihr identisch sei; die ethische Gesamtstimmung unserer Zeit stelle sich ebenso wie auf allen anderen Gebieten dar als ein Durchgangsstadium vall gährender Ungeduld und unvermittelter Gegensätze mit unabsehbarem Ausgang. Der Vartrag blieb im einzelnen nicht ahne Widerspruch. Insbesandere wurde die Frage 2 nach dem Wesen des Ethischen erörtert, und während ein Gast der Gesellschaft die Definition gab, ethisch seien die Eigenschaften, die von der jedesmaligen Gesellschaft gefardert werden, betante Praf. Foerster die Natwendigkeit, unbekümmert um die stets nachhinkende wissenschaftliche Beantwortung der Frage, das gefühlsmäßige, gemeinsame Ethische in der Gesellschaft in den Vardergrund zu stellen: eine praktische Gesellschaft müsse den Mut haben, vorläufig von der wissenschaftlichen Begründung abzusehen. Den Reichtum als vortrefflichen Spielraum für die Kräfte eines bedeutenden Individuums erkenne er gern an, müsse aber doch auch darauf aufmerksam machen, daß gewisse Reichtumsanhäufungen jede Individualität ertränkten; die protzenhafte Plutokratie müsse verschwinden Im Ganzen gehe es mit der Ausbreitung der ethischen Lebensanschauung wie mit Flußregulierungen, die auch für die Schiffahrt natwendig, dennoch für manche Gegenden die Überschwemmungsgefahr erhöhten; der Menschheit könne kein Übel, das einmal an jedes Übergangsstadium geknüpft sei, geschenkt werden. Nachdem noch Herr Jaffé darauf hingewiesen, daß unsere ethische Anschauung sich in der That durch die viel weitere Verbreitung des Salidaritätsgefühls und thatkräftige saziale Mitarbeit von mehr Menschen als je auszeichnet, erkennt das Prof. B. Meyer zwar an, will aber darin keinen besonderen Varzug sehen, weil unsere Zeit einfach auf den Schultern der früheren stehe Für die heutige Stärkung des Solidaritätsgefühls und der sazialen Gesinnung sei die frühere Steigerung des Individualismus natwendig gewesen. Zwischen Privat-Ethik und Sozial-Ethik bestehe kein prinzipieller Gegensatz.

Was im kleinsten Kreise und ohne alle Selbsttäuschung in sozialer Praxis geleistet werden könne, führte der Vortrag des Herrn Dr. Levy mit Rücksicht auf die Auskunftsstelle der D. G. E. K. aus. Es war ein Stückchen van Sazialpädagogik, in das er uns hineinschauen ließ. Die Thatsache, daß Männer und Frauen, die der ethischen Gesellschaft nicht angehörten, für diese Art der ethischen Bestrebungen thätige Teilnahme bewiesen, zeige, daß in der sozialen Praxis eine sammelnde und vereinigende Kraft liege, daß ferner das Bedürfnis und der Wunsch nach einer Anleitung für diese schwierige Arbeit weit verbreitet sei. An der Hand des Statuts der Auskunftsstelle erläutert Redner die einzelnen selbstgesetzten Zwecke. Zu a) mündliche und schriftliche Auskunfterteilung an Personen, die Hilfe suchen oder Hilfe leisten wollen (im Besonderen über private und öffentliche Wahlfahrtseinrichtungen innerhalb Berlins) bemerkt er, das Wesentliche und Neue sei gerade, daß den Hilfesuchenden eine Stelle für freundschaftliche Unterhaltung, für uninteressierten Rat gebaten werde, ohne autoritäre oder Wohlthätergebahrung. Ein demnächst van der Auskunftstelle herauszugebendes Auskunftsbuch über alle Berliner Wohlfahrtseinrichtungen werde diese Aufgabe erleichtern, ebenso eine kleine Bibliothek derselben Art, und gleichzeitig auch Personen, die in sozialer Hilfeleistung noch wenig Erfahrung hätten, zur Mitarbeit ermutigen. Sa bezwecke Punkt b) die methadische Anleitung der Mitglieder der Auskunftstelle zur Thätigkeit in allen Zweigen persönlicher Hilfeleistung 1. durch die sich aus dem Verkehr mit den Auskunftsuchenden ergebenden schriftlichen Arbeiten, 2. durch Vorträge, Besprechungen, Referate. (Die Vorsitzende, Frau Schwerin, hat diesen

Winler einen zehnstündigen Vortragscyklus über Armenpflege gehalten.) Der inhaltschwerste Punkt sei: e) Übernahme und Überweisung persönlicher, von sozialethischen Gesichtspunkten geleiteter Fürsorge für Hilfsbedürftige. Wenn auch die freundliche Erteilung eines guten Rates nicht zu unterschätzen sei, so könne man trotz aller Schwierigkeiten und Einwände im einzelnen es nicht stets dabei bewenden lassen. Der Einblick in die Notlage unseres Nebenmenschen führe ganz natürlich zu dem Versuch der Abhilfe, auch durch länger dauerndes Interesse. Der Redner wandte sich nun gegen die Einwände, die von Feinden und Freunden dieser sozialen Thätigkeit erhoben würden. Gegen die entmutigende Frage: Was erreicht ihr eigentlich der Riesensumme des Elends gegenüber? könne man nur antworten: Wenig ist immer besser als Nichts. Bedenklicher und sehr beherzigenswert sei die Mahnung, daß materielle Hilfe moralischen Schaden bringen, fremde Hilfe den Trieb zur Selbsthilfe töten könne. Müsse man aber die Thatsache auch zugeben, daß Fehler in dieser Beziehung begangen würden, so entbinde das nicht von der Pflicht, unter Vermeidung dieser Fehler dennoch den Versuch zur Hilfe zu machen; gerade deshalb müsse man sich recht von der Schwierigkeit der Aufgabe durchdringen lassen. Gelinge es ferner auch selten, dauernd eine Person oder Familie wieder in die Höhe zu bringen, so möge man sich doch erinnern, daß man auch unheilbare Kranke nicht verkommen lasse, sondern versuche, ihre Leiden zu mildern. Als gewissermaßen methodologische Winke giebt Redner noch folgende Ratschläge: Keine Übertreibung (besonders Schwarzmalerei) der Verhältnisse, keine Proselytenmacherei, keine Intoleranz gegenüber verwandten Bestrebungen! Eine außerordentlich lebendige Debatte folgte dem Vortrag, die dem Redner Gelegenheit bot, die von der Zeit erforderte Knappheit seiner Einzelausführungen zu ergänzen. Geheimrat Foerster unterstützte den Redner in der Ausführung, daß eine warmherzige ethische Gesellschaft nicht an den Hilfesuchenden nur quasi Statistik treiben dürfe, sondern zu helfen versuchen müsse trotz der Überzeugung, daß Wohlthätigkeit allein nie ganz helfen könne. Herr Hecht beleuchtete die tiefe ethische Wirkung einer warmen Anteilnahme auch nur eines Gebildeten an den Leiden der freundlosen und isolierten Unglücklichen. Von verschiedenen Seiten wurde, im Einverständnis mit dem Vortragenden, auf die Notwendigkeit noch ganz anderer Reformen, wie Verkürzung der Arbeitszeit, Kreditgewährung u. dgl., hingewiesen, freilich ohne daß damit die bescheidene soziale Praxis der Auskunftstelle im Augenblick für unnötig erklärt worden wäre. Dr. Levy gab in seinem Schlußwort dem Gedanken Ausdruck, daß in der That die Auskunftstelle durchaus nicht besser sei, als die anderen ähnlichen Veranstaltungen, nur etwas anders. Daraus ziehe sie ihre Existenzberechtigung. Weder die gewohnheitsmäßige Bettelei, noch den Wohlthätigkeitssport mancher Kreise könne sie abschaffen; aber dafür sei gesorgt, daß weder der professionelle Hilfesuchende noch die Modewohlthäterin sich in der Auskunftstelle wohl fühlen könnten. Gerade weil das Endziel, die Beseitigung des ökonomischen Elends der Menschen, so überaus hoch sei, sollte man die winzige Arbeit der kleinsten Kreise nicht mißachten.

Dr. R. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 11. Januar 1896. | Nr. 2.

Inhalt: Scheiterhaufenpolitik. — Die Wissenschaft dem Volke! Von J. Tews. — Die ethische Bewegung in der Religion. Von Paul Pflüger. — Vermischtes: Gemeingefährliche Ethiker. — Fabrikgesetzgebung in Neuseeland. — Zur Diskussion über das neue bürgerliche Gesetzbuch. Von Vera Proelß. — Aus der ethischen Bewegung: Züricher Eindrücke. Vom Herausgeber.

Scheiterhaufenpolitik.

Im Verlage der „Germania" ist zu Weihnachten ein Schriftchen erschienen, das fanatisch für die Wiedereinführung des Christentums in das öffentliche Leben eintritt. Dem Verfasser kommt es vor allem auf ein einheitliches Christentum an. Das aber kann es nur in der katholischen Kirche geben. Um Jesus Christus zur Herrschaft zu bringen, müsse zunächst die Einheit im Glauben rücksichtslos wiederhergestellt werden. Dieser Gedanke wird folgendermaßen beleuchtet:

„Der wohlthätigen Wachsamkeit der heiligen Inquisition ist der religiöse Friede, sowie auch die Glaubensfestigkeit zu verdanken, die den Adel der spanischen Nation ausmacht. O, seid gesegnet, ihr flammenden Scheiterhaufen, durch die einige wenige und dazu verschmitzte Subjekte beseitigt, jedesmal aber hundert und aber hundert Seelen aus dem Schlunde der Irrlehre und vielleicht auch der ewigen Verdammnis errettet worden sind, und auch die bürgerliche Gesellschaft, geschützt wider Zwietracht und Bürgerkrieg, jahrhundertelang in Glück und Wohlfahrt erhalten blieb!"

In der nationalliberalen Presse werden diese Äußerungen mit höchster Entrüstung besprochen. Nur gemach, ihr Herren! Was dort steht, das ist Geist von eurem Geiste. Was dort gegen die kirchliche Ketzerei gefordert wird, das fordert ihr gegen die soziale Ketzerei. Oder warum habt ihr geschwiegen, als euer Götze in seinem Leiborgan folgende brutale Gewissenlosigkeit in die Welt gehen ließ?

„Und wenn die Sozialdemokratie durch neue Maßregeln nach Art des Sozialistengesetzes „zur Verzweiflung" getrieben würde und zu einem gewaltsamen Angriff auf Staat und Gesellschaft sich hinreißen ließe, so wären zwar die Opfer der Abwehr dieses Angriffes sicherlich zu bedauern, aber wenn danach die Sozialdemokratie an der Ausführbarkeit ihrer Utopien schließlich verzweifelte, so würde Das doch nur ein Vorteil für das Deutsche Reich sein und jedes Ausnahmegesetz, das zu dieser Entwickelung beitragen könnte, wäre damit allein schon gerechtfertigt."

Der Gedanke, daß in kalter Berechnung überzeugungstreue Männer durch Verzweiflung über fortgesetzte Rechtsverweigerung vor die Bajonette getrieben werden sollen — und das alles zum Wohl des deutschen Reiches — dieser Gedanke steht genau auf derselben Kulturstufe wie die kirchliche Rechtfertigung der Ketzerschlächtereien zur Rettung der bedrohten Glaubenseinheit. Eine traurige Festgabe zum bevorstehenden Jubiläum des deutschen Volkes, wenn das Organ des Reichsbegründers verkündet, daß die nationale Einheit nur noch durch mittelalterliche Barbarei am Leben erhalten werden könne!

Könnte das Attentat unserer politischen Inquisition auf die deutsche Kultur siegen und damit unser Vaterland in jenen Zustand trägen Vegetierens hinabsinken, den die heutige spanische Nation dem rechtzeitigen und durchgreifenden Wirken ihrer Scheiterhaufen verdankt, dann dürften künftige Bismarckanbeter folgenden Lobgesang anstimmen:

„Der wohlthätigen Wirksamkeit der Staatsanwälte und der preußischen Garden ist der soziale Friede sowie auch der kulturelle Stillstand zu danken, der den Adel der deutschen Nation ausmacht. O seid gesegnet, ihr blutigen Straßenkämpfe, durch die einige wenige und dazu vaterlandslose Agitatoren beseitigt, jedesmal aber hundert und aber hundert Seelen aus dem Schlunde der Irrlehre und vielleicht auch der ewigen Verdammnis errettet worden sind, und auch die bürgerliche Gesellschaft, geschützt wider Zwietracht und Bürgerkrieg, jahrhundertelang in Glück und Wohlfahrt erhalten blieb!" F.

Die Wissenschaft dem Volke!

Von J. Tews.

II.

Die gemeinsame Elementarschule.

Nie ist der Fortbestand einer Kultur in höherem Maße gefährdet, als wenn Reiche und Arme kein gemeinsames Interesse, keine gemeinsamen Beschwerden, keine gemeinsamen Angelegenheiten mehr haben, wenn ein verschiedener Ideengang den Geist des einen dem anderen verbirgt. Lujo Brentano.

Kein Gedanke geht dem bevorrechteten Menschen schwerer ein als der, daß er mit jedem anderen Bürger desselben Staates gleiche Rechte und gleiche Pflichten habe. Und doch ist dieser Grundsatz derjenige, auf dem ein Gemeinwesen am festesten ruht. Nur wo mit dem Satze der preußischen Verfassung: „Standesvorrechte finden nicht statt" oder mit dem bekannten Schulvers: „Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand" aufrichtiger Ernst gemacht wird, wo nach Napoleons Rezept jedem Soldaten der Marschallstab in den Tornister gelegt wird, ist es möglich, alle Kräfte zu edlem Weltstreit mobil zu machen. Wo Ämter, Bildung, politische Rechte ꝛc. das Privilegium weniger Auserlesener sind, steht neben und über einer kulturlosen, in fortgeschrittenem Stadium unzufriedenen Masse eine Clique von Protégés, die nur zum Teil ihrer überkommenen Aufgabe gewachsen und in ihrer Lage ebensowenig glücklich sind, wie diejenigen, die von ihr am Aufsteigen gehindert werden.

In einem wirklichen Kulturstaat sollte jeder jedes werden können. Nur die Grenzen der Begabung dürfen die Grenzen der Thätigkeit bezeichnen. Das setzt eine solche Organisation des Bildungswesens voraus, daß die öffentlichen Schulanstalten allen offen stehen, die Zutritt zu ihnen begehren. Die Realisierung dieser Forderung ist allerdings nicht so einfach, als es häufig hingestellt wird. Mit der Unentgeltlichkeit des öffentlichen Unterrichts, einschließlich der Lehrmittel, ist für die Ärmeren noch wenig gethan. Es müßte auch Fürsorge für ihren Unterhalt getroffen werden.

Ob unser sozialer Organismus in absehbarer Zeit eine solche Vervollkommnung erfahren wird, daß auch der ärmere, aber treu und gewissenhaft arbeitende Vater seine Kinder bis zur Vollendung ihrer Ausbildung im Hause behalten kann, oder daß an Stelle des natürlichen Erziehers das Gemeinwesen eintritt, soll hier nicht untersucht werden. Unter den

heutigen Verhältnissen ist daran nicht zu denken, weswegen wir in den nachfolgenden Zeilen, in denen naheliegende, bei gutem Willen in nächster Zeit erreichbare Verbesserungen des Volksunterrichts erörtert und empfohlen werden sollen, davon absehen und allein die Organisation, die Aneinandergliederung der Volksbildungsanstalten einer Besprechung unterziehen.

Wen bereits bei seinen ersten Schritten ins Leben das Bewußtsein begleitet, daß er zu Höherem berufen sei, als die gemeine Masse, die er um sich sieht, der wird selten in echtem Menschlichkeitsgefühl sich in die Gemeinschaft, in der er aufwächst, hineinleben; und ebensowenig wird in ihm der Gedanke großgezogen werden, daß er alles, was er besitzen und genießen will, erst verdienen, daß er den Platz, den er über anderen einnehmen möchte, erst erobern müsse, daß sein Wert allein in seinen Leistungen bestehe, nicht in den Verhältnissen, in die er durch Abstammung und Geburt hineingekommen ist. Wem dagegen bereits bei der Erlernung des ABC gesagt oder durch die Verhältnisse zu Gemüte geführt wird, daß er nur für eine niedere Stellung bestimmt sei, wird schwer den Entschluß fassen, sich emporzuringen und es den Besten seines Alters gleichzuthun. Sein Fleiß und seine Leistungen haben ja doch nur einen beschränkten Wert. Sie führen ihn ja doch nicht auf die Höhen des Daseins, die er andere mit leichter Mühe erklimmen sieht, Grund genug, sich in geheimem Neid und Groll zu verzehren oder apathisch der ganzen Bildungsherrlichkeit den Rücken zu kehren. Was hat dem jugendlichen Amerika die große Zahl ausgezeichneter Männer gegeben? Die Möglichkeit, von jedem Standpunkt aus alles zu erreichen und alles zu werden. Diese Möglichkeit muß darum jeder herbeiführen helfen, der mit uns einig ist in der Überzeugung, daß die Kulturgüter den Massen, dem ganzen Volke gehören und geboten werden müssen.

Weit ab von diesem Ziele ist ein Bildungsorganismus, in welchem, wie es besonders in Norddeutschland ziemlich allgemein der Fall ist, dem Kinde von vornherein ein bestimmtes, durch die Vermögensverhältnisse seiner Eltern festgelegtes Bildungsziel zudiktiert wird, in welchem man einen Teil der Jugend mit dem ersten Schultage in die Vorschulen der höheren Lehranstalten schickt und sie damit zu Anwärtern der höheren Schulbildung stempelt, einen anderen, den größten Teil dagegen in die „Volksschulen“, die mit dem höheren Schulwesen in keinerlei lehrplanmäßiger Verbindung stehen und darum nicht als Vorbereitungsanstalten für jede weiterführende Lehranstalt, sondern nur als die Unterstufe der bescheidene Lehrziele verfolgenden Bürgerschule erscheinen. Eine solche Gliederung des ersten Unterrichts hat bei uns seit 50 Jahren lebhaften, aber erfolglosen Widerspruch gefunden und ist neuerdings besonders heftig bekämpft worden. Man hat dem nach den Vermögensverhältnissen der Eltern gegliederten Elementarunterricht die gemeinsame Elementarschule gegenübergestellt, eine Schule, in der die Kinder aller Volksklassen die Bildungselemente sich aneignen und dadurch befähigt werden, ihre weitere Ausbildung in irgend einer auf dieser Grundstufe sich aufbauenden Lehranstalt fortzusetzen. Die höheren Unterrichtsstufen, von der niederen Bürgerschule bis zum Gymnasium, sollen aus dieser gemeinsamen Elementarschule wie die Äste eines Baumes aus dem Stamme hervorwachsen und ihrerseits sich wieder wie das kleinere Gezweig zerteilen. So entsteht ein einheitlicher, in seinen oberen Stufen nach den vielfachen Formen und Forderungen der Kulturgesellschaft gegliederter Schulorganismus, die Volkseinheitsschule. Wir haben es hier nur mit dem gemeinsamen Unterbau derselben, der allgemeinen Grundschule zu thun.

Es ist leicht erweislich, daß der Unterricht in allen Elementarschulen ein gleichwertiger sein müsse, um den Kindern aller Stände die gleiche Möglichkeit zu bieten, sich auf die höheren Stufen emporzuschwingen. Damit ist das Urteil über die besonderen Vorbereitungsanstalten für die höheren Lehranstalten gesprochen. Sind diese notwendig, so erfüllt eben die Volksschule ihren Zweck nicht. Sie ist keine Volks-, sondern eine Armenschule, die man bessern muß, nicht aber durch Begründung einer Sonderschule noch tiefer herabdrücken darf. Die Einrichtung von Sonderschulen für den ersten Unterricht könnte nur dann gebilligt werden, wenn man auf dieser Lehrstufe die Begabung der Kinder bereits sicher feststellen könnte und den begabten ohne Rücksicht auf ihre Vermögenslage die besonderen Elementarschulen unentgeltlich öffnete. Da eine solche Auslese der Kinder in den ersten Schuljahren aber ganz unthunlich ist, fällt jede Berechtigung für jene Anstalten fort. Vielmehr muß der erste Unterricht nicht nur für alle Kinder gleichwertig, sondern auch gemeinsam sein. Wer würde an eine gleiche und gleichwertige Rechtspflege glauben, wenn es dem Begüterten anheimgestellt würde, sich vor besonderen Gerichtshöfen gegen Bezahlung höherer Gerichtskosten aburteilen zu lassen? Wer empfindet nicht den jetzigen einjährig-freiwilligen Militärdienst als ein Privileg des Besitzes? Was würde man sagen, wenn die Kirche besondere Gottesdienste für Wohlhabende einrichtete? Welcher Beurteilung würden besondere Gymnasien und Universitäten für die Söhne wohlhabender Eltern anheimfallen? Man könnte die Gleichwertigkeit noch so streng festhalten, im Volke würde niemand daran glauben, wie niemand die sächsischen Bürger- und Bezirksschulen, die sich vielfach nur durch die Höhe des Schulgeldes, nicht aber durch Lehrplan und Lehrpersonal unterscheiden, als gleichwertig erachtet. Ausgeschlossen von der gemeinsamen Schule dürften nur sittlich Verdorbene, Kranke und ausnahmsweise gering Veranlagte sein, da sie ein Hindernis oder eine Gefahr für ihre Kameraden sind. Daß man diese Kinder heute nur in wenigen Städten in besondere Anstalten verweist, ist auf keinen Fall zu billigen.

Wer die vom Staat bezw. der Gemeinde eingerichtete Schule nicht benutzen will, dem muß es überlassen bleiben, aus eigenen Mitteln, durch Privatunterricht oder Benutzung von Privatschulen, für die Ausbildung seiner Kinder zu sorgen. Ein Zwang zur Benutzung des öffentlichen Unterrichts besteht heute nirgends und wird hoffentlich auch niemals geschaffen werden, denn dadurch würde eines der wichtigsten politischen Rechte verloren gehen. Daß die Privatschulen mit dem öffentlichen Unterricht, wenn er gut ist, nicht konkurrieren und vor allem den öffentlichen Schulen die Kinder der begüterten Volksklassen nicht zu entziehen vermögen, ist durch die thatsächlichen Verhältnisse in den Staaten, in denen die allgemeine Volksschule seit längerer Zeit besteht, hinlänglich bewiesen.

Wie weit wir von einer Gleichwertigkeit der öffentlichen Elementarschulen noch entfernt sind, zeigt eine Vergleichung der in fast allen größeren und mittleren und auch in vielen kleineren Städten Norddeutschlands bestehenden Vorschulen mit den entsprechenden Volksschulklassen. Die Verschiedenheit erstreckt sich auf alle Verhältnisse, auf den Lehrplan, die Zahl der Schulstunden, die Besetzung der Klassen, die Qualität und Besoldung der Lehrkräfte 2c. Während die Vorschulklassen nur 18—22 Unterrichtsstunden haben, sitzen die 6—9jährigen Volksschüler 22—30 Stunden auf der Schulbank. Die ersteren erhalten 2, die letzteren 4—5 Religionsstunden. Für die Vorschulen werden die besten Lehrkräfte ausgewählt, und die Gehälter (1400—2800 Mark) sind so festgesetzt, daß sie weit über die für die Volksschullehrer gezahlten Beträge (Durchschnittsgehalt in den Städten 1452, auf dem Lande 1080 Mark) hinausgehen. Am auffälligsten aber sind die Unterschiede in der Besetzung der Klassen. Nur einige Beispiele! Die durchschnittliche Klassenbesetzung beträgt:

	Vorschulen	Volksschulen
Königsberg i. Pr.	37	63
Elbing	21	82
Danzig	34	60
Posen	13	55
Bromberg	28	60
Breslau	29	58
Altona	42	67
Duisburg	17	67

	Vorschulen	Volksschulen
Düsseldorf	37	68
Elberfeld	30	61
Barmen	21	67
Krefeld	22	63

Die unteren Volksschulklassen, in denen die mit den Vorschülern gleichaltrigen Kinder sitzen, sind weitaus stärker besetzt, als die vorstehenden Durchschnittszahlen angeben, in Elbing z. B. mit 100—110 Kindern. In den kleineren Städten, wo die Volksschulklassen vielfach noch höhere Frequenzen aufweisen, gehen die Vorschulen auf ganz winzige Ziffern herab. Es giebt Dutzende von Vorschulklassen mit 5—10 Schülern, während die entsprechenden Volksschulklassen derselben Ortschaften 70, 80 und mehr Schüler haben. Nur in wenigen norddeutschen Städten ist der Lehrplan für die unteren Volksschulklassen so aufgestellt, daß ein direkter Zusammenhang mit demjenigen der höheren Lehranstalten besteht und die in diese übertretenden Schüler ihren Bildungsgang ungestört fortführen können.

In anderen Staaten liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Bayern hat nur einige wenig benutzte Vorschulen. In München besteht keine und die Söhne von Ministern und Geburtsaristokraten benutzen die gemeinsame Elementarschule ebenso wie der schlichte Arbeiter. In der Schweiz und in Österreich bestehen dieselben Verhältnisse, auch Frankreich und Nordamerika haben die gemeinsame Elementarschule, und überall betrachtet man sie als einen der größten Vorzüge des heimischen Schulwesens.

Die deutsche Pädagogik vertritt die Forderung des gemeinsamen Elementarunterrichts seit den Tagen des Comenius (gest. 1671); Pestalozzi, Denzel, Diesterweg, Fichte, Harkort vereinigen sich in dieser Forderung. Die preußische Unterrichtsverwaltung arbeitete im Jahre 1819 einen Unterrichtsgesetzentwurf aus, der nach den Ideen des Freiherrn von Stein eine Volkseinheitsschule ganz im modernen Sinne konstruiert. Neuerdings ist besonders Professor Rein, Leiter des pädagogischen Seminars in Jena, für den gemeinsamen Elementarunterricht eingetreten. Daß der deutsche Lehrerverein seit seiner Begründung (1848) diese Forderung als eine seiner ersten und wichtigsten betrachtet und unentwegt vertritt, ist bekannt.

Wie weit der gemeinsame Unterricht ausgedehnt werden soll, wird niemals nach rein theoretischen Gesichspunkten festgestellt werden können. In den nordamerikanischen Städten hält man eine Verästelung erst auf der obersten Stufe, der Stufe der Berufsschulen, für erforderlich. Bis dahin gehen alle Schüler in gleicher Weise durch die verschiedenen Schulanstalten (Primary-Schools, Grammar-Schools, Latin-Schools, High-Schools). In Zürich findet die Gabelung nach dem sechsten, in Österreich und Bayern meist nach dem fünften, in Bern und Basel nach dem vierten Schuljahre statt. Daß eine so frühe Trennung im unterrichtlichen Interesse geboten sei, wird schwer zu erweisen sein. Der gemeinsame Bildungsstoff ist zweifellos so umfangreich, daß er einen größeren Teil der Jugendzeit ausfüllt. Aber da unsere höheren Lehranstalten in nächster Zeit wesentliche Änderungen kaum erfahren werden, so kann zunächst nur ein gemeinsamer Unterricht bis zum vollendeten 10. Lebensjahre, dem Durchschnittsalter für den Eintritt in die Sexta, in Aussicht genommen werden. Ist dies Ziel erst erreicht, so wird über eine weitere Ausdehnung der gemeinsamen Schule gewiß leichter eine Verständigung herbeizuführen sein.

Die gemeinsame Elementarschule ist die durch die politische und soziale Gerechtigkeit und Vernunft vorgeschriebene Schulform, die sich darum in einem fortgeschrittenen Staatswesen von selbst verstehen sollte. Daß eine solche Schulorganisation auch im einzelnen eine lange Reihe von segensreichen Folgen hat, ist oft genug nach der Erfahrung berichtet und noch öfter mit schwer zu widerlegenden Gründen dargethan worden. Diese Vorteile liegen vor allem auf sozialem Gebiete. Reich und Arm rücken einander näher, die Eltern sowohl wie die Kinder lernen einander kennen und verstehen, vielleicht auch achten und lieben. Der soziale Kampf wird dadurch zwar nicht aufgehoben, wohl aber gemildert und veredelt. Die Thatsachen beweisen, daß dort, wo nur eine Gattung von Schulen besteht, nur wenige exklusive Personen daran Anstoß nehmen, während andererseits die Begründung von zwei Kategorien die weitere Zersplitterung nach sozialen Stufen ohne weiteres nach sich zieht. Wo der zählebige Kastengeist keine geeignete Nahrung findet, verkümmert er. Man kann diese Beobachtung auch sonst im Leben überall machen. Im Pferdebahnwagen sitzt der Offizier neben dem Maurer im Arbeitsrock, und keiner von beiden fühlt sich geniert, auf der Staatsbahn dagegen ist jedem Reisenden durch seine wirkliche oder vermeintliche soziale Stellung vorgeschrieben, in welcher Klasse er fahren muß. Der Offizier ist in der 4. und 3. Klasse ebenso unmöglich, wie der Arbeiter in der 2. und 1. So können öffentliche Einrichtungen sozial erziehen, aber auch das Gegenteil bewirken! Wo man neben den Volksschulen öffentliche Elementarschulen erster Güte errichtet, werden die ersteren einer verdienten oder auch nicht verdienten Mißachtung preisgegeben, ein Vergehen gegen die Bildungsanstalten für die große Menge der Jugend — in Preußen besuchen 4 916 476 Kinder im Alter von 6—14 Jahren die Volksschule und nur 280 489 Kinder andere Anstalten — das mit keiner Dialektik wegdiskutiert werden kann. Sind die Volksschulen gut, so genügen sie für alle Kinder, sind sie nicht gut, so sind sie es für die ärmeren erst recht nicht, sie müssen also gebessert und nicht völlig entwertet werden.

Es ist vor allem das soziale Vorurteil, das sich gegen die gemeinsame Elementarschule sträubt. Man betrachtet in begüterten Kreisen die ärmere Jugend nicht nur als roher und unerzogener, sondern auch als geistig unentwickelter als die eigenen Kinder. Den letzteren Einwand lohnt es sich nicht zu widerlegen. Der erstere hat bei oberflächlicher Betrachtung manche Thatsache für sich. Geht man den Dingen allerdings auf den Grund, so ergiebt sich bald, daß die Erziehungsfehler bei Reich und Arm zwar nicht immer dieselben, aber quantitativ durchaus nicht verschieden sind. Außerdem kommt hier das im Leben des einzelnen Menschen wie der Völker unschwer nachzuweisende Gesetz in Betracht, daß der Höhere seine Fehler und Vorzüge leichter auf den Niederen überträgt, als umgekehrt der Niedere auf den Höheren. In interessanter Weise ist dieser Kulturprozeß seinerzeit von dem früheren Finanzminister Hobrecht im preußischen Abgeordnetenhause in Bezug auf die Schuljugend beleuchtet worden. „Wir haben die Erfahrung gemacht," berichtet der Genannte, „daß Eltern aus den sogenannten besseren Kreisen ihre Kinder in die allgemeinen Volksschulen schicken und sich nicht abhalten lassen dadurch, daß neben ihren Kindern die Kinder des Proletariats sitzen, und die Besorgnis, daß die gesellschaftliche Verbindung mit den Kindern aus den ärmsten Klassen, die vielfach zu Hause verwahrlost sind, nachteilig wirken werde, hat sich in kurzer Zeit als ganz verkehrt und verfehlt erwiesen. Im Gegenteil, es hat sich gezeigt, daß der sittigende, günstige Einfluß, den die besser erzogenen Kinder auf diese ärmeren ausgeübt haben, ein so ungeheuer überwiegender ist, daß jede entgegengesetzte Wirkung dagegen verschwindet." Von Männern, deren Name im öffentlichen Leben mit Auszeichnung genannt wird, ist in Übereinstimmung mit diesen Ausführungen oft genug bezeugt worden, daß ihnen der Volksschulunterricht von Segen gewesen sei. Und wer schließlich all diesen Gründen sich verschließen wollte, der sollte aus dem bloßen Interesse für das Fortkommen seiner Kinder den gemeinsamen Unterricht bevorzugen. Es ist immer ein verhängnisvoller Schritt, ein Kind, dessen geringe Begabung sich mittlerweile herausgestellt hat, aus der Vorschule eines Gymnasiums in eine Realschule oder gar in die Volksschule zurückzubringen; noch verkehrter freilich ist es, das Kind trotz geringer Anlagen durch das Gymnasium zu quälen. Dagegen liegt in dem Aufsteigen von unten immer ein Sporn und in der völlig freien Wahl des Bildungsganges nach Absolvierung der ersten Schuljahre ein großer pädagogischer Vorteil.

Es ist hier nicht unser Zweck, die Vorzüge der gemeinsamen Elementarschule nach dieser sehr ergiebigen Seite zu beleuchten. Hier handelt es sich um die Bedeutung derselben für den Volksunterricht überhaupt, und nach dieser Seite hin kann es keinen Zweifel und keine Abschwächung geben: Soll der Weg zur Bildung und Gesittung für die Gesamtheit des Volkes von allen Schranken und Hindernissen befreit werden, so ist die gemeinsame Elementarschule neben anderen Reformen eine Notwendigkeit. Diese Erkenntnis ist bei Freund und Gegner einer intensiven Volkskultur zu finden. In allen rückläufigen Perioden hat man die Vorschulen ebenso eifrig gepflegt (in Preußen von 1840—1870 von den konservativen Unterrichtsministern v. Bethmann-Hollweg, Raumer und Mühler), wie man in Zeiten allgemeinen Aufschwungs, wenn es sich um die Entwickelung des gesamten Volkskörpers handelte (in Preußen 1806, in Österreich nach 1866, in Frankreich nach 1871) immer zur gemeinsamen Elementarschule zurückgekehrt ist. Die Kastengliederung weist nirgends eine allgemeine, alle Volkskreise umfassende Kultur auf. Man wird darum auch in unsern Tagen, wenn man es mit der Civilisierung der Massen ernst meint, wenn man die Güter der nationalen Kultur allen zugänglich machen will, für die ärmere Jugend nicht länger besondere, mangelhaft gedeckte Tische im Hinterzimmer aufschlagen dürfen, sondern die Wände herausnehmen müssen aus den Schulräumen.

Es ist eine beschämende Thatsache, daß man gerade in den großen Städten Norddeutschlands, die sich so gern als Hochburgen der Bildung und als vorzügliche Pflegstätten der Volksschule im Besonderen bezeichnen, in dieser Angelegenheit so ganz und gar nicht an der Spitze marschiert. Hier bietet sich für die Abteilungen der D. G. E. K. ein Arbeitsfeld, auf dem noch viel Verdienst zu erwerben ist. Die einzelnen Abteilungen sollten sich an die städtischen Behörden um Abschaffung der Vorschulen wenden. Führt nicht sogleich der erste Anlauf zum Ziel, so bleibt uns die Möglichkeit, unsere Vorstellungen zu wiederholen. Eine große und gerechte Forderung, die auch immer eine wohlthätige und nützliche ist, kann auf die Dauer nicht beiseite geschoben werden. Auch diese wird es nicht. Es ist nur nötig, daß die Besten unseres Volkes auf den Übelstand aufmerksam gemacht werden. Alles andere kann man getrost der Zeit und den Umständen überlassen. Aber das ist unsere Pflicht, diese Belehrungsarbeit zu übernehmen, und wenn diese Zeilen einen kräftigen Anstoß dazu gegeben haben, so ist ihr Zweck erfüllt.

Die ethische Bewegung in der Religion.*)

Von Pfarrer Paul Pflüger (Schweiz).

Es ist eine alte Streitfrage, wie Religion und Moral sich zu einander verhalten und keineswegs ist heute in der Wissenschaft eine übereinstimmende Antwort auf dieses Problem vorhanden. Ohne uns einzulassen, dürfen wir wohl auf allgemeines Einverständnis hoffen, wenn wir ganz allgemein sagen, Religion und Moral der Völker haben sehr nahe Beziehungen zu einander und in jeder Religion ist ein Doppeltes gegeben und zu unterscheiden: einmal eine Summe eigenartiger, specifisch religiöser — meist bildlicher — Vorstellungen über Gott und Welt und sodann ein bestimmter Gehalt an ethischen Ideen. In jeder Religion ist das Verhältnis der specifisch religiösen Vorstellungen und des sittlichen Ideengehaltes ein verschiedenes; das gesundeste Verhältnis werden wir ohne Zweifel im ursprünglichen Christentum zu finden geneigt sein, das sich uns als eine durch und durch ethische Religion darstellt.

Die Religionsgeschichte lehrt uns, daß das Gesetz der Evolution, der Entwickelung auch im religiösen Leben der Menschheit seine Giltigkeit erweist. Wenn irgendwo, so treffen wir geschichtliche Entwickelung von Niederem zu Höherem gerade auf dem Gebiete der Religionen. Es gilt dies von der Reihenfolge der Religionen im allgemeinen, wie von jeder besondern Religion im speciellen: bei allen ist es natürlich zugegangen, alle entstehen, modifizieren sich (und vergehen) nach den Gesetzen des geistigen Lebens. Gemäß dem doppelseitigen Inhalt der Religion macht sich nun die Entwickelung der Religionen in einer doppelten Weise geltend: sie betrifft sowohl die spezifisch religiöse Vorstellungswelt als den moralischen Ideengehalt. Der Fortschritt vom Polytheismus beispielsweise zum Glauben an einen Gott ist (in erster Linie) eine Verbesserung der Vorstellungen, der religiösen Begriffe, in neuerer Zeit ebenso die Überzeugung von einer unverbrüchlichen Naturordnung, von einem lückenlosen Rest von Ursachen und Wirkungen statt des alten Wunderglaubens: es ist das eine intellektuelle Bewegung in der Religion. Außerdem giebt es noch einen ethischen sittlichen Fortschritt in den Religionen, der bald gleichzeitig mit dem intellektuellen, bald unabhängig von demselben sich vollzieht. Spencer sagt in seiner Soziologie, IV, 1. S. 175: „Es lehren uns die von den verschiedensten Völkern und aus allen Zeiten stammenden Zeugnisse, daß das versöhnende Element, das der ursprünglichste und wichtigste Bestandteil des Kultus war, mit der Entwickelung der Civilisation allmählich zurücktritt und durch das Überwiegen des ethischen Elements immermehr eingeschränkt wird.“ Von dieser ethischen Entwickelung in der Religion möchte ich heute zu Ihnen reden, von der Überzeugung erfüllt, daß der ethische Fortschritt der Religionen eher noch wichtiger und bedeutsamer für das Menschengeschlecht ist als der intellektuelle.

Freilich muß ich mich bei dieser Betrachtung auf die christliche Religion beschränken, obgleich es dankbar wäre, unser Thema auch für die nichtchristlichen Völker auszuführen. Wir würden nachweisen können, daß die wichtigsten außerchristlichen Religionen der Weltgeschichte, wie der Buddhismus, Islam, die Zendreligion, mehr aus sittlichen als intellektuellen Reformen der überlieferten Volksreligion hervorgegangen sind.

Deutlich läßt sich schon die ethische Entwickelung der jüdischen Religion aus den Urkunden des Alten Testamentes erkennen. Gewiß ist das allmähliche Entstehen des Monotheismus im jüdischen Volk vor allem auch als ein Fortschritt in den specifisch religiösen Vorstellungen zu verstehen. Es lag in der Entwickelung vom ursprünglichen Polytheismus — denn das war die älteste Religionsform der Hebräer — zum Henotheismus, worunter man die auf ein Wesen beschränkte nationale Verehrung ohne prinzipielle Leugnung anderer Gottheiten versteht, und von diesem Henotheismus zum Monotheismus eines Jesaja eine Verfeinerung und Vergeistigung der religiösen Glaubensvorstellungen. Aber mit dieser intellektuellen Entwickelung ging parallel ein ethischer Fortschritt, und die Propheten, welche die altisraelitische Religion zum reinen Monotheismus entwickelten, waren in erster Linie Reformatoren des sittlichen Lebens in Israel, und sie drangen in erster Linie darauf, das religiöse Leben zu verinnerlichen und zu versittlichen. Dadurch sind sie Vorläufer Jesu gewesen, daß sie das Verhältnis des Volkes zu Gott und sein ganzes Leben mit ethischem Gehalt erfüllen wollten. Gehorsam ist besser als Opfer, und Liebe mehr als Opfergabe, das ist ihre Parole. Jesaja predigt: „Bringt nicht mehr Lügenopfer, spricht der Herr; Räucherwerk ist mir ein Greuel; Neumonde, Sabbathe und Festversammlungen — nicht vertrage ich Frevel und Festfeier zugleich. Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen mir aus den Augen, laßt ab vom Bösen, lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet den Waisen Recht und führet die Sache der Witwe.“ (Jes. I, 13. 16. 17.) Derselbe: „Zion muß durch Recht erlöset werden und seine Bekehrten durch Gerechtigkeit.“ (I, 27.) Jeremia läßt Gott sagen: „Ich habe euren Vätern an dem Tage, da ich sie aus Egypten führte, nichts gesagt noch geboten von Brandopfern und andern Opfern; sondern dies gebot ich ihnen: Gehorchet meinem

*) Der Verf hat die folgenden Ausführungen seinen Baseler Berufsgenossen vorgetragen. Eine ähnliche Vorurteilslosigkeit in der Beurteilung des Verhältnisses von Religion und Ethik wird man bei deutschen Theologen vergeblich suchen. D. Red.

Wort, so will ich euer Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein und wandelt auf allen Wegen, die ich euch gebiete." (Jer. 7, 22 u. 23.) Hosea predigt im Namen Jahves: „Ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer, und an der Erkenntnis Gottes mehr als am Brandopfer." (Hos. VI, 6.). Joel ruft zur Buße: „Bekehret euch zu mir von ganzem Herzen . . . zerreißet eure Herzen, nicht eure Kleider und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott." (Joel 2, 13.) Bei Amos lesen wir: „Ich hasse und verschmähe eure Feiertage und mag nicht riechen eure Festversammlungen. Wenn ihr mir Brand- und Speisopfer darbringt, so habe ich keinen Gefallen daran und sehe eure Dankopfer nicht an. (5, 21—23.) Hasset das Böse und liebet das Gute, stellet das Recht im Thore fest." (4, 15). Micha erinnert: „Es ist dir gesagt, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich recht thun und Liebe üben und demütig wandeln vor deinem Gott." (Micha 6, 8.) Fürwahr, ein prophetisches Unisono, das auf eine sittliche Erneuerung des Volkes und eine sittliche Vertiefung der hergebrachten Volksreligion abzielt. Ohne Wirkung ist es nicht geblieben, zumal nachdem die geschichtlichen Ereignisse den Kassandraruf der treuesten Volksfreunde zur Erfüllung werden ließen.

Ueberspringen wir den Zeitraum von einigen Jahrhunderten und wir finden zu Beginn unserer Zeitrechnung die jüdische Religion wieder in Formen- und Zeremoniendienst veräußerlicht, der sittliche Gehalt der jüdischen Religion war erstarrt: Buchstabe statt Geist, Kultus statt Sittlichkeit, Schablone statt Liebe. Das Auftreten Jesu — wie das seines Vorgängers Johannes — bezweckte nichts anderes als eine sittliche Erneuerung seines Volkes, eine Verinnerlichung der Gottesverehrung, eine durch und durch ethische Normierung der Frömmigkeit. Jesus bezweckte nichts weniger als eine neue Religion zu stiften; er war ein Reformator, und zwar wie alle Reformatoren ganz und gar von moralischen Erwägungen bezw. Impulsen geleitet. Um hierfür den vollständigen Beweis zu erbringen, müßte ich die Evangelien fast ganz ausschreiben. Nur wenige entscheidende Worte seien hier angeführt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen." „Wie ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, so thut auch ihr ihnen. . . . Die Summe des Gesetzes ist: Liebe Gott von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst." Im Mittelpunkt der Lehre Jesu steht die Idee des „Reiches Gottes", ein aus dem Alten Testament entlehnter Begriff, aber von Jesus verinnerlicht (das Reich Gottes ist in euch), durch und durch versittlicht. Das Christentum war zuerst vielmehr ein neues Leben als eine neue Religion. „Das Christentum verdankte jedenfalls seine schnelle Verbreitung hauptsächlich seiner praktischen Seite, namentlich der thatkräftigen Liebe, die es Allen entgegenbrachte, die mühselig und beladen waren. Christus und die Apostel hatten es verstanden, die Armen, die Sünder, die verachtetsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft um sich zu versammeln. Sie boten ihnen Verzeihung für ihre Sünden, Liebe und Teilnahme, wenn sie nur versprechen, sich zu bekehren und nicht ferner zu sündigen. Von einem Religionswechsel in unserm Sinne des Worts war bei diesen frühesten Nachfolgern Christi kaum die Rede" (Max Müller, Die wahre Geschichte des Celsus).

So war das Christentum seinem Ursprung nach und wollte nichts anderes sein als eine ethische Bewegung, eine Reformation des sittlichen Lebens. Aus diesem Christentum ist nach einiger Zeit allerdings eine neue Religion geworden: es bildete sich eine neue Vorstellungswelt, ein neuer Glauben, ein kirchliches Dogmensystem, und je mehr dieser Prozeß sich vollzog, erstarrte auch wieder das sittliche Leben, das von Jesus ausgegangen war. Es würde uns zu weit führen, den Prozeß zu schildern, wie aus der ethischen Reformation des Propheten von Nazareth die neue Religion des Christentums geworden ist. Jüdische und griechische Einflüsse machten sich vor allem geltend. Paulus führte jüdisch-synagogale Theologie, der 4. Evangelist und die Kirchenväter griechisch-alexandrinische Philosophie zu; ebenso verdankt das Christentum seinen Kultus teils der Synagoge, teils dem Mysterienwesen. Die wissenschaftliche Forschung ist eben jetzt emsig bemüht, die Entstehung der christlichen Religion aus all den genannten und noch anderen Faktoren zu begreifen, und Licht zu bringen in das geheimnisvolle Dunkel ihres Werdens und Wandelns. „Vierzehn Jahrhunderte haben an der christlichen Religion gebaut. Sie ist nicht das Werk einer einzigen Person, nicht das alleinige Werk Jesu, sondern das Ergebnis vieler Bemühungen vieler Menschen und Völker. Sie ist in gewissem Sinne vorbereitet durch den Israelitismus, negativ ganz sicher vorbereitet durch das Judentum, sie ist veranlaßt durch die einzige Persönlichkeit Jesu von Nazareth, weiter gebildet durch die Auffassung, welche diesem Jesus, sowohl seiner Person, wie seinem Geschicke, in den Gemütern der Menschen wurde: sie ist wesentlich eine That des römischen Kaiserreiches und der mit ihm vereinten Nationen." (P. de Lagarde, Deutsche Schriften S. 231.)

Worauf es uns eigentlich ankommt, das ist die Erkenntnis, daß das Christentum in seinem Ursprung eine ethische Bewegung gewesen ist. Je mehr es zu einer dogmatischen Religion wurde, um so mehr traten auch die ursprünglichen sittlichen Lebensmächte in den Hintergrund. Dogma und Bekenntnis wurden zur Hauptsache, an die Stelle des ethischen Gottesreiches trat die organisierte Kirche, Glaubensstreitigkeiten und Glaubenszwang erstickten die Freiheit, in der allein das sittliche Leben sich kräftig zu entfalten vermag. Wie weit hatte sich die mittelalterliche Kirche von dem ethischen Idealismus des Urchristentums entfernt; man denke an das Papsttum, die Inquisition, die Kreuzzüge, das Ablaßwesen. K. F. Eichhorn sagt in seinem berühmten Werke „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte I. Bd.": „In dieser Periode drückt er („eine eigene Art von religiösem Sinn, der einen vorherrschenden Zug des Mittelalters ausmacht") sich in dem Wetteifer aus, Kirchen und Klöster zu stiften und zu bereichern, in der Übernahme der Buße für die Handlungen, welche die Kirche für unerlaubt hält und in unbedingtem Gehorsam gegen die Geistlichkeit. Daher erzählen uns die Chroniken dieser Zeit Laster aller Art als eine ganz gewöhnliche Sache, hinterlistige Nachstellungen, Räubereien, Treulosigkeiten, Meineide als Begebenheiten, welche jedermann erwartet und gegen die er sich durch gleiche Thaten zu schützen sucht. Die Geistlichkeit hat keine andern Sitten als der Laienstand und dennoch ist kaum eine Zeit reicher an Heiligen als diese. Die Religion gebietet keine Moralität, aber Buße; eben der, welcher durch alle Arten von Bubenstücken unermeßliche Schätze zusammengebracht hat, ist durch ihre Verwendung am Ende seines Lebens zum Besten der Kirche, des Himmelreiches und des Rufes einer musterhaften Frömmigkeit gewiß. (Man lese des heiligen Gregors von Tours Urteil über Clodwig.)"

Wir bemerken hierzu nur, daß nicht die christliche Religion als solche „keine Moralität gebietet, aber Buße", wohl aber gilt dies von der mittelalterlichen Kirchenreligion. Buße bedeutete ursprünglich im Sinn Jesu nichts anderes als sittliche Umkehr, Sinnesänderung; die christliche Kirche hat diese Forderung wie so manche andere in etwas ganz Anderes umgewandelt. Wir unterlassen es, die ganze sittliche Verderbnis des mittelalterlichen Christentums zu skizzieren, wollen aber nicht vergessen, daß am Nachthimmel jener dunkeln Zeiten auch hin und wieder leuchtende Sterne prangen, edle, liebeerfüllte Naturen, in denen der Geist Jesu Wohnung nahm. Wir erinnern an den unsterblichen Franziscus von Assisi, dessen Lebensbild uns unlängst von berufener Seite vor die Augen geführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Gemeingefährlichkeit der Ethiker. Die „Deutsche Volkswirtschaftliche Korrespondenz" bespricht die Verfolgung der sozialen Pastoren und meint dann:

Nur die Frage bleibt noch offen, was mit dem Professoren- und Geheimratssozialismus werden soll, der nicht minder

bedenklich als jener wirkt. Man wird erwarten dürfen, daß auch diesen beiden der Weg von der Obrigkeit gewiesen werden wird, damit endlich der Unfug aufhört, daß sich die proletarische Sozialrevolution auf die Mitarbeit gebildeter Kreise berufen kann.

Genauer bezeichnet werden die Unfugstifter vom „Hamburger Korrespondent“, wo es heißt:

Man braucht kein Gegner einer liberalen Anschauungsweise zu sein, um offenherzig wider so gefährliche Schwärmer, wie die Herren von der „Ethischen Kultur“ sich erwiesen haben, Front zu machen. Zu allen Zeiten haben gerade Schwärmerseelen vom Schlage der Foerster, Egidy, Gizycki und Wächter viel branderregenderen Zündstoff in die Gemüter gestreut, als die von der Rednertribüne und den Barrikaden herabgeifernden Agitatoren. Der Umstand, daß die Obengenannten unseren sogenannten besten Gesellschaftsklassen angehören und Männer von Weltschliff und Bildung sind, muß in der urteilslosen Menge notwendig die Überzeugung wachrufen, daß dem von der Sozialdemokratie erstrebten Umsturz von unten eine Revolution von oben entgegenkommen würde. Wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen das Bewußtsein der Volkskraft gegenüber der Gewalt des Herrschers erst noch besonders aufgerüttelt zu werden braucht; nötiger wäre es, im Volke das Bewußtsein seines Deutschtums zu erwecken, das heute die internationale Sozialdemokratie und die genau so international empfindende demokratische Bourgeoisie zu ersticken droht.

Wir glauben es gern, daß die wachsende sittliche Empörung der gebildeten Kreise gegen die Behandlung der Arbeiterbewegung im deutschen Reiche den Herren Stumm und Genossen viel unbehaglicher ist als die Hetzworte der Parteiführer. Denn indem wir es laut verkünden und begründen, daß der Widerstand der genannten Machthaber gegen die neue Gestaltung der Dinge kein Kampf gegen die Unordnung und die Barbarei, sondern ein Kampf gegen die Menschlichkeit ist, isolieren wir diese Herren allmählich von ihrem gläubigen Gefolge und tragen in ihre eigenen Reihen den lähmenden Zweifel an der moralischen Berechtigung ihres Vorgehens. Ob sich die Herren wohl einmal die Frage vorgelegt haben, wie es wohl kommt, daß gerade auf den Höhen der Geistesbildung der Protest gegen das Polizeitreiben und die Ausbeuterwirtschaft beginnt? Sollte da kein innerer Zusammenhang bestehen? Hat man sich dort nie die Bedeutung der Thatsache klar gemacht, daß sich unter den Vorkämpfern der sozial-ethischen Bewegung Vertreter gerade der Wissenschaft befinden, deren Kulturarbeit die Großindustriellen alle Geheimnisse der Macht über die Natur verdanken? Ohne die Naturwissenschaft wäre Herr von Stumm heute ein kleiner Handwerker, und die tausend Räder seines Riesenbetriebes werden dereinst stille stehen, wenn er das Geheimnis der Macht über die arbeitenden Menschen ohne den Geist der modernen Wissenschaft zu finden hofft.

Fabrikgesetzgebung in Neuseeland.

In einer Zeit, in der die herrschenden Kreise in Deutschland der Sozialreform mit einigen selbstgenügsamen Redensarten Stillstand gebieten und alle einigermaßen sozialgesinnten Männer aus der Regierung hinausdrängen, um ungestört der Ausbeutung der arbeitenden Klassen obliegen zu können — da ist es wohl angemessen, durch Vorführung sozialreformatorischer Leistungen des Auslandes bei uns Deutschen ein wenig Beschämung zu verbreiten. Wir geben daher den folgenden Auszug aus den Fabrikakten von Neuseeland (18. Oktober 1894):

§§ 4/5. Der Gouverneur hat von Zeit zu Zeit das ganze Land in Fabrikdistrikte einzuteilen und dafür so viele Inspektoren, männliche und weibliche, zu ernennen, als ihm nötig erscheint. (NB. Auf Grund dessen sind 163 [!] Fabrik-Inspektoren und ein Oberinspektor ernannt worden.)

§ 6. Er kann ebenso medizinische Autoritätspersonen für die Zwecke dieser Akte anstellen und deren Gehalt bestimmen.

§ 9. In den ersten 21 Tagen jeden Jahres oder 30 Tage nach der Eröffnung hat jede Person, die eine Fabrik oder Werkstätte (als solche ist jeder Arbeitsraum zu betrachten, in dem direkt oder indirekt mehr als zwei Arbeiter thätig sind) betreibt oder neu oder wieder eröffnen will, dem Fabrikinspektor und dem lokalen Gesundheitsamte genau specifizierte Anzeige zu überreichen, zum Zwecke der Registration unter die Fabrik-Akte.

§ 10. Baupläne neuer Arbeitsräume bedürfen der Genehmigung des Fabrikinspektors.

§ 12. Die jährlichen Gebühren für Registration betragen von 5 Sh. (für Werkstätten von nicht über 8 beschäftigten Personen) bis 2 Lstrl. 2 Sh. (für Werkstätten mit mehr als 30 Personen).

§ 14. Der Inspektor hat das Recht:

zu jeder Stunde des Tages und der Nacht die Werkstätten oder Räume, in denen er Arbeiter vermutet, zu inspizieren;

zu diesem Zweck einen Polizisten mitzunehmen;

das Zertifikat der Registration und alle im Gesetz vorgeschriebenen Bücher und Papiere einzusehen;

alle nötigen Untersuchungen anzustellen zur Ermittelung, ob die Bestimmungen dieses Gesetzes und der Gesundheitsgesetze erfüllt sind;

allein oder in Gegenwart anderer Personen alle Arbeiter oder Personen, die er für solche hält, zu vernehmen.

§ 15. Jede Verhinderung des Inspektors an der Ausübung seiner Pflichten zieht eine Strafe von nicht über 5 Lstrl. oder, wenn dieselbe bei Nacht stattfindet, nicht über 20 Lstrl. nach sich.

§ 20. Der Besitzer jeden Arbeitsraumes hat ein Namens-Register über alle beschäftigten Personen mit specieller Angabe ihrer Beschäftigungsart und ihres Lohnes zu führen.

§ 21. An einem sichtbaren Orte ist anzuschlagen: der Name und die Adresse des Fabrikinspektors, der medizinischen Autorität, des lokalen Gesundheitsamtes, die Feiertage und die Arbeitsstunden.

§ 23. Jeder Arbeitgeber hat ein genaues Verzeichnis über alle außer dem Hause für ihn geleistete Arbeit bei Strafe von 10 Lstrl. zu führen und auf Verlangen dem Inspektor vorzuweisen. Jeder in Hausarbeit hergestellte Artikel oder Teil desselben ist mit einer besonderen Etikette zu bezeichnen (diese Etikette muß aus Karton hergestellt, mindestens zwei Quadratzoll groß sein und die Inschrift tragen: „Hergestellt durch . . . . in einer Privatwohnung oder unregistrierten Werkstätte. Angeheftet unter der Fabrik-Akte. Jede Person, die diesen Zettel ungesetzlich entfernt oder entstellt, wird gesetzlich verfolgt.“) Jeder Verkäufer, der Hausarbeitsprodukte ohne diesen Zettel ausstellt oder verkauft, unterliegt einer Strafe von nicht über 10 Lstrl.; Jeder, der einen solchen Zettel absichtlich entfernt, von nicht über 20 Lstrl.

§ 24. Indiskrete Mitteilungen des Fabrikinspektors zu anderen als gesetzlichen Zwecken werden mit einer Strafe von nicht über 50 Lstrl. oder Gefängnis mit Zwangsarbeit nicht über 6 Monaten bestraft.

§ 25. Jeder Inspektor hat einen Jahresbericht zu machen, jedoch ohne Namensnennung der Arbeitgeber; der Minister stellt daraus einen Generalbericht zu Händen des Parlaments zusammen. Derselbe hat zu enthalten u. A. genaue Statistik der in Fabriken und Hausarbeit in ganz Neuseeland beschäftigten Arbeiter nach Geschlecht, Alter, Durchschnittswochenlohn, Arbeitszeit, Prozentsatz der in geschlossenen Arbeitsstätten und in Hausarbeit hergestellten Waren ꝛc. ꝛc.

§ 27 enthält Vorsichtsmaßregeln für Sicherung der Arbeiter gegen Gefahr durch Maschinen, Transmissionen ꝛc. ꝛc., deren Beobachtung der Aufsicht des Fabrikinspektors unterliegt. Derselbe kann den Gebrauch von ihm gefährlich erscheinenden Maschinen verbieten.

§ 28. Jeder Arbeitgeber ist bis zu 100 Lstrl. verantwortlich für Tod oder Beschädigung eines Arbeiters infolge von Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregeln. Die Strafe kann ganz oder teilweise zu Gunsten des Beschädigten oder seiner Familie verwendet werden, was aber weitere gerichtliche Ansprüche derselben nicht ausschließt.

§§ 29/30. Bei einer Strafe von nicht über 10 Lstrl. sind alle solche Unfälle innerhalb 24 Stunden bei dem Inspektor und der medizinischen Autorität anzumelden. Die letztere hat darüber ein Protokoll aufzunehmen und hat zu diesem Zwecke dieselben Befugnisse wie der Inspektor.

Sanitäre Vorkehrungen.

§ 31. Jeder Arbeitsraum ist rein zu halten und frei von allen Ausdünstungen von Kanälen ꝛc. Die Anordnung der Aborte (bei Beschäftigung beider Geschlechter sorgfältig getrennt) unterliegt der Genehmigung und Aufsicht des Inspektors.

§ 32. Vorsichtsmaßregeln gegen Ueberfüllung der Arbeitsräume, mit Bezug auf Ventilation und Versorgung mit frischem Trinkwasser.

§ 33. Der Fabrikinspektor hat von Zeit zu Zeit den Kubik- und Quadratraum für jeden Arbeiter zu bestimmen, je nach der Art der Arbeit. Regelung der Reklamation dagegen. Strafe von nicht über 1 Lstrl. pro Tag für Zuwiderhandlungen.

§§ 34/35. Von allen gesundheitswidrigen Einrich-

tungen mit Bezug auf Kanalisation, Klosets, Aschenbewahrung, Wasserversorgung 2c. hat der Inspektor dem lokalen Gesundheitsamt Kenntnis zu geben. Kann auch zu solchem Zwecke dessen Beamte in die betr. Räume mitnehmen.

§ 36. Alle Wände und Decken der Fabrikräume, Gänge und Treppen, wenn sie nicht innerhalb 7 Jahren einmal mit Öl oder Firnis gestrichen werden, müssen mindestens alle 14 Monate getüncht (time-washed) werden, Öl und Firnisaustriche müssen innerhalb der gleichen Frist mit heißem Wasser und Seife gewaschen werden. — Tapezierte Räume müssen je nach Anordnung des Inspektors neu tapeziert werden.

§ 37. Ausnahmen hiervon für gewisse Gewerbe und auf Bewilligung des Ministers.

§ 38. Alle Fabrikräume in dritten oder vierten Stockwerken müssen mit genau specifizierten Feuer-Ausgängen versehen sein (an der Außenseite, Balkone von bestimmter Größe, mindestens für leicht zugängliche 2 Fenster, Eisenstiegen von bestimmten Dimensionen außerhalb des Hauses bis zum Erdboden 2c.).

§ 39. Alle Thüren von Arbeitsräumen müssen sich nach auswärts öffnen, dürfen während der Arbeitszeit nicht verschlossen oder verriegelt sein. Stiegen müssen mit Geländern und auf Anordnung des Inspektors mit Läufern versehen sein.

§ 40. Während der Arbeitszeit ist die äußere Hausthür offen zu halten.

§ 41. In Räumen, wo Kohlendunst oder Staub erzeugt wird, ist der Inspektor zu Ventilations-Anordnungen befugt.

§ 42. Frauen oder Personen unter 18 Jahren dürfen ohne besondere Vorsichtsmaßregeln gegen Nässe oder Dampf nicht in Räumen beschäftigt werden, in denen nasse Spinnerei (wet-spinning) betrieben wird.

§ 43. Frauen oder Personen unter 18 Jahren dürfen außer an halben Arbeitstagen (Halbfeiertagen) in keinem Fabrikraum länger als 4½ Stunden ohne eine Eßpause von mindestens einer halben Stunde beschäftigt werden.

§ 44. Frauen oder Personen unter 16 Jahren dürfen (ohne vom Inspektor zu gestattende Ausnahmen) keine Mahlzeiten in Arbeitsräumen einnehmen.

§ 45. Der Besitzer von Arbeitsräumen, in denen mehr als 6 Frauen oder Personen unter 16 Jahren beschäftigt sind, ist zur Herstellung eines Speiseraumes für dieselben mit genügenden Sitzen und Tischen angehalten.

§ 46. Der Gouverneur kann von Zeit zu Zeit gewisse Betriebe als „schädlich“ erklären; in diesem Falle ist die Benutzung der dazu verwendeten Räume für den Gebrauch zu Mahlzeiten unter allen Umständen verboten.

§ 47. Besondere Bestimmungen über den Austrich von Bäckereiräumen: sie müssen mit Öl oder Firnis gestrichen oder alle 6 Monate frisch gestrichen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Diskussion über das neue bürgerliche Gesetzbuch.

Ohne näher auf die Replik des Herrn Dr. Rothe über die zu treffende Wahl der Güterrechtsnorm aus historischer Entwickelung einzugehen, möchte ich mir bloß erlauben, nochmals zu bemerken, daß in der historischen Rechtsentwickelung die Frau bis heute keinen Einfluß haben konnte, und daß gerade deshalb für uns die historische Entwickelung des Rechts nicht maßgebend sein kann und darf.

Daß Herr Dr. R. als Mann unser Gefühl der Demütigung nicht begreifen kann, begreife ich als Frau nicht. Ich glaube, wir müssen uns mit den Thatsachen abfinden. Jedenfalls versichere ich auf das Bestimmteste, daß ich als Frau dieses Gefühl der Demütigung bei den betreffenden Güterrechtsbestimmungen des neuen Entwurfs tief und lebhaft empfinde.

Den Vorwurf, daß wir mit unseren Vorschlägen zur Besserstellung der unehelichen Kinder die Heiligkeit der Ehe angreifen, weisen wir entschieden von uns. Die Heiligkeit der Ehe wird nicht durch die bessere Stellung der unehelichen Kinder, sondern durch das Vorhandensein solcher angetastet. — Das Bewußtsein der Sträflichkeit außerehelicher Erzeugung von Kindern soll den Mann davon abhalten, vor oder während der Ehe unmoralisch zu leben. Er soll als Verbrechen empfinden lernen, derartigen unglücklichen Wesen das Leben zu geben. — Wenn der Mann vorerst noch nicht aus diesem ethischen Gesichtspunkt heraus handelt, so soll das Gesetz ihn wenigstens zwingen, sich seiner erzeugten Kinder in vollem Maße anzunehmen. — Gerade dadurch wird er vielleicht von der strafbaren That abgehalten, wenn er nicht nur das verführte Weib und sein uneheliches Kind schädigt, sondern auch seine legitime Frau und legitimen Kinder; ebenso wie mancher Leichtsinnige aus Rücksicht nur auf diese letzteren vor einer Strafthat auch jetzt zurückschreckt.

Den Mann in dieser ethischen Beziehung zu fördern und zu heben, können die Gesetze allein nicht bewirken; das ist mit die wichtigste soziale Aufgabe der Frau. — Gelingt es uns Frauen nicht, Einfluß auf das sittliche Bewußtsein des Mannes zu gewinnen, so wehe unserem ganzen Menschengeschlecht, das auf dem jetzigen Wege der doppelten Moral zugleich der körperlichen Entnervung und Verseuchung entgegengeht, denn seine besten jugendlichen Kräfte, die ein starkes, gesundes, legitimes Geschlecht hervorbringen könnten, giebt der Mann meist vor der Ehe außerehelich hin, sich und seine Nachkommen dabei auch noch der Gefahr der Ansteckung preisgebend.

Wir Frauen dürfen die Augen vor der Entsittlichung der Männerwelt nicht mehr prüde verschließen, wenn wir uns der Folgen unserer stillschweigenden Duldsamkeit bewußt geworden sind. Es droht neben der physischen Degeneration des Menschengeschlechts auch die moralische Degeneration des weiblichen Geschlechts. — Die sich geistig befreiende Frau verlangt die gleiche sittliche Höhe für Mann und Frau. — Wir älteren gebildeten Frauen müssen jetzt dafür sorgen, — mit aller Kraft und allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen — daß die geistig befreite Frau nicht die jetzige Männermoral adoptiert, sondern der Mann sich zu unserer weiblichen, sittlichen Höhe bekennt, damit das gleiche sittliche Niveau beider Geschlechter nicht zu einer sittlichen Tiefe für das kommende Menschengeschlecht wird. — Wir müssen deshalb von allen Männern Sittlichkeit und Reinheit fordern, und von dem Gesetzgeber Strafen für die Unmoral. Wir sehen die Strafe als Zwangsmittel zum Guten an. — Die Zeugung unehelicher Kinder ist ein strafbareres Verbrechen, als manches andere hart vom Gesetz geahndete. — Daß Unschuldige mit darunter leiden können, darf auf dem Wege des Rechts nicht zum Unrecht führen.

Daß wir keine rückwirkende Kraft der Gesetzesneuerung erwarten, ist selbstverständlich. — Die alten Sünden werden nach altem Maße gemessen werden, die Besserung bewirkenden Gesetzesbestimmungen sollen nur der Zukunft dienen. Frau Sera Proelß.

Nachwort der Red. Obwohl wir mit den Zielen der Verfasserin völlig übereinstimmen, schließen wir uns doch insoweit Dr. Rothe an, als derselbe betont, daß neue sittliche Anschauungen erst dann rechtlich fixiert werden können, wenn sie als lebendiges Rechtsgefühl die weitesten Kreise der Nation durchdringen. Ohne die Grundlage dieses Rechtsgefühls schweben die Gesetze in der Luft. Frau Proelß beachtet nicht genügend, daß gerade in der Frauenwelt die von ihr vertretene sittliche Anschauung noch keineswegs die herrschende ist. Besonders in Süddeutschland giebt es sehr weite Frauenkreise, welche in dem illegitimen Verkehr vor der Ehe eine Bürgschaft für gute Ehemannseigenschaften sehen. Sollten die Vorschläge der Frau Proelß Gesetz werden, so würde die lebhafteste Opposition gerade aus Frauenkreisen kommen. Daher ist die umfassende geistige und sittliche Revolutionierung der Anschauungen eine Vorbedingung der erstrebten Gesetzgebung.

Aus der ethischen Bewegung.

Züricher Eindrücke. Zum 20. Dezember hatte Herr Gustav Maier in Zürich eine Reihe Schweizer Männer zu einer Zusammenkunft geladen, in der ich die dortigen Freunde unserer Sache in zwangloser Diskussion mit den Zielen und der Organisation der ethischen Bewegung bekannt machen sollte. Den Einladungen war ein Cirkular beigegeben, in welchem die Notwendigkeit der organisierten ethischen Arbeit gegenüber den zahlreichen humanitären Bestrebungen der Gegenwart begründet wurde. Diese Bestrebungen, so hieß es dort, erscheinen in ihrer Vereinzelung doch wiederum geeignet, da und dort den Blick zu verengen und das gemeinsame große Endziel aus dem Gesichtskreis zu rücken. Das Bedürfnis nach einem Sammel- und Mittelpunkt macht sich geltend, auf dem sich ohne Unterschied der religiösen, sozialen und politischen Parteistellung die Kämpfer für fortschrittliche Entwickelung finden, kennen und verstehen lernen, gegenseitig fördern und anregen, auf dem sich insbesondere auch die Frauenwelt wetteifernd mitbethätigen kann. Einen solchen Mittelpunkt haben die Ethischen Gesellschaften zu schaffen versucht. Ausgehend von Amerika haben sie in England und ganz besonders im Deutschen Reiche Eingang und lebhafte Teilnahme gefunden und sich bereits nach Österreich und Italien verbreitet.

Es erhebt sich die Frage, ob es nicht an der Zeit wäre, dieser Bewegung auch in der Schweiz einen Mittelpunkt zu geben. Zwar macht bei uns das freier pulsierende politische Leben eine kräftige Initiative nicht so dringend notwendig, wie ja auch infolgedessen die Klassen-, Partei- und Interessengegensätze im großen Ganzen nicht jene Schärfe angenommen haben, die das Leben anderer Nationen schwer schädigt. Aber die Schweiz ist auch jederzeit ein Hort und Sammelpunkt aller freien Bewegungen gewesen, sie ist bereits zum gegebenen Sitz aller völkerverbindenden Einrichtungen geworden, sie besitzt eine große Anzahl freier und unabhängiger Geister auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens, die in einer gewissen Concentration geeignet erscheinen, der allgemeinen Wohlfahrt im umfassendsten Sinne Dienste zu leisten und auf andere Nationen fördernd und anregend einzuwirken.

Der Gedanke, vorerst hier in Zürich eine „Ethische Gesellschaft“ ins Leben zu rufen, gewinnt erhöhte Berechtigung durch die bestehende Absicht, vielleicht gerade hier den Grundstein zu der geplanten ethischen oder humanitären Akademie zu legen, die bestimmt sein soll, durch Zusammenfassung aller bezüglichen Richtungen die freie Wissenschaft vom Menschen zu pflegen und dem wirtschaftlichen und ethischen Fortschritte die Wege zu bahnen.

Das Ergebnis der Zusammenkunft war hocherfreulich. Von bekannteren Persönlichkeiten hatten der Einladung Folge geleistet der Psychiater Prof Forel, Prof. Dodel, der Dichter Karl Henkell, sowie der Führer der Züricher Sozialdemokraten Robert Seidel. Die ersten Warte der Begrüßung sprach der Pfarrer Paul Pflüger. Es machte großen Eindruck, als hier ein christlicher Theologe in markigen und begeisterten Worten darauf hinwies, daß aus der tiefsten Not der Zeit die Forderung entspringe, eine Ethik zu schaffen und zu verbreiten, die unabhängig sei von jeder besonderen religiösen und christlichen Färbung, weil nur auf diesem Wege die sittliche Seelsorge wieder zu einer Pflege wirklich einigender Gedanken und Gefühle werden könne. Selten habe ich es so klar hervorheben hören, als von diesem Balksmanne, daß es nicht genüge, den Gefühlsdrang zum Guten zu erwecken, sondern daß es eine ebenso bringende Aufgabe sei, das sittliche Wollen mit der ethischen Wissenschaft zu verbinden und der Frage: „Was ist heute sittlich?“ mit klaren und tiefgegründeten Gedanken zu Hilfe zu kommen. — Mir wurde sodann die Aufgabe, einige Bedenken und Fragen der Anwesenden zu beantworten. Die Stellung der ethischen Bewegung zur Arbeiterbewegung kam zunächst in Frage. Ich betonte, daß wir eins sind mit der Arbeiterbewegung im Protest gegen alle die, welche der arbeitenden Klasse die wirtschaftlichen und sozialen Vorbedingungen sittlichen Daseins vorenthalten wollen. Dabei sind wir unabhängig von den Kampfprogrammen, welche die Arbeiterschaft ihrem Ringen um Teilnahme an der Civilisation voranträgt Wir meinen auch, daß die Arbeiterbewegung nur ein Teil der großen, auf die Erneuerung aller menschlichen Beziehungen gerichteten Zeitbewegung sei und daß der ökonomischen Klassenbewegung unablässig der sittliche Horizont erweitert werden müsse. Denn das Ziel der Arbeiterbewegung, die planvollere Organisation wirtschaftlichen Zusammenwirkens, kann nicht in der verrohenden Atmosphäre des rücksichtslosen Klassenkampfes erreicht werden, weil es die höchsten Anforderungen an Selbstbeschränkung und Besonnenheit der Mitwirkenden stellt. Es muß daher das Ziel der ethischen Bewegung sein, den Klassenkampf aufzuheben, nicht durch Einschläfern der ihn erregenden Rechtsforderungen, sondern dadurch, daß der einzelne Kämpfer aus den Befangenheiten der Gruppenselbstsucht herausgehoben, ihm das Recht der andern nahe gebracht und damit das rohe Ringen um die eigene Macht in die Fürsorge aller für alle verwandelt wird Diesen Ausführungen antwortete der Führer der Züricher Arbeiter durchaus sympathisch Er habe stets eine andere Auffassung von der Bedeutung des Klassenkampfes gehabt, als seine deutschen Parteigenossen und daraus auch nie ein Hehl gemacht Die Menschwerdung des Arbeiters sei durch den politischen und wirtschaftlichen Kampf allein nicht zu erreichen. Der Sozialdemokratie sei ihre Beschränkung auf die Kampforganisation nicht zum Vorwurf zu machen, wohl aber ihre einseitige und dogmatische Geringschätzung aller Bestrebungen, die sich der von ihr vernachlässigten Seiten der Menschennatur annähmen Auch dürfe nicht vergessen werden, daß der wirtschaftliche Kampf der Arbeiter erleichtert werde durch Ausbreitung sozial-ethischer Gesinnungen in der bürgerlichen Welt. Er begrüße die ethische Bewegung aufs lebhafteste und werde sich ihr anschließen.

Ich hatte hierauf noch eine Interpellation zu beantworten, betreffend die praktischen Ziele und die Organisation der ethischen Bewegung. Es schien mir wichtig, vor allem die mißverständliche Auffassung zu bekämpfen, als sei die Weckung des Idealismus kein „praktisches“ Ziel. Daß auf dem Gebiete der Sozialreform und des Bildungswesens so wenig praktische Thaten geschehen, das liege an dem Mangel an Opferwilligkeit und Idealismus. Man könne keine Monumente der Selbstlosigkeit errichten, wenn die Selbstlosigkeit selbst noch nicht da ist. Praktisch sei unsere Organisation darin, daß sie alle, die guten Willens sind und sich ehrlich ihrer Vorurteile zu entlasten trachten, in Fühlung mit einander bringt, damit sie sich zunächst im engeren Kreise sozial und sittlich anregen und vertiefen können, um dann als ein Bund der Helfenden ihre vereinigten Kräfte dem Übermut, der Trägheit und dem Fanatismus entgegenzuwerfen.

Hierauf nahm Prof. Forel das Wort, um ebenfalls seine Freude über die geplante Vereinigung auszusprechen. In höchst fesselnder Weise erzählte er, wie ihn seine Lebensentwickelung unseren Ideen nahegebracht habe. In dem Konflikte seiner streng religiösen Jugenderziehung mit der naturwissenschaftlichen Aufklärung habe der religiöse Glaube Schiffbruch gelitten, ohne daß der oberflächliche Materialismus der Naturforscher und der Cynismus der Mediziner seinen moralischen Idealen eine neue befriedigende Grundlage gegeben habe. So sei in ihm das Bedürfnis nach einer ernsten und aus den Tiefen des Menschheitslebens schöpfenden Begründung des ethischen Lebens erwachsen Dies Bedürfnis teile er mit Tausenden, die ähnliche innere Erfahrungen gemacht haben. Wie nötig es sei, ein Asyl ruhigen und reinigenden Denkens über ethische Dinge zu schaffen, das zeigte der Redner an einer Reihe von Beispielen aus dem Gebiete der sozialen Probleme sowie der Frauenfrage, wo mit dem bloßen guten Willen und dilettantischen Lösungen nichts vorwärts gebracht werde. Was die Organisation der ethischen Bewegung beträfe, so sei er auf Grund seiner Erfahrungen auf dem Gebiete der Alkohol-Abstinenzbewegung durchaus für eine feste Organisation. Je mehr Pflichten und Bethätigungen man den Mitgliedern auferlege, um so mehr Zeit hätten sie auch; je lockerer die Organisation der gemeinsamen Arbeit, je schonender die Inanspruchnahme des Einzelnen, um so weniger gewöhnten sich die Leute an intensive Zeiteinteilung und Zeitausnutzung. Die Organisation, welche die meiste Arbeit und Zeit von ihren Mitgliedern verlangt, wird auch das meiste Interesse und die stetigste Hingebung für sich gewinnen.

Im weiteren Verlaufe der Diskussion hob Frau Prof. Dodel die Bedeutung der ethischen Bewegung für die Frauen hervor. Hier sei ein Feld, auf dem die Frau die Verwirklichung aller ihrer Rechte durch Revolutionierung der Köpfe vorbereiten und ihrerseits in lebende Fühlung mit allen Kulturfragen kommen könne. Prof. Forel stimmte diesen Ausführungen lebhaft zu und wandte sich gegen die Vorurteile, die alljährlich aus den germanischen Gauen gegen die moderne Frauenbewegung erschallen. Die Emanzipationsbestrebungen der Frauen seien schwer geschädigt worden dadurch, daß sich ihnen, wie dies bei allen neuen Geistesbewegungen geschieht, eine Reihe von Psychopathen zugedrängt habe. Die wirklich gebildete Frau werde alle Pflichten ihres natürlichen Berufes weit tiefer erfassen können, als die häuslich beschränkte Frau, die das Ideal des deutschen Philisters sei. Man müsse den Frauen Gelegenheit geben, auch ins Weite zu wirken; ihre feinere moralische Veranlagung, die stärkere Entwickelung des Mitgefühls in ihr, die eine Folge ihrer stärkeren physiologischen Inanspruchnahme durch die Arterhaltung sei, müsse fruchtbar gemacht werden für die großen sozialen Aufgaben der Gegenwart — was wiederum nicht möglich sei ohne ihre Einführung in alle dabei in Frage kommenden Zustände und Gedanken. Hiermit wurde die Diskussion beendet. Sämtliche Anwesende traten der Vereinigung bei.

Der Gesamteindruck des Abends war ein erhebender. Das tiefe und freudige Verständnis, was hier im Schweizerlande der ethischen Sache von Männern der verschiedensten Wirkungskreise, Klassen und Bekenntnisse entgegengebracht wurde, muß uns aufs neue zeigen, daß die ethische Bewegung nicht künstlich aus Gelehrtenköpfen erzeugt, sondern aus der lebendigen Not und den lebendigen Hoffnungen der heutigen Kulturwelt geboren ist. Diese Überzeugung erfüllte mich besonders lebhaft, als ich hörte, daß einige Schweizer Männer, die stundenweit aus dem Gebirgslande hergekommen waren, die selbst aus dem Volke stammen, seit Jahren als Lehrer oder Geistliche im Volke wirken und vertraut sind mit seinem Bedürfen — daß diese Männer von dem Erscheinen unserer Bewegung mit einer Wärme sprachen, als wenn ihnen ein jahrelang gehegter Herzenswunsch endlich in Erfüllung ginge.

Freiburg i. B. F. W. Foerster.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Programm.

(Januar bis 31. März 1896.)

1. Plenarversammlungen

Sonntag, den 5. Januar, nachmittags 5 Uhr, im großen Saale des Langenbeckhauses (Ziegelstr. 10/11). Vortrag des Herrn Professor Dr. Friedr. Jodl: „Die Prometheus-Sage und ihre ethische Bedeutung“.

Sonnabend, den 25. Januar, 8¼ Uhr. Monatssitzung in unserem Lesesaale (Ziegelstr. 10/11): Vortrag des Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Foerster: „Vaterland und Menschheit“ (mit Diskussion).

Sonnabend, den 15. Februar, 8¼ Uhr. Monatssitzung in unserem Lesesaale: Vortrag von Herrn Rechtsanwalt Dr. Rothe: „Die Gesellschaft und das Verbrechertum“; (mit Diskussion).

Sonnabend, den 14. März, 8¼ Uhr, in unserem Lesesaale: Abteilungstag.

Montag, den 30. März, 8¼ Uhr, im großen Saale des Langenbeckhauses: Kammermusik-Abend, veranstaltet von Herrn Professor Gernsheim.

2. Gruppenversammlungen

im Lesesaale der Gesellschaft (Ziegelstr. 10/11), 8¼ Uhr abends.

1. Pädagogische Gruppe.

Sonnabend, den 11. Januar: Herr Prof. Dr. Döring: „Zum französischen Moralunterricht II.“

Sonnabend, den 8. Februar: Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Foerster: „Zur Lehre von der Selbstbeherrschung.“

Sonnabend, den 7. März: Herr Prof. Dr. Bruno Meyer: „Die Frauenfrage eine Erziehungsfrage.“

2. Gruppe für ethische Bildung

Dienstag, den 18 Februar: Herr Adalbert v. Hanstein: „Dichtung und Vaterland.“

Dienstag, den 17. März: Herr Ingenieur Otto Lilienthal: „Erfahrungen und Ergebnisse der Volkstheater-Bewegung.“

3. Soziale Gruppe.

Freitag, den 31. Januar: Herr Lehrer Tews: „Welche Möglichkeit ist vorhanden, die wirtschaftlichen Grundlagen der Familie neu zu gestalten?“

Donnerstag, den 27. Februar: Herr Dr. Bieber: „Der Anarchismus und die Rechtspflege.“

Montag, den 23. März: Herr Dr. Max Hirsch: „Gedanken über die zukünftige Gestaltung der zivilisierten Gesellschaft.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 18. Januar 1896.	Nr. 3.

Inhalt: Blut und Eisen. — Kants Traktat „Zum ewigen Frieden". Von Fr. Staudinger. — Die ethische Bewegung in der Religion. Von Paul Pflüger. — Die christlich-soziale Bewegung und die Kirchen-Behörden. — Die Thätigkeit des Einzelnen innerhalb der ethischen Bewegung in Deutschland. Von E. Eberle. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin.

Blut und Eisen.

Eine Jubiläumsbetrachtung.

Der 18. Januar soll in allen Schulen und Kirchen als nationaler Festtag gefeiert werden. Er wird in Wahrheit kein Weihetag gemeinsamer Begeisterung, sondern der Schmerzenstag einer zerrissenen Volksseele sein. Dem Begründer des neuen Reiches naht sich ein Teil des Volkes in tiefster Dankbarkeit und preist das Werk von Blut und Eisen als den Gipfel deutscher Kulturentwickelung; ein anderer Teil beklagt die gewaltige Schöpfung als den Ausgangspunkt unserer sittlichen Verwilderung; das arbeitende Volk steht abseits voll Haß und Verachtung. „Ihr seid undankbar gegen die gefallenen Helden" — so grollen die Einen; — „auch wir haben unsere Toten und Märtyrer" — so hallt es zurück — „sie starben und litten für einen Einheitstraum des Rechts und der Freiheit; wir entehren ihr Andenken, wenn wir das Gewaltreich feiern!"

Wir möchten heute einen kleinen Beitrag zur wirklichen Einigung Deutschlands geben, indem wir die Feiernden leidenschaftslos mit dem sittlichen Ernst der Gründe bekannt machen, welche deutsche Männer von der Teilnahme an dem heutigen Feste fernhalten dürften.

Schon vor fünfundzwanzig Jahren haben sich deutsche Patrioten erhoben, welche der beginnenden Gewaltpolitik zu bedenken gaben, daß durch Blut und Eisen niemals ein einig Volk von Brüdern geschaffen werden könne. Sie vereinsamten völlig, als die glänzenden Leistungen der Bismarckschen „Realpolitik" den Beweis zu liefern schienen, daß in den großen Lebensangelegenheiten einer Nation nicht die Uebereinstimmung mit den sittlichen Mächten, sondern die kraftvolle Selbstsucht das alleinige Recht und den alleinigen Erfolg habe. Nach diesem Glaubensbekenntnis ist unter triumphierender Nichtachtung verbürgter Rechte die militärische Machtstellung Preußens gegründet und der große Krieg vorbereitet worden, nach diesem Bekenntnis ist schließlich die besiegte Nation ohne jede Großmut lediglich nach strategischen Gesichtspunkten gedemütigt worden. Unter dem gleichen Zeichen stand die innere Politik der letzten Jahrzehnte: Realpolitik d. h. Menschenverachtung, Mißtrauen und Aussöhnung mit der Gewissenlosigkeit im Dienste des Machterfolges.

Wir haben heute 25 Jahre dieser Realpolitik hinter uns. Giebt uns nun der gegenwärtige Anblick des deutschen Reiches ein Recht, das Einigungswerk von Blut und Eisen zu feiern? Oder haben jene Schwärmer recht behalten, welche die Erziehung zur Großmut und Gerechtigkeit als den einzigen Weg zur Einigung und das Gewissen als die höchste staatserhaltende Kraft bezeichneten?

Nun — wir haben wohl den Bruderzwist der deutschen Volksstämme überwunden, aber der Geist der rücksichtslosen Selbstbehauptung ist aus den Siegestrophäen des neuen Reiches wie ein schleichendes Gift in das Herz der neuen Nation gedrungen und hat dort die heilige Scheu vor dem Rechte des Anderen zersetzt und wie ein Fluch die freudige Entfaltung unserer *inneren Einigkeit* niedergehalten. Das deutsche Reich ist ein Schauplatz wilder und unversöhnlicher Erbitterung der Parteien, der Klassen und der Rassen geworden, ein Gegner kündigt dem anderen die Volksgemeinschaft auf, blutige Drohungen erheben täglich lauter ihre Stimme, der Name des Vaterlandes hat alle versöhnende Weihe verloren, wird täglich mißbraucht zur Heiligsprechung schnöder Interessenbewegungen. Wer vermag bei diesem Anblick in festliche Stimmung zu geraten? Wahrlich, nicht die Sozialdemokratie ist vaterlandslos, sondern *wir alle sind vaterlandslos*, es fehlt uns allen die erhebende Lebensluft einer einheitlichen brüderlichen Kulturarbeit mit all' ihrem edlen Wetteifer; der dämonische Versuch, den Deutschen durch Blut und Eisen ein Vaterland zu schaffen, ist nicht nur gescheitert — nein, er hat uns noch tiefer in das Elend der Entzweiung zurückgeworfen.

Oder will etwa jemand daran zweifeln, daß wir den geschilderten Zustand der inneren Demoralisation der allgemeinen Erfolgsanbetung verdanken, die das deutsche Volk angesichts der Herrlichkeit von Blut und Eisen ergriffen hat? Wer die Dinge ehrlich bis zu Ende durchdenkt, der muß uns beistimmen. Mußte nicht die Ehrfurcht vor den sittlichen Mächten bis in die kleinsten Lebensverhältnisse erschüttert werden durch die blendende Thatsache, daß ein so ideales Werk wie die Verbrüderung der deutschen Stämme und die nationale Wiedergeburt unseres Volkes sich unter der Herrschaft des Rechts des Stärkeren vollzog? Tausende von Deutschen sind angesichts dieser Thatsache an ihrem völkerverbindenden Idealismus irre geworden und haben ihren Frieden mit dem Geiste der Realpolitik gemacht. Aber wenn einmal der Sinn für die tiefbegründete Solidarität der Kulturwelt entwertet, wenn das Götzenbild der nationalen Macht auf den Altar der weitblickenden Humanität gestellt ist, dann geht auch dem *inneren* Leben der Nation der sittliche Idealismus verloren, der den Einzelnen über seinen Interessenkreis hinaus mit dem allgemeinen Leben verbindet; denn die bloße nationale Macht ist kein veredelndes Ziel des Strebens, es hält in uns beständig die Bestie der Vergewaltigung wach, es stumpft uns ab gegen das Bedürfnis nach Einklang unseres Glückes mit dem Glück der Anderen und trägt schließlich die brutale Begehrlichkeit in alle menschlichen Beziehungen hinein. Das Ende jeder Machtpolitik ist Zusammenbruch alles Gemeinschaftslebens; denn die zerstörenden Instinkte, die sie zu kurzen Krafterfolgen nach außen zusammenzuballen weiß, sie entladen sich stets auch nach innen und zersprengen dort die Bande sozialen Zusammenwirkens. Die Idealpolitik ist die einzige Realpolitik, weil sie allein die aufbauenden Kräfte der Menschennatur in ihren Dienst zu stellen vermag.

Unsere Behauptung über den Zusammenhang der gegenwärtigen Verrohung mit der Blut- und Eisenpolitik wollen wir durch zwei Dokumente veranschaulichen. In Heft 48 der „Grenzboten" war folgendes deutsche Programm aufgestellt:

„Wir bestreiten die Interessensolidarität der Arbeiterschaft der verschiedenen Länder, erklären den Wahlspruch: ‚Proletarier aller Länder, vereinigt euch!' für Thorheit, glauben, daß der Arbeiterschaft eines jeden Landes nur durch Hebung der Lage ihres eignen Volks geholfen werden könne, und lehren, daß unser deutsches lediglich für sich zu sorgen habe, ohne Rücksicht auf das Wohl anderer Völker, oder nur mit soviel Rücksicht, als ihm die eigene Sicherheit und der eigene Nutzen auflegen; wir lehren, daß, wenn das Wohl unseres eignen Volks einen *Eroberungskrieg*, die Unterjochung, Verdrängung oder Vertilgung anderer Völker fordern sollte, wir uns davon durch christliche und *Humanitätsbedenken* nicht dürfen zurückschrecken lassen; wir haben deshalb auch gegen die äußerste Anspannung der Wehrkraft unseres Volks nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß sie in absehbarer Zeit einmal zu dem Zwecke verwendet wird, für den sie da ist."

Dieses Bekenntnis einer der angesehensten und vornehmsten deutschen Zeitschriften ist ein klassisches Zeugnis für die Zerstörung des deutschen Idealismus, für die klägliche Umnachtung des sittlichen Denkens und des politischen Horizontes durch die Erfolge der nationalen Machtentfaltung. Einen schlagenden Beweis für das Eindringen dieser kriegerischen Roheit in die inneren Fragen des Vaterlandes gab folgende bekannte Auslassung der „Hamburger Nachrichten“:

„Ist die Möglichkeit einer militärischen Unterdrückung der sozialen Revolution doch in naher oder ferner Zukunft gegeben, muß eine Regierung, deren Blick weiter als von heute auf morgen reicht, mit dieser Eventualität rechnen, so liegt es im Staatsinteresse, darauf hinzuwirken, daß der Kampf unter den günstigsten Bedingungen stattfindet. Diese Bedingungen aber verschlechtern sich zweifellos, je länger der Zusammenstoß hinausgeschoben wird. Für die nächste Zukunft kann man, falls es dazu kommen sollte, einer raschen und verhältnismäßig unblutigen Niederwerfung der sozialdemokratischen Revolution sicher sein. Findet der Zusammenstoß hingegen erst zu einer Zeit statt, wo die Sozialdemokratie sich weiterer Kreise der Bevölkerung bemächtigt und womöglich mit ihren Bemühungen in der Armee Erfolge erzielt hat, die ihr bis jetzt noch fehlen, so ist der Ausgang unberechenbar und kann zu den schwersten Krisen und Schädigungen der Staatswohlfahrt führen. Es ist also mindestens zweifelhaft, ob Derjenige der wahre Freund des Staates ist, der einer Hinausschiebung des Kampfes unter allen Umständen das Wort redet.“

Wer sieht hinter diesen Worten nicht den Geist des Mannes, der den Krieg mit Frankreich beschleunigte, weil wir ihn im Interesse unserer nationalen Entwickelung „brauchten“?

Fünfundzwanzig Jahre haben gezeigt, daß dieser Geist uns das einige Deutschland nicht hat bringen können. Aber das einige Vaterland soll doch kommen. Ein neuer Einheitstraum beginnt in der deutschen Jugend und in ergrauten Männern mit Jünglingsherzen zu erwachen, der Traum eines freien Volkes ohne Staatsanwalt und Polizei, geeinigt durch edle Selbstbeschränkung und heilige Achtung vor der Menschenwürde in allen Seelen, erfüllt von gesunder Bescheidenheit gegen die übrigen Völker, denen unsere eigene Kultur seit Jahrhunderten so reiche Gaben des Geistes und des Herzens verdankt!

Laßt uns arbeiten, damit diese Ideale in unserer eigenen Lebensführung und Gedankenhaltung Gestalt gewinnen — dann wird der Traum des einigen Deutschland endlich Wirklichkeit werden!

F.

Kants Traktat „Zum ewigen Frieden“.

Von Prof. Dr. Fr. Staudinger in Worms.

Da liegt ein altes Büchlein des Königsberger Weisen vor mir. Seit lange habe ich es nicht gelesen und den Inhalt bis auf wenige Spuren vergessen. Ob es wohl noch den alten Eindruck macht? Ich möchte es wohl wieder lesen, zumal es bald gerade hundert Jahre her sind, seitdem es veröffentlicht worden.

Im Vorwort erwähnt Kant die Anekdote, daß ein holländischer Wirt sein Wirtshausschild mit einem Friedhof habe bemalen und „Zum ewigen Frieden“ darunter schreiben lassen. Süßer Traum eines Philosophen, der da vielleicht verspottet sein mag. Denn der weltkundige Staatsmann geht über solche sachleeren Ideen zur Tagesordnung über, wenn er nicht gar Gefahr für den Staat daraus wittert.

Als ich diese Gedanken las, hätte ich fast noch einmal nachsehen mögen, wann sie geschrieben sind, ob wirklich 1795 und nicht 1895 dabei steht. Es könnten in der That die Sätze des ganzen Schriftchens mit wenigen Ausnahmen auch heute verfaßt sein. Heute noch wie damals sieht der weltkundige Staatsmann ebenso wie der stadtkundige Leser des maßgebenden Ortsblattes mit einiger Verachtung auf solche herab, die vom ewigen Frieden träumen.

Allein doch sind wir auch in manchem weiter gekommen als vor hundert Jahren, wo Kant dies Werklein schrieb in seinem knorrigen, unbeholfenen, mächtigen und eindringenden und zuweilen so herzlichen, sogar einmal gelegentlich humorvollen Stil. Habt ihr einmal ein wetterhartes, unschönes Gesicht sich plötzlich verklären und durchgeistigen sehen? — So sieht Kant aus in seiner Schreibart. Ich sah diesen Sommer einmal einem Straßenbau im Gebirge zu. Ächzend hoben die Männer gewaltige Steinblöcke mit Hebeln empor und rollten sie den Abhang hinunter, wo sie zur unbehauenen und doch kunstvoll gefügten Schutzwand vereinigt wurden. So ein cyclopischer Bau, rauh, gewaltig, ans Herz greifend, kunstvoll und kunstlos zugleich — das ist Kant — in Stil und Gedanken. Ich kenne nur einen, der gleichen Eindruck auf mich macht. Wie jener die Kritik der reinen Vernunft, so hat dieser eine Kritik der Volkswirtschaftslehre geschrieben, ohne es zu wissen so ziemlich nach Kants Methode, aber ihn darf man heute in guter Gesellschaft nicht beim Namen nennen; er gilt als Revolutionär.

Als ob das Kant nicht wäre?

Noch heute sind die Forderungen nicht erfüllt, die Kant, dem ganzen Gedankengange seiner Zeit gemäß im Namen der Vernunft verlangt hatte. Noch heute wird in vielen seiner Äußerungen von diesem oder jenem „weltkundigen Staatsmann“ Gefahr für den Staat gewittert werden mögen.

Hören wir einige derselben:

Es soll kein bestehender Staat von einem andern Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können. Denn ein Staat ist nicht eine Habe, sondern eine Gesellschaft von Menschen, über die niemand, als er selber, zu verfügen hat.

Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören, denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg. Durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu sein, reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen. Ganz anders, setzt Kant hinzu, ist es mit der zu Verteidigungszwecken vorgenommenen freiwilligen periodischen Übung der Staatsbürger bewandt — dem Volksheere.

Es sollen ferner keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden. Für Kulturzwecke läßt sie Kant gelten, für Kriegszwecke hält er sie unter Hinblick auf die dadurch geschaffene Erleichterung des Krieges, und in Befürchtung eines endlichen Staatsbankerotts für verwerflich. Den Umstand, daß die Staatsschulden eines der Mittel sind, welche das Geld aus den Taschen der Arbeitenden in die der Besitzenden überführen, und daß sie den Staat und seine Leiter oft in drückende Abhängigkeit von den Geldmenschen bringen; diesen Umstand hat Kant nicht erkannt, wenigstens nicht ausgesprochen.

Kein Staat soll sich, heißt es weiter, in Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewaltthätig einmischen; und wenn es wirklich zum Kriege kommt, sollen niedrige, das Zutrauen im künftigen Frieden untergrabende Kriegsmittel ausgeschlossen sein.

Diese beiden letzten Punkte sind heute schon so ziemlich in das Bewußtsein der Regierungen und Völker eingegangen. Die anderen sind noch mehr oder minder fromme Wünsche.

Das sind die wesentlichsten der Präliminarartikel, nicht die Definitivartikel zum ewigen Frieden. Die müssen aber nach Kant vorausgehen, ehe letzterer möglich sein soll.

Die Definitivartikel aber sind folgende:

Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein, d. h. bei Kant: Die Gesetzgebung soll in der Hand des Volkes bezw. seiner Vertreter liegen. Ein Monarch als Ausführer des Gesetzes ist daher nicht ausgeschlossen. Diese Verfassung ist nach Kant die einzige, welche den ewigen Frieden zur Folge haben kann. Denn wenn ein Volk selbst beschließen muß, die Drangsale des Krieges über sich ergehen zu lassen, so wird es sich bedenken, ein solches Spiel anzufangen.

Das Völkerrecht soll ferner auf einem Bunde freier Staaten gegründet sein. Das ist nach Kant die einzige Möglichkeit „aus dem Kriegszustande herauszugelangen, wenn man die Idee des Völkerstaates oder der Weltrepublik verwirft“, freilich birgt es auch die Gefahr, daß der Krieg dennoch ausbreche, stets in sich.

Das Weltbürgerrecht soll auf die Bedingungen eines Besuchsrechts eingeschränkt werden, weil eine Erweiterung des Rechtes eines Volks im Gebiete des anderen sich niederzulassen, Konflikte in sich birgt. Dagegen soll jeder Einzelne, wofern er die Landesgesetze hält, als Besuch zugelassen werden; und daraus könnte, so scheint er zu folgern, allmählich ein Welt-

bürgerrecht für jeden, eine internationale Freizügigkeit nach modernen Begriffen entstehen.

Bieten jedoch diese Vorkehrungen eine Garantie des ewigen Friedens? Kant hat hierauf nicht ausdrücklich mit „nein“ geantwortet. Allein indirekt hat er es doch gethan. Denn er sagt: es seien die Bedingungen oder Grundlagen zum ewigen Frieden. Die Garantie dafür sieht er in etwas ganz anderem, darin, daß die praktischen Bedingungen der menschlichen Gemeinschaft immermehr einen Frieden nötigen. „Da es mit der Gemeinschaft unter den Völkern der Erde so weit gekommen ist,“ so sagt er ungefähr, „daß die Rechtsverletzung an einem Platze der Erde an allen gefühlt wird, so ist die Idee des Weltbürgerrechts keine Phantasie, sondern eine notwendige Ergänzung des Völkerrechts, und eine Bedingung zu einer kontinuierlichen Annäherung an den ewigen Frieden.“

Hier und in der Ausführung der Garantien des ewigen Friedens spricht Kant fast ganz wie ein moderner Mensch. Die absoluten Feststellungen, die er sonst so sehr liebt, werden ganz von ihm verlassen. Die Idee der Entwickelung, und die Aufzeigung der Bedingungen der Entwickelung treten kräftig in den Vordergrund. Er zeigt, wie die Völker, die sich ausdehnen mußten, allmählich andere weiter nach Süd und Nord drängten, bis die Erde besiedelt wurde, wie also der Krieg diese Besiedelung bewirkt habe — in letzter Linie also wirtschaftliche Gründe. — Allein von nun an arbeite die Natur auf friedliche Zustände hin. Sie habe die Menschen gezwungen, Staaten zu bilden, und immermehr zu ordnen. Und wenn sie auf der einen Seite durch die Verschiedenheit der Sprachen und Religionen dawider sei, daß sich ein Staat die Weltherrschaft aneignen könne, so schaffe doch der Handelsgeist, der sich früher oder später jedes Volks bemächtige, das Bedürfnis, dem Kriege immer mehr entgegenzutreten und ihn durch Vermittelungen abzuwehren. Auf diese Art erreiche die Natur ihren Zweck; sie wolle den Frieden bewirken. Das heißt, so setzt Kant in seiner trockenen Art dazu: „Wenn ich von der Natur sage, sie will, daß dies oder jenes geschehe, so heißt das nicht, sie legt uns eine Pflicht auf .... sondern sie thut es selbst, wir mögen wollen oder nicht.“ — „Auf die Art garantiert die Natur, durch den Mechanismus der menschlichen Neigungen selbst, den ewigen Frieden; freilich mit einer Sicherheit, die nicht hinreichend ist, die Zukunft derselben theoretisch zu weissagen, aber doch in praktischer Absicht zulangt und es zur Pflicht macht, zu diesem nicht bloß chimärischen Zwecke hinzuarbeiten.“

Das sind mit Übergehung einiger noch folgenden Zusätze die wesentlichsten Grundgedanken der Abhandlung. Es ist erstaunlich, mit welchem Scharfblick hier Kant schon die wesentlichsten Bedingungen und Erfordernisse vorausgesehen und angegeben hat, die dem Gedanken eines ewigen Friedens vorarbeiten müssen. Setzen wir statt des allgemeinen und unbestimmten Wortes „Natur“ das Wort „ökonomische Entwickelung“, so haben wir den Faktor, der in der That seit etwa einem Jahrhundert die Vorbedingungen zu einem Zustande schafft, dessen sich unsere Kinder und Enkel vielleicht annäherungsweise zu erfreuen haben werden. Der Scharfblick des Philosophen ist umsomehr zu bewundern, als die Handelsbeziehungen, in denen er ganz mit Recht den Hauptfaktor erblickt, der der Lust zu auswärtigen Kriegen einen Hemmschuh anlegt, damals, mit den unsrigen verglichen, doch noch gar ärmlich und dürftig waren und sogar selber oft zu nationalen Kriegen drängten. Noch hatten die großen Hebel der modernen Entwickelung, Dampf und Elektricität, nicht ihre weltumwälzende Wirksamkeit geltend gemacht, noch hatten sich Technik und Industrie an ihrer Hand nicht entwickelt, noch lag die Masse der Völker in so tiefem Schlummer, daß sie sich von Napoleon willenlos zur Schlachtbank führen ließen, noch war Aufklärung und Bildung bei weitem nicht in dem heutigen — freilich immer noch höchst dürftigen — Umfang in das Volk selbst gedrungen. Und doch sagt er scharf und klar, und von aller Phantasmagorie weit entfernt: Hier in dieser Entwickelung liegen die Faktoren, die uns dem ewigen Frieden in allmählicher Annäherung entgegenführen können, und darum ist es unsere Pflicht, zu ihm hinzustreben, indem wir die Vorbedingungen dazu immer umfassender zu verwirklichen suchen.

Und hat nicht in der That, obwohl noch lange nicht alle Vorbedingungen erfüllt sind, schon heute die Welt einen großen Weg auf dem von Kant bezeichneten Pfade zurückgelegt?

Weit unlöslicher als vor hundert Jahren sind die Interessen eines Volkes mit denen des anderen verknüpft. Immer mehr überwiegen diejenigen Strömungen, welche an eine Störung des Völkerfriedens mit Grauen und Entsetzen denken, jene alten feudalistischen Interessen, denen der Krieg Lebensluft, Grundlage der Macht und der Existenz selber war. Immer mehr wächst auch bei den an einem Streite unbeteiligten Völkern das Interesse heran, einen Krieg nicht zum Ausbruch gelangen zu lassen, wächst auch ihre Macht, ohne jeden Krieg, durch moralischen und wirtschaftlichen Druck einen Einfluß im Sinne des Friedens geltend zu machen. In der That hat man ja eine Menge internationaler Streitigkeiten, die vor hundert Jahren noch sehr wahrscheinlich zum Kriege geführt hätten, in neuerer Zeit durch Schiedsgerichte entschieden.

Ein anderer Faktor, der die Kriegsgelüste heute gewaltig dämpfen muß, ist der Umstand, daß heute nicht mehr geworbene Söldner, sondern die Söhne aller Volksgenossen den Kugeln des Feindes entgegengeführt werden. Wohl sind unsere modernen Heere meist noch nicht Volksheere im Sinne Kants, allein im Hauptpunkte, der Beteiligung Aller an der Wehrpflicht, sind wir doch ein Stück Wegs dem Ziele näher gekommen.

Sodann hat in den Kulturstaaten heute das Volk entscheidend mitzureden. Selbst da, wo formell die Kriegserklärung und der Friedensschluß in die Hand der Regierenden allein gelegt ist, kann es kaum irgendwo ein Herrscher so leicht wie früher wagen, aus einem rein dynastischen Interesse oder dem Druck einer Minderzahl folgend, die Völker zur gegenseitigen Abschlachtung hinauszuführen. Nicht bloß die Furcht vor den Ausbrüchen des Volksunwillens wirkt dem entgegen; der ganze Erfolg eines Krieges hängt davon ab, daß die Nation in der Überzeugung, ihre teuersten Güter zu verteidigen, in den Krieg zieht. Was auch Bewaffnung und Taktik heute leisten mögen: die opfermutige Hingabe des Volks, sein Entschluß, bis zum Äußersten auszuhalten, das gehört auch zu den entscheidenden Faktoren, heute so gut wie in den Tagen von Thermopylae.

Und noch ein, vielleicht der entscheidendste der Faktoren, die dem Ausbruch eines Krieges zwischen großen Kulturnationen entgegenarbeiten, ist die völlige Ungewißheit über die Wirkung der modernen Vernichtungswaffen und die weiteren Folgen des Krieges. Das Entsetzen vor dieser Wirkung, vor den unabsehbaren Folgen einer heutigen Massenschlacht und die Angst vor den darauf folgenden Bewegungen im Innern der Kulturländer ist vielleicht mehr als einer der anderen Faktoren ein Grund, die Herrscher vor der Entfesselung des Kriegsdämons zurückzuhalten. Nur von einer Macht ist es in Europa noch ernstlich zu fürchten, daß sie „va banque“ spielend sich einmal über alle Bedenken hinwegsetzen möchte: von der uns einst in turmhoher Freundschaft verbundenen halbbarbarischen Macht des Ostens. Und wenn die Kriegsflamme auf dem Kontinent wieder auflodern sollte: von dort aus wird der Anstoß kommen.

Was haben wir danach zu thun? Kant sagt: Trachtet am ersten nach dem Reiche der reinen praktischen Vernunft, und nach reiner Gerechtigkeit, so wird auch euer Zweck, der ewige Friede, von selbst zufallen. In der Übersetzung in moderne Begriffe heißt das: Sorgt nach euren Kräften dafür, daß die thatsächlichen Verhältnisse den Völkern zum Bewußtsein kommen, und daß sie ihre gesellschaftlichen Ordnungen in immer mehr fortschreitendem Maße diesen Verhältnissen anpassen, dann werden wir ohne direkte Maßnahmen den Frieden als einfache Folge der gegebenen Verhältnisse haben.

In diesem Sinne, aber auch nur in diesem Sinne, haben die Bestrebungen der sogenannten Friedensvereine einige Bedeutung. Indem sie das Bewußtsein schaffen helfen, wie wenig

der Krieg zu den heutigen Interessen der Kulturvölker stimmt, mögen sie den Drang nach Maßnahmen verstärken helfen, welche die Kriege abzuwehren geeignet sind. Direkt aber werden sie weder Sommer noch Winter machen; denn der Ausbruch des Krieges hängt nicht von dem guten Willen des Einzelnen, sondern von den oben genannten tieferliegenden Faktoren ab. Das Wechselfieber bekämpft man nicht, indem man Arzneien vorschreibt, sondern indem man die Sümpfe trocken legt. Wenn wir diese Verwahrung vorausschicken, werden wir ihre Absichten im allgemeinen von ganzer Seele unterstützen müssen, eingedenk des Kantischen Worts:

„Es ist unsere Pflicht, zu diesem nicht bloß chimärischen Zwecke hinzuarbeiten."

Die ethische Bewegung in der Religion.

Von Pfarrer Paul Pflüger (Schweiz).

(Fortsetzung.)

Auch sittliche Reformationsbestrebungen machten sich immer wieder geltend — wir erinnern an die Novatianer in der älteren Kirche, an die Waldenser und Katharer u. A. im Mittelalter, an die Reformen des Klosterwesens, wie sie von Clugny ausgingen. Aber all diese Bestrebungen wurden durch die herrschende Kirche wieder ganz unterdrückt oder wenigstens paralysiert. Gegen die Waldenser wurde ein Kreuzzug geführt, Huß wurde durch das Konzil zu Konstanz zum Feuertode verurteilt, Savonarola in Florenz verbrannt. Nachdem die Papstkirche auf den tiefsten Grad der Verderbnis gesunken war, zeitigte erst das 16. Jahrhundert jene tiefgehende Umwälzung, Reformation genannt, die in erster Linie auch als eine ethische Bewegung zu betrachten ist. Man hat Ursache, daran heutzutage zu erinnern, da eben infolge der Reformation die katholische Kirche — wenigstens in paritätischen Orten — sich moralisch bedeutend gehoben hat, und so dem oberflächlichen Beurteilen die Differenz zwischen Katholizismus und Protestantismus nicht als eine auf sittlichem, als vielmehr auf intellektuell dogmatischem Gebiet liegende erscheinen möchte. Wir wiederholen es, in erster Linie war die Reformation des 16. Jahrhunderts eine ethische Bewegung, vom Gewissen getrieben fühlten sich die Reformatoren zu ihrem Auftreten, der Kampf gegen den Ablaßhandel, mit dem die Bewegung begonnen hat, war auf moralischem Gebiet und aus der Kirche auszutreten und eine neue zu gründen, daran dachten die Reformatoren von ferne nicht; die Dogmen der Kirche bekämpften sie anfangs nicht, als vielmehr die leichtfertige, sittenlose kirchliche Praxis. Im Fortgang der Bewegung erstreckte sich die Opposition dann freilich auch auf eine Reihe von Glaubenssätzen und die Reformation fand ihren Abschluß durch Formulierung einer Anzahl neuer Glaubenssätze. Diese dogmatische Leistung und Weiterentwickelung erwies sich aber mehr nur als eine Halbheit, während die Reformation der sittlichen Anschauungen — vor allem über Arbeit, Cölibat, kirchliche Werke, Buße 2c. — eine gründliche war. Nebenbei gesagt, hatte die Reformation in weiten Kreisen einen durchschlagenden Erfolg, gerade weil sie eine sittliche Kraft war, während der auf intellektuellem Gebiet radikalere Humanismus es zu keiner durchschlagenden Wirkung aufs Volk brachte.

Es ist das Verhängnis aller Reformationen auf religiössittlichem Gebiet, daß ihnen bald genug ein Rückschlag folgt und der lebendige frische Quell des sittlichen Aufschwungs wie in einer Wüste versiegt. Auch der Reformation des 16. Jahrhunderts war — besonders in der lutherischen Kirche — dieses Schicksal beschieden. Der Buchstabe tötete den Geist, Abhängigkeit von menschlicher Autorität untergrub die ursprüngliche Freiheit. Die Freiheit der Kinder Gottes schlug um in Zügel- und Sittenlosigkeit; wie es denn eine immer wiederholte Erfahrung ist, daß der Durchbruch bisheriger Gewohnheiten und Schranken, der mit einer Reform verbunden zu sein pflegt, für die geistig Unmündigen, den großen Haufen nicht eine höhere auf innerer Freiheit beruhende Sittlichkeit zur Folge hat, sondern Wegweisung aller sittlichen Zügel und Normen. Die Menge ist nicht reif für den Standpunkt der Edelsten, aus denen die Reformatoren hervorgehen. Es ist bekannt, daß Luther noch bei Lebzeiten über die Verwilderung seiner protestantischen Zeitgenossen klagte. Der Stadt Wittenberg prophezeit er: sie werde den Bettlertanz oder Beelzebubstanz kriegen, als Strafe für ihre Sittenlosigkeit. Melanchthon beklagte sich über die rabies theologorum. Die Zeit der protestantischen Orthodoxie ist gekennzeichnet durch die unerquicklichsten theologischen Zänkereien, durch unzählige Hexenverbrennungen und eine abscheuliche Kriminaljustiz. Der Idealismus der Reformationsbewegung lief in einen verknöcherten Buchstaben- und Bekenntnisglauben aus. Das moralische Niveau der katholischen Kirche dieses Zeitraums ist charakterisiert durch die skrupellosen Gewaltthätigkeiten der Gegenreformation, die Pariser Bluthochzeit, die Verfolgungen der Hugenotten, die Blutnacht zu Thorn, sowie durch die berüchtigt gewordene Kasuistik des Jesuitismus.

Glücklicherweise blieb auch die ethische Gegenbewegung gegen das Kirchen- und Theologentum des nachreformatorischen Zeitalters nicht aus. Auf seite des Katholizismus ist zu nennen der edle Pascal, der den Jüngern Loyolas seine Lettres écrites à un provincial par un de ses amis entgegen schleuderte und die Bewegung des Jansenismus, die im Kampf mit der grausamen Weltkirche verzehrt wurde.

Auf protestantischer Seite erhob sich eine ethische Bewegung gegen das tote Buchstabenchristentum in dem durch Spener ins Leben gerufenen Pietismus. In seiner ursprünglichen Gestalt ist der Pietismus eine durchaus sympathische Erscheinung, von der ein neues Leben in die evangelische Kirche ausgegangen ist. Die innere Mission, d. h. die caritative Fürsorge für leiblich und geistig Verwahrloste, erhielt durch ihn die bedeutendste Förderung, die Heidenmission wurde durch ihn begründet, und an der Pädagogik hat er große Verdienste. Später ist das Salz großenteils kraftlos geworden; der spätere Pietismus hat an Gehalt verloren durch Engherzigkeit und Fanatismus; an Stelle des ursprünglichen Idealismus trat die religiöse Phrase und Routine, von den vielen verbrecherischen Ausschreitungen des Gefühlskultus ganz zu schweigen. Neben dem Pietismus brach eine ganz andere Bewegung sich ebenfalls Bahn im Protestantismus: die Aufklärung oder der Rationalismus. Zunächst war das eine intellektuelle Bewegung, gegen gewisse kirchliche Glaubensvorstellungen gerichtet; die Aufklärung setzte sich zum Zweck, die religiösen Lehren mit den wissenschaftlichen Welt- und Naturerkenntnissen in Einklang zu bringen oder mit andern Worten, die Religion nicht auf Wunder und heilige Schriften, sondern auf die Vernunft bezw. den „gesunden Menschenverstand" zu gründen. Wenn nun so der Rationalismus aus dem Bestreben hervorging, die dogmatische oder intellektuelle Seite des Protestantismus weiterzuentwickeln, so darf doch nicht übersehen werden, daß der Rationalismus doch nicht ohne Einwirkung in ethischer Beziehung blieb. Statt des Wunderglaubens wurde die Liebe, statt der Gefühlsschwelgerei die That, statt der Kirchlichkeit der tugendhafte Lebenswandel gefordert. Auch der Rationalismus hatte seine Kehrseite und besaß genug Vertreter und Nachtreter, deren Lebenswandel eben von keiner moralischen Stärke zeugte, obwohl das Wort „Tugend" dem Rationalisten ganz besonders geläufig war. Erinnert sei an die hochedlen Vertreter des Rationalismus: Kant, Schiller, Herder, Semmler. Beide, Pietismus und Rationalismus, führten über die alte Orthodoxie hinaus. Es läßt sich wohl die Frage diskutieren, welche Bewegung dem Protestantismus mehr ethische Lebenskräfte zugeführt hat, der Pietismus oder der Rationalismus.

Wir kommen zu den kirchlichen Verhältnissen der Gegenwart. Dieselben sind so vielspältig und z. T. kompliziert, daß eine richtige Erfassung derselben nicht eben leicht ist.

Aber im allgemeinen darf doch konstatiert werden, daß im Vergleich gegen frühere Perioden die Ethisierung des religiösen Lebens Fortschritte gemacht hat. Spencer sagt: (Prinz. d. Soc. IV. f. pag. 177) „Während wir sehen können, wie selbst im alltäglichen Leben die Urteile, welche über das Verhalten der Menschen gefällt werden, dasselbe ohne Rück-

sicht auf vermeintliche Gebote billigen oder mißbilligen, je nachdem es an sich gut oder schlecht erscheint — ist zugleich unverkennbar, daß die Predigten in der neuern Zeit mehr und mehr dazu neigen, einen rein ethischen Charakter anzunehmen. Die dogmatische Theologie mit ihren Versprechungen vom ewigen Lohn und ihren Drohungen mit ewiger Verdammnis nimmt darin einen stets geringer werdenden Raum ein gegenüber den Vermahnungen zur Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Güte, Aufrichtigkeit rc."

In den schweizerischen kantonalen Landeskirchen hat sich in den letzten Jahrzehnten eine sogenannte freisinnige oder reformerische Richtung die Gleichberechtigung erworben mit einer älteren traditionellen Auffassung des Christentums. Wir haben also in unserm schweizerischen Protestantismus zwei Hauptrichtungen, abgesehen von den verschiedensten Zwischenstufen und Nüancen der Vermittelung, wie sich solche mehr bei Theologen von Fach als beim Laienpublikum finden. Die orthodoxe oder wie sie sich selbst etwa nennt, positive oder gläubige Richtung vertritt zwar keineswegs die Kirchenlehre des 17. Jahrhunderts, aber sie charakterisiert sich durch ein zähes Festhalten an überlieferten supranaturellen Vorstellungen durch eine unfreie Abhängigkeit vom Buchstaben der Bibel. Diese Richtung hat zudem fast ausnahmslos pietistische Charakterzüge im Bösen und im Guten; zur Ehre gereichen ihr die vielen Anstalten und Bestrebungen der „innern" und äußern Mission, ihre Schwäche zeigt sich in ihrer Stellung zur modernen Wissenschaft wie in der Obstruktion gegen ethische und soziale Bestrebungen, die nicht den Stempel der Kirchlichkeit tragen.

Die freisinnige Richtung hat das Erbe der Aufklärung übernommen; sie sucht den religiösen Glauben mit der modernen Weltanschauung in Einklang zu bringen; insbesondere verwirft sie den mit der fortgeschrittenen Naturerkenntnis im Widerspruch befindlichen Wunderglauben und mißt die Bibel mit dem Maßstab der Beurteilung, der an andere Litteraturerzeugnisse gelegt wird. Sie betont, daß nicht die Kirchlichkeit, wohl aber die Moralität von entscheidender Bedeutung für den Menschen sei.

Welcher von beiden Richtungen vom Standpunkt der Ethik aus das größere Lob und Verdienst zuzuerkennen sei, wollen wir nicht untersuchen. Hingegen scheint es uns am Platze, in einer der kirchlich-freisinnigen Richtung angehörenden Versammlung die Frage aufzuwerfen und zu erörtern, welche ethischen Aufgaben die Gegenwart gerade dem freisinnigen Protestantismus stellt.

Die freisinnige Richtung ist — ähnlich wie seinerseits der Rationalismus — ihrem Ursprung nach nicht eine spezifisch ethische als vielmehr intellektuelle Bewegung; sie ist ein Protest gegen gewisse überlebte Glaubensvorstellungen; ihre Polemik richtet sich gegen die Dogmatik des überlieferten Christentums; sie beruft sich vor allem auf Vernunft und Wissenschaft. Gewiß hat sie in dieser Hinsicht ein großes Verdienst für die Fortentwickelung der christlichen Glaubenslehren. Aber ihre Aufgabe darf damit keineswegs erschöpft sein; wenn sie zu fruchtbarerer Wirksamkeit gelangen will, so muß sie zur eminent ethischen Bewegung werden. Nur eine tiefethische Bewegung hat jeweilen die Religionen einen rechten Ruck vorwärts gebracht, und nur eine ethische Bewegung vermag heute auf die Massen einzuwirken und die Massen anzuziehen.

Es ist meine Pflicht, über diesen Punkt mich noch etwas genauer auszusprechen, umsomehr, als er für viele neu sein mag und da und dort Widerspruch begegnen wird.

Nach unserer Überzeugung hat die Reformbewegung einseitig die Korrektur der dogmatischen Lehren betrieben und es unterlassen, einen neuen so notwendigen ethischen Aufschwung in die kirchlichen Kreise des Volkes zu bringen. Es ist von gegnerischer Seite ausgebeutet worden, daß der religiöse Freisinn sich auf dem Gebiet der innern und äußern Mission lange nicht bethätigte — etwas Wahres lag daran. Wir verkennen gewiß nicht die Verdienste des kirchlichen Freisinns, gedenken rühmend seiner Leistungen auf dem Gebiet der Schule und wissen und bezeugen es, um jedwedem Mißverständnis vorzubeugen — daß die Gründer und Führer der schweizerischen Reform ethische Charaktere par excellence waren; aber was der ganzen Bewegung fehlte, waren große ethische Aufgaben und Ziele. Infolgedessen hat der Freisinn auf die Hebung der Gesamtmoral des Volkes keinen nachweisbaren Einfluß ausgeübt. Die Kirchlichkeit ist durch den Freisinn im Kurs gesunken, die Moralität aber kaum gestiegen. Niemand wird leugnen, daß heutzutage die Zustimmung zu aufgeklärten Glaubensansichten und die Verwerfung des Wunderglaubens und was drum und dran hängt das Schibboleth ausmacht, woran die Anhänger der kirchlich-freisinnigen Richtung sich kennen und also solche anerkennen; während auf die Zustimmung zu irgendwelch großen ethischen Aufgaben in Bezug auf Zuhörigkeit zum Freisinn nichts ankommt.

Man mißverstehe mich nicht: ich stimme nicht ein in die Anschuldigungen engherziger Gegner des kirchlich-religiösen Freisinns, welche sich eine freiere Weltanschauung ohne moralische Inferiorität nicht denken können und welche dem Freisinn demgemäß nicht gerecht zu werden vermögen. Aber ich glaube, daß wir mit der Selbstzufriedenheit, Sattheit und Selbstberäucherung nicht vorwärts, sondern rückwärts kommen und daß wir gut thun, unsere Mängel und Gebrechen uns nicht zu verbergen, sondern zu überwinden.

Der Mangel an großen ethischen Aufgaben scheint mir denn auch der Grund zu sein, daß die Kirche überhaupt die **Zugkraft auf die großen Massen** verloren hat. Die Entfremdung des Volkes von kirchlichem Leben ist ein unleugbares Symptom der Gegenwart und es muß zugegeben werden, daß es auch dem Freisinn selten irgendwo gelingt, die großen Massen des Volkes zu gewinnen. Gewiß hat die Reform manche — besonders aus den gebildeten Kreisen — der Kirche erhalten, welche durch die Orthodoxie hinausgetrieben worden waren oder es geworden wären. Der kirchliche Freisinn zählt die Hauptmacht seines Heeres im Mittelstand; man wird kaum sagen dürfen, daß ihm eine wirkliche Gewinnung des armen und arbeitenden Volkes für die Kirche gelungen sei. —

(Schluß folgt.)

Die christlich-soziale Bewegung und die Kirchen-Behörden.

Der Konflikt der jüngeren christlich-sozialen Geistlichkeit mit dem reaktionären Kirchenregimente in Preußen hat anläßlich des neuesten Erlasses des Oberkirchenrates eine Wendung genommen, welche die lebhafteste Aufmerksamkeit aller Sozialgesinnten beanspruchen muß. Wir möchten unsere Leser zunächst mit einigen maßgebenden Beurteilungen jenes Erlasses bekannt machen, um dann auch unsererseits Stellung zu dieser bedeutsamen Angelegenheit zu nehmen.

Der Erlaß ruft bekanntlich die Geistlichen von der Beschäftigung mit den sozialen Zuständen und Bewegungen, von der „übermäßigen Wertschätzung wirtschaftlicher Güter" zurück und stellt „Schaffung der Seelen Seligkeit" als Ziel der kirchlichen Arbeit hin. Das Programm des Erlasses gipfelt in folgenden Sätzen:

> Aufgabe der Kirche und der einzelnen Diener derselben ist es, durch eindringliche Verkündigung des göttlichen Worts, durch treue Verwaltung ihrer Gnadenschätze, durch hingebende Seelsorge an den anvertrauten Seelen alle Angehörigen der Kirche ohne Unterschied des Standes so mit dem Geiste christlicher Liebe und Zucht zu erfüllen, daß die Normen des christlichen Sittengesetzes in Fleisch und Blut des Volkes übergehen und damit die christlichen Tugenden erzeugt werden, die die Grundlagen unseres Gemeinwesens bilden: Gottesfurcht, Königstreue, Nächstenliebe!

Ein evangelischer Geistlicher gab als Antwort hierauf in der „Berl. Volksztg." (Nr. 597) eine Schilderung des Arbeitsfeldes der Landgeistlichen, der wir folgendes entnehmen:

> Die sozialen Schäden sind nach den verschiedensten Richtungen so bedenkliche, daß es allerdings hoch an der Zeit ist, darin Wandel zu schaffen. Wenn solchen Verhältnissen gegenüber evangelische Geistliche, denen dieselben mit ihren Folgen aus unmittelbarer näherer Kenntnis täglich vor Augen stehen, sich des ländlichen Arbeiterstandes annehmen, so ist das nur ein dankenswertes Vorgehen auch im Inter-

esse der „Herren", welche sich wohl sagen könnten, daß Zustände dieser Art schlechterdings nicht mehr aufrecht zu erhalten sind. Statt dessen suchen sie jede Umwandlung solcher Zustände mit allen ihnen zu Gebote stehenden Machtmitteln zurückzudrängen und stellen jene Geistlichen als „Demagogen" hin, welche nur darauf ausgingen, die ländliche Bevölkerung zu revolutionieren und Unfrieden zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu stiften. Nun besteht aber im allgemeinen ein wirklicher Frieden thatsächlich gar nicht mehr, im Gegenteil befinden sich die Landarbeiter — wie jeder, der die Lage der Dinge kennt, zugeben muß — schon mitten im „Klassenkampfe" gegen ihre Arbeitgeber. Der Kampf ist allerdings zur Zeit noch ein mehr latenter, aber wegzuleugnen ist er nicht. Die Landarbeiter organisieren sich noch nicht, sie streiken noch nicht, wie es andere Arbeiter thun, aber — sie ziehen weg. Der Wegzug vom Lande ist der charakteristische Ausdruck eines schleichenden und darum um so bedenklicheren Emanzipationskampfes gegen den Patriarchalismus der sogenannten „gnädigen Herren". Die Gründe dafür liegen aber lediglich in der traurigen Lage, in der sich die Landarbeiter, besonders in unseren östlichen Provinzen, meist noch befinden, so daß von einem menschenwürdigen Dasein in der That vielfach nicht die Rede sein kann.

Beispielsweise sind die Wohnungen dieser Landarbeiter zu einem sehr großen Teil mehr als erbärmlich. In elenden Kathen wird den Tagelöhnern eine Stube nebst Kammer eingeräumt, meistens mit Steinen oder Lehm gepflastert. In gesundheitlicher Beziehung sind sie häufig so ungenügend, daß die Sanitätspolizei solche Wohnungen überhaupt nicht dulden sollte. Noch schlechter ist es oft um die dazu gehörigen Ställe für das Vieh der Leute bestellt, so daß diese sich nicht selten genötigt sehen, einen Teil des Viehes im Winter mit in die Wohnung aufzunehmen, um es nicht zu verlieren. Und das ist selbst der Fall auf solchen Gütern, wo die Ställe für die Kutsch- und Reitpferde des Herrn aufs Luxuriöseste eingerichtet und ausgestattet sind.

In sittlicher Beziehung geben die Wohnungen unserer Landarbeiter vielfach zu den größten Bedenken Anlaß, wenn, wie es weithin der Fall ist, die ganze, oft recht zahlreiche Familie, auch mit halb und ganz erwachsenen Kindern in demselben Raume schlafen müssen.

Ein anderer Punkt, über den die Landarbeiter sich bitter beklagen, ist die Behandlung, die sie von dem „gnädigen Herrn" und ihren Inspektoren vielfach erfahren. Wenn sie von ihnen kaum ein freundliches Wort hören, sondern immer in strammem Kommandoton mit ihnen gesprochen und bei jeder Kleinigkeit auf sie, wie auf Sklaven, losgefahren wird, dann kann man sich freilich nicht wundern, daß das Verhältnis zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern auf dem Lande immer gespannter und unerträglicher wird. Dazu trägt insbesondere noch der Umstand bei, daß die Arbeitszeit der ländlichen Tagelöhner im allgemeinen eine derartig lange ist, daß ihnen freie Stunden für sich, ihre Familie und ihr Haus nur in sehr geringem Maße übrig bleiben. Selbst der Sonntag ist für sie im Grunde kein wirklicher Ruhetag. An diesem Tage sind sie gezwungen, für sich diejenigen wirtschaftlichen Arbeiten zu verrichten, zu denen ihnen in der Woche keine Zeit gelassen wird. Da müssen sie das ihnen zugewiesene Land in Feld und Garten graben, düngen, bestellen, event. die Ernte darauf machen; da müssen sie sich das Gras und Heu für ihr Vieh besorgen und Brennmaterial in der Forst sammeln, dann auf dem Karren, vor dem man Weib und Kind ziehend einhergehen sehen kann, herbeischaffen — ein Bild, das bei dem, der es sieht und kennt, nur die Gefühle herzlicher Teilnahme erwecken kann.

Daß es in allen diesen und anderen Punkten, die ich nicht weiter berühren kann, auch Ausnahmen giebt, will ich gern anerkennen. Im großen und ganzen aber liegen die Dinge so, daß man die soziale und ökonomische Lage unserer Landarbeiter nur als eine überaus traurige bezeichnen muß.

Wenn nun angesichts derselben jetzt ernstliche Versuche gemacht werden, sie zu ändern und zu bessern und wenn sich daran neuerdings namentlich auch evangelische Geistliche beteiligen und auf Mittel und Wege aus sind, wie dies zu ermöglichen wäre, so ist das nichts weniger als „geistliches Demagogentum", sondern vielmehr der Ausdruck und die Bethätigung echt humaner Gesinnung.

Die Eigensüchtigen unter den Großgrundbesitzern mit ihrem Anhange mögen das erstere behaupten und ihre Machtmittel auf solche Geistliche loslassen, die sich der Landarbeiter annehmen, sie in Vereinen organisieren und sie in die Lage bringen wollen, daß sie sich sozusagen auch als Menschen fühlen lernen. Die Arbeiter werden den Geistlichen umso dankbarer sein, wenn sie ihnen ratend und helfend zur Seite stehen. Und das umsomehr, als die Landarbeiter in der auf dem Lande noch weithin bestehenden engen Verbindung mit dem Pfarrer bisher immer einen Anlaß erblicken zu müssen glaubten zum Mißtrauen gegen den Geistlichen, dem sie Ausdruck zu geben pflegen in der Redensart: „Der Pfarrer soll uns aufzäumen, damit der Edelmann ausreiten kann".

Oberstlieutenant M. v. Egidy bespricht den Erlaß in seiner „Versöhnung" mit folgenden Worten:

Der evangelische Oberkirchenrat hat in einem Erlaß den Geistlichen eine öffentliche Teilnahme an den Kämpfen der Gegenwart untersagt; eine hocherfreuliche Erscheinung. Jetzt werden wir erfahren, ob unsere Geistlichen Männer sind oder Knechte; ob sie einer Institution angehören, oder dem Volke; ob sie einer von früheren Menschen geordneten Obrigkeit gehorchen oder ihrer heute sich regenden Pflichterkenntnis. So muß es kommen. So nur wird dem Volke klar werden, daß eine Religion, wie sie unser heutiges Kirchentum vertritt, nicht die Religion ist, deren unser Volk bedarf: ein Christentum „auch von dieser Welt."

Die Geistlichen werden durch jener Erlaß auf den Dienst an den Seelen beschränkt; vom Standpunkt einer sich im Glaubensleben erschöpfenden Anstalt aus ganz richtig. Das Volk selbst aber denkt anders. Wer nicht helfen will, jedem Einzelnen im Volke das Recht auf Lebensmöglichkeit und das Bewußtsein von Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu erstreiten, hat auch kein Recht, sich um die Seelen seiner Volksgenossen zu bekümmern; erst das Jetztleben, dann das Weiterleben. Und die vortrefflichen Männer, die, als sie in den Dienst der Kirche traten, nicht meinten, ihre Volkszugehörigkeit aufgeben zu müssen, wie werden sie den Widerstreit der Pflichten lösen? Die tüchtigen Kämpfer, denen die Religion höher steht, als ein Erlaß, wie werden sie sich verhalten? — Einem christlichen Priester liegt die Frage nahe, wie wohl Jesus solchem Erlaß begegnet wäre? Wer mit Jesu Wesen vertraut ist, muß zu der Antwort gelangen: Jesus würde in die Werkstätte des Erlasses eingedrungen sein und dort aufgeräumt haben. Einem Diener der evangelisch-lutherischen Landeskirche liegt die Frage nahe, wie wohl Luther solchem Erlaß begegnet wäre? Wem nur ein wenig lutherisches Blut in den Adern rollt, der muß sich sagen: Luther würde vor das Denkmal Yorks oder Steins gezogen sein, die „Männer" unter den Geistlichen mit ihm, und dort würde er den Erlaß verbrannt haben. Wir leben in einer vorgeschrittenen Zeit; die Formen der Auflehnung dürfen nicht mehr die damaligen sein; die Formen unserer inneren Empörung sollen unter allen Umständen den Stempel höchster Gesittung und vornehmster Denkart tragen; der Geist und die Kraft des Widerstandes aber gegenüber allem, was dem vervollkommneteren Volksempfinden nicht mehr entspricht, muß heute derselbe sein, wie damals. Das heißt in der Nachfolge Jesu wandeln; das heißt lutherisch wirken.

Pfarrer Naumann bemerkt in der „Hilfe":

Darin hat der Erlaß ganz recht, daß er sagt, das Ziel der Kirche sei Schaffung der Seligkeit der Seelen. Nun aber sehe man sich doch einmal unsere Städte an! Wer will ein Ohr gewinnen für das Ewige, wenn er das Zeitliche für bedeutungslos hält? Mit bloßer innerer Mission ist, wie ihre treuesten Vertreter offen eingestehen werden, an die aufstrebenden materialistischen Volksschichten nicht heranzukommen. Der Erlaß bedeutet also im Grunde ein Ermatten in der Arbeit an den Seelen. Die Kirche wird eng und immer enger, vorsichtig und immer vorsichtiger, bis man eines Tages nicht mehr weiß, daß sie da ist. Was nützt sie dann den armen Seelen?

Höchst energisch protestiert „die christliche Welt". Es heißt dort sehr eindrucksvoll:

Wir protestieren um der Ehre des geistlichen Amtes willen. Im Erlaß ist zweimal von der Würde des Amtes die Rede. Und doch ist uns seit lange kein offizielles Schriftstück vorgekommen, das die Ehre des geistlichen Amtes so gröblich verletzte. Der Oberkirchenrat mutet seinen Geistlichen zu, ihre bessere Einsicht zu verleugnen, wider ihr Gewissen zu handeln. Denn das muß er wissen, daß die soziale Mitarbeit den daran beteiligten Geistlichen eine überaus ernste Sache ist. Der Oberkirchenrat mutet den Pastoren zu, sich in diesem Stück Gewissensdrang einfach dem Urteil ihrer kirchlichen Obern zu unterwerfen. Er verkümmert damit dem Pfarr- und Predigtamt seine ihm nach evangelischem Recht zukommende Selbständigkeit und Würde. Er stellt es vor der öffentlichen Meinung bloß, indem er den Schein erweckt, als könne der Pastor sich sein moralisches Empfinden und Handeln von seinen kirchlichen Obern vorschreiben lassen. Die soziale Haltung des Pastors wird mit dem, was ihm Gottes Wort, christliche Pflicht und Wahrheit ist, immer aufs innigste zusammenhängen. Indem der Oberkirchenrat hier die innere Freiheit des Pastors meistert, erschüttert er geradezu die Glaubwürdigkeit seiner Predigt und den Segen seiner ganzen Amtsführung. In dieser Richtung hat der Erlaß bereits nie wieder gut zu machenden Schaden gethan. Er degradiert den protestantischen Geistlichen zum Sprachrohr seines Superintendenten oder Generalsuperintendenten und macht ihn aus einem Diener am Worte Gottes zum subalternen Organ der übergeordneten Hierarchie. Ich bin überzeugt, daß die Pastoren aller Richtungen hierin empfinden wie Ein Mann. Die römischen Kapläne aber werden lächeln und sagen: Unsere Bischöfe sind doch so übel nicht. Sie fordern den größern Gehorsam, aber sie gewähren auch den größern Spielraum zur freien Entfaltung der Kräfte.

In den uns bekannt gewordenen Beurteilungen des Erlasses vermissen wir eins: Nirgends ist mit der nötigen Deutlichkeit der untrennbare Zusammenhang beleuchtet worden, der das sittliche Elend eines Zeitalters mit dessen sozialen Krankheiten verbindet und den gewissenhaften Seelsorger zwingt, in erster Linie sozialer Reformer zu werden. Oder ist es Pflicht des Seelsorgers, die Augen vor den wirtschaftlichen Ursachen des Verbrechertums zu schließen und die Seele erst dann in Pflege zu nehmen, wenn die Not den Armen schuldig werden ließ? Seelenpfuscherei ist das, nicht Seelsorge. Ist es pflichtwidrig, wenn der Seelenhirt Volksversammlungen aufsucht und die Volksseele dort beobachtet, wo ihre Regungen am mächtigsten zu Worte kommen? Ist es keine sittliche Seelsorge, wenn der Geistliche den sittlichen

Verwüstungen entgegentritt, welche Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, übermäßige Arbeitszeit, Frauen- und Kinderarbeit im Familienleben des Volkes anrichten? Hat die Koalitionsfreiheit nichts mit der „Seelen-Seligkeit" zu thun? Wahrlich, mancher Pfarrer hat nicht so viel Seelen gerettet als der gewerkschaftliche Agitator, der in vertierten Gemütern die Menschenwürde weckte, den Vereinzelten wieder zu einem Gliede gemeinsamen Lebens machte und wilde Rachegedanken durch erhabene soziale Ausblicke sänftigte! „Übertriebene Wertschätzung wirtschaftlicher Güter" sieht der Erlaß in den sozialökonomischen Bestrebungen der Pfarrer. Sind die irdischen Güter wirklich so gleichgiltig, wenn der Hunger jährlich tausende von Mädchen zwingt, Leib und Seele zu verkaufen? Ist es keine sittliche Seelsorge, so fragen wir endlich, wenn der Geistliche einer Gesellschaftsordnung entgegentritt, welche überall das Raubtier im Menschen hervorlockt, welche zahllose Menschen dazu verdammt, ihr Wohlleben auf die Unterernährung ihrer Brüder zu gründen und inmitten aller Herrlichkeiten der Kultur geistig und sittlich zu verdorren?

Das Kennzeichen des Erlasses ist eine völlige Blindheit gegen den Zusammenhang von Ursache und Wirkung im Reiche der gesellschaftlichen Lebenserscheinungen. Wir verstehen das völlig. Infolge ihrer Verbindung mit dem Reiche des Wunderbaren wird sich die religiöse Ethik niemals mit den strengen Gesichtspunkten vertraut machen, von denen aus die Wissenschaft das natürliche Geschehen in seinen gesetzlichen Zusammenhängen zu verstehen und zu beherrschen sucht. Religiöse Bedürfnisse lassen die Kirche an der Lehre festhalten, daß die unsterbliche Seele und der freie Wille auch während ihres Erdenlaufes nicht den Gesetzen des irdischen Geschehens unterliegen, sondern mit der göttlichen Gnadenwirkung in unmittelbarem Zusammenhang bleiben. Alle diese Vorstellungen sind harmlos, solange sie Privatsache bleiben; sie werden gemeingefährlich, sobald sie die ausschließlichen Grundlagen der sittlichen Ordnung zu werden trachten. Denn der Mensch gehört der Erde an; die Gestaltung seines Gemeinschaftslebens ist eine Frage dieser Welt; wer dazu die religiöse Phantasie herbeiruft, der macht den Seelendichter zum Seelenarzt. Wir wollen damit nicht sagen, daß die Geistlichen der sittlichen Seelsorge nicht fähig seien; nur das wollen wir hervorheben, daß der Erlaß des Kirchenrats deutlich zeigt, wie hemmend das religiöse Element für die gründliche und umsichtige Pflege des sittlichen Lebens ist und wie unmöglich es der Geistlichkeit sein wird, sozialethische Aufgaben gewissenhaft zu lösen, wenn sie sich nicht bei diesen Aufgaben konsequent von der wissenschaftlichen Ethik leiten läßt und aufhört, die furchtbar ernsten Fragen der Wirklichkeit durch Jenseitsgedanken und Jenseitsrücksichten zu trüben.

Die Thätigkeit des Einzelnen innerhalb der ethischen Bewegung in Deutschland.

Von C. Eberle, Neu-Ulm.

In Anbetracht der großen und allumfassenden Aufgaben, welche sich die ethische Bewegung zur Förderung der Wohlfahrt der Menschheit gestellt hat, verdient diese Bewegung die unausgesetzte Unterstützung aller wahrhaften Menschenfreunde. Hierzu ist für jeden je nach Maßgabe seiner Kräfte und Verhältnisse fortwährend Gelegenheit vorhanden. Möge es uns gestattet sein, hiervon einige Punkte näher zu bezeichnen. Jeder Ethiker sollte in erster Linie Mitglied der D. G. E. K. und Abonnent und Leser der Wochenschrift „Ethische Kultur" sein. Mit jedem Exemplar könnte, nachdem dasselbe gelesen, ein „Ethischer Lesekreis" von 5—10 Mitlesern gespeist werden, indem dasselbe, in Mappen gelegt und mit Namensliste versehen, in Umlauf gesetzt wird. Von jeder Nummer sollte gleich nach Eintreffen derselben Kopf und Inhaltsübersicht abgeschrieben und hektographisch vervielfältigt für die Rubrik „Litterarisches" an alle hierfür zugänglichen Zeitungen gesandt werden. Eine bezügliche Rücksprache mit den betreffenden Schriftleitungen kann gleich dazu benutzt werden, um dieselben, wenn notwendig, über Wesen und Ziele der ethischen Bewegung zu unterrichten. Vielleicht ist es auch angängig, von Zeit zu Zeit kurzgefaßte Artikel ethischen Inhalts in die Tagespresse zu bringen. Wenigstens sollte man es an Versuchen hierzu nicht fehlen lassen. Neben der Wochenschrift „Ethische Kultur" sind es die zahlreichen Schriften ethischen Inhalts, welche die ethische Bewegung schon ins Dasein gerufen hat, wovon jeder eifrige Ethiker in seiner Privatbibliothek nach Maßgabe seiner finanziellen Kräfte eine Sammlung anlegen sollte. Gründliches Studium aller einschlägigen Fragen ist sehr wichtig. Probenummern der Ethischen Kultur, Bücherverzeichnisse, Flugblätter ethischen Inhalts rc. sollten stets zur Hand sein zur Verteilung in Bekanntenkreisen. Denselben sollte je nach Umständen die Privatbibliothek des Ethikers zur Förderung der Sache zugänglich sein. Bei starker Inanspruchnahme der Bücher müßte eben sorgfältig Buch darüber geführt werden. In Bezug auf mündliche Propaganda kommt in erster Linie die Familie in Betracht. Hier gilt es ethischen Samen auszustreuen in die empfänglichen jugendlichen Herzen. Es giebt nicht leicht eine dankbarere Arbeit. Reinnatürliche Ethik, frei von allem unverständlichen dogmatischem Beiwerke sollte gespendet werden! Wie lange wird es noch dauern, bis auch von Staatswegen allen Kindern diese beglückende Gabe zu teil wird! Doch warten wir nicht in Unthätigkeit darauf, sondern thue jeder sein Möglichstes im Kreise seiner Familie hierfür. In der Jugend liegt die Zukunft. An Stoff zu ethischen Gesprächen fehlt es ganz gewiß nicht. Jeden Tag ereignet sich dies und das in der Familie, im Hause oder am Wohnorte, ebenso im Staate, was im ethischen Sinne betrachtet werden kann. Sehr zu empfehlen sind auch abzuhaltende ethische Familien-Vorlesungen, unterbrochen durch Familien-Diskussion. Besonders sachförderlich ist die mündliche Propaganda (das lebendige Wort) in Bekanntenkreisen. Mit Leichtigkeit läßt sich ja, wo es passend erscheint, das Thema auf ethische Fragen überleiten und wohl auch einige Zeit lang bei denselben erhalten. Hier gilt es gewonnene Sachkenntnis in weiser Mäßigung zu verwerten, um neue Freunde der Sache zu gewinnen. Probenummern der Ethischen Kultur, Flugblätter rc. müssen zur rechten Zeit am Platze sein; man trage deshalb stets von denselben bei sich. Heute trifft man diesen, morgen jenen. Am wirksamsten ist natürlich die Veranstaltung öffentlicher Vorträge. Die Beschaffung tüchtiger Redner ist jedoch nicht immer so leicht. In engeren Kreisen lassen sich dieselben wohl durch gute Vorleser einigermaßen ersetzen.

Probenummern der Ethischen Kultur sollten auf Veranlassung der Ethiker auch in allen Buchhandlungen und deren Schaufenstern aufgelegt sein, ebenso die ethischen Schriften. Wir haben schon mit Erfolg Versuche gemacht, genannte Wochenschrift in die Abonnement-Empfehlungsliste der betr. Geschäfte einreihen zu lassen. Ein strebsamer Ethiker wird auch, soferne an seinem Wohnorte noch keine ethische Organisation besteht, für Schaffung einer solchen bedacht sein durch Vorarbeiten behufs Bildung eines Zweiges bezw. einer Abteilung der D. G. E. K. Am besten ist es die Sache ganz klein und einfach anzufangen, im Falle es nicht möglich ist, die ethische Fahne durch einen öffentlichen Vortrag aufzupflanzen. Man sucht sich einen Gesinnungsfreund oder einen solchen, der es vermutlich werden könnte, mit Hilfe desselben dann noch einen dritten, und vereintem Bemühen dürfte es wohl vollends gelingen, aus dem Dreibund einen Fünferbund zu machen, nämlich zur Gründung eines Zweiges die erforderlichen fünf Gesinnungsfreunde zusammen zu bringen. Wo schon ethische Vereinigungen bestehen, erwachsen dem Einzelnen wieder weitere Pflichten innerhalb derselben. Der wahre Ethiker wird auch stets ein offenes Auge und Ohr haben für alle Wohlfahrtsfragen geistiger und leiblicher Natur, welche in der Familie, in der Gemeinde und im Staate auftauchen, er wird überall zur Stelle sein, wo es gilt für das Wohlergehen des Einzelnen wie der Gesamtheit einzutreten.

Den lebendigsten und unwiderlegbaren Beweis von der Lebensfähigkeit und beglückenden Fruchtbarkeit der ethischen Bewegung muß jeder wirkliche Ethiker durch seine eigenen Worte und Thaten für die Mit- und Nachwelt zum Heile der Menschheit erbringen. Es wäre unser Wunsch, daß vorstehende Ausführungen von berufeneren Federn als die unserige ist, besprochen und weiter ergänzt würden.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Dezember-Revue I. Die erste Hälfte des Christmonats stand unter dem Zeichen Pestalozzi's, des Erziehers der Kleinen und Großen. In der pädagogischen Gruppe entwarf Frl. Blum aus Spandau sein Lebensbild mit besonderer Rücksicht auf die Einflüsse, die seine Entwickelung gefördert und gehemmt hätten. Die ausschließlich weibliche Erziehung, die er genossen, sei wohl der

Entfaltung seiner idealen Individualität zu gute gekommen, sei aber doch z. T. schuld an der Lückenhaftigkeit seines Wissens, seiner Unselbständigkeit und unpraktischen Lebensführung gewesen. Freilich hätten seine Fehler nur ihm geschadet, seine Vorzüge aber seien der ganzen Menschheit zu gute gekommen. Stets habe er sein ganzes Ich für die Sache des Volkes eingesetzt, wie an den Leidensstationen seines Lebens nachgewiesen wurde. Von seinen litterarischen Werken charakterisierte die Rednerin die „Abendstunde eines Einsiedlers“ als Pestalozzi's Erziehungsplan und „Lienhard und Gertrud“ als praktische Ausführung seiner Erziehungslehre. In dem „Musterbild mütterlicher Thätigkeit für alle Zeiten“, in Gertrud fand sie die Züge der drei edlen Frauen (Mutter, Frau und das Bäbeli), die sein Leben bestimmt hätten.

Sein Verdienst dürfe nicht nach seinen äußeren Erfolgen beurteilt werden, auch seine Erziehungslehre und Unterrichtsmethode hätten ihm nicht seine universelle Bedeutung verschafft, sondern diese liege darin, daß er als erster, um mit Natorp*) zu sprechen, „die Frage der Bildung auf sozialen Grund und die soziale Frage auf den Grund der Menschenbildung zurückgeführt und die Untrennbarkeit beider nachgewiesen habe.“

Auf Pestalozzi, wie auf alle bedeutenderen Pädagogen früherer und jetziger Zeit durfte sich ebenfalls Herr Tews berufen, als er es unternahm, in der Plenarversammlung die gemeinsame Elementarschule oder die Volkseinheitsschule warm zu empfehlen.

Der Vortrag ist im Auszuge in dieser Zeitschrift erschienen; wir beschränken uns daher auf einen Bericht über die Diskussion.

In der lebhaften Debatte, die sich an den Vortrag anschloß, plaidierte der Lehrer der humanistischen Gemeinde Herr Schäfer für die Vereinigung aller Konfessionen in der religionslosen gemeinsamen Elementarschule. Prof. Bruno Meyer bezeichnete die vom Redner geforderte Schuleinrichtung als Zwangsschule, hob die Vorteile der Vorschule hervor, die hauptsächlich in der thatsächlichen Befreiung von der reaktionären Regulative und in der richtigeren Verteilung des Lehrstoffes beständen und polemisierte gegen einzelne psychologische Voraussetzungen des Vortragenden. Prof. Foerster wies auf die Schuleinrichtungen Belgiens hin, wo die Schulen nach den Stufen der Begabung der Kinder geordnet sind und eine Unterweisung der Schwächeren durch die Stärkeren stattfindet. Wenn nur die gemeinsame Volksschule die beste Schule sei, dann würde es keinen Schulzwang brauchen, um sie zu füllen. Nachdem noch Herr Jaffé für die Freiheit der Individualisierung eingetreten war und als Vorbedingung zur gesetzlichen Einführung der Einheitsschule die Verbesserung der heutigen Volksschulen gefordert, Herr Dr. Levy aber, im wesentlichen mit dem Vortragenden völlig einverstanden, die Absendung einer Petition dennoch als nicht wohl ausführbar und praktisch erfolglos bekämpft hatte, wendete sich Herr Tews im Schlußwort hauptsächlich gegen Prof. B. Meyer. Die bloße Existenz staatlicher oder kommunaler Vorschulen drücke die Volksschule zur Schule zweiter Güte hinab. Gegen die Vorteile der Vorschulen könne man auch sehr erhebliche Nachteile aufführen. Die Befreiung aller Schulen von der Regulative sei das zu erstrebende Ziel, das aber nicht erreicht werde, wenn die besitzenden Klassen sich dem Druck derselben zu entziehen wüßten. Die Petition solle ja nicht von der Gesellschaft als solcher ausgehen, sondern sich frei mit Unterschriften bedecken, oft bedürfe es nur eines geringen Anstoßes, um den Stein ins Rollen zu bringen. Der einzige Weg zur Verbesserung der Volksschule sei sicherlich der, daß sie die gemeinsame Volkseinheitsschule werde.

Dr. R. Penzig.

*) Pestalozzi's Ideen über Arbeiterbildung und die soziale Frage.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 25. Januar 1896.	Nr. 4.

Inhalt: Wo sind in Deutschland die Friedensfreunde? Von Th. Brix. — Das Recht der Antikritik. Von M. Schwann. — Die ethische Bewegung in der Religion. Von Paul Pflüger. (Schluß.) — An dich, Mutter. Von Ada Negri. Freie Nachdichtung von Karl Henckell. — Fabrikgesetzgebung in Neuseeland (Schluß). — Vermischtes: Stillstand der deutschen Kultur. Frauenstudium — Aus der ethischen Bewegung: Wien.

Wo sind in Deutschland die Friedensfreunde?

Von Th. Brix in Schöneberg.

Als neulich infolge der Rede des Präsidenten Cleveland Kriegsbefürchtungen entstanden, gab sich in England und Amerika eine starke Friedensbewegung kund. Die Kriegshetzer, vor allen auch der Präsident, wurden scharf mitgenommen; mit ernstem Tadel wie mit der Waffe des Spottes wurden die verhängnisvollen Worte, die solche Panik hervorgerufen hatten, gerügt. Die Spalten amerikanischer Blätter füllten sich mit Kundgebungen zu Gunsten des Friedens. Der „World“, ein Blatt, das sonst in meiner Achtung nicht sehr hoch steht, konnte Zuschriften hervorragender englischer Politiker wie auch der ersten Mitglieder des Königshauses zu Gunsten des Friedens veröffentlichen. Dem Abscheu vor dem Krieg wurde in beredter Weise Ausdruck gegeben; es wurde als eine Thorheit bezeichnet, daß zwei nahe verwandte Völker um einer Lappalie willen mit einander in Zwiespalt geraten sollten. Kurz, mochte die ganze Sache in echt amerikanischer und reklamenhafter Weise betrieben werden, es trat doch deutlich das Gefühl der Beschämung über Vorgehen und Thorheiten des eigenen Volkes hervor, deren üble Folgen man in so unliebsamer Weise zu spüren bekam. Dem Präsidenten wurde vorgeworfen, daß er aus Popularitätshascherei die guten Beziehungen zwischen den beiden Völkern gestört und leichtsinnig eine Kriegsgefahr heraufbeschworen habe. Indirekt aber wurde doch jene auch in Amerika so starke chauvinistische Strömung verantwortlich gemacht.

Welchen Gegensatz dagegen bilden die jüngsten Vorgänge in unserem lieben Vaterlande, dem so oft als friedfertig gepriesenen. Man schürt das Feuer des Nationalhasses, unbekümmert um die Folgen. Mit sehr wenigen Ausnahmen hat die Presse einen englandfeindlichen Ton angeschlagen, darunter auch Blätter, die nicht gewohnheitsgemäß den Englandshaß pflegen, vielmehr auf gute Beziehungen zu England sonst Wert legten. Nur Schimpfen auf englischen Hochmut und Übermut bekamen wir zu hören, kein Wort der Selbsterkenntnis und Selbstprüfung; man hielt es nicht der Erörterung wert, ob von deutscher Seite kein Anlaß gegeben worden sei, ob die gewaltige Erregung des englischen Nationalgefühls nicht hätte vermieden werden können, ob die Vorsicht dem Auslande gegenüber beobachtet worden sei, die sonst als der leitende Grundsatz unserer Politik galt.

Aber es hat bei uns ja keinen Kriegslärm gegeben; niemand denkt im Ernst an die Möglichkeit eines Krieges mit England. Steht die Sache in Wahrheit so? Kann man die Pflege des Englandhasses als einen harmlosen Sport betrachten, den wir uns um so eher erlauben dürfen, da chauvinistische Regungen in einem starken Volke einmal nicht zu unterdrücken sind und da sie nach dieser Seite hin viel unschädlicher sind, als nach anderen Seiten hin? Sind die Politiker, welche sonst den Kolonialenthusiasmus und die Flottenvergrößerungspläne mißbilligten, wirklich so naiv, daß sie nicht merken, wohin die Reise geht? Haben sie nicht den Jubel des Teils der Presse bemerkt, der England als ein Haupthindernis deutscher Kolonialpläne betrachtet, auch vor einer kriegerischen Auseinandersetzung mit England nicht zurückscheuen würde, vielmehr sie als in der Zukunft unvermeidlich zu betrachten scheint? Haben sie vergessen, daß im Alphabet der Buchstabe B auf den Buchstaben A folgt und daß es für die, welche die Englandshetze mitgemacht haben, schwer ist, die Notwendigkeit umfassender Flottenverstärkungen zu bestreiten? In dem Maße aber, wie wir zur See stärker werden, ist dann auch leichter ein Anlaß zum Kriege mit England gegeben, werden leichter diejenigen Gehör erlangen, welche fort und fort darüber klagen, daß wir gegen England viel zu nachgiebig seien.

Haben wir England als unsern hauptsächlichen Nebenbuhler auf kolonialem Gebiet zu betrachten und haben wir in dem dunklen Weltteil so dringende Interessen, daß wir es um ihretwillen auf eine blutige Auseinandersetzung mit England sollten ankommen lassen? Das ist die Frage, um die es sich handelt, und ob man diese Frage mit ja oder nein beantwortet, danach sollte billig auch die Haltung zu der jüngsten Bewegung sich richten. Man braucht nicht einmal Friedensfreund im strengen Sinne des Wortes zu sein, um diese zu mißbilligen. Wir Deutschen sind nicht in der Lage, uns der Notwendigkeit der Kriegführung unter allen Umständen entziehen zu können. Aber eben deshalb, weil wir von Kriegsgefahr unmittelbar bedroht sind, weil unsere Feinde nur darauf warten*), daß unsere Kraft geschwächt werde oder daß wir anderweitig in Anspruch genommen seien, um uns mit Krieg zu überziehen, darum sollten wir um so viel vorsichtiger sein, den Zündstoff nicht zu vermehren und uns nicht neue Feinde zu schaffen. Wie paßt denn die Gereiztheit und das Auftrumpfen gegen England zu der vorsichtigen Zurückhaltung, die uns sonst als unsere Pflicht gelehrt wird, zu dem völlig aussichtslosen Werben um die Freundschaft unserer Gegner? Wenn Überflutung durch das Slaventum droht, wenn Rußland Miene macht, sich auf der Balkanhalbinsel festzusetzen, so wird uns bedeutet, daß uns Bulgarien Hekuba sei, daß wir in der Politik uns am wenigsten durch Sympathien dürfen leiten lassen. Aber mit den Sympathien für die tapferen Boeren ist es etwas Anderes. Die darf der Realpolitiker benutzen und in seine Berechnungen einstellen, weil er unsere Inferiorität zur See schmerzlich als einen Übelstand empfindet, dem abgeholfen werden müsse.

Aber warum nur uns Mäßigung predigen, warum nicht auch den Engländern? Ja, ist denn nicht das Volk, das wir jüngst in solcher Aufregung sahen, dasselbe, das sonst als zu

*) Woher weiß der Verfasser das? Solche Äußerungen sind nicht pädagogisch und arbeiten den völkerverbindenden Absichten des Verfassers entgegen. D. Red.

friedliebend bezeichnet wurde, dem vorgeworfen wurde, daß es durch zu weit getriebene Friedensliebe seine Großmachtstellung verscherze? Wir suchten Englands Mut zu stählen und seine Kriegslust zu entfachen, weil wir davon einen Gewinn für uns erhofften, weil wir hofften, die Bedrohung englischer Interessen durch die uns feindselig gesinnten Mächte werde England zum Anschluß an uns veranlassen. Nun aber sehen wir, daß Englands Friedensliebe eine ganz bestimmte Grenze hat, und wir machen zugleich die unangenehme Wahrnehmung, daß die Kriegslust des englischen Volkes leichter gegen uns zu entflammen ist, als gegen eine andere Macht. Daran werden auch etwaige Versuche von unserer Seite, die Engländer über ihre Interessen besser aufzuklären, nichts ändern. Die Engländer glauben wenigstens im Augenblick ihre Interessen von uns mehr gefährdet, als von irgend einer anderen Macht. Bei dieser Lage ist es klar, daß, wenn wir den Kolonialfreunden den von ihnen so lebhaft erstrebten Einfluß auf unsere Politik gewähren, wir nicht allein die Möglichkeit verlieren, England im Notfall als unseren Bundesgenossen zu gewinnen, sondern daß wir auch gefahrvollen Verwickelungen mit England entgegengehen. Und wenn dabei Englands Empfindlichkeit auf dem Gebiet der Kolonialpolitik als ein Beweis für den Wert kolonialer Besitzungen angeführt wird, so wird der Unterschied zwischen unserer Stellung und der Englands nicht beachtet; es wird nicht beachtet, daß der Schwerpunkt von Englands Macht in seinem Kolonialbesitz liegt, der unserer Macht aber ganz und gar auf dem europäischen Festlande, daß wir hier zu Hause von Gefahren unmittelbar bedroht werden, die für England nicht in dem Grade vorhanden sind. Oder glaubt man etwa diese Gefahr vermindern zu können, indem man eine andere Gruppierung der Großmächte herbeizuführen sucht, indem man dem Ehrgeiz und Vergrößerungsdrang der uns feindlich gesinnten Mächte ein anderes Ziel giebt, ihn von den europäischen Angelegenheiten ab auf koloniale Gebiete lenkt, mit andern Worten, wird Aussöhnung mit den „Erbfeinden“ auf Kosten der „Vettern“ erstrebt? Das kann doch wohl nicht ernstlich gemeint sein. Man hätte dann jedenfalls die Rechnung ohne den Wirt gemacht, nämlich ohne diejenigen Volksleidenschaften, die auf solche Art nimmer zu befriedigen sein werden, die nimmer durch Ablenken auf das Fernliegende zum Verzicht auf das Naheliegende werden bewogen werden können.

Was mich aber am meisten wundert, ist, daß Bedenken gegen eine gewisse Eigentümlichkeit unserer politischen Verhältnisse, denen mit Bezug auf die innere Politik oft genug Ausdruck gegeben worden ist, bei dieser Gelegenheit fast gar nicht laut geworden sind, obgleich dazu meines Erachtens ganz besonders Anlaß vorgelegen hätte. Ob diese Eigentümlichkeit wünschenswert ist oder nicht, ob sie unserer Macht und unserem Ansehen in der That so förderlich ist, wie es von manchen behauptet wird, oder nicht, das ist eine Frage, über die nachzudenken sich wohl lohnt und die wir über der Entrüstung wegen der englischen Unverschämtheit nicht vergessen sollten.

Das Recht der Antikritik.

Von Dr. M. Schwann in Zürich.

„Es ist durchaus falsch, die Toleranz, welche man gegen stumpfe, hirnlose Menschen in der Gesellschaft, die überall von ihnen wimmelt, notwendig haben muß, auch auf die Litteratur übertragen zu wollen. Denn hier sind sie unverschämte Eindringlinge, und hier das Schlechte herabzusetzen ist Pflicht gegen das Gute: denn wem nichts für schlecht gilt, dem gilt auch nichts für gut. Überhaupt ist in der Litteratur die Höflichkeit, als welche aus der Gesellschaft stammt, ein fremdartiges, sehr oft schädliches Element; weil sie verlangt, daß man das Schlechte gut heißt und dadurch den Zwecken der Wissenschaft, wie der Kunst, gerade entgegenarbeitet. Freilich könnte eine Litteraturzeitung, wie ich sie will, nur von Leuten geschrieben werden, in welchen unbestechbare Redlichkeit mit seltenen Kenntnissen und noch seltenerer Urteilskraft vereint wäre: demnach könnte ganz Deutschland allerhöchstens und kaum eine solche Litteraturzeitung zu stande bringen, die denn aber dastehen würde als ein gerechter Areopag, und zu der jedes Mitglied von den sämtlichen andern gewählt sein müßte; statt daß jetzt die Litteraturzeitungen von Universitätsgilden, oder Litteraturkliquen, im stillen vielleicht gar von Buchhändlern, zum Nutzen des Buchhandels, betrieben werden und, in der Regel, einige Koalitionen schlechter Köpfe zum Nichtaufkommenlassen des Guten enthalten . . . Vor allen Dingen daher müßte jenes Schild aller litterarischen Schurkerei, die Anonymität, dabei wegfallen.“

Schopenhauer ist es, der solche Dinge schreibt, und was er von den anonymen Rezensenten noch weiter meldet, kann man bei ihm selbst nachlesen. Wir wollen hier an seine Worte anknüpfen und mit dem, was uns die eigene Erfahrung an die Hand gab, zu einem eigenen Urteil zu gelangen suchen. Vor allen Dingen steht einmal fest, daß Schopenhauer noch aus einer naiveren Zeit heraus schrieb. Er spricht davon, daß Zeitschriften „vielleicht im stillen gar von Buchhändlern zum Nutzen des Buchhandels betrieben werden.“ Was damals im Stillen geschah, geschieht heute öffentlich vor aller Augen. Dann aber sind wir heute nicht berechtigt, jeden anonymen Rezensenten einfach a priori für einen Schurken zu halten. Die Anonymität hat sich so eingebürgert und ist so fest gewurzelt, daß es genug naive Köpfe und Zeitungen giebt, welchen der Gedanke an Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit bei der Ausübung dieses allgemeinen anonymen Handwerks gar nicht einmal mehr aufsteigt. Doch indirekt hat Schopenhauer unbedingt recht, wenn er sagt, daß „alles anonyme Rezensieren auf Lug und Trug abgesehen sei.“ Denn gerade der immer mehr sich durchbrechende Brauch in großen Zeitungen und Zeitschriften, mit der Anonymität zu brechen, beweist es, daß man etwas an ihr gefunden hat, was dem ehrlicheren Menschen nicht behagt. Um so auffälliger aber müssen darum gerade in solcher Zeit anonyme Kritiken in einer großen Zeitung erscheinen. Wenn z. B. eine solche große Zeitung anonyme „belletristische Spaziergänge“ bringt, und dabei von „Modegenies von der Clique Gnaden“ ihren gläubigen Lesern erzählt, so wird ein Kundiger die Achsel zucken, weil er weiß, daß er es gerade hier mit einem Manne von der Clique Gnaden zu thun hat, der nicht ehrlich ein Werk auf seinen Inhalt, ja selbst auf seinen vielleicht nur gewollten Inhalt prüft, sondern einfach vor dem neuen Konkurrenten das Publikum scheu zu machen versucht. Einen solchen Menschen aber an dem Orte und vor den Augen des gleichen Publikums als litterarischen Lügner oder — Dummkopf zu entlarven, von wo er seinen heimtückischen Ausfall bewerkstelligte, ist dem Schriftsteller heutzutage geradezu eine Unmöglichkeit, weil das Recht der Antikritik, der sich eine ehrliche und anständige Zeitung niemals versagen dürfte, nur erst von den allerwenigsten Zeitungen und Zeitschriften anerkannt wird.

„Das ist auch nicht nötig“, sagen die gescheidten Leute, welche den Rummel kennen. „Denn was ist eine Kritik heutzutage? — Weniger als eine Eintagsfliege.“ — Gut! Oder noch besser: „Überhaupt, wie kann ein Autor, der auf sich etwas hält, gegen eine Rezension empfindlich sein?“ — So schrieb mir erst vor ganz kurzer Zeit der Hauptredakteur einer großen süddeutschen Zeitung, als ich ihn bat, die Antikritik einer Rezension aufzunehmen, welche nicht anonym in seinem Blatte erschienen war. — Also die Wertlosigkeit der Kritiken wird selbst da zugestanden, wo sie erscheinen. Oder was könnte dieser Appell an den Autor, der etwas auf sich hält, anders besagen?

Nun aber war einmal eine Zeit, da der Autor, der etwas auf sich hielt, ungeheuer empfindlich war, gegen Kritiken. Sehen wir auf Lessing, Schiller, Goethe! Sie haben in der Antikritik alles nur Mögliche geleistet. Die größten Autoren — der oben erwähnte Schopenhauer gehört auch zu ihnen — waren stets die empfindlichsten, und das stumme Sichfügen und die Unempfindlichkeit gegen Rezensionen

war niemals die Art der Autoren, welche wirklich etwas zu sagen hatten und denen ihre Sache am Herzen lag, sondern immer nur derjenigen, deren Kraft keine lebendige, sondern eine eingebildete war. Diese bedurften der Drapierung mit dem Theatermantel der Erhabenheit, an welche sonst niemand würde geglaubt haben. Die Scheingrößen waren es von je, welche nach außen stets eine scheinbare Unempfindlichkeit zur Schau trugen, denn Schein und Zur-Schau-Tragen ist ja ihr eigentliches Metier. Der rechte gesunde Mensch aber reagiert auf eine Frechheit, die man sich gegen ihn erlaubt, auf eine Lüge, mit der man ihn besudeln möchte. Nur dann wird er es nicht thun, wenn er sieht, daß die Frechheit von einem Straßenkläffer ausging. Den Hund läßt man kläffen, so lange er will.

Nach dem Urteil jener gescheidten Leute, welche dem Autor die Unempfindlichkeit anempfehlen, wäre die Kritik also heutzutage so wertlos, daß es sich nicht einmal mehr der Mühe lohnte, dagegen zu reagieren, wenn sie auf direkter Thatsachenfälschung beruht. Wenn es wahr wäre, so wäre das eben furchtbar traurig. Es würde auf eine Verkommenheit unseres öffentlichen, geistigen und litterarischen Lebens hinweisen, die geradezu erschreckend wäre. Ich aber bin geneigt, die Sache von einer andern Seite zu betrachten. Der Absolutismus der deutschen Kritik, die „grundsätzlich“ keine Antikritik zuläßt, ist einfach die Waffe einer herrschenden Clique im Kampfe gegen neues und junges Leben, also weit mehr das Produkt einer Rückständigkeit, als das einer direkten Verkommenheit. Behauptet sich diese Rückständigkeit, so wird allerdings die Verkommenheit die Folge davon sein. Da wir diese aber nicht wollen, so müssen wir versuchen, jene Rückständigkeit aus ihrer absolutistischen Schanze zu vertreiben. Und das kann vorab nur durch die Waffe der Antikritik geschehen.

Kein Wort ist hier zuviel gesagt, denn betrachten wir nur einmal die Entbehrungen, Opfer und Schmähungen, denen in Deutschland ein freier, ehrlicher Schriftsteller ausgesetzt ist, so wissen wir, daß die Gesellschaft noch kaum eine Ahnung der Interessengemeinschaft besitzt, welche sie mit den freien Schriftstellern verbindet. Früher, im Zeitalter des Despotismus, war das verständlich, denn das Volk war selbst geknechtet, und man hielt sich am Hofe Schriftsteller, wie man sich Hunde und Pferde und Lakaien hielt. Das Volk war noch nicht erwacht, und so blieb der Schriftsteller auf sein Hofpublikum angewiesen. Heute aber lebt das Volk. Die Sorge für seine Kunst und Litteratur kann es nun nicht mehr auf die Schultern seiner Großen abschieben, sondern es hat selbst einzutreten. Um das aber nach Recht und Billigkeit zu können, bedarf das Volk eben einer gewissenhaften und nicht einer verlogenen Kritik.

Aber: „Ihr habt ja in Deutschland kaum ein paar nennenswerte Kritiker“, sagte mir ein schweizerischer Professor der Litteratur. „Sehen Sie einmal nach Frankreich hinüber; dort ist die Kritik zu einer großen Kunst entwickelt.“ Und warum ist es in Frankreich so? Wohl aus keinem andern Grunde, als weil man dort über die zopfige Engherzigkeit längst hinaus ist, der Schriftsteller dürfe einer unwahren Kritik gegenüber den Mund nicht aufthun. Die gegenseitige Diskussion durch Kritik und Antikritik spannte dort das künstlerische und litterarische Interesse des Publikums lebendig an. Das Publikum blieb auf dem Laufenden über alles Neue, das im künstlerischen und litterarischen Leben geboren ward. Sein Interesse wuchs weiter und weiter, und so kam es in Frankreich zur Ausbildung eines litterarischen Publikums, während wir es in Deutschland schon dahin gebracht haben, daß ein Spielhagen sein Urteil einfach dahin abgeben konnte: „Das deutsche Volk hat im großen und ganzen keine Achtung, geschweige denn Ehrfurcht vor der geistigen Kultur; keine Ahnung davon, daß große Dichter ein Geschenk des Himmels sind, für das eine Nation niemals dankbar genug sich erweisen kann; keine Vorstellung von der Armseligkeit dieses Erdenlebens, wenn ihm diese Glanzgestirne nicht leuchteten.“

An sich bin ich nun keineswegs für eine unausgesetzte Antikritik, welche ja schließlich in pure Rechthaberei ausarten müßte. Aber „grundsätzlich“ ausgeschlossen dürfte sie nie und nirgendwo sein, damit auch dem Kritiker das Bewußtsein lebendig bliebe, daß er ehrlich zu verfahren hat und nicht schreiben darf, was gerade seinem eingenommenen oder voreingenommenen Kopfe einfällt. Er muß es wissen, daß es ihm blühen kann, sofort mit seinem Unsinn vor den Augen seines eigenen Publikums an den Pranger gestellt zu werden. Dann wird er sich schon hüten. Daß aber die Verlogenheit oder Dummheit sofort als solche gekennzeichnet werde, daran hat das Publikum selbst das allergrößte Interesse, denn kein noch so freies Wort schadet einer Volksentwickelung so, wie es eine Lüge, eine Unwahrheit thut, der man nicht nur passiv Gelegenheit giebt, sich festzusetzen, sondern für deren Verbreitung man selbst durch die Zeitungen aktiv eintritt. Teurer als das Leben muß dem ehrlichen Schriftsteller die Unabhängigkeit seines Geistes sein. Ihm aber diese Unabhängigkeit bewahren zu helfen, muß das Publikum für ihn einstehen. Er hat das Recht, auf diesen Rückhalt am Publikum zu bauen, denn nur ein träges Volk, ein Volk, welches sich selbst die Zukunft abschneidet, entschlägt sich dieser hohen Ehrenpflicht, die Unabhängigkeit seiner Schriftsteller und Künstler zu wahren und zu beschützen. Weg darum mit dem Absolutismus unserer heutigen sogenannten Kritik! Grundsätzlich erkenne jede Zeitung und Zeitschrift, welche fürderhin zu den ehrlichen und die Wahrheit vertretenden zählen will, das Recht der Antikritik an, bis wir es früher oder später einmal dahin gebracht haben, daß unser deutsches Volk selbst die Antikritik in seine Hand nimmt, um mit ihr über die Unabhängigkeit und Freiheit seiner Schriftsteller und Künstler, als der Vermittler einer immer weiter schreitenden Erkenntnis, zu wachen.

Daß wir heute nun gerade diejenigen Zeitungen jener Rückständigkeit fröhnen sehen, welche behaupten, unser nationales Leben beschützen und erhalten zu wollen, ist nur für den wunderbar, der sich noch nicht mit der stets wiederkehrenden Thatsache abgefunden hat, daß die Erhaltung des Lebens in allen Zeiten des Stillstandes oder der Reaktion niemals dem Leben, sondern der Kunst derjenigen anvertraut wird, welche sich mit der Präparierung von Mumien befassen. Der Schein des Lebens, nicht das Leben wird so erhalten, und in solchen Zeiten führen darum auch die Scheingrößen das große Wort. So sind wir denn wieder da, daß eine Kritik ohne Antikritik, d. h. eine absolutistische Kritik die Waffe des Scheins gegen das Sein, die Waffe der Unehrlichkeit gegen die Ehrlichkeit, die Waffe der Toten und Überlebten gegen das Leben bedeutet.

Diese Sorte von Kritik aber ist, mag man sie einzeln und positiv genommen, auch für so wertlos halten, wie nur möglich, als Ganzes betrachtet, einfach eine Macht. Es ist die Macht der Trägheit, welche sich in ihr verkörpert, und gegen diese Macht giebt es darum kein anderes Mittel als Beweglichkeit, d. h. Empfindlichkeit. Was nützt uns wohl ein Kompaß, der nicht mehr empfindlich ist? Sind wir in einer Wüste, so hilft uns alle Erhabenheit nichts, sondern einzig und allein ein anständiger Kompaß. Das aber, was dem Wüstenreisenden der anständige Kompaß, daß ist dem redlichen Schriftsteller seine Empfindlichkeit, sein Gewissen; dem Publikum aber, welches durch die Sandwüste der jährlichen litterarischen Produktion zu den grünenden Oasen geführt werden soll, ist dieser Kompaß eine anständige gewissenhafte Kritik. Sie soll ihm Leitstern sein, und darum ist es notwendig, daß der Kritiker ein Gewissen habe. Hat er das, so wird dies nicht nur dem Publikum, sondern auch dem Schriftsteller selbst zugute kommen, denn eine solche Kritik allein vermag ihn auf wirkliche Schwächen und Fehler aufmerksam zu machen, sie wird darum befruchtend und fördernd auch auf den Schriftsteller wirken. Statt dessen haben wir heute eine Kritik, aus welcher nur zu oft der Ton des Hasses herausklingt. „Der Haß aber,“ sagt Goethe, „ist ein aktives Mißvergnügen, der Neid ein passives; deshalb darf man

sich nicht wundern, wenn der Neid so schnell in Haß übergeht."

Die Kritik also — hier sei es trotz aller gescheidten und erhabenen Leute geradeheraus gesagt — ist eine Kunst, wie jede andere, und der redliche und gewissenhafte Kritiker hat genau so, wie jeder andere Künstler, das Bestreben, sich beachtet zu sehen. Läßt man nun in Zeitungen, die sich dem Publikum gegenüber den Anschein von Objektivität und Wissenschaftlichkeit geben, jeden Kritikstümper und zeilenschreibenden Phrasendrescher zu Wort kommen, wie dies z. B. in der „berühmten" Beilage jener süddeutschen Zeitung jüngst geschah, so wird die Kritik allerdings wertlos als solche, aber auch um so gefährlicher für die Geschmacksentwickelung des Publikums. Denn das Publikum, an sich schon eine Verkörperung der geistigen Trägheit und Schwere, hält sich selbstverständlich zu jenen „Kritikern", welche ihm nach dem Munde reden; sie sind ihm die Autoritäten, deren es bedarf, um seine Einfalt als Gesetz zu autorisieren, nach welchem der Schriftsteller sich nun ein für allemal zu richten hat. Daß aber jene Zeitungen, welche dem Publikum nach seinem Munde reden, damit gar kein anderes Ziel als den Abonnentenfang verfolgen, davon weiß das liebe Publikum natürlich nichts. Und so läuft denn die ganze Litteratur die Gefahr, unter das absolutistische Gesetz der Geschäftsmehrung zu geraten. Man muß schreiben, was in solchen Zeitungen von solchen Kritikern anerkannt wird; anerkannt aber wird nur, was zieht, und nur das zieht, was dem Publikum nach seinem blöden Sinne geschrieben ist. Thut man das nicht, sondern schreibt man nach seinem eigenen Gesetz und Gewissen, wie nach den Gesetzen einer ehrlich betriebenen Kunst, so wird man einfach von der ganzen geschäftlich-litterarischen Clique boykottiert. Freilich meint Goethe: „gegen Kritik kann man sich weder schützen noch wehren. Man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen." — Gegen Kritik! Hier liegt der Schwerpunkt. Gegen geschäftlich-litterarische Mache aber muß man sich wehren, denn sie stellt jedes gesunde Verhältnis auf den Kopf. Sie ist der absolutistische Herrscher, der mir befehlen möchte, ebenfalls auf dem Kopf zu gehen, statt auf meinen gesunden Füßen, indem sie verlangt, daß ich dem Publikum bringe, was es will, anstatt dem Publikum zu sagen, daß es das Gute zu nehmen habe, was ich ihm biete. Der Künstler ist doch der gebende und das Publikum der empfangende Teil, nicht aber umgekehrt. Und man rede mir nicht von Achtung solcher Autoren vor dem Geschmacke des Publikums! Mißachtung ist es, wenn man einen Menschen nicht an dem Besten teilnehmen läßt, was man hat, sondern ihm nur die traurigen Abfälle unseres geistigen Wachstums überliefert. „Die größte Achtung," sagt derselbe Goethe, „die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigener und fremder Bildung, für recht und nützlich hält." Handelt der Schriftsteller anders, so tanzt er eben auf dem Kopf herum, wie es jene Sorte von „Kritik" von ihm verlangt.

Wir haben in der Geschichte Zeiten erlebt, in denen das Verhältnis der Schriftsteller zum Publikum thatsächlich ein derartig verdrehtes und verkehrtes war. „In keinem Zeitalter" — erzählt Buckle — „sind die Schriftsteller so verschwenderisch belohnt worden, als unter der Regierung Ludwigs XIV., und in keinem sind sie so gemein gesinnt, so knechtisch, so durchaus unfähig zur Erfüllung ihres großen Berufes als Apostel des Wissens und Missionäre der Wahrheit gewesen. Die Geschichte der berühmtesten Autoren jener Zeit beweist, daß sie trotz ihrer Fähigkeiten und Geisteskräfte nicht im stande waren, der sie umringenden Verderbnis zu widerstehen. Um des Königs Gunst zu gewinnen, opferten sie den unabhängigen Geist, der ihnen teurer als das Leben hätte sein müssen. Sie gaben die Erbschaft des Genius weg und verkauften ihre Erstgeburt für ein Linsengericht. Was damals geschah, würde bei gleichen Umständen auch jetzt geschehen. Ein kleines Häuflein ausgezeichneter Denker wird wohl eine zeitlang im stande sein, dem Druck der Zeitstimmung zu widerstehen. Sehen wir jedoch auf die Menschheit im allgemeinen, so kann sich die Gesellschaft keiner einzigen Klasse anders als vermittelst der eigenen Interessen derselben mit Sicherheit bemächtigen. Daher ist jedes Volk verbunden, Sorge dafür zu tragen, daß die Interessen der Schriftsteller auf seiner Seite und nicht auf der seiner Herrscher stehen. Denn die Litteratur ist die Vertreterin der Erkenntnis, welche immer weiter geht, die Regierung hingegen Vertreterin der Ordnung, welche das Bestehende unterstützt. So lange diese beiden großen Mächte getrennt sind, werden sie stets einander verbessern und widerstreiten, während das Volk die Ausgleichung zu bewirken vermag. Wenn hingegen diese Mächte mit einander verschmelzen, wenn die Regierung die Einsicht bestechen kann, und die Einsicht der Regierung nachgiebt, so muß als unvermeidliche Folge Despotismus in der Politik und knechtische Gesinnung in der Litteratur herrschen.

Die ethische Bewegung in der Religion.

Von Pfarrer Paul Pflüger (Schweiz).

(Schluß.)

Unsere Zeit birgt in ihrem Schoße große ethische Bewegungen; aber dieselben sind alle außerhalb der Kirche entstanden. Die Vertreter der Kirche verhalten sich zu ihnen in der Mehrzahl indifferent oder gar ablehnend, wenn es auch in letzter Zeit unzweifelhaft besser geworden ist.

Die Gegenwart (fin de siècle) — so materialistisch und weltlich sie ist — ist von tiefgehenden ethischen Strömungen durchzogen; ich denke an den Kampf gegen den Alkoholismus, die Sittlichkeitsbestrebungen, die Friedensbewegung, die ethischen Tendenzen des heutigen Strafrechts, Strömung zu Gunsten der Frauenrechte, und vor allem an den Kampf gegen den Pauperismus, an die in specifischem Sinne soziale Bewegung. Die soziale Frage ist eine eminent sittliche Frage, die Bestrebungen und Kämpfe des Proletariats sind nicht bloß wirtschaftlicher, sondern ethischer Natur. Man muß eben manchmal unter der rauhen, abstoßenden Schale den Kern der ganzen Bewegung ins Auge fassen und würdigen. Ethisch ist eine Bewegung, welche nichts anderes als eine wirtschaftliche Gerechtigkeit erstrebt, und welche an Stelle der Plutokratie und des Pauperismus durchaus nicht eine allgemeine Verarmung und Kulturverneinung, auch nicht eine abstrakte, undurchführbare Gleichheit, wohl aber einen allgemeinen Wohlstand, einen alle Kreise des Volkes umfassenden Mittelstand herbeiführen will. Ethisch ist eine Bewegung, die in den vordersten Reihen kämpft für Verkürzung oder Abschaffung der Gesundheit und Familienleben ruinierenden industriellen Frauen- und Kinderarbeit, wie für allgemeine Einführung der Sonntagsruhe, die so energisch als möglich einsteht für vermehrte Schul- und Volksbildung, wie für Verbesserung des Loses der von Krankheit und Unfall Betroffenen. Ethisch ist eine Bewegung, die durch die Organisation der Arbeiter dieselben wie nichts anderes zu Solidaritätsgefühl, allgemeinerem Interesse, zur Selbstbeherrschung erzogen hat, und die mehr als alle Polizei der Welt zur Verhütung blutig anarchistischer Verzweiflungskämpfe beiträgt. Auch diese Medaille ist, wie alles in der Welt, nicht ohne Kehrseite. Im einzelnen tritt auch in der Arbeiterbewegung dem Beobachter manches Unerfreuliche und Rohe entgegen; aber das hindert keineswegs, daß wir in der sozialen Arbeiterbewegung als Ganzes eine hervorragende sittliche Macht ersten Ranges anerkennen.

Wir sagten, die Gegenwart werde von mächtigen ethischen Impulsen bewegt — trotz Kapitalismus und Anarchismus, trotz Panama ohne Ende, trotz Nietzsche und Konsorten. Als Symptom hierfür sehen wir auch die in speziellem Sinne „ethische Bewegung" der letzten Jahre in Amerika, England und Deutschland an, die „ethischen Gesellschaften", die sich die „ethische Kultur" ihrer Mitglieder und des Volkes zum Zweck setzen. Diese Vereine stehen außerhalb der Kirche, stehen der Kirche aber nicht oppositionell entgegen; ihr Gründer, William

Mackintire Salter, stellt als ihr Ziel hin: „in Unabhängigkeit von den religiösen Dogmen der Vergangenheit der Sache des Guten zu dienen.“ Er sucht — sagt Dr. Moritz Brasch — „das Werk aufzunehmen, welches die christliche Kirche in einem solchen Maß ungethan gelassen hat: das Werk der moralischen und religiösen Reform.“ Ein anderer Wortführer der Bewegung drückt den Wunsch aus, daß die „ethische Bewegung“ auch auf die Kirchen einen versittlichenden Einfluß habe. Man kann nicht sagen, daß diese ethischen Gesellschaften schon Großes geleistet haben oder sichtbare Erfolge aufzuweisen hätten. Aber ein Symptom des ethischen Verlangens und Bedürfnisses der Gegenwart sind sie gewiß; wir unserseits wünschen ihnen die größte Verbreitung und Kraftwirkung und zweifeln nicht, daß sie auf Viele segensreich einwirken können, welche den Einflüssen des kirchlichen Christentums unzugänglich geworden sind. Jedenfalls schaden die Vertreter des kirchlichen Christentums dem letzteren nur selbst durch gehässige, abschätzige Beurteilungen dieser ethischen Bestrebungen, wie sie mehrfach von Geistlichen publiziert worden sind, wie z. B. ein Pamphlet des Pastor Schäfer: „Der unfreiwillige Humor in der ethischen Bewegung“ (Hamburg 1893) u. a.

Wir wiederholen: ein großer ethischer Zug geht durch unser materialistisches Zeitalter. Nur eine Kirche, die dieser ethischen Bewegung sich aufschließt, hat Aussicht auf die Zukunft. Selbst die katholische Kirche, die von den Mächten des Stillstandes, der Reaktion, beherrscht ist, hat nicht umhin können, dem ethischen und sozialen Luftzug der Gegenwart eine Thüre zu öffnen. Man denke an die modernen katholisch-sozialen Bestrebungen und Vereine und an die im Mai 1891 erlassene Encyclica Rerum novarum, welche nichts anderem, als der Behandlung der sozialen Frage gewidmet ist. Sonst ist zu sagen, daß die katholischen Länder in moralischer Beziehung entschieden hinter den protestantischen zurückstehen und daß der Katholizismus in jeder Beziehung in paritätischen Orten und Landen am höchsten steht, eben in der Berührung und in dem geistigen Wettbewerb mit dem Protestantismus.

Die evangelische Kirche hat den ethisch-sozialen Geisteswind der neuen Zeit wohl verspürt, aber noch entfernt nicht genügend auf sich einwirken lassen, sie fühlt sich nicht getragen von der geistigen Flutwelle, die durch die Kulturwelt zieht. Es mehren sich die Geistlichen und Laien, welche einer kräftigen ethischen und sozialen Auffassung das Wort reden, aber die Kirche als Ganzes und ihre großen Fraktionen haben den Ernst der Zeit und die Aufgabe der Gegenwart noch nicht erfaßt. Die orthodoxen Kirchenregimenter Deutschlands maßregeln und excludiren die Wächter, Naumann, Steudel, Schrempf, Schwarz, und was das Schlimmste ist, die kirchliche Bevölkerung findet das in der Ordnung und muckst sich nicht. Die ethischen Bestrebungen eines Egidy werden von den kirchlichen Kreisen teils verspottet, teils ignoriert.

In freisinnigen Kreisen hat zweifelsohne das Verständnis für die sozial-ethischen Aufgaben bedeutend zugenommen; ich erinnere da gern an einen Vorkämpfer des freien Protestantismus in Basel, den unvergeßlichen Oberstthelfer Zwingli-Wirth, der für ein soziales Christentum gewirkt hat, oder an die in den letzten Jahren entschieden sozialreformatorische Haltung des „Protestantenblattes“, des „Religiösen Volksblatts.“

Der religiöse Freisinn hat eine große Zukunft, und wird einen ganz andern Einfluß auf die Menge des Volkes gewinnen, wenn er in viel höherem Grade als bisher für ethische und soziale Ziele sich ins Zeug legt. Er wird dadurch freilich einige Stimmen verlieren, aber das schadet nichts, wenn die Spreu sich vom Weizen sondert, zudem wird er eine große Zahl, die heute der Kirche sich entfremdet haben, gewinnen. Das arbeitende Volk interessiert sich heute wenig für die theologischen Unterschiede zwischen Orthodoxie und Freisinn; den Hunger stillen ihm weder der Wunderglauben noch freisinnige Raisonnements. Das Hauptgewicht muß eine mit der fortschreitenden Zeit standhaltende Kirche nicht auf die Ansichten als auf die praktischen Lebensaufgaben legen, und zwar handelt es sich nicht nur um die Moral des **individuellen** Lebens — die bis anhin vom kirchlichen Unterricht und Predigt vorzugsweise gepflegt wurde — als um die Forderungen und Aufgaben der **sozialen Ethik**. Ob denn die Kirche Partei nehmen soll in den sozialen Kämpfen der Gegenwart? Ich antworte: Nicht von vornherein für diese oder jene politische Partei, aber von vornherein für die Armen und Enterbten, für den Schutz und Lohn der Arbeit, für die wirtschaftliche und intellektuelle und moralische Hebung der Volksmenge, für eine nicht bloß formelle politische Gerechtigkeit, sondern für eine materielle wirtschaftliche Gerechtigkeit. Nicht Almosen verlangt das zum Selbstbewußtsein gekommene Volk, sondern wirtschaftliche Gerechtigkeit, nicht Gnade, sondern Recht. Die Caritas, die almosenspendende Wohlthätigkeit in Ehren, aber nicht als Ziel, sondern als Lückenbüßer, als Notbehelf, so lang und so weit er ihrer bedarf, — als Ziel vielmehr ein Bruderreich, in dem Solidarität herrscht, und wo jedes Glied die unveräußerlichen Rechte auf ein menschenwürdiges Dasein genießt. Das ist im Grunde nicht ein modernisiertes und seines ursprünglichen Inhalts entleertes, sondern das wahre, ursprüngliche Christentum, wo es hieß: „Für die Armen wird die Frohbotschaft vom Bruderreich verkündet“ und „Selig sind die da hungern und dürsten nach Gerechtigkeit“, denn „Zion muß durch Recht erlöset werden und seine Glieder (Wiederkehrenden) durch Gerechtigkeit“ (Jesaja 1, 29). „Die Dornen, welche die gute Saat ersticken, sind die Sorgen der Armut und der Betrug des Reichtums (Matth. 13, 22). „Armut und Reichtum gieb mir, Herr, nicht, sondern das nötige Auskommen“ (Sprüche Sal. 30, 8).

Die Kirche ist eine Gemeinschaft vieler Glieder. Die Forderungen, die wir an die Kirche stellen, haben wir daher an alle ihre Glieder zu stellen; vor allem an uns selbst. Wir müssen nicht nur darin das Kennzeichen einer freien und fortgeschritteneren Religiosität suchen, daß wir Anhänger der modernen Weltanschauung sind und den Wunderglauben über Bord geworfen haben, sondern vor allem darin, daß wir uns zu hohen, allgemeinen Interessen erheben, daß eine glühende Liebe für Gerechtigkeit und Recht uns erfüllt, daß wir mithelfen arbeiten an den großen ethischen und sozialen Aufgaben der Gegenwart, daß der Geist des Meisters in uns lebt, von dem es heißt: „Ihn jammerte des Volks.“ Wer also Ernst machen will mit seinem religiösen Freisinn, der bethätige sich energisch auf irgend einem Gebiet der ethischen und sozialen Aufgaben der Gegenwart. Der eine widme einen Teil seiner freien Zeit der Bekämpfung der Prostitution, ein anderer dem Kampf gegen den Alkoholismus, ein dritter stelle sich in Dienst der Jugendbildung und Aufklärung des Volkes, ein anderer helfe mit Rat und That im Kampf gegen den Pauperismus; es wird solche geben, deren Herz so weit, und deren Kraft so groß, daß sie sich's nicht nehmen lassen, auf verschiedenen Gebieten der Gemeinnützigkeit und der ethisch-sozialen Arbeit sich zu bethätigen. Jeder lege in solche Wirksamkeit sein Herz und seine Liebe; mit dem Spenden eines kleinen Jahresbeitrags oder mit der Mitgliedschaft gegen Haus- und Gassenbettel ist's nicht gethan. Wer sich nicht persönlich auf irgend einem Gebiet der Volkswohlfahrt, der Gemeinnützigkeit bethätigt, dessen Christentum ist Name, Schall und Rauch, ob er sich nun orthodox oder freisinnig, gläubig oder reformerisch nennt.

Ich bin am Schlusse. Sie fühlen es vielleicht, daß ich nicht gekommen bin, um dem heutigen Christentum Vorwürfe zu machen und mich als einen Besserwisser und Nörgler bei Ihnen aufzuspielen, als vielmehr darum, dem freisinnigen Protestantismus selbst zu dienen durch das vom Apostel geforderte ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ, (Wahrheit üben in Liebe). Wie man vernimmt, geht eine ethische Bewegung durch die einheimischen Religionen in Japan, ja selbst an manchen Naturreligionen Afrikas wird eine Erhöhung des moralischen Niveaus wahrgenommen, im Judentum macht sich gegenüber dem Talmudismus eine ethische Strömung geltend, eine mächtige sozial-ethische Bewegung

durchzieht Europas Kulturländer und die Kirche, bezw. die Kirchlichgesinnten sollten von diesem Geiste nicht berührt werden, und sich nicht zu einem neuen ethischen Idealismus emporschwingen? Das Christentum der Zukunft kann nur eine durch und durch ethisch-soziale Religiosität sein.

An dich, Mutter.

Von Ada Negri.

Widmungsgedicht ihres soeben erschienenen neuen Buches Tempeste (Stürme).

Ja, ich bin stark. — Auf meinem steinigen Pfade
Brach mir zwar mancher Glaube schon in Stücke;
Und doch mit stolzem Blicke
Steig' ich zum morgenleuchtenden Gestade.

Ich bot die Brust den harten Unglücksschlägen,
Bot Trotz des Hasses unversöhntem Grollen;
Der Not, der martervollen,
Warf Kraft von hundert Leben ich entgegen.

Nicht eine Thräne floß dem Schicksalsstreiche,
Nichts beugt das Haupt mir, die Gedanken nieder.
Ja, stark bin ich nun wieder
Und bin im Sturm die ungebrochne Eiche.

Ein neu Gebot von Welt- und Menschenliebe
Erbraust in meinem Lied, und neue Thaten,
Unsterblich wie die Saaten
Und wie des Sonnenkusses ew'ge Triebe.

. . . O Mutter, segne mich! — Dir gilt mein Kämpfen
Und dir allein mein hoffend Widerstehen.
Wenn unter blut'gen Wehen
Schmerz mir die Kehle schnürt, und wenn in Krämpfen

Der Qual und lechzend grausen Atemzügen
Der Geist zu springen droht in Finsternissen,
Wenn todeswund zerrissen
Die Kraft, die mich durchflammt zu hohen Flügen,

Seh' ich dich, Mutter, an. — Und so erhaben
Erscheinst du mir, das Haupt emporgerichtet
Und in die Stirn geschlichtet
Des weißen Haars verehrungswürd'ge Gaben;

So rein erscheinst du mir in deinen alten,
Von heil'ger Ruhe milderfüllten Tagen,
Du, die viel Leid ertragen
Und Äußerstes vom Leben ausgehalten;

So glänzt dein Auge noch ins Weltgewühle,
Und Würde lächelt dir vom Angesichte
Mit so verklärtem Lichte,
Daß ich durch dich mich auferstanden fühle.

Und Fleisch von deinem Fleische bin ich wieder,
Kraft deiner Kraft, o Wahre, Segenreiche!
Hoch hebt ihr Haupt die Eiche
Und rauscht den Stürmen ihre starken Lieder.

(Freie Nachdichtung nach dem Italienischen von Karl Henckell.)

Fabrikgesetzgebung in Neuseeland.

(Schluß.)

Alter der Angestellten.

§ 48/49. Gelasse auf demselben Flur mit einer Bäckerei dürfen zu Schlafgemächern nur verwendet werden, wenn sie durch eine bis zur Decke reichende Mauer abgeschlossen sind oder ein Fenster nach außen von mindestens 9 □' haben, wovon mindestens $4\frac{1}{2}$ □' behufs Ventilation zu öffnen sind. Strafe für jeden Übertretungsfall nicht über 1 Lstrl., bei Rückfall bis zu 5 Lstrl.

§ 50. Kein Wasser- oder Erdkloset oder Aschenbehälter darf direkt mit einem Raum in Verbindung stehen, der zu Bäckereizwecken benützt wird; jede Cisterne für den Gebrauch der Bäckerei muß getrennt sein von der Wasserleitung für Wasserklosets; keine Ablaufröhren von Klosets oder Küchen dürfen eine Öffnung nach den Arbeitsräumen der Bäckerei haben. Für Übertretungen der sanitären Bestimmungen für Bäckereien strenge Strafbestimmungen.

§ 53. Eine Frauensperson unter dem Alter von 18 Jahren, die in einer Fabrik oder Werkstätte arbeitet, ob mit oder ohne Lohn, ob als Arbeiterin oder zum Zwecke der Reinigung der Arbeitsräume und Maschinen, oder die in irgend einer Beziehung zur Arbeit steht, wird als unter die Begriffe dieser Akte fallend betrachtet. Für die Zwecke der letzteren soll ein Lehrling als Lohnarbeiter betrachtet werden.

Verbote für die Beschäftigung von Personen in besonderen Industrieen.

§ 54. Es dürfen nicht beschäftigt werden:

1. in dem Teil eines Arbeitsraumes, in welchem Spiegel mit Quecksilber belegt werden oder Bleiweiß fabriciert wird: Personen unter 18 Jahren;
2. in dem Teile einer Fabrik, in welcher Glas geschmolzen oder geglüht wird: männliche Personen unter 14 und weibliche unter 18 Jahren;
3. in Arbeitsräumen für Fabrikation von Backsteinen oder Ziegeln (mit Ausnahme von Ornamentziegeln) und von Salz: Mädchen unter 16 Jahren;
4. in dem Teil eines Arbeitsraumes, in dem irgend ein Trocken-Malen von Metall oder Eintauchen von Zündhölzern stattfindet: Personen unter 16 Jahren;
5. in anderen Metallschleifereien 2c.: Kinder.

Bekanntmachung dieser Verbote ist in den betreffenden Räumen sichtbar anzuschlagen.

Knaben unter 16 Jahren und Frauenspersonen dürfen nicht länger als 48 Stunden in der Woche und nicht zwischen 6 Uhr abends und $\frac{3}{4}$8 Uhr morgens beschäftigt werden.

Frauen dürfen 4 Wochen nach der Niederkunft nicht beschäftigt werden.

§ 55. Die Strafe für jede Verfehlung gegen die vorstehenden Bedingungen beträgt nicht über 10 Lstrl.

Mit der schriftlichen Zustimmung des Inspektors darf Überstunden gearbeitet werden; jedoch nicht länger als 3 Stunden per Tag und an nicht mehr als 28 Tagen im Jahr und niemals an mehr als 2 aufeinander folgenden Tagen. Die Überstunden sind pro rata des gewöhnlichen Lohns, aber keinesfalls unter 6 d (50 Pf.) per Stunde zu bezahlen. Gesuche um die Bewilligung sind seitens des Arbeitgebers mit angemessener Frist schriftlich dem Inspektor einzureichen, der das Recht hat sie abzulehnen, wenn er die Überarbeit für gesundheitsschädlich hält. Die schriftliche Erlaubnis ist an der Mauer des betreffenden Raumes sichtbar anzuheften. Sie darf für Überarbeit an Halbfeiertagen für nicht mehr als fünfmal im Jahr erteilt werden. Der Inspektor hat eine genaue Liste über die von Frauen und jugendlichen Personen auf Grund dieser Bewilligungen geleistete Überarbeit zu führen. Er kann für Frauen und Personen unter 16 Jahren bewilligen, die Arbeit im Sommer um 7 Uhr morgens zu beginnen, unter der Bedingung jedoch, daß alle derartigen, in dem betreffenden Arbeitsraum beschäftigten Personen zu der gleichen Zeit antreten, um zu gleicher Zeit den Arbeitsraum zu verlassen.

§ 56. Kinder dürfen mit spezieller Bewilligung des Inspektors nur in kleinen Fabriken beschäftigt werden, in welchen nicht mehr als drei Personen thätig sind.

§ 57. Mit wenigen Ausnahmen, die sich auf eingewanderte Personen und auf solche beziehen, deren Wohnsitz mehr als drei Meilen von einer Schule entfernt ist, dürfen Personen unter 16 Jahren nicht beschäftigt werden ohne dem Inspektor zu liefernden Nachweis, daß sie die vierte Volksschulklasse besucht haben.

§ 58/60. Personen unter 16 Jahren dürfen nur auf Grund eines Zeugnisses des Inspektors über ihre Eignung zu der betreffenden Arbeit beschäftigt werden; diese Zeugnisse können auch gleichzeitig für Fabriken gleicher Art eines und desselben Distrikts ausgestellt werden und müssen von kostenlos zu erteilenden Geburtsscheinen begleitet sein. Sie müssen auf Verlangen des Inspektors von dem Arbeitgeber jederzeit vorgelegt werden.

§ 61. Mädchen unter 15 Jahren dürfen nicht als Setzerinnen in Druckereien beschäftigt werden.

§ 62. Frauen und Personen unter 18 Jahren dürfen wegen versäumter Arbeit nur in derjenigen Höhe am Lohne gebüßt werden, welche dem wirklichen Verluste des Arbeitgebers entspricht.

Feiertage.

§ 63. Der Arbeitgeber hat jeder Frau und Person unter 18 Jahren folgende Feiertage zu bewilligen:

1. Weihnachtstag, Neujahr, Charfreitag, Ostermontag, Christigeburtstag.
2. Jeden Samstag Nachmittag von 1 Uhr ab. Die städtischen Behörden können an die Stelle des Samstag Nachmittags in Fällen der Notwendigkeit andere Wochentage als Halbfeiertage bestimmen, oder auch schichtenweise Feier anordnen. In Zeitungsdruckereien ist die Arbeit an Halbfeiertagen bis $4\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags und der Ersatz des Ostermontags und Christigeburtstags durch zwei andere Feiertage für weibliche Schriftsetzer gestattet,

ebenso die Verwendung von Knaben bei Veröffentlichung oder beim Austragen von Zeitungen, und endlich die Thätigkeit in Konservenfabriken für 8 Wochen während der betreffenden Saison.

Für Feiertage und Halbfeiertage müssen die gleichen Löhne bezahlt werden, wie für Arbeitstage.

§§ 64—76 enthalten speziell die Strafbestimmungen für Verfehlungen gegen diese Akte, insbesondere Strafen für Beschäftigung von Kindern und Minderjährigen entgegen deren Bestimmungen; für Nichtgewährung genügender Speisepausen; für Eltern, die betreffend der Zuwiderhandlung gegen ihre Kinder verantwortlich sind; für Fälschung von Certifikaten; für falsche Einträge in die Bücher; für die Agenten und Angestellten der Arbeitgeber, gegen welche der Inspektor auch mit Umgehung des Arbeitgebers selbst vorgehen kann, sofern er sie direkt schuldig findet. Diese Paragraphen enthalten ferner genaue Vorschriften über die Art der Verfolgung und das Berufungsrecht an den Magistrat gegen die Entscheidungen und Anweisungen des Inspektors.

§ 77. Personen, die bei vollständigem Stillstehen der Maschinen in Arbeitsräumen gefunden werden, um Essen u. dergl. zu bringen, oder während der Mahlzeiten, sind als nicht beschäftigt zu betrachten, wohl aber alle solche Personen, die im Zusammenhang mit der Fabrikation in anliegenden oder benachbarten Räumen beschäftigt sind; als solche sollen auch Räume betrachtet werden, die durch eine Straße oder einen Fluß von denselben getrennt sind, nicht aber Höfe, offene Spielplätze, Schul- und Warteräume, in denen kein Arbeitsprozeß vollzogen wird.

§ 78. Jedes Gesuch an den Inspektor oder an den Minister um Ausnahmen von den Bestimmungen dieser Akte soll durch eine Anzeige in einer im Bezirk verbreiteten Tages- oder Wochenzeitung oder durch Schreiben an den Inspektor bekannt gegeben werden. Die Gewährung oder Zurückweisung solcher Ausnahmen soll durch die Presse veröffentlicht werden.

§ 79. Der Gouverneur des Rates kann von Zeit zu Zeit regulieren: die Gebühren der Registration der medizinischen Autoritäten; die Art der Formulare und der Mitteilungen der Arbeitgeber; die Pflichten des Inspektors und die Form seiner Berichte und Tabellen; den minimalen Quadrat- und Kubikraum, der in Fabriken auf jeden Arbeiter zu kommen hat; die Art der Berufung und endlich allgemeine Bestimmungen, um dieses Gesetz wirksam zu machen.

§§ 80—83. Bestimmungen über die Fonds, in welche die Gebühren fallen, und über diejenigen, aus welchen die Besoldung der Inspektoren und die sonstigen Auslagen zu leisten sind, und endlich das Verhältnis zu anderen Gesetzen und die Aufhebung der durch diese Akte ersetzten früheren Gesetze.

Diese Fabrikakte wird ergänzt durch ein Gesetz über „die Läden und die in Läden Angestellten“ vom Jahre 1894. Dasselbe schreibt vor die Schließung aller Läden in Städten und Dörfern für einen wöchentlichen Halbfeier-Nachmittag. Einige Läden, wie z. B. diejenigen von Obsthändlern, Speisehäusern ꝛc., sind der Bequemlichkeit des Publikums wegen von dieser allgemeinen Schließung ausgenommen; aber die Angestellten derselben, wie diejenigen der Schänken und der ländlichen Läden müssen jedenfalls an einem Tage der Woche einen Halbfeiertag haben. Sehr kleine Läden, die von Europäern ohne bezahlte Angestellte gehalten werden, sind ebenfalls ausgenommen. Die Arbeitsstunden für Frauen und jugendliche Personen sind begrenzt, auch Bestimmungen getroffen für Gelegenheit zum Sitzen und Vorsichtsmaßregeln für die notwendigen Mahlzeiten, sanitären Einrichtungen ꝛc. Die Akte bestimmt ferner, die Arbeitstage, Feiertage ꝛc. von Angestellten in Banken und Handelshäusern (Arbeitsschluß nicht später als 5 Uhr abends, an Samstagen 1 Uhr nachmittags mit Ausnahme von Kassierern ꝛc., soweit sie ihre täglichen Bücher abzuschließen haben. Mit Ausnahme ferner von Schiffs-Trambahn- und Zeitungs-Bureaux und zwei vierwöchentlichen Perioden im Jahr für Abschluß der Bilanzen. — Dreistündige Überarbeit für nicht länger als 6 Tage in jedem Monat gestattet).

Vermischtes.

Über den Stillstand der deutschen Kultur nach der Begründung des neuen Reiches äußert Graf Friedrich von Schack in seinen „Erinnerungen und Aufzeichnungen“ folgende schmerzliche Worte:

„Hätte ich auch nichts als Unglück und Trübsal erfahren, der Eine Augenblick, wo ich die Einheit Deutschlands verwirklicht sah, würde die Wagschale der Leiden hoch emporgeschnellt haben, und ich hätte mir gesagt, Derjenige, der dies erlebt, könne sich glücklich schätzen, geboren worden zu sein.“ Aber: „Wenn das deutsche Volk sich im Kriege groß gezeigt hat, so ist es im Frieden weit hinter dem zurückgeblieben, was man von ihm erwarten durfte. Politische Macht, eine achtunggebietende Stellung im Rate der Völker, wie wir sie solange entbehrt und wie wir sie endlich errungen haben, sind ein unschätzbares Gut. Aber die höchste Blüte einer Nation entfaltet sich nur auf dem Gebiete des Geistes. Wie jedoch ist die unsere hinter der englischen zurückgeblieben, als sie nach dem Untergange der Armada unter der Regierung der Elisabeth in dem hohen Schwunge, der sie emportrug, und in Wechselwirkung von Dichtern und Publikum auf dem Gebiete des Dramas Unvergängliches leistete! Wie selbst hinter den Spaniern, die nach Entdeckung von Amerika und der Ausdehnung der spanischen Monarchie über die halbe Erde zwei Jahrhunderte hindurch Herrliches in Poesie und Kunst hervorbrachten! Aber welche Schamröte muß uns erst ins Gesicht steigen, wenn wir denken, wie unendlich der Sieg von Sedan in dieser Hinsicht von der Schlacht von Salamis überflügelt worden ist! Die Hellenen glaubten mit den Thaten des Schwertes erst das Kleinste vollbracht zu haben. Durch Tempel, die sich auf allen Felshöhen erhoben, durch Statuen der Götter, in denen die Unsterblichen sich in idealer Schönheit verkörperten, in Hymnen der Dichter, im Wettkampfe der Tragöden, und durch das unauslöschliche Gelächter, mit dem die Komiker alles Gemeine verfolgten, gaben sie erst ihren Siegen die höhere Weihe. Nur Völker, die ähnliches von sich rühmen können, bleiben ehrenvoll in der Geschichte bestehen.“

In seiner Klage über die tiefen Enttäuschungen welche die kulturelle Entwickelung Deutschlands nach den Kriegsjahren vielen treuen Patrioten gebracht hat, vergißt Graf Schack, daß sich die Blüte idealer Kultur deshalb nicht entfalten konnte, weil die Nation ihre Freiheit und ihren Idealismus der Realpolitik des äußeren Erfolges verkaufte. Mitschuldig an dieser Entwickelung sind in erster Linie alle die ideal-gesinnten Männer, welche den leitenden Staatsmann durch kritiklose Anbetung verdarben und ihm die Sicherheit gaben, daß die Zustimmung der Besten seines Volkes ihn selbst auf seinen dunkelsten Wegen vertrauensvoll begleite.

Die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium hat, nach dem Bericht der „Frauenbewegung“, einen erfreulichen Fortschritt zu verzeichnen. Der ungarische Kultusminister hat durch Reskript vom 19. Dezember 1895 die Zulassung zum Studium den Frauen freigegeben und diese Maßnahme folgendermaßen begründet:

„Die Frage der Zulassung der Frauen zu wissenschaftlichen Laufbahnen beschäftigt seit langen Zeiten die gebildete Gesellschaft, die wissenschaftlichen Kreise und die Regierungen der meisten gebildeten Staaten. Die Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die Erschwerung des Kampfes um das Dasein hat auch in der gesellschaftlichen Stellung der Frauen große Veränderungen hervorgerufen. Heutzutage müssen auch schon die den gebildeteren Kreisen angehörigen Frauen in immer größerer Anzahl an den Kämpfen des Lebens teilnehmen und häufig den ruhigern Kreis des Familienlebens gegen die schwere und ermüdende Arbeit des Broterwerbes vertauschen. . . .

Infolge der Zunahme der auf eigene Arbeit angewiesenen, den vornehmen Kreisen angehörigen Frauen hat auch die berechtigte Auffassung um sich gegriffen, daß gleichwohl die hervorragender befähigten Frauen von den nur geringere Bildung verlangenden Berufen nicht befriedigt werden können.

Daraus ist es zu erklären, daß die Frauen nicht aufgehört haben, darnach zu streben, daß ihnen der Staat auch die im strengeren Sinne genommenen wissenschaftlichen Laufbahnen erschließe. Und wer fühlte es nicht, daß die prinzipiell strenge Ausschließung des weiblichen Geschlechts von einem Teile der wissenschaftlichen Broterwerbs-Laufbahnen eine jener großen gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten und Unbilligkeiten ist, welche der Zivilisation niemals zum Ruhme gereichen werden. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Frau durch die Natur auf das Familienleben angewiesen ist, und während der Mann seinen Platz in dem Kampfe um die Lebenserhaltung zu nehmen hat, kann sich die Lebensaufgabe der Frau auch in der treuen Erfüllung der Pflichten des inneren Familienlebens erschöpfen.

Die Zulassung der hervorragend befähigten und für die wissenschaftlichen Laufbahnen Neigung besitzenden Frauen hindert indes, nach meiner Ansicht, nicht, daß die Frau ihren Beruf erfülle, daß die weiblichen Tugenden und damit im Zusammenhange die öffentliche Moral behütet werde. Der überwiegend große Teil der Frauen wird auch fernerhin ausschließlich in der Erfüllung der Pflichten des Familienlebens seine Aufgabe finden. Übrigens schließt es nicht aus, daß wenn auch die hervorragender begabten Frauen die Befähigung zu wissenschaftlichen Laufbahnen erlangen können und erlangen, auch

diese ihre Pflichten der Familie gegenüber nicht eifrig erfüllen. Das Wissen, die Bildung steigert nur die Einsicht, den Takt, die vernünftige Abwägung der Ansprüche des Familienlebens, das Niveau der Kindererziehung aber wird wesentlich gehoben. Ja, ich bin überzeugt, daß das Wirken der Frauen auf wissenschaftlicher Laufbahn, auch auf die Änderung der in gesellschaftlicher und moralischer Hinsicht gleichermaßen schädlichen Lage wohlthätig einwirken wird, demzufolge bei der Eheschließung häufig mit ganzem Cynismus die Wohlhabenheit maßgebend ist und die armen, wenn auch in jeder Hinsicht hervorragenden Frauen der Ausfüllung des Berufes des Familienlebens ohne ihr Verschulden beraubt werden.

Wohlthätig wird dies darum wirken, weil es viele Frauen befähigen wird, ihren Gatten in auf die Gründung und Erhaltung der Familie gerichteten Kämpfen wirksamer zu unterstützen als ehedem, da sie die staatliche und gesellschaftliche Auffassung starr der hierzu dienlichen Mittel beraubte. . . .“

Neuseeland überflügelt uns in der Sozialreform, Rußland und Ungarn öffnen den Frauen ihre Universitäten, Frankreich richtet die allgemeine Volksschule ein — wann wird das Vaterland Goethes und Schillers seine alte Kulturwürde wiederfinden?

Aus der ethischen Bewegung.

Wien. Dem 8. Heft der „Mitteilungen der ethischen Gesellschaft in Wien“ entnehmen wir folgende Einzelheiten: Die Zahl der Mitglieder beträgt zur Zeit 405. Im verflossenen Jahre hielt die Gesellschaft zwei öffentliche Versammlungen ab; es sprachen Geheimrat Prof. Förster aus Berlin, sowie Frau Hedwig Henrich-Wilhelmi. Außerdem fanden eine große Reihe von Gruppenversammlungen statt. Die pädagogische Gruppe veranstaltet im neuen Jahre einen „Unterrichtskursus über Kindererziehung für Frauen und Mädchen“. Derselbe hat, wie es in dem Programm heißt, den Zweck, „die Teilnehmerinnen in ein vertieftes Verständnis der Kindesseele einzuführen, sowie deren Befähigung für eine planmäßige Kindererziehung auf psychologischer und ethischer Grundlage zu fördern. Wohl bildet die in der Menschennatur begründete Mutterliebe die natürlichste Grundlage der Kindererziehung; leider lehrt aber die Erfahrung, daß selbst die größte Opferwilligkeit der Mutterliebe nicht die gewünschten Erfolge zu erzielen vermag, wenn sie nicht von einem klaren Verständnisse der Kindesseele sowie von einer planmäßigen Anwendung der vorhandenen Erziehungsmittel begleitet ist. Auf diesem Gebiete ist eine bedeutende Lücke im Bildungsgang des größten Teiles unserer Frauen und Mädchen bemerkbar, und diesen Fehler nach Möglichkeit zu beheben, ist die Aufgabe des geplanten Unterrichts-Kursus.“

Aus der Reihe der Vorträge heben wir folgende hervor: Bedeutung und Pflege des Spiels; Erziehung zur Wahrheit und Offenheit; Verhütung der sittlichen Roheit, Bekämpfung des Jähzorns; Pflege der Individualität; Selbsterziehung der Erzieher.

Die Gruppe bereitet ferner eine breit angelegte Aktion gegen die gewerbliche Kinderarbeit vor.

Die soziale Gruppe hat einen Kursus für Volkswirtschaftslehre eingerichtet, sowie eine Enquete über Frauenarbeit in Wien veranstaltet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 1. Februar 1896.	Nr. 5.

Inhalt: Die Prometheussage und ihre ethische Bedeutung. Von Friedrich Jodl. — Betrachtungen über einige Probleme der Sozialethik. Von Ch. Rappoport. I. Die „Geschichtliche Notwendigkeit" und die Ethik. — Pfarrer Naumann über die allgemeine Volksschule. — Blut und Eisen. I. Von G. Steinmann. II. Vom Herausgeber. — Vermischtes: Kaiser Tiberius über Majestätsbeleidigungen. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin.

Die Prometheussage und ihre ethische Bedeutung.

Nach einem Vortrage von Prof. Dr. Fr. Jodl in Prag.

I.

Das Geheimnis aller Entwickelung eines Lebendigen liegt in der beständig wechselnden Gestaltung eines und des nämlichen Wesens. Wie das Kind heute ein anderes sein könne, als es gestern, als es vor einem Jahre gewesen, wie der Freund, den wir unser eigen nannten, nach langer Trennung und mannigfachen Schicksalen verwandelt zu uns zurückkehrt, und wir doch im Heute noch die Spuren des Ehemals entdecken, derselbe und doch nicht derselbe — das bemerken wir mit immer neuem Staunen, mit immer neuem Vergnügen. Denn der Reiz des Lebens beruht ja eben auf diesem Widerspruch des Werdens, welcher in jedem Augenblick die starre Unveränderlichkeit des Seins durchbricht und doch wieder in der Einheit der Individuen das Verschiedene zusammenknüpft.

Es ist nicht anders mit Mythen und Sagen, jenen Geschöpfen der Phantasie, die das Denken und Sinnen der Menschheit in einfachen, großen Zügen verkörpern. Von gütigen Geistern sind sie der kindlichen Menschheit als herrlichste Gabe in die Wiege gelegt, von Geschlecht zu Geschlecht erben sie fort, mit ihnen sich verändernd, wachsend, reifend, die Formen wechselnd, und doch durch einen ununterbrochen fließenden Strom lebendiger Tradition mit dem Urquell verknüpft, daraus sie entsprungen. So wächst in stetiger Entwickelung ein Gedankenschatz der Völker heran, nach ähnlichen Gesetzen, wie sie das Wachstum der Sprache bedingen; wie diese empfänglich für die leiseste Strömung des Gedankens der Gegenwart, wie diese den schwärmenden Geist in feste Formen bannend, welche die Jahrhunderte geschaffen.

Nicht auf Mythen und Sagen des höchsten geistigen Gehalts sind diese Gesetze beschränkt; nicht sie allein erweisen sich solchergestalt als Mitlebende der Menschheit: auch das Geringfügige, wenn sich nur irgendwie ein Zug echt menschlichen Wesens auf eine schlagende Weise in ihm ausdrückt, nimmt an dieser Lebensfülle teil. Denn nicht nur das Wort können wir auf seiner Wanderung durch Völker und Zeiten und über weite Erdräume hin verfolgen: auch der Erzählungsstoff der Menschheit zeigt etwas von dieser Unverwüstlichkeit, und so mancher Schwank, so manche fesselnde Erzählung, an der sich die Gegenwart ergötzt, und die den Dichtern Stoff zu poetischer Bearbeitung darbietet, ist einst in fernster Urzeit von unseren Vorvätern in Asien erlebt und erfunden worden, mit ihnen gewandert, mit ihnen gewandelt. Dieser, ich möchte sagen, geographischen Verbreitung und Wanderung von Dingen nachzugehen, welche eine unwissenschaftliche Betrachtung leicht in allzu hohem Grade als Erzeugnis der freien Willkür und dichtenden Phantasie des einzelnen ansieht, hat uns die vergleichende Litteraturgeschichte gelehrt.

Ich darf mich hier damit begnügen, daran zu erinnern, um die folgende Betrachtung unter den richtigen Gesichtspunkt zu rücken. Diese will es versuchen, eines der ältesten und an Gedankengehalt reichsten Erbstücke aus dem Sagenschatz der Menschheit in den Umwandlungen zu verfolgen, welche dasselbe durch die dichterische Phantasie und den philosophischen Gedanken erfahren hat: die Sage vom Prometheus nämlich.

In der ältesten Form, die uns durch unmittelbare Überlieferung, nicht durch wissenschaftliche Schlüsse zugänglich ist, finden wir sie bei dem griechischen Dichter Hesiodos, welcher etwa dem 9. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung angehört, und zwar in ziemlich übereinstimmender Weise in zwei verschiedenen Werken. Vielleicht wäre nun die schicklichste Einleitung in meinen heutigen Gegenstand die, Ihnen die Erzählung des Hesiodos ihren Grundzügen nach vorzuführen, da diese altgriechischen Volksbücher heute doch nicht mehr zur täglichen Lektüre gehören. Allein bei der gegenwärtigen Betrachtung leitet mich in erster Linie nicht ein litterargeschichtliches, sondern ein philosophisches Interesse, und von dem Hauptgedanken, den ich in Ihnen zu erwecken wünsche, würde ich durch ein näheres Eingehen auf die Darstellung Hesiods und ihre mythologischen Voraussetzungen weit abgelenkt. Die Dichtung Hesiods ist, wenn ich so sagen darf, ein noch nicht vollständig ausgegohrenes Produkt. Das kundige Auge bemerkt leicht, daß er nicht die ursprüngliche Gestalt der Sage aufzeichnet, daß er die älteste Bedeutung des Mythus, der zweifellos ein Erbstück aus indogermanischer Urzeit ist, selbst nicht mehr versteht, und, teilweise mit lehrhafter Absicht, verschiedene Sagen zusammenschmilzt. Es entspricht dies vollständig dem Charakter jener Übergangszeit, in welcher Hesiods Gedichte entstanden: sind sie doch einer der ersten Versuche des griechischen Geistes, aus dem überkommenen geistigen Besitz des eigenen Volkes und den von außen gegebenen Anregungen etwas wie eine zusammenhängende Weltanschauung, eine Art Religionssystem zu schaffen. So geht in Hesiods Erzählung mancherlei durcheinander. Kosmogonische Theorieen: der Kampf des Zeus, des Repräsentanten einer späteren Weltordnung, gegen die Titanen, die blinden Naturgewalten, deren Abkömmling Prometheus ist; der Gedanke eines paradiesischen Urzustandes der Menschheit in engem Verkehr mit den Göttern, dessen friedlicher Einklang durch den Übermut der Menschen, als deren Vertreter Prometheus erscheint, gestört wird — der Sündenfall. Eine erste Ahnung von Rousseaus Naturevangelium: alle Kultur ist Bruch der schönen Einheit des Menschen mit sich und der Natur; ist, wie es hier dargestellt wird, Frevel gegen die Gottheit. Endlich ein Versuch, aus solchen Zerwürfnissen heraus die Entstehung des Übels in der Menschheit zu erklären, das, ganz der Auffassung des Pentateuch entsprechend,

als Strafe des Sündenfalls dargestellt wird, und wobei ein Weib, Pandora, die griechische Eva, eine so verhängnisvolle Rolle spielt, als ihre Schwester im Paradiese.

Sie sehen aus diesen flüchtigen Andeutungen: in unendlicher Verzweigung ließen sich von diesem Mittelpunkt aus Fäden ziehen nach den ältesten Überlieferungen unseres Geschlechts, wie nach gewissen, heute noch gangbaren Vorstellungen, die, wenn nicht mit unserer wissenschaftlichen, so doch mit der volkstümlich religiösen Anschauung in engem Zusammenhang stehen.

Ich muß es Ihrem eigenen Nachsinnen überlassen, die Mannigfaltigkeit dieser Beziehungen weiter zu verfolgen: für unseren heutigen Zweck verdeckt eben diese Mannigfaltigkeit den Grundgedanken, welcher sich aus dem alten Naturmythus gerade unter den Händen seiner tiefsinnigsten und poetisch bedeutendsten Bearbeiter immer bestimmter entwickelt: das Verhältnis des Menschen zur Gottheit im Emporgange der Kultur.

In dieser philosophisch gereiften Fassung tritt uns das im Prometheusmythus verkörperte Problem zum ersten Male bei dem gewaltigsten aller griechischen Dramatiker, bei Äschylos, in seinem Werke „Der gefesselte Prometheus“ entgegen, welches etwa 400 Jahre nach Hesiods Dichtung entstanden ist. Dort haben wir ohne Zweifel die Grundlage zu dem Drama des Aeschylos zu suchen, und manche Züge desselben lehnen sich noch unmittelbar an die Erzählung Hesiods an. Die Verschiedenheiten liegen aber nicht bloß in der Form. Viel entschiedener als bei Hesiod tritt uns Prometheus hier als Wohlthäter der Urmenschheit entgegen. Diese denkt Äschylos, für den die Sage vom goldenen Zeitalter zum Traumbild geworden ist, nicht mehr als jenes selige Geschlecht, das bei fröhlichen Mahlen mit den Göttern Gemeinschaft pflog, sondern, analog unseren Vorstellungen, auf der untersten Stufe tierischer Roheit. Zeus will es vertilgen, so wie er es vorfindet, im Zustande roher Unmündigkeit. Hier tritt ihm Prometheus entgegen, behauptet das Recht des Menschengeschlechts auf fortdauerndes Bestehen, weckt den menschlichen Geist aus seinem Schlafe, bringt ihn zur Entwickelung des Verstandes, lehrt Künste aller Art, kurz, macht die Menschen zu dem, wozu er die Fähigkeit in ihnen erkannt hat. Dies sind die Thaten, um derenwillen Prometheus jene schmähliche und schmerzliche Strafe erduldet, mit deren Ausführung das Drama des Äschylos seinen Anfang nimmt. Am äußersten Rande der Erde läßt ihn Zeus durch Hephästos und seine Diener Kratos und Bia an ein einsames Felsenhorn des Kaukasus anschmieden, einen Stahlkeil mitten durch die Brust geschlagen. So duldet er myriadische Zeit, von unendlichen Qualen zernagt, seiner Schuld sich bewußt, die er freiwillig begangen aus Menschenliebe, in ungebrochenem titanischen Trotz nur in dem Gedanken Erquickung findend, daß auch sein Todfeind Zeus unter einem unentfliehbaren Schicksal stehe und, wenn er ihm sich nicht versöhne, durch den eigenen Sohn ruhmlos fallen werde. Vergebens sucht ihm Zeus den nur ihm bekannten Zusammenhang dieses schicksalsvollen Geheimnisses abzulocken: jegliche Vermittelung weist er in ungebrochenem Stolze zurück, bis endlich der ganze Zorn des Zeus in Erdbeben und Sturm und Aufruhr der ganzen Natur über ihn hereinbricht und ihn unter gluthellen Blitzen und furchtbaren Donnern in den Tartarus hinabwirft.

Von jeher hat dieses Drama den Erklärern Rätsel zu lösen gegeben. Ein grandioses Bild, aber ein niederschmetternder Eindruck! Was haben wir uns dabei zu denken? Durchaus hat man den Eindruck, als sei eben die Entwickelung des menschlichen Geistes, die Vervollkommnung der Hilfsmittel des Geschlechts, mit einem Wort, alles das, was wir im Begriff der Kultur zusammenfassen, und in dessen Begründung eben die eigentümliche Leistung des Prometheus liegt, in den Augen des höchsten Gottes Frevel und Empörung.

Nun könnte man freilich daran erinnern, daß diese Auffassung, so fremdartig sie uns auch vielleicht erscheint, doch gewissen Ideeen der Griechen, des Altertums überhaupt, recht wohl entspreche. Überall werden die Anfänge höherer Gesittung, veredelten Lebens, auf die Götter zurückgeführt: so unermeßlich, so unbegreiflich erschienen dem noch kindlichen Menschen jene ältesten großen Geistesthaten, die ersten Entdeckungen und Erfindungen, die aus den Zuständen uranfänglicher Roheit heraus und zu einer gewissen Herrschaft über die Natur hinleiteten.

Und in der That nur die Gewöhnung des Alltäglichen und die sich überbietenden Fortschritte des Erfindungsgeistes in unseren Tagen können uns die Größe der geistigen Leistung als etwas Unbedeutendes erscheinen lassen, welche in der Erfindung und Nutzung des ersten Werkzeuges, der Erzeugung und Forterhaltung des Feuers, dem ahnungsvollen Ausstreuen der ersten Samenkörner in den Boden mit der Hoffnung auf künftige Ernte, unzweifelhaft liegt.

Wie tiefgewurzelt diese religiöse Scheu vor überlegenem Wissen und Können bei dem minder entwickelten Menschen ist, zeigt sich auf eine seltsame, aber durchaus analoge Weise auch im Mittelalter, dessen größte Gelehrten und kundigsten Naturforscher fast ausnahmslos im Verdacht eines heimlichen Bundes mit übernatürlichen Mächten standen: aus dem nämlichen Grunde, aus welchem die Griechen den segenspendenden Elementen aller Kultur Gottheiten zu Pathen gaben.

Vergegenwärtigt man sich diese Auffassung, so könnte man allenfalls wohl verstehen, wie in den Augen eines frommgesinnten, altgläubigen Hellenen der Versuch als etwas Frevelhaftes erscheinen konnte, Kultur ohne die Götter, ja den Göttern zum Trotz schaffen zu wollen, geradeso wie es die Einfalt eines mittelalterlichen Christen nur verdammungswert finden konnte, den Geheimnissen der Natur mehr abringen zu wollen, als die geoffenbarte Wahrheit darüber enthielt.

Obwohl es nun wichtig ist, sich diesen Gedanken für das Folgende gegenwärtig zu halten, so muß ich doch gleich bemerken, daß man das Drama des Äschylos aus ihm allein nicht erklären darf.

Konnte dieser für diese Grundanschauung auch auf ein gewisses Verständnis seines Publikums von vornherein rechnen, als Dramatiker mußte er den eigentlichen Grund des göttlichen Grolles und der über ihn verhängten namenlosen Leiden mit allem Nachdruck sichtbar machen, wie das z. B. in den ältesten Faustdichtungen geschieht, die jenem mittelalterlichen Gefühl Ausdruck gaben. Dies ist bei Äschylos nicht der Fall. Der Hörer des Prometheus-Dramas steht mit unvermeidlicher Notwendigkeit auf seite des gefesselten Titanen. Dieser erscheint als hochgesinnter Wohlthäter der Menschheit, der höchste Gott dagegen als ein grausamer Tyrann, in unersättlicher Herrschgier Leiden über seine Geschöpfe verhängend, den freien Aufschwung ihres Wesens hemmend, den Widerstand mit tyrannischen Gewaltthaten zerbrechend. So erscheinen der wilde Trotz des Prometheus, die wilden Blasphemien, die er Zeus ins Antlitz schleudert, wenn sie für ein frommes Gemüt auch wie der Gipfel alles Frevels klingen, doch eigentlich als gerechtfertigt. Es fragt sich, ob wir dem Äschylos zutrauen dürfen, daß er mit seinem Drama eine solche Wirkung habe hervorbringen wollen.

Hier ist nun zu bedenken, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der gefesselte Prometheus des Äschylos vor dem griechischen Publikum nicht allein, sondern als das Mittelstück einer Trilogie erschien, deren erster Teil die Vorgeschichte der Fesselung, die Empörung und den Feuerraub darstellte, und deren Schluß die endliche Erlösung des Prometheus und seine Versöhnung mit Zeus bildete. Von diesen beiden Stücken, welche vermutlich den Rahmen für das uns erhaltene Gedicht des Äschylos gebildet haben — vermutlich; denn eine bestimmte Tradition ist darüber nicht vorhanden — ist nun freilich außer dem Titel und einer Anzahl größerer und kleinerer Bruchstücke nur eine sehr allgemeine Inhaltsangabe erhalten. Ein Einblick in den Gang der Handlung und deren Motivierung ist daher nur auf Grund mannigfacher Hypothesen möglich und nur als eine aus den berufensten philologischen Interpreten geschöpfte Vermuthung kann ich Ihnen die Deutung des Gedankenzusammenhanges der Äschylos-Dichtung vortragen, welche ich jetzt zu entwickeln gedenke.

Man hat sich gefragt, wie Äschylos es habe wagen dürfen, den Zeus in seinem Prometheus als einen so grausamen Tyrannen zu schildern, den höchsten Gott als eine tragische Karrikatur hinzustellen. Man hat sich gefragt, wie das frommgläubige Athener-Volk, das bekanntlich unter Umständen bescheidene Abweichungen seiner Philosophen von der Volksreligion sehr übel nahm, sich im Theater so vor den Kopf stoßen lassen konnte, ohne dem Dichter eine Anklage wegen Gottlosigkeit an den Hals zu werfen. Da muß nun daran erinnert werden, daß die beiden ersten Stücke der Trilogie, der Feuerraub und die Fesselung des Prometheus, vor die Zeit der gegenwärtigen Weltordnung fallen, da ja der Titan myriadische, d. h. unermeßbare Zeit am Felsen duldet, ehe ihm die Erlösung erscheint. Der Zeus jener grauen Vorzeit soll als Gewaltherrscher, als Tyrann erscheinen. Wieso das? Der griechische Dichter fand gewisse Elemente, die einem entwickelteren ethischen und religiösen Bewußtsein anstößig waren, in der Volkssage als ein Gegebenes vor. Die Göttersage wimmelt von solchen Zügen, deren Dasein wir heute sehr gut zu erklären im stande sind. Die älteste Religion ist Naturmythus; sie schaut in den Göttergestalten die Naturkräfte selbst in der Form an, in welcher der naive Mensch sich Kraft allein zu denken vermag: als persönliche Wirksamkeit. Aber die Naturkräfte sind keine sittlichen Mächte — „denn unfühlend ist die Natur." Dieselbe Kraft bereitet heute Segen, morgen Fluch und Untergang. Die Naturbedeutung der Götter ist älter als ihre sittliche. Erst wenn der Prozeß der Vermenschlichung vollendet ist, werden die Götter zu Trägern und Wächtern der sittlichen Ideale. Aber wie fremde Reste, unverstandene Spuren einer fernen Vergangenheit, kleben den neuen, in sittlichem Glanze strahlenden Götterbildern die Schlacken ihrer einstigen Naturbedeutung an, deren ehemals tief-symbolischer Sinn bis zur Unkenntlichkeit verblaßt ist und die als seltsame sittliche Gebrechen an den Erhabenen und Reinen erscheinen. Zeus, der höchste Gott, der erhabene Schirmer der Weltordnung, verdankt seine Macht einem Bruche mit der alten Weltordnung, welcher einer Palastrevolution verzweifelt ähnlich sieht. Er hat seinen eigenen Vater, den Kronos, gestürzt, und an seinen Getreuen als ein rechter Despot gehandelt; um seine junge Herrschaft zu befestigen, tritt er zunächst selbst als Gewaltherrscher auf. Er schwört gelegentlich selber falsche Eide, er ist furchterregend in seiner Leidenschaft, und in seinen Abenteuern mit Io, Semele, Europa und anderen sterblichen Frauen erscheint er als das Urbild eines üppigen Tyrannen, dem zugleich übernatürliche Kräfte zu Gebote stehen.

Gegen diese Vermischung und ihren schädlichen Einfluß auf das ethisch-religiöse Bewußtsein erhoben sich aber ernstere Geister von dem Augenblick an, wo die Reflexion über die Gebilde der Sage rege wurde. Und wenn auch die erste Opposition von den Philosophen ausging, so dürfen wir einen Dichter wie Äschylos doch ohne Zweifel als einen Bundesgenossen dieser Bestrebungen ansehen. Fehlt es in seinen erhaltenen Werken doch nicht an Spuren, wie sehr er sich gerade um die Vertiefung der Vorstellung vom Zeus, im Sinne einer geläuterten monotheistischen Auffassung, bemüht.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über einige Probleme der Sozialethik.

Von Dr. Ch. Rappoport (Paris).

I.

Die „Geschichtliche Notwendigkeit" und die Ethik.

Wenn für individuelle Beziehungen die ethischen Forderungen wenigstens öffentlich und in der Theorie als unentbehrlich fast allgemein betrachtet werden, so sind dagegen viele Theoretiker geneigt, sie an der Schwelle des „Geschichtstempels" zu lassen. In diesem eigenartigen Heiligtume darf Alles unbestraft nach notwendigen Gesetzen geschehen. Die Moral hat hier nicht mitzusprechen. Und niemand darf wagen in geschichtlichen Dingen ein moralisches Urteil zu fällen, es sei denn auf die Gefahr hin — ein beschränkter Kopf und sentimentaler Sonderling in den Augen vieler zu erscheinen. Hegel bekanntlich fordert für die Geschichtshelden eine ganz andere Moral. Und in einem gewissen Sinne hat er recht: diese „Helden" würden vom Standpunkte der gewöhnlichen für einfache Sterblichen gültigen Moral, von der sie sich so leicht emancipiert haben, oft allzu abenteuerlich erscheinen. Mancher Anhänger der „materialistischen Geschichtsauffassung" wird über eine moralische Verurteilung eines geschichtlichen Ereignisses mit einem verächtlichen Achselzucken, als über eine inhaltlose „Declamation", zur Tagesordnung übergehen. (Gewiß war Marx auch in diesem Falle am wenigsten „Marxist"; sein vorzügliches Portrait der moralischen Persönlichkeit Napoleons des Dritten im „18 Brumaire" bietet hiezu eine interessante Illustration.) Wir wollen daher in allem Ernste die Frage aufwerfen: stehen wirkliche geschichtliche Ereignisse, wie geschichtlich sich ausgebildete gesellschaftliche Zustände, „historische Kategorien", außer dem Moralgesetze? Dürfen die ethischen Forderungen nur im kleinen, in Bezug auf das Individuelle, nie im großen, im allgemeinen, ihre Geltung erlangen? Darf unser moralisches Gefühl nur dann zum Ausdruck kommen, wenn es sich um den Einzelnen handelt, muß es aber vor einem Unglücke eines ganzen Volkes, einer ganzen Zeitperiode verstummen und ohnmächtig zurücktreten? Es muß für jeden moralisch Empfindenden klar sein, daß solche Fragen stellen dieselben schon beantworten heißt. Da aber die Theoretiker der unfehlbaren und unverantwortlichen historischen Notwendigkeit mit einer besonderen Überzeugungskraft die Moral aus der Geschichte ausschließen und was noch wichtiger, es mit einem gewissen Erfolg thun, so wollen wir auf diese Fragen näher eingehen.

Die Theoretiker der „historischen Notwendigkeit", oder genauer, des historischen Objektivismus haben kaum genug Worte der Verachtung für diejenigen, die anstatt zu begreifen, sich moralisch entrüsten. Wir gestehen offen: sie haben recht, insofern es sich nur um Begreifen handelt.

Wir werden daher im Sinne der „objektiven Methode" handeln, wenn wir vor allem den Ursprung des historischen Objektivismus zu begreifen suchen.

In unserem Zeitalter der Naturwissenschaft ist man gewöhnt, schon den einfachen Thatsachen des „wirklichen Lebens", als solchen, eine gewisse Achtung entgegenzubringen. Wenn aber diese Thatsachen den Ehrentitel historischer Ereignisse tragen, so verwandelt sich diese Achtung in einen pietätsvollen Respekt, die bei manchen in Vergötterung ausartet. An sich würden wir es keineswegs als Übel betrachten wenn dabei der innere Wert der Thatsache der entscheidendste Faktor wäre. Leider ist meistens das Gegenteil richtig. Kaum giebt es bekanntlich ein so ungeheueres Verbrechen, das nicht Bewunderer und sogar Nachahmer hervorriefe. Grade je ungeheurer das Verbrechen, desto größer die Gefahr seiner Verherrlichung. Es ist daher erklärlich, daß, wenn das Verbrechen gewaltige Dimensionen annimmt, ganze Völkermassen zu einem Opfer auswählt, ganze Zeitperioden ausfüllt und auf einen beträchtlichen Erdteil sich ausbreitet, es ganz einfach oft als eine rühmlichste Heldenthat, sogar von den Biedersten, die persönlich „einer Fliege nicht leicht ein Leid thun würden", verherrlicht und besungen wird. Um nicht die allzu empfindliche Gegenwart mit unzarter Hand zu berühren, weisen wir auf den sonderbaren Napoleonkultus. Heinrich Heine, der sonst doch ein so hellblickender und freidenkender Mann war und, was noch schlimmer, Heine war weder der einzige noch der letzte aufrichtige Verehrer des Corsen.

Zu gleicher Zeit, um nur ein Beispiel von vielen herauszugreifen, hat sich derselben unwürdigen Schwachheit der Volks- und Freiheitsdichter Beranger schuldig gemacht. In den letzten Jahren durfte sogar in dem republikanischen Frankreich eine Neubelebung der „Napoleonlegende" mit einem wahrhaft beunruhigenden Erfolge unternommen werden.

Wir sind hier freilich der Notwendigkeit enthoben zu beweisen, daß die „Heldenthaten" Napoleons meistens Ver-

brechen gemeinster Art waren, welche zu verteidigen auch ein Anhänger der Alles rechtfertigenden Staatsraison, für den allzu oft das Verbrechen da anfängt, wo der Erfolg versagt, jetzt kaum wagen darf, wenn er nicht ein konsequenter Nietzsche-Anbeter ist. Es genügt, um über diesen Punkt klar zu werden, die Charakteristik Napoleons bei Taine, der in der Geschichte am wenigsten sentimental urteilte, nachzulesen, und über die von demselben im Überfluß gesammelten Thatsachen ein wenig nachzudenken.

Sich auf die Anziehungskraft des Verbrechens stützend, fordern oft Psychologen und Moralisten, daß man die ausführlichen Zeitungsberichte über Verbrechen unterdrücke. Diese Forderungen, wie die Thatsache der reichlichen Ausbeutung sensationeller Verbrechen durch einen großen Teil der Presse, die diese Forderungen veranlassen, illustrieren am besten das oben Angeführte.

Woher diese Achtung vor den Thatsachen, vor dem thatsächlich Existierenden im allgemeinen und vor dem „Großen Verbrechen" insbesondere? Die Antwort ist nicht schwer zu finden. Eine Thatsache ist vor allem eine Macht, von der wir abhängig sind, die uns unter Umständen zu zermalmen imstande ist und oft auch wirklich zermalmt. Und vor einer Macht hat man immer Respekt. Die Furcht ruft Achtung hervor. Ein Verbrechen, das zu einem geschichtlichen Ereignisse sich verwandelt hat, ist eine historische Macht, vor der der moralische Pöbel (die „gebildeten Klassen" bilden oft die ersten Reihen dieses Pöbels), mit seinen Geschichtsschreibern an der Spitze, anbetend niederkniet.

Daß dieser unmoralische Kultus der Kraft in ihrer wildesten und brutalsten Form den Charakter einer sogar selbstlosen Verehrung annehmen und von einer Bewunderung hervorrufenden Opferwilligkeit begleitet sein kann, ist leider allzu bekannt. Die Häßlichkeit der Götzen schreckt selten die blinden Anbeter ab. Und blinde Anbeter scheuen keine Opfer . . . . (Dazu lassen sich oft die Opfer in der konkreten geschichtlichen Wirklichkeit auf Kosten Anderer, die den Kultus nicht mitmachen wollen, herstellen.)

Es wäre ungerecht, den geschichtlichen Objektivismus nur auf den Kultus der Thatsachen zurückzuführen. Der historische Objektivismus, abgesehen von dem, daß er eine berechtigte Reaktion gegen das bloße Moralisieren in der Geschichte war, ruht auf einem philosophischen Mißverständnisse, auf einer irrtümlichen und einseitigen Auffassung historischer Causalität. Wir dürfen daher die Aufmerksamkeit unserer Leser für einige philosophische Betrachtungen, die ihnen allzu trocken erscheinen können, die aber in derartigen Fragen unentbehrlich sind, in Anspruch nehmen. Wir beginnen mit der Frage: „Was ist eigentlich diese mysteriöse historische Notwendigkeit?"

In jedem Momente der geschichtlichen Bewegung wirkt eine Reihe mannigfaltiger Kräfte, Geschichtsfaktoren, die bestimmte individuelle und soziale Verhältnisse zum Resultate haben. Die Gestaltung oder Umgestaltung dieser Verhältnisse bildet den Inhalt der geschichtlichen Entwickelung. Die historische Notwendigkeit ist nichts anderes als das jeweilige Resultat der geschichtlichen Entwickelung in ihrem notwendigen causalen Zusammenhange aufgefaßt. Ist in der Geschichte eine Erscheinung A gegeben, so muß notwendig die bedingte Erscheinung B folgen, mag das moralische Bewußtsein die Erscheinung B begrüßen oder sich über dieselbe entrüsten. Das Notwendige vollzieht sich.

Dieser notwendige causale Zusammhang zwischen A und B schließt aber keineswegs aus, daß A nicht = Brutalität, Wildheit, Unwissenheit, Schlechtigkeit, tierische Begehrlichkeit sei. Indem wir A bei seinem rechten moralischen Namen nennen, so thun wir nichts anderes als wie diesen causalen Zusammhang noch nach einer andern Richtung präcisieren. Anstatt mit dem allgemeinen nicht vielsagenden Begriffe der historischen Notwendigkeit oder des causalen Zusammenhanges zu operieren, haben wir die Erscheinung A in ihre konkreten Bestandteile zerlegt. Dadurch haben wir unserem Causaltriebe, unserem Verständnisbedürfnisse kaum ein Haar gekrümmt.

Wir wollen gewiß nicht sagen, daß die geschichtliche Ursache A immer und überall aus moralisch qualificierbaren Bestandteilen sich zusammensetzt; es giebt historische Zusammenhänge, wo die entsprechenden Faktoren als moralisch neutral betrachtet werden müssen. Uns interessieren aber hier nur diejenigen geschichtlichen Causalreihen, wo moralische Momente mitspielen.

Gewiß sind moralische bezw. unmoralische Eigenschaften, Thatsachen unmoralischer Natur als Bedingungsfaktoren geschichtlicher Erscheinungen im Laufe der menschlichen Entwickelung aufgetreten, — so könnte man uns entgegensetzen — und als solche haben sie das Kainszeichen der Unsittlichkeit diesen Erscheinungen aufgedrückt. Aber diese unmoralischen Thatsachen selbst sind notwendig, ein notwendiges Produkt der vorausgegangenen Stufe der Entwickelung.

Dieser Einwand, der wirklich von den Anhängern des historischen Objektivismus gemacht wird, wäre gewiß am Platze, wenn wir dem Indeterminismus des moralischen Willens, der Bedingungslosigkeit der Freiheit von jedem Causalitätszwange das Wort reden. Wir thun aber das keineswegs. Für uns sind moralische bezw. unmoralische Handlungen und Eigenschaften keineswegs Produkte des freien, guten oder bösen Willens. Die Moralität ist wie alles andere in der uns zugänglichen und für uns begreiflichen Welt causal notwendig bedingt, aber gerade deswegen, weil wir auch unsere moralische Entwickelung in die Causalkette aufnehmen, fordern wir im Namen des Causalgesetzes, eine moralische Abschätzung historischer Thatsachen; diese Abschätzung erscheint sodann als notwendige Wirkung des uns innewohnenden moralischen Gefühls.

Erscheint uns auf einer gewissen Stufe der moralischen Entwickelung eine Handlungsweise als verwerflich, so haben wir das Recht, es zu konstatieren, sei es denn nur um festzustellen, daß die moralisch abzuschätzende geschichtliche Erscheinung in einer Epoche stattgefunden hat, da das moralische Niveau ein niedriges war. Wir treten dadurch aus der geschichtlichen Entwickelung nicht aus. Im Gegenteil. Wir stellen sie fest und zwar nicht abstrakt einseitig, sondern in ihrem vollen und ganzen Lebensinhalte.

Das wissenschaftliche Ideal des genialen Objektivisten Spinoza: non flere, non ridere, sed intelligere muß etwas modifiziert werden. Das „flere" und „ridere" schließt das „intelligere" nicht aus, sondern vervollständigt es.

Die Relativität (die ihrerseits nicht absolut ist) der moralischen Begriffe ändert an der Sache nichts. Es handelt sich nicht darum, die Vergangenheit zu züchtigen und zu strafen, sondern sie von unserem moralischen Standpunkte abzuschätzen.

Daß eine solche Abschätzung von tiefgehender geschichtlicher Bedeutung und praktischer Wichtigkeit für die Gegenwart sein kann, zeigen die sich gegenwärtig in Deutschland schroff gegenüberstehenden zwei verschiedenen Arten der Wertschätzung eines feierlichen Moments der geschichtlichen Vergangenheit. Nach dem oben ausgeführten darf keinem Zweifel unterliegen, auf welche Seite wir uns zu stellen verpflichtet fühlen.

Die Vergangenheit lebt in der Gegenwart fort. Indem wir unser ethisches Urteil über die erstere aussprechen, ist auch die letztere mit beurteilt. Die geschichtliche Vergangenheit bessern zu wollen, heißt auch der Gegenwart einen moralischen Dienst erweisen. Der konsequente historische Objektivismus muß im besten Falle zum moralischen Indifferentismus führen.

Pfarrer Naumann über die allgemeine Volksschule.

Aus der „Hilfe".

„Mehr als durch alle Worte kann die Schule der Zukunft dienen, wenn sie wenigstens für die ersten vier Schuljahre „allgemeine Volksschule" wird. Ich weiß wohl, daß viele Väter und Mütter und mit ihnen viele vortreffliche Lehrer dieser Forderung ablehnend gegenüber stehen. Sie halten es für einen unerträglichen Zwang, wenn die Kinder

der Wohlhabenden und Gebildeten, die Kinder der Gutsherren, Bankgrößen, Professoren, Pastoren mit den Kindern der Tagelöhner, Waschfrauen, Erdarbeiter, Auslaufer, Schneider auf einer Bank, in einer Luft, vor einer Tafel sitzen sollen. Besonders sehe ich im Geist verschiedene wohlhabendere Mütter, die die „Hilfe“ lesen, bei dieser Stelle das Blatt weglegen: nun ist es aber genug! Der Gedanke an die allgemeine Volksschule kommt ihnen wie ein Attentat auf ihre Lieblinge vor. Und doch, verehrteste Damen, es hilft alles nichts. Hier ist der Punkt, wo wir Mitglieder der besser gestellten Kreise Farbe bekennen müssen, ob wir soziale Gesinnung haben oder bloß von ihr reden. Ich bitte Sie, wenigstens soviel Geduld zu beweisen, daß Sie meine Gründe für die allgemeine Volksschule hören.

Bei Schiller lesen wir, und es hebt unser Herz, wenn wir es lesen: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr“. Nun sind wir aber heute kein einiges Volk. Wir haben eine Bildungsschicht, die nicht volkstümlich ist, die die Masse nicht liebt und von ihr nicht geliebt wird. Viele Mitglieder dieser Bildungsschicht möchten gern den Bann der Entfremdung brechen, aber es gelingt ihnen nicht, weil sie nicht jung waren mit den Kindern der Menge. Man hat sie „behütet“, bis sie vor lauter Behütung ihrer Nation fern kamen. O ihr Mütter, ich verstehe euch, wenn ihr ein Grauen habt vor der Berührung der Armut, die Armut ist wirklich etwas schreckliches, wenn sie Kinder gefangen hält. Aber, sagt, nein, denkt erst nach und dann sprecht: würde heute die Armut so grauenvoll sein in ihrer Verwilderung, wenn das vorige Geschlecht der Gebildeten und Besitzenden auch nur etwas mehr Herz und Verstand für die Masse des Volkes gehabt hätte? Wie wollt ihr eure Kinder zur Brüderlichkeit erziehen, wenn ihr sie als Kinder nicht arm mit den Armen wollt sein lassen? Was wir versäumt haben am deutschen Volke, die Kinder sollen es doch gut machen. Um das Vaterland zu erhalten, müssen die Söhne in den Schlachten das Leben wagen; soll es zu schwer sein, das Opfer zu bringen, daß unsere Töchter in der Volksschule sitzen?

Es giebt natürlich keine größere Neuerung, die nicht Bedenken wachruft, aber schließlich werden alle Bedenken verschlungen durch einen großen Willen, den die Not der Zeit gebiert. Das scheint uns sicher, daß, wenn der Umschwung des deutschen Staates nach der Seite der Sozialreform eintritt, die erste Handlung, die Befreiung des Wortes und der Organisation, die zweite aber vielleicht ein Gesetz über die allgemeine Schulpflicht aller Deutschen sein wird. Dann erst werden die Arbeiter und Handwerker an den Ernst der Reform glauben lernen, wenn sie sehen, daß nicht nur der Besitz, sondern auch die Bildung der oberen Kreise Opfer zu bringen genötigt wird. Von dem Augenblick an, wo alle Kinder in dieselbe Schule gehen müssen, um da gemeinsam das ABC und das Einmaleins zu lernen, werden sich die Mißstände vieler Schullokale wie im Nu verwandeln, denn nun hört ja der Herr Bürgermeister und der Herr Doktor und der Herr Pfarrer, was die eigenen lieben Kinder über alte Oefen, schlechte Ventilation, wacklige Bänke u. s. w. beim Mittagessen daheim berichten . . . . .“

Blut und Eisen.

Von Professor Dr. G. Steinmann in Freiburg.

Der Verfasser des Artikels „Blut und Eisen“ in Nr. 3 der „Ethischen Kultur“ kann sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß man die Feier des 18. Januar freudigen Herzens begehen könne. Er beklagt es, daß „das deutsche Reich ein Schauplatz wilder, unversöhnlicher Erbitterung der Parteien, der Klassen und der Rassen geworden“ sei, daß „uns allen die erhebende Lebenslust einer einheitlichen brüderlichen Kulturarbeit fehle“, und daß wir nur „noch tiefer in das Elend der Entzweiung zurückgeworfen worden seien“. Gewiß ist es richtig, und gewiß ist es zu bedauern, daß noch immer unser Volk, wie wohl kein zweites, von inneren Gegensätzen zerrissen ist, von Parteihader, Klassenhaß, Religionsspaltung, neben dem alten Stammeszwist, der auch noch nicht einmal so ganz zu Grabe getragen sein dürfte, wie der Verfasser meint. Gewiß ist alles aufs schärfste zu verurteilen, was diese Leidenschaften schürt und gewiß sollte die Thatsache, daß auch das jetzige Erinnerungsfest von vielen nur mit halbem Herzen und von vielen gar nicht gefeiert wird, uns sagen, daß noch nicht alles Ersehnte erreicht ist, und daß wir das Erkämpfte nicht nur erhalten, sondern den neuen Anforderungen gemäß auch vollenden müssen. Aber sollen wir deshalb nicht einmal mit freudiger Genugthuung zurückblicken dürfen auf die Zeit, in der wir die äußere Einheit errungen haben, die notwendige Grundlage zur gesunden Fortentwickelung?

Für den Verfasser ist unser heutiger Zustand „der inneren Demoralisation der allgemeinen Erfolgsanbetung zu verdanken, die das deutsche Volk angesichts der Herrlichkeit von Blut und Eisen ergriffen hat“. Die Art und Weise, wie das deutsche Volk geeinigt worden ist, wird als einziger Grund für das Fehlen der inneren Einigkeit betrachtet. Einer solchen Auffassung vermag ich nicht zu folgen, wie ich auch die allerdings unverantwortlichen Auslassungen der „Grenzboten“ und der „Hamburger Nachrichten“ nicht als einen Beweis für die Richtigkeit jener Behauptungen gelten lassen kann. Faßt der Verfasser unsere Entwickelung geschichtlich wirklich richtig auf, wenn er diese Schwierigkeiten und Uebelstände unseres inneren Lebens als Folgen des politischen Einigungswerkes hinstellt? Gilt hier ohne weiteres das post hoc, ergo propter hoc, eine Anschauung, die der Verfasser der Jubiläumsbetrachtung offenbar vertritt? Jene Schwierigkeiten sind nicht nur bei uns in Deutschland vorhanden, alle civilisierten Nationen haben mit ähnlichen, wenn auch nicht ganz denselben Uebeln zu kämpfen. Die politische Einigung Deutschlands mit Allem, was sie an geistigen Kräften ausgelöst hat, fällt zeitlich nahe zusammen mit einem anderen Vorgange, der sich in allen Kulturstaaten ungefähr in der gleichen Weise abgespielt und der überall ähnliche Erscheinungen erfreulicher sowohl als trauriger Art im Gefolge gehabt hat, nämlich mit der Lockerung der alten wirtschaftlichen und sozialen Gebundenheit, mit dem technischen und industriellen Aufschwung, der unser Jahrhundert bezeichnet. Diese allgemeinen kulturellen Veränderungen und nicht das politische Einigungswerk sind die Ursache unserer Uebel, soweit sie allgemeine, moderne sind.

Und wenn in Deutschland die Erbitterung in schlimmerer Form zu Tage tritt als anderswo, so ist das gewiß nicht in erster Linie eine Folge der Politik, die die Einigung geschaffen hat, sondern es liegen diesem Umstande Ursachen anderer Natur zu Grunde: unsere konfessionelle Spaltung, die schon seit Jahrhunderten ein gemeinsames Bildungsideal unmöglich macht, — unsere langjährige politische Zerrissenheit, die uns zu keiner normalen nationalen Entwickelung kommen ließ, wie andere Völker sie gehabt haben, — das Andauern halbmittelalterlicher Feudalzustände in großen Teilen des Reichs, — und schließlich gewisse Härten und Schroffheiten des Nationalcharakters selbst.

Wenn es richtig wäre, daß eine „Politik von Blut und Eisen“ notwendiger Weise solche Zustände zeitigen müsse, wie wir sie heute in Deutschland haben, so müßten sie sich doch gewiß in unserm Nachbarlande eingestellt haben, nachdem es erst unter dem Schrecken der Revolution gestanden hatte und dann zwei Jahrzehnte hindurch von der napoleonischen „Realpolitik“ beherrscht worden war. Oder dürfte man andererseits behaupten, daß unsere heutigen Zustände schon in den zwanziger und dreißiger Jahren eingetreten wären, wenn, wie viele gehofft haben, das Einigungswerk bereits im Anschluß an die Befreiungskriege gelungen wäre?

Alle früheren Versuche zur Einigung Deutschlands sind gescheitert, nicht am wenigsten kläglich der vom Frankfurter Parlament gemachte, und ein anderes Mittel zur Lösung des gordischen Knotens als das schon von Alexander angewendete ist nicht möglich gewesen. Das sind Thatsachen unserer geschichtlichen Entwickelung, die sich so wenig übersehen lassen, wie die Thatsache, daß bis zu seiner Verwirklichung der Einheitsgedanke stets das Ideal des deutschen Volkes gewesen ist.

Auch wer den Wunsch hat, daß sich in Zukunft die notwendigen Veränderungen im Leben der Völker durchaus nach den Grundsätzen der Humanität vollziehen, und wer danach strebt, jetzt schon wenigstens den Gedanken an die Möglichkeit eines solchen Zustandes zu verbreiten, selbst wer den jetzigen Zustand der Gesellschaft, auch ihre heutige Gliederung nach Nationen nur für ein Durchgangsstadium in der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts hält, könnte meinem Gefühl nach mit Freude an die Zeit der Einigung zurückdenken. Auch er dürfte sich der Generation erinnern, die unter Einsetzung ihrer ganzen Kraft das damalige Ideal verwirklicht hat, die den Rohbau des Hauses errichtet, in dem wir uns harmonisch einzurichten bestrebt sein müssen.

Schließlich möchte ich dem Verf. noch „zu bedenken geben“, daß so gut wie er den Anspruch macht, seine Ideale vor Vergewaltigung geschützt zu sehen, auch andere Teile des Volkes, die andere Ideale haben, das Recht hierzu besitzen. Eine schroffe Verurteilung von Erinnerungen, die einem großen Teile der Nation teuer sind, verletzt *auch* berechtigte Gefühle. Die Nichtachtung derselben steht mit dem Programm der D. G. E. K. in Widerspruch.

II.

Vom Herausgeber.

Manchem Leser mag es zwecklos erscheinen, darüber zu streiten, ob es möglich und förderlich gewesen wäre, daß das deutsche Reich ohne militärische Machtentwickelung, ohne rücksichtslose Gewaltpolitik und Blutvergießen allein auf dem Wege allmählicher Klärung und Ordnung der gemeinsamen Interessen verwirklicht worden wäre. Wer jedoch im Ernst solche Fragestellungen ablehnt, der verzichtet darauf, aus der Weltgeschichte zu *lernen* und vertraut die kommenden Entwickelungen dem blinden Spiel der Instinkte an. In der reinen Vergegenwärtigung einer ganz anderen Verkettung der Thatsachen, als sich in *Wirklichkeit* vollzogen hat, liegt nicht die unfruchtbare Verkennung der ehernen Notwendigkeit dessen, was geschah, sondern die erlösende Geburt aller der Seelenkräfte, deren Fernsein die gesittungsfeindlichen Entscheidungen der Vergangenheit ermöglichte und deren Eintreten in die Verkettung der Dinge den ersehnten Sieg des ordnenden Gedankens über das Auf und Nieder der instinktiven Lebensbewegung verkündet.

Wer den gegenwärtigen Zustand der deutschen Kultur beklagt, wer die zunehmende Verrohung und Ideallosigkeit im Gefolge eines verfolgungssüchtigen Nationalgefühls mit Trauer beobachtet, der hat auch das Recht und die Pflicht zu der Frage: In welchem Zusammenhang stehen diese Erscheinungen mit dem Geiste der Politik, die das neue Reich geschaffen hat? Fiel gegenüber der Kulturbedeutung des *Zweckes* die Wahl der Mittel nicht ins Gewicht? Oder hat die *kulturfeindliche* Wirkung der Mittel den wohlthätigen Erfolg der ganzen Aktion an Tragweite übertroffen?

Wer diese letzte Frage bejaht, der kann unmöglich durch festliche Hervorhebung jener Aktion an seiner besseren Einsicht Verrat üben und sich und Anderen einreden, daß hier doch einmal der Zweck die Mittel geheiligt habe. Je konsequenter und unbestechlicher er protestiert, um so sicherer wird er dazu beitragen, daß die zukünftige gesellschaftliche Entwickelung sich nicht mehr unter dem Zeichen der Jesuitenpolitik vollzieht. Ich glaube daher auch nicht, daß ich „berechtigte“ Gefühle verletzt und damit dem Programm der D. G. E. K. entgegen gehandelt habe. Es giebt eine sittliche Grenze für die Schonung der Gefühle der Anderen: So wenig wir Duldung üben dürfen gegen sittlichgefährliche Elemente der religiösen Weltanschauung, so wenig haben wir diejenigen sozialen und politischen Gefühle als berechtigt und unantastbar hinzustellen, welche ihr Dasein nur einer mangelnden Konsequenz des sittlichen Urteils verdanken und dem Fortschritt der Gesittung im Wege stehen.

Herr Professor Steinmann meint, daß zur Einigung Deutschlands kein anderes Mittel möglich gewesen sei als das schon von Alexander zur Lösung des gordischen Knotens angewendete. Dadurch wurde „der Rohbau des Hauses errichtet, in dem wir uns harmonisch einzurichten bestrebt sein müssen“. Ein ähnlicher Gedankengang liegt dem sozialwissenschaftlichen Irrtum aller Revolutionäre zu Grunde. Von orthodoxen Wortführern der Sozialdemokratie ist die ethische Bewegung abgelehnt worden mit dem Hinweise darauf, daß man mit der Ethik warten müsse, bis die großen Machtkämpfe der Gegenwart ausgefochten und der Sozialstaat unter der Diktatur des Proletariats errichtet sei. Dann erst könne man daran denken sich harmonisch und ethisch einzurichten. Demgegenüber hat gerade Prof. Steinmann als Vorsitzender der Abteilung Freiburg der D. G. E. K. in der Diskussion mit Sozialdemokraten oft und eindrucksvoll dargelegt, daß auch in der sozialen Entwickelung das Gesetz des organischen Wachstums gelte, daß jeder wirkliche Fortschritt des Gemeinschaftslebens nur auf dem Fortschritt des Rechtsgefühls und der Zurückdrängung der gewaltthätigen Instinkte beruhe, daß die Sozialdemokratie die innere Erziehung zur Einigkeit vernachlässige und nicht bedenke, daß jeder Sieg der Gewalt nur einen Scheinerfolg voll gefährlicher Rückschläge bedeute.

Was sollen nun die sozialdemokratischen Mitglieder der Abteilung Freiburg sagen, wenn sie die obigen Ausführungen ihres Vorsitzenden lesen. Nimmt Professor Steinmann in seiner Rechtfertigung der Blut- und Eisenpolitik nicht alles zurück, was er sonst zu Gunsten der organischen Entwickelung gegen die gordische Knotenpolitik geltend gemacht hat? Wie, wenn nun auch einmal in der Sozialdemokratie die Ansicht Platz griffe, daß zur Verwirklichung ihrer Ideale gegenüber der Trägheit und Selbstsucht der Widerstrebenden, gegenüber der Kläglichkeit unserer Volksvertretung kein anderes Mittel als Blut und Eisen „möglich“ ist? „Wohlan, gründen wir mit allen Machtmitteln der schonungslosen Realpolitik den Rohbau der neuen Gesellschaft, die innere Einigkeit wird dann schon von selbst kommen!“ Was könnte Professor Steinmann gegen solche Argumentation vorbringen? Wenn sich in der nächsten Vergangenheit Verbrüderungserfolge durch Gewaltaktionen vollzogen haben, *ohne daß die verrohenden Nebenwirkungen die kulturelle Gesamtleistung aufgehoben haben* — warum soll dann der Reformator der Gegenwart nicht mehr mit solchen Mitteln rechnen dürfen? Ich denke diese Gegenüberstellung zeigt deutlich, daß das konsequente ethische Denken über die Vergangenheit von höchst aktueller Bedeutung ist.

Herr Professor Steinmann leugnet den inneren Zusammenhang zwischen der Blut- und Eisenpolitik und der gegenwärtigen Verrohung in Deutschland. Er giebt einen beachtenswerten Hinweis auf die allgemeinen kulturellen Ursachen, welche an dem Ausbruch der inneren Feindseligkeit im neuen Reiche beteiligt sind. Den großen Anteil der industriellen Umwälzung an der ethischen Krisis unseres Volkslebens stelle ich nicht in Abrede. Zeigt sich aber nicht gerade darin die völlige Kurzsichtigkeit des gefeierten Staatsmannes, daß er das Zeitalter der Arbeiterfrage mit all seinen verwickelten *inneren* Konflikten unter das Zeichen der rücksichtslosen Machtpolitik stellte? Daß die inneren Gegensätze sich zu einer so rohen und unversöhnlichen Feindseligkeit entwickeln und so verblendete Vergewaltigungsgedanken hervorrufen konnten, und das alles nach der Blütezeit einer geistigen und künstlerischen Kultur, an der sich alle Kulturnationen erfrischt haben — das verdanken wir den Rückschlägen der Bismarckischen Realpolitik. Der Umstand, daß dieser Realpolitiker es verstanden hat, den deutschen Idealismus vor seinen Wagen zu spannen, ist für uns kein Grund zur Pietät vor dem Gesamtergebnis, wir trauern vielmehr, daß diese edleren Kräfte nicht so würdig verwendet wurden, wie sie es verdienten.

Die konfessionelle Spaltung, die Herr Professor Steinmann als eine Ursache der inneren Entzweiung angiebt, ist ebenfalls erst durch die Gewaltpolitik des Kulturkampfes zur sittlichen Gefahr geworden. In der Schweiz und im sektenreichen England wohnen die verschiedensten Konfessionen friedtich nebeneinander, dort hindert die religiöse Verschiedenheit nicht die Pflege gemeinsamer Bildungsideale; in Deutschland haben sich die konfessionellen Gegensätze deshalb nicht zur Anerkennung höherer Einigkeit, sondern zu roher Herrschsucht und Verfolgungswut entwickelt, weil die so glänzend erprobte und so kritiklos gefeierte Methode der *Einigung durch Gewalt* fürderhin auch für die innere Politik maßgebend wurde. Kann Herr Professor Steinmann im Ernst diese Zusammenhänge in Abrede stellen?

Gewiß sind auch andere Nationen durch die industrielle Umwälzung in die Gefahr des Bürgerkrieges gebracht worden. England war gegen Mitte des Jahrhunderts am Abgrunde der Revolution. Aber damals waren verwilderte und unwissende Arbeitermassen die Angreifer. Was die deutsche Kultur gegenwärtig in den Augen des Auslandes so verächtlich macht, das ist die gewissenlose Brutalität, mit der in unserm Vaterlande eine durchaus geordnete und gesetzliche Arbeiterbewegung zu revolutionärer Verzweiflung gedrängt wird. Daß die Gebildeten bei uns diese Roheit teils ermutigen, teils ohne ergreifenden Protest den Attentaten auf die Menschenwürde ihrer Volksgenossen zuschauen, das zeigt eine so traurige Abstumpfung des sittlichen Gefühls, wie sie eben nur durch die entsittlichenden Wirkungen langjähriger Erfolgsanbetung erzeugt werden kann.

Warum denn Frankreich nicht nach der französischen Revolution und nach der Zeit Napoleons eine ähnliche Periode der Verrohung erlebt habe? Nun — das Roheitsergebnis der französischen Revolution war eben der Diktator Napoleon, nur konnte seine Realpolitik im sittlichen Urteil der Franzosen keine dauernde Verheerung anrichten, weil die Generation, die ihm zujubelte, auch den Zusammenbruch seiner Blut- und Eisenherrlichkeit erlebte und weil die französische Jugend sah, daß der große Bösewicht durch gemeinsame Aktion der Kulturwelt auf eine einsame Insel gesetzt wurde. Die Bismarck'sche Realpolitik wirkt gerade deshalb so entsittlichend, weil die Weltgeschichte sie nicht durch einen weithinsichtbaren großartigen Zusammenbruch, sondern durch eine schleichende Verwilderung des Gemeinschaftslebens richtet. So glauben sich tausend Deutsche weltgeschichtlich berechtigt zu dem Glauben, daß man die rohen Instinkte ungestraft im Dienste idealer Erfolge verwenden dürfe. Gegen diese verderbliche Täuschung, die durch jeden festlichen Jubel in jungen und alten

Herzen neue Nahrung erhält, laut und durchgreifend zu protestieren, scheint mir die heilige Pflicht jedes Ethikers zu sein.

Wir dürfen uns nicht dabei beruhigen, daß die äußere Einigung der erste Schritt zur inneren Einigung gewesen sei, sondern wir müssen uns unerbittlich klar darüber sein, daß sich die geschichtliche Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens mit all ihrer ungroßmütigen und rachsüchtigen Eroberungspolitik in so hohem Grade unter der Mitwirkung gesellschaftsfeindlicher Kräfte, mit einer so tiefen Einbuße an Rechtsgefühl vollzogen hat, daß damit die innere Einigung auf lange Zeit der aufbauenden Kräfte beraubt worden ist. Solange wir noch den verhängnisvollen Charakter dieser Entwickelung mit dem „Erfolg" oder der „geschichtlichen Notwendigkeit" beschönigen, so lange haben wir uns noch nicht rückhaltlos jenen Mächten zu eigen gegeben, die allein jeden nachhaltigen und stetigen Kulturfortschritt hervorbringen können.

Vermischtes.

Kaiser Tiberius über Majestätsbeleidigungen. Ludwig Büchner bringt im „Menschentum" folgende Äußerungen des Kaisers Tiberius in Erinnerung:

Als man ihm berichtete, daß unnütze Reden über ihn und seine Mutter geführt würden, verbot er, wie der berühmte Geschichtsschreiber Tacitus (Ann. I, 74) berichtet, daß diesen Reden und ihren Urhebern nachgespürt würde. „In einem freien Staate", so erklärte er, „müssen Reden und Gedanken frei bleiben". Und als der Senat darauf bestand, daß Vergehen solcher Art zur Verantwortung gezogen würden, erwiderte er: „Wir sind so ausreichend mit wichtigen Dingen beschäftigt, daß wir wahrlich nicht nötig haben, uns auch noch um solche Armseligkeiten zu kümmern. Wenn Ihr auf solche Anklagen eingeht, werdet Ihr bald für Anderes keine Zeit mehr behalten, und man wird sich Eurer Gerichtsbarkeit bedienen, um allen möglichen Privatfeindschaften Ausdruck zu geben." (Tacitus, II, 50.)

Als ein Bürger bei dem Namen des Augustus falsch geschworen hatte und gerichtlich verfolgt ward, nicht wegen des falschen Eides, sondern wegen der Beleidigung des Namens des zum Rang eines Gottes erhobenen Divus Augustus, wandte Tiberius ein: „Es ist die Sache der Götter selbst, eine solche Beleidigung zu rächen" (Tacitus, Ann. I. 73) — ein Ausspruch, den man mit vollem Recht auf jede Anklage wegen angeblicher Gotteslästerung anwenden könnte . . .

Zu wiederholten Malen untersagte er, Verfolgungen wegen schnöder, gegen das Kaiserhaus geschleuderter Reden anzustellen. Die Delatoren oder Angeber, welche ein großes Interesse an solchen oder ähnlichen Anklagen hatten, weil ihnen ein Teil der Beute als Lohn zufiel, erhielten keinerlei Aufmunterung. Auch der Neigung mancher Senatsredner, den Ton der Schmeichelei anzustimmen, trat Tiberius entschieden entgegen. Als die Provinz Hispanien um die Erlaubnis bat, ihm einen Tempel erbauen zu dürfen, lehnte er das ab. „Ich weiß nur zu gut", so äußerte er sich im Senat, „daß ich nur ein Mensch und allen Bedingungen der menschlichen Natur unterworfen bin. Ich will zufrieden sein, wenn ich die Aufgaben eines römischen Kaisers gut durchführen kann; und es wird schon als ein hohes Lob gelten müssen, wenn die Nachwelt mir zugestehen kann, daß ich meiner Ahnen wert gewesen, daß ich mich in der Führung Eurer Angelegenheiten als ein Mann von Umsicht und Voraussicht, daß ich mich, wo nur immer um die allgemeine Wohlfahrt es sich handelte, in Gefahren tapfer und gleichgiltig gegen den Haß bewiesen habe."

Dem ist noch hinzuzufügen, daß betreffs Majestätsbeleidigungen damals folgendes Gesetz existierte:

Lex unica: si quis Imperatori maled: Si quis Imperatori maledixerit et id ex levitate processerit, contemnendum, si ex insania, miseratione dignum, si ab injuria remittendum. Zu deutsch: Das einzige Gesetz über die Beschimpfung des Kaisers. Wenn jemand den Kaiser schmäht und dies aus Leichtsinn geschehen ist, so ist es zu verachten, wenn aus Wahnsinn, ist es bemitleidenswert, wenn aus Absicht zu beleidigen, soll es verziehen werden."

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Dezemberrevue II. Seitdem Bismarck das irreführende Wort Realpolitik geprägt und die damit bezeichnete Sache zu unverdienter Ehre in den Augen aller derjenigen gebracht hat, die nicht sehen, welche sehr reale Rolle der Idealismus des deutschen Volkes vor 25 Jahren gespielt hat, gilt das Wort Idealist oder Ideologe wieder einmal nur für eine Nuance des Volkes „Utopiker". Eine scharfe Grenzbestimmung zwischen Utopie und Ideal wäre deshalb gewiß eine verdienstliche Aufgabe. Sie würde vielleicht, natürlich mit aller Vorsicht gegenüber so apodiktischen Ausdrücken, das schlechthin Unmögliche auf die eine, das in unendlichem Werdeprozeß zu Ermöglichende auf die andere Seite setzen oder aber, unter Verzicht auf den gefährlichen Ausdruck der Möglichkeit, die Vernunft und Sittlichkeit des zu Erstrebenden als Trennungsgrund acceptieren. Einen Versuch, nach dem Gebiet des Handelns utopisches und ethisches Wesen zu trennen, machte Dr. Berendt, indem er in einem Vortrage vor der Gruppe für ethische Bildung das Gebiet der politischen Machtkämpfe aus dem unmittelbaren Einfluß der Ethik herausnahm und es als Utopie bezeichnete zu glauben, daß rein ethische Mächte die großen Spannungen zwischen den europäischen Völkern, namentlich die politischen Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich einerseits, dem Deutschtum und Slaventum andererseits beseitigen könnten. Wohl sei eine Annäherung der gebildeten und humanen Bestandteile beider Nationen möglich, aber diese oberflächliche Verbrüderung halte in aufgeregten politischen Zeiten nicht Stand. Den Kampf des Czechen- und Slaventums gegen das Deutschtum bezeichnete er als Kampf einer niederen Kultur gegen die höhere; erst müsse der Machtkampf entschieden sein, dann erst könne die Ethik zur Geltung kommen Daher sei auch der Krieg, soweit er aus ethischen Gründen unternommen werde, eine höhere sittliche Notwendigkeit; dagegen habe die Ethik direkt weder in ihn, noch in die Diplomatie hineinzureden; ihre Aufgabe beginne, wenn die physische Machtfrage gelöst sei. Diese Auffassung fand in der sehr lebhaften Diskussion fast einmütigen Widerspruch. Geheimrat Foerster betonte, daß die Ethik nicht nur in gewissen Zeiträumen wirken dürfe, wenn der Boden durch blutige Machtkämpfe gewissermaßen festgestampft sei, sondern sie müsse unablässig alle Lebensgebiete durchdringen, auch den diplomatischen Verkehr der Völker, sonst gelange man zum Jesuitismus. Die sittliche Notwendigkeit des Krieges könne er nicht zugeben und an der endlichen Versöhnung der Völkergegensätze verzweifle er nicht. So könne er auch das Urteil des Redners über das französische Volk und den slavischen Charakter in solcher Allgemeinheit nicht zu den seinigen machen. Auch Frl. Freytag nahm sich des russischen Volkes gegen den Redner an. Dieser suchte in seinem Schlußwort das Mißverständnis zu zerstreuen, als rede er dem Jesuitismus in der Diplomatie das Wort und meinte, die Verwirklichung von Liebe und Gerechtigkeit im Völkerleben sei auch sein Ziel, nur wolle er dazu Mittel angewandt sehen, die am sichersten den Erfolg verbürgen.

Ideal und Utopie des Anarchismus zu unterscheiden versuchte der Unterzeichnete in der sozialen Gruppe. Nachdem er den theoretischen Anarchismus, der allein der wissenschaftlichen Untersuchung fähig sei, scharf vom Sozialismus getrennt, (Sozialismus sei Omnipotenz des Staates, Anarchismus Negation des Staates) entwickelte er das Ziel des anarchistischen Denkens als ein beachtenswertes Ideal der Menschheitsentwickelung. Sie strebten ein Gesellschaftssystem an, in dem an Stelle des rechtlichen und gesetzlichen Zwanges die wahre Freiheit, an Stelle der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen echte Brüderlichkeit, an Stelle von Vorrechten und Machtsklaverei reine Gleichheit herrsche. An der Hand von Proudhon, Babeuf, Mülberger u. a. einerseits, Max Stirner, Mackay, Tucker, Horn andererseits legte der Redner die Grundsätze des kommunistischen und des individualistischen Anarchismus auseinander, um dann in seiner Kritik das Utopische dieser Gedanken nach dem Maßstabe einer vernünftigen Sittlichkeit von dem Idealistischen zu scheiden. Zu letzterem gehöre sicherlich der gewaltige Optimismus hinsichtlich der sittlichen Qualifikation der Menschen, den eine ethische Gesellschaft bis zu einem gewissen Grade teilen müsse, ferner die Voraussetzung, daß es eine natürliche Ordnung für das Zusammenleben der Menschen gebe, nur sei diese natürliche Ordnung, da ja die Vernunft nicht natürlich sei, eben nicht die absolute Negation aller Rechtsordnung, sondern vielmehr die Überwindung der Rechtsordnung durch freie Sittlichkeit. Als Utopie aber müßte die kommunistische Organisation auf dem Boden des Anarchismus bezeichnet werden, als Utopie auch die völlig unhistorische und vernunftwidrige Verherrlichung des absolut freien Individuums, als ob dasselbe das Ziel aller Menschheitsentwickelung sei. Die historische Bedingtheit und Abhängigkeit des Einzel-Ichs von den Gesellschaftsmächten lasse sich wohl leugnen, aber nicht abschaffen. Eine anarchistische Ethik müsse stets auch für den Einzelnen aller Verbindlichkeit ermangeln und unterscheide sich in nichts von gutgemeinter Willkür. Das eigentliche Problem der Anarchie sei die Frage, ob es sich (allgemeingiltig oder auch nur für die gegenwärtigen Zeitverhältnisse) beweisen lasse, daß der Zwang für die Organisation menschlichen Zusammenlebens notwendig sei. Gerade diese Frage habe W. M Salter in seinem neuesten Werke: „Anarchie oder Regiment" zu beantworten gesucht. Redner, der sich der Übersetzung des Werkes unterzogen hatte, gab eine ausführliche Analyse der hochbedeutsamen Arbeit (vergl auch den Aufsatz von Gustav Maier in Nr. 1 dieser Zeitschrift) und machte sich die Schlußworte derselben zu eigen: „Regiment jetzt und ein Ende alles Regiments in der Zukunft Das soziale Gewissen fordert unter den existierenden Umständen das Regiment; aber schließlich kann das soziale Gewissen so vollkommen werden, daß man das Regiment wie eine entleerte Schale wegwerfen kann Die Arbeit an der Erweiterung, Vertiefung und Ausbreitung des sozialen Gewissens in unserem Volke, die Steigerung des Gefühls, daß wir einer zum andern gehören, die Schärfung des Bewußtseins, daß ein Unrecht an Einem ein Unrecht an Allen ist, das ist nach meinem Urteil eine der größten ethischen Aufgaben unserer Tage" In der lebhaften Diskussion plaidierte Geheimrat Foerster für die Abschaffung des durch

unliebsame Gedankenreihe beschwerten Namens der Anarchie für ein derartiges Gesellschaftsideal und glaubte nicht so weit gehen zu können wie Salt.r in dem Ideal der dereinstigen Unnötigkeit aller Regierung. Daß heute die Regierungsgewalt in einem gewissen Gegensatze zur Freiheit des Individuums stände, sei kein Zustand, der immer so fortdauern müßte; es sei auch ein Regiment denkbar, das völlig im Einklang mit den sittlichen Ideen des Einzelnen einer Verwaltungsbehörde sei. Den Sozialismus habe der Redner wohl etwas zu schwarz gemalt. Prediger Schäfer gab seiner Genugthuung darüber Ausdruck, daß die ethische Gesellschaft jetzt vorurteilsfrei an die Prüfung dieser Fragen herangehe und verwies auf das Beispiel der Worte Demokratie, Sozialismus u. a., die auch nur langsam sich aus ihrer üblen Nebenbedeutung herausgerettet hätten. Eine gute Übersetzung des Wortes Anarchie gäbe es nicht. Auch ein als Gast anwesender Vertreter des theoretischen Anarchismus glaubte die Pflicht zu haben, den Namen nicht abzulegen, sondern wieder zu Ehren zu bringen. Geheimrat Foerster wollte den Hinweis auf andere zu Ehren gelangte Schlagworte nicht gelten lassen. Statt solche, durch kahle Einseitigkeit oder leidenschaftliche Übertreibung verbitternde Worte unter vielem, durch dieselben verursachtem Leid und Elend schließlich ihrem reineren Inhalte nach zu Ehren zu bringen, sei es doch weiser, frühzeitig in echt ethischem Sinne treffendere und für die Verständigung günstigere Namen zur Geltung zu bringen.

Am letzten Sonntag des geschiedenen Jahres gab endlich Herr Geheimrat Foerster im engeren Kreise Rückblicke und Ausblicke in die ethische Bewegung. Nach schmerzlichem Gedenken des Verlustes, den die D. G. E. K. durch den Tod des Prof. v. Gizycki erlitten habe, charakterisierte der Redner den Fortgang der ethischen Bewegung in Deutschland als zwar nicht extensiv in Steigerung der Mitgliederzahl, aber intensiv in der steigenden Bewegung der Geister zu erkennen. In interessanter Parallele der deutschen und englischen Universitätseinrichtungen wies er nach, warum in Deutschland eine unmittelbare Nachahmung der University-Extension unmöglich sei. Dann gab er eine Übersicht über den Stand der ethischen Bewegung in den Kulturländern. Deutschland gegenüber, wo die Vereinsgesetzgebung einen schweren Druck übe, hätten Nordamerika und England allerdings mehr Freiheit, aber es fehlte dort vielfach an Kräften; besonders würden in England durch ähnliche sozialpolitische Bestrebungen viele wertvolle Kräfte der eigentlich ethischen Bewegung entzogen und für die ethisch-pädagogischen Bestrebungen fehlen vielfach die Vorbedingungen. Sonderbarerweise nehme jetzt in englischen Professorenkreisen der Hegelianismus überhand. In Frankreich lägen augenblicklich die Verhältnisse sehr günstig, da 3 bis 4 Mitglieder des Ministeriums ernste und überzeugte Ethiker wären. Die Bewegung in Italien schreite langsam vorwärts. Belgien müsse erst zu einer Ruhepause im Kampfe des Klerikalismus mit dem Sozialismus gelangen, dann dürfte die Einrichtung der „freien Universitäten“, die zunächst der Liberalismus dort dem Klerikalismus abgewonnen, zu einem Sammelpunkte der Bewegung werden. In den skandinavischen Ländern, besonders Dänemark, herrsche reges ethisch-soziales Leben, auch in Rußland seien Spuren der Bewegung zu bemerken und Japan werde vielleicht in nicht ferner Zeit in Beziehungen zu dem ethischen Bunde treten.

Was die Bethätigung der D. G. E. K. im abgelaufenen Jahre anlange, so wies Redner auf die 3 Hefte der „Mitteilungen“ hin, die das Nähere enthielten. Die vom Gesellschaftstag angeregte Darlegung zu Gunsten der Verkürzung der Arbeitszeit sei an kompetenten Stellen nicht unbeachtet geblieben. In Berlin seien die segensreiche Wirksamkeit der Auskunftstelle und der große Erfolg der öffentlichen Lesehalle vor allem zu erwähnen. Die Privatarbeit einzelner Mitglieder der Gesellschaft auf politischem Gebiet, das der Gesellschaft als solche ja verschlossen sei, namentlich im Kampfe gegen die Umsturzvorlage sei nicht vergeblich gewesen. Ein ethisch-pädagogischer Kursus sei als erster Versuch von Dr. Penzig und dem Redner abgehalten worden; die hauptsächlich von den rechtskundigen Mitgliedern der Gesellschaft ins Leben gerufenen Rechtskurse hätten einen überaus zahlreichen Zuspruch gefunden. Die von Gustav Maier herausgegebene ethische Korrespondenz finde immer mehr Eingang in die Presse.

Das Jahr 1896 werde nun hoffentlich die Entscheidung über das Preisausschreiben der Gesellschaft für ein ethisches Handbuch bringen. Auch die Zentralstelle für thatsächliche Ermittelungen auf dem Gebiete der Rechts-, Armen- und Waisenpflege solle nun Leben gewinnen. Große Aufgaben warteten der Gesellschaft auf dem Gebiete des Arbeiterbildungskursus. Innerhalb der Arbeiterschaft sei spontan eine ethische Bewegung entstanden, die ein liebevolleres Verständnis für die Verschiedenheit der Meinungen und Richtungen auf sozialpolitischem Gebiet anstrebe und mit hellerem Kopf und ernsterem Gewissen die dogmatischen Forderungen der Parteiprogramme prüfe. Der Sinn für Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit sei bei den organisierten Arbeitern längst erwacht und werde sich nicht mehr durch Parteiterrorismus dämpfen lassen.

Die Darlegungen des Redners gipfelten in einem nachdrücklichen Appell an konsequentes ethisches Denken auf allen Gebieten des Einzellebens und des Zusammenlebens. Man solle sich nimmer und nirgends durch sogenannte Erfolge täuschen lassen. Ungenaues ethisches Denken, frivoles und sophistisches Nachgeben an Augenblicks- und Interessen-Politik sei vollkommen sicher, sich früher oder später zu rächen. Nur der Redlichkeit und der Menschenfreundlichkeit seien dauernde und solide Erfolge zu verheißen. Wenn man nur die Augen weit öffnen wolle für die gesetzmäßigen Verkettungen des Geschehens, werde sehr bald niemand mehr da sein, der den Haupt- und Staatsaktionen der Vergangenheit auch für die Zukunft noch das Wort rede.

An den Vortrag schloß sich eine Begrüßung der 1895 eingetretenen Mitglieder, welche durch Handschlag von dem Vorsitzenden auf die Satzungen verpflichtet wurden.

Dr. R. Penzig.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

1. Plenarversammlungen

Sonnabend, den 15. Februar, 8½ Uhr. Monatssitzung in unserem Lesesaale: Vortrag von Herrn Rechtsanwalt Dr. Rothe: „Die Gesellschaft und das Verbrechertum“; (mit Diskussion).

Sonnabend, den 14. März, 8½ Uhr, in unserem Lesesaale: Abteilungstag.

Montag, den 30. März, 8½ Uhr, im großen Saale des Langenbeckhauses: Kammermusik-Abend, veranstaltet von Herrn Professor Gernsheim.

2. Gruppenversammlungen

im Lesesaale der Gesellschaft (Ziegelstr. 10/11), 8½ Uhr abends

1. Pädagogische Gruppe

Sonnabend, den 8. Februar: Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Foerster: „Zur Lehre von der Selbstbeherrschung.“

Sonnabend, den 7. März: Herr Prof. Dr. Bruno Meyer: „Die Frauenfrage eine Erziehungsfrage.“

2. Gruppe für ethische Bildung.

Dienstag, den 18. Februar: Herr Adalbert v. Hanstein: „Dichtung und Vaterland.“

Dienstag, den 17. März: Herr Ingenieur Otto Lilienthal: „Erfahrungen und Ergebnisse der Volkstheater-Bewegung.“

3. Soziale Gruppe.

Donnerstag, den 27. Februar: Herr Dr. Bieber: „Der Anarchismus und die Rechtspflege.“

Montag, den 23. März: Herr Dr. Max Hirsch: „Gedanken über die zukünftige Gestaltung der zivilisierten Gesellschaft.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 8. Februar 1896. | Nr. 6.

Inhalt: Die mißliebige Justiz. Von Ernst Harmening. I. — Die Prometheussage und ihre ethische Bedeutung. Von Friedrich Jodl. II. — Einiges zur ethischen Frage. Von F. Staudinger. — Die Genossenschaftsidee in der schweizerischen Sozialdemokratie. — Vermischtes: Sozial-ethischer Vortrag in Worms. Freisinniger Byzantinismus. — Völkerverbindende Bescheidenheit. — Eine Woche im Strafgefängnis am Plötzensee. Von einem sozialdemokratischen Arbeiter.

Die mißliebige Justiz.

Von Dr. Ernst Harmening in Jena.

I.

Zu den bedeutungsvollsten Zeichen der Zeit gehören die Klagen über die Rechtsprechung, wie sie beispielsweise auch in der Reichstagssitzung vom 14. Januar d. J. laut wurden.

Man würde fehl gehen, wenn man darin lediglich Beschwerden über mangelhafte Rechtsanwendung erblicken wollte. Die Volksstimmung, der die Klagen Ausdruck zu geben bezwecken, wendet sich mit richtigem Gefühle nicht bloß gegen eine unangemessene Handhabung der Gesetze, als vielmehr gegen Inhalt und Geist unserer Rechtsnormen. Gesetz und Recht decken sich nicht mehr mit der thatsächlich vorhandenen Rechtsüberzeugung, der sie eigentlich Geltung verschaffen sollten.

Wenn eine Häufung von Gesetzen ein Volk glücklich machen könnte, so hätten wir Deutschen allen Anlaß, uns behaglich zu fühlen. Aber es scheint, als ob zu unserm Schaden sich der alte Ausspruch bewahrheiten wollte: „Je mehr Gesetze, desto mehr Streit und Unordnung."

Abseits von der unermüdlichen Kodifikation der letzten Jahrzehnte hat sich allmählich eine immer tiefer gehende Abneigung gegen die Anschauungen gebildet, die den Besitzstand der gesetzgebenden Faktoren ausmachen.

Es ist ein bekannter, von einer Generation der anderen anerzogener Fehler der Juristen, daß sie nur „Einerlei" wissen; so vollzieht sich — unbemerkt von ihnen — eine Umwandlung, bei der sie es niemandem mehr „Recht" machen können, obgleich in ihrem Codex steht, daß es so „Recht" sei.

Eine Reihe von Rechtssprichwörtern legt Zeugnis ab, wie von altersher das Recht der Juristen dem Tadel durch das natürliche Empfinden des Volks ausgesetzt war. „Summum ius, summa iniuria" (das höchste Recht ist das höchste Unrecht) galt schon für Cicero als eine abgedroschene Redensart. Sie kennzeichnete die Möglichkeit, durch unerbittliche Rechtsanwendung eine bittere Verletzung zuzufügen. „To väl Recht is Unrecht" (zuviel Recht ist Unrecht), „Strenges Recht ist oft das größte Unrecht" und die Uebertreibung dieser Wahrheiten durch das Verdikt: „Strenges Recht ist gewiß Unrecht" beweisen am besten, wie die starre Rechtsanwendung dem gewöhnlichen Menschenverstande befremdlich erscheinen kann, während sie doch dem Buchstaben des Gesetzes durchaus entspricht.

Alle diese Sprüche erheben aber nur eine beschränkte Rüge, sie bekritteln gewissermaßen die Buchstabengläubigkeit der Rechtspraktikanten, die durch nicht vernünftige Handwerkerei mit dem angelernten Wissen den in den Gesetzen wohnenden Geist ersticken oder durch allzu große Strenge der allgemein menschlichen Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen.

Indessen, am Buchstaben des Gesetzes darf man nicht brechen, und in Verwechselung der mehreren im Worte „justitia" liegenden Bedeutungen glaubte man, gerecht zu sein, wenn man den Gesetzen bis zur äußersten Konsequenz Geltung verschaffte. In diesem Sinne verkündigte wohl Kaiser Ferdinand I. als Wahlspruch: „Fiat justitia, et pereat mundus" (das Recht muß seinen Gang haben und sollte die Welt darüber zu Grunde gehen).

Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit sind aber keine sich deckenden Begriffe. Man kann gesetzlich handeln und doch ungerecht sein, und legal zustande gekommene Gesetze können Unrecht für Recht ausgeben, ohne in Wahrheit Recht zu schaffen.

Wollte man in obigem Wahlspruche die Worte „Fiat justitia" übersetzen mit „Gerechtigkeit soll herrschen", so würde Unsinn dabei herauskommen. Denn über Gerechtigkeit kann nie ein Staatswesen zu Grunde gehen! Im Gegenteil: Justitia fundamentum regnorum d. h. Gerechtigkeit ist der vornehmste Halt jedes Reichs.

Gerecht sein ist eine Eigenschaft und Gerechtigkeit eine Tugend, die Wenigen gegeben ist; Rechtsklugheit dagegen eine Wissenschaft, die jährlich von Tausenden gelernt wird. Auch von ihren Jüngern kann man sagen: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.

Die Rechtskunde verhält sich zur Gerechtigkeit, wie die Theologie zur Religion: man kann tief religiös sein und die Theologie mißachten, und der wahrhaft Gerechte wird oft seinen Zorn über die Justiz als Gesetzesanwendung haben, weil sie nicht Justitia im Sinne von Gerechtigkeitspflege ist.

Jus est ars boni et aequi, wie der altberühmte Jurist Celsus so schön definierte, und der vielgenannte deutsche Rechtslehrer Windscheid fand darin das „Ideal" ausgedrückt, „nach dessen Verwirklichung das Recht eines jeden Volkes zu streben hat." Aber Dernburg hat treffend darauf hingewiesen, daß „ars" eine „Kunst" bedeute, die Kunst der Verwirklichung des Ideals, die wir uns anzueignen haben.

Von dieser Kunst sind wir in Deutschland zur Zeit offenbar weiter entfernt, als je zuvor. Daher kommt es, daß dem schlichten Verstande heutzutage so viele Dinge non juris (nicht rechtmäßig) erscheinen, die dem Juristen juris (rechtgemäß) dünken, weil sie behauptetermaßen legis (dem Gesetz entsprechend) sind.

Die Kritik des Volkes richtet sich gegen die Justiz nicht bloß, weil sie die Gesetze in einer den Lebensverhältnissen widersprechenden Weise verwertet, sondern weil sie Gesetze anwendet und sogar neu schafft, die gegen die Mehrzahl der Bevölkerung unbillig und ungerecht sind.

Wir hören, mit anderen Worten, die Klagen sowohl der Rechtsuchenden gegen die Richter, als auch der Gerechtigkeit gegen das Recht!

Die Prometheussage und ihre ethische Bedeutung.

Nach einem Vortrage von Prof. Dr. Fr. Jodl in Prag.

II.

Und so hätten wir etwa folgendes als die Grundidee der Äschyleischen Prometheus-Trilogie auszusprechen: Sie knüpft an das Bild des herrschsüchtigen und herrschgewaltigen Zeus, wie es dem Volke aus so vielen Zügen der von den Dichtern, namentlich von Homer und Hesiod gestalteten Göttersage lebendig war. Sie sucht dies Bild zu veredeln, indem sie eine innere Läuterung des Zeus im befreiten Prometheus darstellt; ihn durch sagentechnische Mittel, deren Erörterung hier zu weit führen würde, zur Erkenntnis gelangen läßt, seine reine Gewaltherrschaft habe keinen Bestand, und er würde gestürzt werden von einem Größeren, wie er seinen Vater Kronos gestürzt hatte, wenn er nicht das gekränkte Recht des Prometheus anerkenne.

Der befreite Prometheus verkündet so den Übergang zu einer neuen Weltordnung, die dadurch gekennzeichnet ist, daß die Herrschaft des höchsten Gottes nicht als eine Herrschaft der Laune und Gewalt erscheint, sondern die Gottheit ihren Willen selbst dem Guten und dem Recht unterwirft, in ihr Macht und Heiligkeit einen ewigen Bund schließen. Aber dies ist nur eine Seite der Lösung. Auch in Prometheus vollzieht sich eine Umkehr. Er wird befreit — aber nicht von Zeus direkt, sondern von Herakles, dem großen Heiland der griechischen Welt. Dieser ist Sohn des Zeus von einem sterblichen Weibe — und es liegt diesem, wie allen ähnlichen Mythen von Zeugungen der Götter mit sterblichen Weibern das tiefe Gefühl zu Grunde, daß das Herrlichste, Edelste, dessen unser Geschlecht fähig ist, wie ein Rätsel in der Welt des Gewöhnlichen und Gemeinen erscheine, und daß der zündende Strahl des Genius wie eine geheimnisvolle Gabe von oben angestaunt werden müsse. Auch Herakles kämpft für die Kulturgüter der Menschheit. Er macht die Wildnis urbar; er bringt den Menschen Schutz vor elementaren Gewalten aller Art. Aber seine Thaten sind nicht die Thaten eigenen Willens, sondern in Entbehrung und Mühsal ausgeführte Weisungen von oben.

Prometheus erkennt in Herakles, welchen er „des feindlichen Vaters liebsten Sohn" nennt, die in Zeus vollzogene Wandlung und spricht dem Heros seine eigene Unterwerfung unter den Willen und die Macht des Göttervaters aus, indem er sich, nachdem die diamantenen Fesseln gefallen, selbst mit Ölzweigen, dem Symbol des Friedeheischenden und der Schutzflehenden, bekränzt.

Friede zwischen Göttern und Menschen, in gemeinsamer Anerkennung urewiger Gerechtigkeit; heilige Göttermacht, die das Gesetz in sich selbst trägt, und eine dieser sittlich geläuterten Gottheit nicht in Furcht oder Ingrimm, sondern in frommer Verehrung gegenüberstehende Menschheit: das ist die Lösung, welche der dichterische Geist des Äschylos der schneidenden Dissonanz zu geben gewußt hat, mit welcher der gefesselte Prometheus schließt — die Lösung, die dem Griechen dann aus dem mild-erhabenen Antlitz des Göttervaters entgegenleuchtete, das Phidias' Meisterhand zu Olympia schuf, die Lösung, welche auch der wunderbare Hymnus des Stoikers Kleanthes verkündet, welchen Stobaeus uns erhalten hat, und in welchem hellenische Theologie der jüdisch-christlichen die Hand reicht. Es führt diese Gestaltung des alten Feuermythus zu einem Ziele, zu welchem in ganz anderer Weise auch der andere große Strom der religiösen Kultur in der Mittelmeerwelt, das Judentum, gelangt. Der Weg vom alten Eifer- und Kriegsgott Jahve, der da jauchzt im Blute der Feinde und so schrecklich ist wie seine heidnischen Vettern Baal und Moloch und Astaroth, zu dem Reinen und Heiligen, den Jesaias verkündet, der nichts anderes gebietet, als Recht zu üben und Frömmigkeit zu lieben, bis zu dem Vater im Himmel, der seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte, dessen Name heilig ist und dessen Reich auf Erden wir erbitten als das Ziel frommer Sehnsucht —, dieser Weg ist so weit, wie von Hesiod zu Äschylos und Kleanthes.

Die weiteren dichterischen Gestaltungsversuche des Prometheus-Mythus, welche in der griechisch-römischen Litteratur gemacht worden sind, dürfen wir hier beiseite lassen. Sie bieten alle nur antiquarisches und litterar historisches Interesse, aber sie sind weder von dichterischer noch von philosophischer Bedeutung.

Wollen wir die alte Sage in verjüngter Gestalt schauen, so müssen wir uns bis an die Schwelle unserer jüngsten litterarischen Epoche begeben.

Länger als viele von den Sagengebilden des griechischen Altertums blieb Prometheus in Vergessenheit; erst die Sturm- und Drangperiode in Deutschland fühlte wieder einen congenialen Zug. Stolbergs Übersetzung scheint den Prometheus des Äschylos zuerst in die deutsche Litteratur eingeführt zu haben. Man wußte zunächst nur von dem Gefesselten. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck derselbe auf jene Periode der Humanität, des begeisterten Kulturstrebens machen mußte. „Könnt' ich noch ein Schriftsteller sein" — so schrieb Gleim nach der Lektüre der Stolbergschen Übersetzung an Herder — „so schrieb' ich etwas von den unmenschlichen Mythen der alten Griechen und erklärte mich wider sie. Ein Menschenfreund — so entsetzlich gestraft! Was für einen Nutzen kann das unter uns stiften, die wir bessere Begriffe von den Göttern haben." Herder stimmt ihm vollkommen zu, und versucht sich in der Folge selbst an einem entfesselten Prometheus, einer Anzahl loser Scenen aus dem Anfang des Jahrhunderts — mit einer Widmung an Gleim. Prometheus büßt hier für den hastigen Eifer, mit welchem er die Entwickelung der Menschheit zu überstürzen suchte; er lernt in der Schule des Leidens, während das Werk der menschlichen Kultur langsam fortschreitet und ihm der Arm gefesselt ist, Beharrlichkeit, und als Unterpfand des neuen Friedens bieten die Götter statt der Pandora eine Segenspenderin: Agathia — die reine Menschlichkeit. Recht hübsche Gedanken, würdig des edlen Verfassers der Briefe zur Beförderung der Humanität — aber das eigentliche Problem, welches den Prometheus-Mythus im philosophischen Sinne so bedeutsam macht, verwischen sie vollständig: das Verhältnis zwischen Gottheit und Menschheit im Emporgang der Menschheit.

Dies hatte aber schon vor Herder derjenige im innersten Grunde erfaßt, dem es überhaupt vergönnt war, die tiefsten Rätsel des Menschendaseins in einer Form auszusprechen, welche auch diejenigen dichterisch ergreifen muß, welche seine Weltanschauung nicht teilen — Goethe nämlich. Goethe finden wir schon im Herbst 1774, als die innige Freundschaft mit Jakobi und das vertiefte Studium Spinozas seinem Denken die erste Reise gegeben hatten, mit dem Prometheus-Gedanken beschäftigt. Die Frucht dieser Beschäftigung ist das dramatische Fragment aus dem Jahre 1775. Ich will aber fürs Erste noch nicht auf dieser Prometheus-Dichtung Goethes und den verwandten Gedanken in seinen übrigen Schöpfungen verweilen. Denn seine Gestaltung der alten Sage und ihres Problems ist die philosophisch tiefste und die ethisch reifste, und da es mir hier nicht um irgend welche Chronologie, sondern nur um die Deutung jener dichterischen Symbolis zu thun ist, so stelle ich die Betrachtung Goethes an den Schluß des Ganzen und wende mich zunächst zu einigen bedeutsamen Gestaltungen des Mythos in der englischen Litteratur. Wie in Deutschland die Prometheus-Sage gerade mit dem Anbrechen der eigentlichen Geniezeit wieder hervorgesucht und dichterisch verwertet worden war, so ist sie auch bei den Engländern vorzugsweise den Geistern sympathisch, welche in der Litteratur dieses Volkes ungefähr die Rolle unserer Stürmer und Dränger spielen. Es sind dies Lord Byron und sein gleichstrebender Freund und Gesinnungsgenosse Shelley.

Das England zum Beginn dieses Jahrhunderts schien vergessen zu haben, daß es einst die Wiege des Freidenkertums gewesen, daß von ihm die großen emanzipatorischen Ideeen ausgegangen waren, welche dann durch die litterarische

Gewandtheit der Franzosen sich über die ganze gebildete Welt verbreitet und sie umgestaltet hatten. Der lange und hartnäckige Kampf gegen die Revolution und ihr Schoßkind Napoleon war bei den herrschenden Klassen Englands unversehens zu einem Kampfe gegen die Ideen geworden, aus denen die Revolution hervorgewachsen war. Der Geist eines kühnen Skepticismus, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast allgemein gewesen, hatte einen pedantischen Respekt vor den überlieferten Formen, einer offiziellen Orthodoxie und Kirchlichkeit, Platz gemacht. Gerade auf die hochfliegendsten Geister mußte diese Reaktion um so drückender wirken, da sie häufig nichts anderes als Heuchelei sein konnte. Zwar hat es auch dieser Richtung an poetischem Ausdruck ihrer Ueberzeugungen nicht gefehlt: Southey, Coleridge, Tennyson und das Haupt der englischen Romantik, Walter Scott, geben Zeugnis, daß neben äußeren Zweckmäßigkeitsgründen auch innere Geistesströmungen nach dieser Richtung hin führten. Aber daß sie nicht alle Geister zu befriedigen vermochte, versteht sich nach der vorausgegangenen Entwickelung Englands von selbst.

Persönlichkeiten wie die Byrons und Shelleys und die Grundtendenz ihres Schaffens sind nur richtig zu verstehen, wenn man sie auffaßt als eine dichterische Reaktion des altenglischen Rationalismus gegen den kirchlich-frömmelnden Zug der Zeit und den Druck der öffentlichen Meinung gegen die Andersdenkenden.

Daher jener trotzig oppositionelle Zug in ihren Schriften, den ich um so eher einen „ketzerischen" nennen darf, als er von der englischen Gesellschaft wie von der englischen Geistlichkeit sofort in diesem Sinne empfunden wurde und beiden Dichtern jene Verfolgungen zuzog, welche sie zwangen, ihrem Vaterlande den Rücken zu wenden und auf fremder Erde den Tod und mit ihm die Lösung der Rätsel zu erwarten, welche ihre Brust im Leben qualvoll bewegt hatten.

Wir werden uns daher nicht wundern, beide an die Prometheus-Sage anknüpfen zu sehen. (Fortsetzung folgt.)

Einiges zur ethischen Frage.

Von Professor Dr. F. Staudinger in Worms.

Im Anschluß an das in Nr. 52 besprochene Schriftchen von Dr. Rappoport möchten wir noch einige Gedanken zur Diskussion und Erwägung hervorheben, die uns und hoffentlich auch den geneigten Lesern dessen wert erscheinen.

Verfasser sagt auf S. 45 seines Schriftchens: „Wenn auf einer gewissen Höhe der moralischen Entwickelung die moralische Seite als vorhanden vorausgesetzt wird, so muß dieselbe von diesem Momente an ihren eigenen Entwickelungsgesetzen folgen". Das, glauben wir, kann mißverstanden werden. Völlig selbstherrlich kann die Ethik unter keinen Umständen jemals werden, wenigstens soweit die lebendige, nicht die Schul-Ethik in Betracht kommt. Die antike Schul-Ethik mochte von Sokrates bis zu den Neuplatonikern ein gewisses Dasein über den Wassern haben und sich in zünftiger Abgeschlossenheit bis zu einem gewissen Grade aus sich selbst fortspinnen. Allein ganz bleibt auch sie nicht unberührt von der realen Entwickelung, die die Überzeugungen des Volks beherrschende Ethik aber wird nun und nimmer von dem Gesamtleben losgelöst und immer nur in der Beziehung zu den betreffenden Lebenskreisen erkannt werden können. Wohl mögen ethische Anschauungen einer überwundenen Periode noch in eine neue Periode hinüberwirken: dies Schicksal teilt die Ethik mit Allem, was von Geschlecht zu Geschlecht weiter geht. Die Formen bleiben vielleicht noch lange, aber der Inhalt der Begriffe verschiebt sich, wie Verfasser selbst (S. 39) ausführt. Und diese Verschiebung sowie die Neubildung anderer sittlicher Begriffe findet in einer komplizierten Gesellschaft nicht gleichmäßig statt. Es wird z. B. niemand verkennen können, daß die heutigen sittlichen Begriffe aller Volksschichten anders sind, als vor fünfzig Jahren, sowohl bei denen, die das Alte zu erhalten meinen, wie bei denen, die es zu verändern bestrebt sind. Der Agrarier von heute, der für Antrag Kanitz und Doppelwährung schwärmt, ist nicht mehr der naive patriarchalische Junker von vor fünfzig Jahren, dem noch gar keine Ahnung davon aufdämmerte, daß es in der Welt je anders werden könnte. Der heutige Großfabrikant, der mit Wohlfahrtseinrichtungen und Unterdrückung der freien Meinung die Arbeiterfrage gelöst glaubt, ist auch sittlich ein Anderer, als der Manchestermann der fünfziger und sechziger Jahre. Es ist ferner nicht bloß ein Unterschied ökonomischer, sondern auch sittlicher Anschauungen, was den Agrarier meistens zur hochkonservativen, den Großfabrikanten vornehmlich zur nationalliberal-freikonservativen und den Arbeiter zur sozialdemokratischen Partei drängt. Diese sittlichen Anschauungen sind hier nur meist begrifflich ungesondert, mit den ökonomischen verwachsen, sie zeigen sich in lebendigen Prozessen, nicht in abstrakter Formulierung.

Und diese kämpfenden Richtungen haben auch gar nicht so viel Interesse an der ethisch-begrifflichen Formulierung. Wohl suchen die herrschenden Kreise eine Morallehre zu pflegen, aber das ist nicht die sie selber treibende, von ihnen selber gelebte Moral, sondern diejenige Moral, welche die ihnen dienstbaren Kreise haben müssen, wenn ihre Moral des Herrschens und Erwerbens gedeihen soll. Dies ist ihnen jedoch meist gar nicht bewußt, so unbewußt, daß sie meinen, auch diese Moralforderungen, die sie an die Beherrschten stellen, seien Bestandteile ihrer eigenen Moral. Die Beherrschten dagegen, einmal kritisch geworden, sehen klar und entrüstet den klaffenden Unterschied zwischen der Moral, die ihre Beherrscher leben und der Moral, die sie von den Beherrschten fordern, und kommen daher naturgemäß zu der schiefen Ansicht, als sei die letztere das scheinheilige Mäntelchen, das jene mit Bewußtsein um ihre moralische Blöße legten. Und das ist vielleicht ein wesentlicher Grund, warum diese Kreise leicht Verachtung vor moralischen Erörterungen überhaupt haben, das ökonomische Interesse zuweilen in fast brutaler Weise in den Vordergrund drängen, und es in rauhem Stolz verschmähen, anders als höchstens nebenher von s i t t l i c h e n Idealen zu reden.

Diejenigen dagegen, welche kein materielles Interesse zu den beherrschten, kein Herrschaftsinteresse zu den herrschenden Klassen hinführt, sind, falls ihnen überhaupt der Widerstreit der verschiedenen ökonomischen und sittlichen Interessen ins Bewußtsein bringt, naturgemäß geneigt, auch den ökonomischen Widerstreit sittlich zu beurteilen, und somit die sittlichen Lebensströmungen sich in begrifflicher Formulierung zum Bewußtsein zu bringen. Denn nur sittliche Erwägungen können sie, die kein ökonomisches Interesse haben, zur Parteinahme für diese oder jene wirtschaftliche Strömung bestimmen. Verfasser hat dies klar erkannt, wenn er (S. 42) sagt, daß die Klassen, die nicht oder nur indirekt von der Notlage berührt seien, eines anderen Motivs als des ökonomischen, nämlich des ethischen, bedürfen. Wenn er aber daraus schließt, die Ethik müsse, weil sie bei diesen gewissermaßen ein Richteramt übernimmt von der ökonomischen Basis losgelöst, ihrem eigenen Gesetze folgen, so übersieht er, daß die sittlichen Urteile auch der eben in Frage kommenden Schichten doch durch die wirtschaftliche Entwickelung hervorgelockt werden. Es würde den nicht interessierten Schichten gar nicht einfallen, sich in den Streit der Atriden zu mengen, wenn sich nicht die immer klaffender werdenden Widersprüche der gegenwärtigen Entwickelung auch ihnen ins Bewußtsein drängten.

Es bliebe noch die Frage, ob denn nicht die sittlichen Prinzipien, nach denen diese Leute urteilen, selbständig sein könnten, wenn gleich die Ursache, die sie in Bewegung setzt, in den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen liegt. Aber auch hier wird die Antwort dahin ausfallen, daß diese sittlichen Grundsätze zwar von einer vergangenen Entwickelungsperiode erzeugt sein mögen, ihre konkrete Bestimmtheit aber nur durch die Anwendung auf die heutigen Verhältnisse gewinnen. Der Begriff der Menschenrechte ist z. B. zwar durch die wirtschaftlichen Kämpfe des vorigen Jahrhunderts erzeugt,

und enthält bereits auch den Gedanken, daß ein Jeder gleichberechtigten Zutritt zu den Produktionsgelegenheiten haben solle. Aber erst die Thatsache, daß die heutige Monopolisierung der Produktionsmittel in der Hand Weniger jene sittliche Forderung zum bloßen Schemen macht, treibt die Forderung der Sozialisierung der Produktion nicht bloß als ökonomische, sondern auch als sittliche Forderung hervor.

Freilich — diesen Gedanken durchzudenken und seine sittliche Bedeutung zu erfassen, ist für denjenigen, den die ökonomischen Verhältnisse nicht direkt spornen, weit schwieriger. Nur derjenige, welcher die innere Unhaltbarkeit der monopolistischen Ordnung einsieht, welcher versteht, daß ihre künstliche Erhaltung uns zu einem fürchterlichen Zusammenbruche unserer Kultur und zu einem Zurücksinken in Barbarei führen müßte, wird rückhaltslos für eine Umbildung unserer Gesellschaft in sozialistischem Sinne eintreten. Aber er wird sich selbst dann nicht leicht zu rücksichtslosem Kampfe entschließen, sondern auf dem Wege sittlicher und belehrender Thätigkeit die Gemüter seiner Klassengenossen an den Gedanken allmählicher Änderung des Bestehenden gewöhnen und hierzu bereit machen wollen.

Je nach der Klarheit ihrer Einsicht und der Entschiedenheit dieses Willens werden diese Leute darum mehr oder weniger zu vermitteln, Stück um Stück zu gewinnen trachten, statt, wie die extremen Parteigänger, gleich auf das Ganze loszugehen. Darum werden sie von dem letzteren leicht — wie einmal ein Sozialdemokrat sagte — als Marketender betrachtet, die ihr Zelt zwischen den beiden feindlichen Lagern aufschlagen, um einen schwunghaften Handel zwischen ihnen zu betreiben; von den Extremen der kapitalistischen Parteien werden sie dagegen vielleicht geradezu als Staats- und Gesellschaftsfeinde über Bord zu werfen versucht, weil sie ihnen mit ihrer stillen und unmerklichen Thätigkeit als eine nicht minder schwere Gefahr für den Bestand ihrer Ausbeutungsrechte erscheinen, wie ihre extremen Gegner.

Dennoch aber, und darin hat Dr. Rappoport recht, wird gerade diese, die ökonomische Bewegung zu einer sittlichen Bewegung erweiternde Richtung der Kulturmenschheit größere, wenn auch weniger gedankte Dienste erweisen als der extreme Kampf der Parteien. Es kann — falls es noch nicht zu spät dazu sein sollte — in der That „der wirtschaftliche Kampf verkürzt und gemildert werden“, wenn eine immer mehr wachsende Zahl der Volksgenossen, die Ziele klar erkennend, der rücksichtslosen Geltendmachung brutaler Gewalt mit sittlichen Waffen entgegentritt.

Die Genossenschaftsidee in der schweizerischen Sozialdemokratie.

Auf dem letzten Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie (Dezember 1895 in Bern) hat bekanntlich der Landrat Gschwind aus Oberwyl im Auftrage der Mitgliedschaft seines Kreises einen Antrag auf Revision des Parteiprogramms gestellt. Der Antrag, dessen Annahme beschlossen wurde, enthielt die bedeutsame Erwägung,

„daß die dem Programm zu Grunde liegende Anschauung der Wünschbarkeit der Verstaatlichung aller Produktionsmittel als unhaltbar und dem Gange der sozialen Entwickelung widersprechend erklärt werden muß, daß insbesondere der Staatsbetrieb der Landwirtschaft einen ökonomischen Rückschritt bedeutet, weil er die auf diesem Gebiete besonders unentbehrliche Selbstthätigkeit der bäuerlichen Bevölkerung einengen und an ihre Stelle eine kostspielige, bureaukratische, sich notwendig verhaßt machende Verwaltung setzen würde.“

Die Rede, in welcher Landrat Gschwind den Revisionsantrag begründet, enthält eine so scharfsinnige und weitblickende Kritik des politischen Sozialismus, daß sie wohl der Beachtung weiterer Kreise wert ist — umsomehr, als Gschwind kein bloßer Theoretiker, sondern ein praktischer Organisator von hoher Begabung und langjährigen Erfahrungen ist. Er hat die Bauern- und Arbeiterbevölkerung des Birsigthales bei Basel mit so großem ökonomischen und ethischen Erfolge genossenschaftlich organisiert, daß er dort das Vertrauen aller Bevölkerungskreise gewonnen hat. Wir haben die Freude gehabt, den unermüdlichen Mann und sein Wirkungsfeld kennen zu lernen, wir konnten die Begeisterung verstehen, mit der er uns die prächtigen Warengebäude zeigte, die mitten aus ärmlichen Dachhäusern emporstiegen als Monumente eines neuen Gemeingeistes, der allmählich Herr werden soll über ärmlichen Krämergeist und engherzige Gewinnsucht.

Wir entnehmen dem „Bauern- und Arbeiterbund vom Baselland“ folgenden Auszug aus der genannten Rede Gschwinds: Es schwebte uns allen vor, daß nur durch den Staat, durch die politische Macht, die Vergesellschaftung, die Überführung der Produktionsmittel in das Eigentum der Gesamtheit möglich und durchführbar sei. Wir glaubten, daß die soziale Entwickelung in dieser Richtung vor sich gehen würde. Die wirtschaftliche Thätigkeit des Staates galt uns lange als der natürlichste und einzig richtige Ausgangspunkt der Umwandlung des Kapitalismus in den Sozialismus. Wir waren deshalb auch der Ansicht, daß in unserm demokratischen Staat nichts weiter notwendig sei, als daß das Volk seine politischen Rechte dazu benützen müsse, die Gesetzgebung und Staatsverwaltung zur allmählichen Verstaatlichung der einzelnen Zweige unserer Volkswirtschaft zu veranlassen. Bedeutet nun aber wirklich die Verstaatlichung der Produktionsmittel durch ein demokratisches Staatswesen, wie das unsrige, schon die Vergesellschaftung? Sind die Staatsbetriebe wirklich schon sozialistische Betriebe, d. h. Betriebe, in denen es keine Ausbeutung mehr giebt? Niemand wird das behaupten können. Auch der demokratische Staat kann die Ausbeutung nicht verhüten, wie wir alle Tage sehen können, selbst dort nicht, wo er selbst Produzent ist. Die Kapitalisten regieren auch in der Demokratie, obgleich sie politisch nicht mehr Rechte haben, als der letzte Proletarier. Wenn durch die politische Macht der Sozialismus eingeführt werden könnte, so sollte man doch annehmen, daß unser Volk — welches doch mindestens zu 80 Prozent zu den Ausgebeuteten gehört — längst schon die kapitalistische Ausbeutergesellschaft zum Teufel gejagt haben müßte. — Wenn wir trotz unserer demokratischen Einrichtungen noch immer einen kapitalistischen Staat haben, so kommt das daher, daß in unserer Gesellschaft die Kapitalisten regieren und die Proletarier und Kleinbauern ausgebeutet werden. Die soziale Macht der Kapitalisten verleiht diesen die Macht, den Staat zu beherrschen. Wenn wir nun im Staate die Zügel führen wollen, so müssen wir ihn von uns abhängig machen, und das kann nur dadurch geschehen, daß wir unsere ökonomische und soziale Macht vergrößern.

Aber auch abgesehen von dieser theoretischen Erwägung ist es praktisch unmöglich und ein Widersinn, vom heutigen Staate zu verlangen, er solle die gesamte Volkswirtschaft leiten und zum gemeinen Nutzen betreiben. Wer mit offenen Augen sehen will, weiß, daß überall, wo der Staat als Produzent auftritt, seine Leistungsfähigkeit hinter der der Privatwirtschaft — abgesehen von den Verkehrsmitteln — zurückbleibt, daß er unrationell, unwirtschaftlich und schwerfällig-bureaukratisch produziert. Wir müssen daher zum Schlusse kommen, daß unser Staat im allgemeinen ein für die wirtschaftliche Thätigkeit ungeeignetes, unzweckmäßiges Organ ist.

Man wird uns nun einwenden, daß für heute diese Wahrheit wohl zutreffe, nicht aber für die Zukunft, den Zukunftsstaat. Abgesehen davon, daß eine solche Behauptung unbeweisbar ist — es giebt ja nach den Aussprüchen sozialdemokratischer Autoritäten überhaupt keinen Zukunftsstaat — so ist außerdem gar nicht einzusehen, durch welche Veränderungen der Staat dazu kommen sollte, mit einem Male ein praktischer und tüchtiger Leiter der Volkswirtschaft zu werden. Viel wahrscheinlicher ist, daß wir ihm damit eine Aufgabe zuweisen, unter deren Last er notwendig zusammenbricht.

Zu dieser Anschauung wird man geführt, wenn man sieht, wie wenig sich am Staate ändert und bessert, wenn ausgesprochene Sozialdemokraten in die Räte und Verwaltungsbehörden gelangen. Täglich befehden wir den Staat, in allen seinen Behörden und Ämtern, müssen ihn bekämpfen, weil das Volk sich von ihm beeinträchtigt fühlt, ihn sogar aus tiefster Seele haßt und ihn auf Grund von Tausend und Abertausend von Vorkommnissen hassen gelernt hat. Auf den Staat ist das Volkssprüchwort gemünzt, das ihm nachsagt, er hänge die Kleinen und lasse die Großen laufen. Und nun sollen wir dem Volke diese Institution, die ihm nicht einmal zu seinem guten klaren Rechte verhelfen kann, wo es von den Mächtigen bedroht ist, als Heiland empfehlen, den Staat als den schützenden Vater hinstellen, dem wir unser ganzes wirtschaftliches Sein überantworten.

Wahrlich, wir verlangen zu viel blinden Glauben von dem arbeitenden Volke für ein Ding, mit dem es so wenig wie möglich zu thun haben möchte, wir verlangen zu viel Naivität, namentlich von unsern gewitzigten Bauern, die wir doch auch gewinnen wollen und gewinnen müssen, wenn wir sie für unsere alten Pläne haben wollen, die darauf hinausgehen, den Landwirt,

den Gewerbetreibenden in bevogtete Staatsdiener zu verwandeln. Unser Volk liebt seine Freiheit und Unabhängigkeit denn doch zu sehr, als daß es jemals zu solchen Utopien seine Zustimmung gäbe.

Wir möchten nicht ganz so weit gehen wie Marx, und behaupten, daß der Staat vollkommen aufgehoben werden müsse. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß wir auch künftig eine dem Staat sehr ähnliche politische Organisation nötig haben und besitzen werden. Der Staat wird dann in Wahrheit eine Demokratie sein, eine Genossenschaft zum Schutze der Rechte des Einzelnen, sowie zur Wahrung der nationalen Interessen. Es soll nicht von vornherein verlangt und festgenagelt werden, daß die künftige staatliche Organisation sich prinzipiell aller wirtschaftlichen Thätigkeit zu enthalten habe. Wo sich der Genossenschaftsstaat dazu eignet, soll ihm auch das Eingreifen in die ökonomischen Angelegenheiten gestattet sein. Wir haben ihm in diesem Sinne das Verkehrswesen zugedacht, ebenso die Generalvertretung der Grundrente. Er wird in einem gewissen Sinne vielleicht die Rolle eines Oberverwaltungsrates für sämtliche Genossenschaften zu übernehmen haben.

Wenn wir aber einen solchen Staat wollen, der besser ist als der heutige und zu dem das Volk auch wieder Vertrauen fassen kann, so müssen wir vorher die neuen Gesellschaftsgrundlagen schaffen, auf dem er ruht. Wir müssen ihn aus Beamten zusammensetzen, die durch und durch sozialistisch gebildet und erzogen sind. Wir meinen damit nicht solche Leute, die auf ein sozialistisches Programm schwören oder am 1. Mai hinter der roten Fahnen einhermarschieren, sondern Männer mit genossenschaftlicher Schulung, die sich auf eine volkstümliche Verwaltung verstehen und die einsehen gelernt haben, daß der Staat der Gesellschaft zu dienen, nicht aber sie zu beherrschen hat. Wir brauchen Männer, die erkannt haben, daß es in der Gesellschaft nur gehen kann, wo die Solidarität Aller das leitende Prinzip ist, und daß wir nur vorwärts kommen, wenn wir Einer für Alle und Alle für Einen einstehen. Niemals aber werden wir das erreichen dadurch, daß wir in politischer Agitation von Haus zu Haus, von Versammlung zu Versammlung reisen, um das Volk an seine politische Mission zu erinnern. Dadurch erreichen wir unter Umständen, daß Genosse Soundso in den Landrat, Genosse Soundso in die Regierung gewählt wird, alles Andere aber bleibt sich gleich. Ein Gesetz kann auch durchgebracht werden, sogar ein wohlthätiges, wenigstens scheinbar, aber unsere kapitalistische Gesellschaft ist so herrlich eingerichtet, daß die Wirkung des Gesetzes entweder illusorisch wird oder aber ins Gegenteil umschlägt. Der politische Sozialismus ist eine Halbheit, ja nicht einmal eine solche; er wird nur etwas sein und werden, wenn er vom Genossenschafts-Sozialismus fundamentiert ist. Genossen, wirklich sozialistische Genossen werden nur gebildet in den Genossenschaften selbst. Da aber das System der Produktivgenossenschaften durch die thatsächlichen Verhältnisse bewiesen hat, daß es mit kapitalistischen Betrieben nicht konkurrieren kann, so müssen wir eine andere, gleichfalls auf sozialistischen Prinzipien beruhende Organisation ausfindig machen, der die Kraft innewohnt, den Kapitalismus zu verdrängen, die Ausbeutung zu beseitigen. Diese Organisation ist die Konsumgenossenschaft.

Die Genossenschaft der organisierten Konsumenten ist dem Kapitalismus weit überlegen; von dem Augenblick an, wo die Kundschaft des arbeitenden Volkes in den Händen der Genossenschaften ruht, ist die Macht des Kapitals bezwungen, sind wir zu seinem Herrn geworden. Der mächtigste Kapitalist muß kapitulieren, wenn er niemand mehr findet, der ihm seine Waren abkauft und Mehrwert darauf bezahlt. Und je mehr Kapitalisten von den Konsumenten mittelst der Genossenschaften blockiert werden können, desto leichter wird es uns werden, uns in den Besitz der von den Kapitalisten monopolisierten Produktionsmittel zu setzen. Wer Kunden hat, kann jeden Tag ohne Kapital anfangen zu produzieren, der Kredit ermöglicht es ihm. Die Konsumgenossenschaften werden daher ohne das beim kapitalistischen Betrieb bestehende Risiko zur Produktion übergehen können, und die heutigen Monopolbesitzer der Produktion werden froh sein, wenn sie gegen billiges Entgelt ihr Eigentum abtreten können. Sowie der Konsum des arbeitenden Volkes organisiert ist, so hat die letzte Stunde des Kapitalismus geschlagen. Die Expropriation der Expropriateure, die Marx voraussah, wird eintreten. Freilich nicht durch einen politischen Handstreich, durch einen wohlgezielten Gewaltschlag des Proletariats, sondern langsam, auf dem Wege einer organischen, gesunden wirtschaftlichen Entwickelung, und zwar unter voller Wahrung des Grundsatzes der wirtschaftlichen Freiheit. Dieser Prozeß wird sich allerdings nicht in einem Tage abspielen, so wenig wie in einem Tage das heutige Wirtschaftssystem geschaffen wurde. Es verhält sich damit wie mit der Bibel, die uns erzählt, daß in einem „Tage" die Erde entstanden sei. Wie wir unter einem solchen Tage eine Epoche verstehen müssen, so verhält es sich auch mit der sozialen Revolution, von der man uns lehrte, daß in ihr das Kapital in den Gemeinbesitz übergeführt würde.

Viele Genossen werden in Zweifel sein, daß sich mit den Konsumgenossenschaften so Großes vollbringen lasse. Man hat ihnen die Konsumgenossenschaften häufig als eine nutzlose, ja sogar als eine kapitalistische Einrichtung hingestellt. Ja, es ist auch wahr, die Konsumgenossenschaften haben oft nur der Profilsucht Vorschub geleistet, aber darin besteht ihr Wesen nicht; sie sind, nach sozialistischen Grundsätzen organisiert, das wirksamste Mittel zur Befreiung des arbeitenden Volkes aus dem Joche der kapitalistischen Ausbeutung. Sie beginnen damit, ihm die notwendigsten Lebensmittel zu verschaffen, ohne daß daran ein wesentlicher Profit gemacht würde. Sie befreien den Handel von der Schar unproduktiver Schmarotzer, die sich in unserer Gesellschaft eingenistet haben. Der Überschuß, den die Genossenschaftsverwaltung bei der Warenvermittelung macht, fließt nicht als Profit einigen Kapitalisten zu, sondern wandert zum einen Teil zurück in die Taschen der Konsumenten, zum andern Teil aber wird aus ihm ein Fond gebildet, der dazu dienen wird, succesive die Produktion genossenschaftlich im Interesse der Konsumenten zu organisieren. Jeder Rappen, der auf diese Weise in die Reserven der Genossenschaft gelangt, ist für alle Zeiten den Klauen des Kapitalismus entrissen, hat aufgehört ein Ausbeutungsinstrument zu sein; er ist ein Stück des neu sich bildenden Gemein-Eigentums geworden, auf dem das Leben der Zukunftsgesellschaft aufgebaut sein wird. Mit jeder Konsumgenossenschaft, die nach sozialistischen Grundsätzen ins Leben gerufen wird, sind wir um einen wirklichen Schritt unserem Ziele näher gekommen, haben wir einen Erfolg errungen, der niemals wieder uns zu entreißen ist. So gelangen wir dazu, die sozialistische Gesellschaft von unten herauf zu organisieren, statt sie uns von oben herunter anbefehlen zu lassen. Wir vernichten dabei nicht die freiheitlichen Errungenschaften der Vergangenheit, wir unterwerfen das Individuum keinem despotischen Zwange, sondern ermöglichen es ihm, kraft seiner Anlagen und Fähigkeiten, sich frei zu bethätigen, und verhüten damit, daß die Wurzel aller Kultur, die schöpferische Selbstthätigkeit des Individuums, vernichtet wird. Seien Sie versichert, Genossen, daß uns auf diesem Wege das Schweizervolk folgen wird, aber auch nur auf diesem Wege. Niemals wird es zum Sozialismus streben, wenn wir von ihm die Preisgabe seiner ihm lieb gewordenen wirtschaftlichen Freiheit fordern. Aber in die große Schule des Genossenschaftswesens wird es mit Freuden eintreten, in welcher nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder zu sozialistisch denkenden und echt menschlich empfindenden Wesen herangebildet werden. Ohne eine solche praktische Schule der Solidarität wird es uns nie möglich sein, das Laster der Gewinn- und Profitsucht, den nackten, öden, gesellschafts- und kulturfeindlichen Egoismus aus den Herzen zu reißen. Und täuschen wir uns darüber nicht, diese Pflanze wuchert mit der gleichen Kraft in der Hütte der ärmsten Proletarier, wie in den Palästen der größten Millionäre. Der Arbeiter haßt das Kapital nicht des Kapitalismus willen, sondern nur, weil er es selbst nicht hat.

Vermischtes.

Sozial-ethischer Vortrag in Worms. Man schreibt uns aus Worms (31. Januar d. J.): Im Kaufmännischen Verein dahier hielt gestern Abend der Herausgeber dieses Blattes, Herr Dr. Förster, einen Vortrag über „die Stellung des Einzelnen zur sozialen Frage". Worms ist noch ein ziemlich dunkles Fleckchen in unserem deutschen Vaterlande. Die praktisch tüchtigen Bürger dahier, die sich ein Theater, ein Archiv, ein Altertumsmuseum :c. unter hervorragender Beteiligung einiger reichen Mitbürger beschafft haben, lassen sich zum guten Teil lieber sagen, welch prächtigen, altbewährten Bürgersinn sie bereits haben und wie herrlich das errungene Deutsche Reich ist, als welche geistigen und sittlichen Aufgaben die Zukunft des Gesamtvaterlandes an sie stellt. Der Begriff Sozialismus, dessen Verständnis da unerläßlich sein dürfte, ist leider nur zu vielen noch eine chinesische Mauer; bei dessen bloßer Erwähnung bekommen manche schon Nerven, riechen Petroleum und sind für ruhige Erörterung unzugänglich. Es war darum ein gewisses Wagnis, hier über dies Thema zu sprechen. Aber wir dürfen sagen, daß Herr Dr. Förster den richtigen Ton getroffen hat. Soweit es in dem knappen Rahmen einer Stunde möglich war, hat er, ohne

die Mängel des heutigen Parteisozialismus zu verschweigen, den vernünftigen Gesichtspunkt, unter dem die Arbeiterfrage betrachtet zu werden verdient, herauszuheben gewußt; und er hat vor allem den sittlichen Gesichtspunkt, unter dem sie notwendig betrachtet werden muß, falls die verhängnisvolle Spaltung des deutschen Volkes in zwei einander unverständliche, feindliche Nationen überwunden werden soll, mit überzeugender Klarheit und in ruhiger, aus tiefster Empfindung herausgeborener Redegewalt dargethan. Leute, die nicht auf dem Standpunkt des Redners stehen, haben gesagt: Wir freuen uns, das gehört zu haben, es wird uns zu denken geben; der Grundwahrheit des Gesagten gegenüber kommen einzelne Meinungsverschiedenheiten nicht in Betracht.

Unser Verkündigungsblatt, die Wormser Zeitung, ein so ziemlich vom Geiste der Herren von Stumm geleitetes Blatt, denkt natürlich anders. Es möchte jede Form des Sozialismus mit einem tnez-le niederhalten und schreibt am Schlusse eines von Verdrehungen strotzenden Berichts: „Der Vortrag dürfte manchen schiefen Ansichten über die soziale Bewegung in bedauerlichem Maße Vorschub geleistet haben und stand, wie uns scheint, nicht im Einklang mit der von allerhöchster Stelle angedeuteten Aufgabe des Bürgertums."

Danach setzt der Schreiber dieser Worte also voraus, daß der Deutsche nicht bloß sein Oberhaupt ehren solle, sondern auch seine Ansichten sich von allerhöchster Stelle diktieren lassen müsse. Wer „deutsch" in dem edlen Sinne unserer Goethe und Schiller, Kant und Fichte auffaßt, kann sich eines Bedauerns nicht erwehren, daß ein Deutscher so etwas schreiben und damit das Deutscheste am Deutschen, die Würde einer aus ihm selber in ernstem Ringen herausgeborenen Überzeugung mutwillig beflecken mag.

Freisinniger Byzantinismus. Das „Berliner Tageblatt" hat dem Geburtstage des Kaisers folgende Betrachtungen gewidmet:

„Die Feier des fünfundzwanzigsten Jahrestages des neuen Reiches hat in ihrer Allgemeinheit klar und deutlich bewiesen, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter dem Hohenzollernaar bereits bei allen Stämmen feste Wurzel geschlagen hat, und daß uns die Stunde der Gefahr wie vor fünfundzwanzig Jahren — trotz mancher kleinen Häkeleien, die eine berechtigte Eigentümlichkeit des deutschen Nationalcharakters sind — uns wiederum als „ein einig Volk von Brüdern antreffen würde. Kaiser Wilhelm hat erst jüngst diesen Empfindungen beredten Ausdruck verliehen, als er am denkwürdigen 18. Januar die programmatischen Worte ins Land hinausrief: „Ein Reich, ein Volk, ein Gott!" Niemand versteht es so wohl wie Kaiser Wilhelm II, für die Gefühle, welche die Massen beleben, im rechten Augenblick das rechte Wort zu finden. Denn es ist sein besonderer Vorzug, ein im besten Sinne wahrhaft **moderner** Mensch zu sein. Alle Regungen der Volksseele strömen in seinem Feuergeist wie in einem Brennspiegel zusammen, und was Aller Herzen bewegt, davon giebt dann sein Mund in plastischem Ausdruck Kunde. . . ."

Es ist tiefschmerzlich, solche pflichtvergessenen und gedankenlosen Schmeicheleien in einem **freisinnigen** Blatte zu finden. Wir haben kein Recht, uns als ein **einiges** Volk zu preisen, so lange noch Millionen Deutscher als der „**innere Feind**" geächtet und aus der rechtlichen und sittlichen Volksgemeinschaft ausgeschlossen werden. Oder hört das deutsche Volk da auf, wo die Sozialdemokratie anfängt?

Auch wir haben aufrichtige Achtung vor der Reinheit und dem Ernst der Absichten des Kaisers. Aber ein wahrhaft moderner Mensch ist er nicht. Er muß es erst **werden**. Das ist natürlich nicht möglich durch solche Kriechereien, die den Monarchen in Ungewißheit lassen über das Maß von Zustimmung, das sein Reden und Thun in den weitesten Schichten seines Volkes findet. Das ist nur möglich durch eine mannhafte Aufklärung, die dem Kaiser ernst und offen entgegenruft, daß es ihm zur Zeit noch nicht gelingt, „für die Gefühle, welche die Massen beleben, im rechten Augenblick das rechte Wort zu finden" und daß die „Regungen der Volksseele" in seinen Geist erst dann gelangen, wenn sie durch eine lange Kette parteiischer Information bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind.

Man sollte meinen, daß das freigesinnte deutsche Bürgertum doch in erster Linie berufen sei, den Gefahren einer allzu persönlichen Beeinflussung der inneren und äußeren Politik durch charaktervolle Haltung rechtzeitig vorzubeugen, statt in dem Monarchen durch kritiklosen Kultus seines Temperamentes die Achtung vor den Formen der konstitutionellen Verfassung zu untergraben.

Völkerverbindende Bescheidenheit. Im „Sprechsaal des Deutschen Volksbundes" (Nr. 106) sagt Prof. Lehmann-Hohenberg in einer Betrachtung „Unsere Aufgabe" folgende Worte:

„Das deutsche Volk ist berufen, die Idee des Sittlichen und Guten auf Erden zu verwirklichen und alle Völker der Erde aus den Fesseln der Eigensucht zu befreien."

Wir halten diese nationale Überhebung deshalb für besonders irreführend, weil sie in einem Blatte erscheint, das der völkerverbindenden Gerechtigkeit dient. Wir nennen die Sozialdemokratie antisozial, wenn sie lehrt, daß die arbeitende Klasse allein die Befreiung der Menschheit aus sozialer Knechtschaft vollbringen könne. Genau so antisozial ist die obige Behauptung von einer besonderen sittlichen Mission des deutschen Volkes. Die anderen Kulturvölker haben ebenso reiche sittliche Fähigkeiten wie wir, sie können sich aus eigener Kraft befreien und brauchen nicht auf die Erlösung aus Deutschland zu warten. Auch giebt die Weltgeschichte durchaus keinen Beweis dafür, daß im deutschen Volke die sittlichen Kräfte in bevorzugtem Maße das Uebergewicht über Roheit und Selbstsucht besitzen. Wie oft und wie kräftig hat uns vielmehr im Laufe der Geschichte orientalische, antike, italische, französische und englische Kultur zur Milderung unserer Sitten, und zur Reinigung der Eigensucht geholfen! Ich erinnere mich nicht, jemals in der englischen Litteratur gelesen zu haben, daß das englische Volk von der Vorsehung zur sittlichen Erlösung der übrigen Nationen auserwählt sei — und doch hätten die Engländer angesichts der Wirksamkeit Carlyles, Kingsleys, Toynbees, angesichts des hochentwickelten sozialen Pflichtgefühls ihrer leitenden Klassen, angesichts der besonnenen und versöhnlichen Haltung ihrer Arbeiterklasse mehr Recht dazu als wir Deutschen. Beachten wir doch auch, daß die bei uns beginnende soziale Einkehr der Gebildeten aufs lebhafteste beeinflußt ist von der Litteratur der englischen Vorkämpfer des sozialen Friedens!

Der Geist des Übermutes und der Überhebung im sozialen Leben kann nicht in der Sprache des nationalen Größenwahns überwunden werden. Wenn wir dagegen in den großen Beziehungen der Völker dem Geist der Bescheidenheit die Ehre geben, so wird das eine wohlthätige Rückwirkung auf den Sieg der Selbstbeschränkung im gesamten Volksleben haben.

Eine Woche im Strafgefängnis am Plötzensee.

Von einem sozialdemokratischen Arbeiter.

Eine Woche nur? wird mancher denken, der aus einem der unzähligen Gründe, aus denen auch der Beste dorthin kommen kann, lange Zeit hinter Schloß und Riegel verleben mußte. Eine Woche nur? Lohnt es sich, darüber zu schreiben? Gewiß! Es ist nicht die Länge der Zeit, welche uns das Elend anderer mitempfinden lehrt, sondern die Fähigkeit, sich im Geiste in das Empfinden anderer Menschen hineinzudenken, ihr Leid zu ergründen und den ursächlichen Zusammenhang, der zwischen den einzelnen Lebenserscheinungen besteht, zu erkennen. Wie man, um Wein zu prüfen, nicht bis zum Uebermaß trinken darf, um den Geschmack nicht abzustumpfen, so darf man sich nicht selbst an das Elend gewöhnt haben, weil man sonst verbittert wird, was das Urteil trübt.

Allerdings wird meine Schilderung nur Stückwerk sein, insofern als ich nicht ein Bild des Ganzen geben kann, wie so mancher, der, von liebenswürdigen Beamten geleitet, alle die imposanten, sauber gehaltenen Räume, Einrichtungen und sonstige Interna in Augenschein nimmt; dafür kann ich aber dem geneigten Leser das zeigen, was jene Besucher ihm vorenthalten müssen.

Einen Mangel hat das von mir Erlebte allerdings: Es ist nicht mehr ganz neu. Da ich aber die Sache mehr von der psychologischen Seite betrachten will, und bei der soliden Bauart unserer modernen Gefängnisse die Räume sich nicht leicht verändern, spielen die 16 Jahre, welche inzwischen verflossen sind, keine Rolle.

Die Ursache an sich, der ich meinen Besuch jener Anstalt zu danken hatte, ist schon interessant: Ich hatte einer Gewerkschaft vorgestanden, welche jahrelang unter den Augen und steter Be-

wachung seitens der Polizei gelegentlich neben anderen auch Vorträge über politische Themata geboten hatte. Die strafbare Verbindung mit einer Hamburger Filiate, wegen deren ich mit 42 Mk. Strafe belegt wurde, erwies sich als ein Irrtum. Wir — ich hatte noch zwei Prozeßgenossen — wurden in der Appellinstanz — Kammergericht — freigesprochen. Ein Formfehler, worin er bestand, konnte ich nie ergründen, brachte es dahin, daß das Obertribunal das freisprechende Erkenntnis aufhob und die Sache nach Frankfurt a. O. verwies. Dort wurden wir verurteilt, weil wir, die Mitgliedschaft Berlin, mit dem aus unserer Mitte gewählten, zu uns gehörigen Centralvorstande in Verbindung getreten waren. Ich habe oft im stillen Kämmerlein über jenes Urteil nachgedacht, als ungebildeter Laie aber nie des Rätsels Lösung gefunden. Auch habe ich meinen Richtern nie gezürnt; danke ich ihnen doch manche Erfahrung. Aber vorbestraft bin ich nun einmal, nicht mehr unbescholten; denn das Fehlen jener 42 Mk., die mit Prozeßkosten auf 78 Mk. angewachsen waren, öffnete mir jene Stätte, über welche ich jetzt berichte.

Lange nachdem das Urteil rechtskräftig geworden war, erhielt ich Ordre, mich bis zum 6. Mai zu stellen. In der Zeit vom 6. bis 13. Mai lag in jenem Jahre der preußische Bußtag; so hatte ich Gelegenheit, zweimal in einer Woche einen Ruhetag im Gefängnisse zu verleben und zweimal in die Kirche zu gehen. Als ich den riesigen Häuserkomplex so vor mir sah, dachte ich doch: Es ist nur gut, daß mein Aufenthalt ein kurzer sein wird, und sagte mir: Wie furchtbar muß es denen schon ergehen, welche sich hierher sehnen.

Die erste Annehmlichkeit, die mir zu teil wurde, war, daß ich sehr lange auf dem Korridor stehen mußte, ehe ich zwecks Erledigung mancher Formalitäten in das Empfangsbureau gerufen wurde. Ein genaues Signalement wurde aufgenommen; dann kam ein Aufseher, der mich von oben bis unten befühlte, ob ich etwa Verbotenes bei mir führe. Der Reiz der Neuheit machte sich auch hier geltend; ich mußte unwillkürlich lächeln, als der Beamte mich nach meiner neuen Station führte. Jetzt befand ich mich in einem großen Saale, welcher in mehrere Abteilungen geschieden war.

In der Mitte war ein Gang, von dem aus nach rechts und links Zellenreihen sich hinzogen. Diese waren hergestellt durch starke Holzwände, welche von den Fensterwänden ausgingen und bis zum Gange reichten. Von den größeren gingen kleinere Wände rechtwinklig aus, welche die Einzelzellen bildeten und so — ähnlich wie in Menagerien die Tiere — die Gefangenen gegenseitig abschlossen. Der Abschluß wurde oben und an den Vorderseiten durch ein Drahtgeflecht vervollständigt, in dem sich eine Thür befand. Diese Zellen dienten nur zum Aufenthalte während der Nacht und liegen ihrer Anwendung sicher auch ganz berechtigte Erwägungen zu Grunde. In jedem Raume befand sich ein Lager mit Matratze und Wolldecken, kleines Tischchen und ein Schemel.

Es war Abend geworden, als ich mein neues Heim erhalten hatte; da füllte sich plötzlich der Saal mit Gefangenen, welche von der Arbeit kamen, und alle gingen sogleich in die Zellen. Wenige Augenblicke nachher lag alles still. Mir wurden, da ich noch nicht eingekleidet war, meine Sachen abgenommen; dann wurde eine lange Stange vor sämtliche Zellenreihen gelegt, und an ein Entspringen meinerseits war nicht mehr zu denken.

Nur ein Gefangener war nicht eingeschlossen worden. sondern hatte an einem der Tische, welche zwischen den Zellenreihen standen, unter einer Gasflamme Platz genommun, dicht vor seiner Zelle. Es war derjenige, welcher allabendlich bis gegen 9 Uhr das Amt eines Vorlesers versah. Er las nach seiner eigenen Wahl aus einem Bande der Hausbibliothek, welche Zeitschriften, Klassiker u. dgl. enthielt, den im Bette befindlichen vor. Während dieser Zeit saßen die meisten, in die Schlafdecke gehüllt, am Fußende des Bettes, dicht hinter der Gitterthür, was bei dem nur schwachen Lichtscheine etwas gespenstisch unheimliches hatte. Die Augen sämtlicher mir vis-à-vis befindlichen hatten etwas eigentümliches im Ausdrucke, besonders bei dem mir gerade gegenüber sitzenden, einem wegen Majestätsbeleidigung zu einem Jahre verurteilten Handelsmann — damals wurden besonders hohe Strafen verhängt — deuteten sie auf Verzweiflung, vielleicht auch Wahnsinn. Der Bildungsgrad dieses Unglücklichen, mit dem ich am folgenden Tage sprach, ließ sofort erkennen, daß er unmöglich gewußt haben konnte, was er sprach, wenn er nicht gar das Opfer falschen Zeugnisses geworden war.

Da, mitten im Satze sprang der Vorleser auf; er hatte die Schlüssel des Aufsehers rasseln gehört, drehte die Gasflamme aus und war blitzschnell in seiner Zelle. Der Aufseher wartete nicht lange, er mußte alles fertig finden, um beim Durchschreiten der Station die Vorleser ohne Versäumnis einschließen zu können.

Bald verhallten die Schritte des Aufsehers, und alles wurde still. Jeder hatte sich zur Ruhe gelegt; aber plötzlich erscholl ein grelles Auflachen aus einer Zelle, und bald darauf die Stimme des Aufsehers, welcher den Lacher zur Ruhe verwies. Als ich am nächsten Tage meiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß der Störenfried so leichten Kaufes davongekommen war, sagte mir mein Zellennachbar, daß der junge Mann, welcher als Buchhalter durch Veruntreuung sich eine lange Strafe zugezogen hatte, bereits im Lazarett gewesen wäre, da er wohl nicht ganz richtig sei. Ich habe den Menschen nur einmal, dann nicht wieder gesehen.

Am nächsten Morgen (es war der Bußtag) rasselten Punkt 6 Uhr die Schlüssel; im Nu hatte ich meine Sachen zurück und hinaus ging es in das herrliche Leben. Ein mächtiger Menschenstrom ergoß sich nach dem großen, mit vielen Becken und Leitung versehenen Waschraum; alles ging blitzschnell. Es folgten Zellenaufräumen, Antreten und Besichtigung von seiten des Aufsehers. Dann kam der Kaffee, der nicht schlecht war und wohl deshalb allen besonders gut schmeckte, weil er nur zweimal in der Woche gegeben wurde. Darauf setzten wir uns jeder vor seiner Zelle an den schon erwähnten großen Tisch und unterhielten uns flüsternd.

Wie mir ältere Gefangene sagten, durften keine Gespräche stattfinden; da aber selbst die größte Strenge allmählich einer Erschlaffung verfällt, so begnügte sich der Beamte damit, etwa zu lautes Sprechen in strengem Tone zu untersagen. Ich muß überhaupt sagen, daß von den 6—7 Aufsehern, welche ich während der einen Woche kennen lernte, nur einer den schroffen Umgangston hatte, den man „Schnauzen“ nennt; die anderen schienen zufrieden zu sein, wenn alles glatt ging. Vorherrschend war der Ton wohlwollender Ermahnung.

Gegen 8 Uhr hieß es: „Antreten zur Kirche“, und nachdem wir gezählt und noch einmal gemustert worden waren, wurden wir über Korridore und Treppen nach einem besonders breiten Gange geführt, wo unser bereits andere Kolonnen harrten. Noch eine kurze Musterung, und hinein ging es in die geweihten Räume, in denen uns von der göttlichen Liebe gepredigt werden sollte.

Wir hatten schon sehr lange gewartet, saßen wie üblich mit dem Gesichte nach der Kanzel zu, vor uns eine Reihe Aufseher, das Gesicht uns zugewendet, um jeden scharf beobachten zu können. Endlich begann der kirchliche Akt; ein Sängerchor, aus Gefangenen gebildet, leitete ihn ein mit dem Liede: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!“ Bei all' dem Elend um mich her wurde ich durch jenes Lied gar sehr gerührt. Der Prediger sprach sehr schön, und nach der Predigt und abermaligem Gesange zogen wir wieder nach unserem unfreundlichen Heim.

Jetzt kam das Mittagsessen, dessen Fettgehalt nicht sehr stark gewesen sein kann, denn wir wuschen unsere Eßnäpfe, welche gleichzeitig als Kaffeetasse und Trinkglas dienten, mit kaltem Wasser ab, und alle wurden sauber und rein.

Dann kam der entsetzlich lange und langweilige Nachmittag, gegen den die Arbeitstage wahre Festtage sind. Wohl waren uns Bücher aus der Bibliothek gegeben worden, so daß die Zeit wenigstens in etwas gekürzt werden konnte; allmählich aber standen die meisten von ihren Sitzen auf und gingen nach einer Seite, wo eine lichte Stelle in den trüben, undurchsichtigen Fenstern war, groß genug, um einem Auge den Blick nach dem nahen Walde zu gestatten. Ein junger Mann, dessen ganzes Äußere und Benehmen trotz der traurigen Uniform seine Zugehörigkeit oder doch Abstammung von der besser situierten Gesellschaft, dessen Sprache den Gebildeten verriet, konnte sich gar nicht von dem schönen Anblick trennen; er war so vertieft, daß er nicht den Aufseher bemerkte, welcher ihn eine kleine Weile beobachtete. Als er, durch die auffällige Stille im Raum stutzig gemacht, sich umsah, erblickte er mit größter Verlegenheit den Aufseher, der, das Mitleid stand in seinen Zügen, ihn doch verweisen mußte. Wie oft mag wohl der Mensch mit dem Beamten im Streite sein, und zeigen solche kleine Ereignisse nicht gerade jene edlere Seite der Menschennatur, was uns immer wieder mit neuer Hoffnung erfüllt?

So wurde durch Nachsicht, vereint mit dankbarer Anerkennung, der Druck milder, und Ruhe und Ordnung blieben ungestört; auch ich fand Gelegenheit, mit einzelnen ein leises Gespräch zu führen, worauf es mir besonders ankam.

Daß ich den Erzählungen ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachte, ist selbstverständlich; denn wenn auch oft die unglaublichsten Dinge wahr sind, so ist Vorsicht doch stets geboten, und muß man sich mehr auf die innere Wahrscheinlichkeit des Gehörten und andere seelische Beweismittel verlassen.

Einige meiner Mitgefangenen — wir waren ca. 24 in der durch die sich gegenüberliegenden Zellen gebildeten Abteilung — gaben mir selbst Auskunft, über die anderen erfuhr ich es durch einen bejahrten Falschspieler. Der letztere, früher Ökonom und Gutsbesitzer, besaß ein äußerst gewandtes, gefälliges Wesen, welches vorteilhaft von dem vieler anderer abstach. Er war auch jener

Vorleser, und die Schönheit seines Vortrages ließ jeden Besserbeanlagten das Unselige der Lage auf Augenblicke vergessen.

Ob sich wohl die Seinen, die seiner Behauptung nach, — und warum sollte dies nicht wahr sein — noch zur besseren Gesellschaft gehörten, noch des Verlorenen erinnerten? Wie mag er so tief gesunken sein? Wie manchem klopft bange das Herz, der heut noch steht, um vielleicht morgen schon zu fallen.

Wie verschieden doch eine solche Gesellschaft ist: Der feingebildete Mann, den sein Leichtsinn, sträfliche Leidenschaft, oder die Sucht zu glänzen, zum Zellengenossen des rohesten gemacht hatte, des Zuhälters, der das Opfer seiner Arbeitsscheu und Geldgier schwer gemißhandelt hatte, und nun mit verstocktem Sinn dem Ablauf seiner Strafzeit entgegen sah. Der bestrafte Lüstling neben einem armen Schlossergesellen, der am gleichen Tage mit mir die Stätte staatlicher Fürsorge betreten mußte. Er hatte 6 Monate zu verbleiben, und war noch billig weggekommen, da er bis dahin unbescholten war. Die Haare waren ihm abgeschnitten worden, weil er Ehrverlust hatte. So zeigte er, der Arme, in dessen kummervolles Herz man tief hineinblicken konnte, das, was mancher Tugendbold schnarrend und wegwerfend ein Spitzbubengesicht nennt. Der Mensch hatte, als er wegen Arbeitslosigkeit seine Schlafstelle nicht bezahlen konnte, — Kredit beim Gastwirt hatte er noch — seinem Wirte 6 Mk. aus der verschlossenen Kommode genommen, die große Summe aber liegen gelassen. Die 6 Mk. hatte er dann dem Wirte als Miete gegeben. Die Sache kam aber bald heraus, ihm fehlte noch die Routine im Stehlen und Lügen; er gestand. Vielleicht ist er inzwischen zünftig und ein geschickter Einbrecher geworden.

Dann war außer dem schon erwähnten Handelsmanne noch ein andrer Majestätsbeleidiger in meiner Nähe. Dieser, wie die meisten der damaligen Majestätsbeleidiger, wollte von der Politik nichts wissen; im Gegenteil, er war fast monarchisch gesinnt zu nennen, denn er sagte: „Ich habe im Felde gegen Frankreich als Husar mein Leben für meinen König aufs Spiel gesetzt und war stolz darauf, und nun muß ich in eine solche Lage kommen. Haben Sie nicht gehört, ob aus Anlaß der goldenen Hochzeit auch Majestätsbeleidiger begnadigt werden? — Verzweifeln möchte ich, daß ich hier sein muß, unschuldig, das Opfer einer Bosheit; kurz vor meiner Hochzeit. Aber, wenn ich nur meine Unschuld an allerhöchster Stelle beteuern könnte, dann würde ich vielleicht eher Glauben finden.“ Ich sah ihn an und sagte nichts; er hatte sich schon genug ereifert. Hätte der gute Mann sich mehr darum bemüht, einen Einblick in das Leben zu thun, anstatt ein ruhiger Musterbürger zu sein, dann wäre er nicht seiner dummen Vertrauensseligkeit zum Opfer gefallen. Wie war er denn zu seinem Unglück gekommen? Bei einem Glase Bier hatte sich eins jener elenden Individuen an ihn gedrängt, welche berufen scheinen, das Wort von der „deutschen Treue“ ad absurdum zu führen. Harmlose Menschen werden denken: Ach so etwas ist gar nicht möglich! So können aber nur harmlose Menschen denken. Was in jenen Zeiten an Verworfenheit geleistet wurde, kommt vielleicht später noch an den Tag; dann wird mancher staunen.

Nun sollte jener arme Mensch eine Äußerung gethan haben, welche sein Verderber entstellte. Im Vollgefühle seiner Unschuld und seines echten menschlichen Stolzes benahm er sich vor Gericht nicht demütig, sondern behauptete, der Zeuge (Denunziant) müsse auf seinen Geisteszustand untersucht werden. — Wie naiv, als ob es nicht Leute gäbe, die mit vollem Bewußtsein eine solche That zu verüben fähig sind. Der Gerichtspräsident sagte dem Zeugen, er könne den Strafantrag wegen Beleidigung stellen. Der Zeuge that dies, und der Unglückliche wurde gerade in den Tagen, als ich mit ihm zusammen war, wieder zum Termine transportiert. Trotz mehrfacher Warnung brach sein Rechtsbewußtsein wieder durch; — mancher mag es Trotz nennen. — Er wiederholte die beleidigende Forderung, was ihm eine Zusatzstrafe von 4 Wochen eintrug.

Es würde ermüden, wollte ich alles Weitere berichten, obwohl ich leicht versucht sein könnte, es zu thun. Die Thatsache, daß Leute aller Stände in den Pfuhl des Verderbens stürzen und Unzählige am Rande dieses Abgrundes dahin schreiten, die einen sorgenvoll, die andern leichtsinnig, regt aber jeden Denkenden zu ernsten Betrachtungen an.

Davon bin ich überzeugt: Könnte mancher einen tiefen Einblick thun in das Meer von Elend und Jammer, welche, geschärft durch Reue, eine wahre Höllenkur bedeuten müssen, dann würde er bei Zeiten den Nichtigkeiten entsagen, welche so viele auf abschüssige Bahnen führen, und sein Glück in jenen reinen Freuden suchen, die, einmal erkannt und genossen, den Menschen für höheres Streben stärken und begeistern. Ohne Zweifel ist Mancher an jenen Orten des Jammers, der es nicht nötig hatte, zum Unrecht zu greifen, der nur ein Opfer falscher Erziehung, falschen Ehrbegriffes, geistiger Leere oder einer der vielen Modethorheiten wurde. Jenem jungen Manne, der auf die Gefahr hin, disziplinarisch bestraft zu werden, ein Auge — für beide war nicht Platz — an ein paar Bäumen des Waldes zu erquicken suchte, waren vielleicht die schönsten Schönheiten der Natur nicht genug gewesen; hatte er fremde Gelder angegriffen, um vor andern geistlosen Wesen zu glänzen — denn der höhere Mensch ist durch äußeren Schimmer nicht zu blenden — so mußte er jetzt die Uniform des Ausgestoßenen tragen. Das Schlimmste aber an all dem Unglück ist, daß von all den Gefallenen die wenigsten sich wieder erheben können; denn, wenn auch mancher durch Unglück geläutert wird, so hat er später um so schwerer zu kämpfen, bis er dann völlig zu Grunde geht.

Ein interessantes Beispiel hierfür bot ein alter kahlgeschorener Sträfling, in dessen Gemeinschaft ich einige Tage Seegras aufzupfen mußte, durch seine Mitteilungen.

Die immerhin etwas romantische Erzählung auf ihren Reinwert zu prüfen, überlasse ich dem Leser, da ich dieselbe nicht durch eigenes Zuthun wahrscheinlicher machen will.

Der Alte war Handwerker. Da aber der berühmte goldene Boden des Handwerks, auch in früheren Zeiten schon, nur einigen gehörte, und es ebenso Not und Elend, Arbeitslosigkeit wie heute gab, auch alle sonstigen Möglichkeiten vorhanden waren, daß einzelne Menschen den Halt verloren, so hatte er es nach und nach bis zum Vagabunden gebracht. Dies war übrigens gar nicht so schwierig. Wer kein Werkzeug und was sonst zu einem ordentlichen Handwerker gehörte, mehr hatte, bekam nur dann Arbeit, wenn die Gesellen sehr knapp waren. Neubeschaffungen waren bei vielen Gewerben wegen des lächerlich geringen Lohnes nicht zu machen. Die Kleidung riß ab, und der Versuch, sich Ersatz zu betteln, brachte gar manchen ins Arbeitshaus. Bei vielen geht dann der letzte Rest von Ehre und sittlicher wie physischer Kraft verloren, und der Verbrecher allein bleibt übrig; in ihm der Haß gegen alle, die noch nicht auf gleicher Stufe mit ihm stehen. So schien es dem Alten noch ein grausames Vergnügen zu bereiten, wenn er eine seiner ärgsten Schandthaten erzählen konnte, die er je verübte. Ob das, was er erzählte, wahr ist oder nicht; jedenfalls zeigt schon der Cynismus, welcher dazu gehört, sich solcher Thaten zu rühmen, wie verbittert ein solcher Mensch werden kann, der vielleicht in besseren Verhältnissen gut geblieben wäre.

Der alte Sünder hatte sehr früh schon die Vorteile erkannt, welche scheinbare Reue und gute Aufführung gewähren. So hatte er es dahin gebracht, daß er, auf Empfehlung des Anstaltsgeistlichen hin, auf einem Gute Beschäftigung fand. Hier wußte er den jungen Sohn des Gutsbesitzers bei manchen bösen Streichen zu fördern, ohne daß er selbst in Verdacht kam; denn er führte zu jener Zeit einen streng rechtlichen und religiösen Wandel, wie er sagte.

Der junge Mensch verfiel gänzlich, und daß der Sache etwas Wahres zu Grunde lag, konnte man an der dämonischen Freude erkennen, mit der der alte Bösewicht seine Unthat erzählte. Eben jener zuletzt erwähnte Majestätsbeleidiger wandte sich schaudernd ab, und der Alte, den dies doch ein wenig betroffen machte, sagte: „Wenn das Leben so mit Ihnen spielte, wie es mit mir gespielt hatte, ehe ich nur noch Freude am Bösen empfand, würden Sie nicht so unschuldig thun!“

Weiteres will ich den geehrten Lesern und mir erlassen. Vieles noch könnte ich berichten über die Art der Beschäftigung, den Charakter, die Herkunft und die Schicksale jener Leute, die auch so gut und unschuldig zur Welt kamen, wie andere Menschen; aber ich sehne mich selbst, nachdem ich im Geiste jenen Besuch wiederholte, von Neuem in die Freiheit hinaus.

Solche Anstalten sollen bessern. Nun, wenn klüger werden, besser werden bedeutet, so hatte ich mich allerdings gebessert. Ich hatte mancherlei gelernt und war zu der Einsicht gekommen, daß es außer der leiblichen Not eine schwerere geistige Not giebt, als ich bis dahin glaubte. Ja, hier wo Arme und Reiche, Rohe und Gebildete zuweilen enden, kann man erkennen lernen, daß es für die wahre Menschlichkeit noch viel Arbeit giebt. Elend und Überfluß, Unbildung und Verbildung, diese schlimmen Gegensätze umschließen die Menschheit mit unheimlichen Banden. Wohl dem, dem es glückt, sich in jenen Grenzen zurechtzufinden.

Als sich die Thore geöffnet hatten und ich wieder in die schöne freie Natur hinausgetreten war, ging ich mit eilenden Schritten der Stadt zu, mit mir tragend den Entschluß, beizutragen zu den Bestrebungen unserer Zeit, welche die Menschheit materiell, geistig und sittlich heben sollen, und jenes Streben hat mir selbst ein immer sichereres Gleichgewicht und manche echte Freude bereitet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 15. Februar 1896. | Nr. 7.

Inhalt: Die Arbeiterbewegung in der Konfektionsindustrie und die öffentliche Meinung. — Die mißliebige Justiz. Von Ernst Harmening. II. — Die Prometheussage und ihre ethische Bedeutung. Von Friedrich Jodl. III. — Die Studentenschaft am 18. Januar. Von S. — Vermischtes: Freie Fakultät für soziale Wissenschaften. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Frankfurt.

Die Arbeiterbewegung in der Konfektions-Industrie und die öffentliche Meinung.

Die Arbeiterbewegung findet ihren stärksten Widerstand an der Stumpfheit und Gleichgiltigkeit der eigenen Klassengenossen. Wo der ganze inwendige und auswendige Mensch in der Tretmühle rein mechanischer Arbeitsleistungen verödet, wo der Mangel an jedem Familienleben die sozialen Instinkte unentwickelt ließ, wo die ermatteten Lebensgeister nur noch durch Alkohol flüchtig geweckt werden, da verhallt der Ruf nach Vereinigung ungehört und die Woge sozialer Begeisterung bricht sich an träger Verzweiflung. Als nach dem letzten großen westfälischen Bergarbeiterausstand einige Gewerkschaftsagitatoren das Land durchzogen hatten, um die Unterlegenen zu einer besseren Organisation aufzurufen, da mußten sie ihre Erfahrungen in folgende resignierte Worte zusammenfassen:

Als wir nach Hause marschierten über diesen unterminierten und ausgehöhlten Boden, da wollte uns nicht in den Sinn die Zukunftsfreudigkeit des jungen Stephan im „Germinal", der in diesem Graben und Pochen unter seinen Füßen einen neuen Menschheitsfrühling keimen hört —, da sprach der und jener unter uns davon, wie hier „tief unten in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schoß" durch die langsam aber sicher Generation um Generation aufreibenden Wirkungen der allerschwersten Arbeit und der allerelendesten Existenzbedingungen ein neuer Typus Mensch herangezüchtet werde, eine Art Untermensch, mit lichtscheuen Maulwurfsaugen, rhachitischen Knochen, blödem Gehirn, ohne soziale Instinkte, nur mehr auf die brutalen Reize des Alkohols und des Fortpflanzungstriebes reagierend ...

Wenige Pioniere sind es in allen Berufen, die in den organisierten Kampf für ein höheres Dasein eintreten. Am kleinsten ist diese Zahl im Schneidergewerbe. Kaum vier Prozent sämtlicher hier beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen sind organisiert. Denn leicht ist es, im Fabrikraum das Gefühl der Solidarität zu erwecken; schwerer dringt das weckende Wort in die abgelegenen Höhlen der Hausindustrie, in die einsame Kammer der Näherin. Um so bewundernswerter ist das Wirken der Agitationskommission des deutschen Schneiderverbandes, der es gelungen ist, in monatelanger Arbeit die Ärmsten der Armen zum Bewußtsein ihrer unerträglichen Lage zu bringen, ihr Vertrauen auf den Erfolg eines großen entbehrungsreichen Ausstandes zu gewinnen und schließlich alle diese Mühseligen und Beladenen aus ihren Dachstuben, Hinterhöfen und Kellerlöchern herauszuführen und in tausendköpfigen Volksversammlungen den Schrei des Elends und den Jubel neuer Hoffnung ertönen zu lassen.

Das „größere Deutschland", das neuerdings begeisterte Freunde einer deutschen Weltpolitik fordern, es wird hier erobert von jenen vaterlandslosen Agitatoren, die täglich eindringen in den dunklen Kontinent der Unwissenheit und Verzweiflung, um aus der kulturlosen Masse immer neue Schichten zum Bewußtsein der Menschenwürde emporzuheben, aus halbtierischen Wesen gleichstrebende Volksgenossen zu erwecken und damit den Wirkungskreis deutscher Kultur zu erweitern.

Möchte es gelingen, die werkthätige Teilnahme der öffentlichen Meinung für die kämpfenden Arbeiter und Arbeiterinnen der Konfektionsindustrie zu gewinnen! Die besonnene und maßvolle Haltung des Flugblattes der Agitationskommission spricht für das tiefe Recht der darin enthaltenen Darlegungen und Forderungen. Der Lage der Bedrückten widmet das Blatt folgende Worte:

In Konfektionshäusern und Kleidermagazinen drängen sich Waren an Waren und erzählen von fleißiger Arbeit, von rastlosem Schaffen. Die deutsche Konfektion hat sich eine wichtige, um nicht zu sagen eine ausschlaggebende Stellung auf dem Weltmarkt erobert. Nicht nur bürgerliche Wohlhabenheit, märchenhafter Reichtum, zusammen mit einem Weltruf ist einer Reihe von großen Konfektionären zu teil geworden, eine bei weitem mehr als auskömmliche Existenz einer Anzahl von Anderen. Welches ist aber die Lage der Zehntausende und Zehntausende von Arbeitern und Arbeiterinnen, deren Mühen die Konfektionsartikel erzeugt, den Reichtum schafft, der sich in Magazinen, in diebes- und feuersicheren Geldschränken, in anmutigen Villen häuft? Ihr, die Ihr es nicht wißt, steigt hinab in die Höllen der Hausindustrie: aus ihren dunkelsten Winkeln grinst Euch das bleiche Elend der Konfektionsarbeiter und Arbeiterinnen entgegen.

Nicht in großen, luftigen Werkstätten, für deren sanitäre Beschaffenheit die Gesetzgebung innerhalb gewisser Schranken notdürftig sorgt, werden die allermeisten Konfektionsartikel hergestellt. Vielmehr in engen Gelassen, die gleichzeitig als Werkstatt, Wohnung, Schlafraum und Küche dienen müssen, in denen sich der Arbeitsstaub, die Ausdünstungen der Stoffe, die Dämpfe des Bügeleisens mischen mit den Gerüchen der brodelnden Kochtöpfe und den Ausdünstungen der Menschen, die in drangvoll fürchterlicher Enge hier miteinander wohnen, arbeiten, essen und schlafen, gesund und krank, wie es der Zufall gerade mit sich bringt. Weit davon entfernt, ein gemütliches Heim oder eine freundliche Arbeitsstatt zu sein, sind es wahre Wohnungs- und Arbeitshöhlen, deren elende, allen Vorschriften der Hygieine spottende Beschaffenheit nicht bloß die Gesundheit der hier Schaffenden schwer schädigt, sondern auch die des großen Publikums dauernd bedroht.

Die hausindustrielle Konfektionsarbeit erlaubt die ausgedehnteste Verwendung von billigsten Arbeitskräften, von Frauen, jungen Mädchen und Kindern zarten Alters. Offizielle Erhebungen, die nicht der Schwarzmalerei bezichtigt werden können, müssen von Löhnen der Konfektionsarbeiter und Arbeiterinnen berichten, welche jedem Vorurteilslosen die Frage aufdrängen: „Wie können Menschen mit einem solchen Einkommen leben?" Niedriger als niedrig ist insbesondere der Verdienst der sehr zahlreichen Konfektionsarbeiterinnen. In der auf Veranlassung des Reichstags veranstalteten und 1887 veröffentlichten Enquête über die Arbeitsverhältnisse der Wäsche- und Konfektionsarbeiterinnen erklären Gewerberäte, Handelskammern 2c. auf Grund ziffernmäßigen Materials, daß ein beträchtlicher Prozentsatz der Konfektionsarbeiterinnen bei Wochenlöhnen von 8, 7, ja 5 Mk. und weniger durch die Not dem Laster in die Arme getrieben wird. Seitdem sind die Löhne noch bedeutend herabgedrückt. Ausgedehnteste Arbeitszeit, schlechtester Verdienst, äußerst gesundheitswidrige Arbeitsbedingungen, ein Her und Hin zwischen fieberhaftem Hasten und Beschäftigungslosigkeit: das sind die hervorstechendsten Züge der Arbeitsbedingungen in der Konfektionsindustrie. Ihre Konsequenz ist eine sorgenvolle, entbehrungsreiche, unsichere Existenz, ein Auf und Ab zwischen Dürftigkeit und Hunger, mit dem materiellen Elend, dem körperlichen Verkommen, oft auch ein geistiges und sittliches Verkümmern vieler Tausende.

Wohl reißt die hausindustrielle Konfektionsarbeit die Frau nicht aus dem häuslichen Kreise, aber ihren Aufgaben als Mutter, Gattin und Hausfrau entzieht sie dieselbe ebenso wie die Fabrikarbeit und

läßt nur einen heuchlerischen Schein des diesbezüglichen Wirkens fortbestehen. Die Frau, die, von der Not gepeischt, von früh bis spät über die Maschine gebeugt schafft, die mit den Minuten geizen muß, will sie ihr tägliches Arbeitspensum fertig stellen: sie vermag nur nebenbei und flüchtig ihren Pflichten in der Familie zu genügen, und Überanstrengung, sowie das Gefühl des Niemals-ausgespannt-seins, erzeugen nervöse Gereizheit dort, wo liebevolle Geduld erforderlich wäre

Zur Linderung dieser Not verlangen die Ausständigen in erster Linie, daß die Konfektionsarbeit aus den Wohnungen in Betriebswerkstätten verlegt wird. Hierdurch würde vor allem das Schweißtreibersystem der sogenannten Zwischenmeister fortfallen, welchen die Großunternehmer — zur Erleichterung ihrer geschäftlichen Beziehung zu den zerstreut wohnenden Hausindustriellen — ihre Aufträge übergeben und welche diesen Vermittlerdienst natürlich zu einer Quelle des Profites machen. Ferner gewährleisten die Betriebswerkstätten gesunde Arbeitsbedingungen und Regelung der Arbeitszeit. „Die Arbeitsstunden", so heißt es in dem Flugblatt, „werden von der Zeit der Erholung, des Schlafes, des Essens, der häuslichen Pflichtleistungen geschieden. Arbeiterinnen und Arbeiter wissen genau, wieviel und welche Stunden des Tages ihnen gehören, der Pflege und Entwickelung ihres Menschentums, der Erfüllung der Pflichten gegen Familie, Gesellschaft und Klasse."

In dem Appell der Agitationskommission an die Sympathie der öffentlichen Meinung wird vor allem darauf hingewiesen, daß „die industriellen Konfektionswerkstätten von ärztlicher Seite als Seuchenherde bezeichnet worden sind, daß Diphtherie, Scharlach, Schwindsucht, Masern u. s. w. in die Quartiere der besitzenden Klassen dringen aus den Stuben solcher Schneider, deren Räume zugleich als Arbeits-, Wohn-, Schlaf-, Krankenzimmer und Kochraum dienen müssen."

Dieser Appell wendet sich nur an das Interesse der besitzenden Klassen. Doch werden tiefere sittliche Wirkungen von ihm ausgehen, wenn das Hinüberwandern ansteckender Krankheiten aus den Arbeitshöhlen der Armen in die wohlhabenden Quartiere den Besitzenden die Augen öffnet über die tausend Fäden, die unser eigenes moralisches und leibliches Gedeihen unlösbar verknüpfen mit der Lebenswürde und der Gesundheit derer, die für uns arbeiten, und wenn aus dem Innewerden dieser untrennbaren Einheit alles menschlichen Lebens der heiße Wunsch geboren wird, mitzuarbeiten daran, daß dieser Einheit ihr Recht in den Formen des sozialen Lebens werde.

Es ist nicht unwichtig, bei dieser Gelegenheit in Erinnerung zu bringen, daß in England das lebhaftere Eindringen sozialer Ideen in die Kreise der Gebildeten und Besitzenden zusammenfiel mit dem Bekanntwerden des grauenhaften Schneiderelends in Ostlondon. Im Dezember des Jahres 1849 erschienen in der Zeitung „The Morning Post" zwei Artikel, welche Schilderungen eines so grauenerregenden Elends im Schneidergewerbe Ostlondons brachten, daß in der gesamten Tagespresse eine lebhafte Diskussion über diese Zustände und die Mittel zu ihrer Abhilfe begann. Man erklärte sich nun, wie gewisse Personen zu Krankheiten gekommen waren, deren Entstehung bisher rätselhaft geblieben war. Unzählige ansteckende Krankheiten wurden nämlich mit den Kleidungsstücken aus den Räumen, in denen sie gefertigt worden waren, verschleppt. Die elenden Geschöpfe, die sie gearbeitet hatten, hatten sich, nach Verpfändung ihrer eigenen Kleider und Betten, mit den Kleidern, an denen sie beschäftigt waren, bedeckt. Den Rock eines Lord hatte man als Decke über Kindern, die an Blattern litten, das Reitkleid einer vornehmen Dame als Decke eines am Scharlach erkrankten Mädchens gesehen. Und nicht nur Blattern und Scharlach, auch andere Krankheiten, die weniger laut genannt zu werden pflegen, wurden auf diese Weise verbreitet. Das erschreckte Publikum sandte reiche Geldsummen an die Redaktion der „Morning Post" zur Verteilung unter die Unglücklichen; einige ernsthafte Advokaten und Geistliche, unter ihnen der später so gefeierte Kingsley, gingen persönlich in die Arbeiterquartiere hinein, um sich mit eigenen Augen von dem Umfang des Elends zu überzeugen. Tiefergriffen von dem, was sie gesehen, kehrten sie nach Westlondon zurück, um dort die Gewissen zu wecken. „Für einen Geistlichen des 19. Jahrhunderts", so schreibt Brentano, „war die Art und Weise unerhört, wie Kingsley sprach. Denn es war der rücksichtslose Eifer eines Propheten des alten Testamentes oder eines puritanischen Predigers des 17. Jahrhunderts, mit dem er den höheren Klassen und insbesondere seinen Berufsgenossen die Lage der im Schneidergewerbe Beschäftigten vorhielt, mit dem er in jedem die werkthätige Erkenntnis der Pflicht, das Seine zur Abhilfe zu thun, zu erwecken bestrebt war." Er schrieb unter dem Pseudonym „Pfarrer Lot" seine vielverschrieene Broschüre: „Billige Kleider und eklige", die mit folgenden Sätzen begann:

„König Ryence trug nach der Legende vom Prinzen Arthur einen Überrock, besetzt mit den Bärten von Königen. In der ersten französischen Revolution, so versichert uns Carlyle, gab es zu Meudon Gerbereien für Menschenhaut. Mammon, gleichzeitig Tyrann und Revolutionär, folgt diesen beiden edeln Beispielen — in einer ehrbareren Weise, unzweifelhaft, denn Mammon haßt Grausamkeit: körperliche Pein ist ihm der Teufel, das schlimmste aller Uebel, das er in seiner Verweichlichung sich vorstellen kann. So schreit er voll Mitleid auf, wenn ein besoffener Soldat gepeitscht wird; aber er besetzt seine Ueberröcke und schmückt seine Beine mit dem Fleisch von Männern und der Haut von Weibern, mit Entehrung, Seuchen, Heidentum und Verzweiflung, und dann schmunzelt er voll Wohlbehagen über die Kleinheit seiner Schneiderrechnung. Heuchler! — der du Mücken seiest und Kameele verschlingst! Was ist Peitschen oder Hängen, was der Ueberrock des Königs Ryence oder die Gerbereien von Meudon verglichen mit der Sklaverei, dem Verhungern, der Aufreibung des Lebens, der jahrelangen Gefangenschaft in Höhlen, die enger und schmutziger als die der Inquisition, und die heute der Zustand von Tausenden von englischen Kleidermachern sind? — Der Mann ist verrückt, sagt Mammon, lächelnd voll überlegenem Mitleid. Ja, Mammon, verrückt wie Paulus als er vor Festus stand, und auch ziemlich aus derselben Ursache. Viel Lernen hat uns verrückt gemacht. Aus zwei Artikeln in Morning Chronicle vom Freitag, dem 14. und Dienstag, dem 18. Dezember über die Lage der Arbeiter im Schneidergewerbe haben wir zu viel gelernt, um vollständig Herr von uns selbst zu bleiben. Indes ist System in unserer Verrücktheit; wir können Gründe dafür angeben, — Gründe, die uns selbst ausreichend sind, vielleicht auch ausreichend Dem, der uns und Euch gemacht hat und ebenso alle Schneider. Wollt Ihr, frisch herausgeputzt, Ihr und Eure Dienerschaft, durch Nebukadnezar und Co's „Emporium der Mode", wollt Ihr ein Wort darüber hören, wie Eure Eleganz hergestellt wird? Ihr ruft ja fortwährend nach Thatsachen und habt einen festen Glauben an eine Erlösung durch die Statistik. Hört ein paar Thatsachen!

„Hört ein paar Thatsachen", das sagt unseren gebildeten Klassen auch Oda Olberg, die Verfasserin einer ebenso sachlichen wie warmherzigen Schrift über das „Elend in der Konfektionsindustrie" (Leipzig, Fr. W. Grunow). Möchte dieser Schrift ein ähnlicher moralischer Erfolg beschieden sein, wie jenen beiden Artikeln in der „Morning Post" des Jahres 1849!

Wie stark die Widerstände antisozialer Gesinnung noch in unseren herrschenden Klassen sind, das zeigen folgende jämmerliche Auslassungen der „Norddeutschen Allg. Ztg." über das obengenannte Buch:

„Es wäre eben sehr an der Zeit, daß den jungen Damen, welche, nach dem Gleichnis des römischen Dichters, wie Blumen im umfriedigten Garten aufwachsen, auch von der Wirklichkeit draußen etwas richtigeres und wahreres mitgeteilt würde, als was sie bis jetzt zu hören pflegten oder aus Büchern entnehmen konnten, die ihnen zur Lektüre empfohlen wurden. Von den Sorgen, Nöten und Kämpfen eines Mannes, der in verantwortungsvoller Stellung ein industrielles Unternehmen zu leiten hat, können ja die Töchter pensionsberechtigter Väter gar keine Ahnung haben. Von den Bedingungen, unter denen allein ein Geschäft in Ordnung erhalten und einigermaßen rentabel gemacht werden kann, wissen sie natürlich noch viel weniger. Sie sehen im besten Falle diese ganze kämpfende, wagende, mit Anspannung aller Kräfte sich abmühende Welt der höheren Arbeit nur von außen, meinen naiv, der Lichterglanz eines Ladens in der Leipzigerstraße bedeute ein Wohlleben im Schimmer von Perlen und Diamanten; meistens aber bilden sie sich ihre Vorstellungen und Empfindungen überhaupt nicht nach geschauter Wirklichkeit, sondern nach Büchern und Broschüren, die „sozial anregen", oder nach Predigten, die in derselben Richtung wirken." „Haben wir aber nicht die Pflicht, angesichts der Thatsache, daß Töchter hoher Beamten und Offiziere um eine Partei, welche unserem Staat, unserem Volk und unserer Kultur

den Untergang geschworen, sich litterarische „Verdienste" erwerben, unsere Stimme zu erheben und an diese Damen öffentlich die Bitte zu richten, ihren Drang zu schriftstellerischer Bethätigung doch lieber auf solche Gebiete hinzulenken, wo sie nicht aus Unkenntnis der Weltwirklichkeit sich verirren und zu Genossinnen von Menschen werden, die gebrandmarkt sind durch das kaiserliche Wort, sie seien nicht wert, Deutsche zu heißen?"

Es ist charakteristisch, daß vom Standpunkte des Klassenegoismus alle diejenigen als weltfremde Träumer verfolgt werden, die sich ihre sozialen Überzeugungen nicht im Dunstkreis des einseitigen Interessenten-Urteils, sondern in persönlicher Berührung mit den thatsächlichen Zuständen der Enterbten bilden und redlich danach trachten, jenen angeborenen Fehler unseres geistigen Auges zu überwinden, der uns die Welt erscheinen läßt nur von einer Seite, sodaß die Interessen unserer Klasse sich uns darstellen als die Interessen der ganzen Gesellschaft. In Wahrheit sind die gemeingefährlichen Träumer da zu suchen, wo man gedankenlos die Augen vor der ganzen Wirklichkeit menschlichen Daseins verschließt und von dem Leben, Leiden und Wollen von Millionen unserer Volksgenossen weniger weiß als von den Negerstämmen Innerafrikas.

Die Bemerkungen der „Nordd. Allg. Ztg." über das Unternehmertum gehören nicht zur Sache. Es handelt sich nicht um eine Frage der Schuld, sondern um eine Frage der Thatsachen. Allerdings würde man den Unternehmern mehr Sympathie widmen, wenn sie nicht durch beständige Versuche, das offenkundige Elend zu beschönigen, den Beweis lieferten, daß sie selbst unter dem gegenwärtigen System keineswegs so leiden, wie sie es darzustellen belieben. Diese Unredlichkeit, nicht der schuldlose Anteil des Einzelnen an den Grausamkeiten eines unzulänglichen Systems ist es, was in weiten Kreisen der Gebildeten eine tiefe Erbitterung gegen gewisse Vertreter des heutigen Unternehmertums erregt. F.

Die mißliebige Justiz.

Von Dr. Ernst Harmening in Jena.

II.

Der Abg. Lenzmann bezeichnete es in der Sitzung des Reichstages vom 14. Januar d. J. als eine „Krankheitserscheinung" (nämlich „dies Mißtrauen gegen die Rechtspflege, insonderheit die Strafrechtspflege"), „welche das deutsche Volk durchzieht." Er wollte dabei selbstverständlich nicht die Volksseele als krank bezeichnen; vielmehr zielte er auf den „Geist" hin, der „in unsere Jurisprudenz leider eingedrungen ist", der die Rechtswissenschaft in den Dienst von Wünschen stellt und sie Urteile, namentlich Straferkenntnisse finden läßt, die das Volk einfach nicht versteht.

In der That ist vorzugsweise die Strafrechtsanwendung zu einer Waffe im politischen und sozialen Kampfe geworden, zu einem Mittel der Majorität, der die Richter angehören, um die Minorität niederzuhalten.

Es ließe sich behaupten und verteidigen, daß hierin an und für sich noch nichts Unrechtes läge. Allein es ist zu bedenken, daß der Richter das Recht nicht sowohl anwenden soll, um Recht zu sprechen, als vielmehr um Recht zu pflegen. Die Kunst erhebt sich hoch über das Handwerk und die Rechtspflege ebenso über die Rechtsprechung.

Gerade im Wirbel der Parteimeinungen und im Hasse der vielfältigen politischen, sozialen und religiösen Zwistigkeiten das Recht zu pflegen ist die Aufgabe, der sich unser Richtertum nicht gewachsen zeigt.

Der Richter ist Künstler, nicht Handwerker von Beruf, er ist Hüter und Pfleger des Rechts und der Gerechtigkeit, nicht Verfechter oder Vollstrecker der Ansprüche oder des Willens einer Partei, auch nicht der herrschenden Parteien, als deren Angestellter sich ein Teil des Richtertums fühlt, während er es nicht ist.

Das Recht ist um seiner selbst willen anzuwenden, nicht um damit irgend welchen Anschauungen oder Bestrebungen machthabender Faktoren nachzuhelfen.

Es ist das ein großer Unterschied bei der Tendenz der Justiz und damit auch beim Ergebnis ihrer Thätigkeit.

Im ersteren Falle ergründet der Richter vorurteilsfrei die ihm unterbreiteten Behauptungen und Beweise und kommt so zu einem Urteile, indem er sich fragt, welche Konsequenz das Recht ihm vorschreibt; im letzteren Falle schwebt ihm a priori der Erfolg vor, mit dem er seine Prüfung abschließen möchte, und er sucht und findet darnach die Gründe, mit denen er den begehrten Spruch unter dem Scheine Rechtens stützen kann.

Der Abg. Lenzmann drückte dies mit den Worten aus: „Es ist, als ob häufig die Gerichte, namentlich die höheren und höchsten Gerichte, eine Verurteilung wollen und wünschen, und als ob sie die Rechtswissenschaft dazu gebrauchen, ihren Wunsch zu motivieren; daß sie nicht die Wissenschaft dazu verwenden, aus dem vorgetragenen Material das Recht zu finden, gleichgiltig, wie es ausschaut, sondern daß sie sie anwenden, um etwas, was sie wünschen, wenigstens scheinbar begründen zu können."

Die Justiz wird durch Individuen geübt, die Richter; vor ihnen erscheinen die Parteien, wozu auch die Angeklagten zählen, und in der Hand der Richter liegt es, die Justiz mißliebig zu machen oder das Vertrauen, das man in einem Rechtsstaat zu ihr hegen darf, zu wecken und zu fördern.

Wie man für eine gedeihliche Verwaltung der Justiz gern den Ausdruck Rechtspflege anwendet, so hat man für die Personen, die den Richter anrufen, die vielsagende Bezeichnung Rechtsuchende eingeführt. Auch ein Angeklagter ist Rechtsuchender: er sucht Recht, er sucht sogar sein Recht vor dem Gericht.

Wie oft wird das verkannt!

Wahrlich, nicht ohne gerechten Grund ist z. B. den sächsischen Justizbehörden in der neuen Geschäftsanweisung eine „anständige, ruhige und höfliche" Behandlung der „Rechtsuchenden" zur Pflicht gemacht, und es wäre als besonderes Verdienst jedes Justizministers zu schätzen, wenn er ungeahnt und ungekannt im bescheidenen Kittel eines Handwerkers einmal eine Rundreise bei den verschiedensten Gerichten antreten und die Erfahrungen eines kleines Mannes beim Rechtsuchen durchkosten wollte.

Ich kann mich einer Einzelbeschreibung enthalten; denn wem wäre noch nicht glaubhaft zu Ohren gedrungen, unter welchen manchmal recht fühlbaren Unbilden der saure Gang an dem unwirschen Gerichtsdiener vorbei bis zum Gerichtsherrn zurückgelegt wird.

Obgleich der Angeklagte noch nicht Verurteilter ist, gilt er doch für die Dauer der Hauptverhandlung mindestens als degradiert.

Der Platz auf der Anklagebank beraubt ihn ohne weiteres des Anspruchs, gemessen behandelt zu werden. Es ist nicht bloß die „Brausewetter-Kammer", die von sich reden gemacht hat; auch anderswo als zu Berlin kennt man in der Umgangssprache von Laien und Juristen den Ausdruck „Blutkammer" und weiß ohne weiteren Kommentar, welche Strafkammer sich gerade diesen Charakter erworben hat. Von solchen Kammern gilt allgemein, was der Abg. Eugen Richter in der Reichstagssitzung vom 10. Dezember 1895 von der „Brausewetter-Kammer" im besonderen sagte: „Wer vor die Brausewetter-Kammer kommt, der kommt vor eine Kammer, von der er sich, wenn er eines politischen Vergehens angeklagt ist, schon von vornherein als verurteilt betrachten kann. Jedenfalls wird er von dem Vorsitzenden dieser Kammer wie ein Verurteilter behandelt."

Gerade da, wo ein Rechtsuchender möglichst unbefangen und klar sollte reden können — handelt es sich doch häufig um Ehre und Freiheit —, wo selbst Sprachgewandte sich schon beengt fühlen, da schnürt dem Angeklagten das Verhalten seines Richters oft noch vollends die Kehle zu, mag es nun die unzweideutige Mißachtung der Person und der Worte sein, die der Richter den Angeklagten fühlen läßt, oder, was die gleiche Wirkung erzielt, eine affektierte

Objektivität, hinter der bereits der verderbliche Urteilsspruch lauert.

Das Gesetz droht auf Missethaten Strafen an; unter den Strafen findet sich aber die Hauptverhandlung nicht; und doch ist sie vielfach zu einer Vorstrafe geworden, dank der richterlichen Gepflogenheit, dem Angeklagten coram publico zu Gemüte zu führen, daß man mit einem Angeklagten eben wie mit einem Angeklagten umspringt.

An der Gerichtsstätte soll menschliche Erkenntnis die Vergangenheit mit ihren Geschehnissen durchdringen, soll ergründen, von welchen Gedanken ein Thäter bei seiner That geleitet war, soll einen Schuldigen überführen, daß er schuldig ist, und einen Spruch fällen, der die Wahrheit trifft! Der Glaube an die Erfüllung dieser hehren Aufgabe wird aber unbarmherzig genommen, wenn Mißachtung und Übelwollen gegen den Angeklagten, oder auch nur bloße Verständnislosigkeit den Gang der Verhandlung begleiten.

Die Prometheussage und ihre ethische Bedeutung.

Nach einem Vortrage von Prof. Dr. Fr. Jodl in Prag.

III.

Byron hat zwar seine Abneigung gegen die klassischen Studien, wie er sie auf dem Gymnasium zu Harrow betreiben mußte, in einer Stelle des „Child Harold" (IV, 75) deutlich genug ausgesprochen; aber ein klassisches Stück gab es doch, das schon dem Knaben nachhaltiges Interesse abgewann: der gefesselte Prometheus des Aeschylos. Dies Interesse steigerte sich sogar bis zu dem Versuch einer Übersetzung, die zwar Fragment blieb, aber immerhin zeigt, wie eingehend schon die Beschäftigung des Schülers mit dem Gegenstande war. Wir können wohl nachempfinden, was der Jüngling aus dem Äschyleischen Drama herauslas. Dieser trotzige Stolz, dieser glühende Freiheitsdrang, dieser Haß gegen alle Tyrannei: das waren Elemente, die in dem Fragment des „Gefesselten Prometheus" stark genug heraustreten, nur eben in der originalen Komposition des griechischen Dichters einer anderen Idee dienstbar gemacht. In dieser Stimmung der Jugendjahre kündigte sich der spätere Geist des Dichters an; in den verschiedensten Wandlungen zieht sich die Prometheus-Idee durch sein späteres Schaffen durch. Zwar den Namen unseres Helden selbst trägt nur ein lyrisches Gedicht, welches man im vierten Bande der Tauchnitzschen Gesamtausgabe findet. Schon hier sehen wir den Dichter des modernen England auf dem Boden einer ganz anderen Weltansicht als der antiken; aber der tiefste Sinn dieses Gedichtes würde unklar bleiben, wenn man es für sich betrachtete und nicht auch andere Dichtungen heranziehen würde, die den Grundgedanken Byrons noch deutlicher entwickeln.

Wesentliche Bestandteile des Prometheus-Charakters sind nämlich auch in solche Gestalten Byrons übergegangen, welche unter ganz anderer Maske auftreten. Ich will hier nur zwei erwähnen, bei welchen sich die Züge des Originals am leichtesten aufzeigen lassen: Manfred und Cain. Manfred ist der echte Vertreter des stimmungsseligen, in schmerzlicher Selbstzerfleischung und bitteren Anklagen gegen Welt und Gott sich ergehenden Pessimismus.

Wir würden in dieser im höchsten Grade unklar und verschwommen gezeichneten Gestalt die klaren und festen Umrisse des Prometheus kaum wieder zu erkennen vermögen, wenn nicht Byron selbst in einigen Anspielungen auf ihn hingewiesen hätte, und die unbesiegliche Gewalt des Trotzes, welche Manfred seinen Leiden entgegensetzt, an den Dulder am Kaukasus wenigstens erinnerte. Viel bestimmter als bei Manfred treten in dem einige Jahre später gedichteten Cain die Züge des Prometheus hervor. Die ungestümen und trotzigen Fragen, die aus Cains Munde kommen, haben einen klar ausgesprochenen Grund: es ist der zornige Hader eines kühnen und selbständigen Geistes gegen die Notwendigkeit des Übels, der sich bei Byron geradezu in Haß gegen die Macht verwandelt, die diese entsetzliche Notwendigkeit zur Förderung sonstiger Zwecke über geschaffene, empfindende Wesen verhängt. Nur tritt uns auch hier, ähnlich wie in Goethes Faust, der Vollgehalt der dem Drama zu Grunde liegenden Idee in einer Doppelgestalt entgegen; mit Cain müssen wir Lucifer zusammendenken, wie mit Faust den Mephistopheles. Lucifer ist es in Byrons Gedicht, welcher in dem, was er mit Cain bespricht und was er ihm zeigt, die in diesem schlummernden Gefühle weckt und zur Klarheit des Bewußtseins bringt; Lucifer repräsentiert das uranfängliche Element des Zweifels an der Berechtigung der göttlichen Weltordnung. Er steht bei Byron neben Jehovah wie Prometheus neben Zeus, nicht als der Teufel der christlichen Theologie, auch nicht wie Mephisto als Teil einer Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, sondern als das Gute selber, im Verhältnis zu einer Gewalt, die darum, weil sie alle Macht hat, noch nicht notwendig gut ist.

Die Antwort, die er dem Cain auf seine Frage giebt, wer er denn sei, enthält den Schlüssel zu seinem Wesen:

„Ich bin", entgegnet er ihm,

„Einer, der das sein wollte, was dich machte;
Der anders dich gemacht hätt', als du bist."

Die Weltordnung, von der das Böse einen Teil bildet, hat gesiegt: sie möge herrschen! Doch er, da es ihm mißlang, ein Gott zu sein, möcht' doch nichts anderes sein, als was er ist.

„Ich habe nichts gemein mit Ihm und möcht' es nicht!
Ich möchte gerne etwas Höh'res, Nied'res,
Alles sein, nur kein Genoss' noch Diener seiner Macht."

„Seelen", nennt er sich selbst und seinen Anhang,

„die ihr unsterblich Teil gebrauchen,
Seelen, die dem allmächtigen Tyrannen
Ins ewige Antlitz schau'n und sagen, daß
Sein Böses nimmer gut ist!"

Und nun bricht Prometheus-Lucifer in jene markerschütternde Verwünschung gegen die von ihm bekämpfte Weltordnung und deren Träger aus, die vielleicht der dichterisch schönste Protest der ihrer selbst und ihrer Ideale gewissen Vernunft gegen die Unvernunft der bestehenden Welt oder vielmehr gegen diejenige Anschauung ist, welche uns die furchtbaren Härten dieser bestehenden Ordnung als Ratschläge ewiger Liebe feiern lassen möchte.

„Laß Ihn! Er ist groß
Doch nicht in seiner Größe glücklicher
Als wir im Kampf!
Kann Güte Böses schaffen?
Und Er, was anders schuf Er? Aber laß Ihn,
Auf seinem einsam ungeheuren Thron,
Welten erschaffend, um die Ewigkeit
Erträglicher für sein unendlich Dasein
Und ungeteilte Einsamkeit zu machen!
Er dränge Stern an Stern — Er ist allein,
Unfaßlicher, untilgbarer Tyrann!
Könnt' er sich selbst zermalmen, Segen wär's,
Mehr als er je verlieh; laß Ihn nur herrschen,
Und sich im Elend selbst vertausendfachen!
Geister und Menschen fühlen für einander;
Gemeinsam Dulden machet unsre Qualen,
Unzählbar wie sie sind, erträglicher
Durch jenes grenzenlose Mitleid Aller
Mit Allen! Aber Er, elend in Allmacht,
Rastlos im Elend, muß nur immer schaffen
Und wieder schaffen!"

Der antike und der moderne Dichter stehen sich schroff gegenüber. Für Äschylos folgte auf den gefesselten notwendig der befreite Prometheus; seine ganze Weltanschauung forderte den endlichen Ausgleich der im ersteren Drama aufs äußerste geschärften Gegensätze. Byron hat nicht einmal den Versuch gemacht, seine Promethiden zu befreien, und konnte ihn nicht machen: aus dem einfachen Grunde, weil er selbst nicht im Besitze des lösenden Wortes war, das die Schicksalsbande der leidenden, aber nach Freiheit ringenden Menschheit lockert. Das ist der tief tragische Zug, der durch das Leben und Dichten dieses Mannes hindurchgeht, daß er, zu groß, um in den alten Formen sich heimisch zu fühlen, doch wieder zu klein und schwach ist, um neue zu schaffen; daß er unvermögend bleibt, die Welt, aus welcher er die Götter vertrieben, mit neuem besseren Gehalt zu füllen.

Noch reiner und entschiedener tritt uns in Shelleys Drama Prometheus der beherrschende Gedanke dieser englischen Dichtung entgegen. Der Seelenschmerz des Denkers und Weisen, der die Menschheit in grimmigem Kampfe befangen sieht und dessen Druck mit doppelter Wucht empfindet, wenn nicht blinde Naturgewalt, sondern bewußter Herrscherwille diesen Zustand schafft; die Opposition der praktischen Vernunft gegen ein Weltregiment, das sich für allmächtig ausgiebt, und doch Übel und Leiden weder zu bannen noch in seiner Weltordnung zu entbehren vermag. Wie sehr Shelley alle diese Stimmungen, denen Byrons Cain so ergreifenden Ausdruck gegeben, in sich durchgekämpft hat, zeigen viele Stellen des Gedichts: zeigt die grandiose Schilderung des Weltelends, mit welcher (es ist das ein sehr feiner Zug des Dichters) die Furien als Schergen des Zeus den gefesselten Dulder martern; zeigt vor allem jene Verwünschung, welche Shelley, selbst aufstöhnend aus tiefstem Herzensweh über die Leiden und die Unvernunft der bestehenden Weltordnung, seinen Prometheus den himmlischen Mächten, welche die Welt regieren, entgegenfluchen läßt — an dichterischer Großartigkeit nur jener vorhin erwähnten Stelle in Byrons Cain, jener Schilderung der ewig schaffenden und im Schaffen immer neues Elend zeugenden Weltmacht vergleichbar.

Aber in *einem* geht Shelley über Byron hinaus: er fühlt, daß eine solche Sprache gegen die Gottheit nur von einer Macht geführt werden dürfe, welche an sittlicher Größe überlegen ist. In seinem Prometheus schwebt ihm nach seinem eigenen Ausdruck der Typus der höchsten Vollkommenheit des Geistes und Gemütes vor, von den wahrsten und reinsten Motiven nach den edelsten und besten Zielen getrieben. Dieser Prometheus ist nicht nur das große Symbol aller Schätze der Kultur, sondern ein großes ethisches Vorbild.

In den Jahren des Leidens hat sich auch bei ihm eine innerliche Läuterung vollzogen. Das Drama Shelleys beginnt damit, daß Prometheus die Geister beschwört, ihm den Fluch zu wiederholen, den er einst gegen den Weltherrscher geschleudert, damit er ihn widerrufen könne.

In der Einsamkeit seiner Qual ist ihm das höchste Weltgeheimnis aufgegangen: die Macht der Liebe. „Zu leiden wünsch' ich keinem Ding, das lebt." Und noch größer ist gedacht, was er den Furien, den Schergen des Zeus, entgegnet, als diese sich zu neuen Qualen anschicken:

„Nicht wägen will ich, was ihr Böses thut,
Nur was ihr leidet, da ihr böse seid!
Wie grausam doch war jene Macht,
Die euch aus Licht rief, oder Elende gleich euch!"

Und im Einklang mit dieser schönen Wendung unterscheidet sich Shelleys Prometheusdichtung dadurch von der Byrons, daß ihm eine Befreiung des Titanen möglich scheint. Aber nicht im Sinne der Äschyleischen Lösung. Diese hat Shelley in der Vorrede zu seiner Dichtung, welcher wir manch' wichtigen Wink für die Deutung des vielfach dunklen Werkes verdanken, ausdrücklich von sich gewiesen. Er sei einer Lösung abgeneigt gewesen, die schwächlich genug sei, den Vorkämpfer der Menschheit mit ihrem Unterdrücker zu versöhnen und so unser Interesse an den Leiden und der Standhaftigkeit des Titanen zu vernichten. Shelley schlägt daher den umgekehrten Weg ein: Zeus wird gestürzt und Prometheus geht siegreich aus der Zeit der Leiden hervor.

Aber wie ist diese Befreiung des Prometheus und der Sturz des Welttyrannen bewirkt? Hier stehen wir an dem schwächsten Punkte des Shelleyschen Dramas; er ist es in dichterischem Sinne, weil er es zugleich in philosophischem ist; weil sich die Weltanschauung Shelleys hier als unzureichend erweist. Shelley benutzt hier ein altes, schon von Äschylos verwendetes Motiv der Sage, eine Weissagung, in deren Besitz sich Prometheus weiß und die ihm Kraft giebt, allen Foltern des Zeus zu widerstehen. Die Herrschaft des Gottes wird einst ein Ende haben und er wird gestürzt werden von dem eigenen Sohne, wie einst er seinen Vater Kronos stürzte. In der griechischen Sage erschien das nur wie eine finstere Drohung im Hintergrunde: denn durch die Versöhnung mit Prometheus gelangt Zeus eben in den Besitz des Geheimnisses und vermag so die unheildrohende Verbindung zu unterlassen. Shelley läßt ihn voll zuversichtlicher Verblendung seinem Untergang entgegeneilen und den uralten Schicksalsspruch sich erfüllen. Aus seiner Verbindung mit der Tethys erwächst ein gestalt- und formloses Ungeheuer, vom Dichter Demogorgon genannt, welches den Zeus in den Abgrund stürzt. Die Deutung dieser Gestalt ist schwierig und unklar. Demogorgon selbst erwidert, als er vor Jupiter erscheint, auf dessen entsetzte Frage, wer er sei:

„Die Ewigkeit! verlang nicht grauseren Namen!
Ich bin dein Kind, wie du's warst des Saturns,
Noch mächtiger als du. Wir müssen fürder
Zusammen wohnen in der Finsternis."

Damit stimmt ungefähr, was Shelleys Gattin in ihren Aufzeichnungen über den Prometheus sagt: „Zeus werde durch die Urkraft der Welt von seinem usurpirten Throne vertrieben." Aber gerade dieser Sinn würde beweisen, daß die Lösung des Rätsels bei Shelley eine unvollkommene geblieben ist. Denn von der Urkraft der Welt können wir weder eine Befreiung des Prometheus, noch den Sturz des Zeus erwarten; beides kann nur von einer an sittlicher Größe den Zeus überragenden Macht ausgehen, zu welcher sich entweder Prometheus selbst oder die von ihm in die Bahn höherer Entwickelung gelenkte Menschheit emporschwingen müßten.

Dies haben manche Erklärer auch gefühlt, und darum Demogorgon als das tiefe Gefühl für Wahrheit und Recht gedeutet, das im Grunde des Menschenherzens wohnt und das, noch so lang unterdrückt, doch endlich siegreich hervorbricht und alle Hindernisse überwindet. Darauf weise auch das Wort selbst hin, welches den vom Volke, das seiner Rechte und seiner Macht bewußt geworden ist, der Tyrannei eingejagten Schrecken ausdrücke. Es ist möglich, daß Shelley etwas Aehnliches meinte, als er die großartigen Schlußstrophen seines Gedichts dem Demogorgon in den Mund legte:

„Zu tragen Leid, das ihr unendlich meint,
Der Macht zu trotzen, die allmächtig scheint,
Unrecht verzeih'n, das schwarz wie Tod und Nacht;
Und lieben, hoffen, bis der Hoffnung Kraft
Aus ihren Trümmern das Ersehnte schafft;
Nicht straucheln, schwanken, nicht der Reue Macht
In müß'ger Thränenflut den Nacken biegen —
Gleich deinem Ruhm, Titan, heißt dies allein
Gut, groß, und frei und schön und freudig sein,
Ja dies allein heißt leben, herrschen, siegen!

Goldene Worte, die Summe menschlicher Weisheit, geläutertsten Strebens umfassend; aber je herrlicher sie uns zum Schlusse des Dramas noch einmal das innerste Wesen des Prometheischen Wollens enthüllen, um so unbefriedigender wird die rätselhafte Weise, in der Shelley die Befreiung des Prometheus herbeigeführt hat, die mehr und mehr als eine bloße Theatermaschinerie sich enthüllt. (Schluß folgt.)

Die deutsche Studentenschaft und der 18. Januar.

Von S.

Die 25jährige Wiederkehr der Begründung des Deutschen Reiches ist von den Universitäten, und zwar von den Professoren und Studenten, in groß angelegten Feiern festlich begangen worden. Die Tagespresse und die studentischen Blätter vom 1. d. Mts. haben diese Feiern meist eingehend beschrieben, sie haben hervorgehoben, wie stark die Beteiligung und wie stark der den Reden und Toasten gespendete Beifall war, und sie haben daraus den Schluß gezogen, daß diese sämtlichen Veranstaltungen nicht nur des unbedingten Lobes ihrer Teilnehmer würdig gewesen, sondern daß sie auch ein erfreuliches Zeichen des namentlich in der akademischen Jugend herrschenden Idealismus seien.

Der Schreiber dieser Zeilen will im Nachfolgenden versuchen, diese Ansicht einer Kritik zu unterziehen, die — leider — nicht durchaus die Schlußfolgerungen rechtfertigen wird, auf die eben hingewiesen wurde. Um beliebten Mißverständnissen vorzubeugen, will derselbe noch bemerken, daß diese Kritik nicht einer nörgelnden Tendenz dienen soll, sondern daß sie vielmehr einzig und allein die Aufgabe hat, zu erforschen, in wie weit sich unsere Studentenschaft der deutschen Studentenschaft der Jahre 1813 und 1848 würdig und ähnlich zeigt und in wie weit man daher zu einem Vergleiche mit derselben und zu lobenden Bemerkungen berechtigt ist.

Es giebt in der ganzen langen Geschichte der deutschen Studentenschaft (wenn man von der aufstrebenden sozialwissenschaftlichen Bewegung, deren Resultate man noch nicht voraussehen kann, absieht) eigentlich nur eine einzige erhebende Episode. Vorher und nachher Roheit und Stumpfsinn, die sich in wüsten Schlägereien und Ausschweifungen und einer alles Ideale belächelnden banalen Gesinnung äußerten. Nur in der Gründung der ersten allgemeinen deutschen Burschenschaft zu Jena i. J. 1813 setzte sich ein Idealismus durch, von dem die deutsche Studentenschaft lange gezehrt hat, der ihr aber in ihrer Mehrheit heute gänzlich verloren gegangen und vollkommen unverständlich geworden ist. Es war eine große That, diese Gründung der allgemeinen Burschenschaft. Alles, was sich in dem läuternden Feuer des Unglückes, unter dem das Vaterland schmachtete, an größerer Lebenserfahrung und an leidenschaftlichen Hoffnungen angesammelt hatte, trug dazu bei, der „Burschenschaft" die Teilnahme der besten Elemente zu sichern. Und dank dem ernsteren Zuge, der durch jene politische Leidenszeit auch in die studentischen Massen, sogar bis in die Korporationen hinein, die meist die Träger veralteter Ideen gewesen sind, gedrungen war, vermochte die neue Bewegung in der That eine Sammelstätte des Idealismus zu werden.

Die Studenten, die 1813 in den Befreiungskampf gezogen waren und aus ihm wieder in die Heimat zurückkehrten, hatten somit in der allgemeinen Burschenschaft eine Organisation geschaffen, die einen ernsteren Ton pflegte, als er sonst in studentischen Vereinen zu finden war; sie reformierten das studentische Leben, indem sie das Duellunwesen milderten und den sog. Keuschheitsparagraphen schufen; und sie hofften, daß ihre Bewegung, deren höchstes Ideal die Einigung Deutschlands war, der Studentenschaft noch lange die Bahn vorzeichnen sollte, auf der idealgesinnte Naturen Befriedigung finden könnten.

Ihre Hoffnung erfüllte sich nicht. Nach wenigen Monaten des Bestehens mußte sich die allgemeine deutsche Burschenschaft auflösen, um nicht schärferen Maßregeln von seiten der Behörden ausgesetzt zu sein; und wer es sich in jenen Jahren beikommen ließ, unter dem Rocke auf dem Herzen das verfehmte schwarz-rot-goldene Band zu tragen oder sonst irgendwie seine Uebereinstimmung mit den Bestrebungen der Burschenschaft zu bekunden, konnte einer keineswegs wohlwollenden Behandlung durch die Behörden sicher sein. Wie brutal man gegen solche jungen Leute vorging, ist durch das Beispiel Fritz Reuters, der die schönsten Jahre seiner Jugend hinter den Mauern einer Festung vertrauern mußte, zu bekannt, als daß ich es hier zu erzählen brauchte. Erst viele Jahrzehnte später wurde die Gründung von Burschenschaften wieder gestattet, deren äußeres Ideal mit dem 18. Januar 1871 seine Verwirklichung fand.

Aber merkwürdig: der Geist, der die alten Burschenschafter beseelt hatte, der Geist, der nach der Auflösung der Burschenschaft die Funken unter der Asche fortglühend erhalten hatte — dieser Geist war nach dem Jahre 1871 nicht mehr in der Burschenschaft zu finden. Wie immer, wenn es leicht ist, sich eines erreichten Ideals zu freuen, gerade Diejenigen die größte Freude zeigen und am meisten zu seiner Verherrlichung beitragen, die am wenigsten thatkräftig dazu mitgearbeitet haben und zur Zeit der Not am wenigsten dafür eingetreten wären — so auch hier. An Stelle der alten prachtvollen, idealgesinnten Naturen setzte sich die Burschenschaft jetzt aus Jünglingen zusammen, deren einziges Vergnügen in kolossalem nach den Vorschriften des Komments streng geregeltem Bierkonsum bestand und deren höchste Güter immer mehr eine tadellos sitzende Kleidung, die Möglichkeit, mit einer farbigen Mütze und einem à la Beafsteak zubereiteten Gesicht herumlaufen zu können, und endlich die Zugehörigkeit zum Reserveoffizierkorps wurden. Im Zusammenhang damit steht es wohl auch, daß Jena, vor 100 Jahren allen Universitäten voran im Verfechten neuer Ideale, heute als das Eldorado der Burschenschafter, die roheste und wüsteste Studentenschaft besitzt.

Daß demnach von den nominellen Nachfolgern der alten Burschenschafter eine wahre Begeisterung für den 18. Januar, verbunden mit einem gewissen Verständnis der Bedeutung dieses Tages für die deutsche Studentenschaft, nicht zu erwarten war, ist wohl klar. Nun ist durch die eigentümliche Art und Weise, in der die Leitung studentischer Kommerse bestimmt wird, die Leitung der Kommerse, die von der deutschen Studentenschaft zur Feier des 18. Januar abgehalten werden sollten, vielfach den Burschenschaften zugefallen, so daß ein gewisses Charakteristikum von vornherein gegeben war. Sicherlich hat dies manches dazu beigetragen, daß gewisse Teile der Studentenschaft, namentlich ein großer Teil der nicht Inkorporierten, der Feier keine große Sympathie entgegengebracht haben. Denn da die Leitung in den Händen der Korporationen lag, die ihre Interessen immer, namentlich der „Finkenschaft" gegenüber, in der rücksichtslosesten Weise vertreten, sagte man sich, daß man wahrscheinlich manche unangenehme Erfahrung werde machen können, zumal sich gerade die „patriotischen" Reden, wenn sie von Korporationsstudenten gehalten werden, nicht durch ein besonderes Maß von Güte auszuzeichnen pflegen.

Wo sich die „Finkenschaft" (die in keiner Korporation befindlichen, also die ganz überwiegende Mehrzahl bildenden Studenten) dennoch an dem Kommerse beteiligt hat, hat sie teilweise sehr üble Erfahrungen gemacht. So z. B. in Berlin, wo der aus Korporationsstudenten für den 18. Januar eingesetzte Ausschuß für diese von ihm als Heloten betrachteten Studenten keinen einzigen Platz freigelassen hatte, so daß es zu einem Sezessionskommerse kam. Auch in Breslau und Würzburg kam es zu sehr unliebsamen Auftritten. In letzterer Stadt hielten es z. B. die Korpsstudenten für notwendig, sich mit den Mitgliedern einer nicht schlagenden Verbindung zu prügeln.

An vielen anderen Universitäten verlief die Feier, wie eben patriotische Feiern auch sonst zu verlaufen pflegen — ohne besonders unliebsame Vorkommnisse, aber auch ohne den Schwung eines klaren Idealismus, in der herkömmlichen „feuchtfröhlichen" Bierstimmung. Charakteristisch ist, daß sich kein Student in ganz Deutschland gefunden hat, der zu dem festlichen, schon lange vorher mit Sehnsucht erwarteten Tage ein Festlied gedichtet hätte, getragen von einer Begeisterung gleich jener der Freiheitstage von 1813. So mancher Student, der in seinen Mußestunden die Dichtkunst pflegt, hat sich mit dem Plane eines Festliedes zum 18. Januar getragen, so mancher hat diesen Plan auch ausgeführt; und da in Berlin z. B. hierzu noch ein Preisausschreiben trat, hätte man erwarten sollen, daß poetische Schöpfungen von einem gewissen Werte entständen. In der That aber haben die meisten Universitäten gar kein besonderes Festlied gehabt, und wo es vorhanden war, wie in Berlin und Straßburg, entsprach es nicht den Erwartungen. In Berlin waren auf das Preisausschreiben hin 18 Lieder eingelaufen, die zum Teil selbst den bescheidensten Anforderungen Hohn sprachen; und selbst das Lied, das den Preis erhielt und nun wohl weiteren Kreisen bekannt geworden ist, steht hinter der Güte der zu anderen Gelegenheiten gefertigten studentischen Lieder noch zurück. In Straßburg aber, dessen Festlied schöner ist als das Berliner — ist dieses Festlied nicht von einem Studenten gedichtet.

Es scheint, als wenn alles dies wenig bedeutungsvoll ist. Indessen darf man wohl die Bedeutung dieser Symptome für die Beurteilung des Ganzen nicht unterschätzen. Erwähnenswert scheint mir auch noch, daß die Auswahl der Lieder fast durchweg eine nicht besonders glückliche gewesen ist. Sehr schöne und für die Feier des 18. Januar durchaus passende Lieder, wie z. B. das begeisterte „Burschen heraus!" sind vielfach nicht beachtet worden, und da, wo man treffliche Lieder sang, wurden die ernstesten und schönsten Verse wie z. B.:

„Frei ist der Bursch!
Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.
Frei ist der Bursch!"

mit dem Brustton der tiefsten Ueberzeugung gerade von denen gesungen, die ihren Sinn am wenigsten verstehen.

Gut gelungen (wie äußerlich betrachtet), ich meine so gelungen, daß der Finkenschaft eine wenigstens einigermaßen würdige Beteiligung möglich war, ist der Kommers am 18. Januar wohl nur an wenigen Universitäten gewesen, so namentlich in Marburg und Leipzig, Straßburg und Freiburg. Der Grund ist in zweierlei verschiedenen Ursachen zu suchen: auf der einen Seite in der energischen Anteilnahme von Professoren an einer Veranstaltung, an der die Allgemeinheit stark interessiert war, und auf der anderen Seite in dem Bestehen eines allgemeinen studentischen Ausschusses, der die Interessen der Studentenschaft immer besser wahrnehmen kann als ein nach den ungerechtesten und widersinnigsten Prinzipien ad hoc gebildeter Korporationsausschuß, wie er z. B. in Berlin zum großen Leidwesen der Mehrheit der Studentenschaft von Zeit zu Zeit geboren wird. Es sollte dies eine Lehre für die akademischen Behörden, soweit sie das Interesse der Studentenschaft im Auge haben, sein, studentische Ausschüsse, wenn sie noch nicht bestehen, bilden zu lassen, wenn auch vielleicht solche Ausschüsse, weil ihnen eine energischere Vertretung der studentischen Interessen auch den Behörden gegenüber möglich ist, für die Herren Universitätsrichter manches Unangenehme haben mögen, sobald sie gewaltsam vorgehen wollen, wie dies ja an manchen Stellen beliebt ist.

Am unangemessensten ist wohl die Feier des 18. Januar in Göttingen, sowie im „Verein Deutscher Studenten" (V. D. St.) zu Berlin begangen worden. In Göttingen fand ein gesonderter Burschenschafter- und ein gesonderter Korpsstudentenkommers statt,

denen beiden man wohl kaum Unrecht thut, wenn man die Reichsfeier dabei nur als causa bibendi vermutet; die allgemeine Studentenschaft aber verschob die Feier der Begründung des deutschen Reiches als nicht wichtig genug, um gesondert begangen zu werden. Später ist sie dann gemeinsam mit dem Geburtstag Sr. Majestät gefeiert worden. Und der sog. „Verein Deutscher Studenten“ in Berlin, der ebenfalls die Reichsfeier mit Sr. Majestät und seiner eigenen Geburtstagsfeier zusammen beging, hat das Kunststück fertig gebracht, auf dieser Feier eine Festrede halten zu lassen, in der die „papierne Krone von Volkes Gnaden“, die man 1848 Friedrich Wilhelm IV. anbot, mit Kot besudelt wurde, worauf die ehrenwerten Herren vom V. D. St., auch die bürgerlichen, in eine solche Begeisterung gerieten, daß ihre Beine minutenlang durch Trampeln die studentische Freude bekundeten.

Bemerkenswert ist auch die Haltung der studentischen Organe, die in den Nummern vom 1. d. M. vielfach genaue Berichte über die Art der Feier an den einzelnen Universitäten bringen. Sie alle scheinen die Feier vom Standpunkte des Couleurstudenten zu betrachten (der „sozialistische Akademiker“, der zur Zeit, wo ich diese Zeilen schreibe, noch nicht erschienen ist, wird natürlich davon eine Ausnahme machen), und selbst ein so verständiges Blatt, wie es die „Allgemeine Deutsche Universitätszeitung“ sonst im allgemeinen ist, schlägt den „Idealismus“ der akademischen Jugend, der angeblich auf den Kommersen am 18. Januar in so überschwänglichem Maße zum Vorschein gekommen sein soll, viel zu hoch an.

Es mag eine gewisse Befriedigung gewähren, dem Idealismus der deutschen Studentenschaft lobende Worte zu spenden. Wenn diese aber bei Gelegenheiten verausgabt werden, wie dem Kommerse am 18. Januar, so kommen sie vielfach nicht an die richtige Adresse. Für die Couleur- und auch für die meisten Korporationsstudenten hat ein solcher Kommers (wenn auch unbewußt) vor allem die Bedeutung, daß ihre Korporation dabei eine Rolle spielt, und ferner die, daß sie als Mitglieder der oberen Klassen eine Kundgebung veranstalten, die dem selbstbewußtesten Teile der unteren Klassen zum mindesten in ihrer Form nicht zusagt — ein Moment, das von größerer Bedeutung ist, als meist angenommen wird.

So zeigten denn auch am 18. Januar eine ausgesprochene Bier- und Lebensfreudigkeit nur die Gesichter der Korporationsstudenten, während freudige Begeisterung eher bei der Finkenschaft zu finden war. Innerhalb dieser mag in vielen das Bewußtsein lebendig gewesen sein, daß das Leben auch für sie kein Reichskommers sein soll, sondern bitterer Ernst und harte Arbeit, nicht für äußeren Glanz und Ruhm, sondern für die Wohlfahrt von Volk und Vaterland.

Vermischtes.

Über eine freie Fakultät für soziale Wissenschaften in Paris berichtet die „Soziale Praxis“ folgendes: „Während bei uns die theoretische Belehrung über soziale Dinge mit offiziellem Mißtrauen und Unbehagen verfolgt wird, ist in Paris zu Beginn des neuen Jahres ein Collège libre des Sciences Sociales unter der Ägide der Regierung und der höchsten Unterrichtsbeamten eröffnet worden. Das Komitee, in dem sich der Ministerpräsident Bourgeois, der Direktor der Pariser Statistik Bertillon, der Sozialphilosoph Espinas, Professor Jay u. a. befinden, sagt in der Einleitung zum Studienplan: „Wir glauben, einem allgemeinen Wunsch entgegen zu kommen, wenn wir den Vortrag der verschiedenen sozialen Doktrinen nicht Gegnern derselben anvertrauen, die sie, bei allem guten Willen, doch entstellen würden, sondern überzeugten Anhängern, die sie ganz unbefangen und aufrichtig vortragen werden. Darum haben wir methodische Kurse angeschlossen, die jene rivalisierenden praktischen Theorien nach der Methode der exakten Wissenschaften, der Analyse und historischen Untersuchung prüfen sollen.“ Demgemäß finden wir in dem Vorlesungsverzeichnis einen Kursus über den Sozialismus, gehalten von einem sozialistischen Abgeordneten, eine „katholische Soziologie“ vom Abbé de Pascal, ein Kolleg über die Sozialtheorie von Le Play, gehalten von einem Anhänger derselben, eine „politische Ökonomie“ von dem bekannten Yves Guyot. Außerdem methodologische Vorlesungen über Arbeitsstatistik, Anstellung von Enqueten, Demographie &c.; historische über soziale Theorien in Deutschland, Geschichte der Revolutionstheorien, über die soziale Bewegung in England &c. Im ganzen also eine Institution, die, obgleich die gleichmäßige Berücksichtigung aller Richtungen bis jetzt noch nicht durchgeführt ist, dennoch nach Form und Anlage einem Bedürfnis größten Stiles entgegenkommt: dem Bedürfnis nach einer Zentralstelle, an der dem Studierenden wie dem Praktiker alle Richtungen der Sozialpolitik von wissenschaftlichen Vertretern vorgetragen und wo ihm daneben die analytischen und historischen Wissensgebiete eröffnet werden, die ihm die objektiven Kriterien zur Entscheidung zwischen jenen Parteien darbieten.“

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt. Hier sprach am 18. Dezember v. J. Herr Rechtsanwalt Dr. Schreiber aus Höchst über Prof. Anton Mengers bekannten Vortrag über „die sozialen Aufgaben der Rechtswissenschaft“. Der Gedankengang des Redners war folgender:

„Mengers Ausführungen sind in knappen Umrissen folgende:

Als um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in der Wissenschaft überhaupt, insbesondere in der Naturwissenschaft eine Abwendung von dem mittelalterlichen Autoritätsprinzip eintrat, nahm an diesem Umschwunge auch die Rechtswissenschaft Anteil. Es entstand das Naturrecht und entwickelte sich, bis es zur Zeit der französischen Revolution seinen Höhepunkt erreichte. Obgleich auf unsicherer Grundlage beruhend und deshalb keinen Vergleich mit der gleichzeitigen mathematischen und naturwissenschaftlichen Forschung vertragend, verbürgte doch das Naturrecht gegenüber dem überlieferten Rechtsstoffe der römischen Quellen eine freie Denkungsart, die auch in den unter seinem Einfluß entstandenen großen Gesetzbüchern (Preuß. Landrecht, code civil, österr. bürgerl Gesetzbuch) ihre deutlichen Spuren hinterlassen hat. Als nun nach gänzlicher Beendigung der französischen Revolution (der Besiegung Napoleons) die herrschenden Klassen zur Gegenrevolution schritten, wurde das Naturrecht, dem man einen Anteil am Ausbruch der französischen Revolution beimaß, verdrängt durch die historische Rechtsschule, die durch politische Motive mindestens in gleichem Maße bestimmt wurde wie durch wissenschaftliche Diese historische Rechtsschule, die eine fast unbedingte Hingabe an die überlieferten Ordnungen, eine blinde Bewunderung der römischen Jurisprudenz lehrte, ist bis auf den heutigen Tag vorherrschend geblieben. Und dies geschah zu einer Zeit, wo durch Einführung der allgemeinen Schulpflicht, des allgemeinen Stimmrechts und namentlich der allgemeinen Wehrpflicht sowie durch die Großindustrie und die Ansammlung großer Massen von Industriearbeitern eine völlige Umänderung der sozialen Machtverhältnisse eintrat. In der ganzen Rechtslitteratur seit Begründung der historischen Schule wird man von dieser Umwälzung und der daraus sich ergebenden Rückwirkung auf das Rechtssystem, also von der wissenschaftlich und praktisch wichtigsten aller Fragen schwerlich auch nur eine Andeutung finden. Bei diesem Zustand der Rechtswissenschaft ist es begreiflich, daß, als sich in Deutschland die Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches notwendig machte, die mit dieser Aufgabe betrauten, in der historischen Rechtsschule aufgewachsenen Juristen trotz mühevollster Arbeit in ihrem Entwurfe (dem ersten Entwurfe des Gesetzbuchs) nichts anderes als eine Zusammenstellung bereits geltender Rechtssätze, ein in der Form abschreckendes, dem Inhalte nach völlig ideenloses Werk vorlegen konnten. Hier ist also eine Lücke in der deutschen, ja in der europäischen Rechtswissenschaft vorhanden. Die Rechtswissenschaft muß sich zur legislatiopolitischen erweitern, d. h. sie muß auch die Aufgabe übernehmen, das geltende Recht mit den thatsächlichen Zuständen der Gegenwart zu vergleichen und daraus die Schlüsse für die Rechtsgestaltungen der Zukunft zu ziehen. — Die bei weitem bedeutendsten Umgestaltungen der Rechtsordnung sind nun in unseren Tagen diejenigen, die aus den geänderten Machtverhältnissen der einzelnen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft entspringen und deshalb dem eigentümlichen Gebiete der sozialen Rechtswissenschaft angehören. Jede Rechtsordnung nämlich ist ein großes System von geschichtlich gewordenen Machtverhältnissen. Die Interessen der herrschenden Klassen verwandeln sich, wenn sie sich dauernd behaupten, in Rechte und Rechtsnormen. Aendern sich die Machtverhältnisse, so wankt die Grundlage des bestehenden Rechts und die geltenden Rechtssätze sinken aus dem Zustande unangefochtener Geltung zurück in denjenigen der Interessenkämpfe. Diese dauernden Veränderungen in den Machtverhältnissen hat die Rechtswissenschaft — namentlich auf Grund genauen Studiums der Staats-, Rechts- und Kulturgeschichte jedes Landes und der immer wachsenden Sozialstatistik — zu erkennen und daraus die Schlüsse für die Rechtsgestaltungen der Zukunft zu ziehen. So würde es z. B in unserer Zeit, wo die Arbeiterklassen sich überall zu einer einflußreichen Volksklasse entwickelt haben, eine Hauptaufgabe sein, für sie ein ganzes System von Rechtsgestaltungen zu schaffen. Der Referent ist zunächst damit nicht ganz einverstanden, daß Menger die Aufgabe der sozialen Rechtswissenschaft dahin bestimmt, lediglich die jeweiligen Machtverhältnisse der einzelnen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zu erkennen und die diesen entsprechenden Rechtsgestaltungen zu finden. Zwar ist es richtig, daß das Recht im wesentlichen der Macht folgt und daß daher die soziale Rechtswissenschaft, wenn sie nicht ihr Haus in den Wolken aufbauen will, die jeweiligen Machtverhältnisse berücksichtigen muß. Auch ist die Vorherrschaft einer oder einzelner Klassen der bürgerlichen Gesellschaft häufig durch den gesamten jeweiligen Kulturzustand eines Volkes und das Interesse der Gesamtheit gefordert und gerechtfertigt. Ja es wird

überhaupt dauernde Macht — und nur solche denkt sich Menger als rechtserzeugend — einer Klasse regelmäßig nur dann, nur in dem Maße und nur so lange zukommen, als ihr die entsprechende Bedeutung für das Ganze innewohnt. Indessen: neben und über den vorübergehenden und wechselnden Machtverhältnissen, die die einzelnen Volksklassen trennen, besteht jederzeit eine dauernde Verbundenheit aller Volksgenossen zu den wichtigsten Aufgaben: zur Abwehr des äußeren Feindes, zur Bekämpfung feindlicher Naturgewalten, zur nationalen Arbeit. Diese Verbundenheit (Solidarität) der Volksgenossen — die sich in der Gegenwart zu einer Solidarität der Menschheit, wenigstens der Kulturmenschheit auszuweiten beginnt — bewirkt, daß das Urteil über die geschichtliche Wirksamkeit jeder zu ihrer Zeit herrschenden Klasse davon abhängt, was dieselbe für die Gesamtheit und insbesondere auch für das allmähliche Aufsteigen der beherrschten Klassen gethan hat. Und demgemäß ist die Aufgabe einer freien und vorurteilslosen Wissenschaft, wie die soziale Rechtswissenschaft sein soll, richtiger dahin zu bezeichnen, daß sie das Recht zwar unter Berücksichtigung der Machtverhältnisse, aber doch so zu gestalten bemüht sein soll, daß nach Möglichkeit das Gesamtinteresse und insbesondere die Hebung der beherrschten Klassen gesichert sei. Für die Aufgabe der Gegenwart ist jedoch diese Verschiedenheit des allgemeinen Standpunktes kaum von Bedeutung, wenn man, wie Menger, auch vom Machtstandpunkte aus die Aufgabe der sozialen Rechtswissenschaft in der Jetztzeit vorzugsweise in der Richtung einer rechtlichen Besser- d. h. allmählichen Gleichstellung der arbeitenden Klassen findet. Zu beachten ist übrigens, daß nicht bloß zwischen den verschiedenen Klassen, sondern auch zwischen den verschiedenen Geschlechtern zur Zeit ein wesentlicher Rechtsunterschied stattfindet und daß auch auf die allmähliche Ausgleichung dieses Unterschiedes Rücksicht zu nehmen ist. Auf Einzelfragen konnte der Referent bei der Kürze der Zeit nicht eingehen, dagegen streifte er noch die Frage nach dem Werte einer sozialen Rechtswissenschaft.

Dieser ist nach Ansicht des Referenten nicht zu überschätzen. Zunächst wird man es nicht mit einer ganz neuen Wissenschaft zu thun haben, da auf einigen Gebieten (z. B. im Strafrecht) die Fachwissenschaft bereits einigermaßen die Aufgabe der sozialen Rechtswissenschaft besorgt, auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts (Eigentums- und Vertragsrechts) die sozialistische Kritik und die Nationalökonomie eine bedeutende, hauptsächlich allerdings kritische Thätigkeit sozialpolitischer Art geleistet haben. Noch weniger wird eine soziale Rechtswissenschaft ein neues Zeitalter sozialpolitischer Gesetzgebung heraufführen. Mengers Wort, daß die Juristen die Gesetze machen, ist im wesentlichen nur in dem Sinne zutreffend, daß sie sie ausarbeiten. Der Stoff, der Inhalt des Gesetzes wird der Hauptsache nach von den im Volke herrschenden Interessen und Anschauungen (den Parteien) geschaffen, im Kampfe der Interessen und Anschauungen entschieden, wie wir ja auch in neuester Zeit — trotz der vollständigen Unthätigkeit der Rechtswissenschaft auf diesem Gebiete — eine immerhin beachtenswerte Sozialgesetzgebung haben emporkeimen sehen. Ganz zweifellos aber wird der Einfluß der sozialen Rechtswissenschaft auf die Rechtsprechung sein. Heutzutage begegnet man oft bei den Gerichten einer Anschauung, als ob jede von den aufstrebenden Klassen gegenüber der geltenden Rechtsordnung geübte Kritik oder Bestrebung im Grunde rechtswidrig sei; ergiebt sich im einzelnen Falle, daß eine derartige Kritik oder Bestrebung keines der geltenden Strafgesetze verletzt, so spricht der Richter natürlich frei, hat aber die Empfindung, daß hier eine „bedauerliche Lücke" des Strafgesetzes vorliege. Dies ist sogar oft der Fall, wenn garnicht die Rechtsordnung, sondern nur die innerhalb derselben bestehenden Machtverhältnisse berührt werden (z. B. bei Strikes, Boykotts und dgl., die an und für sich gesetzlich durchaus zulässig). An diesem Zustande ist das dermalige, den sozialen Aufgaben gegenüber gänzlich passive Verhalten der Rechtswissenschaft — die ja den zukünftigen Richter erzieht und dem gegenwärtigen die vertrautere Kenntnis des geltenden Rechts vermittelt — wesentlich mit schuld. Eine soziale Rechtswissenschaft wird hier Wandel schaffen.

Im Januar sprach in unserer Abteilung der bekannte freireligiöse Prediger **Carl Scholl** aus Nürnberg vor überfülltem Saale über das Thema: „**Woher der Mangel an Charakter und Charakterfestigkeit in unserer Zeit?**" Der Redner wies darauf hin, daß wir uns in einem Übergangsstadium befinden, das zu erfreulichen Betrachtungen wenig Anlaß bietet. Wohin wir sehen, tritt uns das Haschen nach materiellen Gütern aller Art vor Augen. Die Genußsucht, der Ehrgeiz, die Gier nach Geld und Macht hat bei der Mehrzahl der Zeitgenossen das Gefühl für die eigentliche Menschenwürde erstickt. Der rein materielle Vorteil erscheint als das allein Erstrebenswerte und von Charakterfestigkeit ist wenig zu verspüren. Der Redner betonte, daß ihn fünfzigjährige Erfahrung wohl berechtige, auf diesem Gebiete seine Meinung auszusprechen, und er suchte die Frage zu beantworten, welche tiefere Ursachen diesen beklagenswerten Erscheinungen zu Grunde liegen. Vor allem hält er die religiöse Erziehung der Jugend für falsch. Die Eltern und Erzieher, die häufig selbst längst dem Dogmenglauben entwachsen sind, lassen es ruhig geschehen, daß ihren Kindern diese Dinge als Wahrheiten gelehrt werden. Es ist eine Charakterlosigkeit, daß sich so viele noch als Angehörige einer bestimmten Konfession bezeichnen, sich bei Volkszählungen und ähnlichen Gelegenheiten als Angehörige bestimmter Religionsgemeinschaften einzeichnen, die innerlich längst mit dem Glauben gebrochen haben. Wer da glaubt, daß die Religionsgemeinschaften in der heutigen aufgeklärten Zeit keine realen Mächte mehr sind, von maßgebenstem Einfluß auf die Erziehung der Jugend und die Lebensführung der Erwachsenen, der möge nur aufs Land gehen, um zu sehen, in welcher Weise die Geistlichkeit noch die Gemüter im Bann hält. Die Regierungen müssen selbstverständlich annehmen, daß Alle die, welche sich als Angehörige der Konfessionen bezeichnen, es auch von ganzem Herzen sind, und wenn sie dadurch zu Maßregeln veranlaßt werden, die aus dieser Annahme entspringen, dann sind nur die Charakterlosen dafür verantwortlich, die nicht den Mut haben, Farbe zu bekennen. Der Redner richtete einen Appell an die Eltern, die dem Glauben entwachsen sind, und stellte es ihnen als Gewissenspflicht hin, die Kinder nicht länger mehr in einer Konfession konfirmiren zu lassen, die für sie keine Wahrheit mehr sei. Er citierte die Worte, welche der der ethischen Sache zu früh entrissene v. Gizycki bei der Begründung der Gesellschaft gesprochen hatte, worin er diese Sünde gegen die Wahrheit als Todsünde bezeichnete, und sprach seine Freude und Genugthuung darüber aus, daß sich in den ethischen Gesellschaften wenigstens doch noch eine Anzahl charakterfester Geister zusammengefunden, die ihre Meinungen ohne Menschenfurcht frei zu bekennen wagen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 22. Februar 1896. | Nr. 8.

Inhalt: Die ethische Bewegung in der Arbeiterschaft. — Die mißliebige Justiz. Von Ernst Harmening. III. — Die Prometheussage und ihre ethische Bedeutung. Von Friedrich Jodl. (Schluß.) — Die Diskussion. Von H. Henle. — Bücherbesprechung: Gustav Maier, Der Kampf um Arbeit. (F. Staudinger.) — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung München. Jena.

Die ethische Bewegung in der Arbeiterschaft.

Eine hocherfreuliche Kundgebung geht uns soeben aus den der D. G. E. K. nahestehenden Kreisen der deutschen Arbeiterbewegung zu, nämlich ein Aufruf zum Anschluß an eine „sozial-ethische Vereinigung." Unsere Leser werden sich des Aufsatzes in Nr. 49 des vorigen Jahrgangs erinnern, in dem ein „sozialdemokratischer Mitläufer" die Bedeutung der ethischen Bewegung für die Arbeiterschaft mit folgenden Worten beleuchtete:

„Die Entstehung dieser Gesellschaft ist vielmehr nur der Ausdruck eines längst gefühlten Bedürfnisses vieler Menschen, welche entschlossen sind, die große Frage nach einem würdigen Gesellschaftszustande in würdiger, sachlicher und freier Weise zu diskutieren, unbeengt durch eine sogenannte Parteidisziplin. Aber, wenn hier auch kein Programm, keine Organisation vorliegt und liegen kann, so dürfte sich diese große Geisterfamilie doch unbewußt als Partei bethätigen, als Partei der Wahrheit und alles umfassenden Gerechtigkeit. Wie die heiligsten Gefühle nicht erst durch das Wort werden, was sie sind, sondern lange wirken, ehe sie offenbar werden, so wirkt der Geist, welcher in der D. G. E. K. lebt, schon heute unbemerkt reformbegeisternd und erziehend auf weite Kreise ein.

Dem gegenüber steht die Thatsache fest, daß in der Sozialdemokratie eine Spaltung der Ansichten vorgeht, ohne daß man es zugiebt, trotzdem man sogar immer wieder die Einmütigkeit betont. Sind nicht selbst die bewährtesten Vertreter der Partei jetzt beinahe isoliert? Hat nicht v. Vollmar schon halb gesiegt? Ist nicht die Erklärung der bayerischen Landtagsabgeordneten, daß sie die soziale Frage als eine Frage nach dem Wohle der gesamten Menschheit betrachten, bereits eine Aufforderung an alle, mitzuwirken an dem großen Werke, eine andere Auffassung des Klassenkampses? Der Satz des sozialdemokratischen Parteiprogramms: die Befreiung der arbeitenden Klasse muß das Werk der arbeitenden Klasse selbst sein, hat nur relative Bedeutung. Gewiß! Hätte die arbeitende Klasse sich nicht geregt, nicht durch ihr Ringen gezeigt, daß ihre Genossen allen andern gleichwertige, gleichedle, bildungsfähige Menschen sind, oder werden können, dann wäre die Kluft, welche traditioneller Kastengeist, Hochmut und Dünkel geschaffen haben, noch trennend, während sie so bereits geistig überbrückt ist. In diesem Sinne hat die Sozialdemokratie sogar verbindend gewirkt. Es ist eben im Ideenreiche nichts absolut, alles nur relativ; und die Kunst und das Bestreben, sich mit dem Gegner selbst zu verständigen, ein Haupterfolg der geistigen Thätigkeit. Dies Bestreben, diese Wahlverwandtschaft zieht so viele, selbst aus den Kreisen der Sozialdemokratie an, daß es denen, die nebenbei ein bißchen Geschäftspolitik treiben, gern einmal herrschen möchten, angst und bange wird. . . ."

Mit dem Verfasser dieser Betrachtungen wendet sich nun eine Reihe von Gesinnungsgenossen an weitere Kreise. Der Aufruf hat folgenden Wortlaut:

In diesem Aufrufe wenden wir uns an alle Volksgenossen, und speziell die werkthätigen Stände, mit der Bitte von dem Nachfolgenden Kenntnis zu nehmen, und sich uns anzuschließen, wenn sie mit den dargelegten Bestrebungen einverstanden sind.

Die Entwickelung unserer allgemeinen Erwerbsverhältnisse und sonstigen Zustände, sowie auch die Art, wie diese auf das gesellschaftliche und staatliche Leben einwirken, hat in weiten Schichten der Bevölkerung ein heißes Ringen und Streben hervorgerufen nach größerer Sicherheit der Existenz, nach der Erlangung eines größeren Anteils an den gemeinsamen Kulturgütern, und nach einem wahren Gemeinschaftsleben an Stelle der Abhängigkeit und der gegenseitigen Bekämpfung.

Diesem Vorwärtsdrängen stellt man von gewissen Seiten den Einwand entgegen, daß die Menschheit zu allen Zeiten sich mit ganz allmählichen Verbesserungen habe begnügen müssen. Ein zu heftiges Drängen könne die ruhige und natürliche Entwickelung nur stören und schließlich nur eine Zurückschleuderung in tiefere Nöte zur Folge haben.

Obwohl ein Körnlein allgemeiner Wahrheit in diesen Abweisungen enthalten ist, passen sie doch ganz und gar nicht auf die jetzigen Verhältnisse, in denen stellenweise auch nicht die leisesten Verbesserungen, sondern vielfach Verschlimmerungen zu erkennen sind. Gewiß wird es sich auch jetzt um Verhütung aller Gewaltsamkeiten von oben und unten handeln; gewiß wird Mäßigung auf allen Seiten erforderlich und sogenannte Überstürzung zu vermeiden sein.

Aber zwischen Überstürzung und kleinlichem zähem Festhalten an dem Gewohnten liegt eine Welt von soliden Möglichkeiten der wirksamsten und schleunigsten Verbesserung.

In einer Zeit der umwälzenden wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Entwickelung bedürfen auch die Formen des Zusammenlebens innerhalb der Gesellschaft gründlicher Erneuerungen. Da genügen nicht mehr die alten Grundsätze der Gesetzgebung und der Verwaltung, vor allem nicht mehr die alte Praxis des Beamtentums in Polizei und Gericht, ganz abgesehen von den auf der ganzen Entwickelung lastenden Nöten des Militarismus.

In Ausübung seines Rechtes auf Mitwirkung an der weiteren Gestaltung des Staatslebens, hat sich das Volk naturgemäß in verschiedenen Parteien zusammengeschlossen.

Die ungeheuren Spannungen und Reibungen der verschiedenen Interessen der einzelnen Volksschichten und die Art ihrer Vertretung haben aber eine Zerklüftung des Ganzen hervorgebracht, welche ein wahrhaft förderliches Zusammenwirken ausschließt.

Immer bitterer und heftiger zeigt sich die Unduldsamkeit und die Verkennung auf allen Seiten, und der Gewaltpolitik wird immer mehr das Wort geredet.

Und doch muß das ganze Volk zusammen arbeiten, um rechtzeitig natürliche und vernünftige Wege der Entwickelung zu eröffnen, deren bloßes Betreten schon den unseligen Druck mildern wird, der auf uns allen lastet. Nur ein solches gemeinsames Vorgehen kann uns vor dem Ausbruche verhängnisvoller Gewaltsamkeiten von oben und unten bewahren.

Jene Wege der Gemeinsamkeit beginnen sich jetzt zu lichten, denn allmählich hat auch auf der Seite der bessergestellten Klassen die Menschenliebe und der Gerechtigkeitssinn eine nach der Zahl ihrer Vertreter noch kleine, aber in ihren mittelbaren Wirkungen bereits mächtige Propaganda wahrer Brüderlichkeit hervorgerufen. Wir erblicken dieselbe vorzugsweise in der ethischen, in der Egidyschen und in der jungen christlich-sozialen Bewegung. Weit über die Kreise der erklärten Anhänger dieser Bewegungen hinaus erkennen wir ihre Wirkungen in deutlichen Anzeichen einer liebevolleren und weiseren Beurteilung der Bestrebungen der verschiedenen Volksklassen.

Es scheint uns an der Zeit zu sein, daß auch in der Arbeiterschaft das neue Vertrauen, welche diese Anzeichen in uns erwecken, durch die Anerkennung des gemeinsamen Bodens, den jene Bestrebungen für die sozial-ethische Entwickelung des Zusammenwirkens des Volkes geschaffen haben, zu einem lebhaften Ausdrucke gelange, nicht bloß in Worten, sondern auch in einer Organisation

zur Pflege gerechten Denkens und der daraus hervorgehenden Antriebe und Vorschläge für wahrhaft förderliches soziales Vorgehen.

Ebenso wenig, wie sich die Leiter und Anhänger der vorerwähnten sozial-ethischen und christlichen Bewegungen durch die Zugehörigkeit zu denselben in ihren Lebensstellungen und sonstigen Bethätigungen, sowie in ihren Ansichten über Regierungsform und religiöse oder politische Bestrebungen beeinträchtigen lassen, indem sie nur überall der sittlichen Freiheit und der Selbstüberwindung, der Duldung und der Gerechtigkeit die Ehre und die höchste Stelle zu geben suchen; ebenso wenig werden die Volksgenossen, welche uns beitreten wollen, durch den Anschluß an unsere sozial-ethische Vereinigung in ihren politischen, religiösen oder sonstigen Ansichten und dem entsprechenden Wirken beeinträchtigt, sondern auch darin nur wahrhaft gefördert werden.

Unser Streben ist es, durch freiesten, in den Grenzen des Anstandes und des freundschaftlichen Entgegenkommens sich haltenden Austausch der Meinungen über die wichtigsten und dringendsten Fragen des sozialen Lebens Klarheit zu schaffen. Ohne durch sogenannte Parteidisziplin oder irgend einen Meinungsterrorismus oder durch Standes- und religiöse Vorurteile behindert zu werden, wollen wir dem Einzelnen Gelegenheit geben, seinen geistigen Gesichtskreis zu erweitern und zu vorurteilslosem, wahrhaftigen Denken zu gelangen, vornehmlich über solche Angelegenheiten, welche die Volks- und Arbeiterkreise besonders berühren.

Innerhalb der umfassenderen Organisation soll durch freundschaftliches Zusammentreten in kleineren Kreisen die wahrhaft brüderliche Gesinnung und gegenseitige Hilfsbereitschaft gestärkt werden.

Dem Geiste unserer sozial-ethischen Vereinigung wollen wir aber nicht bloß in unsern Versammlungen, sondern auch durch Verbreitung kleinerer Schriften und durch gemeinsame Einrichtungen für gegenseitige Unterstützung Ausdruck und Wirkung in weiteren Kreisen zu geben suchen.

Ein direktes Einwirken auf politische Angelegenheiten ist ausgeschlossen, umsomehr als jede einseitige politische Färbung dem gedeihlichen Wirken der Vereinigung in Bezug auf gegenseitige Aufklärung und Verständigung hinderlich sein würde.

Es bleibt ja dem Einzelnen unbenommen, außerhalb der Vereinigung nach der ihm gewordenen Einsicht und der sich ihm darbietenden Gelegenheit wirksam zu sein.

Wir verstehen angesichts der besonderen Verhältnisse der Großstadt Berlin, daß sich dort die ethische Bewegung in der Arbeiterschaft einstweilen selbständig organisieren will. An anderen Orten Deutschlands wird selbstverständlich hierdurch der Eintritt der Arbeiter in die Abteilungen der D. G. E. K. keine Beeinträchtigung erfahren, ebenso wenig wie die bisherige Zugehörigkeit von Sozialdemokraten zur D. G. E. K. Andrerseits wird es aber eine ganz entsprechende und erfreuliche Entwickelung bilden, wenn an solchen Orten, an denen noch keine Organisation der ethischen Bewegung besteht, die Arbeiter durch Begründung sozial-ethischer Vereinigungen den Anfang machen und dann die mit der ethischen Bewegung sympathisierenden Elemente der bürgerlichen Gesellschaft diesen Vereinigungen der Arbeiter beitreten.

Die mißliebige Justiz.

Von Dr. Ernst Harmening in Jena.

III.

Die Erklärung für die von den Rechtsuchenden behauptete Unzulänglichkeit des Richtertums liegt in verschiedenen Umständen.

Zunächst darf nicht vergessen werden, daß die Richter *von heutzutage an sich einer schwereren Aufgabe gegenüberstehen als die Richter der um Jahrzehnte zurückliegenden Zeitläufte.*

Wir stehen an der Wende eines Jahrhunderts, das nicht bloß große politische Kämpfe aufzuweisen, sondern vor allen Dingen die sog. soziale Frage zur Lösung unterbreitet hat. Der Streit um die soziale Reform — ob überhaupt solche nötig, und wenn ja, ob radikal oder gemäßigt — kann das Richtertum nicht unbeeinflußt lassen, weil das Streben nach einer gesellschaftlichen Umordnung zugleich einen Ansturm auf die gewohnte *Rechtsordnung* bedeutet.

Die gegenwärtigen Inhaber der Richtersessel empfingen aber ihre Ausbildung zu einer Zeit, wo sich die Rechtslehrer an den Universitäten um einen Zusammenhang der wirtschaftlichen Gerechtigkeit mit dem hergebrachten Gesetzesrecht nicht kümmerten. Daß der geltende Rechtszustand von einem großen Teile des Volkes — besonders von den besitzlosen arbeitenden Klassen — bereits als ein Unrechtszustand empfunden wurde, blieb ihrer Einsicht verschlossen. Was konnte man von einem Professor der Jurisprudenz vor 10 oder 20 Jahren erwarten, wenn noch am 5. Februar 1896 eine solche Autorität dieses Fachwissens, wie Herr Geh. Hofrat Dr. Sohm in Leipzig unbestreitbar ist, unter der Heiterkeit der sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage behauptet, „daß die *Arbeiterfrage in der Hauptsache*, in einem Hauptstück wenigstens, *darin bestehe, daß höhere Löhne notwendig sind!*“

Wird eine solche Persönlichkeit, mit ihren fundamentalen Rechtskenntnissen auf einen Richterstuhl gesetzt, Handlungen zutreffend beurteilen, bei denen beispielsweise der dolus, das rechtswidrige Bewußtsein, nach dem innersten Gefühl des Thäters zu bemessen ist und dieser zu seinen Entschlüssen von der Überzeugung, ein wirtschaftliches Unrecht abzuwehren oder niederzukämpfen, geleitet wurde? Würde nicht ein solcher Jurist, dessen Einsicht in den Kern der Arbeiterfrage mit der Auffassung des Herrn Prof. Sohm sich deckt, in manchen Fällen unbedenklich niedrige Motive und bösen Vorsatz annehmen, wo ein sozialwissenschaftlich durchgebildeter Mann *berechtigte Absichten* vermutet?

Ich meine daher, die vollständige Beherrschung aller Gesetze und Rechtsnormen genügt noch nicht, um im Kampfe um die wirtschaftliche Befreiung gerecht zu entscheiden, wenn das Verständnis für das Wesen des Sozialismus fehlt und die Begriffsfähigkeit bei der Ergründung des Gedankenganges eines Rechtsuchenden zur Zeit der Handlung die Folge versagt.

So kommt es, daß sich Richter und Parteien oft unverstanden gegenüberstehen und schwerwiegende Urteile erlassen werden, denen das Beste fehlt, womit die Justiz wirken kann: *eine überzeugende Begründung.*

Der Jurist, der die Universität verläßt, weiß, daß es eine „Normwidrigkeit“ ist, gegen gesetzliche Vorschriften zu verstoßen. Daß es auch Unrechtszufügungen giebt, bei denen nicht gegen das Gesetz gehandelt wird, liegt seinem Ideenkreise fern. Wer das ihm in den Vorlesungen oder durch die Kompendien bekannt gegebene Recht nicht als sakrosankt bewertet, ist ihm bereits verdächtig. Der Jurist hält sein Studium für das vornehmste, sich selbst für den „feudalsten“ Studenten; er konserviert nicht nur die Vorurteile, die er mit auf die Hochschule gebracht hat; er vermehrt ihren Vorrat häufig noch durch die besonderen Arten, die unter den akademischen Bürgern heimisch sind. Schon von Hause aus der Regel nach ein Sprößling der wohlhabenden Klasse, fühlt er sich in seinem Besitzstande durch jeden Proletarier beeinträchtigt, der mit der gewohnten Ordnung nicht zufrieden ist. Was er als Student der Rechte war, bleibt er als Richter: *ein Gegner der ihm nicht gesinnungsverwandten Partei.* Wohl ist ihm gelehrt worden, daß der Richter seines Amtes über den Parteien walten, daß er *ohne Ansehen der Partei und der Person* Recht sprechen soll. Aber ohne sich über seinen Fehler Rechenschaft zu geben, versteht er oft darunter, daß er auch *ohne die Kenntnis der Parteien und ihrer Meinungen* das Gesetz anzuwenden habe. In diesem Irrtume befangen und weiter gleitend, hält er es schließlich für einen Akt der Gerechtigkeit, einen Gesinnungsgegner zu strafen, wenn eine *Auslese der dienlichen Momente* aus den Beweiserhebungen die Verurteilung *gestattet*, anstatt zu untersuchen, ob bei Abwägung *aller* für und wider sprechenden Umstände ein Thatbestand sich ergiebt, auf den ein Strafgesetz angewendet werden muß.

Weder für die Mangelhaftigkeit der Universitätsbildung, noch für die verfehlte praktische Schulung trägt der junge Jurist an erster Stelle die Verantwortung. Das Verschulden trifft vielmehr die, die ihm Vorbilder sein sollten, aber nicht sind.

Seine eigene Schuld beginnt aber in dem Augenblicke, wo ihm bekannt wird, daß das rechtsuchende Volk Klagen erhebt, und wenn er nun noch unterläßt, mit sich selbst und seinem beruflichen Thun und Lassen strenge ins Gericht zu gehen.

Die Prometheussage und ihre ethische Bedeutung.

Nach einem Vortrage von Prof. Dr. Fr. Jodl in Prag.

IV.

Und jetzt erst zeigt sich uns die ganze Größe des Goetheschen Prometheus, jetzt erst bietet sich der Beweis für den vorhin ausgesprochenen Satz, daß hier der alte Mythus seine höchste und im eigentlichen Sinne moderne Entwickelungsstufe erreiche. In der Weise Byrons und Shelleys tobt nur der Unfreie gegen den Herrn; es ist die Sprache der Oppositionspartei gegen den Tyrannen und Despoten. Sie kämpfen mit leidenschaftlicher Erbitterung gegen den patriarchalischen Gottesbegriff, der die Welt als eine große Kinder- und Schulstube betrachtet hatte; sie verwarfen als Dichter des modernen Pessimismus jede Möglichkeit, dies von Leiden aller Art verzerrte Dasein als das Werk eines zugleich allmächtigen und allgütigen Wesens zu betrachten. Goethes Prometheus weiß nichts von alledem. Das Überweltliche, daran jene sich gebunden fühlen, liegt wie ein blasser, dämmeriger Schatten auf seinem Wege. Er schreitet in ihn hinein und über ihn hinweg; aber er ringt nicht mit ihm. Das Überweltliche ist nur furchtbar, solange es geglaubt wird, solange es innerlich Macht über uns hat. Darum kann bei dieser Auffassng die Lösung des Prometheus auch nicht von außen geschehen, sondern nur von innen. Richtiger gesagt, es bedarf keiner Lösung, weil dieser Prometheus von den Göttern nicht gefesselt werden kann. Sie haben keine Macht über ihn; sie existieren gar nicht für ihn als handelnden und thätigen Menschen. Jedes Abkommen mit ihnen ist der Beginn der Knechtschaft.

„Sie wollen mit mir teilen, und ich meine,
Daß ich mit ihnen nichts zu teilen habe.
Das, was ich habe, können sie nicht rauben,
Und was sie haben, mögen sie beschützen."

Das Reifen dieser Einsicht, daß der Mensch ganz allein auf sich gestellt ist, daß sein wahres und unzerstörbares Eigentum nur „der Kreis ist, den seine Wirksamkeit erfüllt, nichts drunter und nichts drüber," ist die wahre Befreiung des Prometheus, dessen Fesseln nur selbstgeschmiedete sind, Bande der Unmündigkeit, der geistigen Befangenheit.

„Hast du mich nicht oft gesehen",

so frägt Goethes Prometheus die vermittelnde Minerva,

„In selbsterwählter Knechtschaft
Die Bürde tragen, die sie (die Götter)
In feierlichem Ernst auf meine Schulter legten?
Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk auf ihr Geheiß,
Weil ich glaubte, sie sähen das Vergangne,
Das Zukünftige im Gegenwärtigen,
Und ihre Leitung, ihr Gebot,
Sei uranfängliche, uneigennützige Weisheit?"

Es entspricht ganz dem Sinne dieser Auffassung, wenn bei Goethe in seinem Prometheus-Fragment sich der ganze Schwerpunkt des Mythus verschiebt. Der erste Akt beginnt mit dem, was in den übrigen Bearbeitungen den Schluß bildet: der Befreiung des Prometheus von den Göttern, d. h. der Emanzipation vom Überweltlichen.

Nur ängstliches Schulmeistertum kann sich an die Ansicht klammern, der Prometheus dieses dramatischen Fragments bedeute lediglich den aus dem Innersten strömenden genialen Schöpfungsdrang des Menschen als Künstler, der sein produktives Talent als den einzig sicheren Halt gefunden hat, da alles Andere um ihn her zu wanken beginnt.

Gewiß: von den alten Zügen des Mythus hat Goethe zunächst den aufgenommen, welcher den Prometheus als Menschenbildner darstellt. Er zeigt ihn als Künstler in der Werkstatt vor seinen Bildsäulen, denen Minerva das Leben giebt, und unter ihnen Pandora, die er vor allem liebt. Aber der Titanismus des schaffenden Künstlers ist doch selbst nur ein Symbol eines Größeren und Höheren: des Menschenbildners im ethischen Sinne, des geistigen Führers der Menschheit, des großen Kulturträgers, der die Menschen lehrt, auf die eigene Kraft, auf die eigene Vernunft zu trauen und die Hilfe von oben als einen süßen Traum der schwachen Hilflosigkeit, der unmündigen Jugend zu belächeln.

„Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus und ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne — als wenn drüber wäre
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meines,
Sich des Bedrängten zu erbarmen."

Aber die Hilfe, ist sie von da jemals gekommen? Hat dies Droben eine wirkliche Kraft im Leben?

„Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal —
Meine Herren und deine?"

In der That: nicht bloß das Problem der Kunst und der künstlerischen Genialität war es, was Goethe hier beschäftigte, sondern das Kulturproblem in seinem tiefsten, ethisch-religiösen Sinne. Dies erkennt man aus der merkwürdigen Scene mit Pandora, in welcher Prometheus diesem seinem Lieblingsgeschöpf jenen verhängnisvollen Wendepunkt eines jeden Erdendaseins, den Tod, jene älteste Einlaßpforte für Mysterien aller Art, als den erfülltesten Augenblick des Daseins, als ein ewiges Recht eines jeden Menschen aufweist; und der Fortgang des geplanten Dramas sollte wohl die Schilderung des reinen, lediglich auf sich selbst ruhenden Menschentums enthalten, wie es aus eigener Kraft sich entfaltet und sich ewig läutert und fortbildet.

Wenn dies Goethes Absicht wirklich einmal war, so ging sie jedenfalls weit über die Grenzen des Dichterisch-Darstellbaren hinaus — aus dem einfachen Grunde, weil die Richtung, in welche Goethe Prometheus wies, von der Menschheit bis auf den heutigen Tag überhaupt weder eingeschlagen noch konsequent verfolgt worden ist.

Und mit diesen Schwierigkeiten sehen wir auch den geistvollen Zeitgenossen kämpfen, welcher, das Prometheusproblem da aufnehmend, wo Goethe es fallen gelassen hatte, in einer an hohem dichterischen Schwunge und großen Gedanken reichen episch-lyrischen Dichtung jenen Werdegang der Menschheit zu schildern versucht hat. Dieser Werdegang der wirklichen, der historischen Menschheit, welchen Lipiner in zaubernden Bildern gezeichnet hat und den er seinen Prometheus aus mitfühlendem Vaterherzen sinnend und denkend solgen läßt, ist ein Labyrinth — welches zu keinem reinen Bilde, zu keinem klaren Begriffe führt.

Prometheisch, im Sinne Goethes, kann die Menschheit vielleicht einmal werden; aber sie ist es bis jetzt nicht.

Aber auf die dramatische Gestaltung der Idee, welche Goethe einst zum Prometheusmythus hingeführt hatte, ist von ihm gleichwohl nicht verzichtet worden. Er hat sie gegeben im Faust. Die Anfänge desselben fallen mit dem Prometheus-Fragment zusammen. Und wer sieht nicht den tiefen innern Zusammenhang beider Dichtungen? Das Prometheusdrama wagte den kühnen Versuch, das ganze große Leben der Menschheit zu umspannen und mußte sich folgerichtig zu einer dichterischen Philosophie der Geschichte vertiefen; die Faustdichtung eröffnet dieselbe unendliche Perspektive, nur mit dem tiefgreifenden Unterschied, daß sie an Stelle der dichterisch nicht darstellbaren ganzen Menschheit einen titanischen Einzelhelden setzt, der entschlossen ist, der ganzen Menschheit Wohl und Weh in seiner Brust zu tragen und so sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitert.

Und daß die Lösung dieser Aufgabe von dem dichterischen Greise Goethe ganz in demselben Sinne gegeben worden ist, wie sie einst der stürmende Titanenmut des Jünglings vorempfunden, daß also Goethes Weltanschauung im Laufe eines langen, vom reichsten geistigen Gehalt erfüllten Lebens sich nur immer vertieft und geklärt, aber nicht geändert hat, beweist der zweite Teil des Faust, dessen abschließende Welt- und Lebensweisheit wie ein Echo dessen klingt, was wir aus dem Munde des Prometheus vernommen.

„Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt!
Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?
Was er erkennt, läßt sich ergreifen!“

Aber wie es verkehrt und einseitig gewesen wäre, die Weltanschauung des Äschylos aus den Verwünschungen des gefesselten Titanen konstruieren zu wollen und den attischen Dichter zu einem modernen Pessimisten zu machen, so wäre es nicht minder verfehlt, in Goethes Weltansicht nur die Abwendung vom Überweltlichen und dem naiv-religiösen Vorsehungsglauben zu erblicken und diesen Vertreter edelster Humanität etwa zu einem ethischen Materialisten zu stempeln, wie es gewisse wohlbekannte Tendenzen heute giftiger denn je versuchen. Nicht dies ist der Sinn des Goetheschen Prometheus-Gedankens, das Göttliche überhaupt aus der Welt zu weisen, sondern ihm vielmehr die richtige Stellung zu geben im Geist und Herzen der Menschheit.

Nur eine Welt, aus der Ideale verschwänden, würde in Wahrheit eine götterleere, eine gottlose Welt sein; aber das Ideal finden wir nicht außer uns in Welt und Natur als eine fertige gebietende Macht: wir müssen es in uns und um uns schaffen, in heißer Arbeit.

So stehe denn, wie in Goethes Gesammelten Werken so auch hier, dicht neben dem himmelstürmenden Trotz des Prometheus-Hymnus jener wunderbar schöne Gesang:

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!
Denn das allein unterscheidet ihn
Von allen Wesen, die wir kennen . . . .
Denn unfühlend ist die Natur . . . .
Wind und Ströme, Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg und ergreifen
Vorübereilend Einen um den Andern.
Auch so das Glück tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen, schuldigen Scheitel.
Nach ewigen, ehrnen, großen Gesetzen
Müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden.
Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet, wählet und richtet,
Er kann dem Augenblick Dauer verleihen.
Er allein darf den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und Retten,
Alles Irrende, Schweifende, nützlich verbinden.
Und wir verehren die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen thut oder möchte.
Der edle Mensch sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er das Nützliche, Rechte;
Sei uns ein Vorbild jener geahneten Wesen!“

Erst mit diesem Gedichte schließt sich Goethes Anschauung zur vollen Einheit zusammen. Nur wer in so ernsten und erhabenen Worten dem befreiten und gänzlich auf die Thatkraft seines Willens und seiner Einsicht gestellten Menschen den tiefsten Lebensgehalt erschließen konnte, durfte mit so himmelsstürmendem Trotze dem Glauben an überirdische Mächte den Krieg erklären. Wenn auch in anderer Form, ist auch der modernen Prometheus-Dichtung die Lösung des Titanen gleichbedeutend mit der sittlichen Weihe der Menschheit. . . .

Wir stehen am Ende unserer Betrachtungen und blicken zurück. Von der dehnbaren Entwickelungsfähigkeit des Mythus sind wir ausgegangen; wir haben sie am Prometheus-Mythus in vollem Maße wiedergefunden. In seiner durch drei Jahrtausende laufenden Geschichte sehen wir ihn zum Gefäß werden für den entgegengesetztesten Gehalt: für die beiden Weltanschauungen, die, seit Menschen denken, einander gegenüberstehen und gleich unversöhnlich bleiben werden, so lange es eine Geschichte des Geistes giebt. Es giebt viele Namen für diesen Gegensatz: aber sie alle könnten nur umschreiben, was Ihnen, wie ich hoffe, die verschiedenartige Behandlung der Prometheussage bei verschiedenen Dichtern selbst zu lebhafter Empfindung gebracht hat. Von Äschylos werden die einen, von Goethe die andern die wahre Lösung für gegeben halten, und daß beide einander völlig und in jedem Sinne ausschließen, wird jedem um so klarer werden, je ernstlicher er sich mit beiden Anschauungen beschäftigt. Welche die richtige ist, das habe ich nicht zu untersuchen: das sagt jedem die Stimme in der eigenen Brust — aber je nachdem sie spricht, wird und muß es sich bei Jedem entscheiden, welches von beiden er ist: ein Promethide im antiken oder ein Promethide im modernen Sinn, ein religiöser oder ein freier Mensch.

Aber Eines gilt für Alle. Nicht umsonst erscheint Prometheus in der Sage als Bildner der Menschen, d. h. als ihr Stammvater. Die alte Sage verstand das in physischem Sinne. Wir deuten es im geistigen, wenn wir uns Promethiden nennen; denn schließlich gilt ja doch von Jedem des Dichters Wort:

„Ja, ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.“

Die Diskussion.

Von C. Henke, Lederarbeiter in Berlin.

Eine sehr anregende und in vieler Hinsicht nützliche Gepflogenheit unseres Gesellschafts- und besonders Versammlungslebens ist die Diskussion. Die Vorteile derselben sind so hervorleuchtend, daß es fast überflüssig ist, dieselben besonders anzuführen. Gerade für die ärmeren Volksgenossen, denen es an Zeit und Mitteln zu umfassender Beobachtung des öffentlichen Lebens und ausreichendem Erkennen alles Wissenswerten fehlt, ist die öffentliche Erörterung ein Hauptmittel, um sie vor Einseitigkeit zu bewahren und ihre Freude an der Behandlung dessen rege zu halten, was uns alle interessiert oder doch interessieren sollte.

Die in dem lebhaften Meinungsaustausche sich entfaltende geistige Kraft bietet so viel Gelegenheit, das Menschenwesen zu studieren und Menschenkenntnis zu sammeln, bietet so viel Vergnügen, daß man immer wieder gern einer Diskussion beiwohnt, auch wenn ihre Unannehmlichkeiten sich ab und zu geltend machen. Einmal sieht man sich veranlaßt, Fragen zu stellen, um etwaige Lücken auszufüllen, welche durch Überhören eines Satzes oder kleine Ungenauigkeiten des Vortragenden entstanden sind; andererseits wünscht man auch wohl, den öffentlichen Redner, der in seinen Darlegungen Behauptungen aufgestellt, Schlüsse gezogen hat, die uns nicht richtig scheinen, zu widerlegen; denn jedes Gefühl von Verletzung der objektiven Wahrheit oder der Logik läßt einen Stachel in uns zurück, welcher in der einen oder andern Hinsicht nachteilig wirkt.

Daß aber auch diejenigen, welche den Anwesenden durch Vorträge Belehrung und Erweiterung ihres Gesichtskreises vermitteln, innerhalb der Diskussion manchen schätzbaren Wink, manches Neue finden können, ist allbekannt.

In allgemeiner Anerkennung der oben angeführten Erwägungen sind auch die Diskussionen sehr beliebt, und bei immer fortschreitender Verallgemeinerung der parlamentarischen Formen und Beachtung ihrer Regeln herrscht die schöne Sitte, alle Redner mit Ruhe anzuhören und die augenblickliche Stimmung zu bemeistern, weil in jedem Teilnehmer an einer Versammlung das Bewußtsein wohnt, daß er das, was ihm nicht gefällt, zur Sprache bringen kann, wenn die Reihe an ihn kommt.

So findet man auch, daß, je höher das geistige Niveau einer Versammlung liegt, um so größere Rede- und Diskussionsfreiheit, aber auch um so geduldigeres und ruhigeres Anhören der Redner von seiten der Versammlung geübt wird.

Eine solche Versammlung gleicht gewissermaßen einer Schule, in der man Selbstbeherrschung üben lernt, weil gerade hier die Geduld oft auf eine harte Probe gestellt und weil man in der Kundgebung augenblicklichen Unwillens nicht direkt gehindert wird.

Wenn man aber von Übung der Selbstbeherrschung spricht, so hat man damit zugleich angedeutet, daß diese schöne

Tugend noch nicht in dem gewünschten Maße verallgemeinert ist; und in der That wird sie oft von anderen nicht minder schönen Eigenschaften des Menschenwesens bedrängt. Je naturwüchsiger, je ursprünglicher, aufmerksamer und teilnehmender die Zuhörer sind, desto mehr laufen sie Gefahr, oft gegen ihren Willen die Versammlung zu stören.

Es wäre echt pharisäisch von mir, wenn ich mir erlauben wollte, gleichsam den Schulmeister zu spielen; gerade ich fühle mich veranlaßt offen einzugestehen, daß ich die Gesetze goldner Mäßigung nicht immer streng respektiert habe, und weiß, wie schwer es mir oft noch werden wird, mich zu bemeistern. Aber die strenge Selbstprüfung, welcher ich mich beständig unterziehe, hat wenigstens eine prinzipielle, eine geistige Gesetzmäßigkeit in mir herangebildet, so, daß ich schon bei der leisesten Ermahnung, welche der Vorsitzende an die Versammlung richtet, oder durch den Ausdruck des Unmutes auch nur eines Versammlungsteilnehmers an meine besseren Vorsätze, sowie auch an die sie unterstützenden Zweckmäßigkeitsgründe erinnert werde. Die Zweckmäßigkeitsgründe, welche mir selbst so wirksam die Zügel halten, sind folgende:

Da jede Diskussion doch nur den Zweck haben kann oder soll, das für richtig Erkannte oder Gehaltene anderen mitzuteilen, so ist es erforderlich, daß man in dem Hörer Interesse und jene wohlthuenden Empfindungen erweckt, welche guter und gesitteter Umgang hervorbringen, daß man ihm also mit Achtung, Höflichkeit und Schonung seiner Eigenart entgegentritt und seine Aufmerksamkeit rege hält.

Im andern Falle wird man gemieden oder nur geduldet; jedes drängende, stürmende Zureden verschließt Herz und Ohr und der Zweck geistigen Verkehrs, nützlicher Gedankenaustausch wird verfehlt. Sehr peinlich wirken stets Übertreibungen aller Art; Verherrlichung des einen, Herabsetzung des andern und geflissentliche oder gar bewußte Unwahrheiten fordern Protest heraus und schaden immer der Sache, die man vertreten will.

Nachdem in Vorstehendem angedeutet wurde, daß der Wert der Diskussion sehr leicht durch Verkennen und Außerachtlassen ihrer wichtigsten Grundlagen in Frage gestellt werden kann, dürfte es am Platze sein, auf einige Ursachen der Mißhelligkeiten in der öffentlichen Erörterung hinzuweisen:

Die vornehmste Ursache ist wohl die soziale Gegensätzlichkeit, welche gerade in den Versammlungen herrscht, die das löbliche Bestreben haben, Verständigung zwischen den Angehörigen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu vermitteln, zu denen, wenigstens im Prinzip, auch die sozialdemokratischen Versammlungen gehören.

Im Prinzip sagte ich, und dies schließt die Erkenntnis ein, daß es in der Praxis noch anders ist.

Allerdings kommt man zusammen, um sich zu unterrichten, zu hören; aber erfordert schon das bloße Hören eine gewisse Uebung, so wird es noch durch allerlei störende Einflüsse erschwert.

Oft sind es mangelhafte Akustik, Fehler des Gehörs beim Einzelnen, aber auch der weit verbreitete Mangel an der Fähigkeit sich für jedermann verständlich auszudrücken, was Irrtümer und Zwist hervorbringt. Sehr oft ist es aber auch ein zu kunstvoller Satzbau mit seinen vielen Nebensätzen, Beifügungen und Ergänzungssätzen — Schönheiten, welche ein durchaus verständiges, gebildetes, nicht nur sogenanntes besseres Publikum voraussetzen — was zu Mißverständnissen führt.

Machen sich vorstehende Umstände geltend in Versammlungen Gleich- oder annähernd Gleichgesinnter, dann haben sie keine besondere Wirkung; man übt Duldung oder wird durch die Majorität zu ihr genötigt; bei möglichen Zweifeln setzt man seinerseits bereitwillig Mißverständnis voraus und fragt dann höchstens höflich an, ob dies oder jenes wirklich so gemeint gewesen sei, wie man es verstanden. Allerdings werden solche gleichartige Versammlungen auch langweilig, wie trübe dahinschleichende Gewässer.

Anders ist es, wo man Wortstreit mit anders Denkenden vermuten kann oder gar Klassengegensätze die Kampfeslust bei einigen herausfordern; obgleich gerade hier die Thorheit leidenschaftlichen Verhaltens am leichtesten zu erkennen ist, weil die, welche Verständigung suchen und bringen wollen, doch unzweifelhaft die besten ihrer Klasse sind und die schlimmen Elemente auf beiden Seiten überhaupt gar keine Berührung suchen. Bringt jemand also Streitlust mit in eine Versammlung, dann steht er immer auf der Wacht; wünscht und hofft, sein vermeintlicher Gegner möge sich eine Blöße geben, und greift eine Sache an, die schließlich nur in der Einbildungskraft des Kampflustigen ihren Ursprung hat und lebt, dann tritt an die Stelle der Erörterung, Untersuchung, was ja die Bedeutung des Wortes Diskussion ist, der Streit, und statt mit Gründen, Schlüssen wird mit persönlichen Angriffen operiert. Der Boden der Diskussion wird immer dann verlassen, wenn man vom Gegenstande abschweift und fremde Gesichtspunkte vorführt; und kann man sich nicht wundern, wenn die, welche das Wesen und die Bedeutung der Diskussion hochhalten, ihre Grenzen streng respektiert wissen wollen.

Will man aber gar zu streng sein, dann kann der schöne Brauch der öffentlichen Erörterung in Gefahr kommen beseitigt oder nur vereinzelt geübt zu werden, und ein Hauptbildungsmittel wird unbenutzt gelassen.

Hier muß dann das einsetzen, was vieles auszugleichen vermag, die Geduld und Nachsicht, wie es kürzlich in einer Berliner Versammlung von einem Diskussionsredner so treffend und würdig betont wurde, welche Ansicht auch in den Wirkungen des maßvollen, von ethischen Grundsätzen diktierten Schlußwortes seitens des Vortragenden glänzende Bestätigung fand.

Man wolle sich nur immer vergegenwärtigen, daß heftige, kurzsichtige Redner äußerst selten sind und meistens nur darum lästig fallen, weil sie oft sprechen, eben weil sie sich selbst gern hören; stets ein Zeichen mehr bedauerns- als hassenswerter Gemütsverfassung; auch wolle man ferner bedenken, daß solche Redner ihrer eigenen Sache mehr schaden, als ihren Gegnern, indem sie die vorurteilslosen Hörer der gemäßigteren Seite zuführen. Heftige Redner gleichen in ihrem Wesen und in ihrem numerischen Verhältnis zur Gesamtheit den Mißtönen in einem Konzert; wer sie nicht ertragen kann, geht leicht auch anderer Freuden verlustig.

Wenn vorstehende Betrachtungen nun die Diskussion im allgemeinen behandelten, so hat die Sache für meine Klassengenossen noch eine engere Bedeutung. Gerade in der Diskussion können wir durch unser Verhalten zeigen, daß wir auf der geistigen und sittlichen Höhe unserer Zeit stehen und nicht jene Phrasenhelden sind, als welche wir sonst von Tendenzschriftstellern und Dichtern gegnerischer Richtungen hingestellt werden. Es giebt viele Arbeiter, welche überzeugt sind, daß nur durch Zusammenwirken mit den besseren Elementen der besitzenden Klasse eine allgemeine Hebung unserer Klasse in absehbarer Zeit bewerkstelligt werden kann; aber auch die, welche der radikaleren Anschauung zuneigen, dürften einsehen, daß eine mildere Kampfesart große Vorteile bringt. Zur Zeit haben unsere wirtschaftlichen Gegner noch die Verwaltung und die Justiz in den Händen. Kein Gesetz, das sich nicht durch Interpretation und scharfe Handhabung fühlbarer machen läßt, bei dessen Anwendung nicht, ganz in bester Form des Rechts, doppelt, dreifach schwere Opfer gebracht werden müssen. Man denke nur an die Schöffen- und Schwurgerichte. Aber auch die Berufsgerichte werden durch die öffentliche Meinung beeinflußt, welcher sich überhaupt kaum ein Faktor des staatlichen Organismus entziehen kann. Kein Zweig der Verwaltung, der nicht durch entsprechende Behandlung Gutes oder manchmal gar Böses, je nachdem die Stimmung in den betreffenden Kreisen ist, für uns tragen könnte. Wir haben nicht zu betteln, ganz richtig; aber da wir machtlos sind und die einzige Macht, von der uns immer erzählt wird, die große Masse immer wetterwendisch, zerfahren war, ist und, so lange sie auf dem heutigen geistigen und wirtschaftlichen Standpunkte erzogen wird, auch bleiben wird, sind alle unsere Proteste machtlos und unser häufiges Beschließen und Resolvieren wird zum Kinderspott. Nur

wenn wir die öffentliche Meinung für uns gewinnen und Freunde und Fürsprecher auch auf jener Seite haben, können wir den Lauf der Dinge mitbestimmen.

Man braucht deshalb noch nicht mit gekrümmtem Rücken herum zu laufen, sondern kann sich seines Wertes und seiner Würde wohl bewußt sein. Man lasse sich nicht vorgaukeln, daß höhere Bildungsgelegenheit und größeres Wohlergehen jene Menschen alle mit dünkelhafter Verachtung gegen uns erfüllt haben. Nein! Aber jene Menschen können naturgemäß den auf uns lastenden Druck nicht so fühlen wie wir, weil sie ihn nur mittelbar kennen lernen, durch unsere Berichte; daher auch, trotz guten Willens, die kältere, ruhigere Betrachtung der Entwickelung; welche Ruhe in der Erkenntnis ihren Hauptgrund hat, daß, so bedauerlich auch die Zustände sind, sie sich doch nicht kurzer Hand beseitigen lassen. Versprechen kann man dem Volke viel — ob halten, das ist eine andere Frage. Man braucht nicht an eine Harmonie zwischen Kapital und Arbeit zu glauben und kann doch, soweit man mit den Angehörigen der anderen Klasse in der Öffentlichkeit zusammenkommt, zu einem harmonischen Zusammenwirken sein Teil beitragen.

Es giebt noch eine Art des Klassenkampfes, nämlich die, daß wir die Klasseneinteilung der Menschheit nach Geburt und Besitz allein als Ziel unserer Angriffe im Auge behalten, im Gegensatze zu denen, die alle Besitzenden mit Mißtrauen ansehen, wenn sie sich nicht gleichzeitig zur völkerbefreienden evolutionären*) Sozialdemokratie bekennen — was nach neuester Behauptung dasselbe heißen soll wie revolutionär — also zur Sozialdemokratie bekennen, aber unter Wahrung ihrer inneren Freiheit.

Wir sehen das Bestreben, freie Diskussion zu pflegen, nicht nur in den Versammlungen der fortgeschritteneren, gerechteren Angehörigen der besitzenden Klasse, sondern auch in einigen ihrer Blätter, wo sie den Arbeiter gern zu Worte kommen lassen, wenn er sachlich und der Wahrheit gemäß seine Ansichten kundgiebt. Wir können die Gelegenheit, eine abweichende Meinung zu äußern, umsomehr begrüßen, als man an gewisser Stelle bemüht ist, die Arbeiterpresse zu monopolisieren und jeden gleich verketzert, der eine von dem großen Gedankenstrange abweichende Meinung äußert. Vielleicht kommt es bald dahin, daß ein Teil der Presse auch wirklich ein Ausdruck der Volksmeinung wird, während zur Zeit die öffentliche Meinung von einzelnen und nicht immer den Besten fabriziert und paradegeführt wird. Man schreibt immer von der riesigen Macht der Arbeiterschaft und läßt z. B. Hunderttausende von klassenbewußten Proletarierinnen vor dem geistigen Auge des Lesers aufmarschieren, während in Wirklichkeit Hunderte kaum zu einer mäßigen Aufklärung gelangt sind. So erweckt man Hoffnungen, die, weil lange noch nicht erfüllbar, das Volk mehr und mehr der Politik und der Mitarbeit am öffentlichen Leben entfremden, weil nichts so deprimierend wirkt, als getäuschte Hoffnung.

Gerade wir, die wir noch in Fabriken arbeiten, wir, deren Frauen und Kinder täglich, stündlich in die Volksseele blicken, zu ihr gehören, wir sehen und hören oft mit Schrecken, wie das arbeitende Volk noch am Althergebrachten hängt. Der Zulauf zu allen öffentlichen Schaustellungen, die Unterhaltung darüber, die kaum glaublich große Kundschaft der Kartenlegerinnen — so etwas erfahren naturgemäß nur die Mitarbeiterinnen — deuten wahrlich nicht auf proletarisches Klassenbewußtsein hin, mit dem immer wieder, allerdings auch von denselben Personen, renommiert wird.

Jene Herren, welche in Studierzimmer, Redaktionsräumen und Bureaux sitzen, kennen das Volk nicht; die wenigen, mit denen sie zu thun haben, zeichnen ihnen ein ungenaues Bild, weil keine Schilderung die eigene Anschauung ersetzen kann.

Das einzige Mittel, durch welches man die Volksseele zu erkennen glaubt, die allgemeinen Wahlen, zeigt in den meisten Fällen nur die Gemütsstimmung, aber nicht die Geistesverfassung und Willensrichtung an. Darum täusche man sich nicht; nur wahre, gründliche Belehrung und Verständigung kann zu gutem Ende führen.

Wir sind noch lange nicht soweit, wie viele hoffen, und täglich wächst der Zweifel an den baldigen Sieg der Sozialdemokratie und die erhoffte oder versprochene Diktatur des Proletariats gerade bei den intelligenteren Sozialdemokraten, welche ja auch über die Diktatur den Kopf schütteln, trotz aller Beschönigung und Umschreibung dieses Wortes. Der Zweifel wächst trotz der Prophezeiungen des Glücksjahres oder der nächstfolgenden Prophezeiungen.

Auch sind die Meinungen über den Wert einer plötzlichen Umgestaltung der Dinge im Volke sehr geteilt; dazu kommt, daß sehr wenig Aussicht hierauf vorhanden ist.

Unsere Regierungen stehen auf lange Zeit hinaus noch fest, und scheinen klug genug, den lange ersehnten großen Weltkrieg hinauszuschieben, der allerdings einigen von ihnen verhängnisvoll werden könnte durch Annexion, der Menschheit aber in jedem Falle nur Nachteil bringen würde. Die Regierungen stehen fest und haben Macht genug, jede freiheitliche Bewegung zu hemmen, wenn sie sich in empfindlicher Weise kundgiebt. Aber es steht auch fest, daß ein guter Wille alle Kreise, wenn auch nur in einer Anzahl von Personen beseelt.

Den klügeren und besseren Elementen stehen aber noch viele feindliche Gewalten entgegen; daher wohl auch zum Teil die Schwankungen im Kurs. Wenn aber den Reaktionären beständig neues Material geliefert wird, mittels dessen sie die Freunde einer gesunden Entwickelung bei den Machthabern verdunkeln können; wenn die Volksfeinde immer wieder in die günstige Lage gesetzt werden, sagen zu können:

An diesen oder jenen rohen Ergüssen kann man sehen, daß das Volk gar nicht fähig ist, Freiheit und Verbesserung seiner Lage zu schätzen, es wird roh, wenn es frei wird; dann liegt es doch auf der Hand, daß jede unbesonnene Handlung in Wort oder Schrift, wenn sie wirklich dem Freiheitsdrange entsprang, nur neue Fesseln schmiedet und ehrliche aber unvorsichtige oder ungeschickte Freunde des Volkes seine schlimmsten Feinde werden können.

Man sage doch nicht immer: Wir sind mit dem Sozialistengesetz und mit Bismarck fertig geworden, wir werden auch mit Schlimmerem fertig werden. Was Bismarck zu Falle brachte, war etwas anderes; mit ihm mußte jenes Gesetz, eine Handhabe und Hilfe seiner Bestrebungen, zu Falle kommen. Die Sozialdemokratie aber erscheint mir hierbei unschuldig, wie ein neugebornes Kind.

Aber auch die andere Kraftquelle, durch welche die Aufwärtsbewegung des Volkes gefördert werden kann, versiegt durch unzweckmäßiges Verhalten. Jeder neuen Bewegung tritt das Volk zwar mit Neugierde, aber auch mit Mißtrauen entgegen. Die Neugier zieht die Massen heran, die sich aber auch wieder verlieren, wenn es nicht gelingt, das Mißtrauen zu zerstören und Klarheit zu schaffen. Man möge noch so viele Mängel der alten Ordnung aufdecken, noch so viele Fehler früherer oder gegenwärtiger Machthaber hervorzukehren suchen; das Volk in seiner großen Masse bleibt teilnahmenlos und sagt kurz: Was Ihr uns erzählt, das wissen wir längst und haben uns daran gewöhnt; aber ob Ihr besser seid, es besser machen könnt, das wissen wir nicht. Erst zeigt es uns!

Aus vorstehenden Erwägungen ergiebt sich die Notwendigkeit, gegen jedes gehässige Vorgehen Front zu machen,

*) Die amüsante Verquickung der Worte Evolution (Entfaltung, Entwickelung, Schwenkung) und Revolution (Umwälzung), welche von einigen sozialdemokratischen Rednern beliebt wird, hat in der Nr. 47, 11. Jahrg., des „Sozialdemokrat" parteiamtliche Sanktion erfahren. Da es nun immerhin bedenklich ist, wenn wir ferner mit einer solchen Mauserung der Sprache beglückt werden sollten, sei die betr. Stelle hier abgedruckt:

„Der Kampf um das Agrarprogramm war für jeden Klarblickenden ein Kampf um die richtige Taktik, um das richtige Mittel. Denn die Begriffe Revolution und Evolution sind für moderne Sozialisten schon längst keine Gegensätze mehr. Und dem Sozialmanchestertum hat die deutsche Sozialdemokratie nie gehuldigt. Der moderne Sozialismus war von Anfang an praktisch. Es frägt sich nur, wie weit die praktische Thätigkeit gehen kann, und diese Frage ist wiederum eine Frage der Taktik."

guten Willen auch bei den Angehörigen der anderen Klasse vorauszusetzen und wenigstens das anzuerkennen, was anerkennenswert ist, dann werden wir nicht nur Freunde unter den Besitzenden, sondern auch die große Masse des Volkes für die gerechten Bestrebungen der Menschheit gewinnen.

Bücherbesprechung.

Gustav Maier: Der Kampf um Arbeit. Eine Reformstudie. Berlin, Dümmler, 1896. 57 S. Pr. 60 Pf.

Das Büchlein ist schön geschrieben und, obwohl es sich direkt nur auf ökonomische Fragen richtet, inhaltlich auch vom ethischen Standpunkte aus interessant. Wir wollen darum eine kurze Übersicht mit Kritik des prinzipiellen Standpunktes geben.

Wir sind nach dem Verf. „im großen des Wirtschaftslebens“ einer „absoluten Planlosigkeit überantwortet“, während wir „im einzelnen so erstaunlich scharfsinnig und planvoll zu Werke gehen“. Dabei sinkt durch die Maschine das zur Produktion nötige Quantum menschlicher Arbeit in immer größerem Maße. Das kommt aber nicht den Arbeitenden zu gut, sondern ein Teil derselben muß sich trotzdem überarbeiten, während ein anderer Teil keine Arbeit findet, und da dieser nichts verdient, die Absatzschwierigkeiten, die sich auch aus sonstigen Gründen häufen, vermehren hilft. Es fallen dadurch 3–8, zuweilen 10–20 Prozent arbeitsfähiger und arbeitswilliger Menschen aus der Produktion und müssen durch demoralisierende Armenpflege und Privatwohlthätigkeit erhalten werden.

Wer ernstlich diesen „Schäden zu Leibe gehen will, muß auch den Mut haben, ihre tiefste Ursache zu erkennen und zu bekämpfen“, sagt Verf. S. 18. Diese tiefste Ursache sieht er nun in der „unvollkommenen Verteilung eines thatsächlich vorhandenen Überflusses“. Hier möchten wir einschaltend bemerken, daß man von einem thatsächlichen Überflusse nicht gut reden kann, so lange auch die angemessene „Verteilung“ nicht alle Menschen im Überfluß mit Gebrauchsgegenständen versorgen würde. Es ist heute thatsächlich nur ein Überfluß über die Verkaufsmöglichkeit da, und muß da sein, so lange nicht einfacher Austausch, sondern Austausch mit „Profit“ herrscht. Dagegen haben wir allerdings bereits heute die technische Möglichkeit, soviel Güter zu erzeugen, daß alle Gesellschaftsmitglieder auskömmlich versorgt wären — Sodann möchten wir dem Verf einwerfen, daß er seinen eignen Voraussetzungen in obigem Satze nicht ganz getreu geblieben ist. Die tiefere Ursache ist auch nach ihm nicht die mangelhafte Verteilung, sondern „die Planlosigkeit im großen des Wirtschaftslebens“ (s. o.), jene schlechte Verteilung also nur die Folge davon. Allein diese Planlosigkeit selber hat eine noch tiefere Ursache, mit der sie steht und fällt. Verf deutet S. 15 auch hiervon etwas an, führt es aber nicht aus. Es ist die Thatsache, daß heute die Möglichkeit isolierter wirtschaftlicher Existenz immer geringer wird, daß also die Einwirkung der ökonomischen Kräfte auf einander immer verwickelter und weittragender und einschneidender werden, während deren Beherrschung und Regelung durch den Privatbesitz der Produktionswerkzeuge den Einzelnen anheimgegeben bleibt.

Hieraus müßte Verf. notgedrungen folgern, daß alle Produktion, soweit sie jene Wirkungen verursacht, d. h. alle Großproduktion gesellschaftlich zu regeln sei; und das setzt voraus, daß ihre Unterlage, die Instrumente hierzu, in Gemeineigentum übergehen. Verf. sieht dies auch z. T. ein, wenn er S. 15 von dem Erwachen des dem Individualismus feindlichen Einheitsgedankens spricht, und bemerkt: „So ist die moderne technische“ (s. v. nicht bloß technische, sondern allgemein gesellschaftliche) Entwickelung als die Tochter des Manchesteriums zugleich die Mutter des Sozialismus. Allein er verläßt diesen Gedanken wieder und kommt sogar zu der Behauptung, der Gedanke der Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln habe nicht grundlegenden, sondern nur theoretischen Wert, und eine solche Abschaffung würde desorganisierend wirken. Statt dessen schlägt Verf. behufs besserer Verteilung des Nationalreichtums: Erbschaftssteuer, Verschaffung von Arbeitsmöglichkei durch Arbeitsämter, Reichsarbeitsamt und Gewerkvereinsorganisation, sowie innere Kolonisation vor.

Diese Vorschläge, in deren Einzelbesprechung wir natürlich hier nicht eingehen können, verdienen natürlich unsere vollste Sympathie. Wir sind auch darin mit dem Verf. einverstanden, daß eine Vergesellschaftung der Produktion, wenn sie unterschiedslos und von heute auf morgen erfolgen sollte, desorganisierend wirken müßte. Dagegen sind wir gezwungen, dem Verf. gegenüber scharf zu betonen, daß das zugleich sittliche wie wirtschaftliche Ziel freier Menschlichkeit in menschlicher Gemeinschaft folgerichtig nur dann erreicht werden kann, wenn wir auf Beseitigung des heutigen wirtschaftlichen Systems hinarbeiten. Denn dies kann die von ihm selber erzeugten Produktivkräfte vermöge des immer schroffer werdenden Konkurrenzkampfs nicht zur vollen Entfaltung bringen und artet sittlich vermöge des auf dem Volke lastenden Kapitaldrucks immer mehr in ein korrumpierendes Freibeuterwesen aus, das die Menschen wirtschaftlich wie moralisch zu knebeln unternimmt. Auf S. 11 f. hat ja Verf. selbst die ganz richtigen Gedanken ausgesprochen, daß die Entwickelung unausbleiblich einem zunehmenden Konkurrenzkampf der Nationen und weitere Stockung des Absatzes in naher Zukunft erwarten lasse. Die Folgerung hieraus ist völlig eindeutig die, daß eine Gesellschaftsordnung nicht mehr „vernünftig“ sein kann, die solche Tendenzen in steigendem Maße entwickelt, und daß bloß die Verwandlung der auf Profit gerichteten Privatproduktion in eine auf gesellschaftliche Nützlichkeit gerichtete Sozialproduktion den Schaden endgiltig heben kann.

Unter diesem sozial-ethischen Gesichtspunkt müssen darum unseres Erachtens auch alle Einzelvorschläge stehen, wenn sie Geltung sollen beanspruchen dürfen. Sowie eine Figur auf einem Bild nur zufällig einmal richtig gezeichnet werden kann, wenn sie nicht bewußt nach den Gesetzen der Perspektive auf den Augenpunkt hin geordnet ist: so kann auch die einzelne soziale Maßregel nur dann eine Bürgschaft ihrer Richtigkeit haben, wenn sie dem Ziele menschlicher Freiheit in gesellschaftlich geordneten Produktionsverhältnissen zustrebt.

Des Verf. Gedanken thun dies unseres Erachtens, da sie trotz allem aus dem Gedanken einer solchen Ordnung hervorgehen. Und wenn Verf. das nicht in seine Konsequenz verfolgt hat oder vielmehr dicht vor dieser Konsequenz abzubiegen scheint, so wollen wir, nachdem wir unseren prinzipiellen Standpunkt gewahrt haben, seine Einzelvorschläge als Etappen zu diesem Ziele von Herzen willkommen heißen und dem Büchlein weite Verbreitung und reichen Einfluß wünschen.

F. Staudinger.

Aus der ethischen Bewegung.

München. Am Dienstag, den 21., fand in unserer Abteilung ein Vortrag statt über das Thema: „Auch ein Wort zur Frauenfrage“. Der Saal war dicht gefüllt zu $^{3}/_{4}$ aus Damen und zu $^{1}/_{4}$ aus Herren. Der Referent, Herr Henle, sowie sämtliche Damen und Herren, welche später in die Diskussion eingriffen, waren Mitglieder unserer Abteilung. Herr Henle trat den Auswüchsen entgegen und wollte vor allem das natürliche Verhältnis der Geschlechter beachtet wissen, das heute noch, wie vor Jahrtausenden den Mann zum Ernährer und Beschützer der Familie, die Frau zur Erzieherin der Kinder und Vorsteherin des Hauses bestimmt. Er sei damit einverstanden, daß die Frauen nach einer weiteren Vermehrung der ihnen heute schon zugängigen Erwerbszweige trachteten, auch wünsche er, daß man den Ausnahmepersönlichkeiten unter ihnen weit die Thore der Universitäten öffne, aber er sei gegen Mädchen-Gymnasien, da zu befürchten sei, daß dieselben Mode würden und dann eine noch größere Kalamität eintreten würde, als dieses schon jetzt bei den Knaben der Fall sei, indem viele ohne Begabung das Gymnasium durchmachen würden. Die Hauptsache sei, daß die Frauen sich glücklich fühlten und dieses sei nur möglich, wenn sie ihre natürliche Bestimmung als Gattin und Mutter erfüllten. In der Debatte führte zunächst Herr Lubarsch aus, aus Gründen der Gerechtigkeit müsse man dem weiblichen Geschlecht alle Laufbahnen eröffnen und offenhalten, allein bei diesem unbeschränkten Wettkampf zwischen dem starken und dem zarten Geschlecht würde ganz sicherlich das letztere unterliegen, denn die bisherige Kulturentwickelung habe wohl die Fähigkeit der Frauen zu hervorragenden und talentvollen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten offenbart, aber zugleich auch die Unfähigkeit der Frauen zu epochemachenden, zu genialen, zu gigantischen Schöpfungen. Und deswegen könne derjenige, der es gut mit dem weiblichen Geschlechte meine, diesem nur den menschenfreundlichen Rat geben, sein Glück vor allem in der Ehe und in der Erfüllung des Mutterberufes zu suchen, welch letzterer Beseeligungen biete, wie sie der Gelehrten oder der Künstlerin niemals erblühen. In sehr eingehenden Ausführungen suchte dann Dr. Quidde die Notwendigkeit der Lösung der Frauenfrage im Sinne der Frauenrechtlerinnen nachzuweisen. Redner hob hervor, daß die Urzeit ein Mutterrecht gekannt habe und daß also der Referent von falschen Anschauungen ausgegangen sei, wenn er behauptet habe, von alters her sei die Frau dem Manne untergeordnet gewesen und diese Unterordnung sei nicht nur in der Natur, sondern historisch begründet. Es sei durchaus keine Ignorierung des natürlichen Verhältnisses zwischen Mann und Weib, wenn man bestrebt sei, die Frau in rechtlicher und in sozialer Beziehung auf das Niveau des Mannes emporzuheben. Die heute vorhandenen Beschränkungen der rechtlichen Handlungsfähigkeit des Weibes seien ein Produkt der überlegenen physischen Kraft des Mannes, aber auf die überlegene physische Kraft komme es heute doch bei Fragen des Kulturforschrittes sehr wenig an. Sehr oft sei es im ethischen und wirtschaftlichen Interesse der Familie mindestens ebenso notwendig, die Handlungsfähigkeit des Mannes an die Zustimmung der Frau zu binden, wie umgekehrt. Unser Recht aber unterwarf ganz einseitig die Frau dem Manne. Übrigens sei das Verhältnis von Gefährten nicht denkbar ohne Gleichstellung. Das Verhältnis von Gefährten verlange eine bessere Bildung der Frau und ebenso, das müsse man anerkennen, könne ein besseres Recht nur wirksam werden mit besserer Bildung. Bessere Bildung macht nicht unfähig zur Erfüllung der Hausfrauen-Pflichten — weit eher das leere Leben der jetzigen „höheren Töchter“. Und wie viele Tausende gäbe es, die gar nicht in die Lage kämen, ihren „Beruf“, als Frauen und Mütter zu erfüllen! Eine bessere Bildung und besseres Recht für die Frauen läge im Interesse der ethischen Ausgestaltung unseres sozialen Lebens. Man darf nicht glauben, über die Unterschiede, die die Natur geschaffen, sich fortsetzen zu können. Aber neben der Natur müsse es noch eine zweite Führerin geben: die Gerechtigkeit. In ihrem Namen müsse bessere Bildung und besseres Recht für die Frauen verlangt werden. Herr Staegmeyr sprach die Ansicht aus, der Gesetzgeber könne von der Basis, daß der Mann das Haupt der Familie sei, so lange nicht abweichen, als die religiösen und sittlichen Anschauungen im Volke mit diesem Fundamentalbau sich decken. Frl. Augspurg behauptete, die ganze Presse und ein sehr

großer Teil des Volkes habe nicht mehr diese Anschauungen. Herr Staegmeyr betonte in seiner Replik, daß gar keine Rede davon sein könne, daß die ganze Presse diese Ansicht vertrete und noch weniger, daß ein großer Teil des Volkes dies thue. Er müsse nochmals nachdrücklichst betonen, daß die sittlichen und religiösen Anschauungen im allgemeinen zur Zeit noch dem von ihm oben bezeichneten Fundamentalbau entsprechen. Frl Augspurg opponierte sodann scharf Herrn Lubarsch und sprach den Gedanken aus, auch das Mädchengymnasium sei nur eine Abschlagszahlung auf die künftigen einheitlichen Schulen für beide Geschlechter, die uns heute so seltsam vorkommen, die sich aber in den Vereinigten Staaten, wie jeder Kenner bestätigt, so vortrefflich bewähren. Alles in Allem genommen, war der Abend ein äußerst angeregter. Nach Schluß der Versammlung wurden die bekannten Protesterklärungs-Bögen in Umlauf gesetzt und erhielten zahlreiche Unterschriften.

Jena. Die hiesige Gesellschaft für ethische Kultur hat auf ihr praktisches Aktionsprogramm ebenfalls die Errichtung von Volkslesehallen gesetzt. Zur Kennzeichnung gewisser Richtungen des heutigen „Nationalliberalismus“ entnehmen wir das Nähere darüber einem denunziatorischen Bericht der „Magdeburger Zeitung“. Es heißt dort: „Eine von der Gesellschaft für ethische Kultur in Jena einberufene Versammlung hat die Gründung einer größeren öffentlichen „Volkslesehalle“ für Jena beschlossen und einen Ausschuß mit der Ausarbeitung der Statuten betraut. Die finanzielle Gewähr für das Unternehmen bieten einerseits freiwillig gezeichnete Beiträge von Privatpersonen und von politischen und sonstigen Vereinen, die eine Gesammtsumme von 1000 Mk. jährlich übersteigen, anderseits ein Anerbieten der Firmen Karl Zeiß und Schott und Gen., bei der Karl Zeiß-Stiftung beantragen zu wollen, daß aus Mitteln derselben kostenlos zur Verfügung gestellt würden: 1) ein geeignetes Lokal, in dem wenigstens 60 Personen gleichzeitig sich aufhalten können; 2) das erforderliche Mobiliar; 3) Heizung und Beleuchtung bis in die späte Abendstunde; 4) einen Kustos für den laufenden Dienst. Diese an sich anerkennenswerten Zuwendungen sollen aber an gewisse Vorbedingungen geknüpft sein, deren wichtigste dahin lautet, „daß hinsichtlich des auszuwählenden oder angebotenen Lesestoffes auf allen Gebieten der Litteratur strenge Parität gegenüber allen politischen, wirtschaftlichen, religiösen und litterarischen Parteien zu gewährleisten und ein Ausschluß oder eine Ablehnung von Schriften, abgesehen von etwa gebotenen Rücksichten auf beschränkte Mittel oder beschränkten Raum, nur aus gesetzlichen Gründen oder aus Gründen der guten Sitte, abseits von jedem Parteistandpunkt, zulässig ist.“ Hiernach wird also von den als Förderer der „Volkslesehalle“ auftretenden bürgerlichen Privatpersonen und Vereinen der sozialdemokratischen Litteratur schrankenlose Gleichberechtigung eingeräumt Es ist immerhin charakteristisch, daß dagegen nicht aus der Versammlung heraus schärfster Widerspruch erhoben ist. Nur der Oberstaatsanwalt Lommer wies darauf hin — nicht als Beamter, wie er hervorhob, sondern als Privatmann —, daß sozialdemokratische Zeitungen mit ihren gegen die bestehende Ordnung, die Monarchie, die Religion, die Ehe gerichteten Tendenzen doch wohl nicht ausgelegt werden könnten. Auf diesen sehr richtigen Einspruch antwortete Professor Dr. Abbe als Vertreter der ethischen Gesellschaft, daß „er und seine Freunde zur Gründung einer litterarischen Suppenanstalt nicht zu haben seien.“ Professor Dr. Abbe hat 1893 bei der Stichwahl die Freisinnigen mit Namensunterschrift aufgefordert, für den Sozialdemokraten einzutreten, weil im nächsten Reichstage über den sozialdemokratischen Zukunftsstaat doch nicht abgestimmt würde. Das Anerbieten der Firmen Karl Zeiß und Schott und Gen., die oben näher bezeichneten Begünstigungen durch die Karl Zeiß-Stiftung unter gewissen Vorbedingungen herbeizuführen, ist von Herrn Professor Dr. Abbe gezeichnet. Ob bürgerliche und politische Vereine, die auf dem Boden der heutigen Staatsordnung und treu zu Kaiser und Reich stehen, berufen sind, in der Gefolgschaft des Herrn Professors Dr. Abbe für Verbreitung sozialdemokratischer Tendenzen zu wirken, diese Frage muß entschieden verneint werden; es ist befremdlich, unter den Förderern einer solchen Volkslesehalle neben dem sozialdemokratischen Wahlverein für Jena-Neustadt den Frauenverein, den Lutherfestspielverein, den nationalliberalen Reichsverein, die staatswissenschaftliche Gesellschaft u. a. m. zu finden“.

Soweit der Bericht der Magdeburger Zeitung. Wir freuen uns lebhaft, daß Herr Prof Abbe so durchgreifend gegen die „litterarische Suppenanstalt“ protestiert hat. Möchte der Vorfall die Abteilungen der D. G. E. K. darin festmachen, daß sie die Leitung der von ihnen errichteten Volksbibliotheken nicht aus der Hand geben. Es giebt heute noch zu viel Leute, die unter „Volksbildung“ nur „gemeinverständliche Einführung in die Vorzüge der bestehenden Gesellschaftsordnung“ verstehen. Den Volksbildungsbestrebungen der D. G. E. K. muß das Wort F. A. Langes voranleuchten:

„Selbst wenn du Bildung im höchsten Sinne des Wortes besitzest, ist dein Mitmensch dir gegenüber kein Kind. Entweder du erniedrigst ihn zum Sklaven — so lange die Kette halten will — oder du anerkennst ihn als freien Mann und in der Hauptsache als ebenbürtig. Das Gängelband gehört nicht in deinen Umgang mit Männern, und wenn du ihnen gegenüber ein Riese an Kenntnissen wärest. Wie vollends, wenn nun die ganze ‚Bildung‘, die sich eine so vornehme Rolle anmaßt, weiter nichts ist als jene Politur der Erscheinung und der Rede, welche sich gegenwärtig oft mit vollendeter Hohlheit verbindet. Wie, wenn Eitelkeit und doktrinäre Verblendung den Gebildeten unfähig gemacht haben, einfache Wahrheiten einzusehen, die das Volk im Leben gewissermaßen mit Händen greift?“

Druckfehlerberichtigung.

In Nr. 7 der „Ethischen Kultur“ soll es auf Seite 54 heißen:
in der 1. Spalte Reihe 8 von oben 1816 statt 1813,
„ „ 2. „ „ 26 „ unten rein „ wie.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 29. Februar 1896. | Nr. 9.

Inhalt: Die Frauen der höheren Stände und die Arbeiterinnen. Von F. Wörishoffer. – Einheitliche Religion und Illusionen. Von F. Staudinger. – Rückblick auf die Entwickelung des Antisemitismus in Deutschland. Von Gustav Maier. – Konservativ. Von Fritz Sebald. – Vermischtes: Die Heilsarmee. – Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. Zürich. – Briefkasten der Redaktion.

Die Frauen der höheren Stände und die Arbeiterinnen.

Von Oberregierungsrat Dr. F. Wörishoffer in Karlsruhe.

Dem von dem Herrn Herausgeber dieser Blätter an mich gerichteten Ersuchen, mich über obigen Gegenstand in Verbindung mit der Frage der Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren auszusprechen, leiste ich gerne Folge.

Die gerade jetzt so häufig erörterte Frage der Anstellung von Fabrikinspektorinnen darf wohl im wesentlichen auf das in weiten Kreisen vorhandene Gefühl zurückgeführt werden, daß die Interessen der Arbeiterinnen, mehr als dies jetzt der Fall ist, eines Rückhaltes bedürfen, der den besonderen Verhältnissen ihres Geschlechtes gemacht wird. Es giebt allerdings eine große Zahl von Veranstaltungen, die mit verständnisvoller Thätigkeit sich das Ziel setzen, den Frauen der unteren Stände zur Überwindung der vielfachen Schwierigkeiten ihrer Lage materielle und geistige Hilfe zu leisten. Wer nur einen geringen Einblick in diese Verhältnisse hat, muß zugestehen, daß zwar nach den verschiedensten Richtungen, auf die an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden kann, Ausgezeichnetes geleistet wird. Auch daß diese Veranstaltungen nicht nur denjenigen zu gute kommen, für die sie ins Leben gerufen wurden, sondern auch denen, von denen sie ausgehen, wird nicht geleugnet werden können. Alle solche Veranstaltungen haben ihre Bedeutung nicht nur in der Erleichterung der Lage der Frauen der unteren Stände, sondern auch darin, daß sie die Frauen der oberen Stände, deren Leben nur zu leicht inhaltsleer und nichtig wird, durch Erfüllung ihres Lebens mit ernsten Dingen fördern und heben. Sie haben ferner ihre Bedeutung, oder könnten sie wenigstens darin haben, daß sie geeignet sind die Kluft überbrücken zu helfen, die sich zwischen den oberen und unteren Klassen unseres Volkes fortschreitend mehr zu erweitern droht.

Freilich üben die bestehenden Veranstaltungen zu Gunsten der Frauen der unteren Stände durchaus nicht auf alle Frauen der oberen Stände, die sich an denselben beteiligen, eine Wirkung der genannten Art aus, und sie üben daher auch nur in untergeordnetem Maße die Wirkung aus, die bestehende soziale Kluft überbrücken oder doch verengern zu helfen. Das liegt aber vielfach an der Art, in der sich häufig Frauen der oberen Stände an solchen Veranstaltungen beteiligen. Sehr häufig ist das Mitthun bei denselben Modesache, oder es beruht auf äußeren Rücksichten irgend welcher Art. Daß Leistungen von solcher Grundlage aus schon rein äußerlich gemessen nicht hoch zu bewerten sind, ist einleuchtend. Für wenige Pfennige im Tage könnte von einer bezahlten Hilfskraft gewiß manchmal eine solche unentgeltliche Leistung einer Frau der höheren Stände besser beschafft werden. Auch kann bei einer derartigen äußerlichen Mitwirkung der Einfluß auf die Mitwirkenden selbst und ebenso der soziale Erfolg nicht groß sein.

Wenn trotzdem sehr viele Veranstaltungen der genannten Art für eine große Anzahl von Frauen der unteren Stände im Einzelnen Hervorragendes leisten, so liegt dies an der Summe von Einzelleistungen, die sie sich dienstbar zu machen wissen, und an dem festen und seiner Ziele sich bewußten Willen, von dem so manche dieser Veranstaltungen geleitet werden.

Der tiefere Grund, aus dem die bestehenden Veranstaltungen zu Gunsten der Frauen der unteren Stände trotz aller Leistungen im Einzelnen eine größere soziale Wirkung nicht ausgeübt haben, mag darin liegen, daß sie sich bis jetzt damit begnügt haben, ihre Thätigkeit auf eine Hilfeleistung gegenüber den einzelnen Bedürftigen zu richten, und daß sie davon abgesehen haben, den arbeitenden Frauen in der für sie vielleicht wichtigsten Seite ihres Lebens, in Bezug auf ihre Arbeitsverhältnisse, näher zu treten. Aus der Empfindung heraus, daß auf diesem Gebiete noch eines fehle, was ergänzt werden müsse, mag denn auch der Ruf nach Fabrikinspektorinnen hervorgegangen sein.

Diesem Verlangen nach Anstellung weiblicher Beamten, speziell zum Schutze der Arbeiterinnen, scheint aber, so berechtigt die Ursache seiner Entstehung sein mag, doch eine gewisse Unklarheit zu Grunde zu liegen. Man denkt im allgemeinen, ohne die Sache zu Ende zu denken, an eine Einrichtung, die den besonderen Schutz der Arbeiterinnen ähnlich zu besorgen hätte, wie dies bezüglich des Schutzes der Arbeiter im allgemeinen Sache der Fabrikinspektoren ist. Dabei ist aber doch auf einen wesentlichen Unterschied hinzuweisen. Der Vollzug der Aufgaben der Fabrikaufsicht ist kein so ganz einfacher, wie man sich denselben manchmal denkt, auch wenn man dabei von allen den Gebieten, die spezielle technische Kenntnisse erfordern, ganz absieht. Der Vollzug der Arbeiterschutzgesetze erfordert nicht nur den Besuch der gewerblichen Anlagen und den damit verbundenen Verkehr mit den Arbeitern und Arbeitgebern, sondern vor allem auch eine Vertretung des Standpunktes der Fabrikaufsicht gegenüber den Behörden und den Gerichten. Es kommen ferner die Arbeiten in Betracht, die mit der Weiterbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung verbunden sind. Zu allen diesen Verrichtungen ist, wie die Dinge jetzt bei uns liegen, eine Frau im allgemeinen weniger vereigenschaftet als ein Mann. Auch würde sich nur schwer ein für weibliche Beamte geeignetes Arbeitsgebiet innerhalb der gesamten Dienstthätigkeit abgrenzen lassen. Für die gegenteilige Auffassung beruft man sich freilich auf die Erfolge, die anderweitig, besonders in England, mit der Thätigkeit weiblicher Beamten auf dem sozialen Gebiete gemacht wurden. Oft läuft aber dabei eine

kleine Verwechselung unter, die mit dem Eifer für die vertretene Sache wohl entschuldigt werden kann, die aber doch für eine nicht gerade gründliche Behandlung des Gegenstandes spricht. Man beruft sich nämlich meist garnicht auf die Leistungen der weiblichen Inspektoren in England, wenn man für die Anstellung von solchen in Deutschland plädiert, sondern auf einzelne Veröffentlichungen des Labour Department im Board of Trade, in welchem auch einzelne Damen beschäftigt werden. Das ist aber doch ein himmelweiter Unterschied. Das Labour Department hat mit der Fabrikaufsicht nicht das Geringste zu schaffen. Es ist eine arbeitsstatistische Behörde, auf deren Aufgaben hier nicht näher eingegangen werden kann. Diese Behörde fördert eine ganz erstaunliche Menge statistischen Materials aus den allerverschiedensten Quellen und nach ganz verschiedenen Methoden zu Tage, bei deren Auswahl und Kombinierung die Rücksicht auf die Raschheit der Durchführung der ausschlaggebende Gesichtspunkt zu sein scheint. An diesen arbeitsstatistischen Veröffentlichungen soll hier eine eingehende Kritik schon deswegen nicht geübt werden, weil ich nicht hinreichend genau darüber unterrichtet bin, welchen Zwecken sie zu dienen haben. Es muß aber doch gesagt werden, daß es sich bei diesen arbeitsstatistischen Veröffentlichungen um ein Rohmaterial handelt, an welchem noch nicht die bescheidenste Verarbeitung unter bestimmten Gesichtspunkten vorgenommen wurde. Die meist ziemlich vagen Besprechungen des Tabelleninhaltes und die Versuche, aus einzelnen Beziehungen und eingetretenen Veränderungen Schlüsse zu ziehen, können nicht wohl eine Verarbeitung genannt werden. Auch ist aus den Erhebungen selbst nicht einmal ersichtlich, in wie weit sie allgemeine Zustände repräsentieren, in welchem Maße sie daher die Grundlage von Schlußfolgerungen bilden können u. a. m. Wenn nun einzelne im englischen Labour Department angestellte Damen in dieser Weise statistisches Material aus den verschiedensten Quellen roh zusammengestellt haben, kann man doch nicht sagen, daß der Nachweis der Befähigung weiblicher Beamten für den Fabrikaufsichtsdienst erbracht sei. Über die Leistungen der weiblichen Inspektoren im englischen Aufsichtsdienste ist mir bis jetzt nur bekannt geworden, daß ihre Vorgesetzten sich in der Oeffentlichkeit über die Tüchtigkeit dieser Leistungen lobend ausgesprochen haben. Dabei ist aber zweierlei zu berücksichtigen. Einmal ist das Gebiet der Aufgaben der deutschen Fabrikaufsicht ein viel weiteres als dasjenige der englischen, die auf den Vollzug der Arbeiterschutzgesetze beschränkt ist. Und dann ist auch innerhalb dieser Beschränkung den weiblichen Inspektoren in England kein bestimmter Distrikt und auch keine abgegrenzte dienstliche Aufgabe zugewiesen. Bei 105 männlichen Beamten sind in der englischen Fabrikaufsicht überhaupt nur vier weibliche Beamte angestellt, und zwar zwei davon ganz neuerdings. Ursprünglich, und auch dies noch nicht seit sehr langer Zeit, waren für das ganze Vereinigte Königreich nur zwei weibliche Beamte angestellt. Die jetzt vorhandenen vier weiblichen Inspektoren sind zu je zwei in London und Edinburg zur Verfügung des ersten Beamten dieses Dienstzweiges für das Vereinigte Königreich stationiert, der ihnen Spezialaufträge erteilt, welche ausschließlich die Arbeiterinnen betreffen, und die besser von einer Frau als von einem Manne besorgt werden. Es soll nicht bezweifelt werden, daß sich in diesem Rahmen der Thätigkeit die weiblichen Beamten vortrefflich bewähren, und daß das ihnen erteilte Lob ein durchaus begründetes ist. Ebensowenig soll bezweifelt werden, daß der neueste Jahresbericht des leitenden englischen Aufsichtsbeamten, der mir allerdings nicht bekannt geworden ist, einzelne treffende Urteile auch der weiblichen Beamten anführt. Jedenfalls kann es sich hier aber nicht um irgendwie eingehende Mitteilungen handeln, denn dieser für das Parlament bestimmte Bericht ist ziemlich knapp gehalten und hat dabei die Thätigkeit einer sehr großen Zahl von Beamten zu resümieren. Aber auch hier handelt es sich um etwas ganz anderes, als bei der Berufung auf englische Verhältnisse für uns angestrebt wird.

Mit diesen Einwendungen soll aber nicht die Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren überhaupt und grundsätzlich bekämpft werden. Es ist nicht nur möglich, sondern geradezu wahrscheinlich, daß die weitere Entwickelung zur Anstellung solcher weiblichen Beamten drängt und von selbst dazu führt. Einmal wird das weitere Fortschreiten der Berufsbildung der Frauen zur natürlichen Folge haben, daß sie auch noch in manche bisher den Männern vorbehaltene Berufszweige eindringen, und dann wird die Ausdehnung der Gewerbeaufsicht auf die Hausindustrie, insbesondere auf die Konfektionsindustrie und ferner die fortschreitende Spezialisierung dieses Dienstzweiges auch darauf hindrängen, daß Frauen auch in der Gewerbeaufsicht angestellt werden. Nur darauf sollte mit diesen Einwendungen hingewiesen werden, daß die Frage der Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren ihre Lösung nur im Zusammenhange mit der weiteren Entwickelung der Frauenfrage überhaupt und nur im Zusammenhange mit der weiteren Ausgestaltung der Gewerbeaufsicht, durch welche dieser neue eigenartige Aufgaben zugewiesen werden, finden kann. Das Vorhandensein solcher Aufgaben ist die notwendige Voraussetzung zur Anstellung weiblicher Beamten. Es könnte der Sache nur schaden, wenn der umgekehrte Weg eingeschlagen würde. Es ist übrigens sehr wohl denkbar, daß die jetzige Bewegung in der Konfektionsbranche den Anstoß dazu giebt, die Angelegenheit in der richtigen Weise zu fördern. Auch das in Deutschland in diesem Umfange zum erstenmale wahrgenommene, in England freilich seit einem Menschenalter nicht mehr überraschende Eintreten der unabhängigen und gebildeten Kreise der Bevölkerung in einer praktischen Arbeiterfrage zu Gunsten der Arbeiter gehört hierher. Vielleicht geht auf diesem Wege der von manchen sozialpolitischen Gruppen, wenn auch in etwas einseitiger Ausgestaltung, gehegte Wunsch rascher in Erfüllung, als man noch vor kurzer Zeit dachte.

Wenn wir aber von solchen Hoffnungen auf die Zukunft einstweilen absehen und zunächst von den thatsächlich vorhandenen Zuständen ausgehen, so muß gesagt werden, daß die derzeit gegebene Begründung für die Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren unzureichend ist. Auch kann nicht gesagt werden, daß innerhalb des für den Dienst der Fabrikaufsicht bestehenden Rahmens der Vollzug der zum Schutze der Arbeiterinnen erlassenen Gesetze nicht in ganz genügender Weise von männlichen Arbeitern wahrgenommen werden kann.

Nur in einem Punkte kann man nicht mit Unrecht einen zu Ungunsten der Arbeiterinnen vorhandenen Mangel in den vorhandenen Einrichtungen behaupten. Wenn auch der in den bestehenden Gesetzen den Arbeiterinnen gewährte Schutz ihnen durch männliche Beamte in vollem Umfange gewährt werden kann, so kann eine nur aus männlichen Beamten besetzte Institution ihnen nicht den persönlichen Rückhalt bieten, dessen Arbeiterinnen vielleicht in höherem Maße bedürfen als männliche Arbeiter. Die Gesichtspunkte, die hierbei in Frage kommen, sind in der Öffentlichkeit schon so ausgiebig und im ganzen auch so zutreffend erörtert worden, daß es nicht nötig ist, hier auf dieselben weiter einzugehen. Es wird aber mit Recht bezweifelt werden können, ob unter den derzeit vorhandenen Umständen weibliche Beamte überhaupt den Arbeiterinnen den nötigen Rückhalt bieten könnten. So lange nicht durch die weitere Ausgestaltung der Arbeiterschutzgesetzgebung spezielle Arbeitsgebiete für weibliche Beamte innerhalb der Gewerbeaufsicht geschaffen sind, würden sie schwerlich den festen Boden gewinnen können, von welchem aus sie allein befähigt sind, den Arbeiterinnen auch wirklich einen persönlichen Rückhalt zu bieten. Auch von einem solchen durch eine fest begrenzte Thätigkeit geschaffenen Boden aus wird sich die Sache nicht ganz leicht machen. Schon der Verkehr der männlichen Beamten mit den Arbeitern hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Diese Schwierigkeiten liegen nicht, wie man oft annimmt, in einem Mißtrauen der Arbeiter gegen die Beamten, sondern ganz einfach in der Furcht, gemaßregelt oder samt ihren Familien auf die Straße gesetzt zu werden, wenn sie sich bei ihren Arbeitgebern durch Verkehr mit den Aufsichtsbeamten mißliebig

machen. Das Alles wird bei den verschüchterten, nicht organisierten und in allen Beziehungen ihres Lebens abhängigen Arbeiterinnen in noch höherem Grade der Fall sein. Durch Dienstreisen, die weibliche Beamte, ohne die Grundlage einer bestimmt begrenzten Thätigkeit zu haben, hauptsächlich deswegen machen würden, um mit den Arbeiterinnen in Verkehr zu treten und sich ihr Vertrauen zu gewinnen, würde der angestrebte Zweck sicherlich nicht erreicht werden. Ehe ein regelmäßiges und geeignetes Arbeitsgebiet für weibliche Beamte der Gewerbeaufsicht durch die Weiterentwickelung und die Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung geschaffen ist, würde ein Funktionieren von weiblichen Beamten den Bestrebungen, um die es sich hier handelt, eher abträglich als förderlich sein.

Es kann nun die Frage aufgeworfen werden, ob nicht dem, bei den vorhandenen Einrichtungen zweifellos bestehenden Mangel eines persönlichen Rückhaltes für die Arbeiterinnen, zunächst durch andere Veranstaltungen als durch Anstellung von weiblichen Fabrikinspektoren abgeholfen werden kann, so lange die Voraussetzungen für ein gedeihliches Wirken dieser Beamtinnen noch nicht in genügendem Maße vorhanden sind. Es liegt nahe, zunächst an die im Eingange genannten schon bestehenden Veranstaltungen zur Erleichterung der Lage der Frauen der unteren Stände zu denken, an die Frauenvereine, die Frauenverbände u. a. m. Dabei würde es darauf ankommen, ob es ausführbar ist, daß diese Veranstaltungen den Frauen der unteren Stände auch mit Bezug auf ihr Arbeitsverhältnis nahe treten können. Es wird aber nicht daran gedacht, daß die Angehörigen dieser Vereinigungen etwa die Arbeitsstätten besuchen oder irgend welche Funktionen ausüben sollen, die weibliche Inspektoren wahrzunehmen hätten. Wie schon gesagt wurde, ist hierfür bei der jetzigen Aufgabe der Gewerbeaufsicht kein genügendes Bedürfnis vorhanden. Wohl hätten aber Mitglieder dieser Vereinigungen namens derselben einen persönlichen Anhalt und Rückhalt für alle Angelegenheiten zu bieten, die die Grundlagen der ganzen Existenz der Arbeiterinnen betreffen. Dazu gehören vor allem auch die Angelegenheiten, die auf ihr Arbeitsverhältnis Bezug haben. Die örtlichen Frauenvereine hätten einzelne Mitglieder zu bezeichnen, an die sich die Arbeiterinnen in allen persönlichen Angelegenheiten wenden können. Sicherlich würde schon manches durch eine solche Rücksprache ausgeglichen werden können durch guten Rat oder durch Belehrung über die etwaige Unbegründetheit der vorgebrachten Beschwerden. Darüber hinaus könnte auch dem einzelnen Arbeitgeber gegenüber auf die Beseitigung von Mißständen oder auf leicht zu gewährende Erleichterungen hingewirkt werden. Wichtigere Dinge, die auf einem solchen Wege nicht geregelt werden können, und allgemeinere Wahrnehmungen, die sich als Ergebnis einer längeren Praxis darstellen, könnten dann der Centralleitung dieser Vereine zur gutfindenden weiteren Verwendung bei seiner Thätigkeit mitgeteilt werden. Auch eine Mitwirkung der Aufsichtsbeamten bei der Centralleitung wäre vielleicht insoweit in Aussicht zu nehmen, als es sich dabei um die Lage der Arbeiterinnen mit Bezug auf ihr Arbeitsverhältnis handelt. Natürlich kann nicht im voraus ein genaues Programm ausgedacht werden, wie zu verfahren ist. Das Beste ergiebt sich hier, wie überall sonst, durch die Erfahrungen, die man bei der Arbeit selbst macht. Es ist übrigens gar nicht zu befürchten, daß die Mitglieder von Frauenvereinen, die sich zu einer solchen Aussprache für die Arbeiterinnen bereit erklären, gleich von Anfang an eine solche Fülle von Mitteilungen erhalten, daß sie selbst bei ihrer anfänglichen eigenen Unerfahrenheit in solchen Dingen hierdurch in Verlegenheit gesetzt werden. Voraussichtlich werden die Arbeiterinnen von der Gelegenheit, sich über ihre beruflichen Angelegenheiten an geeigneter Stelle aussprechen zu können, am Anfange nur einen sehr geringen Gebrauch machen. Die Mitglieder von Frauenvereinen, die sich zu einem derartigen persönlichen Verkehre bereit erklären, würden daher wohl genügend Zeit finden, sich mit ihrer neuen Thätigkeit vertraut zu machen. Nur das kann erhofft werden, daß allmählich von der gebotenen Gelegenheit ein größerer Gebrauch gemacht wird, und daß der persönliche Verkehr bei einer an zahlreichen Orten stets gebotenen Gelegenheit sich zu einem ausgiebigeren gestaltet, als wenn er nur durch angestellte weibliche Beamte vermittelt würde, die doch nur selten und dann verhältnismäßig nur kurz an demselben Orte anwesend sein würden, sodaß sich ein eigentliches Vertrauensverhältnis kaum herausbilden könnte. Auch würde, wie es sonstige Erfahrungen annehmen lassen, ihre Thätigkeit bei der Anwesenheit an den einzelnen Orten viel zu scharf beobachtet werden, als daß die Arbeiterinnen sich ihnen unbefangen nähern könnten.

Es würde allzu gewagt sein, wollte man die bestimmte Erwartung aussprechen, daß den Arbeiterinnen auf dem angedeuteten Wege derjenige Rückhalt in genügendem Maße geboten werden könne, den sie bei den jetzigen Einrichtungen zweifellos entbehren, und den man ihnen durch Anstellung weiblicher Inspektoren verschaffen will. Es würde sich eben nur um einen Versuch handeln, von dem man, ohne von ihm eine endgiltige Lösung der ganzen Angelegenheit zu erwarten, vielleicht doch sagen kann, daß er der augenblicklichen Lage am besten entspricht. Würde aber auf diesem Wege ein persönlicher Verkehr mit den Arbeiterinnen hergestellt werden können, so würde er ein vollkommenerer sein, als er durch angestellte weibliche Beamte herbeigeführt werden könnte. Wenn dann später noch weibliche Inspektoren angestellt werden, nachdem die Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetzgebung für sie ein besonderes Arbeitsgebiet geschaffen hat, so würden sie den Boden für ihre Thätigkeit gut vorbereitet vorfinden und beide Veranstaltungen könnten unter gegenseitiger Förderung nebeneinander thätig sein. Bei der größten Wertschätzung der Leistungen des Staates dürfen wir doch nicht Alles von demselben erwarten. Seine Thätigkeit kann sich in der Hauptsache doch nur auf die Regelung der äußeren Verhältnisse erstrecken. Das beste im Leben kann aber nur durch die Mitwirkung der in der menschlichen Gesellschaft ruhenden geistigen und sittlichen Kräfte geschehen.

Ein solcher Versuch müßte aber, auch wenn er nicht völlig gelingen sollte, nach mehreren Richtungen günstige Nebenwirkungen äußern. Vor allem würde sich dabei nicht nur ein Nutzen für die Arbeiterinnen ergeben, für welche die Einrichtung allerdings in der ersten Reihe ins Leben gerufen wurde, sondern eine mindestens ebenso große Förderung für diejenigen, die im Interesse der Arbeiterinnen thätig zu sein hätten. Die Frauen, welche sich einer solchen Thätigkeit annehmen, würden durch eingehende Kenntnisnahme derjenigen Verhältnisse und Zustände, unter denen sie zwar täglich leben, an denen sie aber bis jetzt achtlos und gedankenlos vorübergingen, ihren Gesichtskreis ganz außerordentlich erweitern und ihr Denken vertiefen. Sie würden wahrscheinlich erst gewahr werden, wie wenig sie von der geistigen und sittlichen Bewegung ihrer Zeit wissen, und wie inhaltsleer und nichtig ihr eigenes Leben mitten in dieser ganzen Bewegung verfließt. Sie würden erst erfahren, was es für eine Arbeiterin bedeutet, den ganzen Tag und darüber hinaus monotone und anstrengende industrielle Arbeit verrichten, und dann noch den Pflichten gegen ihr Haus und ihre Familie genügen zu müssen. Aus ihrem Verkehre mit den Arbeiterinnen würden sie auch die gesundheitlichen Folgen eines solchen Lebens auf Frauen und Kinder kennen lernen, und die zerstörenden Wirkungen dieser Lebensführung auf das Familienleben würden ihnen in konkreter Weise nahetreten. Vielleicht würden ihnen auf diesem Wege auch die Bedingungen der Erhaltung und der Weiterentwickelung unseres Kulturlebens zum Verständnis kommen. Es ist kein Zweifel, daß das ganze innere Leben, der ganze Gesichtskreis und das ganze Denken und Fühlen der Frauen, die eine derartige Thätigkeit aufnehmen, eine gründliche Änderung und eine weitgehende Verbesserung erfahren würden. Auf demselben Wege, auf dem jetzt Nichtigkeiten und Schädlichkeiten weitere Verbreitung finden, würde dann vielleicht eine veredelte Auffassung des Lebens und des Lebenszweckes der Frauen der oberen Stände insbesondere

sich den weiteren Kreisen mitteilen. Es wäre damit auch der Anfang der Überbrückung der so sehr beklagten und doch sich stets erweiternden Kluft zwischen den oberen und unteren Klassen unseres Volkes gemacht, einer Kluft, die bei der fortschreitenden Bildung der unteren Klassen immer mehr auch an äußerer Berechtigung verliert, und die gerade deswegen eine so große Gefahr für unser ganzes Kulturleben ist.

Wie schon in den Verhandlungen der badischen ersten Kammer über die Petition des Verbandes deutscher Frauenvereine wegen Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren gelegentlich erwähnt wurde, und wie auch aus kurzen Mitteilungen öffentlicher Blätter über an einigen Orten stattgehabte Versammlungen hervorgeht, ist man in Baden gerade mit den Vorbereitungen zu einem Versuche beschäftigt, eine ähnliche Einrichtung in den Frauenvereinen des Landes ins Leben zu rufen, wie sie oben besprochen wurde. Es soll nach der rein menschlichen Seite hin die Lücke ausgefüllt werden, die in den staatlichen Einrichtungen noch vorhanden ist. Es wird aber mit vollem Rechte nicht daran gedacht, den Frauenvereinen dabei Leistungen anzusinnen, wie sie etwa die amtlichen Funktionen angestellter weiblicher Beamten zu sein hätten. Demungeachtet würde aber eine solche Thätigkeit doch unter den Begriff des Arbeiterschutzes im Gegensatze zu einer dem Gebiete der Armenpflege gehörenden Fürsorge im einzelnen fallen. Diese vorbereitenden Schritte finden die verständnisvollste Förderung seitens der Centralleitung der badischen Frauenvereine. Sie durften bei der allgemeinen Erörterung unseres Gegenstandes nicht unerwähnt bleiben. Es ist aber, besonders auch im Hinblicke auf das vorbereitende Stadium, in dem sich die ganze Sache noch befindet, nicht der Zweck dieser Zeilen, dieses durch die stattgehabten Besprechungen schon in die Öffentlichkeit getretene Vorgehen eingehender zu besprechen. Nur das mag noch erwähnt werden, daß nach dem Ergebnisse der Besprechungen zunächst nur von einem kleinen Teile der Frauenvereine gehofft werden kann, daß sie sich den genannten Aufgaben unterziehen.

Auch über den erwähnten einzelnen Versuch hinaus ist es für unsere ganze Kulturentwickelung eine Frage von der höchsten Bedeutung, wie sich die Frauen der höheren Stände zu den Arbeiterinnen stellen, nicht nur hinsichtlich der Minderung der individuellen Not, sondern auch hinsichtlich der äußeren und inneren Grundlage der Existenz der ganzen Klasse, hinsichtlich des Arbeitsverhältnisses. Keine Zeit weist so wie die unserige, trotz alles gegenteiligen Schreiens, so viel Zeichen einer beginnenden Versöhnung der Klassengegensätze auf. Noch niemals hat man wie jetzt begonnen, Verständnis für die tiefer liegenden Hindernisse großer Kulturfortschritte zu empfinden. Würden die Frauen der höheren Stände trotz aller dieser Anzeichen fortfahren, den dabei ihnen zufallenden Aufgaben verständnislos und gleichgiltig gegenüberzustehen, so müßte man sagen, daß bezüglich ihrer eine große Zeit ein kleines Geschlecht vorgefunden hat. Daß aber eine so pessimistische Auffassung nicht gerechtfertigt ist, das darf schon aus der in Vereinigungen, in praktischem Eingreifen und in zutreffenden öffentlichen Erklärungen zutage getretenen entgegengesetzten Strömung in weiten Kreisen der Frauen und Mädchen aus den gebildeten und besitzenden Klassen unserer Reichshauptstadt geschlossen werden. Besonders charakteristisch ist dafür auch die Art, wie in einem Anrufe einer solchen Vereinigung den Frauen und Mädchen der besitzenden Stände ihre schwere Mitverantwortlichkeit an den sozialen Mißständen zum Bewußtsein gebracht wird. Aber auch, wenn wirklich die Frauen unserer höheren Stände sich der ihnen bei dem Fortschreiten unserer öffentlichen Zustände zufallenden Aufgabe nicht gewachsen zeigen würden, dürfte ihnen die alleinige Verantwortlichkeit nicht aufgebürdet werden. Das berührt eben eine Frage, die außerhalb des Rahmens dieser Besprechung liegt.

Einheitliche Religion und Illusionen.

Von Professor Dr. F. Staudinger in Worms.

Egidys „Versöhnung" bringt in Nr. 111 einen Aufsatz, „das deutsche Einheitsstreben und die Volksschule", der im Gegensatz zu dem bisherigen Verfahren, welches den Schwerpunkt der Religion in die verschiedenen Bekenntnisse legt, als Grundlage des Religionsunterrichts ein einheitlich vom Staate zu übernehmendes Lehrverfahren empfiehlt, auf welches dann die Bekenntnisse ihre besonderen Dogmen überbauen könnten. Diese Grundlage solle den „Glauben an einen wirkenden Gott der Liebe und an die Unsterblichkeit der von Liebe erfüllten ihr Ich vergessenden Seele durch einfache Wahrscheinlichkeitsbeweise" stützen.

Über die Frage, ob und wieweit dies theoretisch richtig ist, haben wir in diesem Blatte nicht zu verhandeln; wohl aber über die Frage, ob das praktisch bezw. sittlich berechtigt ist. Das möchten wir allerdings sehr bezweifeln.

Zwar von den begründenden Gedanken zu Anfang des Aufsatzes unterschreiben wir es, daß alles Hoffen auf ein gedeihliches Vorwärtsstreben der deutschen Staatsbürger, und auf dauernde Einigkeit im Volke eitel sei, so lange die jetzigen Gegensätze zwischen Armen und Reichen, zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Volksbildung und allgemeiner Bildung bestehen, aber wir müssen lächeln, wenn Verf. sagt: „so lange die deutschen Staatsregierungen diese Gegensätze bestehen lassen."

Wir können uns nicht verhehlen, daß uns in diesem Aufsatze, wie in vielen anderen der uns in manchen Grundgedanken sympathischen „Versöhnung" ein gewisser Illusionismus anblinkt*), ein Illusionismus, der seine praktischen Forderungen und Bestrebungen nicht aus der Erkenntnis des Thatsächlichen, sondern aus individuellem Wünschen ableitet. Wenn ein Kind sein neues Dampfkesselchen geschenkt bekommen hat und stellt sein Spiritusflämmchen darunter, ohne daß Wasser im Kessel ist, so lächeln wir. Wenn aber ein ernster Mann meint, die Staatsregierung könne eine Änderung in der religiösen Erziehung, dem Unterschied von Arm und Reich u. s. w. treffen, ohne daß vorher die den Staat maßgebend bestimmenden Kräfte anders geworden sind: so finden wir das heute noch gar nicht belächelnswert. Und doch ist es genau dieselbe Thorheit.

Die Staatsregierung könnte heute, wenn sie zehnmal wollte, nicht auf die Gedanken des Verf. eingehen. Wenn aber die treibenden Volkskräfte sie ernstlich und dauernd nach dieser Richtung trieben, so müßte sie, selbst dann, wenn sie nicht wollte. Wenn also auch der Wille der Staatsregierung in Fällen, wo die Kräfte gleich oder fast gleich sind, den Ausschlag geben mag, so kann es sich, solange diese in ganz entscheidender Weise auf Seiten der Gegner liegen, zunächst nicht so sehr darum handeln, die Regierungen umzustimmen, als die Widerstände im öffentlichen Bewußtsein zu besiegen. Das ist eine langsame, mühevolle, vielleicht lange erfolglose und von Rückschlägen unterbrochene Arbeit, die nur gelingen kann, wenn auch die allgemeinen Verhältnisse sich für uns günstig, für unsere Gegner ungünstig entwickeln.

Wenn aber die materiellen und geistigen Verhältnisse einmal dahin gediehen sind, daß ein Umschwung zu Gunsten freierer Ansichten möglich ist; auch dann wird sich die Sache anders gestalten als Verf. denkt. Der Staat wird sich dann, was er konsequenterweise heute schon nicht dürfte, um die transcendenten Unterlagen der Religion gar nicht zu kümmern haben, ebensowenig um den Begriff, den sich jemand von Gott und Unsterblichkeit macht, wie darum, ob er die letzte Ölung oder das Abendmahl in beiderlei Gestalt bevorzugt. Das sind ihrer Natur nach durchaus Sachen der individuellen Überzeugung, über deren Lehrart die Gruppen derer, die darin gleicher Ueberzeugung sind, zu bestimmen haben. Dem Staate kann es nur darauf ankommen, daß seine Mitglieder sittlich, geistig und leiblich wohl erzogen werden: das hat er in seinen Schulen zu besorgen. Was die Konfessionen nebenher lehren, geht ihn, soweit es sich um Glaubensfragen handelt, gar nichts an.

Sind wir also erst einmal soweit, dann werden ganz selbstverständlich Schulfragen und Kirchenfragen völlig getrennt werden; der Staat wird nicht mehr in konfessionellem Interesse — das er

*) Diesen Illusionismus finden wir auch in einem anderen sonst besseren Aufsatze derselben Nummer, wo es heißt: Wenn die Menschen keinen Krieg wollen, so ist kein Krieg. — Nein wenn die Menschen zehnmal keinen Krieg wollen, so ist doch Krieg, wenn die Verhältnisse ihn bedingen. Wenn sich aber diese dahin ändern können, daß Krieg nicht dadurch bedingt wird, so kann Friede sein. Der Verf.

Vorstehende Anmerkung könnte mißverstanden werden. Der Verf. leugnet nicht den Einfluß des sittlichen Willens auf die soziale Entwickelung. Aber er will die Kraft dieses Willens von dem Protest gegen den Krieg auf die ihn bedingenden Kulturverhältnisse hinlenken. D. Red.

heute unter dem Druck sozialreaktionärer Parteien, welchen die Religion ein soziales Zwangsmittel ist, für sein eigenes hält — die Gewissen in bestimmte Bekenntnisse zu pressen suchen, indem er konfessionellen Unterricht befiehlt; er wird vielmehr den konfessionellen Eid aufheben, wird in den bürgerlichen Papieren des Betreffenden keine Konfession eintragen, u. dgl. mehr. Aber einen staatlichen Religionsunterricht, der einen deistischen Religionsunterricht zu Grunde legte — der doch immerhin noch konfessionell wäre, wird er nicht denken können. Das ist ein reines Hirngespinst, gegen dessen Verwirklichung sich ebenso die streng konfessionellen, wie die vorgeschritteneren Elemente erklären würden, den nur ein blasser, blutloser Liberalismus vertreten könnte, der schon heute immermehr zurückgedrängt wird. Der wird aber dann gar nicht mehr ausschlaggebend sein, folglich eine solche rein erdachte, unnatürliche Vermittelung nicht durchsetzen können.

Ein zweiter, so bloß aus dem Hirn heraus gesponnener Gedanke, den wir wegen seiner großen Verbreitung erwähnen, ist die Übertragung des deutschen Einheitsgedankens auf Verhältnisse, für die er gar nicht angethan ist. Der Einheitsgedanke hat zunächst auf dem Gebiete des durch die Erwerbsverhältnisse geforderten freien Erwerbs und Handels, der Freizügigkeit und Rechtsgleichheit in jedem Orte der Nation sowie den Maßregeln zum Schutze nach außen seine Stütze und seinen Halt. Daß alle privatrechtlichen Ordnungen gleich seien, ist dagegen schon nicht nach der Schablone zu wünschen. Verschiedene historische Entwickelung und verschiedene wirtschaftliche Struktur verschiedener Provinzen machen da unter Umständen Unterschiede wünschenswert. Jedenfalls müßte man es für beklagenswert halten, wenn Gebiete, die schon eine vorgeschrittenere Rechtsentwickelung haben, um der lieben Schablone der Einheit willen in ein Recht zurückgezwängt würden, das für die Feudalzustände Ostdeutschlands genügen möchte. Da wäre es rationeller, man unterschiede zwischen Rechtsordnungen, die ihrer Natur nach gemeinsame Regelung erfordern, und solchen, die den Lokalverhältnissen angepaßt bleiben können.

Der Gedanke ferner, der von den Staatsbürgern zu fordernde Patriotismus setze Einheitlichkeit in der Schule voraus, ist aus obigem Gesichtspunkt falsch begründet. Inhaltlich zwar ist der Forderung, daß die allgemeine Volksschule die Grundlage der Erziehung bilde, völlig zuzustimmen, obwohl wir uns keiner Illusion in Bezug auf deren baldige Durchsetzung hingeben. Allein dies ist keine nationale, sondern eine soziale, eine humane Forderung, die ebensowohl regional, wie national, wie international durchgesetzt werden kann, wo die Kräfte zu dieser Durchsetzung entwickelt sind.

Am Bedenklichsten aber ist der Wahn der Nationalreligion. Denn hierin gipfeln die anfangs scheinbar nur pädagogisch gedachten Religionsunterrichtsvorschläge des Verf. Schon zu Beginn der 70er Jahre konnte man diesen Gedanken oft hören. Sein Erfolg war der Kulturkampf. Bei Angriff und Abwehr wurden hier zweifellos viele ideale Kräfte zu Tage gefördert: aber seine Wirkung auf das Rechtsbewußtsein auf der einen, auf den religiösen Fanatismus auf der andern Seite war doch sittlich so verderblich, daß man nur sagen kann: Vestigia terrent.

Anm. der Red. Wir möchten hierbei bemerken, daß der kritisierte Aufsatz nicht mit den Ansichten M. v. Egidys übereinstimmt, der die Beziehungen des Menschen zu Gott und Jenseits nicht als Gemeinsamkeitssache betrachtet sehen will. Die „Versöhnung“ ist „Sprechsaal“, nicht ein einheitliches Organ Egidyscher Gedanken.

Rückblick auf die Entwickelung des Antisemitismus in Deutschland.

Von Gustav Maier in Zürich.

Nahezu zwei Jahrzehnte sind es, daß der Antisemitismus als positive Erscheinung in Deutschland aufgetreten ist. Zwar reichen seine Wurzeln noch um reichlich ein Jahrzehnt weiter zurück in die Zeit, als Robert von Mohl, Richard Wagner, Wilhelm Marr u. A. ihn litterarisch einleiteten. Aber von einer eigentlichen Bewegung kann man erst seit 1877 reden, da Stöcker in der von ihm begründeten christlich-sozialen Partei den Antisemitismus zum erstenmale agitatorisch auf die politische Bühne brachte. Unvergessen bleibt das überschäumende Maß persönlicher Gehässigkeit, das so lebhaft an die erste Zeit demagogischen Auftretens der Sozialdemokratie erinnert; gegen dieses richtete sich zunächst das Vorgehen des geistlichen Agitators und es gelang ihm damals, das Vorbild noch zu überbieten.

Stöcker hatte den Zeitpunkt gut gewählt. Dem künstlichen Aufschwung der Gründerjahre war eine tiefgreifende Ernüchterung und Verstimmung gefolgt, Industrie und Handel lagen darnieder, zahlreiche Existenzen waren durch die Schwindelperiode ruiniert worden: in den mittleren und oberen Schichten der Gesellschaft war der Nährboden für eine soziale Bewegung überaus günstig. Es war leicht, die latente Unzufriedenheit nach einer bestimmten Richtung zu lenken; die noch nicht verschwundenen Instinkte der Menge boten dazu eine bequeme Handhabe. So mußten wir das klägliche Schauspiel erleben, daß 10 Jahre nach der Niederwerfung Frankreichs das große Deutschland sein „nationales Unglück“ bei einer Handvoll Menschen suchte! Die schwankende Haltung des leitenden Staatsmannes, der — im innersten Wesen jeder Demagogie abhold — doch gerne jede ihm sich bietende Hilfe annahm, vollendete die günstige Konstellation und einige Jahre hindurch schien es, als ob die Berge der Antisemiten sich bis zum Himmel erheben wollten.

Heute schon mag es heißen: „Parturiunt montes!“ Der Rückschlag zeichnet sich klar und deutlich in den Ergebnissen ab. Mehr oder weniger haben alle Führer der Bewegung abgewirtschaftet: vergessen und verlassen, oft gebrandmarkt und verachtet sind sie in der Versenkung verschwunden, die nach kulturhistorischen Gesetzen die demagogischen Abfälle der Zeitbewegungen aufnimmt. Nicht wenige von ihnen sind gerade an den Fehlern zu Grunde gegangen, wegen deren sie ihre Gegner moralisierten. Die christlich-soziale Bewegung selbst ist in ein relativ ruhiges Fahrwasser zu positiven Zielen eingelenkt, und nur von Zeit zu Zeit halten es ihre Führer noch für nötig, fast schüchtern und verschämt die zersetzte Fahne des waschechten persönlichen Antisemitismus aufzurollen. So ist die Bewegung auch offenkundig zu dem geworden, was sie im Grunde von Anfang an war, zu einer antikapitalistischen. Das ist die Ironie der Kulturgeschichte: die den Sozialismus mittelst des Rassenhasses austreiben wollten, stehen heute in dem wichtigsten Punkte sozialer Kritik mit ihm auf einer und derselben Kampflinie und die Scheidung von der konservativen Partei ist daher mit logischer Notwendigkeit eingetreten; der Antisemitismus als solcher aber hat sich überlebt.

Und doch wäre es ein schwerer Irrtum, anzunehmen, daß er an der politischen und sozialen Entwickelung unseres Volkstums spurlos vorübergegangen sei; er hat im Gegenteil tiefe Furchen hinterlassen. Die soziale Kluft ist fast überall erheblich vertieft worden, und ein Menschenalter dürfte im günstigen Falle zur Ausgleichung dieser üblen Wirkung erforderlich sein. Für die Stärke dieser Strömung spricht der Umstand, daß sie selbst in Kreise eingedrungen ist, deren Tradition geradezu prinzipiell gegen Konfessionalismus oder Rassenhaß wie gegen jede Ausschließlichkeit gerichtet ist: es ist eine offenkundige Thatsache, daß beispielsweise das deutsche Freimaurertum unter dem Drucke von damit zusammenhängenden inneren Kämpfen sich stark in antisemitischer Richtung vielerorts entwickelt hat! —

Von den politischen Parteien ist (abgesehen etwa von der in jüngster Zeit erst zu einer gewissen Bedeutung erstarkten bürgerlich-demokratischen) lediglich die sozialdemokratische Partei von antisemitischen Anwandlungen gänzlich frei geblieben. Dies gereicht ihr umsomehr zur Ehre, als die Versuchung zu einer Konnivenz mit jener ebenfalls antikapitalistischen Strömung recht nahe lag. Es geht nicht an, dieses Verhalten lediglich mit der Konfession mancher Lehrer und Führer der Partei zu begründen: ist doch z. B. die konservative Partei durch die jüdische Abstammung ihres „Vaters Stahl“ an ihren Meinungen ebensowenig irre geworden, als die nationalliberale durch das Bekenntnis hervorragender Führer. Wir haben es hier in der That mit einer anerkennenswerten Prinzipientreue und einem auf das Dauernde gerichteten politischen Scharfblick unserer Arbeiterschaft und ihrer Führer zu thun.

Daß die deutschen Staatsregierungen einen ebenso großen Scharfblick offenbart hätten, kann man leider nicht behaupten. Vor allem im Militärwesen, dann aber auch im Gebiete der Verwaltung, des Unterrichts und der Justiz haben sie sich fast ausnahmslos, halb willig halb widerwillig, zu einer Ausschließlichkeit drängen lassen, die nicht nur mit dem Geiste der Humanität, sondern auch mit dem Wortlaut der Verfassungen in schneidendem Widerspruch steht. Es ist kein Ehrenzeugnis für deutsche Kultur, daß sich gegen schreiende Ungerechtigkeiten dieser Art kein ernstlicher, nachhaltiger Widerspruch der öffentlichen Meinung erhoben hat; (ein Milderungsgrund ist freilich, daß sie sich ebenso lammfromm noch die Bevorzugung des Adels bieten läßt). So fraß das Übel weiter, die preußische Muster-Praxis drängte auf Grund der Freizügigkeit die benachteiligten Elemente nach den Mittel- und Kleinstaaten, und diese glaubten sich dadurch nach und nach zu einem ähnlichen Vorgehen gezwungen.

Daß diese Verhältnisse auf die direkt betroffenen Kreise eine scharfe Rückwirkung ausgeübt haben, ist leicht begreiflich. Zunächst ist die Richtung des freisinnigen Judentums auf eine gewisse Verschmelzung, die sich bis dahin in Mischehen und Übertritten in steigendem Maße offenbart hatte, stark zurückgedrängt worden. Verletzter Stolz mußte gerade bei den Besten diese Wirkung haben, zumal der immer entschiedener hervortretende reaktionär-dogmatische Geist der protestantischen Kirche eine immer geringere Anziehungskraft auf außenstehende freigesinnte Elemente zu üben vermochte. Darüber hinaus ist begreiflicherweise die Empfindlichkeit erheblich gestiegen, die wie alle menschlichen, besonders alle kollektiv-menschlichen Empfindungen so leicht die vernünftigen Grenzen überschreitet. Ich meine jene falsche Empfindlichkeit, vor der einmal Berthold Auerbach so überzeugend gewarnt hat, und die eine Überschätzung der Verbreitung und der Wirkungen des Antisemitismus in jüdischen Kreisen herbeigeführt hat. Durch den Umstand, daß der kleinste Anlaß genügt, eine sonst unbefangene Person zum Antisemiten zu stempeln, wie durch dessen Rückwirkungen wird der Kreis der Vorurteile nur erweitert; nicht minder durch die Scheu, offenbare Mißstände gelegentlich anzuerkennen: so sind z. B. Vorschläge auf praktische Bekämpfung des Wuchers zumeist an der Furcht gescheitert, in einer solchen Bekämpfung das Eingeständnis spezifisch jüdischen Wuchers erblickt zu sehen. Infolge dieses Irrtums hat sich die philosemitische Gegenströmung vielfach auf relativ unfruchtbaren Wortkampf beschränken müssen, auf einen Wortkampf, der oftmals auch die Grenzen überschritten und die gegenseitige Verbitterung nur vermehrt hat.

Das wäre so in großen Zügen die „Bilanz" des Antisemitismus. In seinen eigentlichen Zielen unfruchtbar, hat er einerseits doch beigetragen zu einer Vertiefung der wirtschaftlichen Erkenntnis, andererseits aber Gegensätze geschaffen und wieder erweckt, die einen Appell an die ethischen Grundlagen unserer Zeitbildung wohl rechtfertigen. Denn diese muß aufs tiefste jede demagogische Verallgemeinerung verabscheuen, wenn sie wirklich einen Zustand menschlicher und nationaler Gemeinschaft herbeiführen will, der auf „Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschenliebe und gegenseitiger Achtung" begründet ist! —

Konservativ.

Eine Plauderei von Fritz Sebald.

Ein schönes Wort! Es klingt so solid, so grundtüchtig. Ich habe es immer lieb gehabt, viel lieber als das Wort liberal, bei dem ich stets an ein behäbiges Bäuchlein denken muß, warum, weiß ich nicht. Man hat so Idiosynkrasien. Bei dem Worte „konservativ" steht uns ein gediegenes, altmodisches Silbergeschirr vor Augen, bei dem Wort radikal ein Mensch, der Bäume ausreißt. Und wenn ich Bäume ausreißen oder umhacken sehe, die nicht dürre sind, so geht mir's wie ein Schnitt durchs Fleisch, es thut mir weh, und ich kann ernstlich zornig werden, besonders wenn eine schöne Allee einer schönen neuen Straßenanlage oder ein paar Läden zum Opfer fallen.

Und doch halte ich dafür, daß konservativ, sittlich betrachtet heute gar nichts gutes bedeutet, und daß man, wenn man so manche konservativen Dinge heute mit ansieht, selber Bäume ausreißen möchte. Was wollen die Konservativen konservieren? Einen durchaus unsittlichen Zustand der Dinge. Es ist der fleischgewordene Egoismus, der sich in der konservativen Partei breit macht.

Da ist Stöcker aus der konservativen Partei hinausgegangen worden. Warum? fragt man sich. Weil sein Blatt nicht alles konservieren zu können meint, was der Egoismus der Partei konservieren möchte — weil es ein wenig, nur ein ganz klein wenig sozial angehaucht erscheinen will. Allein das ist schon zu viel. — Wer nicht blank und unentwegt die Interessen des Großbesitzes vertritt, muß hinaus.

Das ist schade — für die Konservativen. Denn in der That nannten sich bisher eine Reihe von Männern konservativ, auf welche in der That die Vorstellung von dem gediegenen, aber altmodischen Silbergeschirr paßt. Daher, daß ich vorwiegend mit Konservativen dieses Schlags in Berührung gekommen bin, habe ich wohl diese unwillkürliche Vorstellung bekommen. Zwar ein Anachronismus waren sie stets, und wenn man sie frug, ob Christus eigentlich konservativ gewesen sei, da wußten sie nichts sonderlich Gescheites zu antworten; sie meinten höchstens, heut würde er es in ihrem Sinne sein. Und wenn man ihnen vorstellte, daß sie mit ihren edlen Absichten und ihrer idealen Gesinnung doch nur eine Folie seien, hinter der sich der schmutzigste Egoismus des Großbesitzes bequem bergen könne, daß dieser aber allein die lebendige Kraft der Partei sei: da meinten sie stolz: ‚Die Partei unseren Idealen gemäß zu bestimmen, ist eben unsere Aufgabe!' Das zu sagen geht nun nicht mehr, nachdem die konservative Partei sogar einen Stöcker, der schwerlich diesen letzten Elementen gesinnungsverwandter war, als den Interessen des Besitzes, zur Thür hinausgesetzt hat, weil er auf das ideale Mäntelchen doch nicht völlig hat verzichten wollen. Womit soll die Partei nun ihre moralische Blöße decken? Das geht uns freilich nichts an, aber es ist schade — für diejenigen, welche mit Anstand glaubten, konservativ sein zu können, und nun hierzu leider nicht mehr in der Lage sein dürften.

Aber es ist gut — für die Moral.

Vermischtes.

Die Heilsarmee ist in Deutschland fast nur nach den Vorurteilen bekannt, die ihr äußeres Auftreten erweckt. Aber der Schein trügt: dieses auf die niedersten Volksklassen berechnete Vorgehen ist Mittel zum Zwecke einer bedeutsamen sozialen Wirksamkeit. General Booth, ein organisatorisches Talent ersten Ranges, verstand es nicht nur, die Elendesten aus dem Sumpfe heraufzuziehen, sondern sie selbst zu begeisterten Werkzeugen der Rettung zu machen. Als er im Jahre 1890 sein ergreifendes Buch: „In the darkest England" erscheinen ließ (dessen Herausgabe allein die Summe von M. 120,000 eingebracht hat) wurde ihm ein Fond von £ 80,000 aus allen Kreisen Englands gestiftet, der unter obigem Namen getrennt verwaltet wird. Einige Ziffern aus der Gesamtwirksamkeit werden obige Behauptung bestätigen: in 53 Lokalen erhalten täglich 25000 der Allerärmsten Speisung und 9—1000 Nachtlager; 17 Fabriken und 6 Ackerbaukolonien geben 3000 Arbeitslosen ständig Beschäftigung. Durch die 48 Zufluchtshäuser gehen jährlich 3000 gefallene Weiber hindurch, und in 12 Asylen ist Platz für 250 entlassene Sträflinge, die vielfach von den Behörden der Heilsarmee zugewiesen werden. Der „darkest-England-Fond" hat in ca. 4 Jahren 12 Millionen Menschen zu 2—30 Pf. gespeist und $3^1/_2$ Millionen zu 8—50 Pf. Nachtquartier gegeben. Von 40000 Suchenden wurden 17000 durch Arbeitsnachweis untergebracht, von 1200 entlassenen Sträflingen 568 den Ihrigen gebessert zurückgegeben, von 11000 in den Zufluchtshäusern aufgenommenen Weibern 8500 zu nützlicher Arbeit geführt

oder heimgeschickt, von 8400 vermißten Personen 3000 aufgefunden, durch eine Ackerbaukolonie von 2000 Morgen, 350 Arbeitslose beschäftigt u. c. — Der Gesamtbesitz von Grundstücken, Fabriken u. c. beträgt ca. 18 Millionen Mark, mit ca. 9 Millionen belastet. Die ganze Organisation läuft auf ein großartiges Kooperativsystem hinaus: „Unsere Thore stehen Tag und Nacht jedem Verlassenen ohne jede Unterscheidung offen, unsere Werkzeuge sind Liebesdienst und Arbeitsgelegenheit.“ Diesem Programm entspricht die bewunderungswerteste Einrichtung der Heilsarmee: in den „slums“ der Großstädte, jenen Pesthöhlen von Laster, Verbrechen und Elend, haben sich zu ständiger Wohnung 68 Schwestern niedergelassen, um durch dauernde Einwirkung Vertrauen zu gewinnen und Not zu heilen; sie besuchen im Jahre über 60000 Familien und pflegen ca. 3000 Kranke. —

Hier heißt es, wenn irgendwo: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! — Wenn in Deutschland ein Sozialreformer und Philanthrop aufstände, wie William Booth, so würden wir ihm gerne etwas religiöse Schwärmerei, Temperenz und Militärspielerei nachsehen. —

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Januarbericht. Thut's im Arbeitsjahr guter Landwein, die Geister rege zu halten und das Herz zu erfreuen, so muß doch zum Feiertag, besonders zur Einweihung des neuen Jahres ein besonders edler Tropfen dran, das Jahr gut anzufangen. So dachte die Gesellschaft, als sie Prof. Jodl den ersten Jahresvortrag anvertraute. Und in der That die geist- und lichtvolle Entwickelung der Prometheussage als des Problems von dem Verhältnis der Menschheit zum Göttlichen im Emporgange der Kultur, die der Vortragende bot, war ein frischer Trunk aus dem ältesten von der Spinne Mythologie umwobenen Edelfäßchen abgezogenen Menschheitsgeistes. Die Leser der „Ethischen Kultur“ haben eine Probe davon erhalten (vgl. Nr. 5—8). Nach dem Genuß zur ernsten Arbeit führte uns wieder Prof. Döring mit seinen weiteren Mitteilungen über den französischen Moralunterricht. Aus der großen Fülle der für diesen Zweck geschaffenen Lehrbücher (Gruber zählte schon 1889 119 im Gebrauch befindliche Schulbücher für Moralunterricht, incl. die instruction civique) griff der Redner zwei heraus, um an ihnen die beiden Fehler, die z. Z. noch den betreffenden Versuchen in Frankreich anhaften, im Einzelnen nachzuweisen. Diese Fehler sind entweder die Hineinziehung eines philosophisch-theologischen Faktors in die Grundlegung der Moral, so daß aus Scheu vor dem klerikalen Vorwurf der atheistischen Erziehung ein wässriger Theismus gelehrt wird, oder die starke, fast fanatische, Betonung des nationalen Elements, die eine rein humane Behandlung der sittlichen Probleme unmöglich macht. Als Beispiel für diese verfehlte Art moralischer Unterweisung analysierte der Vortragende: Gérard, maximes morales du petit écolier français, Paris 2. Aufl. 1892, ein Moralbuch, das nicht nur den Idealfranzosen im Holzschnitt als Soldaten den jugendlichen Lesern vorstellt, sondern auch die Tugenden direkt aus dem Wesen des Franzosen ableitet. Ein Typus der ersten Art wurde in dem schon in 199. Auflage vorliegenden Büchlein von Bruneau, premier livre de l'instruction publique et universelle gegeben, und gezeigt, daß die einseitige Voranstellung des religiösen Elements nicht vor schlimmen didaktischen Mißgriffen geschützt hat. In der Diskussion, die sich besonders um die Frage bewegte, ob der Staat die konfessionelle Schule neben der religionslosen zulassen dürfe, gab Frau Prof Schönflies dankenswerte Mitteilungen über den Moralunterricht in Italien, der leider völlig abstrakt und rein theoretisch erteilt werde Ein Gegengewicht bildete nur die Dichterlektüre (in den oberen Schulen Dante, in den mittleren Manzoni und in den Unterklassen de Amicis, Cuore). Prediger Schäfer wies auf die schweren Kämpfe hin, die der Überwindung des konfessionellen Unterrichts in Holland, Belgien, Österreich, Frankreich und Italien vorausgegangen wären. Prof Foerster betonte, wie auch die Redner vor ihm sich ausgesprochen, daß ein staatlicher Eingriff in die Freiheit der Eltern, ihre Kinder konfessionell erziehen zu lassen, gänzlich unzulässig wäre; es könnte sich immer nur darum handeln allmählich durch das Bessere (konfessionslosen Moralunterricht) das Minderwertige (den konfessionellen Unterricht) zu verdrängen. Aus eigener Erfahrung könne er konstatieren, daß die Parteinahme der französischen Regierung für eine besondere (theistische oder chauvinistische) Förderung des Unterrichts in den Kreisen der Eltern Mißtrauen wecke.

Warum die Pflege des Patriotismus in der Schule überhaupt nicht besonders nötig sei (da ja die Sprachgemeinschaft, die ganze Denk- und Lebensgemeinschaft unwillkürlich zur Liebe des Vaterlands führe) wurde von Prof. Foerster auch in seinem größeren Vortrage: Das Vaterland und die Menschheit klar gelegt Der Vortrag charakterisierte sich als eine ernste und ethische Gedenkfeier des 25jährigen Bestehens des deutschen Reiches. Gleich weit entfernt von kritikloser Bewunderung des Erreichten wie von pessimistischer Schwarzseherei und parteiischer Nörgelsucht gab der Redner ein Bild der politischen Lage, diesmal in der ausdrücklichen Absicht, die Lichtpunkte ethischen Fortschritts mehr hervorzuheben. Wohlthuend habe es berührt, daß trotz jener geschichtlich glanzvollen Erinnerung im ganzen kaum ein hochmütiges oder übermütiges Wort erklungen sei. Im internationalen Verkehr und auch in der inneren Politik sei, hauptsächlich wohl infolge des ehrlichen Versöhnungsstrebens des Kaisers, ein ethischer Fortschritt zu erkennen (Annäherungsversuche an Frankreich, internationaler Arbeiterkongreß, Aufhebung des Sozialistengesetzes u. dgl.). Das Gelingen einer friedlichen Beilegung drohender Konflikte auch in jüngster Zeit sei sicherlich auch wenigstens zum Teil der Summierung aller ethischer Kräfte zu danken, die im einzelnen und kleinen wirksam wären. Das Verlangen nach schiedsgerichtlicher Entscheidung internationaler Konflikte und die Erhöhung des Gerechtigkeitssinnes innerhalb der Nationen seien die Ziele der Friedensbewegung Selbst die Ausbildung des starken aristokratisch-militärischen Ehrgefühls bei den Fürsten könne gelegentlich, und habe zur Verfeinerung der internationalen Beziehungen beigetragen. In kulturgeschichtlichem Rückblick wies nun der Redner den stufenmäßigen Aufbau der Gesellschaftsorganisation von der Einheit der Familie bis zur Nation mit dem Begriff eines Vaterlandes nach und zeigte, wie jede Gemeinschaft durch ihr Aufgehen in die höhere Einheit nicht nur keine Einbuße erlitten, sondern vielmehr eine sittliche Steigerung und Verfeinerung erfahren habe. Warum wolle man nun fürchten, daß das Eingehen des Vaterlandes in die Menschheit andere Früchte hervorbringen würde? Als eine völlig selbständige und homogene Sprach- und Litteraturgemeinschaft werde das Vaterland stets bestehen bleiben. Daß aber umgekehrt Sprach- und Rassenverschiedenheit nicht die Bildung einer Nation, eines Vaterlandes unmöglich machten, zeige das Beispiel des edlen Gemeinwesens der Schweiz. Ein vielstimmiges Völkerkonzert, vielleicht neben einer gemeinsamen Sprache für internationalen Verkehr, könnte die beste Harmonie der Menschheit geben. Aber schon die Unmöglichkeit einer Schließung des Weltverkehrs, ferner die durchaus international zu regelnde Weltwirtschaft, und die ebenso in Angriff zu nehmende Ausgleichung der sozialen Gegensätze forderten gebieterisch die Unterordnung des Vaterlandsgedankens unter den Menschheitsgedanken. Das größte Hemmnis gegen diese Entwickelung bilde die sog Realpolitik mit dem Auswuchs des Militarismus; doch sei in ihr kein Element der Dauer zu finden; sie sei die denkbar größeste Utopie, während eine von idealen Gesichtspunkten geleitete Politik die einzig dauernd fruchtbare sei. Bei dem Rückblick auf das Geschehene werde der Ethiker die beiden Arten historischer Kritik anwenden müssen: einmal sei dasselbe zu würdigen nach seinen eigenen Bedingungen, und dann ergebe sich Duldsamkeit in politischen Ansichten, andererseits aber sei es auch nach den Folgen und den idealen Forderungen zu bewerten, und daraus ergebe sich das Recht einer besonnenen Kritik, auch an einer 25jährigen Jubelfeier. Die lebhafte Debatte ließ jene Toleranz noch etwas vermissen, indem Herzberg und Holz die Berechtigung zu irgend welcher Jubelfeier energisch bestritten, Dr. Berendt zwar in der Begründung des deutschen Reiches einen Gewinn sah, aber den freiheitlichen Ausbau desselben vermißte, Jaffé und Dr. Leoy für die Ausführungen des Redners eintraten. In seinem Schlußwort wiederholte der Redner, daß er keineswegs blind sei gegen die Schatten, die noch in dem Bilde wären und die relative Berechtigung vieler Klagen anerkenne, daß aber doch die vorurteilsfreie Hervorhebung der Lichtseiten auch zu gegebener Zeit einmal ein Gebot der Gerechtigkeit wäre.

Mit der Neugestaltung der wirtschaftlichen Grundlagen der Familie beschäftigte sich der Vortrag des Herrn Tews. Gegenüber der einseitigen Auffassung des sozialen Problems als ob nur die Regelung des Verhältnisses vom Arbeitsgeber zum Arbeitsnehmer in Frage komme, stellte der Redner sein Thema auf die Frage, ob die Arbeitenden selbst unter einander eine richtige Verteilung der Arbeitseinkünfte besäßen. Die Nebeneinanderstellung eines 22jährigen ledigen und eines 42jährigen verheirateten Arbeiters mit durchschnittlich 4 Kindern gegenüber dem gleichen Wochenverdienst von 30 Mark, ebenso eines kleinen Beamten, der ledig mit 900 Mark Grundgehalt beginnt und des verheirateten Beamten nach 20jähriger Dienstzeit, dessen Höchstgehalt von 1220 Mark durch den Nenner fünf zu teilen ist, bewiesen, daß der Gipfelpunkt der sozialen Not in den Familien der Arbeiter und kleinen Beamten zu finden sei. Hier liege auch der Kern der eigentlichen Frauenfrage. Die Zahl der Frauen, die als Mütter des Brotes entbehrten, sei unverhältnismäßig größer als die Zahl der Unbefriedigten. Von der Regel, daß die Frau die Gehilfin des Mannes sei, wovon ihre Stellung in der Gesellschaft wesentlich abhänge, bildeten nur die Frauen der Lohnarbeiter und Beamten eine Ausnahme, während in der Landwirtschaft, im Kleingewerbe und Kleinhandel die Frau eine ökonomisch mindestens gleiche Größe, wie der Mann, darstelle. Da nun weder der Großbetrieb überhaupt abgeschafft werden könne, noch die Arbeiterschaft in ihrer Mehrheit leicht für Aufhebung der Familie werde zu haben sein (denn sie wüßten: Aufhebung der Familie sei Aufhebung der Möglichkeit, seine Individualität durch Erziehung zu vererben) — so müsse man eben versuchen, das Einkommen der Familien von Lohnarbeitern und kleineren Beamten zu steigern. Verhältnismäßig leichter wäre das dem Beamtentume gegenüber durchzuführen, da der Staat durch das System der Dienstalterszulagen und beim Wohnungsgeldzuschuß bereits anerkenne, daß ein älterer Beamter ohne Rücksicht auf seine Arbeit auch höhere Lebensansprüche machen könne. Es müßten nur neben dem Dienstalter auch die Familienverhältnisse ins Auge gefaßt und neben der höheren prozentualen Steigerung des Einkommens für den Verheirateten auch ein Zuschuß von vielleicht 10 pCt. des Grundgehalts für jedes uner-

zogene Kind geleistet werden. Die dadurch hervorgerufene Steigerung der Ausgaben würde zum Teil durch die Erniedrigung des Gehaltes der Ledigen und der älteren Beamten, die ihre Kinder bereits erzogen hätten, gedeckt werden, zum Teil aber als Prämie auf rechtzeitige Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflicht angesehen werden können. Bedeutend schwieriger sei natürlich etwas Ähnliches bei den Lohnarbeitern, da das die Aufstellung eines Normallohns für alle Gewerbe voraussetzen würde. Vielleicht könne aber der Staat wenigstens als Arbeitsgeber dem Ledigen nur 75 pCt., dem Verheirateten den vollen Lohn auszahlen und ebenfalls einen Zuschuß für jedes Kind in Aussicht nehmen. Dadurch werde eine Neugestaltung der materiellen Grundlage für die Familie gewonnen, die Eheschließung erleichtert, die Stellung der Frau gebessert und für das heranwachsende Geschlecht die Möglichkeit besserer Erziehung gewonnen werden. In der animierten Debatte berichtete Frau Schwerin über den negativen Erfolg, den man in Frankreich mit der Kinderzulage gemacht habe und erläuterte die englischen Versuche zur Vermehrung der Eheschließungen durch Einschränkung der Frauenarbeit und Lohnerhöhung für Arbeiter. Herr Holz sprach gegen die Verquickung der Eheschließung mit materiellen Vorteilen und die falsche häusliche Erziehung der Kinder; Rechtsanwalt Bieber für die Familienerziehung als Grundlage des sozialen Aufbaus und wies darauf hin, daß eine Art von Junggesellensteuer bereits durch die staatlichen Beiträge für Schule und Erziehung, zu denen doch jeder Bürger steuert, erreicht sei. Prof. Foerster erklärte sich im wesentlichen mit dem Vortragenden einverstanden, betonte aber auch die Fülle des Familienglücks, die wohl durch einige Entbehrungen des Vaters erkauft werden könne und nahm die Arbeit des älteren Beamten auch als die faktisch wertvollere in Schutz. Dem Redner gebühre für seine wertvollen Anregungen Dank.

Dr. R. Penzig.

Zürich. Die Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur hat sich nunmehr begründet. Dieselbe zählt bereits über 70 Mitglieder aus allen Parteien und Ständen, Männer und Frauen. In ihrem Aufrufe knüpft die Gesellschaft an die rühmlichen Traditionen der „Helvetischen Gesellschaft", die in den bewegtesten Zeiten des vorigen Jahrhunderts auf das Geistesleben, die sittliche und politische Entwickelung des Schweizervolkes einen so mächtigen Einfluß geübt hat. Der provisorische Ausschuß besteht aus Pfarrer Pflüger in Dußnang (Thurgau), Frau Dr. Luise Dobel und Gustav Maier (Zürich). — Gelegentlich der im Herbste dieses Jahres in Zürich stattfindenden internationalen Versammlung von Vertretern der ethischen und verwandten Bestrebungen sollen zugleich versuchsweise akademische Kurse über die wichtigsten Gebiete der persönlichen und sozialen Ethik stattfinden, zu denen bereits hervorragende Vertreter der ethischen Wissenschaft, u. a. Prof. Dr. Jodl (Prag), Prof. Dr. Höffding (Kopenhagen) ihre Mitwirkung zugesagt haben.

Briefkasten der Redaktion.

Ein Mitglied der D. G. E. K. fragt mit Bezug auf die in Nr. 5 enthaltene Mitteilung von Aussprüchen des Kaisers Tiberius über Majestätsbeleidigungen: „Lohnt es sich, die edlen Aussprüche eines notorisch unethischen Herrschers, — wie Tiberius — war, anzuführen, da dessen ganze Regierungszeit ein offner Protest gegen Menschlichkeit und Gerechtigkeit war?" —

Dem Fragesteller ist zu antworten, daß das Märchen vom Scheusal Tiberius längst durch die historische Kritik widerlegt ist. In der letzten Zeit seiner Regierung war der Kaiser allerdings umnachtet; vorher aber hat kein Alleinherrscher mit solchem Ernst die Kräfte seines Volkes zur Mitregierung heranzuziehen gesucht, wie er. Schließlich wurde er müde, über Sklaven zu herrschen.

Der Redaktion sind ferner Proteste zugegangen gegen den Artikel „die Studentenschaft und der 18. Januar", dem — nicht ganz mit Unrecht — verletzende Allgemeinheit vorgeworfen worden. Die Grenzen, welche in dieser Beziehung eingehalten werden sollten, bilden mit Recht immer wieder einen Gegenstand ernster Erörterung innerhalb der Kreise der ethischen Bewegung. Wir Alle haben nach dieser Seite aus dem Artikel „Die Diskussion" in Nr. 8 dieser Zeitschrift mancherlei Förderliches entnehmen können. Es wird uns hoffentlich immer mehr gelingen, bei allem Ernst und aller sittlichen Energie, die wir der Befreiung unserer Mitmenschen aus unwürdigen Zuständen schuldig sind, dessen eingedenk zu sein, daß der Erfolg dieser Befreiungsarbeit wesentlich auch von der Energie abhängt, mit welcher wir alle persönliche Gereiztheit in uns selber durch Genauigkeitszucht des Urteils und gerechtes Hineinversetzen in die Seelen der Anderen und dementsprechende Feinheit der Menschenbehandlung zu verhüten suchen

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 7. März 1896.	Nr. 10.

Inhalt: Die Stellung der Fürsten. Von Wilhelm Foerster. — Das Aktionsprogramm der Reformsektion der Gesellschaft für ethische Kultur in Philadelphia. Von R. Penzig. — Die Aussichten des Liberalismus. Von J. Platter. — Die ethische Bewegung in Frankreich. Von Anna Brunnemann. — Vermischtes: Nationalliberalismus und ethische Kultur. Anarchismus und Sozialdemokratie. — Entgegnung.

Betrachtung über die Stellung der Fürsten.

Von Prof. Wilhelm Foerster, Berlin.

Unter den Verkümmerungen des sittlichen Urteils, welche in Deutschland seit der Zeit der glänzenden politischen und militärischen Erfolge und unter der Wirkung des Bangens vor dem „Umsturz" eingetreten sind, wird wohl kaum eine andere in den oberen Volksklassen und selbst bei Männern von edelster, echt liberaler Vergangenheit jetzt häufiger angetroffen, als der Kultus der fürstlichen Machtstellung.

Zweifellos ist diese Erscheinung in Deutschland hauptsächlich aus den Eindrücken entstanden, welche durch die Gestalt und den Lebensgang unseres Kaisers Wilhelm I. tief in jede deutsche Seele eingeprägt worden sind, die nicht das Schicksal hatte, von einzelnen, mit dem Namen dieses Fürsten untrennbar verbundenen Vorgängen allzu schmerzlich betroffen oder ergriffen zu werden. Alle diejenigen, welche gegenüber der Persönlichkeit des Kaisers Wilhelm I. die natürliche Unbefangenheit des Urteils behaupten konnten, und nun gar alle diejenigen, welche irgendwie einen unmittelbaren Eindruck von seiner heiteren und schlichten Würde, von seinem Wohlwollen und seiner Redlichkeit empfangen konnten, wurden, in Verbindung mit dem glänzenden Ruhm seiner geschichtlichen Rolle in einer der ergreifendsten Haupt- und Staats-Aktionen, für ihre Lebenszeit mit Liebe und Pietät für diese echt fürstliche Erscheinung erfüllt.

Nun hat sich bei uns ein Idealbild des Fürsten überhaupt hieraus geformt. Man vergaß, wie selten gerade alle jene Eigenschaften zugleich mit allen sonstigen Bedingungen solcher höchsten Leistung sich zusammenfinden. Man vergaß auch, worauf der Kaiser selber so oft hingedeutet hat, daß das Ergebnis auch seines Wirkens ein ganz anderes gewesen wäre, wenn er nicht die hohe Gabe besessen hätte, im entscheidenden Moment sein Urteil und seinen Willen den Geistes- und Willenskräften seiner Mitarbeiter vollständig und unbedingt unterzuordnen, wie denn überhaupt die höchste Loyalität und der tiefste Respekt seinen kundigen und fähigen Mitarbeitern gegenüber sein Wirken zu einem echt sozialen stempelte. Man vergaß aber auch, aus welchen Erfahrungen und aus welchen berechtigten, scharfen Gegenwirkungen diese Selbstbescheidung und diese gewissenhafte Sorgfalt allmählich emporgewachsen waren.

Der Regierungszeit des hohen Herrn waren solche Zeiten vorangegangen, in denen bei allen ernster denkenden Leuten, abgesehen von den Parteimännern des Ultra-Royalismus, die einmütige Überzeugung zur Geltung gelangt war, daß man, um die besonderen Wohlthaten erblicher monarchischer Regierungsform einem großen Volke zu erhalten, vor allem den Monarchen davor bewahren müsse, seine Person zur maßgebenden und dadurch allein verantwortlichen machen zu wollen, daß man mit einem Wort das persönliche Regime beseitigen, dasselbe durch feste Rechtsformen der höchsten Entscheidungen ersetzen und gegenüber den ungeheuer gewachsenen Schwierigkeiten der Staatsleitung den Eindruck des Ausschlaggebens persönlicher Willkür, Einbildung und Augenblicks-Stimmung absolut verhüten müsse. Die Stellung des Monarchen wurde in diesem Sinne immer mehr als eine wesentlich harmonisierende und ponderierende, das letzte Wort der edelsten Menschlichkeit und Milde vertretende, ja geradezu die Augenblicks-Entscheidungen im Kampfe der verschiedenen Volks-Kräfte und -Interessen mäßigende betrachtet. Und dem hatte die politische Entwickelung fast in allen monarchisch regierten Kulturländern entsprochen.

Unter den Einflüssen gerade dieser sogenannten konstitutionellen Anschauungen und Verfassungsgestaltungen ist die sittliche Größe, die edle Fürstlichkeit des Kaisers Wilhelm I. herangereift. Sich den stärkeren Mächten des Gemeinschaftslebens zu fügen, hatte er schließlich bis zu dem Grade gelernt, daß er es nicht über sich gewann, der augenblicklichen Strömung entgegenzutreten in einem Moment, wo er allein mildernd eingreifen konnte, weil die Anderen ihn durch drakonische Maßregeln schützen zu müssen glaubten.

Haben denn die gedankenlosen Bewunderer der fürstlichen Übergewalt unter uns keine Ahnung davon, welchen Schaden sie unseren Fürsten und uns Allen anthun, wenn sie die vorerwähnten weisen Einschränkungen des Fürstentums, die man eine Zeitlang bereits als ein festes sittliches Besitztum der Kulturwelt ansehen durfte, in kritiklosen Augenblicksstimmungen allmählich wieder untergehen lassen? Sagt ihnen ihr Gewissen garnichts über die Unmöglichkeit, daß eine einzelne Person, und wäre sie von dem höchsten Intellekt und von der reinsten sittlichen Vollendung, so zu sagen den Brennpunkt bilden könnte, in welchem sich die Strahlen der ganzen Gedanken- und Interessenwelt eines großen Staates konzentrieren, und daß nun auch von demselben Brennpunkte aus Klarheit, Ordnung, Fülle und Harmonie in alle Teile des Ganzen zurückstrahlen könnte. Dieses physikalische Gleichnis könnte man vielleicht als ungereimt abweisen und dafür auf die Rolle hindeuten, die dem Gehirn in dem Staate des menschlichen Organismus zugewiesen ist. Aber dieser Vergleich wäre doch nur dann wirklich zutreffend, wenn man annehmen könnte, daß es eine einzige Zelle sei, welche in letzter Stelle das ganze Gehirn und den ganzen Organismus dominiere.

Es ist aber ohne alle Gleichnisse vollkommen einleuchtend, daß es, bei den unüberwindlichen Schranken der Menschennatur, selbst dem edelsten, rastlosesten Wollen und Wirken unmöglich ist, sich soweit zum Herrn aller Situationen innerhalb der Entwickelung eines höchst komplizierten Gemeinwesens zu machen, um überall das entscheidende Wort sprechen zu können. So weit ist wohl auch noch kein Fürst in Illusion

und Überhebung gegangen, denn die physischen und moralischen Unmöglichkeiten türmen sich da fast überall als Schranken entgegen.

Aber die eigentliche Gefahr liegt gerade in den vereinzelten und partiellen Kundgebungen allein entscheidenden Dominierens, durch welche ein Fürst sich der berufensten Mitarbeiterschaften leicht beraubt, sie liegt in den Ungleichmäßigkeiten der persönlichen Machtentfaltung und Selbstgewißheit, zu denen ein Fürst durch persönliche Bewunderung oder bloße Machtanbetung sehr leicht getrieben werden kann, wenn die festen Formen, mit denen ein geordnetes Staatswesen alle obersten Entscheidungen auch im höchsten Interesse des Fürsten selber umgeben muß, keine Hüter von unerschrockener Wachsamkeit und Weisheit haben.

Die Menschennatur bedarf überall neben der sittlichen Freiheit auch der edlen sozialen Gebundenheit, welche alle Elemente wahrer Freiheit in der Seele durch Verminderung der Selbstsucht stärkt. Heißt es nicht, die persönliche Verkörperung der Staatseinheit und der Volks-Individualität schlechter als den geringsten Volksgenossen stellen, wenn man in gedankenlosem Wohlgefallen an einer *scheinbaren* Einheitlichkeit und einer temperamentvollen Handhabung des Regiments dazu beiträgt, den Fürsten jener höchsten Wohlthat des Gemeinschaftslebens zu berauben. Die moralische Not der Ungebundenheit, die ihn alsdann bedroht, würde auch für das ganze Gemeinschaftsleben zu einer zerstörenden Gewalt werden.

Gegenüber diesen Gefahren der fürstlichen Stellung muß man aber erst recht auf die reichen Wohlthaten hinweisen, welche dem Staate aus einer erblichen monarchischen Regierungsform erwachsen können, falls das Volk die Stellung des Fürsten nicht selber durch erniedrigende Unterwürfigkeit verdirbt.

Es liegt in der fürstlichen Stellung ein Anklang an die Verfassung der Familie und damit eine unvergängliche Schönheit und sittliche Kraft, aber nur so lange, als das Gleichnis nicht auf die Spitze getrieben wird. Monarchen der Vergangenheit mochten das letztere noch ohne Schaden thun, indem sie bei geringerer Selbständigkeit der weit überwiegenden Mehrheit der „Unterthanen" und bei einfacheren, sozusagen „patriarchalischen" Beziehungen die Stellung des Alles bestimmenden „Landesvaters" gegenüber den „Landeskindern" einnahmen. Die vollere Durchführung des Gleichnisses bewahrte ihnen auch selber mitunter in der pflichtstrengen oder liebevollen Väterlichkeit die Gebundenheit, die ihnen das Gesetz nicht auferlegte. Das gehört unwiderbringlich der Vergangenheit an. Indessen wird der Fürst auch in der Gegenwart und Zukunft aus jenem Anklang an die Familie eine hochideale Stellung und eine unvergleichliche Wirksamkeit ableiten können, wenn er unter unbedingter Verzichtleistung auf jede „Beherrschung" der Mündigen sich nicht blos als „erster Diener des Staates" bethätigt, sondern sich darüber hinaus in fürsorglichem Walten als Hüter der edelsten sittlichen und geistigen Güter, als Pfleger des Guten, Wahren und Schönen, mitten in und über dem geordneten Getriebe der Kräfte und der Selbstregierung seines Volkes erweist. Stets bereit zu mildern und zu versöhnen, auszugleichen und zu einigen, wird er nach Außen wie nach Innen der geborene Vertreter jeder großmütigen oder würdig mahnenden Aktion sein und dem augenblicklichen Empfinden seines Volkes in der Bethätigung nach Außen und nach Innen die *Schärfe* des Unmutes nehmen, ohne dem Gerechtigkeitssinn etwas zu vergeben, kurzum als Vertreter der Nation dieselben Grundsätze der Weisheit, des Maßes und der Menschenliebe zum Ausdrucke bringen und in Wirksamkeit setzen, welche den Verkehr zwischen den Individuen und den engeren Gemeinschaften veredeln und ersprießlicher machen. Fürwahr, da ist Raum für den Flügelschlag einer durch weise Einschränkung wahrhaft freigewordenen Fürstenseele.

Eine solche Stellung und Bethätigung wird natürlich in hohem Grade erleichtert und gesichert, wenn der Fürst der Erbe einer reichen Tradition von ähnlichen Wohlthaten ist, welche die Nation seinen Vorfahren schuldet. Ein Land, welches eine Fürstenfamilie solcher Art besitzt, würde sich schimpflicher und sträflicher Weise eines großen sittlichen Reichtums und eines wichtigen Elementes der Stabilität berauben, wenn es ein so köstliches nationales Gut durch leichtfertige Geringschätzung oder durch sich selbst wegwerfende Ueberschätzung in Verfall kommen ließe.

Der Schatz von sittlicher Kraft, der in solcher historischen Pietät enthalten ist, wird ja nicht bloß von denen gewürdigt und gewertet, denen es beschieden worden ist, bis zu den Höhen echt historischen Sinnes emporzudringen, sondern er lebt auch in der Tradition aller Volksklassen. Wird diese ihnen vorübergehend durch den heißen Drang nach künftiger höherer Kultur getrübt, so bleibt die Beruhigung, daß es denjenigen, denen echte Pietät die Seele stärkt, schließlich doch beschieden ist, die Gemeinschaft zu leiten, falls sie nicht selber durch übermäßige Anhänglichkeit an die Vergangenheit abdanken und den frischen, freien Blick in eine noch edlere Zukunft verlieren.

Das Aktionsprogramm der Reformsektion der Gesellschaft für ethische Kultur in Philadelphia.

Von Dr. R. Penzig in Berlin.

Während in Deutschland unsere unglückliche Vereinsgesetzgebung den thörichten Zustand sanktioniert, daß zwar *ein* Mann in öffentlichen Angelegenheiten mitraten und -thaten kann, wie er will, daß aber *zwanzig* gleichstrebender unterrichteter Männer oder gar Frauen das nicht ohne große Unannehmlichkeiten vermögen (ein Zustand, der den klaren Begriff der „öffentlichen Angelegenheiten" zum Objekt juristischer Spitzfindigkeiten gemacht hat), fängt in Amerika die Gesellschaft, die für Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung eintritt, an, auch im politischen Leben ein Machtfaktor zu werden. In Philadelphia, wo „die letzte Untersuchung des Senatorenkomitees erwiesen hat, in wie großer Ausdehnung die Korruption in fast jede Abteilung der Stadtverwaltung eingedrungen ist und wie das Publikum durch die Begünstigung gewisser Unternehmer und durch die Vereinigung der Gesellschaften zur Beschaffung elektrischen Lichts zur Bezahlung von Wucherpreisen für kommunale Leistungen gezwungen wird" (s. Rundschreiben Nr. 1 der Reformsektion), haben sich angesehene Männer und Frauen, unter denen wir auch W. M. Salter finden, unter Berufung auf ihre Pflichten als Glieder einer ethischen Gesellschaft zu einer Reformsektion zusammengeschlossen, die bei den Stadtratswahlen praktisch für eine gesunde Kommunalpolitik eintreten will. Das Programm, mit dem sie vor die Öffentlichkeit getreten sind, dürfte auch für die Leser der „Ethischen Kultur" nicht ohne Interesse sein. Wir geben also im Folgenden einen Auszug davon:

„In der Überzeugung, daß wir als Glieder einer Gesellschaft, deren Zweck die Hebung des sittlichen Lebens ihrer Glieder und der Gesellschaft ist, uns nicht dabei beruhigen dürfen, Vorträge zu hören, Lehrkursen beizuwohnen oder an Diskussionen teilzunehmen, sondern daß wir thatkräftig für Gerechtigkeit und Wahrheit, wenn diese in der Gesellschaft um ihre Anerkennung kämpfen, eintreten und unser eigenes Verhalten, soweit irgend möglich, nach ihren Forderungen einrichten müssen, konstituieren wir uns hiermit zu einer Abteilung unter dem Namen: Reformsektion der Gesellschaft für ethische Kultur in Philadelphia, und legen in Folgendem die Grundsätze dar, von denen wir uns bei unserem Eingreifen leiten lassen wollen.

1. Wir sind der Überzeugung, die Arbeiter müßten auch thatsächlich die Freiheit, die sie gesetzlich schon haben, besitzen, sich zur Verbesserung ihrer ökonomischen Lage zu vereinigen; jeder Versuch, sie in diesem Falle zu benachteiligen, müßte auf öffentliche Verurteilung stoßen.

2. Wir sind der Überzeugung: in Ermangelung irgend welcher öffentlichen Garantie dafür, daß Lohnarbeiter auch entsprechende Löhne und billige Arbeitsbedingungen erhalten,

sollten sie dazu **ermutigt** werden, sich zu diesen Zwecken zu verbinden — und zwar nicht nur zu ihrem eigenen Wohle, sondern im Interesse des sozialen und civilisatorischen Fortschritts. Wir sind darin einig, die Arbeiter und Arbeiterinnen Philadelphias moralisch und physisch, soweit unsere Macht reicht, bei allen Anstrengungen zu unterstützen, die sie zur Organisation für die genannten Zwecke machen mögen.

3. Wir sollten selbst, soweit es irgend durchführbar, nur solche Waren zu unserem Gebrauche beziehen, die von Arbeitern bei vernünftigen Löhnen und billigen Arbeitsbedingungen hergestellt worden sind.

4. Solange es keine gesetzliche Vorkehrung zur Regelung von Streitigkeiten zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern giebt, meinen wir, daß diese Streitigkeiten, soweit irgend möglich, durch die bekannte Methode der Vermittelung und des Schiedsgerichts beigelegt werden sollten. Arbeitseinstellungen und Aussperrungen sollten nur auf Fälle der äußersten Not beschränkt werden.

5. Wir sind der Überzeugung, alle Gesellschaftsklassen sollten die Freiheit haben, friedlich für Abstellung von Unrecht zu agitieren, unter dem sie sich leidend fühlten, oder für Reformen, die sie für nötig erachten, und wir werden, soweit unsere Macht reicht, jeder Verleugnung oder Verkürzung dieser Freiheit entgegentreten, sie gehe nun von Staatsbeamten oder Privatpersonen aus.

6. Wir meinen, Kommunalpolitik sei die Kunst, die Wohlfahrt örtlich begrenzter Gemeinschaften zu sichern, Nationalpolitik die Kunst, die Wohlfahrt eines Landes als eines Ganzen zu sichern. Wir protestieren also gegen die Vermischung von kommunalen und nationalen Zielen bei örtlichen Wahlen. Wir verpflichten uns mit allen Mitteln, die in unserer Macht stehen, die Bewegung zu unterstützen, welche die kommunale Politik von der nationalen scheiden und den kommunalen Zielen in örtlichen Kämpfen Aufmerksamkeit sichern will.

7. Wir sind der Überzeugung, daß öffentliches Amt auch öffentliches Vertrauen erfordert, und Beamte, die nicht Fragen der Staatspolitik entscheiden, sollten solange im Amt bleiben, als sie vertrauenswürdig sind. Wir denunzieren das „Ausbeutungssystem", wie es noch in großer Ausdehnung waltet, als eine Form der politischen Unsittlichkeit.

8.*) Wir meinen: das Land einer Gemeinde, seine Landstraßen, Wegerechte und alle natürlichen Hilfsmittel innerhalb seiner Rechtssphäre, gehören von Rechtswegen der Gemeinde, und die Gemeinde muß für Alles, was sie zum Gebrauch für Privatzwecke freigiebt, einen entsprechenden Entgelt erhalten. Wir behaupten, daß Privilegien auch Verpflichtungen mit sich bringen und daß der Gemeinde für den Genuß derselben etwas ungefähr Gleichwertiges (in Geld oder Dienstleistung) geboten werden muß. Wenn die Gemeinde außerordentlicher Mittel oder Hilfsquellen bedarf, so glauben wir, daß ihre Glieder entsprechend ihrer Fähigkeit dazu beitragen müssen. Wir verwerfen die heute mehr oder weniger übliche Methode, wonach man es so einrichtet, daß die Armen im Verhältnis zu ihren Mitteln mehr als die Reichen zahlen, und wonach die Besitzer von Privilegien von enormem Werte oft nur vergleichsweise wenig zahlen.

9.**) Wir sind der Überzeugung, eine Gesellschaft oder Nation könne in der Förderung der allgemeinen Wohlfahrt so weit gehen, als sie es für notwendig und ausführbar hält. Wenn z. B. die Privatverwaltung des Fuhrwesens, der Telegraphie oder Eisenbahnen unzureichend ist, so tritt Staatsverwaltung (oder wenigstens staatliche Regulierung und Oberaufsicht) an ihre Stelle — immer unter der Voraussetzung, daß gegen die Eigentumsrechte des Vorgängers die schuldige Rücksicht geübt werde. Wir erkennen hier ein offenes Feld für die Forschung und das Experiment, und wir sind bereit, das staatliche Eigentumsrecht (oder Regulierung und Oberaufsicht) jedes industriellen Unternehmens zu begünstigen, wenn es sich gezeigt hat, daß es so dem allgemeinen Nutzen besser dient. Jedes Monopol indessen und jedes Geschäftsunternehmen, sofern es an der Natur eines Monopols Anteil hat, sollte entweder von der Öffentlichkeit angeeignet (bezw. reguliert und beaufsichtigt) werden, oder sonst der Öffentlichkeit etwas ungefähr Gleichwertiges für den Wert des genossenen Privilegiums einbringen, wie schon oben bemerkt.

10. Wir meinen, das Geschlecht dürfe kein Hindernis für die Teilnahme an den wesentlichen Rechten und Pflichten der Bürgerschaft bilden.

11. Wir behaupten, der Gebrauch von berauschenden Mitteln ist so sehr mit Gefahr für die Gesellschaft verknüpft, daß die Freigabe des Handels damit, die im Falle gewöhnlichen Warenaustauschs nützlich sein mag, in diesem Falle nicht vorteilhaft ist. Wir meinen, die Zubereitung und der Verkauf derselben sollte entweder beschränkt und kontrolliert, oder, falls nötig, sogar verboten werden (ausgenommen für den medizinischen und wissenschaftlichen Gebrauch)."

Das sind die Punkte des Aktionsprogramms, mit dem sich die Unterzeichneten auch an Nichtmitglieder der ethischen Gesellschaft wenden. Nachdem dann die Möglichkeit einer Abänderung oder Erweiterung desselben in den Monatsversammlungen mit Zweidrittelmajorität zugestanden ist, schließt der Aufruf mit den Worten:

„Diese Sektion beansprucht nicht, im Namen der ethischen Gesellschaft zu sprechen, aber ihre Mitglieder handeln bei ihrer Begründung als Glieder der Gesellschaft, und nicht nur als Privatpersonen. Nach ihrer Ansicht liegt es innerhalb der Rechte der Mitglieder einer ethischen Gesellschaft, als solche bei der Gründung einer derartigen Sektion zu handeln, wenn sie auch nicht bestreiten, daß andere Mitglieder das gleiche Recht haben, eine andere Sektion mit verschiedenen Grundsätzen zu bilden."

Mit dem letzten Satze dürften sich auch die Befürchtungen derer beschwichtigen lassen, die etwa das Eintreten der ethischen Gesellschaft in den politischen Meinungskampf grundsätzlich verwerfen. Es handelt sich nicht um eine offizielle Aktion der Gesellschaft, sondern um das private Vorgehen einer Mitgliedergruppe, die ausdrücklich politisch etwa anders stehenden Mitgliedern das gleiche Recht zubilligen. Die Rücksicht auf den praktischen Zweck, die Grundsätze ethischer Kultur auch im politischen Leben zur Geltung zu bringen, rechtfertigt das Getrenntmarschieren. Daß unsere Freunde jenseits des Ozeans darüber nicht das „Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der politischen Anschauungen" aus dem Auge verlieren werden, dafür bürgt wohl schon Salters Name im Exekutivkomitee! Gewiß vermögen politische Programme trennend zu wirken; wenn aber aus dem gemeinsamen Boden ethischer Kultur verschiedene Zweige politischer Aktion aufschießen, so dürften wir darin weniger eine Zersplitterung, als vielmehr eine fruchtbare Mannigfaltigkeit des Grundgedankens der Förderung sozialer Wohlfahrt erblicken. So wenig es heute der Einigkeit der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur Abbruch thut, daß in ihren Reihen Mitglieder fast aller politischen Parteien zu finden sind, vielmehr die Gemeinsamkeit der ethischen Grundsätze sehr deutlich eine Milderung der politischen Gegensätze zur Folge gehabt hat, so wenig dürfte, falls einmal die Schranken der Vereinsgesetzgebung gefallen wären, die Bildung einer konservativen, nationalliberalen, freisinnigen, sozialliberalen oder sozialdemokratischen Gruppe, falls diese für praktische Zwecke beliebt würde, mit dem Grundprinzip der Gesellschaft in Widerstreit geraten, nämlich Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung auch in der Politik zur Geltung zu bringen.

Denen wir eine Stütze sind, die geben uns den Halt im Leben.
Eschenbach.

---

*) Dieser Passus ist offenbar gegen die privilegierten Unternehmer der Stadt- und Pferdebahnen gerichtet, über deren Geschäftsgebahrung (Erhöhung der Fahrpreise, ungenügende Entlohnung der Beamten) das Rundschreiben Nr. 1 Klage führt.

**) Ex ungue leonem! Man vergleiche die entsprechenden Ausführungen in W. M. Salters „Anarchie oder Regiment", besprochen von Gustav Maier in Nr. 1 dieser Zeitschrift.

Die Aussichten des Liberalismus.

Von Prof. Dr. J. Platter in Zürich.

„Der Liberalismus ist in raschem Niedergang begriffen, er hat abgewirtschaftet" — solches und ähnliches kann man heutzutage und schon seit längerer Zeit täglich, wenn man will, in Büchern, Broschüren, Revuen und Zeitungen lesen. Nichts ist, wie ich glaube, falscher, als diese Journalisten-Phrase. Abgewirtschaftet haben allerdings die sogenannten liberalen Parteien, besonders in Österreich und Deutschland, auf welche Länder jene Phrase hauptsächlich angewendet wird, aber die liberalen Parteien der beiden Kaiserstaaten hatten mit dem Liberalismus nie viel und seit beträchtlicher Zeit fast gar nichts mehr zu schaffen. Die österreichischen Liberalen habe ich schon einmal kurz in den „Schweizer. Blättern für Wirtschafts- und Sozialpolitik" charakterisiert und es sei mir, da diese Zeitschrift in Deutschland nur wenigen Leuten bekannt sein dürfte, gestattet, der Bequemlichkeit halber mich selbst abzuschreiben. „Die österreichischen Liberalen sind eine ganz eigentümliche, im übrigen Europa unfindbare und unmögliche Menschensorte, eine politische Partei, die keinerlei besondere, ihr eigentümliche Grundsätze hat, nie welche gehabt hat und, wenn sie je einmal notgedrungen etwas dergleichen aufstellte, stets bereit war, sich mit sittlicher Entrüstung dagegen zu verwahren, daß sie das irgendwie ernst nehme und durchführen wolle. Ein österreichischer Liberaler im parlamentarischen Sinn ist etwa ein Mensch, der öffentlich, wenn es die Welt hört, den Antisemitismus nach berühmten Mustern als Schmach des Jahrhunderts bezeichnet, während er bei sich zu Hause oder im vertrauten Freundeskreise mit besonderer Vorliebe und Energie auf die „verdammten Juden" schimpft, sofern er nicht selbst einer ist, was allerdings oft genug vorkommt. Denn alle österreichischen Juden, die nicht der Sozialdemokratie angehören, sind von Haus aus Liberale, und da sie, besonders in den Städten, am meisten in Wien, nicht nur das Geldinteresse, sondern auch das Geld selbst vertreten, so könnte man die österreichischen Liberalen allenfalls auch die Judenpartei oder die Partei des Geldsackes nennen, wenn letztere nicht auch in sämtlichen anderen Parteien sehr eifrige Vertreter und Anhänger hätte. Die leitende Parteipresse ist gänzlich in jüdischen Händen und da die Presse die öffentliche Meinung macht, so ist die liberale Meinung eben naturgemäß im wesentlichen Börsenmeinung." Was ein deutscher Nationalliberaler, d. h. ein unbedingter Bismarckanbeter und gehorsamster Autoritätsmensch, der nur zu wissen verlangt, was man oben denkt und wünscht, um allsogleich dasselbe denken und wünschen zu können, mit dem Liberalismus zu thun haben soll, könnte selbst durch Spektral-Analyse seiner Thaten nicht nachgewiesen werden und das einigermaßen liberale Knochengerüst der Deutsch-Freisinnigen ist mit so dicken und dichten Lagen von Bourgeois-Speck überdeckt, daß man selbst mit Hilfe von Geislerschen Röhren kaum ein Schattenbild davon zustande bringen könnte.

Und doch steckt der Liberalismus in uns Allen, nicht als Parteimitgliedern, sondern als **Individuen**, die dunkelsten Parteien der Gesellschaft — die preußischen Konservativen und die wirklich orthodoxen deutschen Zentrumsleute resp. Klerikalen Österreichs — etwa ausgenommen; wir sind alle geistige Kinder des Liberalismus, die Sozialdemokraten und Anarchisten mit inbegriffen. Wir haben nämlich im innersten Grunde dieselbe negative Stellung gegen alle Autorität als solche, die dem Liberalismus eigen ist und sein ganzes Wesen ausmacht, wir haben alle mehr oder weniger den liberalen Optimismus; kein Einzelner und keine soziale Schicht will die hergebrachten Leiden und Demütigungen ihrer Lage als etwas durch die Zeit oder durch eine höhere Autorität Sanktioniertes, Gegebenes, Unabänderliches einnehmen, keiner, die Stubenmädchen und Hausknechte mit eingeschlossen, will ernstlich einen prädestinierten Herrn über sich anerkennen, jeder fühlt sich berechtigt und berufen, am reichen Mahle der Menschheit als Gast mit denselben Rechten und Würden wie alle anderen teilzunehmen, in jeder ihn irgendwie betreffenden Angelegenheit mitzusprechen und jede fremde Ansicht zu kritisieren, kurz: in unserem tiefsten Bewußtsein anerkennen wir keine natürliche oder von Gott gesetzte und daher ewige und unantastbare Unter- und Überordnung, weder in religiösen, noch in wissenschaftlichen, noch in politischen, noch in sozialen Dingen.

Und eben darin besteht die Weltanschauung des Liberalismus. Aber die meisten von uns sind sich nicht einmal selbst klar über diesen Grundton ihres Denkens und Fühlens und im täglichen Leben werden sie regiert von den kleinen, schäbigen Interessen des Tages, der Stunde, der Minute, und viele gewöhnen sich ans Kriechen auf allen Vieren, trotzdem sie nur zwei Beine und ein in gerader Linie von demselben aufsteigendes Rückgrat haben. Aber wenn dich dein „gnädiger Herr", dein Vorgesetzter, dein Landrat und wie alle die Respektspersonen heißen, welche die Autorität vertreten, anschnauzt, moralisch mit Füßen tritt, kurz „regiert", nimmst du — selbst du Kriecher — das mit der gläubigen Hingebung des braven Hundes oder des russischen Bauern auf, der an der göttlichen Berechtigung der ihm zu teil gewordenen Prügel gar nicht zweifelt? Du glaubst nicht an die Autorität, du fühlst dich mißhandelt, verletzt, du bist ein Liberaler.

Aber die anti-autoritäre Freiheits- und Befreiungslehre, die man Liberalismus nennt, fand in vergangenen Jahrhunderten ihre ersten Apostel und Anhänger natürlicherweise nicht in den moralisch und intellektuell zu Boden gedrückten und in Elend und Mißhandlung verkommenen Leibeigenen und Hörigen, sondern in den Gebildeten und Wohlhabenden, daher über die Unverschämtheit und Tyrannei der privilegierten empörten bürgerlichen Mittelklassen (und auch wohl in den großdenkenden und einsichtsvollsten Mitgliedern der herrschenden Stände selbst, welche eine längere Fortdauer der bestehenden Wirtschaft als unmöglich erkannten). Und da diese in der Entfaltung des persönlichen und wirtschaftlichen Lebens durch die herrschende Form des Feudalismus, den fürstlichen Absolutismus und seine polizeimäßige Vielregiererei, sich am meisten oder lebhaftesten beengt und bedrängt fühlten, und da außerdem die aus dem Mittelalter herübergekommenen sozialen Organismen, wie Zünfte u. dgl., infolge der veränderten Verhältnisse nichts mehr taugten und ihre ursprüngliche Natur förmlich ins Gegenteil verkehrt hatten, so lag den gutsituierten bürgerlichen Kreisen, welche die politischen Theorien schufen, der Gedanke nahe, nicht bloß den unerträglich gewordenen Staat in seiner Wirkungssphäre auf das Äußerste zu beschränken, sondern auch alles Heil vom Individuum zu erwarten, es im Kampf ums Dasein ausschließlich auf seine eigenen Kräfte zu verweisen und von einem solchen sozial-anarchischen Zustand das große Glück der Menschheit zu erwarten. Und als dann zugleich mit der (relativen) Verwirklichung dieser ihrer Natur nach zunächst rein negativen (befreienden) Theorie die moderne kapitalistische Wirtschaft sich mit unglaublicher Schnelligkeit entwickelte und alsbald die Proletarisierung der Massen, den Pauperismus, die Handelskrisen und die revolutionären Arbeiterparteien erzeugte, da faßten gewisse Theoretiker natürlich den schwachen Punkt des Liberalismus, seine atomistische Wirtschaftslehre, ins Auge und kritisierten darauf los, in der Meinung, mit der Widerlegung dieses, dem Liberalismus gar nicht wesentlichen Lapsus ihn selbst ad absurdum zu führen zu einer sich selbst überlassenen Volkswirtschaft. In einem System der freien Konkurrenz müsse durchaus die Tendenz walten, daß die Reichen noch reicher und die Armen immer ärmer würden, und das müsse zu furchtbaren Katastrophen führen, sagte schon Sismondi.

Wer sollte da helfen? Natürlich der Staat, von dem ja dem Anschein nach ohnedies alle Ordnung ausging und neben dem noch keine andere Art von Organisation, auf die man hoffen konnte, existierte. Wenn aber der Staat helfen sollte, so war sein Wirkungskreis viel umfassender, als der Liberalismus, der ihn nur als notwendiges Übel ansah und daher auf den bloßen Schutz von Person und Eigentum be-

schränken wollte, gemeint hatte. Mithin war nicht bloß der ökonomische, sondern auch der politische Liberalismus falsch — so schloß man von Seite der Gegner des Kapitalismus oder seiner unangenehmeren Auswüchse. Das große Kapital selbst hatte schon längst erkannt, daß der Staat gar nicht ohne sei, sondern ein sehr angenehmes Instrument zum Geldmachen für gewisse, sehr wohl situierte Leute, die das Geldmachen ohnedies schon verstehen. Die Kapitalisten bemächtigten sich daher, wo es anging, selbst des Staates, und so kamen sehr komfortable Zoll- und Steuersysteme zustande und eine umfassende staatliche Wirtschaftspolitik, die in der That auf allen möglichen Wegen und durch alle möglichen Mittel das bewirkte, was Sismondi der freien Konkurrenz vorgeworfen hatte, nämlich die Reichen immer reicher machte, während man allerdings — anstands- und vorsichtshalber — den Armen hie und da mit Widerwillen einen mageren Brocken hinwarf, was man Sozialpolitik nannte. Das (Geld-) Interesse geht bekanntlich über alle Gefühle und Prinzipien, und so war man wieder, ja eigentlich zum erstenmal, von den freiesten Ideen ausgehend, bei der erbärmlichsten Knechtschaft angelangt, bei der unverschämtesten Allregiererei, die der ältere Absolutismus auf keine Nähe erreicht hatte, bei dem herrlichen Begriff der völligen Schrankenlosigkeit der Staatsgewalt, nur daß jetzt die materiell am meisten bevorzugten Klassen scheinbar oder wirklich, materiell oder formell auch Anteil hatten an dieser großartigen Sklavenwirtschaft, die mit ihren Reglementen und Drohungen beim Kinde im Mutterleib beginnt und kein Ende nimmt, bis der Mensch wieder völlig zu Erde geworden. Da haben wir das heutige, vorzüglich in gewissen mitteleuropäischen Großstaaten herrschende System des Staatssozialismus, das wirklich das ganze soziale Leben dem Staatsbefehl unterwirft. Man vergleiche nur z. B. das Studienwesen, die Domäne, in welcher man die denkbar größte Freiheit erwarten sollte, von heute mit dem zu Goethe's Jugendzeit! Man wäge mit ganz gewöhnlichen Dezimalwagen die Gesetze und Verordnungen, die heute darüber bestehen, mit denen vor hundert Jahren! Und damals sprach man oder vielmehr mit Bezug auf damals sprechen wir von einem Polizeistaat! —

Nun wohl, niemand fühlt sich anerkanntermaßen heute besonders behaglich. Wir haben unzählbare Heere von Soldaten, Beamten, Polizisten, die natürlich alle lediglich zu unserem Wohl da sind und daher auch von uns mit hübsch viel Geld bezahlt werden müssen, aber — trotzdem ist das Lebensglück, die Ruhe, das Behagen, ebenso wie die persönliche Freiheit, mit der jene Dinge sehr zusammenhängen dürften, in entschiedener Abnahme begriffen und wir sind zudem unter diesem Regimente ein recht unangenehmes Volk geworden. Der Staatssozialismus kann offenbar auch nicht das rechte, endgiltig beglückende System sein und man wird es vermutlich wieder mit der Freiheit probieren müssen. In unserem tiefsten Bewußtsein herrscht sie ohnedies, wir werden sie ans Tageslicht hervorholen, abstauben, vom Schmutz eines schlecht verstandenen Individualismus reinigen und wieder auf den Altar stellen müssen, nicht auf den Thron, denn wir brauchen keinen dazu. Wir werden den alten guten Liberalismus, das einzige Gedankensystem, über dessen Grundlagen wir eigentlich fast Alle einig sind, wieder aufnehmen, wo wir ihn haben liegen lassen, und nur einen anormalen Auswuchs, der ihm einst anhing, wegschneiden müssen, den sozialen Atomismus, eine contradictio in adjecto. Wir werden einfach erkennen oder zugeben, daß der Einzelne in einer solchen Welt der Arbeitsteilung und des Eigentums, wie die unsere, sich allein höchstens dann mit einiger Sicherheit helfen kann, wenn er ein großer Eigentümer ist, daß aber die übrigen, die unendliche Mehrzahl allerdings nicht vom Staate oder sonst einer Zwangsorganisation, die über erwachsene Menschen verfügt, als ob sie ihr Eigentum wären, Hilfe erwarten dürfen, sondern durch freie, zweckmäßige, allen offen stehende, auf dem Prinzip des gleichen Interesses aller nützlichen Arbeit beruhende Organisationen sich selbst helfen müssen. Den Staat aber müssen die neuen Solidar-Liberalen allerdings denjenigen nach und nach wegnehmen, welche ihn als ein Macht- und Herrschaftsinstrument in Händen halten, aber nicht um ihn, wie es die Sozialdemokratie (die unter einem Regime der Freiheit und Genossenschaftlichkeit an Blutmangel dahinsterben dürfte) beabsichtigt, für die Herrschaftszwecke einer neuen Partei auszunutzen, sondern um ihm das „Regieren" endgiltig abzugewöhnen und ihn auf eine Thätigkeit zu beschränken, die keiner Freiheit gefährlich werden kann.

Der Drang hierzu existiert in unserer Gesellschaft. Der Anarchismus, der theoretische, ist ein Beweis dafür, daß wir über die Allverstaatlichungstendenz bereits hinaus sind, die bis jetzt für ihre Vertreter ein Beweis des äußersten Radikalismus war, obwohl sie nur die weiteren Konsequenzen dessen zogen, was offiziös geschah; nur daß der Anarchismus, wie das so in der Welt der Brauch ist, in seiner Opposition gegen die Sozialdemokratie zunächst bis ins Unsinnige geht, wenigstens bei manchen seiner Vertreter und in Bezug auf die Mittel der Verwirklichung. Aber ein viel triftigerer Beweis, daß man auf dem betretenen Wege des Verstaatlichens und Regierens nicht ewig fortschreiten kann, sondern endlich das System gründlich wird verlassen und aufgeben müssen, liegt wohl darin, daß es unbedingt ins Absurde führt. Nehmt nur die Steuern und Staatsschulden und Bureaukraten, laßt sie wachsen, wie seit 50 Jahren, was für denkbare Zustände habt Ihr dann anno 2000?

Glücklicherweise sehen wir den Geist der sozialen Selbsthilfe schon in diesen Tagen sich ziemlich lebhaft regen, vornehmlich bei den kleinen Leuten, die am ehesten berufen sind, neues Leben in die Geschichte zu bringen. Mit ihm regt sich auch der Geist der Freiheit, und wo brüderliches Zusammenschließen freier Menschen stattfindet, da darf Einem wohl — trotz gewissen sehr jugendlichen Anarchisten, die sich, ohne daß sie wissen was sie thun, mit Vorliebe „Egoisten" nennen — um die Moral, die gute, alte, überlieferte, doch noch nie viel geübte Moral, ein Werk tausendjähriger Erfahrung und Weisheit, nicht bange sein.

Die ethische Bewegung in Frankreich.

(l'Union pour l'action morale.)

Von Anna Brunnemann in Meißen.

Im Jahre 1892 lenkte Paul Desjardins, Professor der Rhetorik zu Paris, der sich bereits als Moralist und Kritiker einen Namen gemacht hatte, durch eine Reihe von Aufsätzen die Aufmerksamkeit auf sich, die später unter dem Titel: le devoir présent (die gegenwärtige Pflicht) in Buchform erschienen.

Man wußte bereits durch seine vortrefflichen Schriften: Jeunesse, Vaillance und Le Rôle moral des universités, daß Desjardins mit innigem Verlangen nach Barmherzigkeit, Sittenreinheit und zugleich regem Geistesleben gegen den Egoismus und Materialismus der Zeit ankämpfte, und daß es ihm am Herzen lag, das Leben des inneren Menschen zu einem wahren Werte zu bringen. Hatte sich früher sein „Aufruf an die Vernunft" — Vernunft im höchsten Sinne aufgefaßt, vom Materiellen und von allen individuellen Zufälligkeiten losgelöst — nur auf theoretische Bemühungen beschränkt, so zeigte le devoir présent, daß Desjardins jetzt entschlossen, war praktisch vorzugehen. Es sollte ein Aufruf an Gleichgesinnte sein, sich mit ihm zu verbinden.

„Mehrere von uns" sagte er u. a. „haben bisweilen ihr persönliches Leid, so groß es auch sein mochte, vergessen, wenn sie sich recht das moralische Elend um uns her vorstellten und über Heilmittel gegen dies allgemeine Übel nachdachten. Einige blieben ruhig — sie ergaben sich in das Unvermeidliche ..... Andere, so auch der Schreiber dieser Zeilen, sind leidenschaftlicher, leichter ergriffen; sie verstehen weder zu vergessen, noch sich zu gedulden oder friedlich zu verzweifeln. Sie quälen sich weniger um das was ist, sondern um das was sein soll ....

„Wir leben im Kriegszustand. Sind Gerechtigkeit und Liebe das sichere Gut, das sichere Gesetz, der rettende Hafen?

Oder, sind es nur Illusionen, eitle Wahrscheinlichkeiten? Haben wir eine Bestimmung, ein Ideal, eine Pflicht, oder bewegen wir uns ohne Ursache und ohne Ziel zur Belustigung irgend eines boshaften Demiurgen? Diese Fragen spalten die Gewissen.

Nach einer Analyse des jetzigen Skepticismus, den nicht zum mindesten Ernest Renan unter die Geister gebracht, spricht er die herrlichen Worte aus:

„Ich lehre mit innerster Überzeugung, daß die Menschheit eine Bestimmung hat und daß wir für etwas leben ... Wie in einem dunklen Walde sehe ich in der Ferne ein Licht schimmern. Das was mich ihm näher bringt ist nicht, über die wahrscheinliche Natur dieses Lichtes nachzugrübeln, sondern darauf loszugehen. Das heißt soviel: in allen und in mir muß der Wille zum Guten erstarken."

Und nun fordert er alle Gleichgesinnten auf, mit ihm vereint alles Wünschen und Hoffen in Handeln umzusetzen, in ein reges Arbeiten an der Läuterung des eigenen Selbst, und ein Unterstützen der Schwächeren unter uns, die noch nicht zu dieser Einsicht gekommen sind. Aus echt menschlichem Mitgefühl entsprungen soll sich zunächst ein Geist sittlicher Läuterung über die unter dem Druck der jetzigen Lebensbedingungen leidenden Menschheit ergießen. Alle „nach Gerechtigkeit hungernden und dürstenden Seelen" sind ihm willkommen, gleichviel welcher Religion sie angehören. Am 11. Januar 1892 vereinigte er etwa 15 Personen bei sich, Offiziere, Geistliche verschiedener Kirchen, Professoren, Beamte, Kaufleute. Nach langer, intimer Unterredung teilte man sich offen seine Hoffnungen, bereits angestellte Bemühungen und deren glückliche Resultate mit und trennte sich, um sich in drei Wochen wieder zu vereinigen. Der Kreis vergrößerte sich zusehends, und nachdem mehrere solcher Versammlungen stattgefunden hatten machte man Aufzeichnungen. Man brachte Berichte über die Zusammenkünfte; jeder fügte denselben seine persönlichen Gedanken — oder Auszüge aus einer interessanten Broschüre — bei. Zunächst wurde dies Bulletin noch nicht der Öffentlichkeit übergeben. Es blieb in den Händen der Mitglieder, damals etwa 200 Personen.

Zwei Punkte beschäftigten die Mitglieder der Union. Einmal sollte der Zweck ihres Bestehens, ihre leitende Idee festgestellt werden. Mehrere Pläne wurden entworfen. Desjardins legte den seinen Lagneau, dem Professor der Philosophie am Lyceum zu Vanves vor, einem Manne von unvergleichlicher Seelengröße, der ihn auch von allem Anfang an unterstützt hatte. Als Erwiderung sandte Lagneau die wunderbar schönen Zeilen, die am 13. August 1892 in der Revue bleue veröffentlicht wurden und die man im Bulletin abdruckte, die: Simples notes pour un programme d'union et d'action.*)

Zweitens fragte man sich: Was sollte diese Thätigkeit sein? Sollte sie sich nach außen oder nach innen erstrecken? Bald war man davon überzeugt, daß man sich nicht in dies oder jenes besondere Wohlthätigkeitswerk zu vertiefen habe, sondern auf den innersten Kern dringen, also auf den Willen selbst einwirken, und ihn begeistern und unterstützen müsse. So sollte der bescheidene Keim der künftigen Gesellschaft gebildet werden, die sich nicht auf individualistische Interessen und geschriebene Gesetze, sondern auf Liebe und Vernunft gründen sollte.

Im darauf folgenden Jahre ward das Bulletin öffentlich und man hieß es mit inniger Freude willkommen. Kam es doch einen so vielseitigem lange und brennend gehegten Verlangen entgegen. Es bedeutete das Wesen einer reineren Luft, den Frühlingshauch des Erwachens des wahrhaft Guten, das noch in den Menschenseelen schlummerte, allen Pessimisten und Nihilisten zum Trotz. Nach und nach gruppierten sich tausende von Anhängern um das kleine Blatt, das doch so lebendig zu wirken vermochte.

Im Bulletin vom 1. November 1895 veröffentlicht die Union ein ausführliches Programm ihrer im Laufe der Zeit festgesetzten Bestrebungen und Ziele. Es sei mir noch gestattet die hauptsächlichsten, auch für Nichtfranzosen interessanten unter den 23 Punkten kurz zusammen zu fassen.

Die Mitglieder der Union richten an jeden Menschen, gleichviel wes Landes, wes Standes, gleichviel, welche Religion oder welche Philosophie er zur Richtschnur seines Lebens gewählt hat, der aber gewillt ist, seine persönlichen Interessen einer gemeinsamen, guten Sache zu opfern, folgenden Aufruf:

„Laßt uns gemeinsam daran arbeiten, das Gute, das wir erkannt haben, einigermaßen zu verwirklichen. Laßt uns in unserer Umgebung arbeiten, denn wir halten uns nicht für besser als die, deren Fehler uns verletzen. Uns ist nur das Übel mehr zum Bewußtsein gekommen und wir sind weniger mutlos, es zu bekämpfen. Wir sind zur Ansicht gekommen, daß es unser erstes und praktischstes Werk sein muß, den Menschen zu bilden."

Zu diesem Ziele soll eine beständige Erziehung führen, die jedem Stande gerecht werden kann.

Dadurch arbeiten wir am sozialen Frieden. Denn wenn wir uns selbst mehr zu Menschen machen, machen wir uns zu gleicher Zeit empfänglicher für alles was menschlich ist — wir vermögen viel leichter die Leiden anderer zu verstehen. Den egoistischen Sonderinteressen der Gesellschaft entgegen wollen wir feststellen, daß nur solche Handlungen einen Wert besitzen, die den Anforderungen des wahrhaft Gerechten standhalten. In diesem Sinne nur soll ein öffentlicher Geist hervorgerufen werden.

Die materiellen Eroberungen der Menschheit sind kostbar. Sie erleichtern den bescheidenen Arbeitern der Erde manche Last, und geben ihnen Muße, sich mit idealeren Dingen zu befassen. Auf der anderen Seite aber vermehrt die fortschreitende Civilisation die Bedürfnisse schneller, als sie Mittel giebt, diese zu befriedigen. Ihre Ungeheuerlichkeiten, Übermacht des Geldes 2c. treten immer erschreckender zu Tage. Die wahre Civilisation hingegen, die wir fördern wollen, soll das höchste moralische Bewußtsein dieser Zeit in die Praxis übertragen. Diese Civilisation ruht auch nirgends wo anders, als im Menschen selbst. Man kann das Telephon gebrauchen und dennoch Barbar sein.

Wir wollen nichts umstürzen, oder eine Konkurrenzgesellschaft der bestehenden gegenüber gründen. Wir trauen der Evolution mehr als der Revolution. Erstere trägt Früchte, letztere ersetzt nur ein Übel durch ein anderes. In allen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen soll nur ein belebender Geist geweckt werden, der die Herrschaft des starren, toten Buchstabens allmählich verdrängt.

Niemals soll irgend eine Form als die vollkommene und endgültige Form des Wahren und Guten hingestellt werden, sondern die Überzeugung muß fest bestehen, daß das Gute unerschöpflich ist. Das wird Toleranz und Achtung für jegliches Bestreben zur Folge haben.

Wir wollen niemanden in bestimmte Vorschriften zwängen. Jedem Mitgliede steht es frei, unseren Verein zu verlassen, wenn er etwas Besseres erkannt hat, das der guten Sache dienlicher ist.

Wir werden versuchen, das was wir anstreben auch dem Unwissendsten verständlich zu machen. Wir wollen offen, volkstümlich, einfach, kurz: menschlich sein.

Der Ausgangspunkt aller unserer Bestrebungen ist also weniger übermenschlich als wahrhaft menschlich (intimement humain). Jeder kann ihn in sich selbst finden; er ist nicht durch abstrakte Deduktionen entstanden, noch irgend einem historischen Dokumente entnommen worden. Es ist lediglich das Bewußtsein eines Wesens in uns, das mehr werden will, eines Lebenwollens der Seele."

Noch viele treffliche Stellen dieses edlen Programms ließen sich anführen, dessen Lektüre wir jedem Anhänger ähnlicher idealer Bestrebungen warm empfehlen.

*) Die Simples notes (Revue bleue 13. Aug. 1892 und Bulletin vom April 1894) sind kaum als Résumé wiederzugeben, da sie von Anfang bis Ende eine zu tieferntster Betrachtung anregende Schrift sind. Das Gleiche kann auch vom Devoir présent gesagt werden.

Dejardin und seine Gesinnungsgenossen haben wahrhaft erkannt was jetzt not ist, aber längst sind sie nicht mehr beim Erkennen stehen geblieben: Mit ehrlichem, begeisterten Wollen haben sie schon ein segensreiches Handeln begonnen.

Vermischtes.

Nationalliberalismus und ethische Kultur. Der Herausgeber dieses Blattes hatte am 28. Januar in Karlsruhe öffentlich über Klassenkampf und ethische Kultur gesprochen. Der Vortrag hob das Unrecht auf beiden Seiten hervor, beschäftigte sich aber besonders eingehend mit den leichtfertigen und gedankenlosen Urteilen, mit welchen man in den Kreisen der herrschenden Klassen die Arbeiterbewegung abthue und unversöhnlichen Haß der Unterdrückten heraufbeschwöre; die Gebildeten müßten das Beispiel zu einer ethischen Revision der Kampfmittel geben. Die nationalliberale „Bad. Landesztg." beantwortete diese Darlegungen mit einem Leitartikel „Ethische Kultur", der die grauenerregende soziale Unwissenheit in nationalliberalen Kreisen so eindrucksvoll veranschaulicht, daß wir unseren Lesern einige Proben nicht vorenthalten wollen. Es heißt dort:

„Die Gesellschaft für ethische Kultur, deren Vertreter Dr. Förster aus Freiburg wir in voriger Woche hier hörten, verfolgt den unmögichen Zweck, in den unteren Volksschichten den ethischen Begriff ohne religiöse Hilfsmittel zu verbreiten. Dort soll man es, wie der geistig gereifte und für die opportunistische Bedeutung des sittlich Guten im menschlichen Leben empfängliche Mensch es vermag, lernen, das Gute um seiner selbst willen zu thun und das Böse um seiner selbst willen zu meiden Die Anhänger dieser Richtung verkennen dabei, daß die Haupttriebfeder aller menschlichen Thätigkeit und des menschlichen Daseins die Selbstsucht ist. Die religiösen Bekenntnisse lassen diese wirkende Kraft nicht außer Betracht und stellen dem Menschen deshalb für seine sittliche Läuterung und die Regelung seiner Lebenshaltung nach ethischen Begriffen eine Belohnung, und für das Gegenteil eine Bestrafung jenseits der irdischen Existenz in Aussicht. Die Gesellschaft für ethische Kultur aber vermag der menschlichen Selbstsucht kein Äquivalent für die Befolgung sittlich guter Grundsätze im Leben zu bieten. Wenn sie daher auf Erfolg rechnen will, so kann sie sich nur an die geistig gehobene Menschenschicht wenden; in den unteren Klassen wird eine Entwickelung des ethischen Begriffs ohne egoistische Anregungen, wie die Religion sie bietet, kaum möglich sein. Es ist im Gegentheil zu befürchten, daß das Ergebnis ihrer Propaganda ein völlig negatives ist."

Eine ethische Einwirkung auf die Arbeiterbewegung ist also deshalb unmöglich, weil die sittliche Menschennatur überhaupt erst bei den oberen Klassen anfängt, wahrscheinlich sogar erst in den Kreisen des Nationalliberalismus; denn darauf läßt das Wort von dem Menschen, der „für die opportunistische Bedeutung des sittlich Guten im menschlichen Leben empfänglich" ist, doch wohl schließen. In den unteren Volksklassen ist die Selbstsucht die Haupttriebfeder; das Sittliche findet dort nur Eingang durch Appell an jenseitige Begehrlichkeit, auch der sittliche Mensch ist dort nur Lohnarbeiter. Man sollte nicht glauben, daß im Zeitalter des Verkehrs noch solche Borniertheit möglich sei. Meine Herren, welche Posaunenklänge sind denn nötig, um Sie aus Ihrem geistigen Winterschlafe zu wecken und Ihnen die Augen zu öffnen über die gewaltige sittliche Kraft, die heute zahllose übermüdete und kümmerlich ernährte Körper mit glühendem Opfermut, Mitgefühl und Sehnsucht nach dem Reiche Gottes auf Erden belebt und den unteren Klassen eine wahrhaft rührende Geduld und Mäßigung gegenüber der Gedankenlosigkeit, dem Dünkel und der Verfolgungssucht der nationalliberalen Patrioten ins Herz senkt? Wie muß es z. B. dem Arbeiter in der Seele kochen, wenn er die folgenden Ausführungen der „Bad. Landesztg." liest:

„Jeder, auch der ärmste Arbeiter, verspürt die Wohlthaten seines Vaterlandes vom ersten Tage seiner Kindheit an bis in den bürgerlichen Beruf. Die sozialen Kassen stellen ihn gegen Krankheit, Unfälle, Altersinvalidität sicher, die Schule und Fortbildungsschule gibt seinen Kindern Kenntnisse für das Leben und die Justiz schützt seine Interessen. Auch der Arme hat sein Vaterland in den staatlichen Einrichtungen und in den Mitmenschen, die, wie er, denken und sprechen und mit denen er auch eins sein soll in der Empfindung und in dem Verständnis der geschichtlichen Tradition. Aber hier fehlt es den unter der sozialistischen Einwirkung verdorbenen Elementen. Sie haben kein Vaterland, weil ihnen der sozialistische Agitator die Liebe zu ihm erstickt hat. Auf demselben Wege wandelt die Gesellschaft für ethische Kultur ...."

Hier werden die Segnungen der sozialen Kassen gepriesen, die doch nur den allerkleinsten Lebensteil des Arbeiters sichern, während er als gesunder und arbeitsfähiger Mensch nach wie vor allen Schwankungen des Weltmarktes und der Konkurrenz schutzlos preisgegeben ist. Daß die Justiz die Interessen des Arbeiters schütze das wagt dieses Blatt im Zeitalter der Klassenjustiz zu behaupten, während der preußische Justizminister es offen erklärt, daß der Vertreter der Arbeiterbewegung mit strengerem Maße gemessen werden müsse, als der Ordnungsmensch! „Die Schule giebt seinen Kindern Kenntnisse fürs Leben." Hierauf lassen wir einen Konservativen, Herrn von Massow, antworten:

„Wenn ich ein Kind ärmster Eltern auf meine Kosten unterrichten, ihm jedwede Bildung zu teil werden lasse, und wenn es ausgebildet ist, wenn es fühlen und denken gelernt hat mit den Besten seines Volkes, meine Hand von ihm abziehe und es zurücksinken lasse in die ärmliche Lage von vordem, in der es, jedweder geistiger Nahrung entbehrend, mit mechanischer Handarbeit sein Leben fristen muß: wird es mir danken? Wird es nicht sagen: Hättest du mich gelassen bei meinesgleichen, hättest du mich nie das Licht schauen lassen, so würde ich die Sehnsucht nach ihm nicht so schmerzlich empfinden, so würde das Dunkel für mich nicht so schwarz sein. Und wenn es mir so klagt, während ich taub gegen seine Klagen bin und es wird bitter und die Bitterkeit wandelt sich in Haß und Wut, trägt es die Schuld? Sind wir es nicht, die in der Entwickelung innegehalten haben? Sind wir eingedenk gewesen der notwendigen Folge unseres Thuns, daß das Volk, dem wir eine höhere, immer wachsende Bildung gegeben haben, aus dieser seiner Bildung heraus andere und höhere Ansprüche machen mußte an das Leben? Sind wir diesem Gedanken, diesem Anspruch gerecht geworden? Etwas haben wir durch Kranken-, Unfall- und Altersversicherung gesorgt. Aber für den, der nicht erkrankt, nicht verunglückt ist, dem das Alter noch fern liegt, was haben wir für ihn gethan?"

Obwohl nun die badische Landeszeitung der Meinung ist, daß die wahre Empfänglichkeit für ethische Einwirkung das Monopol der oberen Klassen sei, so konstatiert sie zum Schlusse doch, daß der soziale Friede in England vor allem durch die ethische Kultur der unteren Volksklassen gewonnen sei:

„... Weil der englische Arbeiter in dem Unternehmer nicht den unredlichen Ausbeuter sieht, weil er seine Forderungen nicht als eine Sühne begangenen Unrechts hinstellt, deshalb hat er auch eine angemessenere Behandlung bei seiner Interessenvertretung zu konstatieren. Also nicht deshalb, weil die oberen, sondern weil die unteren Volksschichten einsichtsvoller sind, gestalten sich auch die Verhältnisse dort besser."

Die Lehre daraus soll wohl die sein, daß auch bei uns die Ungebildeten den Gebildeten das Beispiel der Besonnenheit und Gerechtigkeit zu geben haben? Wie sehr hier die englische Entwickelung auf den Kopf gestellt wird, das mögen folgende Worte eines Aufrufs der revolutionären englischen Arbeiterbewegung um die Mitte unseres Jahrhundert zeigen:

„Sie haben ihre Institutionen geschaffen, um uns zu fesseln und in Unterwerfung zu schmieden. Ihre Gesetze wurden gemacht, um ihre Macht zu verewigen, ausgeführt, um Furcht und Unterwerfung vor gemachter Größe, erblicher Dummheit, ungerecht erworbenem Reichtum hervorzurufen. Glücklich für die Menschheit: die Schleußen, welche die Tyrannen der Welt gegen den Strom der Kenntnis aufgebaut haben, sind jetzt niedergebrochen ..."

Diese revolutionäre Stimmung wich einer versöhnlicheren Auffassung erst nachdem Kingsley den Besitzenden gepredigt und Carlyle die Gewissen der Herrschenden geweckt hatte mit Worten, die man heute den deutschen Nationalliberalen nicht laut genug in die Seele rufen kann:

„Es ist gefragt worden: Warum wirft das Parlament nicht Licht auf diese Frage der arbeitenden Klassen, auf ihre Lage und Stimmung. Zu welchem Zweck werden überhaupt Männer, ehrenwerte Männer nach Westminster geschickt mit viel Geschrei und Anstrengung? Um dort zu sprechen, Anträge und Gegenanträge zu stellen? Die Lage der großen Masse des Volkes in einem Lande ist die Lage des Landes selbst ... Ach, der fernstehende Beobachter kennt nicht die Natur der Parlamente. Er weiß nicht, wie Parlamente, die um der britischen Nation willen da sind, zugleich finden, daß sie um ihrer selbst willen da sind; wie Parlamente ganz selbstverständlich in ihrem Schlendrian hinfahren, in Gemeinplätzen, deren Geleise achsentief ausgefahren sind. ...

Und doch ist es eine Frage, welche nicht der kollektiven Thorheit der Nation überlassen werden kann. In und außer dem Parlamente muß Unkenntnis und Vernachlässigung dieser Frage aufhören und ein wirklicher Einblick genommen werden!"

Der geistige Gehalt des in Rede stehenden nationalliberalen Artikels ist zu gering, um weiter darauf einzugehen. Die vorstehende Beleuchtung jener Leistung hielten wir jedoch wegen der zunehmenden Ausbreitung des Leserkreises der „E. K." in Baden für notwendig.

Anarchismus und Sozialdemokratie. Die Berliner Anarchisten haben es bekanntlich für angebracht gehalten, nach der Beendigung des Streiks in der Konfektionsbranche durch die Abmachungen des Einigungsamtes, die Ausständigen in öffentlichen Versammlungen und durch Flugblätter zur Fortsetzung des Kampfes aufzureizen. Der frühere Redakteur des Sozialist, Dr. G. Landauer, hat dabei versucht, auf den verdienstvollsten Organisator der ganzen Streikbewegung, Johannes Timm, den Schein des Verrates an der Arbeitersache fallen zu lassen. Dieses gewissenlose Gebahren wird vom „Vorwärts" mit folgenden treffenden Worten beleuchtet:

„Jeder, der sich auch nur ein wenig mit gewerkschaftlichen Dingen befaßt hat — und die Herren Anarchisten erklären ja die Gewerkschaftsbewegung für ihr Steckenpferd — war sich bei Beginn des Streiks in der Konfektionsbranche darüber klar, daß ein jeder Erfolg, der einen einigermaßen anständigen Friedensschluß zuließ, das denkbar günstigste materielle Ergebnis sein konnte; viel höher zu veranschlagen ist der ideelle Erfolg, daß eine aus den verschiedensten Gründen unendlich schwer zu organisierende Arbeitermasse zum erstenmal zu einheitlichem, nicht ganz ergebnislosem Vorgehen schritt, daß ihre Forderungen, mit Ruhe und Mäßigung vertreten, sich die Anerkennung aller Kreise der Bevölkerung erzwangen. Klar war es, daß die Errichtung der Betriebswerkstätten nicht im Handumdrehen erfochten werden konnte, ebenso klar ist es, daß nach diesem Ausgang des Streiks die Forderung von Betriebswerkstätten nicht mehr aus der öffentlichen Diskussion verschwinden wird. Und gegenüber dieser klaren Sachlage unternimmt es Herr Landauer — oder sagen wir in seinem Interesse lieber der Flugblattverfasser, die durch die Notlage in der größten Erregung befindlichen Arbeiter, die infolge unserer Vereinsgesetzgebung noch fast gar nicht aufgeklärten Arbeiterinnen zur Fortsetzung des Streiks, zum mutwilligen Aufgeben des ersten Erfolges zu hetzen! Und mit welchen Mitteln! „Eure stolze Bewegung wäre auf Jahre hinaus verpfuscht“, posaunt er, und doch sollte er wissen, wie schwach infolge der traurigen Verhältnisse die Bewegung in der Konfektionsbranche noch ist. „Jetzt im Anfang des Streiks, wo noch kein Pfennig Unterstützung gezahlt ist“, erklingt es vom Schreibtisch — und im ganzen nur blutwenig gezahlt werden kann, könnte jeder nur einigermaßen im Rechnen bewanderte hinzufügen. Freilich die Expedition des „Sozialist“ hat ganze 28,30 M. aufgebracht; da konnten den Herren allerdings die mehr als 20000 M. des „Vorwärts“ zu Kopfe steigen. Aber nehmen wir an, daß die „von Tag zu Tag lawinenmäßig anwachsende“ Masse des Flugblattes auch nur 20000 Köpfe zählte, und daß von diesen nur die Hälfte nach fast 14 Tagen die kärgliche Unterstützung von 5 Mark forderte und erhielt, so ist es klar, daß schon bei dieser ersten Unterstützung von 50000 M. die Fünferkommission zur Aufnahme von Darlehen gezwungen war. Und hätten die Herren gesehen, wie ihre Anhänger und Beifallsklatscher in den Zahlstellen über die geringe Höhe der Unterstützung jammerten — und nicht ohne Grund, sie hätten sofort erkannt, daß ihr Appell zur Fortsetzung des Streiks nichts als leeres und in diesem Fall gewissenloses Schwadronieren war. Wir glauben sicher, daß ein großer Teil der am Freitag den Herrn ins Garn gegangenen Arbeiter und Arbeiterinnen bei einigermaßen ruhiger Überlegung zur Erkenntnis ihres Irrtums gelangt ist; die anderen werden durch die Thatsachen belehrt folgen. Sie werden erkennen, daß es der Aufbietung aller Kräfte, des innigen Zusammenschlusses und einigen Vorgehens bedarf, um nur das bisher erreichte wirklich voll zur Durchführung zu bringen.“

Die Anarchisten werfen den sozialdemokratischen Führern beständig vor, daß sie die Instinkte der unaufgeklärten Massen zur Befriedigung ihrer Herrschaftsgelüste mißbrauchen. Giebt es aber in der That eine schmählichere Ausbeutung der sozialen und wirtschaftlichen Urteilslosigkeit schlechtorganisierter Arbeitermassen, als sie in den obenerwähnten Hetzereien des Herrn Landauer zu Tage tritt? Die Sozialdemokratie trägt mit der erzieherischen und aufklärenden Wirkung ihrer Organisationen trotz gelegentlicher Härten der Disziplin unendlich viel mehr zur Entwickelung des Individuums im Arbeiter bei, als die ebenso hochmütige wie verworrene Agitation des „Individualismus“, welche zur Zeit von den deutschen Anarchisten betrieben wird.

Bürgerlichen Kreisen mag die Thätigkeit der Sozialdemokratie in der Bewegung der Konfektionsarbeiter beweisen, daß die Vertreter dieser Partei den Namen „Ordnungsparteiler“ in ungleich höherem Maße verdienen, als die frevelhaften Gesellen, die jetzt allerorten bemüht sind, der Arbeiterschaft die gesetzlichen Wege ihrer Emporentwickelung zu verlegen. Ohne die Arbeit der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Agitatoren wäre die unerträgliche Not der Konfektionsarbeiter nur in einem gewaltigen Verzweiflungsausbruche ans Licht getreten. Zertrümmerung von Läden, Lebensbedrohung von Arbeitgebern, Brandstiftungen und Dynamitattentate hätten die öffentliche Meinung erschreckt und Ausnahmegesetze befördert, statt sittliche Entschließungen wach zu rufen. Statt die Sozialdemokratie beständig mit der Polizei zu bedrängen, sollte die Regierung daher lieber einen jährlichen Zuschuß in die Parteikasse zahlen, zum Dank für die Verdienste der Partei um die Aufrechterhaltung des öffentlichen Friedens!

Entgegnung.

In Nr. 8 S. 62 Sp. 2 drittletzter Abs. heißt es: „Man sage doch nicht immer: Wir sind mit dem Sozialistengesetz und mit Bismarck fertig geworden. Was Bismarck zu Falle brachte war etwas anderes; mit ihm mußte jenes Gesetz, eine Handhabe und Hilfe seiner Bestrebungen, zu Falle kommen. Die Sozialdemokratie aber erscheint mir hierbei so unschuldig, wie ein neugeborenes Kind“.

Das ist falsch. Zwar wir sind auch keine Freunde von dem zuweilen protzenhaft, zuweilen knabenhaft klingenden Gebahren mancher Sozialdemokraten, als hätte diese Partei dem Fürsten Bismarck den Herrn von Lukanus zugesandt. Allein richtig ist doch, daß es erst fiel, nachdem er das Sozialistengesetz in der von ihm verlangten Schärfe nicht durchgebracht hatte und die Wahlen von 1890 das riesige Anwachsen der sozialdemokratischen Partei gezeigt hatten. Im anderen Falle wäre es schwerlich gefallen. Dem Sozialismus also jeden Einfluß auf den Fall Bismarcks abzusprechen, geht entschieden zu weit. F. St.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 14. März 1896.	Nr. 11.

Inhalt: Der Wahlrechtsraub in Sachsen. — Die mißliebige Justiz. Von Ernst Harmening. IV. — Ethische Kultur im Klassenkampf und Familienleben. Von einem Handwerker. — Heroenverehrung. Von F. Staudinger. — Die Bilanz des Antisemitismus. Von N. N. — Vermischtes: Zur Begründung der unabhängigen Moral. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Breslau. Venedig.

Der Wahlrechtsraub in Sachsen.

Die zweite sächsische Kammer hat am 6. März die neue Wahlrechtsvorlage angenommen und damit die Wortführer des arbeitenden Volkes aus der Volksvertretung hinausgewiesen. Dennoch bedeutet der ganze Vorgang in Wahrheit keinen Sieg der Reaktion, keine Beschleunigung der Revolution, sondern vielmehr einen Triumph sozialer Friedensgedanken. Was wir in den letzten Wochen in Sachsen vor uns sahen, das war nicht der nackte Klassenkampf zwischen Proletariat und Bürgertum. Vor unsern Augen vollzog sich vielmehr das bedeutsame Schauspiel, daß sich im eigenen Lager der „Ordnungsparteien" hochangesehene Männer erhoben, den Reaktionären in den Rücken fielen, ihnen die Fahne „für Religion, Ordnung und Sitte" entrissen und ihr Vorhaben aller moralischen und sozialen Weihe entkleideten. Die Aufnahme der Vertrauensmänner des arbeitenden Volkes in die Volksvertretung ist als eine Gesittungsangelegenheit der ganzen Nation, ihr Ausschluß als ein Akt frevelhafter Selbstsucht und schwerer Entwürdigung bezeichnet worden. Damit ist ein neues Band der Solidarität und des Verständnisses zwischen den Entrechteten und den Gebildeten geschlungen worden, es ist der gefahrvolle Zwist aus einem bloßen Kampf der Interessen zu einem Kampf um Menschlichkeit und Gerechtigkeit erhoben und ein weiterer Schritt zu der Erkenntnis gethan, daß die soziale Frage eine Frage für Alle ist, daß Alle zur Mitwirkung berufen sind, die da hungern und dursten nach der Gerechtigkeit — ganz gleich in welcher Klasse oder in welchem Berufe sie zum neuen sozialen Dasein erwacht sind.

Man hat bei dem ganzen Vorgange deutlich beobachten können, wie weit die sozialen Ideen des Zeitalters bereits die Position der herrschenden Klassen unterwühlt haben: Sie können ihre politische Stärke nicht mehr voll und sicher ausnutzen, weil in ihren eigenen Reihen der Gedanke der Gleichberechtigung aller in gemeinsamer Kulturarbeit verbundenen Menschen eine so große Verbreitung erlangt hat, daß sie durch den lähmenden Zweifel an der moralischen Berechtigung ihres Vorgehens in der Aktion gehemmt und unsicher gemacht werden. In früheren Zeiten war es den Herrschenden leichter ohne Gewissensbisse das Volk in Unmündigkeit zu halten — heute kann sich selbst der brutalste Gewaltpolitiker nicht mehr dem Drucke der Ideen verschließen, die aus der höheren wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaft und aus der Vertiefung des geistigen Lebens aller Arbeitenden die Forderung der gleichen Menschenwürde und der Mitbestimmung des eigenen Geschickes unerbittlich ableiten.

Was hilft diesen Mächten gegenüber ein Augenblickssieg, dessen Jubel die Gewissensstimme doch übertönen wird? Unter den Verwünschungen des arbeitenden Volkes, unter der schweren Verurteilung aller Denkenden der eigenen Klasse wird sich die nationalliberale und konservative Kammermehrheit nunmehr vor den leeren Bänken der vierzehn Sozialdemokraten versammeln. Sie wird keiner Volksvertretung, sondern einer Versammlung von Räubern gleichen, die in neidischem Gezänk und ohne erhebende Stimmung die Beute teilen. Dem Urheber des Ganzen, dem Konservativen Mehnert, mögen angesichts der leeren Bänke die Geister der ausgewiesenen Volksvertreter erscheinen und er mag sich die Worte sagen, in die Macbeth angesichts der Geistererscheinung Banquos ausbricht:

„Blut ward auch sonst vergossen, schon vor Alters
Eh' menschlich Recht den frommen Staat verklärte;
Ja, auch seitdem geschah so mancher Mord
Zu schrecklich für das Ohr: das ward Gebrauch
Daß, war das Hirn heraus, der Mann auch starb
Und damit gut.
Doch heutzutage stehn sie wieder auf
Mit zwanzig Todeswunden auf den Köpfen
Und stoßen uns von unsern Stühlen: Das
Ist noch weit seltsamer, als solch ein Mord.

Die Gewissensmächte, die Gestalten der Unterdrückten, und Getretenen, deren Leben und Leiden der Fortschritt der kulturellen Arbeitsgemeinschaft immer näher in unsern Gesichtskreis rückt, die daher nicht wie ehedem mit dem sicheren Uebermute der Herren zum Schweigen verdonnert werden können, sondern im Gewissen eines Jeden von uns zu Worte kommen, auch im Innern derer, die unterdrückten — sie stehen wieder auf, mit zwanzig Todeswunden am Kopfe und „stürzen euch von euren Stühlen" — ja das ist noch weit seltsamer als politische Entrechtung! Ja Macbeth-Mehnert und Ihr, die Ihr ihm Heeresfolge leistet, Ihr glaubt hinauszustoßen und Ihr werdet selbst ausgestoßen aus der großen unsichtbaren Volksvertretung, die gebildet wird von allen Bekennern der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, die niemals aufgelöst und entrechtet werden kann und immer unwiderstehlicher die Geschicke der Völker zu leiten beginnt.

F.

Die mißliebige Justiz.

Von Dr. Ernst Harmening in Jena.

IV.

Ich sagte, daß die Richter von heutzutage an sich einer schwereren Aufgabe gegenüberstehen als die Richter der früheren Zeit.

Die Aufgaben sind nicht bloß durch die buntere Gestaltung der Lebens- und Verkehrsverhältnisse, sowie durch die größere Mannigfaltigkeit der Gesetze und Rechtsnormen gewachsen, zu der größeren geistigen Belastung ist auch die Anforderung einer bedeutend höheren physischen Leistung getreten.

Wie hat sich diesen Thatsachen gegenüber das Juristentum verhalten?

Nun, es hat auf keinen Fall seinen Jüngern eine entsprechend umfassendere Ausbildung zugemutet, und bis auf den heutigen Tag ist die Rechtswissenschaft noch par excellence die akademische Disziplin, die durch „Einpauken" erlernt wird.

Der Jurist ist der Student, der eine Mehrzahl von Semestern verbummeln kann, dem Philosophie und Logik, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, Gesellschaftslehre und Litteratur fremd bleiben dürfen, ohne daß diese Lücken im Lehrgange ihm in seiner Laufbahn als Justizbeamter hinderlich wären.

Der Jurist ist es auch vorzugsweise, der die akademischen Verbindungen bevölkert und im Stande der Reserveoffiziere eine Hauptrolle spielt.

Im Großen und Ganzen kann man behaupten, daß der Jurist für ideale Bestrebungen am wenigsten empfänglich, für eine ethische Selbstverbesserung am wenigsten zugänglich ist. Nur ganz allmählich und noch vereinzelt dämmert hier und da im Juristentume die Einsicht, daß die Strafjustiz doch etwas anderes sei als die erbarmungslose Nemesis, und daß kasuistisches Besserwissen noch keine bürgerliche Rechtspflege ausmacht.

Eine ganze Anzahl von Verfehlungen der Justiz lassen sich auf die mangelhafte Geistes- und Charakterbildung der Juristen während der Universitätszeit zurückführen. Und man verkenne dabei nicht, welche Einwirkung das in Kommersen und Mensuren durchkostete Universitäts-Triennium auch noch für die Folgezeit auf den Juristen übt. Der ganze Juristenstand Deutschlands ist vom akademischen Verbindungsleben durchsetzt und nachteilig beeinflußt. Was das Korpsstudententum und ähnliche Institutionen am natürlich empfindenden Menschen unverfälscht gelassen haben, fällt dem Reserveoffiziertum schließlich noch zum Opfer.

Der Typus des Verbindungsstudenten und des Reserveleutenants ist charakteristisch, aber leider nicht charaktervoll. So stoßen wir im Juristenstande, wo wir reich ausgestattete Individualitäten suchen, auf uniforme Dutzendmenschen, auf Schablonen, die schon auf der Universität gelernt haben, eine überlebte Tradition mehr zu achten als gesunde Entwickelung, und Verhältnissen eine Autorität beizumessen, die auf solche nicht den geringsten Anspruch besitzen.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für den Psychologen, die Entstehung des Begriffs der Schneidigkeit einer eingehenden Inquisition zu unterwerfen. Wir haben die Schneidigkeit auch in der Rechtsprechung, und sie ist auch hier nicht anders geartet als im Soldatenberuf: sie ist Potenzheuchelei. Es wird eine physische und geistige Kraft vorgespiegelt, die in Wahrheit nicht vorhanden ist. Die Äußerlichkeit ist das Maßgebende, und der Äußerlichkeit geht der Jurist nach, statt den inneren Menschen zu ergründen.

Auf der Universität ist dem Juristen sein Korps, seine Burschenschaft, seine Landsmannschaft der Inbegriff aller Autorität. Auch wenn sie fehlt, bestreitet er mit allen Mitteln der Rabulistik, daß sie sich vergangen habe. Er lernt seine eigenen Verirrungen beschönigen, und so kommt es, daß einem Richter nicht selten zum Vorwurf gemacht werden muß, in befremdlicher Weise Dinge zu verkennen, die er als Student bis in die tiefsten Tiefen durchschaut hat.

In neuerer Zeit haben sich die Fälle gemehrt, daß die allgemeine Meinung eine Freisprechung der Angeklagten erwartete, während die Verurteilung erfolgte. Die Verhandlung vor den Gerichten war häufig ein Kampf der Kritik gegen Verstöße irgend welcher Autoritäten: Polizei, Gensdarm, Arbeitshausdirektion und dergl. Der unverhoffte Ausgang solcher Prozesse erklärt sich aus der exklusiven Erziehung des Juristen, für den die Fehlbarkeit des Menschen da aufhört, wo ein Glanz der Autorität — und wäre es ein noch so schwacher — ihn umgiebt. Dem „exklusiven" Juristen wird ein unbescholtener Mensch, der Sozialdemokrat ist, von Rechtswegen unglaubwürdig, und ein Gensdarm, dem Übergriffe zur Last gelegt werden, zum absolut klassischen Zeugen. Nicht die feine Durchdringung der Personen und ihrer Schilderungen und Handlungen ist dem Richter das Problem, aus dessen Lösung die richterliche Überzeugung so oder so erwächst, sondern der Schutz der Autorität ist für ihn die allen Fällen innewohnende Aufgabe, die dann nicht bloß zu ungerechtfertigten Präsumtionen für die besondere Glaubwürdigkeit gewisser Zeugen greifen läßt, sondern auch zu einer Analyse der Geschehnisse verleitet, die das Kopfschütteln aller Unbefangenen hervorruft.

Die Wahrheit ist bei uns zu Lande in bedenklicher Weise strafbar geworden; kann man die unbequeme Mahnerin nicht anders fassen, so erdrückt man den Inhalt einer berechtigten und zutreffenden Kritik unter der Form und verurteilt das Ganze, weil eine teilweise Unbedachtsamkeit im Ausdruck vorliegt.

Die Klage, daß die richterliche Schneidigkeit leider versagt, wenn sie als freimütige Billigung herber Wahrheit am Platze sein sollte, leitet zu dem Kapitel über, das sich mit der Willfährigkeit der Rechtsprechung gegen die Interessen der besitzenden Klassen zu beschäftigen hat.

Ethische Kultur im Klassenkampf und im Familienleben.

Von einem Handwerker.

Die ethische und sozialdemokratische Bewegung haben bekanntlich das eine gemeinsam, daß sie eine höhere Gesellschaftsverfassung und die Veredlung der gesamten Menschheit erstreben. Beide Teile erkennen an, daß zur Erreichung dieses Zieles zwei Hauptfaktoren wirken müssen: die Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und die erzieherische Beeinflussung des Einzelnen zum Guten. Nur in der Betonung der Wichtigkeit des einen oder des anderen Faktors unterscheiden sich beide Bestrebungen und erzeugen in den einzelnen Individuen, je nach deren Anlagen oder Lebensstellung gewisse Extreme, die dann zeitweilig hart an einander geraten, sich anziehen oder abstoßen.

Der einseitige Ethiker hofft das meiste, ja wohl alles von der Veredlung der Menschheit selbst, und meint, dann erst könne eine glücklichere Zeit kommen, wenn die Menschen im allgemeinen besser geworden seien; der einseitige Sozialdemokrat steift sich auf seine materialistische Lehre, nach welcher die Verhältnisse sich entwickelt haben, unabhängig von dem bewußten Wirken der Menschen, und erst für alle eine solide wirtschaftliche Grundlage geschaffen sein muß, bevor ein wahrhaft edles Menschengeschlecht sich heranbilden läßt.

Nun ist es ja nicht schwer, an einer Reihe von Beispielen nachzuweisen, daß die materiellen, also wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse sich im wesentlichen aus sich selbst entwickelt haben und noch entwickeln; wie ja auch heute noch Entdeckungen, zu denen auch teilweise die Erfindungen zu zählen sind, unvermutet auftreten und große Umgestaltungen vorbereiten. Daß die dadurch bewirkten radikalen Umgestaltungen dann der Ideenwelt, dem geistigen Leben die Richtung vorschreiben, zeigt das rasche Eindringen des sozialistischen, wenn auch nicht sozialdemokratischen Gedankens in alle Kreise. Waren es vor Jahrzehnten noch vereinzelte, weitblickende Grübler und Denker, von denen ein Teil nur agitatorisch wirken konnte, waren es nur Leute aus den direkt interessierten Kreisen, welche sich den neuen Lehren zuwandten, so hat die überraschende Entwickelung der Dinge auch die früher das Neue ablehnende, weil sicher fundierte Masse der Bemittelten zu ernsteren Betrachtungen unseres Wirtschaftslebens gedrängt; weil bereits auch ihnen der Boden unter den Füßen schwankt; Kapitalanlage und Zinsgewinn immer unsicherer werden, und das Gesetzlose, Beängstigende der allgemeinen Verhältnisse ihren Widerwillen erweckte.

Alle Welt fühlt sich gezwungen, zum Sozialismus Stellung zu nehmen; sei es auch manchmal in der unbeholfensten Weise, wofür man solche unfreiwilligen Komiker nicht hassen sollte; und während der Mammon eine immer tiefere, breitere Kluft zu schaffen scheint, lenkt er die Blicke

aller auf einen Punkt. Während die Menschen der verschiedenen Klassen von einander abgestoßen werden, werden sie mittelbar durch den gemeinsamen Wunsch nach soliden Zuständen zu einander hingezogen.

Alle Einsichtigen wissen, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern liegt, an welchem gründliche Umgestaltungen, vielleicht gar Umwälzungen der Ordnung eintreten müssen; nicht mehr fern allerdings in dem Sinne, als man das kurze Menschenleben und seine Zeiteinteilung nicht als Maßstab für geschichtliche Ereignisse schlechthin anwenden darf.

Unzweifelhaft würde dann, nachdem die Menschen durch die verschiedenartigste Bildung und Gewöhnung sich kaum noch verstehen und gemeinsam fühlen können, bei einer gar zu plötzlichen Vermischung viel Unerquickliches entstehen, viel körperliches und seelisches Leid.

Sicherlich würde bei einem heftigen Anprall der entgegenstrebenden Gewalten viel Kraft vergeudet, die zu besserem dienen könnte, Kulturerrungenschaften zerstört, Abenteurern ein großes Feld für ihre Operationen gegeben werden, und ein, wenn auch nur zeitiger, so doch immerhin schädlicher Rückschlag erfolgen.

Dieses zu vermeiden ist die ethische Bewegung berufen, welche uralt, unter den verschiedensten Namen auftretend in neuerer Zeit sich bedeutend geltend macht und ja auch, was unbedingt anerkannt werden muß, in der sozialdemokratischen Bewegung einen eifrigen Vertreter hatte, ehe die moderne ethische Bewegung hervortrat; und zum guten Teil auch noch hat.

Die ethische Bewegung kann aber, da sie die Aufgabe hat, die Menschheit für eine spätere Annäherung und Verschmelzung vorzubereiten, nicht einseitig sein; sie muß auf alle Teile mäßigend und durch Verständigung versöhnend einzuwirken suchen, sonst würde sich trotz aller Bemühungen ein Schauspiel zeigen, ähnlich dem, als wenn die Führer zweier Eisenbahnzüge, die sich auf einem Geleise gegen einander bewegen, von verschiedenem Geiste und Willen beseelt wären; der eine würde hemmen, der andere, der Kraft seiner Maschine und dem Gesetze der Schwere vertrauend, weiter rasen und so, trotz der Vernunft des einen Teils, doch alles vernichten. Es giebt Leute, welche dieses vernünftige Bestreben als von Furcht und Feigheit diktiert hinzustellen suchen, während doch bis jetzt noch kein Teil Gelegenheit hatte, seinen Mut zu zeigen. Aber wenn wirklich die Furcht die alleinige Triebfeder wäre, so ist doch das Streben unbedingt edel, und muß man sich wundern, wenn Leute, die so eifrig für Abschaffung der Todesstrafe eintreten, die doch gewöhnlich Schuldige trifft, dieses löbliche Streben verhöhnen und auf verächtliche Motive zurückzuführen suchen, welches unzählige Unschuldige vor Mord und Totschlag bewahren will.

Von dieser Erkenntnis ausgehend wird auch der radikalste Sozialist, sogar Anarchist — sofern nicht Leidenschaft seinen Geist umnachtet, den rein ethischen Bestrebungen sympathisch gegenüberstehen und mit allen Personen und Gruppen, mögen sie auch aus dem einen oder anderen Grunde ihren eigenen Weg gehen, gute Kameradschaft halten.

Wenn man nun den Wert der ethischen Bestrebungen anerkannt hat, so ist die erste Frage: Wo und wann lassen sich diese am besten zur Geltung bringen?

Man könnte kurz antworten: „Überall und immer!" Die absolute Wahrheit dieser Antwort schließt aber nicht aus, daß es gewisse Beziehungen giebt, welche besonders der Pflege ethischer Kultur dienstbar gemacht werden können. Zwei der vornehmsten sind wohl: der geistige Verkehr der Geschlechter und die Familie.

Glücklicherweise sind wir ja schon so weit, daß kein Mensch, der nicht für einen Narren gelten will, es wagt, die, wenigstens ideelle, prinzipielle Gleichberechtigung der Geschlechter in Abrede zu stellen, trotzdem es ja noch viele giebt, welche den Zopf nicht loswerden können. Es ist fast beschämend, daß immer wieder betont werden muß, daß wahre, von allen Dogmen und Vorurteilen freie Sittlichkeit nur dann zur Entfaltung kommen kann, wenn die verachtungswürdigen Rechtsunterschiede zwischen Mann und Weib allgemein verurteilt werden.

Männer, welche sich noch über den Frauen stehend dünken, Frauen, welche nicht die volle Anerkennung ihres Geschlechtes fordern, als etwas Selbstverständliches, Unveräußerliches, können unmöglich auf der Höhe einer wahren, edlen Sittlichkeit stehen; sie werden sich nie über die Modesittlichkeit erheben.

Und darum scheint es angebracht, gegen die Frauen ein scharfes Wort zu reden, die in schwächlicher Unterordnung unter „die alte Gewaltmoral" in dem Manne durchaus ein höheres Wesen erblicken und verehren wollen. Es ist wahrlich nicht überflüssig, die sonderbaren Anschauungen und Gewohnheiten zu geißeln, welche in vielen Familien zur Geltung kommen, mögen sie nun der einen oder der anderen Gesellschaftsklasse angehören.

Nur zu oft reden Mütter mit besonderem Stolze von ihren Söhnen und legen ins Gemüt der vergötterten Sprößlinge den Keim zu jener dünkelhaften Überhebung, welche später den dümmsten Mann sagen macht: „Ich, als Mann habe höhere Pflichten also auch Rechte als die Frau."

Die materielle Beeinträchtigung der Töchter zu Gunsten der Söhne wird als etwas Selbstverständliches betrachtet, und wenn in armen Familien der Sohn etwas Besonderes lernen, oder gar studieren soll, dann muß oft die Schwester für den hoffnungsvollen Bruder arbeiten und entbehren, um später als verwittertes altes Mädchen keinen anderen Trost zu haben, als daß sie sagen kann: „Mein Bruder, der Doktor, Sekretär" oder dgl., während diesem vielleicht nie klar zum Bewußtsein gekommen ist, daß er nur dadurch sich entfalten, etwas werden konnte, weil der armen Schwester Licht und Luft des Geistes, der Bildung, und oft genug auch das Nötigste vorenthalten wurde. Wer ist es aber gewöhnlich, der die Mutter im Alter pflegt, wenn sein höherer Stand und seine Verbindungen den Sohn der Mutter entfremdet haben, er vielleicht ungezwungen kaum eine Unterstützung geben würde? Es ist die Tochter, welche dann gerade in ihrer Güte ein steter stummer Vorwurf bleibt und unbewußt an ihre Zurücksetzung hinter den verhätschelten Bruder erinnert. Und nun gar die verschiedenartige Beurteilung der Kinder: Macht das Söhnchen einen bösen Streich, so heißt es schließlich doch: „Er ist ein Knabe!" Versündigt sich der Jüngling oder Mann an einem Mädchen, dann kann man die fadesten Reden oft gerade von den Frauen hören, z. B.: „Er kann doch um dieser Person willen nicht seine Karriere aufgeben." Selbst der verheiratete Mann, der sein Weib und seine Kinder betrügt, wird in Schutz genommen; auch besonders von Frauen, welche aber oft gar strenge Richterinnen sind, wenn es sich um Fehltritte anderer Frauen handelt. Diese verachtungswürdige Doppelmoral nennt man dann: Sittlichkeit, und die, welche in heiligem Zorne dagegen streben: Zerstörer der Sittlichkeit.

Wenn nun zu der systematisch bewirkten Aufgeblasenheit vieler Männer das andere Extreme kommt, die systematisch bewirkte Verdummung der meisten Frauen, dann ist es kein Wunder, wenn die Männer in den Ehegenossinnen nicht das erblicken, was sie in unzähligen Fällen doch sind, die wahren Vertreter echter Menschlichkeit; dann ist es ja zu begreifen, daß ein solch eitler Thor glaubt, seine Frau sei für ihn nicht gut genug, daß er nach Phantomen hascht und daß er, der „König der Schöpfung" auf verbotenen Wegen schleicht, um aus einem unreinen Gefäße nippen zu können, während er an den reinen Freuden ehelichen Glückes achtlos vorüber geht.

Dann klagt wohl gar die Mutter, daß der Herr Sohn nicht die Richtige gefunden habe, während doch das arme Weib an den Unrechten kam.

Und was man von den Frauen solcher Schwächlinge alles verlangt, die oft im Schönreden die Stärksten sind, nicht genug von Freiheit, Menschenwürde und, daß der Humor nicht fehle, von Frauenrechten sprechen; über Tyrannei klagen, während sie im Hause selbst feige Tyrannen sind: Immer soll die Frau sanft, geduldig und aufopfernd sein und —

was jedem Vernünftigen unmöglich scheinen muß — in dem moralischen Schwächling gar wohl ein Ideal erblicken, zu dem einen andern Mann in Vergleich zu bringen, schon als Verletzung ehelicher Pflichten angesehen wird. Echte Herrenmoral!

Schwache, halbverblödete Frauen fügen sich wohl mit Ach! und Weh! in eine solche lebenslängliche Gefangenschaft; starke Naturen bäumen sich auf, sie führen einen Kampf mit dem Manne, bis er gehorcht, oder, wenn sie selbst der Uebermacht erliegen, auch auf ihrer Seite die List, Verschlagenheit und Unredlichkeit zur schönsten Entfaltung kommen.

Oder die Frau hat ein besseres Loos gezogen, denn beim „Sichfinden" geht es oft nach Glück, wie bei der Lotterie — sie hat einen charakterfesten Mann gewonnen, dessen Charakter aber so fest ist, daß man sich daran stoßen muß. Da fehlt oft jede edle Regung, jedes Aufflammen erhebenden Geistes; hölzern, trocken und kalt gehen solche Männer neben der Frau einher; nicht verstehend, unfähig die besseren Töne zu wecken, welche im Menschenherzen schlummern. Vermählt sind sie nur in der Figur, nicht im Geiste und im Gemüt, was viele leider auch nicht besitzen.

Solch ein Ideal ist von seiner Erhabenheit gewöhnlich fest überzeugt — es ist vielleicht einer jener bevorzugten Brüder —, daß es glaubt, alles durch eigene Kraft zu sein. Sein geistiger Horizont ist so eng begrenzt, daß in ihm kein sozialer Gedanke sich entfalten kann. Es ist kein Mensch; es ist ein aufgeblasener Frosch. Natürlich blickt ein so vorzüglicher Mann mit Erhabenheit auf alles geringschätzig herab, was nicht von ihm kommt; von Dankbarkeit gegen die gesamte Menschheit, der er doch alles schuldet, deren edelste Vertreter unter heißem Ringen, oft unter Entbehrungen schlimmster Art, die Früchte des Geistes gezeitigt, die Schätze der Kultur gehoben haben, weiß er nichts. Daß solch ein unsozial denkender Mensch auch von seiner Lebensgefährtin keinen allzu hohen Begriff hat, läßt sich denken. Er ist ein gerechter aber steifer Vorgesetzter für die Seinen, der aber widerlich werden muß, wenn körperliche Neigungen sein erhabenes Ich in weiche Stimmung versetzen, wenn er periodisch in der Gattin das Weib erblickt.

„Aber," so hören wir manchen rufen, „was fehlt dann solcher Frau an ihrem Glücke; sie hat doch alles, was sie braucht; gute Behandlung und einen ordentlichen Mann, der sie ernährt."

Wir fassen den Rufer an seinen unsichtbaren Zopf und sagen: „Gewiß, Freund! Wer nach mittelalterlicher Anschauung der Frau die Seele abspricht, ihr Recht auf Glück verneint, welches der Mann in seinem Berufe, seiner geistigen Thätigkeit schon sehr häufig findet, der mag eine Frau glücklich preisen an der Seite eines Automaten.

Es ist kein Vergnügen zu untersuchen, wer wohl besser sei: ein phrasendreschender, Winkelzüge machender Schwächling oder ein hölzerner Idealmensch; abgesehen von den in allen Ständen zu findenden rohen Burschen, welche der Stärke trotzig Recht an den Frauen üben; das aber kann man sich wohl denken, daß die geschilderten drei Species am schrecklichsten sein müssen, wenn sie lieben.

Wer aber gar einen solchen Vertreter des starken Geschlechtes auf dem Krankenbette, namentlich angesichts des Todes sah, und damit die oft beobachtete, erhabene Standhaftigkeit der Frauen in ihren Nöten verglich, der kann nicht mehr anders, als das volle Recht der Frauen fordern.

Aber nicht nur das seelische Leiden, dem unzählige Frauen ohne Not ausgesetzt sind, ist es, was unsern Protest herausfordert; nein, wir protestieren in erster Linie gegen das körperliche Leiden, welches die sklavische Abhängigkeit der Frau vom Manne und von seiner überlegenen Körperkraft nur zu oft zu erdulden hat. Auch hier zeigt sich recht oft die Heuchelei. Männer, welche in Versammlungen ein lautes „Pfui" rufen, wenn der Redner von der Anwendung der Prügelstrafe gegen einen renitenten Sträfling — was wir ja auch verurteilen — spricht, scheuen sich oftmals nicht, die Hand gegen die Frau zu erheben.

Allerdings ist es die Sorge oft, die Not, welche den Verstand des Mannes zeitweilig verwirrt; man kann mit solchen Menschen nicht allzu streng ins Gericht gehen; aber darum übe man sich bei Zeiten in der Selbstbeherrschung, lerne seine Frau ehren und lieben, wie es gerade die hartgeplagte Frau des Armen meist verdient, dann wird der im Zorn erhobene Arm schlaff herabsinken; man sei gerecht gegen sich selbst und gegen sie, wenn sie Vorwürfe macht wegen mangelhafter Pflichterfüllung; man gebe zu, was man Unrechtes gethan hat, und suche Irrtümer, die in ihrem, auch so oft durch Sorge und Entbehrung überreizten Gehirn entstanden sind, in Güte aufzuklären.

Das Eine steht doch fest, daß die Frauen der armen oder verarmten Männer das Elend härter fühlen, als die Männer selbst — mit Ausnahmen allerdings. Der Mann hat gewöhnlich seine Nachtruhe, welche ihn zu neuem Kampfe mit dem Leben stärken kann; wie oft muß die arme Mutter aber sie unterbrechen, um helfend den Kindern beizustehen; welcher Mann ist wohl im stande, die undankbare, nie vollendete, nie ganz zu erkennende Frauenarbeit zu würdigen, die gerade dann doppelt schwer und kunstvoll ist, wenn die Armut ein großes Loch in den Besitzstand gerissen hat.

Wohl giebt es — dies sei zur Ehre der Menschheit und besonders derer, die hart zu kämpfen haben, gesagt — eine recht hübsche Zahl von Männern, welche auf einer höheren Stufe stehen; aber die Zahl der geschliffenen und ungeschliffenen Haustyrannen ist noch sehr groß. Daß sonach viele Frauen immer noch in die Knechtschaft ihrer Männer geraten können, wenn der Zufall es will, ist ein schreiendes Unrecht, gegen welches nur die absolute, vollständige Befreiung des Weibes und seine wirtschaftliche, rechtliche und politische Gleichstellung helfen kann.

Bis nun die volle Freiheit der Frau errungen ist, muß wenigstens die Möglichkeit vorhanden sein, daß die Frau dem Manne gegenüber ihre Rechte leichter geltend machen, daß sie über ihr Eigentum und das von ihr in der Ehe Miterworbene frei verfügen kann, und nicht als Anhängsel des Mannes betrachtet wird. Die Ehescheidung muß erleichtert werden.

Die Redensart von dem leichten Zusammen- und Auseinanderlaufen ist bedeutungslos. Dadurch, daß der Mann seine Frau leichter verlieren kann, wird sich mancher hüten, sie zum äußersten zu treiben; vielmehr bestrebt sein, sie immer neu zu gewinnen. So wird er ihres Wertes und ihrer Vorzüge häufiger eingedenk, und sich vor dem ersten Schritte zur Ungerechtigkeit leichter hüten.

Daß schlechtgeartete Gatten oft auch ohne Grund den andern Teil verlassen, der in leidenschaftlicher Liebe an dem verlornen hängt, kann, wenn auch im Anfange schmerzlich, doch in seinen Folgen nur gut sein. Denn das für wertlos Erkannte wird mit der Zeit vergessen, und wenigstens den Kindern der schlechte Einfluß ferngehalten, wie ja allerdings auch wesentliche Reformen im Erziehungs- und Schulwesen eingeführt werden müssen, was dann die Frage der Ehescheidung mitberühren und ihre Lösung erleichtern würde.

Der wirklichen Befreiung der Frauen wird aber sehr wirksam vorgearbeitet, wenn die Befreiung von barbarischen Vorurteilen gelungen ist, jenen Vorurteilen, welche die Frau und das Mädchen geringer achten als den Mann. Aber diese Vorurteile werden, wie gesagt, besonders von vielen Frauen gehegt und gepflegt; wie ja auch der Knecht am meisten überzeugt ist, daß es Herren und Knechte geben müsse, während Herren sehr oft das dunkle Gefühl ihrer Entbehrlichkeit haben.

Jene von der Herrenmoral der Männer in den Frauen erzeugten Vorurteile müssen beseitigt, das unterdrückte Selbstgefühl muß befreit, gehoben werden; die Frau muß sich dem Manne gleich, aber auch nur gleich fühlen, während sie jetzt teils wie verhätschelte Kinder verwöhnt, teils wie untergeordnete Wesen brutalisiert werden.

Amüsant ist es, das gesellschaftliche Possenspiel zu beobachten, welches vor der Ehe aufgeführt wird, um nach dem Eheschluß oft einem andern Bilde zu weichen:

Da sehen wir den Galanten, welcher der Dame seines Herzens oder seiner Spekulation fürsorglich die kleinste Last abnimmt, an der sich auch der Schwächste nicht müde trägt; ein Buch, ein Schirm oder sonst etwas, gleichsam als Symbol dafür, daß er nach dem Eheschlusse alles Beschwerliche von ihr ferne halten wolle; nachher kommt dann gewöhnlich die größte Rücksichtslosigkeit. Selbst sonst ernste Männer sind manchmal gezwungen, um der Mode willen den Komödianten zu spielen, denn die Damen und sogar deren Mütter sind oft recht eigenartig. Ein Verstoß gegen den Firlefanz übertriebener Galanterie gilt in den Augen mancher als großer Defekt in Bezug auf Bildung. Man spöttelt darüber und vergißt, daß oft der ganze Wert aalgewandter Herren in deren glatten Manieren besteht, welche der gediegene Mann als wertlosen Plunder verachtet und dafür die echte Herzenshöflichkeit setzt, die er aber gegen Mann und Frau in gleichem Maße bethätigt.

Die kurze, manchmal aber auch lange Zeit des Brautstandes und der Werbung könnte sehr gut eine Schule für oberflächliche, aber sonst gut beanlagte Thoren werden, und wird es werden, wenn erst die immer steigende und allgemeiner werdende Bildung der jungen Mädchen von den Männern ernstes Wissen fordert. Ein Beispiel für viele:

Wenn das Mädchen, das sich des Fragens nach öffentlichen, politischen Angelegenheiten nicht schämen braucht, weil ihr Belehrung vorenthalten wurde, den Anbeter veranlassen würde, ihr über dies und vieles Wissenswerte Auskunft zu verschaffen, dann würde dieser sich wohl um ernstere Dinge kümmern, als um stundenlanges Karten- und Billardspielen, welchen Neigungen viele im Ehestande über ihre Verhältnisse hinaus fröhnen und die Ihrigen dadurch zu Grunde richten. Man sagt, die Frau sei die natürliche Erzieherin, wohlan, so erziehe sie wenigstens die noch unerzogenen Männer so lange sie noch ein wenig gefügig sind. Es soll hierbei bemerkt werden, daß viele Frauen einen Widerwillen gegen politisch thätige Männer haben, einesteils, weil es viele giebt, die ihren eignen Worten nicht nachleben, anderenteils, weil viele Männer auch die Politik als eine Art Sport betreiben und dadurch über ihre Verhältnisse hinaus, zum Nachteil der Ihrigen, sich bethätigen. Gerade dies ist ein Hauptgrund für den vielgeschmähten politischen Indifferentismus der Frauen, welche eben praktischer denken, als die meisten derartigen Männer. Auch sollte bei der Erziehung der Mädchen mehr auf Ausbildung des festen Willens, des Charakters hingewirkt werden, die man jetzt sehr oft auf Kosten eines überzarten Gemütes vernachlässigt; des Gemütes, welches die Frauen oft in Thränen zerfließen läßt, wo und wann es gut wäre, mit fester Hand ihr Recht zu wahren.

Die Frau ist schon von der Natur viel ungünstiger gestellt als der Mann; wozu da noch das Bißchen Energie durch elende Sentimentalität unterdrücken?

In einer festen Umhüllung ist das zarte Gemüt viel besser konserviert, als in einem Gewande, gewoben aus Rosen, Veilchenduft und Poesie.

Die Unterdrückung und Entwertung der Frauen hat übrigens auch direkten Nachteil für die Männer zur Folge. Von vielen Beweisen nur diesen: Alle Menschen, mit sehr wenigen Ausnahmen, sind darauf angewiesen, in ihrem Denken und Thun von außen her reguliert, sogar korrigiert zu werden. Ohne daß man es merkt, wird man von der Außenwelt oft zu seinem Nachteil beeinflußt. Eine geistig hochstehende und dann auch gewöhnlich edle Lebensgefährtin kann mit ihrem Scharfsinne ein Warner, ein Führer und, wenn es einschlafen will, ein Wecker des Gewissens sein.

Viele Männer, welche im Gefängnisse, am Wege oder durch Selbstmord endeten, hätten ein anderes Los gehabt, wenn sie andere Frauen gehabt hätten. Wie sollen aber tüchtige Frauen gedeihen, wenn man ihnen Luft und Licht des Geistes vorenthält, wenn man die kluge als Karrikatur verlästert, die dumme als Ideal preist, wohl deshalb, weil sie sich am leichtesten betrügen läßt.

Welches Glück aber ein edles, auf absoluter Gleichheit, Wahrheit und Gerechtigkeit basiertes, durch stetige, gegenseitige Belehrung und Hebung vergeistigtes Zusammenleben bietet, kann man erfreulicher Weise an vielen Familien sehen, welche sich aber naturgemäß der öffentlichen Beobachtung mehr entziehen.

Es giebt in der That viele Familien, von denen man sagen kann, daß sie mustergiltig sind; aber gerade in solchen herrscht als oberstes Gesetz absolute Gleichheit zwischen Frau und Mann. Da giebt es keine Geheimnisse, getrennte Kasse, keine Gelder, „die der Mann nicht wissen braucht," weil beide in ihren Wünschen und Bedürfnissen, aber auch in der Selbstbeschränkung übereinstimmen. Höchstens, daß heimlich zu den üblichen gegenseitigen Gelegenheitsgeschenken etwas zurückbehalten wird, Geschenke, die ja auch beiden zu gute kommen. Es herrscht volles Vertrauen, da jedes an dem andern Genüge hat, und freie Zeit, welche Arbeit oder Sorge den Gatten lassen zu edlem Gedankenaustausche, zu Bildungszwecken verwendet wird, so daß gemeine Gedanken fernbleiben.

So bleiben sich die in Seelenharmonie Vereinten immer hübsch genug, wenn auch hier und da eine Runzel auf das früher hübsche, jugendglatte Gesicht tritt, oder der Mann bald ganz auf den Haarscherer verzichten kann. Anfechtung hat wenig oder gar keine Wirkung, weil beide Teile geschützt sind, durch das Verlangen, die Achtung des andern zu bewahren und die Gatten gingen nicht von einander, auch wenn es keine gesetzliche Ehe gäbe; denn eine solche ideale Ehe ist fester als eine gesetzliche, und das gesetzliche Band wird höchstens als schöner Zierrat geschätzt. Es ist eine freie Ehe, es ist die vielgeschmähte freie Liebe, die höchste, die es überhaupt geben kann. Und in diesem Sinne nur darf die Redensart von der freien Liebe verstanden werden. Liebe ist etwas Hohes, Erhabenes, was nur fessellos, also frei gedeihen kann; das andere — was ja allerdings unreife Weltverbesserer und ihre Gegner oft unter Liebe verstehen — ist freie Brunst.

Lege man aber der letzteren, die ihrer edlen Schwester so ähnlich ist, wie der auf Bäumen lebende Urmensch dem feingebildeten Menschen unserer Zeit die allerfestesten Fesseln an, sie wird ihrer nicht achten, sie zerreißen, ihnen zu entschlüpfen suchen, oder den von ihr Befallenen elend zu Grunde richten.

Darum erziehe man sich und andere zu jener edlen Auffassung der Liebe; man lerne frühzeitig das Weib achten, sich selbst beherrschen kraft eines auf Achtung des Mitmenschen gestützten festen Willens und sei bestrebt, das Schöne im Ehegenoß zu entdecken, dann wird man es finden; denn jeder Mensch ist schön, wenn eine glückliche oder doch der Gegenliebe bewußte Seele in das Auge tritt und uns das, auch beim körperlich Schönsten doch sehr leicht entstellbaren Äußere vergessen läßt.

Das Vornehmste und Wertvollste solcher Verhältnisse aber ist der gute Einfluß, welcher auf die Kinder ausgeübt wird. Die Kinder werden gut, denn sie bekommen einen festen Begriff davon, was es heißt: Gut sein. Sie lernen die achtbaren Eltern ehren auch ohne beständigen Hinweis auf das vierte Gebot; denn Achtung und Liebe läßt sich weder befehlen noch erzwingen, sie muß den Kindern abgewonnen werden. So entwickeln sich die weiteren Tugenden, die Aufopferungsfreudigkeit, das Selbstvergessen, der wahrhaft soziale Geist. Es erblüht die Dankbarkeit, welche den Dankbaren ebenso beglückt wie den Bedankten. Der Vorteil, welchen ein edles Verhalten dem bringt, das sich dessen befleißigt, wird Nachahmung erwecken, verwandte Seelen fördern und so einen Stamm tüchtiger Menschen heranbilden.

Im Volke ist zwar vielfach die Ansicht verbreitet, der Einfluß der Familie sei nicht so stark, da auch die besten, rechtschaffensten Eltern oft ungeratene Kinder haben. Nun; erstens ist es nicht alles gut und rechtschaffen, was so scheint, zweitens thut es die gesetzliche Rechtschaffenheit allein auch noch nicht

Auch wird der Einwand oft, und mit Recht erhoben, daß die Verhältnisse ein so edles Familienleben unmöglich machen. In den meisten Fällen: Ja! Aber, wenn nur die,

denen noch eine glückliche Möglichkeit geblieben ist, ihren eigenen Lehren den Respekt erweisen wollten, den sie von andern verlangen, das, was sie von der Zukunft hoffen, im Kleinen zeigen wollten, dann würde bald eine starke Macht, durch Seelengemeinschaft verbundener Menschen heranwachsen, welche wahrlich Größeres zu leisten vermöchten, als solche Wortbelden, die gern von Freiheit reden und sich selbst noch nicht von den Fesseln ihrer eigenen Begierde befreit haben; sich und den Ihrigen die schlimmsten Tyrannen sind.

Wenn dann auf der einen Seite die Entwickelung der Verhältnisse gebieterisch eine Umgestaltung fordert, auf der anderen innerhalb der sittlich zerfallenden Gesellschaft eine Gemeinde geistig und sittlich starker Menschen erblüht, dann wird der Übergang ein ruhigerer und wahrscheinlich auch ein schnellerer sein, als wenn man alles von den Verhältnissen, dem Klassenkampfe und einer Aenderung der Staatsform erwartet, die sich ja weder gewaltsam herbeiführen, noch verhindern läßt.

Heroenverehrung.

Von Professor Dr. Fr. Staudinger in Worms.

„Einige falsche Banknoten schaden nichts, auch ziemlich viel noch nichts — aber wenn sie alle falsch sind, wenn man kein Geld dafür erhalten kann, dann schreit das Volk in seiner Verzweiflung, es gebe kein Geld, und es habe nie solches gegeben.“

So ungefähr sagt Carlyle, der Apokalyptiker des alten und der Prophet des neuen Evangeliums der Menschheit. — Er starb als Apokalyptiker des alten, — aber der Prophet des neuen Bundes soll über der Heldenverehrung, die er als Offenbarung des alten Bundes pries, nicht vergessen sein.

Ist's doch seltsam, wie enge beide bei ihm zusammenstehen. — Wie die Gegenwart, jene zeitlose Schneide der Zeit, die Vergangenheit und Zukunft scheidet, die immer schon Vergangenheit ist, wenn man sie fassen will und unerbittlich zur Zukunft vorrückt, wenn man in ihr ruhen möchte: so gleitet er zwischen dem Problem der Vergangenheit, das Ganze im Einzelnen zu suchen, und dem Problem der Zukunft den Einzelnen durch das Ganze zu bauen, dahin, ohne daß man oft recht weiß, wohin sich sein Janusantlitz wendet.

„Was ist die Hingebung, der Lebenshauch aller menschlichen Gesellschaft anders als ein Ausfluß der Heroenverehrung, demütige Verehrung des wahrhaft Großen?“ Die Gesellschaft ist gegründet auf Heroenverehrung. — So etwa sagt er in seinem Buch über die Heroen. Aber haben wir auch richtig übersetzt? „submissive admiration of the freely great!“ heißt es im Original. Das kann auch heißen „demütige Verehrung der Großen.“ Aber warum hat er es denn klein geschrieben an einer Stelle, wo er Worte wie Teacher und Hero nicht nur, sondern auch Loyality und Faith mit Majuskeln schreibt?

Aber ich möchte glauben, der sprachliche Ausdruck, der zugleich die „Großen“ und „das Große“ bedeutet, hat hier mitgeholfen ihm den weltweiten Unterschied zweier Methoden des Denkens und Schauens und Fühlens zu verderben, eines polaren Gegensatzes, der dennoch so ineinander überfließt, daß wir kaum sagen können, wo er sich scheidet. Ja die Vergangenheit sah die Großen — die Zukunft sieht das Große. Und doch sehen beide das Große. Aber jene sieht es in seiner Fleischwerdung im Einzelnen, diese sieht es losgelöst vom Einzelnen in abstrakter Klarheit, und gewinnt daraus Einsicht, selber die Fleischwerdung des Großen zu vollbringen.

Seht Ihr jenen Wasserfall tosen! Machtvoll donnert er an die Klippen, und seine weißen Kämme stürmen übereinander; — „Rosse der Götter im Schwung eines über dem Rücken des andern stürmen herunter und streuen silberne Mähnen dahin. Und wir staunen und beben, und beugen uns der Gewalt, die uns niederdrückt und erhebt. — Das ist die submissive admiration of the great.

Wir treten in jenes hohe Gebäude, da donnert's und tost es wie draußen; gespenstische Arme heben und strecken sich, als wollten sie — riesenhafte Polypenarme — uns fassen und wuchtige Räder wälzen sich rasend um sich selber — endlos — verworren und die tausend schnurrender Spindeln dort blenden den staunenden Blick, betäuben das wundernde Ohr. — Es ist dieselbe Kraft, die wir zuvor gesehen. Aber der Mensch hat in seiner Größe ihr Gesetz herausgelöst aus dem Wirrnis der Erscheinungen, und nun konnte er, sich dem Gesetz unterwerfend, es fassen und beherrschen, und planvoll lenkt er die Kraft nach seinem Zwecke. Mannigfaltiger sinnbetäubender, und doch erhebender noch als da draußen in ihrer elementaren Erhabenheit erscheint sie hier wiedergeboren aus dem eigenen Gesetze, durch das wir sie zwingen. Betrachte sie! Sieh ab von dem Elend, das dies Wehen heute noch bringt; — schau auf die Zukunft, die daraus werden muß. Laß dies wirken auf dein Gemüt: dann weißt du, was unser Ideal ist und sein muß: submissive admiration of the great.

Verehrung des Großen in dem Großen, wo es ungehindert vom kleinen in natürlicher Gewalt sich uns aufdrängt: das war die Signatur der vergangenen Zeit. Herauslösung des Gesetzes im Menschengedanken und planvolle Darstellung dieses Gesetzes in der Wirklichkeit: das ist die Heroenverehrung unserer Zeit. Wo dies Gesetz lebendig ist, da ehren wir es, nicht darum, weil es im Menschen, im Heroen erscheint, sondern weil es die Kraft ist, welche von Menschen beherrscht, sie groß und frei zu machen bestimmt ist.

Wenn wir den Heros ehren, ohne den Maßstab des Gesetzes — dann wissen wir gar nicht, ob wir nicht gedankenlos grade das an ihnen ehren, was wild und roh und gesetzlos war; wenn wir das Gesetz ehren, dann wissen wir auch, wo wir den einzelnen Menschen zu ehren haben, und unterscheiden, wo er selber nur blindem Instinkte folgend vollzog, was auch ohne ihn zur Erscheinung kommen mußte. Auch wir brauchen noch große Menschen — aber groß sind sie uns nur als Diener des geistigen und sittlichen Gesetzes, das wir selber erfassen. Das ist unser Heros.

Lassen wir die Apokalyptiker des alten Bundes nur die Heroen in den Heroen verehren! Der Heros des neuen Bundes, das Gesetz der Wissenschaft schreitet über sie ruhig und lächelnd hinweg.

Die Bilanz des Antisemitismus.

Von A. A.

Zu dem Aufsatze von Gustav Maier-Zürich (in Nr. 9 dieser Zeitschrift), „Rückblick auf die Entwickelung des Antisemitismus in Deutschland“, möchte sich ein Leser der „E. K.“ noch einige Bemerkungen gestatten: Wenn man von der „Bilanz des Antisemitismus“ redet, darf man nicht vergessen, auf eine Anzahl von Neben-Erscheinungen hinzuweisen, die so recht dazu angethan sind, zu zeigen, daß man geistigen und sittlichen Mächten gegenüber durch Gewaltmittel niemals etwas erreichen kann. Es ist leicht nachzuweisen, daß der Antisemitismus ganz ähnliche Wirkungen gehabt hat, wie der Kulturkampf. Fürst Bismarck hätte am Kulturkampf lernen können, wenn er den klaren Blick, der so sehr an ihm gerühmt wird, thatsächlich in dem Maße besessen hätte, wie seine Anhänger glauben machen wollen. Die Begünstigung des Antisemitismus war nichts als die Wiederholung des Kulturkampf-Fehlers. Daß die gleichen Wirkungen nicht ausgeblieben sind, ergiebt sich aus folgenden Thatsachen:

Das freigesinnte Judentum ist infolge des Antisemitismus wieder zu dem Bewußtsein gelangt, daß es vor allem die Pflicht habe, den Juden im Lebenskampfe zu unterstützen. Ein ungeheuerer Rückschritt in ethischer Beziehung, der aber das Judentum an sich in beispielsweise ungeheuerem Maße gestärkt hat. Juden, welche unter anderen Umständen Vermächtnisse für das allgemeine Wohl gemacht hatten, machten sie jetzt für jüdische Sonderzwecke u. s. f. Jeder, auch der freigesinnteste Jude, betrachtete es als Ehrenpflicht, vor allem seine gehetzten Volksgenossen in des Lebens Not zu schützen. Welche Zuwendungen dadurch das Judentum seit dem Aus-

bruch der antisemitischen Bewegung in Deutschland erhalten hat, ist gar nicht zu überschauen. Daß es aber für das allgemeine Wohl besser gewesen wäre, wenn man die halb gesunkenen konfessionellen Schranken nicht wieder neu aufgerichtet hätte, ist für jeden denkenden Beobachter selbstverständlich.

Das Fernhalten der Juden vom Staats- und höheren Militärdienste hat die Juden gewaltsam dem Staate mehr und mehr entfremdet. Es ward wieder zu einer Art Tradition, daß der Jude in Deutschland nur durch materiellen Besitz ein gesichertes Leben führen könne, und da konnte es denn nicht ausbleiben, daß schließlich das ganze Trachten vieler Juden ausschließlich darauf gerichtet war, möglichst viele Reichtümer aufzuhäufen. Daß die Juden jetzt durch diese Reichtümer große Macht erlangt haben, machen ihnen vor allem diejenigen zum Vorwurf, welche sie durch die Ausschließung von allen Ämtern zum materiellen Erwerbe geradezu gedrängt haben.

Geradeso wie die Verfolgung und der Haß das Zentrum zusammengeschmiedet haben, ebenso ist das Judentum durch den Antisemitismus wieder zu dem geworden, was es in dem Anfange der 70er Jahre längst aufgehört hatte zu sein: eine Interessengemeinschaft innerhalb überlebter konfessioneller Schranken.

Es ist zu beklagen, daß es sich die deutschen Regierungen, vor allem die preußische, angelegen sein ließen, durch Zurücksetzung und Demütigungen den Juden das Interesse für vaterländische Dinge nach Kräften auszutreiben. Es ist so gelungen, die Juden, welche infolge ihrer historischen Entwickelung im Staatsleben ein konservatives Element ersten Ranges sein könnten, in die radikalste Opposition zu treiben. Es ist kein Zufall, daß bei den Wahlen so viele Juden für den sozialdemokratischen Kandidaten stimmen. Wenn sich das Bildungs-Niveau der Sozialdemokratie in Deutschland hebt und ein besserer gesellschaftlicher Ton (innerhalb der sozialdemokratischen Presse namentlich) Platz greift, dann kann es der Regierung noch gelingen, durch Beharren auf dem antisemitischen Programm die Juden in die Arme der Sozialdemokratie zu treiben, welche sich immer mehr zum Rettungshafen für alle Unterdrückten und Mißhandelten auswächst.

Das ethisch Verwerfliche an dem Antisemitismus ist die Gepflogenheit, menschliche Handlungen nach der Religionsgemeinschaft zu werten. Die wissenschaftlich unhaltbare Konstruktion eines „christlichen Staates" hat dem vor allem Vorschub geleistet, und erst ein Zeitalter, welches zur Anerkennung der Thatsache gelangt ist, daß jedes Staatswesen auf rein humaner Grundlage ruht, kann definitiv mit solchen atavistischen Zeitströmungen aufräumen, wie der Antisemitismus eine ist. — Der Staat muß sein Heil in unbedingter Gerechtigkeit suchen, d. h. die Gesetze allein müssen die Norm dafür bilden, ob eine Handlung lobens- oder tadelnswert ist. Der Wucher ist rücksichtslos zu verfolgen an Christen, Juden und Heiden — nicht weil sie Christen, Juden oder Heiden, sondern weil sie Wucherer sind! Es ist ja klar, daß die verschiedenen Bestandteile eines Volkes je nach verschiedenen Richtungen hin besonders stark kriminell belastet sind: Wegen Soldaten-Mißhandlungen wird kein Jude bestraft, und auch nicht wegen Schandthaten à la Leist und Wehlau — weil sie eben nicht Offiziere sind und auch nicht in amtlicher Eigenschaft nach den Kolonien geschickt werden! Dagegen vergehen sie sich selbstverständlich auf ihrem hauptsächlichsten Erwerbsgebiete: dem Handel. Strenge Gesetze müssen hier Wandel schaffen, und vor allem Erziehung. Aber Demagogie heilt hier keine Wunden, sondern brennt sie tiefer.

Die Aufgabe ethisch denkender Volksgenossen bleibt in allen diesen Wirrnissen unbeirrt die: Jede schlechte Handlung, möge sie von einer Seite kommen, welche es auch sei, ist rücksichtslos zu brandmarken. Aber man hüte sich vor Verallgemeinerungen! Das ist eine Sünde wider die Fundamental-Begriffe der Ethik und der Logik. Jedes Individuum ist ein verantwortliches Wesen für sich; die Unterschiede zwischen den Menschen eines Stammes sind so ungeheuer groß, daß nur grenzenlose Leichtfertigkeit oder Unwissenheit sie ignorieren kann. Dies zu betonen, kann in einer verfinsterten Epoche, wie die, in der wir leben, nie überflüssig sein.

Vermischtes.

Zur Begründung der unabhängigen Moral finden wir wertvolle Beiträge in dem Werke von Guyau, esquisse d'une morale sans obligation ni sanction (Paris, Alcan 1885). Wir teilen daraus folgende Bemerkungen über die natürlichen Grundlagen der sozialen Hingebung mit:

Die höheren Freuden fordern mindere äußere Bedingungen und sind allen zugänglicher, als die eigentlich egoistischen Freuden. Mit einem Stück Brot, einem Buch oder einer Landschaft kann man eine unendlich höhere Freude genießen als ein Dummkopf in seinem wappengeschmückten Viergespann (S. 30).

Die geistigen Genüsse haben einen bemerkenswerten Zug: Sie sind zugleich die innerlichsten und die mitteilsamsten, die individuellsten und die sozialsten Genüsse. Bringt Denker oder Freunde des Schönen zusammen, wofern keine persönliche Eifersucht zwischen ihnen ist, werden sie sich schneller und jedenfalls inniger lieben als andere Menschen; sie erkennen sofort, daß sie in der gleichen Welt, der des Gedankens leben, und fühlen sich in einem Vaterland.

Weder meine Freuden noch meine Schmerzen sind ausschließlich mein. Die stachlichten Blätter der Agave bleiben, bevor sie sich entwickeln und in mächtigen Rippen entfalten, aufeinandergedrängt und bilden ein einziges Herz. Hier drücken sich die Dornen jedes Blattes auf dem benachbarten ab. Später mögen diese Blätter so groß werden und sich entfalten, wie sie wollen: Das Zeichen bleibt ihnen und wächst selbst mit ihnen; es ist ein Schmerzenssiegel, das ihnen fürs Leben aufgedrückt ist. Dasselbe geschieht in unseren Herzen; da prägen sich vom Mutterschoße ab alle Freuden und alle Schmerzen des Menschengeschlechtes ein; auf jedem von uns, was wir auch thäten, muß dieses Siegel verbleiben.

Ein charakteristisches Beispiel impulsiven und überlegungslosen moralischen Antriebs wird uns von armen Arbeitern eines Kalkofens in den Pyrenäen erzählt. Einer von ihnen, der zur Abstellung irgend eines Mangels hineingestiegen war, fiel erstickt nieder. Ein anderer stürzte hinzu, ihm zu helfen und stürzte auch. Eine Frau, die dies sah, rief nach Hilfe. Einige andere Arbeiter eilten herbei. Zum drittenmal stieg ein Mann hinein und sank zusammen, eine vierter, ein fünfter folgen und stürzen hinein. Es war nur noch einer übrig. Er eilte vor und wollte hineinspringen, da hielt ihn die Frau halb toll vor Entsetzen an den Kleidern fest. — Ein wenig später kam das Gerichtspersonal zur Beaugenscheinigung und ein Beamter hielt ihm würdevoll die Unvernunft seines Verhaltens vor. Er gab die merkwürdige Antwort: Meine Kameraden waren dem Tode nahe, ich mußte gehen.

Darwin erzählt: Ein Pavian sah einen jungen Affen von Hunden umgeben, in verzweifelter Lage. Er eilte den Berg wieder herunter, stürzte sich in einem Wutanfall mitten unter die Hunde, riß den jungen Affen an sich und kletterte den Berg hinauf. Abgesehen vom Endergebnis ist die Handlung des Pavians den der Arbeiter analog; sie erklären sich aus demselben übermächtigen Impuls; und wenn der Affe seine Gefühle in Worte hätte umsetzen können, hätte er wohl, wie der Mann gesagt: „Mein Kamerad war dem Tode nahe; ich mußte gehen."

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Breslau. Von den Vorträgen, welche seit Anfang November vorigen Jahres auf Veranlassung der Abteilung Breslau der D. G. E. K. gehalten worden sind, haben drei auch in weiteren Kreisen ein ungewöhnliches Interesse erregt, so daß ein kurzer Bericht über dieselben wohl gerechtfertigt erscheint.

Am 15. November 1895 sprach Prof. Dr. Sombart über „Die ökonomischen Grundlagen der sozialen Bewegung". Einleitend betonte der Redner, daß er nicht die Absicht habe, die Berechtigung der sozialen Bewegung nachzuweisen, sondern das soziale Leben der Gegenwart unter dem Gesichtspunkte der Gesetzmäßigkeit betrachten wolle. In streng wissenschaftlicher Weise führte der Redner hierauf den Nachweis, daß die moderne soziale Bewegung mit Naturnotwendigkeit aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erwachsen mußte. Diese habe zwar die Produktionskraft auf eine gewaltige Höhe gebracht und ungeahnte Reichtümer geschaffen, gleichzeitig aber einen immer weiter um sich

greifenden Pauperismus erzeugt. Das wachsende Elend in Verbindung mit den greulichen Arbeitsbedingungen zahlreicher Lohnarbeiter, der Verdrängung männlicher Arbeitskräfte durch Frauen und Kinder, der Unsicherheit des Erwerbslebens und dem schroffsten Gegensatz in den Besitzverhältnissen, habe die proletarische Bewegung hervorgerufen. Während aber auf der einen Seite unter der Herrschaft des Kapitalismus jahrhunderte alte Lebensformen einer raschen Auflösung und Zersetzung anheimfallen, und ein individuelles Dasein immer mehr erschwert werde, habe sich andererseits durch das Zusammenleben in Mietskasernen, in Fabriksälen und Vergnügungsstätten unter dem Proletariat ein Solidaritätsgefühl herausgebildet, welches dem Zusammenschluß der Arbeitermassen außerordentlich förderlich ist und wohlgeeignet erscheint, einem künftigen Kollektivismus die Wege zu ebnen. Alle diese Erscheinungen haben zusammengewirkt, der modernen sozialen Bewegung ein ganz eigenartiges Gepräge zu verleihen. Auch die Traumbilder des Proletariats von einem Alle beglückenden Zukunftsstaat seien das Produkt der ökonomischen Entwickelung. Die vollständige Umwälzung, welche im Laufe weniger Jahrzehnte auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens eingetreten sei, habe einen Glauben an die menschliche Thatkraft erweckt, der gar keine Grenzen mehr kenne. Wenn das möglich war, sage sich das Volk, warum sollte da die Verwirklichung unserer Ideale eine Unmöglichkeit sein. —

Am 6. Dezember 1895 hielt Rechtsanwalt Dr. Mamroth einen Vortrag über das Thema „Richten und Strafen". In einem kurzen geschichtlichen Rückblick zeigte der Redner, wie ein einzelner Stand dazu gekommen ist, „Im Namen des Königs" Recht zu sprechen und ging sodann auf die doppelte Thätigkeit des Richters (Richten und Strafen) und ihr gegenseitiges Verhältnis ein. An einer Reihe von Beispielen zeigte der Vortragende hierauf den sehr bedeutsamen Unterschied zwischen der Stellung des Zivilrichters den Parteien gegenüber und derjenigen des Strafrichters gegenüber dem Angeklagten. Während sich die Parteien vor dem Zivilrichter völlig gleichstehen, habe der Staatsanwalt gegenüber dem Angeklagten ein ganz gewaltiges Übergewicht, und diesem Mißverhältnis sei es in erster Linie zuzuschreiben, daß in jüngster Zeit wiederholt Verurteilungen erfolgt sind, welche in weiten Kreisen nicht nur Kopfschütteln, sondern Unwillen und Entrüstung hervorgerufen haben. Die Frage, wie kommt der Staat überhaupt dazu, dem Bürger Ehre, Freiheit und Leben abzusprechen, veranlaßte den Redner abermals einen Blick in die Geschichte zu werfen und zu zeigen, wie das gegenwärtige Strafensystem sich aus dem Recht der Wiedervergeltung, der Blutrache, der Geldbuße, der Ächtung u. s. w. unter der Einwirkung des kirchlichen Rechts heraus entwickelt habe. Später sei über Wesen, Zweck und Ziel der Strafe, zwischen Philosophen und Juristen ein heftiger Streit entbrannt, ohne jedoch zu einem abschließenden Ergebnis zu führen. Unser geltendes Recht habe aus allen Theorieen Etwas entnommen. Die Festsetzung einer Maximal- und Minimalgrenze der Straf[en] könne jedoch als ein glücklicher Griff nicht bezeichnet werden. Nachdem der Redner noch die neueren Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Strafrechts eingehend erörtert hatte, schloß er mit dem Wunsche, daß die Pflichttreue, Unbestechlichkeit und Gesetzeskenntnis, welche unseren Richterstand von jeher ausgezeichnet habe, diesem auch ferner erhalten bleiben möge, und daß das Unwesen einer sogenannten Schneidigkeit nicht weiter um sich greifen, sondern mehr und mehr der Erkenntnis Platz machen möge, daß auch die Richter irrende Menschen seien. —

Am 29. Januar d. J. führte Prediger Tschirn in einem Vortrage über „Lohnsucht und Sittlichkeit" an der Hand zahlreicher Citate von Spinoza, Schiller, Kant, Fichte u. A. den Nachweis, daß die philosophischen Systeme der Ethik in ihrer Begründung der theologischen Moral weit überlegen seien; denn während diese mit vielleicht der einzigen Ausnahme der ursprünglichen Lehre des Buddha, das sittliche Handeln auf einen höheren Willen zurückführe und die Befolgung der göttlichen Gebote durch die Aussicht auf Lohn oder Strafe zu fördern suche, lasse die Philosophie, und zwar die idealistische, wie die realistische Richtung derselben, als wirklich sittlich nur solche Willensäußerungen gelten, welche weder durch die Hoffnung auf persönlichen Vorteil, noch durch die Furcht vor einem etwaigen Nachteil beeinflußt worden sind. Ja, nach Kant sei das Streben nach innerer Befriedigung, nach jener stillen Glückseligkeit, welche eine gute That ganz von selbst zurückläßt, schon geeignet eine Handlung ihres ethischen Charakters zu berauben. Nur diejenige Pflichterfüllung, welche mit Widerstreben geschehe und Selbstüberwindung koste, könne mit vollem Recht als sittlich bezeichnet werden. Wie tief stehe dieser Auffassung gegenüber die kirchliche Moral mit ihrem steten Hinweis auf Himmel und Hölle. So lange diese niedere Stufe der Moral noch die Schulen und die ganze Jugenderziehung beherrscht, dürfe man sich über die wachsende Lohnsucht wahrlich nicht wundern. Und wo sollen sittliche Charaktere herkommen in einer Zeit, wo der Autoritätsglaube von Kindheit auf gehegt und gepflegt werde? Man hebe die in der Philosophie verborgenen Schätze, bringe sie dem Volke nahe, verwerte sie bei der Erziehung, so werde eine Veredelung der Gesinnung nicht ausbleiben. Gerade hierin sehe er den Schwerpunkt der Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Venedig. Am Ende vorigen Monats fand die Vorstandswahl des hiesigen Vereins für ethische Kultur statt und es wurden Dr. Amedeo Massari zum Vorstand und Prof. K. Pelizzari und Dr. E. Florian zu Beisitzern gewählt. Die Leitung der vom Verein gestifteten „Freien Schule für das Volk" blieb dem Prof. Dr. D. Levi Morenos übertragen. Der Unterricht für die 350 eingeschriebenen Schüler begann im November und dauerte bis Ende Mai. Die Vorträge in der Schule (Dienstag, Donnerstag und Samstag von 8—9 Uhr abends) handeln von Menschen- und Staatsrecht, vom Körperbau des Menschen, Physik, Chemie und Naturwissenschaften. Die Schullokale gewährt der Magistrat. Die großen Säle können aber oft nicht die Menge von Hörern aufnehmen. Von Juni bis August werden Ausflüge von naturwissenschaftlichem, kunstgewerblichem und industriellem Interesse unternommen.

Nun hat der Verein auch eine Bibliothek zur Erziehung des Volkes begründet, welche von 7—11 Uhr nachts offen ist und mit Privatmitteln erhalten wird. Die Bibliothek ist ein Anhang der Schule und jeden Abend ist ein Mitglied des Vereins zugegen, um allenfallsige Aufklärungen zu geben. Die Bibliothek ist auch eine Leihbibliothek. Einige Vereinsmitglieder leihen der Bibliothek auch Bücher.

Vom 1. März an werden einige dem Verein angehörige Advokaten „Den Volksschutz" übernehmen. Jeden Abend zwischen 8 und 9 an Werktagen und zwischen 10 und 12 Uhr vormittags wird einer dieser Herren in den Vereinslokalen zur Verfügung der armen Volksklasse stehen, um derselben mit Rat und That unentgeltlich zu helfen.

Da der Verein nur 36 Mitglieder zählt, so dürfte sein Schaffen in nur anderthalb Jahren seines Bestehens als ein sehr Rühriges betrachtet werden.

Zwei Mitglieder des hiesigen Vereins, welche sich jetzt in Rom aufhalten, arbeiten dort an der Gründung eines anderen Vereins.

Aufruf!

Der auf Veranlassung der D. G. E. K. Zweig Ulm gegründete Verein „Freie Bibliothek und Lesehalle" gedenkt am 1. März d. J. die Bibliothek sowie das Lesezimmer zu eröffnen. Um den Ansprüchen des Publikums nur einigermaßen genügen zu können, fehlt es uns an guten Büchern. Neuanschaffungen sind bei den geringen Mitteln des Vereins ausgeschlossen. Wir richten deshalb an alle Freunde und Förderer der Freien Bibliotheken und Lesehallen das dringende Ersuchen um thatkräftige Unterstützung. Geld- und Bücherspenden nimmt der unterzeichnete Schriftführer gern entgegen. Quittung wird in der E. K. erteilt. Möge unsere Bitte nicht ungehört verhallen!

Der Vorstand.

E. Eberle, I. Vorsitzender. — E. Doctor, I. Schriftführer, Köpfingegasse.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 21. März 1896. | Nr. 12.

Inhalt: Akademischer Hochmut. Von J. Platter. — Seneca und das Christentum. Von Ludwig Braeutigam. — Das verschleierte Bild zu Sais. Von F. Staudinger. — In Rom. Von Arthur Pfungst. — Arbeiterorganisation und Konfektionsstreik. — Vermischtes: Ein schweizerischer Schulinspektor über den Moralunterricht. Reichsgerichtsentscheidung. — Bücherbesprechungen: Paul Natorp, Religion innerhalb der Grenzen der Humanität (Martin Keibel). A. Rauber, Fragen der Liebe (P. G.). — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Königsberg. — Abteilung Breslau.

Akademischer Hochmut.

Von Prof. Dr. J. Platter in Zürich.

In Leipzig soll von April d. J. an unter dem Titel „Akademische Rundschau" eine neue Halbmonatsschrift erscheinen, welche, wenn wir den Prospekt richtig verstehen, vor allem den Krieg eröffnen will gegen eine besondere Abart des akademischen Dünkels, die man als studentischen oder noch näher als Verbindungs- oder Korpsdünkel bezeichnen könnte. Wir finden diese Absicht sehr löblich, sie scheint ein Beweis dafür zu sein, daß sich wirklich, wie einige schon behauptet haben, sogar auch in Deutschland da und dort der das übrige, zivilisierte, westliche Europa immer mehr beherrschende Geist der Demokratie ein wenig zu entfalten beginne. Aber die Herausgeber dieser Zeitschrift werden, wie wir glauben, bald finden, daß sie sich da eine außerordentlich schwierige Aufgabe gestellt haben. Wenn es weiter keine Ueberhebung im großen deutschen Reiche und sonstwo gäbe, als die einiger studentischen Verbindungen, welche — mit Recht — den Widerwillen modern denkender Menschen erregen, so dürfte die Sache keine großen Schwierigkeiten haben. Aber halten wir einmal Umschau unter den vielen uns bekannten jungen Gegnern der Korps und fragen wir uns, ob diese nicht auch als „Studenten" sich für etwas viel besseres und vornehmeres halten, als andere junge Leute, denen ihre Verhältnisse oder persönlichen Eigenschaften oder Neigungen das Studium an einer Hochschule nicht gestatten oder nicht wünschenswert erscheinen lassen und die vielleicht der Gesellschaft eine viel nützlichere Arbeit leisten als jene?

Gehen wir eine Stufe höher und fragen wir, ob nicht auch unter den akademischen Lehrern ein Übermaß jener Einbildung herrscht, die gar viele glauben macht, durch ihre Stellung und Leistungen Wesen von überaus feiner Qualität und ganz besonderem Wert zu sein, exceptionelle Größen, deren Maß von anderen Menschen, auch wenn ihnen Zeit und Gelegenheit gegeben wäre, nicht wohl erreicht werden könnte? Ich erinnere nur an den wunderbaren Ausspruch, den ein reichsdeutsches, nationalliberales, also in politischer und sozialer Beziehung absolut farb- und haltloses Mitglied dieser Kaste vor einigen Jahren in einer vielverbreiteten deutschen Revue zum besten gab und der als ein akademisches Diktum, das ebenso von etlichen hundert anderen gleichgestimmten „Kollegen" hätte ausgegangen sein können, für den maßlosen, nicht blos gelehrten, sondern auch nationalen Dünkel solcher Kreise so recht charakteristisch erscheint: „Und die interesselose Wahrheit über öffentliche Angelegenheiten wird ihre letzte Zufluchtstätte verloren haben, wenn sie nicht mehr zu hören ist in den Sälen der deutschen (!) Universitäten." Man vergleiche damit eine gewisse akademische Hof-Geschichts-Schreiberei, die an Bedientenhaftigkeit der Gesinnung selbst das Zeitalter des Zopfes und allerhöchsten Prügelstockes hinter sich lassen dürfte, die weitverbreitete Titel- und Ordensucht, die doch gewiß nicht durch Wahrheitsliebe in öffentlichen Angelegenheiten zum Ziele kommt, die unaufhörliche Streberei von Stelle zu Stelle, das unterthänige Schweifwedeln bei höheren und höchsten Besuchen, Festlichkeiten u. s. w. und man wird nicht lange im Zweifel sein über den modernen, freien, demokratischen, mannhaften Geist, der hinter diesen Erscheinungen steckt und sie hervorbringt.

Gehen wir aber noch einen großen Schritt weiter, sehen wir uns die gesamte einigermaßen besitzende oder wohlhabende und gebildete „Gesellschaft" an und fragen wir, wie viele Individuen es in derselben giebt, die mit dem Attribut Mensch zufrieden sind, denen es genügt, ein guter, ein verständiger Mensch zu sein und die jeden guten und verständigen Menschen, mag er im übrigen sein oder thun oder vorstellen was er will, als ihresgleichen ansehen — ich fürchte, wir finden relativ nicht allzu viele. Man muß in dieser Welt doch „Etwas" sein, mehr als die „gewöhnlichen Leute", man muß doch vor allem eine „Stellung" in der Gesellschaft haben, man kann doch nicht einfach wie ein Schuster und Schneider Herr X. heißen, man muß irgend einen Rang oder Titel oder sonst ein äußeres Zeichen höherer Würde erwerben, und das, nicht der eigene Wert, ist es, was einem gilt, und es ist eine größere Beleidigung, Titel als Thaten eines Menschen zu vergessen. Der gesellschaftliche Rang kommt aber natürlich von oben, zu oberst sitzt der höchste, der Inbegriff aller „Ehre", und von da tröpfelt der Segen, die Gnade herab, bis zur undurchlässigen Schicht, welche die notwendigste und unentbehrlichste, aber so schrecklich „gemeine" Arbeit von den „höheren" Berufen trennt. Ist es da ein Wunder, wenn jeder — die „Niedrigsten" ausgenommen — sich vor den Oberen bückt und bei dieser immerfort sich erneuernden Gelegenheit auf den Unteren tritt? Ist die „Ehre", nach der man strebt, nicht doch nur die Ehre des Domestiken, die nicht in seinem eigenen, oft ganz ehrlosen Wesen liegt und entsteht, sondern in der Huld und Anerkennung, die ihm ein Herr, der ihn im Grunde zumeist verachtet, zuteil werden läßt? Und ist es möglich, daß Menschen, die so denken, die Wahrheit, das Recht, die Tugend lieben, welche geistige Freiheit und Selbständigkeit voraussetzen, einen geraden, steifen Rücken, ein klares, offenes Auge, das im anderen nur den Menschen sieht, nicht seinen Rang und Einfluß, daß solche Menschen nach Grundsätzen reden

und handeln, nicht nach Rücksichten auf die Ideen und Wünsche hoher Herren und Damen? Ist es in solcher „Gesellschaft“ zu verwundern, wenn der junge Student vor allem nach der Herrlichkeit des Reservelieutenants strebt und der Reservelieutenant sich den Unvergleichlichen von der Garde zum Muster nimmt und so immer weiter? daß lauter Eitelkeiten, Jämmerlichkeiten, Nichtigkeiten den Geist der Jugend erfüllen und ihren Charakter verderben?

Glücklicherweise giebt es in allen Kreisen der Gesellschaft immer noch Leute von anderer Art, mithin auch in den akademischen. Hier wirkt besonders die große soziale Bewegung unserer Zeit, von der talentvolle Jünglinge, deren Geist nicht ganz im Schlamm des Salon- und Kneiplebens erstickt ist, mehr oder weniger Notiz nehmen müssen, sie führt die intelligenteren und charaktervolleren unter den Studierenden zum Nachdenken, zur Kritik und giebt ihnen gesunde, normale, menschenwürdige, demokratische Ideen und Ideale. Wir hoffen, daß ihre Zahl sich von Jahr zu Jahr mehrt und daß sie unter ihren Lehrern — trotz dem edlen und so einsichtsvollen Sozialreaktionär und Freiherrn von Stumm, der jeden freien Denker ins Zuchthaus sperren möchte — auch Führer finden, die ihnen nicht bloß den geistigen Gesichtskreis über das durchschnittliche Reichs-Philister-Niveau hinaus erweitern und aufhellen, sondern auch insbesondere durch ihr eigenes Verhalten in Wissenschaft und Leben ein eindringliches Beispiel der Wahrheitsliebe, Uneigennützigkeit, stolzer Bescheidenheit und Mannhaftigkeit geben. Wir zweifeln nicht, daß dann nach und nach jene Extra-Ehre und akademische Protzenhaftigkeit verschwinden wird, die in Orden und Titeln und Mützen und Bändern die wahre Auszeichnung der Menschen sieht, und daß der bloße nackte Mensch mit seinen persönlichen Eigenschaften und Leistungen immer mehr zur Geltung gelangen wird, wie er soll.

Seneca und das Christentum.

Von Dr. Ludwig Braeutigam.

Der mannhafte Streiter gegen die Unduldsamkeit der mecklenburgischen Glaubenseiferer, der bereits vor sechs Jahren heimgegangene Michael Baumgarten, hat sich durch ein letztes Werk ein schönes Denkmal errichtet, das nun erst der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist. Auf Anregung seiner hinterlassenen Tochter haben treue Freunde sein umfangreiches Manuskript über „Seneca und das Christentum“*) in Druck gegeben, und das stattliche Werk hat bereits in verschiedenen Kreisen verdientes Aufsehen erregt. Mit Recht bemerken die Herausgeber im Vorwort, daß Baumgarten von je her ein erklärter Gegner jenes Gelehrtentums gewesen sei, das, angekränkelt vom saft- und kraftlosen Doktrinarismus, Gedanken und That voneinander trennt und durch Buchstaben und Bücher die Menschen dem Leben entfremdet. Gewiß ist das Buch zunächst nur für Fachleute und Studierte geschrieben und mit all' den wissenschaftlichen Belegen ausgerüstet, die das Behagen eines echten Philologenherzens erwecken müssen; aber auch der Laie wird durch diese eingehenden Schilderungen des überzeugungstreuen Forschers gefesselt werden, wenn er sich die Mühe nimmt, sich in den Stoff etwas hineinzuarbeiten. So paradox es klingen mag, hier haben wir es mit einem völlig „modernen“ Werke zu thun, mit einem Buche, das so recht für unsere Zeit paßt. Das liegt einerseits am Stoff, an dem großartigem Gegenstande, der für unsere Zeit so viel Beziehungs- und Ähnlichkeitspunkte darbietet, und dann zeigt Baumgarten in der Behandlung seiner Aufgabe, daß er ganz auf der Höhe der Neuzeit steht, die da nach dem Vorgange von Taino u. a. verlangt, daß in der Biographie hervorragender geistiger Erscheinungen die Zeitumstände, das „milieu“, die Grundlage bilden, aus denen die betreffenden Persönlichkeiten zu erklären sind. Nachdem Baumgarten in dem Kapitel: „Seneca“ mit staunenswertem Fleiß in dem Urteile der Jahrhunderte alle die Schriften behandelt hat, die sich mit dem berühmten Philosophen beschäftigen, und nachdem er die Licht- und Schattenseiten des so heroisch untergegangenen Stoikers geschildert, in Untersuchungen und Grundlegungen, die alle die beachten müssen, die noch fernerhin über Seneca urteilen wollen, — breitet er durch eine Fülle von Mitteilungen, durch eine Reihe von Einzelschilderungen die lebensvolle Wirklichkeit aus, in der Seneca atmete und wirkte.

Zwei „sakrilegische“ Lügen sind es, die ein Attentat auf die antike Menschheit zur Zeit des römischen Philosophen ausübten: der Cäsarenkultus und der Baalkultus, die Kaiservergötterung und die Ausschweifungen der Wollust. Welch ein Abgrund von Hirnverrücktheit und Verwilderung wird hier enthüllt! Zunächst der Cäsarenkultus! Mit welch glänzender Belesenheit, mit welch eingehender Benutzung der alten Schriftsteller weiß ihn Baumgarten zu schildern! Aber er tändelt nicht mit seinem Gegenstande, es kommt ihm nicht nach Art so mancher anderer Schriftsteller bloß darauf an, durch schillernde, farbenprächtige Gemälde zu wirken; was hier uns so ergreift, dies sind der unerbittliche Wahrheitssinn, der sittliche Ernst, das tiefe Empfinden des Verfassers, die aus allen einzelnen Teilen hervorleuchten. Baumgarten dürfte wohl schreiben, daß die Bedeutung des Cäsarenkultus, so wie er ihn erfaßt, durchaus noch nicht genügend anerkannt sei. Über die großartigste Epoche der Geschichte, über den Sieg des Christentums über das entartete Römerreich giebt es ungezählte Schriften, darunter bedeutende Werke wie Gibbons Niedergang des Römerreichs, Tschirners Fall des Heidentums, Uhlhorns Kampf des Christentums, Keims Rom und das Christentum, aber sie heben nicht so scharf und bestimmt das eine Grundübel, die aus dem Orient nach Rom gekommene Despotie, hervor, den alles überwuchernden Cäsarenkultus, dessen Wahn zu entsagen kein Kaiser die Kraft und den Mut gehabt hat, auch Marc Aurel nicht, obwohl er sich vorgenommen hatte, sich nicht verkaisern zu lassen. Selbst der Stärkste, der Einsichtsvollste ist eben abhängig von seiner Umgebung, dem „milieu“, den Zeitumständen. Welch gewaltige Lehren für heute noch enthalten diese erschütternden Schilderungen des Cäsarenkultus! — Auch die zweite „sakrilegische Lüge“ wider die antike Menschheit, wie Baumgarten sie nennt, die Ausschweifung, der Baalkultus, der das Mark des römischen Volkes zerstörte, wird in einem ergreifenden Gemälde mit ungezählten erschreckenden Einzelheiten vorgeführt. Und in dieser gräßlichen Verwilderung, in diesem tiefen Niedergange erblicken wir nun Seneca, der „einen Hauch verspürt“ von der großen geistigen Bewegung, die von Osten kam und später Rom überwältigen sollte, trotz Verfolgung und Todfeindschaft. Er war hineingestellt in die große Weltkrisis. Trotz seiner glänzenden Begabung, trotz seiner hohen Sittlichkeit in seinen Schriften, der zufolge sich bei einzelnen Forschern die Annahme bildete, er sei ein Christ gewesen, — trotz seines ernsten Ringens gegen die Sittenverderbnis seiner Zeit, trotz seines Martyriums, das von Nero über ihn verhängt wurde und das er mit der stoischen Gelassenheit des echten Weisen bestand, — trotz aller dieser Vorzüge hat er ohnmächtig gekämpft wider den Cäsaren- und Baalkultus, kein Jünger oder Gleichgesinnter ist ihm im Tode nachgefolgt, ja, „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Baumgarten sucht dies zu erklären. Mochte Seneca im Sterben eine noch so mannhafte Freiheit zeigen, sein Leben war voller Widersprüche gewesen zu seiner Lehre, und anstatt den Cäsarenkultus zu brechen, hatte er in seiner Stellung zu dem Kaiser Claudius und später zu Nero gelegentlich durch sein einflußreiches Beispiel das grundverderbliche Unheil der Despotenvergötterung an seinem Teile noch verstärkt. Und was den Baalkultus anbelangt, so hatte

*) Lucius Armaeus Seneca und das Christentum in der tief gesunkenen antiken Weltzeit. Von Michael Baumgarten, weil. Professor und Dr. der Theologie. Rostock, W. Werther's Verlag. 1895.

Seneca zwar tapfer gegen die volksversöhnende Unsauberkeit des Kultus geschrieben, aber als Senator ebenso wie seine Kollegen durch die Anregung und Leitung der anstößigen Feste und Ceremonieen seine Urteile selbst vernichtet und durch sein Beispiel auf das Volk verhängnisvoll gewirkt. Zwar spricht Seneca den erhabenen Satz aus: homo sacra res homine, aber gegen die blutigen Greuel des Gladiatorenwesens hat er nichts zu sagen. An einem ergreifenden Beispiele wird gezeigt, wie die That, das Beispiel ungleich mehr vermögen als der hohle Pathos noch so hochstehender Sittenloser. Zur Zeit des Kaisers Honorius kam ein Mönch, Namens Telemachus, aus dem Morgenlande nach Rom, und als er das blutige Fechterspiel sah, ward er so von Mitleid ergriffen, daß er sich in die Arena stürzte, um dieses gefeierte Menschenmorden zu hindern, wobei er dann ein Opfer der Volkswut wurde. Nicht Senecas Spruch, sondern des Mönches Selbstopfer hat, wenn auch nicht das Unwesen sofort aufgehoben, doch einen wirksamen Anstoß gegen diesen barbarischen Greuel in Rom gegeben.

Wie dann „Christus der Sieger in seinen Blutzeugen" das vollbracht, was solche wie Seneca nicht vermocht, die antike Welt mit ihren Greueln zu vernichten und eine neue Zeit herbeizuführen, das zeigt Baumgarten in dem letzten Teile seines glänzenden Werkes. Von seinem Standpunkte aus als Theolog schildert er das Christentum als eine göttliche Kraft, an welche die höchste Menschenmacht, wie wir sie in Seneca anschauen, nicht heranreicht. Auch wer die theologischen Ansichten, die hier entwickelt werden, nicht teilt, muß von diesem großartigen Bilde von der Überwindung des hinsiechenden und absterbenden Heidentums durch neue Kräfte und Ideen, deren Träger in Not und Tod für ihre Überzeugung freudig einstehen, tief ergriffen werden. Nicht allgemeiner Redensarten bedient sich hier der Verfasser, auch hier läßt er alle die ungezählten Schriftsteller und Zeugen jener Zeit sprechen, und durch diese, ich möchte sagen, eingehende Detailmalerei bekommt das Ganze die Lebensfrische, die Wahrheit, das Fesselnde und Ursprüngliche. Etwas von dem Morgenhauch eines neuen Welttages, von dem der Verfasser spricht, der ihn aus jener christlichen Litteratur der ersten Jahrhunderte angemutet habe, ist auch in seinen Darstellungen zu spüren.

Dem kann sich der einsichtsvolle Leser nicht verschließen, ja er wird fast von Zeile zu Zeile daran gemahnt, daß jener gewaltige Kampf auf Leben und Tod zwischen der römischen Weltmacht und dem Christentum, den Baumgarten in so großartigen Zügen vorzuführen weiß, mit unserer jetzigen Epoche in ihrem Ringen zwischen Neuem und Altem eine Reihe fast unheimlich wirkender Aehnlichkeiten hat. Man vertiefe sich in die Schilderungen über die Kämpfe wider das sinkende Heidentum und höre dann solche Aussprüche moderner Forscher wie Schmoller in seinen Vorträgen über Klassenbildung, daß das Packende und Gefährliche der Sozialdemokratie in ihrer geschlossenen Weltanschauung liege! Eine solche fehle allen anderen! Eine geschlossene Weltanschauung, die Einheit der Persönlichkeit mangelte solchen Leuten wie Seneca und seinen Freunden. In den Zeiten von Weltkrisen werden nur die zu Siegern, die ganze Männer sind.

Das verschleierte Bild zu Sais.

Von Prof. Dr. F. Staudinger in Worms.

„Wenn ich das Wahre finden will, so frage ich nicht nach Regeln, — sondern ich sehe, was große Menschen nicht gedacht — nein gelebt haben. Hier ist das Wahre!"

So etwa sagte ein Jugendfreund vor einigen Jahren zu mir; und ich entgegnete ihm:

„Wenn ich das Wahre finden will, so frage ich nichts nach dem Menschen, der sie gedacht oder gelebt hat, und nicht danach, ob mein Gefühl ihn abstößt, oder ihm entgegenschlägt, sondern danach, ob sein Gedanke richtig ist. Das ist er nur, wenn er sich einfügen läßt in die Einheit alles Erkannten Wenn ich aber Menschen lieben und verehren will, dann frage ich wie Du."

Das ist ein Gegensatz zweier Weltanschauungen. Die eine will das Wahre im Leben, das Allgemeine im Einzelnen sehen. Das ist der Standpunkt des Alten, des Mystizismus. Die andere sucht das Wahre im Erkennen, beurteilt das Einzelne nach seiner Stellung im allgemeinen. Das ist der Standpunkt der Wissenschaft.

Darin liegt ein seltsamer Widerspruch erkenntnismäßiger und sittlicher Art zugleich. Magisch, mystisch, als ein überschwänglich Geisterwesen, erhebt sich den Menschen der Vergangenheit gegenüber das Allgemeine, die Gemeinschaft, die er sucht, und die er immer wieder im Einzelnen findet, im ersten Sonnenstrahl, im Sternenauge am Himmel, im Gesang des Vogels, und im Menschen selber, dem er als Vorbild sich beugt. Und weil er es hier findet, durch die Kraft seiner Phantasie sich hier hereinlegt, selber den Gott, den er endlich vom einzelnen losgelöst hat, doch selber wieder als Einzelwesen vorstellt: da ist ihm das Allgemeine, das vom Einzelnen befreite, das als Wissenschaft im Geist, als praktische Organisation der Gemeinschaft im Leben fordernd, ihn selber fordernd auftritt, grau und tot — ein Gespenst, von dem er sich schaudernd wendet, wo es ihm entgegentritt.

Glühend hat er nach Wahrheit gesucht, hat er gestrebt, das All, das Unendliche, das Göttliche in seine Seele zu fassen, glühend, wie jener Jüngling von Sais, der das Isisbild des Menschendaseins zu enträtseln strebte. Welch wunderbar Geheimnis birgt der Ocean, birgt die Bergwelt, wenn wir sie riesenhaft, schattenhaft im Morgendämmern schauen! Aber komme nicht herbei o Licht! Du verscheuchst jenes Wunder — klar und ruhig breiten sich nun die ewig wandelnden Wogen vor dir aus, und du siehst — jenes Schiff, das dort mit dem Maste eben niedertaucht, zeigt dies ja, daß sie dort sich runden und nicht mit dem Himmel verschwimmen. Und die nebelgefüllten Thale — da liegen sie jetzt ruhig und bestimmt im Sonnenlicht, nicht mehr furchtbar grausig wie Abgründe, und jene dunklen Formen der Berge, sie heben sich nicht mehr zum Himmel empor.

Die Wissenschaft zeigt ihm, daß er alles, was er wissen kann, nur zu wissen vermag, sofern er es in der Einheit eines gesetzlichen Zusammenhangs begreift, und daß, was auch sonst zwischen Himmel und Erde sein möge, für ihn nichts, gar nichts ist, so lange er jener Forderung nicht zu genügen vermag. Und das trifft ihn, wie ein Schlag, dessen er sich nicht erwehren, und den er doch nicht ertragen kann; denn da sinkt ihm alles hin, was er so schön geträumt hatte, und an Stelle des lieblichen Traumes, der so wirklich schien, sieht er gleichsam eine Hand, die vor ihn hindeutet und ihm sagt: hier nach dieser Regel allein darfst du von Wahrheit reden — sonst ist dies Sünde.

War das, was er früher für Sünde hielt, nicht so ganz anders? Ist's ein Wunder, wenn seine Kniee wanken?

Und wenn er früher im Einzelnen das Allgemeine sah, und sittliche Befriedigung fand, falls er dem Einzelnen Wohlthat erwies, dem Armen sich neigte, den Bedrückten emporrichten half, den Betrübten tröstete, — wenn er in einzelner Menschen Größe sein Vorbild sah, in ihnen das Ideal des Sittlichen, des Göttlichen verehrte: so weist ihn jene unerbittliche Hand auf etwas hin, worauf er nie gedacht hatte — auf die furchtbare Wahrheit, daß der Einzelne ein Geschöpf des Ganzen sei, und darum ein Ganzes zu schaffen habe, das den Einzelnen zum Menschen zu schaffen imstande sei. —

Wohin schwinden die Träume der Befriedigung — die ihn beim Gedanken des Einzelmenschen, dem er half, des Einzelhelden, den er verehrte, — umfingen? — War's nicht kalter, nackter Egoismus — Egoismus der schönen Seele — die ihn getrieben? So muß er jetzt sich fragen. Aber so schön doch! — Und die Pflicht, auf die jene Hand weist: — sie ist so allgemein, so tot, so nüchtern, so kalt — für den

Verzärtelten, welcher der Stubenluft des warmen Ofens gewöhnt, vor dem frischen Märzwind erschauert.

Aber es hilft ihm doch nichts! Jene Hand deutet ihn, trotz alledem — immer ruhiger, immer entschiedener dort auf die Stelle, wo in der Sonne der Erkenntnis ein Nebel nach dem anderen zergeht und klar und bedeutsam in all der Flut der Erscheinungen ein Gesetz heraustritt, ein einiges Gesetz, das Gesetz der Ordnung seines Erkennens, das Gesetz der Ordnung in der Menschengemeinschaft — seine Pflicht.

Warum fand man den Jüngling vor dem Bilde der Isis erstarrt? Weil er zur Wahrheit gekommen war durch Schuld? — Er glaubte das und mußte es glauben, der Arme. Ein starres Priestergebet, ein Gebet derer, die stets, wo sie konnten, dem Volke die Binde um die Augen legten, damit nicht, wenn es sehend würde, ihre Autorität verginge, wie jene Nebel im Sonnenschein, die ihre Willkür als heiliges Verbot vor die Götlin der Wahrheit stellen: das hatte ihm das Herz mit falscher Gewissensangst umwoben, und als sein Wahrheitsdrang einmal das Gewissen übertäubte, als er sah, was sie nicht gesehen haben wollten: da war er geblendet vom Glanz, daß er zusammensank; seine in Dämmerung erzogenen Augen konnten nicht ertragen, was sie sahen; und über ihn kam umsomächtiger die alte Autorität des Wahns — er siechte hin, unerfreut durch den Glanz des Geschauten, — wie die Kellerpflanze zusammenknickt, wenn der Sonne Blicke sie berührt.

„Weh dem, der zu der Wahrheit kommt durch Schuld,
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein.“

So spricht er, das alte Dunkel verehrend, dessen Autorität er gebrochen, deren Bruch er als Unrecht empfindet.

So war's — in den Zeiten, da der Isistempel in Sais stand: — aber schon ist's nicht mehr so. Schwerer als damals ist's vor dem Lichte die Augen zu schließen. Schwerer ist's heute sich in das Dunkel des Autoritätsglaubens zurückzuziehen, als das Sonnenlicht der Erkenntnis auf sich wirken zu lassen. Der Schleier der Isis ist schon zerfetzt, und keine Autorität kann ihn flicken. —

Aber du willst nicht hinsehen, Freund? Willst nicht — deines Seelenfriedens halber — oder deiner schönen Träume halber — oder gar der guten Gesellschaft halber. Versuch's, ob es dir gelingt! Aber wehe dir, wenn es dir gelungen wäre, wenn dein Auge des Lichtes entwöhnt wäre — und dich träfe unversehens dennoch ihr Strahl. — Auch du müßtest hinsinken vor ihm, wie jener, hinsinken und hinsiechen durch eigne Schuld.

Aber dein Schuldgefühl wäre ein andres als das jenes Jünglings von Sais.

Kennst du die Sünde, welche die Bibel der Sünden größte nennt? Die Sünde wider den Geist der Wahrheit?

In Rom.

Still vom Fenster seh' ich nieder
Auf das Rennen, Treiben, Jagen,
Und mir ist, als müßt' ich wieder
Neu beleben meine Klagen.

Wie sie keuchen, wie sie ringen,
Ungebeugt von Leid und Qual,
Alle wollen sie erzwingen
Einen Platz beim Lebensmahl.

Alle wollen sie sich betten,
Warm und weich im Erdensein,
Jeder ruft: was ich mir retten
In der Schlacht kann, das ist mein!

Aber ihre Arme beben,
Und ihr müder Fuß erzittert,
Ach! sie ringen um ein Leben,
Das die bleiche Not umwittert.

Und in ihrem Blick, dem matten,
Les' ich ihre grimmen Sorgen:
Dreimal selig sind die Satten,
Wir erzittern vor dem „morgen“!

Still vom Fenster seh' ich nieder
Auf das Rennen, Treiben, Jagen,
Und ich denke alter Lieder,
Und ich denke alter Sagen.

Und vor mir lebendig werden
Jene Helden, die gerungen
So gewaltig hier auf Erden,
Daß man sie im Lied besungen.

Helden, mit den starken Armen,
Die nicht wankten in den Schlachten,
Die nicht kannten das Erbarmen,
Kämpfer, die die Not verlachten;

Die dem Schicksal noch nicht grollten,
Die noch nicht am Leben litten,
Die errangen, was sie wollten,
Siegreich durch die Länder schritten.

Die in ihrer Macht sich sonnten,
Prunkend auf des Daseins Höh'n,
Und die jauchzend sagen konnten:
„Oh' wie ist die Welt so schön!“ —

Still vom Fenster sah ich nieder
Auf das Rennen, Treiben, Jagen,
Und im Herzen mußt' ich wieder
Eitlen Menschenwahn beklagen.

Denn mir war, als ob es riefe:
„Trug ist, was die Bücher melden,
Dort die Armen in der Tiefe,
Das sind ja viel größ're Helden!“

Frankfurt a. M. — Arthur Pfungst.

Arbeiterorganisation und Konfektionsstreik.

In der „Christlichen Welt“ giebt der Berliner Geistliche, Freiherr von Soden folgendes beachtenswerte Urteil über die Bethätigung der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften bei dem Streik der Konfektionsarbeiter:

„Wer trägt die Schuld für diesen Streik? „Natürlich die Sozialdemokratie,“ las man in den bekannten Blättern. Ja und Nein. Die Bewegung ging zwar aus von der Gewerkschaft der Schneider und Schneiderinnen, wurde von den Zentralorganen der Gewerkschaften unterstützt und hatte mit der sozialdemokratischen Partei als einer politischen nichts zu thun. Aber diese Partei stellte ihre ganze Organisation, auch reichliche Mittel der Gewerkschaft zur Verfügung. Nur dieser Rückhalt konnte den Führern gerade dieser Gewerkschaftsbewegung den Mut geben, einen Lohnkampf zu wagen. Denn die Arbeiterschaft, um die es sich dabei handelte, besteht fast durchweg aus Heimarbeitern, zumeist weiblichen Geschlechts, die zum allergeringsten Teil organisiert waren, zum größten für den Wert der Organisation noch gar kein Verständnis und keinen Trieb dazu hatten; sie ist durch das Elend ihrer Lage mutlos und schlaff geworden; sie leidet unter einer unerschöpflichen Konkurrenz durch Kräfte, die den Erwerb in der Konfektion nur als Nebenverdienst erstreben und darum zu Unterbietungen im Lohn und zum Eintritt in jede Lücke stets bereit stehen. Daß dennoch der Streik zustande kam, und zwar in solcher Ausdehnung, daß die Arbeitgeber die Verständigung dringend wünschten, ist ebenso ein erschütterndes Zeugnis der Not, die diese an sich ganz disparaten Elemente zusammentrieb und den Verzweiflungsschritt rechtfertigte mit dem Gedanken: schlimmer kann's doch nicht werden, wie ein erschreckendes Zeichen der Macht und des Vertrauens, die die Sozialdemokratie und die an sie sich anschließenden Organisationen auch in ihr ganz fernstehenden Arbeiter- und Arbeiterinnenkreisen besitzt. Die Sozialdemokratie gilt dort als der Anwalt der Mühseligen und Beladenen.

Aber ist sie darum schuld am Streik? Seit dem Jahre 1887 weiß die Reichsregierung und der Reichstag auf Grund eingehendster Ermittelungen über die großen Mißstände in der rasch und sozusagen wild emporwachsenden Konfektionsindustrie sehr genauen Bescheid. Wohl hat die Novelle vom 1. Juni 1891 den gröbsten Mißständen des sogenannten Trucksystems etwas entgegengearbeitet. Aber erst jetzt, nachdem der Streik in Gang kam, hat der Reichstag sich zu einer allerdings sehr energischen Interpellation aufgerafft, die eine ebenso dankenswerte Aufnahme bei der Regierung fand. Aber konnte man den Sozialdemokraten das Lachen verdenken, als der nationalliberale Interpellant versicherte: wir haben die Anfrage nicht aufgegriffen wegen der jetzt

auftretenden Bewegung unter den Arbeitern, sondern wir knüpfen an eine Enquete vom Jahre 1887 (!) an.

Der Vorwärts hat recht, wenn er seinen den Verlauf des Ausstandes besprechenden Leitartikel vom 23. Februar schließt:

Deshalb mahnen wir die Konfektionsarbeiter und -Arbeiterinnen, sich samt und sonders dem Zentralverband deutscher Schneider und Schneiderinnen anzuschließen, dessen Thatkraft, Umsicht und unermüdlichem Fleiß sie es zu danken haben, daß der Anfang gemacht ist, sie aus ihrer jammervollen Notlage in bessere Verhältnisse zu bringen.

Und giebt ihm die Vorgeschichte etwa so ganz Unrecht, wenn er fortfährt:

Die energische und dadurch machtvolle Organisation ist weiter nötig, damit die Regierung ihr Versprechen, die Krebsschäden der Betriebsweise in der Konfektionsindustrie durch gesetzliche Maßnahmen auszumerzen, nicht außer Acht läßt —?

Und wem gebührt die größte Anerkennung in der ganzen Bewegung? Zweifellos der Fünferkommission, die die Arbeiter Berlins vertrat, und ihrem Sprecher. Es ist nur eine Stimme darüber, wie maßvoll sie in ihren Forderungen, wie sachlich in ihren Formen sie sich hielt, wie sie alles that, den Friedensschluß bei irgendwie annehmbaren Bedingungen zu erleichtern. Manche Kenner des Elends hätten ihr noch mehr Erfolg gewünscht. Die radikalen Elemente der Bewegung haben ihre Mäßigung mit schnödem Undank gelohnt. Aber sie hat eben nicht den Kampf um des Kampfes willen gewollt. Und scheint uns das Erreichte wenig, so beweist das nur, wie gar nichts vorher da war. Der Haupterfolg ist nicht die Lohnaufbesserung; so klar sie zeigt, daß das Geschrei der Beteiligten und Unbeteiligten, man solle die blühende Industrie nicht konkurrenzunfähig machen, recht wenig begründet war. Der Haupterfolg ist, daß eine Minimalgrenze des Lohnes wenigstens in der Herren- und Knabenkonfektion vereinbart werden soll, damit die Schmutzkonkurrenz unterbunden werde, daß Lohntarife in den Werkstätten und Geschäften ausgehängt werden müssen, damit der Arbeiter weiß, welchen Lohn er zu beanspruchen hat, und die Lohndrückerei aufhört; daß die Geschäftsinhaber die Auszahlung des vollen Lohnes an die Arbeiter durch die Zwischenmeister zu kontrollieren versprochen haben, so daß die letzteren das „Schwitzsystem" aufgeben müssen, endlich daß die Fünferkommission als legale Vertretung der Arbeiter anerkannt ist und in einer ständigen aus Konfektionären, Zwischenmeistern und Arbeitern gemischten Kommission künftige Streitigkeiten geschlichtet werden sollen. Das ist doch wahrlich bescheiden genug, aber gegenüber dem bisherigen Zustande ist es ein gewaltiger Fortschritt. Damit ist einer großen Klasse von Arbeitern ein Rechtsboden erstritten, der ihr bis dahin in ihrem Arbeitsverhältnis fehlte. Die aber jeden Streik als eine Umsturzbewegung verwerfen, mögen sich fragen, ob dieser Erfolg des Streiks dem Umsturz zuführt, oder zur Befestigung der Verhältnisse hilft.

Wie sticht gegen dieses maßvolle sachliche Vorgehen der Arbeiterschaft so manche Leistung der kapitalistischen Presse ab! Kann man z. B. anders denn als Unverstand oder Hohn die fast frivolen Ratschläge der „Hamburger Nachrichten", die andere Blätter mit Behagen abdruckten, auffassen:

Es steht ja den notleidenden Arbeitern und Arbeiterinnen frei, den Lohnkampf in der Weise zu führen, daß sie vorübergehend andere Arbeit übernehmen [die findet man bekanntlich heute auf der Straße!]; viele werden dazu in der Lage sein, unter der Voraussetzung, daß sie aus Berlin wegziehen [wer bezahlt die Umzugskosten und garantiert für Beschäftigung?], und wir sehen nicht ein, warum dies nicht geschehen soll, und weshalb diese Elemente, wie es erfahrungsmäßig der Fall ist, lieber in Berlin hungern, als auf dem Lande, oder als Dienstboten [es sind 30000 Arbeiterinnen, die in Frage kommen!] oder dergleichen ihr Auskommen finden wollen.

Da fragt man: wer drängt zum Umsturz? Wer verbittert die Gemüter der Arbeiter? Gewiß ist „für Sentimentalitäten in Fragen des politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens kein Raum", aber auch nicht für Brutalitäten, wohl aber für Humanität.

Besonders häufig hat man immer wieder gehört, niemand als die Konfektionäre verständen die Lage der Industrie, und niemand anders dürfte sich darum eine Meinung erlauben, ob die Dinge geändert werden könnten oder nicht. Das ist ein Satz des Satans. Wenn das Gewissen und die Bruderliebe sagt, daß die Dinge geändert werden müssen, so hat Gewissen und Bruderliebe die Pflicht, zu vertrauen, daß sie auch geändert werden können. Der Unglaube ist immer verbündet mit der Herzenskälte. Es ist sehr fraglich, ob die Einigung zustande gekommen wäre, wenn nicht die öffentliche Meinung sich weit überwiegend für die Forderungen der Arbeiter ausgesprochen hätte. Liebe und Gewissen, so lehrt uns dieser Handel, mögen sich nie Mund und Auge verbinden lassen und schweigend anbeten vor den über sie erhabenen „Lebensbedingungen" der Industrie und vor den Geheimnissen des sozialen Körpers. Es bedeutet für diese idealen Mächte eine schwere Niederlage, daß der im Bunde mit der Sozialdemokratie stehenden Gewerkschaft mit dem Gewaltmittel des Streiks in acht Tagen gelang, was sie mit ihren Mitteln zu erreichen nicht einmal einen entschiedenen Anlauf nahmen.

Der Streik war beendet. Aber die Schlacht hatte schwere Opfer gekostet. Vierzehn Tage ohne jeden Verdienst bedeutet für die, die nur gerade von der Hand in den Mund zu leben haben, Hunger, Leihhaus, Straße. Darf der Samariter nicht verbinden nach der Schlacht, auch wenn die Schlacht nach seiner Überzeugung ein Unrecht war? „Das ist Gutheißen, ist Unterstützung des Streiks" — „dann werden sie bei jedem Streik auf die Hilfe der Gutmütigen rechnen." O Sophistik der Liebesarmut! Sind denn diese Armen aus Übermut in den Streik getreten? Haben sie ihn vom Zaun gebrochen? Billigt und provoziert man den Leichtsinn eines Mädchens, weil man es nachher aus der Not, in die es geraten, zu retten sucht?

In Berlin baten eine große Anzahl Damen durch einen Aufruf um Mittel zur Linderung der entstandenen Not. Bis zum Augenblick, da die Korrektur dieses Artikels zur Druckerei geht, sind 10 700 Mk. dazu eingegangen. Und wie wurden sie verteilt? Das ist das Letzte, was dieser Handel uns klar gemacht hat. Es gab kein anderes Mittel, als daß wir an die Gewerkschaft uns wandten mit der Bitte, alle diejenigen, die in besonderer Not sich befänden, nach Feststellung ihrer Verhältnisse uns zuzusenden. Nur die Gewerkschaft hat eine Organisation zur Verfügung, sich vor unberechtigtem Bettel zu schützen und zuverlässige Recherchen in kürzester Frist zu veranstalten. Nur an die Gewerkschaft wenden sich die durch den Streik in bittere Not Geratenen. Und unsere Kontrolle zeigt, daß wir mit gutem Recht der Unparteilichkeit und Sachlichkeit der Recherchen dieser Gewerkschaftskommissionen vertrauen konnten."

Soweit Prediger von Soden in der christlichen Welt. Ähnlich anerkennend äußert sich in der „Hilfe" Frau Gnauck-Kühne in einer Zuschrift über die Verwendung der gesammelten Gelder:

Von den eingegangenen Geldern wurden am 21. Februar 2400 Mk. nach Berlin an Frau Dr. Gnauck-Kühne, die aus der evangelisch-sozialen Bewegung bekannt ist, und Herrn Timm, den Vorsitzenden der Berliner Streikkommission geschickt. Die Auszahlung in Berlin erfolgte, wie Frau Dr. Gnauck-Kühne berichtet, durch ein Frauenkomitee, zu dem auch der Vorstand der evangelisch-sozialen Gruppe gehörte. Ein Bureau war im Stadtbahnbogen 100 errichtet. Nur solche Personen wurden berücksichtigt, welche ihre kontrollierte Streikkarte vorzeigten nebst einer Bescheinigung von Herrn Timm, daß sie besondere Unterstützung bedürften und wie hoch dieselbe zu bemessen sei. Die Empfänger quittierten, und diese Quittungen gingen an Herrn Timm zurück, sodaß Betrug ausgeschlossen war. „Bilder verzweifelten", schreibt Frau Dr. Gnauck-Kühne, „und Bilder stumpfsinnigen Elends ziehen an uns vorüber. Der Streik war ein Heilmittel, ein luftreinigendes Gewitter, aber ohne Verwüstung ist es nicht abgegangen. Ein Irrtum ist es, zu glauben, jetzt sei die Not vorbei. Diese nächste Woche (23.—29. Februar) ist die schlimmste, denn Lohn wird erst am Sonnabend gezahlt... Und Krankheit, Tod und Geburt warten nicht, bis der Lohn gezahlt ist . . . Ausschreitungen sind in so geringem Maße vorgekommen, daß selbst die Polizei ein Auge zugedrückt hat. Ich bewundere die Organisation, welche verhungernde und verzweifelte Massen im Zügel halten konnte."

Man sieht aus diesen Urteilen, wie bedeutungsvoll der große Streik zur Aufklärung bürgerlicher Kreise gewesen ist. Unentwickelte Sozialreformer begnügen sich meist mit lebhafter Sympathie und ehrlicher Arbeit für die „Hebung der arbeitenden Klassen", während sie gleichzeitig mit Steinen nach den sozialdemokratischen Hetzern werfen und ihrem Spott über den „Zukunftsstaat" die Zügel schießen lassen. Der tiefere Einblick in die Lohnbewegung der Konfektionsarbeiter hat manchem die Augen geöffnet über die — bisher gewaltig unterschätzte — kulturelle Bedeutung der Arbeiterorganisationen und wird vielen gutherzigen Anhängern einer bevormundenden Sozialpolitik gezeigt haben, daß die Koalitionsfreiheit der Lebensboden aller wahren sozialen Reform ist. Ein kleiner Schritt ist's nun noch bis zu der Einsicht, daß die mühsame gewerkschaftliche Organisation in den gänzlich unaufgeklärten Massen nur mit Hilfe begeisterter Zukunftshoffnungen Wurzeln fassen kann. Wer das versteht, der wird dann auch die Bedeutung der sozialistischen Propaganda als geistige Vorarbeit für die Organisation der Arbeiterklasse, als Trost für ihre oft so entmutigend langsamen Erfolge und ganz besonders als ein Mittel der Erhebung über die Schrecken der industriellen Absatzkrisen würdigen lernen.

Vermischtes.

Den Moralunterricht in der Volksschule fordert der Schweizer Schulinspektor Wyß-Burgdorf in einer Broschüre: Die humane Ethik im Lichte der Philosophie. Es ist hocherfreulich zu sehen, mit welcher Zustimmung hier ein praktischer Schulmann das pädagogische Programm der D. G. E. K. begrüßt, als eine unabweisbare Konsequenz der geistigen und religiösen Thatsachen, vor welche uns das neunzehnte Jahrhundert gestellt hat. Die Kundgebung dieses Schulinspektors wird um so wertvoller, wenn wir beachten, daß auch die leitenden Schweizer Erziehungsbehörden sich immer klarer bewußt werden, daß die moralischen Einwirkungen des Schulunterrichts durchaus von allen trennenden Glaubenslehren befreit werden müssen. So erschien z. B. am 13. Juni 1895 eine öffentliche Erklärung des obersten Züricher Erziehungsrates, der wir folgende Sätze entnehmen:

„An die Einwohnerschaft der Stadt Zürich zur Aufklärung über den Religionsunterricht in der Volksschule. Nach Artikel 49 der Bundesverfassung vom 29. Mai 1874 darf niemand zur Teilnahme an einem religiösen Unterricht gezwungen werden, und es verfügt der Inhaber der väterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt über die religiöse Erziehung der Kinder bis zum erfüllten 16. Altersjahre. Im weiteren bestimmt Artikel 27 der Bundesverfassung: Die öffentlichen Schulen sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können. Im Sinne vorstehender Grundsätze hat der Erziehungsrat des Kantons Zürich . . . . zur Erteilung des Religionsunterrichts folgende Wegleitung erteilt: Auf allen Stufen der Volksschule haben in der Erteilung des Religionsunterrichts die konfessionellen Besonderheiten zurückzutreten. Die Centralschulpflege bedauert, daß die Zahl der Dispens-Erklärungen vom Religionsunterricht in der Alltagsschule ohne besondere Veranlassung zugenommen hat, doch kann das Recht der Väter hierzu nicht bestritten werden. Auch die ungeeignete Form, in welcher die Mehrzahl derselben die Erklärung abgegeben hat, kann für die Behörde keine Veranlassung zur Verweigerung der Dispense sein. Es gereicht der Centralschulpflege immerhin zur Genugthuung, daß circa vier Fünftel der römisch-katholischen Schulkinder den allgemeinen Religionsunterricht in der Alltagsschule auch weiterhin besuchen, daß von den altkatholischen und israelitischen Schulkindern sozusagen alle an demselben teilnehmen und daß auch andere religiöse Genossenschaften von dem Rechte des Dispenses keinen Gebrauch machen. Es bietet dies eine Gewähr dafür, daß auch in Zukunft die allgemeine Volksschule ihre ausgleichende, die religiösen Besonderheiten zurückdrängende Mission erfüllen kann. Die städtische Schulbehörde ist überzeugt, daß die Lehrerschaft, wie es bis anhier geschehen ist, es sich auch fürderhin zur Pflicht machen wird, im Religionsunterricht durch Schonung und Achtung abweichender Überzeugungen in den Herzen der Kinder jene Toleranz zu pflegen, welche allein ein segensreiches Zusammenwirken der Angehörigen aller Konfessionen zu Werken der Humanität möglich macht.

Einen Schritt weiter in der pädagogischen Konsequenz geht nun der Verfasser der obengenannten Broschüre. „Unsere Zeit" so beginnt er „ist eine durchaus merkwürdige". Auf der einen Seite zeigen sich erstaunliche Fortschritte, auf der anderen Seite herrscht ein zähes Verharren auf ererbten Anschauungen. Nirgends ist eine rechte Befriedigung und Harmonie. Die Resultate der Naturwissenschaften werden popularisiert. Elementare Kenntnisse der Astronomie und Geologie dringen ins Volk; sie verbreiten die Erkenntnis der unabänderlichen Naturgesetzlichkeit und der Entwickelung, die in der organischen Welt herrscht, wonach die höheren Lebensformen aus den niederen hervorgegangen sind. . . . Wissenschaft und Glaube streiten gegeneinander. Dadurch wird das Glauben erschwert und der Kirche der Boden mehr und mehr entzogen. Die Kirche war aber bis jetzt die Trägerin der Ideale, die bevorrechtete Lehrerin der Sittlichkeit. Viele Menschen laufen daher Gefahr, mit ihrer Abwendung von der Kirche auch sich vom Idealen abzuwenden und die bloße Nützlichkeit, den Mammon zu ihrem Gott zu machen. Darum tauchen Versuche auf, die Ideale der menschlichen Gesellschaft auf festere Grundlagen als die des Glaubens, zu stellen. Zu dem Zweifel, der durch die Wissenschaft gepflegt wird, kommen noch drohende Veränderungen in den sozialen Verhältnissen. Da sehen wir auf der einen Seite die Entwickelung der Technik, die Ausbreitung der Industrie und das Anwachsen des Kapitalismus, auf der anderen Seite das Wachsen der Proletariermassen. Die soziale Frage wird immer ernster. Diese Arbeitermassen lassen sich nicht mit einer Anweisung auf das Jenseits abfinden.

Angesichts der immer mehr wachsenden Unsicherheit der religiösen Grundlage muß auch die Schule darauf denken, sich vom Banne der Kirche zu lösen und die Charakterbildung auf eine selbständige Ethik zu bauen.

Wenn das Dogma wankt, so wankt die Ethik, die darauf gebaut ist. „Es wankt der Grund, auf den wir bauten." —

Zahlreich sind daher die Klagen über Mangel an idealem Leben. Es klagen Geistliche, daß „Moralität, Zucht und Wohlfahrt eher im Niedergang begriffen sei"; es klagen Pädagogen über den Geist unbändiger Selbstsucht.

Es treten daher zahlreiche Reformen innerhalb und außerhalb der Kirche auf. Am gründlichsten gehen die „Ethischen Gesellschaften" von Nordamerika, England und Deutschland vor. Diese machen den bedeutsamen Versuch, das „Heilig-Menschliche", das Sittliche ganz unabhängig von allem Religiösen und Konfessionellen auf die gebildete Vernunft, auf das erleuchtete Gewissen zu bauen. Damit wird das Sittliche vom unsicheren Boden des Glaubens und metaphysischer Ansichten versetzt und auf den Felsen vernünftiger Erkenntnis gestellt. Dabei vermeiden diese „Ethischen Gesellschaften" jegliche Feindschaft gegenüber der Religion. Dr. Adler in New York sagt: „Wir leugnen den Einfluß der religiösen Überzeugungen nicht, wir sind aber der Meinung, daß erst aus dem Handeln die rechte Einsicht in die Prinzipien des Handelns kommt, daß man auf dem Weg der Erfahrung in die Erkenntnis der Sittlichkeit eindringen muß. Die Kirche verlangt, daß man auf dem Umweg des Glaubens zum rechten Handeln komme. Man behauptet: erst müssen die Menschen glauben, ehe sie gut sein können. Viele Menschen, und die besten darunter, glauben nun einmal nicht. Aber gut sein wollen die meisten, das können sie auch vorläufig ohne Glauben. Das zu bezweifeln, hieße an der menschlichen Natur irre werden". Wyß giebt im weiteren eine Zusammenstellung von Aussprüchen bedeutender Denker über die Unabhängigkeit der Moral von der Religion und sagt dann: „Ist nun diese Einsicht einmal Eigentum des Volkes, so wird die religiöse Intoleranz verschwinden. Es ist daher Aufgabe des Staates, in der Volksschule jedem Kinde wenigstens vom 12. Lebensjahr an einen Moralunterricht zu geben, der von allen religiösen Voraussetzungen frei ist."

Das Schlußwort erhält Jodl: „Eine erleuchtete Gesetzgebung soll Sorge tragen, daß von der Schule aus dem ‚Beschränkt-Christlichen' das Allgemein-Menschliche mehr und mehr herausgearbeitet werde. Um die sittlichen Vorschriften wirksam zu machen, ist die religiöse Sanktion nicht nötig. Diese Sanktion ist niemals ausschließlich wirksam gewesen. Niemals hat es gefehlt an den aus den Tiefen der Natur stammenden Impulsen: an einfacher Lebensklugheit, Scheu vor der öffentlichen Meinung, am Streben nach Ehre und Selbstachtung, an Teilnahme für fremdes Leid, an Großmut, an Menschenliebe, an Hingabe fürs Vaterland, mit einem Wort an der rein sittlichen Sanktion des Gewissens.

„Alle natürlichen Antriebe zum Sittlichen haben ihre Sanction in der Erfahrung. Jeder Mensch kann an sich selbst erleben: die Freude am Rechtthun, das stille Glück gelingender Arbeit an sich selbst, an der Veredlung des eigenen Charakters und Willens, die Seligkeit der gestillten Thräne beim Nächsten, den Stolz treuen Wirkens im Dienste eines Berufes. — Den heranwachsenden Menschen hinzuleiten, daß er diese inneren Erfahrungen mache, dieses sittliche Glück in sich erzeuge und zu Motiven seines Thuns und zum Schutzmittel beim Ansturm der Begierde werden lasse, das allein hat Wert in aller sittlichen Belehrung und ist als Grundforderung menschlicher Erziehung in den Vordergrund zu stellen.

Wenn der Staat der Kirche die Schleppe trägt, so wird er nur verlieren. Statt den sittlichen Ernst und die sittliche Tüchtigkeit der heranwachsenden Generation zu fördern, wird er nur Heuchler erziehen. Statt in der Schule den festen Halt zu begründen, dessen jeder fürs Leben bedarf, wird er das Heiligste, was der Mensch sein eigen nennt, die sittlichen Überzeugungen, auf unsichere Stützen gestellt haben."

Reichsgerichtsentscheidung. Leipzig, den 13. März. Das Reichsgericht verwarf die Revision des Herausgebers der Ethischen Kultur gegen das Urteil des Landgerichts I. Berlin, durch welches derselbe wegen Majestätsbeleidigung zu drei Monaten Festung verurteilt worden war.

Bücherbesprechungen.

Paul Natorp. Religion innerhalb der Grenzen der Humanität. Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik. Freiburg i. B. und Leipzig 1894. J. C. B. Mohr. 8°. VIII und 118 Seiten.

Die Religion entspringt nach Natorp aus dem Gefühl, und das Gefühl erklärt er für den Vertreter der Einheit des Bewußtseinslebens, der „Individuität (S. 50, 62). Als berechtigt gilt ihm nur

die Religion innerhalb der Grenzen der Humanität, d. h. das Gefühl, sofern es sich darauf beschränkt, das Ganze des Bewußtseinslebens zusammenzufassen (S. 62), insonderheit das sittliche Ideal mit der Wirklichkeit zu versöhnen (S. 65). Dagegen verwirft N. jede Art von Religion, welche diese Grenze überschreitet, indem sie den Anspruch erhebt, den Menschen zum Unendlichen in direkte Beziehung zu setzen. Denn in diesem Anspruch findet er einen unberechtigten Eingriff, eine „Transcendenz" in das Gebiet der Wissenschaft und in das der Moral. Die Religion, sofern sie Gefühl des Unendlichen sein will, glaubt dieses „in ungleich größerer Konkretheit zu erfassen, als es der Erkenntnis oder dem Willen oder beiden vereint in der Form des Schönen je gelingt (S. 52). Die Wissenschaft kennt das Unendliche wohl als Grenze, aber es je zu bestimmen, geht über ihr Vermögen. Die Religion dagegen setzt kühnlich das Unendliche als Gegenstand und hält ihre Setzungen der ersten Ursache, des absoluten Anfangs der Welt, der absoluten Macht und Weisheit des Schöpfers u. s. f. für hinreichend bewiesen durch die bloße Setzung. Damit bedroht sie die kritische Aufrichtigkeit der theoretischen Erkenntnis (S. 55). Auf dem Gebiet des Willens dasselbe Schauspiel. Auch redlich handeln läßt sich nicht gegen ein Unendliches, sondern nur gegen ein Endliches. Dagegen dem Enthusiasmus des religiösen Gefühls ist das viel zu wenig. Als würdiges Ziel des Handelns genügt ihm allein die ewige selige Gemeinschaft mit dem Unendlichen, mit Gott selber. Dadurch werden alle irdisch-menschlichen Aufgaben in ihrem Werte tief herabgedrückt, ja geradezu entsittlicht." (S. 56.)

Deshalb fordert N., daß die Religion den Anspruch aufgebe, uns zum Unendlichen in direkte Beziehung zu setzen (Kap. 4): „An die Stelle der transcendenten Gottheit tritt dann die Idee der Menschheit . . . in ihrer denkbar innigsten Beziehung zum wirklichen Leben (S. 71). In den edleren Religionen tritt dies sittliche Moment im Gottesbegriff schon stark hervor. Aber es gilt, das Sittliche in seiner Reinheit herauszuschälen. Was als unmittelbare Wirklichkeit geglaubt wurde, muß zur Idee abgeklärt und zum Symbol herabgesetzt werden." (S. 77 f., 83 f.) In dieser geläuterten Fassung wirkt die Religion nicht mehr trennend auf die Menschen, sondern verbindend. Denn sie bedeutet dann nur noch ein erhöhtes Gemeinschaftsgefühl (S. 68 ff.). Die Verwirklichung dieser Forderungen erwartet N. zugleich mit der Verjüngung der Menschheit von unten auf aus dem neu erwachten Bewußtsein der Arbeitsgemeinschaft (S. 84).

Das sind, wie mir scheint, die Grundgedanken von N.'s Religionsphilosophie. Aber jene Aussöhnung von Ideal und Wirklichkeit durch die Zurückbeziehung beider auf unser Subjekt im Gefühl halte ich für unmöglich. Denn der Gegensatz zwischen Sollen und Sein muß meines Erachtens um so schärfer fühlbar werden, je enger die Berührung beider wird. Auf diesem Wege kann ich die Zuversicht zur Macht des Guten nicht erringen.

Andererseits scheinen mir N.'s Bedenken gegen jede direkte Beziehung des Menschen zum Unendlichen nicht berechtigt. Denn es giebt eine Beziehung zum Unendlichen — und das ist gerade die eigentlich religiöse —, welche Wissenschaft und Moral durchaus unangetastet läßt, nämlich Vertrauen und Demut des Menschen zur außermenschlichen Macht. Diese Beziehung braucht der Mensch. Denn die außermenschliche Macht enthält diejenigen Bedingungen unserer Ziele und Erfolge, welche unserem eigenen Einfluß entzogen sind, auf deren Gunst wir also vertrauen und deren Mitwirkung wir in Demut anerkennen müssen, um getrost trotz aller Hindernisse und ohne Überhebung trotz aller Erfolge arbeiten zu können. In dieser eigentümlichen Förderung des menschlichen Thuns liegt die Bedeutung der Religion, diese besondere Aufgabe überhebt die Religion der Notwendigkeit, ihre Beziehungen zum Unendlichen durch unrechtmäßige Einfälle in andere Geistesgebiete zur Geltung zu bringen (vergl. meine Arbeit über die Religion Leipzig, Pfeffer, 1891). Freilich gelingt es Natorp, Grenzüberschreitungen nachzuweisen, welche im Namen der Religion gegen Wissenschaft und Moral begangen werden. Aber diese entspringen nicht aus dem Wesen unserer religiösen Beziehung zum Unendlichen, sondern aus dem Mißbrauch, welchen vorlaute Unwissenheit, Mangel an Einsicht, Anmaßung und Herrschsucht mit dieser Beziehung treiben.

N. verkennt das Wesen der Religion, weil er das religiöse Geschehen nicht am einzelnen konkreten Fall beobachtet, sondern nur die religiöse Litteratur berücksichtigt. Dabei geht er von der vorgefaßten Meinung aus, daß der ganze Eigengehalt der Religion in der Vorherrschaft des unendlichen, gestaltlosen Gefühls bestehe (S. 51). Er mißt die Religion an fremdem, der Wissenschaft und der Moral entlehntem Maße (S. 52 ff.) und gelangt schließlich zu dem Irrtum, als ließe sich die Religion in eine Art sittlichen Gefühls auflösen (S. 71, 75). Daß er trotzdem die überlieferten religiösen Vorstellungen als „wahrhaftige Symbole" weiter pflegen will, erscheint mir als ein Widerspruch (S. 84, 107).

Bis die von ihm geforderte Humanisierung der Religion vollbracht sei, erklärt N. einen allgemeinen religiösen Volksunterricht auf christlicher, aber darum nicht kirchlicher Grundlage, wie er in den englischen board schools seit 1870 mit gutem Erfolge eingeführt sei, für das einzig Mögliche und Förderliche, unter der Bedingung, daß für diesen Unterricht der dogmatische Anspruch rückhaltlos aufgegeben werde (S. 101 ff.). Diesen Vorschlag stellt er dem von anderer Seite geplanten Ersatz des Religionsunterrichts durch bloßen Moralunterricht als den besseren gegenüber (S. 89, 109). Aber, wenn man näher zusieht, so läuft auch Natorps Absicht auf nichts anderes hinaus, als auf einen Moralunterricht, der an biblische Erzählungen anknüpft und der es dem Kinde selbst überläßt zu entscheiden, ob es an die Wahrheit dieser Erzählungen glauben will oder nicht (S. 105 f.). Ein ähnliches Verfahren empfiehlt schon Felix Adler, der Begründer der ethischen Bewegung in Amerika, im neunten Kapitel seines Buches „the moral instruction of children", New-York 1892. In der von G. v. Gizycki herausgegebenen Übersetzung ist der Abschnitt leider ausgelassen. Aber N. mißversteht auch die deutsche ethische Bewegung, wenn er ihr die Absicht unterschiebt, durch Einführung des Moralunterrichts die Religion aus der deutschen Geschichte zu streichen (S. 110). Denn ein von religiösen Voraussetzungen unabhängiger Moralunterricht ist mit der Pflege der Religion und ihrer kulturgeschichtlichen Würdigung sehr wohl vereinbar.

An einigen Stellen, wo der Fortgang der Darlegung einen zwingenden Beweis erheischt, bietet N. nur einen geistreichen Vergleich (S. 42, 44, 50, 76). Doch ist sein Buch anregend, in schöner, zum Teil in begeisterter Sprache geschrieben und enthält im einzelnen treffende Bemerkungen, z. B. über die Entwickelung der sittlichen Seite des christlichen Glaubens (S. 20 ff.), über die Persönlichkeit Gottes, die Lehre von der Rechtfertigung, den Unsterblichkeitsglauben (S. 77 ff.), über die pädagogische Unmöglichkeit des dogmatischen Religionsunterrichts (S. 101 ff.), über die Notwendigkeit einer organischen Verbindung der Volksschule mit den höheren Lehranstalten (S. 116 ff.) und viele andere. Ganz vortrefflich und vom Geiste Pestalozzis durchweht ist das erste Kapitel, welches von der Humanität handelt.

Natorp ist Professor der Philosophie in Marburg und Herausgeber des Archivs für systematische Philosophie.

Eisenach. Dr. Martin Keibel.

Fragen der Liebe. Eine biologische Studie, der Dichtkunst des scheidenden Jahrhunderts gewidmet von Prof. Dr. A. Rauber an der kaiserl. Universität Jurjew (Dorpat). Leipzig 1895.

Die gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaften geben unserem Jahrhundert sein eigentümliches Gepräge; die naturwissenschaftliche Welt- und Lebensbetrachtung beherrscht immer weitere Kreise; mancher respektiert überhaupt nur noch die Resultate der Naturwissenschaft. In gleichem Maße schwindet die Achtung vor den ethischen Systemen der Moralphilosophen.

Da ist denn eine ganz und gar auf naturwissenschaftlicher Basis aufgebaute Ethik freudig zu begrüßen, und eine solche liegt uns vor in den „Fragen der Liebe". Denn behandelt sie auch der Naturforscher theoretisch als Fragen der *Biologie*, so sind sie doch hinsichtlich ihrer praktischen Resultate, in eminenter Weise, *ethische* Fragen.

Der Verfasser behandelt speziell die *geschlechtliche Liebe* und, im notwendigen Zusammenhange hiermit, die Ehe. Mit Recht betrachtet er sie „vom Gesichtspunkte der Erhaltung der Art". Die geschlechtliche Liebe ist nur Mittel zum Zwecke der Erhaltung der Art. Diese Betrachtungsweise kann auch der Ethiker sich durchaus aneignen. Denn wer zwingt ihn, die „Erhaltung der Art" nur im engsten Sinne — als Zeugung — zu verstehen? Spricht doch der Biologe selbst von dem „fünfaktigen (geschlechtlichen) Liebesdrama" (S. 50), dessen drei letzten Akte die „Entwickelung, Erziehung und Versorgung" bilden. Ja, mehr noch: dient nicht jede wahre Kulturarbeit „der Erhaltung der Art?" So glauben wir auch, den Begriff der *Liebe* erweitern und von der geschlechtlichen Liebe — die der Verfasser mit Recht als „die reale Bedingung aller übrigen Arten der Liebe" (S. 9) bezeichnet — zu der persönlichen Liebe überhaupt übergehen zu dürfen, bei welcher die geschlechtliche Differenzierung absolut keine Rolle mehr spielt.

Wenn da zwei oder mehrere Personen von gleichem oder — mehr oder minder zufällig — ungleichem Geschlechte sich in Liebe vereinen, um gemeinschaftlich, mit vereinten Kräften, die höchsten Kulturzwecke zu fördern, so ist diese persönliche Liebe nur Mittel zur Förderung jener Kulturzwecke. In der That vermögen wir nur unter *dieser* Voraussetzung der persönlichen Liebe (d. i. der Liebe zwischen oder zu Personen) sittliche Berechtigung zuzugestehen, und wissen uns — in dieser im Grunde *biologischen* Betrachtungsweise — eins mit der Ethik des modernsten deutschen *Philosophen*: Wilh. Wundt. —

Unter allen Arten der Liebe ist die geschlechtliche insofern die freieste, als ihr bezüglich ihres Gegenstandes die relativ größte Wahlfreiheit zusteht. Es ist jedoch an den herrschenden Begriffen von „freier Liebe" die schärfste Kritik zu üben. Welche Stellung der Verfasser — von der oben dargelegten Basis aus — zu diesen Problemen und zur Ehefrage einnimmt, läßt sich leicht erraten; aber der Biologe versucht, diese Stellungnahme noch außerdem durch eine entwickelungsgeschichtliche Betrachtung zu begründen. Leben und Tod, Transformation, ungeschlechtliche und geschlechtliche Fortpflanzung: diese Fragen führen den Biologen zu einer prinzipiellen Erörterung des Wesens der „geschlechtlichen Liebe" und zu einer Kritik ihrer historischen Formen: Polygamie und Monogamie, freie Paarung, freie Ehe, monogamische Dauerehe. Ein Gegner der Bachofen-Morgan'schen Theorie, behauptet der Verfasser mit Starcke, Westermarck u. a., daß (wie auch die Anthropoiden monogam leben) der Geschlechtsverkehr der Menschen schon in vorgeschichtlicher Zeit ein wohlgeordneter gewesen sei, und weist die *alleinige* — *biologische* wie *ethische* — Berechti-

gung der monogamischen, gesellschaftlich (staatlich) sanktionierten Dauerehe nach. In wohlthuend scharfer und treffender Weise beurteilt er dabei eine Reihe „litterarischer Stimmen“ über die geschlechtliche Liebe: Luther, Bebel, Zola, Maupassant, Tolstoi, Garborg, Prévost, Carola Blaker, Laura Marholm, Th. Kabelitz. — Wo der Verfasser direkt auf die Frauenemanzipation Bezug nimmt (S. 23—24), können wir ihm nur zustimmen. Er ist unser Freund; nur scheint er die zu erstrebende wirtschaftliche Selbstständigkeit der Frauen nicht genügend zu betonen (S. 56); auch verwerfen wir die „freie Ehe“ nicht, wie der Verfasser (S 58), um des Schutzes des Weibes willen, sondern aus sozialethischen Gesichtspunkten, zum Besten der „Erhaltung der Art“. —

Der Schwerpunkt der Rauber'schen Schrift jedoch scheint uns in den 12 „Normen“ für die geschlechtliche Liebe (S. 50—53) zu liegen; in ihnen ist der tiefe sittliche Ernst des Verfassers in vollendetster Form ausgesprochen. Mit jener unerbittlichen, rücksichtslosen Strenge, welche der Unveränderlichkeit der Naturgesetze entspricht, redet hier der Naturforscher zu seinem Zeitalter. Wird er mehr Gehör finden, als der Moralprediger? —

So ist die vorliegende Schrift schließlich auch ein hochbedeutsamer Beitrag zu der gegenwärtig brennenden Streitfrage: Notwendigkeit des Geschlechtsaerkehres oder Möglichkeit der Enthaltung? und die Vertreter der letzteren Richtung haben in Professor Rauber einen berufenen Bundesgenossen gefunden (vergl. auch die auf S. 55, 57, 62 ausgesprochenen Grundsätze). —

Besonders aus diesen Gesichtspunkten betrachtet, bietet die Rauber'sche Schrift so große Vorzüge, daß wir ihr die zuweilen störenden stilistischen Mängel gerne verzeihen. — P. G.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Königsberg. Das Thema der letzten öffentlichen Monatsversammlung bildete ein Vortrag über: „Die Rechte der Eltern.“ Der Inhalt des Vortrages, der einer Diskussion zur Einleitung dienen sollte, läßt sich kurz etwa so wiedergeben: Die Rechte der Eltern sind denen eines selbständigen Erziehers qualitativ gleich zu achten; auch die Eltern besitzen kein Eigentumsrecht über ihre Kinder, kein Recht, nach Belieben über sie, über ihr Wohl und Wehe zu verfügen. — Jeder Erzieher hat die Pflicht, das Kind nach bestem Wissen und Gewissen zum Menschen heranzubilden. Zur Erfüllung dieser Pflicht kann der Erzieher nötigenfalls angehalten werden (allgemeine Schulpflicht 2c.). Nicht für einen Beruf, eine Partei, eine Konfession, einen bestimmten Lebenszweck soll erzogen werden, sondern zum Menschen. Von dieser obersten Pflicht sind alle Pflichten des Erziehers abzuleiten — Die Mittel zu dieser Menschenerziehung selbständig zu wählen ist das oberste Recht jedes Erziehers, das er eingedenk seiner Pflicht nach eigenem Ermessen ausübt, ohne jemanden außer ihm — auch dem Kinde selbst nicht — Rechenschaft über sein Thun schuldig zu sein. — Alle Erziehung hört auf, wo sie der Selbstverantwortlichkeit begegnet. Der Erzieher ist seinem Zögling bei der Selbsterziehung nach Vermögen behilflich, hat aber hierbei wie bei allen besonderen Zwecken, die der heranwachsende Mensch sich setzt, nur eine beratende Stimme. — In der Diskussion setzten Pfarrer Ziegler und Herr von Egidy (als Gast) den Rechten der Eltern die Pflichten entgegen Eine Fortsetzung der Diskussion wurde wegen vorgerückter Stunde auf einen der folgenden Mitgliederabende verschoben.

Abteilung Breslau. In der am 25. Februar stattgehabten öffentlichen Versammlung hielt Herr Rechtsanwalt Marcuse einen Vortrag über den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und die Stellung der Frau in demselben. Er ging aus von der 1814 erschienenen Schrift des berühmten Rechtslehrers Savigny: „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ und den hier ausgesprochenen Gedanken, daß das Recht aus dem gemeinsamen Bewußtsein des Volkes entstehe, daß sich bei steigender Kultur nach dem Gesetz der Arbeitsteilung der Juristenstand bilde, wodurch dem Rechte eine wissenschaftliche Richtung und ein doppeltes Leben gegeben werde, einmal als Teil des ganzen Volkslebens (politisches Element), dann als besondere Wissenschaft in den Händen der Juristen (technisches Element). An der Hand der Rechtsgeschichte legte der Redner dar, daß eine von der staatlichen Gesetzgebung unabhängige Fortbildung des Rechts nur in Zeiten denkbar sei, in denen bei der Einfachheit aller Lebensverhältnisse die Gewohnheit als Rechtsbildnerin erscheine und jedem Volksgenossen die Kenntnis des Rechts innewohne. Mit dem Verschwinden dieser Einfachheit trete an den Staat die Aufgabe heran, das Recht zu fixieren, eine Aufgabe, die er nicht lösen könne, wenn er hierbei nur der Beratung von Juristen, die ihrer ganzen Geistesrichtung nach das technische Element des Rechts vor dem politischen bevorzugen, sich bediene. Namentlich seien diese in der modernen Zeit mit ihrer durch die wirtschaftliche Entwickelung bewirkten Umwälzung alles Lebens und Denkens hierzu völlig außer stande. Hier müsse das Volk in allen seinen Teilen mitthätig werden. Demnach sei auch der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs in zweiter Lesung, bei der, wenn nicht alle, so doch einzelne Volkskreise, mitgewirkt haben, praktisch viel brauchbarer als in erster Lesung, die ausschließlich das Werk von Juristen gewesen sei Doch auch in zweiter Lesung befriedige er nicht die Forderungen, die alle, auch die bisher rechtlich zurückgesetzt gewesenen Klassen zu stellen berechtigt seien. Dies zeige sich namentlich im Frauenrecht. Hier falle es sogleich auf, daß die in der Ehe lebende Frau viel unselbständiger gestellt sei, als die unverheiratete Frau und die Witwe. Jene sei, wenn sie nicht durch Ehevertrag eine gemeinsame Verwaltung des beiderseitigen Vermögens, sei es in Form der allgemeinen Gütergemeinschaft, oder der Gemeinschaft des Erwerbs (Errungenschaftsgemeinschaft), oder derjenigen des Erwerbs und des beweglichen Vermögens (Fahrnißgemeinschaft) herbeiführe, vermögensrechtlich fast ganz in die Hand des Mannes gegeben; selbständig sei sie nur in Bezug auf das Vorbehaltsgut, das ist dasjenige, was sie durch ihre Arbeit, oder den selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäfts oder letztwillige Verfügung erwerbe Die untergeordnete Stellung der Frau zeige sich ferner darin, daß sie schon mit vollendetem 16. Lebensjahre ehemündig sei, während der Mann dies erst mit erreichter Großjährigkeit werde, ferner darin, daß sie mit Abschluß der Ehe (entgegen dem Rechte anderer Länder: Schweiz, Rußland) den Namen des Mannes annehme und hiermit in dessen Rechtspersönlichkeit aufgehe, endlich darin, daß auch ihr häuslicher Wirkungskreis von diesem beliebig eingeschränkt werden könne. Dem gegenüber sei die Ehescheidung gegenüber dem bisherigen Rechte erschwert, da sich unüberwindliche Abneigung und wechselseitige Einwilligung unter den Scheidungsgründen nicht mehr finden; allerdings sei hier, wo es sich um die Beschützung eines der wichtigsten Institute handele, die Zurückhaltung des Gesetzgebers wohl verständlich. (Unseres Erachtens wird dieses wichtigste Institut durch Erschwerung der Lösung einer innerlich unmöglich gewordenen Ehe nicht beschützt, sondern entweiht. D. Red.) Beschränkt sei schließlich auch die Stellung der Frau als Mutter. Zwar sei die bisherige väterliche durch eine elterliche Gewalt ersetzt worden; doch sei diese zu Gunsten des Vaters derart geregelt, daß thatsächlich die Gewalt wieder in seinen Händen ruhe. Hierher gehöre auch die prekäre Stellung, welche die außereheliche Mutter gegenüber dem natürlichen Vater habe. Hier sei die Forderung wohl berechtigt, daß diesem, wie nach Landrecht, nicht die Einrede der Untreue eingeräumt werde, entweder überhaupt, aber doch soweit nicht, als durch sie außer den persönlichen Ansprüchen der Mutter auch diejenigen des Kindes beseitigt werden. — Redner schloß mit der Bemerkung, daß der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs, wenn er auch nicht den Bedürfnissen der Gesellschaft voll entspreche, als Markstein in der aufwärtssteigenden Entwickelung unseres Rechts zu begrüßen sei. Das Ziel dieser Entwickelung, ein Recht, das den sozialen Bedürfnissen genüge, der Überzeugung und dem Willen der Gesamtheit entspreche, werde erreicht werden, wenn auch die Wissenschaft sich auf ihre vornehmste Aufgabe besinne, die thatsächlichen Vorgänge des Lebens zu beobachten, mit dem geltenden Rechte zu vergleichen, um daraus für künftige Rechtsgestaltungen Schlüsse zu ziehen. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2221.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 28. März 1896.	Nr. 13.

Inhalt: Die mißliebige Justiz. Von Ernst Harmening. V. — Weibliche Gewerbeinspektoren. Von Gertrud Dyhrenfurth. — Die öffentliche Erörterung von hervortretenden Fällen sittlicher Verwilderung. Von Wilh. Foerster. — Zur Beurteilung der Arbeiterbewegung. — Vermischtes: Großmut. — Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur.

Die mißliebige Justiz.

Von Dr. Ernst Harmening in Jena.

V.

Als das sogenannte Sozialistengesetz noch in Geltung war, hatte sich das Reichsgericht beispielsweise auch mit der Frage zu befassen, ob ein harmloser Theaterdolch zu den Waffen gehöre, deren Besitz oder Tragen im Verfolg von § 28 des gedachten Gesetzes für verschiedene Bezirke und Ortschaften Deutschlands unter eine Geldstrafe bis zu Eintausend Mark oder Haft oder Gefängnis bis zu 6 Monaten gestellt war. Indessen mag dieser Fall immerhin noch eines heiteren Beigeschmacks sich rühmen. Ernst, recht ernst zu nehmen sind aber andere Bethätigungen der richterlichen Urteilsfähigkeit aus dem Kampfe des Volkes um seine Wohlfahrt. Am klarsten und eindringlichsten läßt sich eine Wandelung des juristischen Gewissens an der Bestimmung des § 360 Ziff. 11 St. G. B. nachweisen. Hiernach wird mit Geldstrafe oder mit Haft bestraft: wer ungebührlicherweise ruhestörenden Lärm erregt oder wer groben Unfug verübt.

Die erste Spur vom Begriff „grober Unfug“ finden wir im preußischen Landrecht (§ 183 II, 20):

„Mutwillige Buben, welche auf den Straßen, oder sonst, Unruhe erregen, oder grobe Unsittlichkeiten verüben, sollen mit verhältnismäßigem Gefängnisse, körperlicher Züchtigung oder Zuchthausstrafe belegt werden.“

Die Vorschrift war im Kapitel vom „Aufruhr“ und zwar unter der Überschrift „Vorbeugungsmittel“ eingestellt; ihre Anwendung bewegte sich in engen Grenzen („mutwillige Buben“).

„Die Verordnung zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und der dem Gesetz schuldigen Achtung“ vom 17. August 1835 hob den Landrechtssatz aus dem bisherigen Rahmen heraus, indem sie bestimmte:

§ 1. Die Strafe mutwilliger Buben, welche auf Straßen und anderen öffentlichen Orten Unruhe erregen oder grobe Unsittlichkeiten begehen, bestimmt der § 183 Titel 20 Teil II Landrechts. Wird Unfug dieser Art, wohin auch Aufregung durch Geschrei und Pfeifen zu rechnen, bei Gelegenheit eines Auflaufs verübt, so soll in der Regel körperliche Züchtigung und jedenfalls Freiheitsstrafe oder Strafarbeit eintreten. Die Strafe kann nach Bewandnis der Umstände auf wiederholte strenge Züchtigung, auf Gefängnis, Arbeits- oder Zuchthausstrafe bis zu sechs Monaten festgesetzt werden.

§ 2. Machen andre Personen sich dergleichen Unfugs schuldig, so finden die vorstehenden Vorschriften auch auf sie ihre Anwendung.

§ 3. Die Untersuchung wegen dieser Verbrechen soll in einem abgekürzten Verfahren erfolgen.

Die bemerkenswerte Änderung liegt in der Ausdehnung der Strafe auch auf Erwachsene und in dem Gebrauch des Wortes „Unfug.“

Der Entwurf zu einem preußischen Strafgesetzbuch von 1850 gab das Unfugsdelikt auf; er behandelte im § 312 Ziffer 6 lediglich den ruhestörenden Lärm. Die Kommission der zweiten Kammer fügte aber dem Satze des Entwurfs „wer ungebührlicherweise ruhestörenden Lärm erregt“ die Worte „oder groben Unfug verübt“ hinzu. Sie motivierte dies mit der Erklärung:

Die Kommission erkennt an, daß die Bestimmung des § 183 Titel 20 Teil II Allgem. Landrechts durch Hinzufügung des Zusatzes „oder groben Unfug verübt“ hergestellt werden müsse....

Der Kommissionsbeschluß gelangte zur Annahme und erhielt im § 340 Ziffer 9 des preußischen Strafgesetzbuches vom 14. Mai 1851 die gesetzliche Sanktion. Strafbar sollte jedoch nur der „grobe“ Unfug sein, der aber — abweichend von der Tragweite der alten Vorschriften — auch außerhalb der Straßen und öffentlichen Plätze verübt werden konnte.

In der Fassung des preußischen Gesetzes ging dann das Delikt des groben Unfugs in das Reichsstrafgesetzbuch über.

Und was ist seitdem aus ihm geworden?

Tausendfältig ist der Begriff des groben Unfugs gedreht und gedeutelt worden, bis die Vorschrift des § 360 Ziffer 11 St. G. B. das wurde, was sie jetzt ist: Das richterliche Mittel, einer um die Verbesserung ihrer Lage kämpfenden Bevölkerungsklasse unter dem Titel Rechtens wirtschaftliche Nachteile zuzufügen, um auf diese Weise unbequeme Mahner, die ihr Recht geltend machen möchten, zur Ruhe und Duldung zu verweisen.

Nehmen wir statt vieler ein Beispiel neuester Zeit:

Am 6. August v. J. las man in dem sozialdemokratischen Tageblatte einer mitteldeutschen Residenz- und Fabrikstadt einen Artikel folgenden Wortlauts:

„D... (Name eines Nachbarortes). Es ist vielfach die Ansicht unter den Genossen verbreitet, daß Herr Sch. (Besitzer des Tr.schen Lokals) gewillt sei, den Arbeitern seinen Saal wieder zur Verfügung zu stellen. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sieht sich die Lokalkommission veranlaßt, die Erklärung abzugeben, daß Herr Sch. es auf Ansuchen gar nicht für nötig gehalten hat, mit der Kommission in Verhandlung einzutreten. Das Tr.sche Lokal ist demnach nach wie vor zu meiden.“

In dem Artikel waren die Namen ausgeschrieben, was aber für die Erörterung der Sache bedeutungslos ist. Das Schöffengericht hatte den Redakteur freigesprochen; die Berufungs-Strafkammer verurteilte wegen Verübung groben Unfugs zu einer Geldstrafe von 25 Mark ev. 5 Tagen Haft;

das zuständige Oberlandesgericht verwarf die Revision, da sie an den thatsächlichen Feststellungen scheiterte.

In Betracht gezogen wurde vom Berufungsgericht ein Boykott, den die sozialdemokratische Partei am 4. Mai 1895 durch Veröffentlichung in demselben Preßorgane über eine Anzahl von Wirten in der Stadt G. und zwei kleinen benachbarten Orten D. und L. verhängt hatte. Ursache war die Weigerung der Wirte, ihre Säle für sozialdemokratische Parteiversammlungen zur Verfügung zu stellen. Erkennbarer Zweck des Boykotts war, so sagen die Urteilsgründe, für Verweigerung der Säle Rache zu nehmen und deren Hergabe für die Zukunft zu erzwingen, indem den betreffenden Wirten durch Entziehung des Besuches ihrer Lokale seitens der Sozialdemokraten und der Arbeiter überhaupt ein empfindlicher materieller Schaden zugefügt werden sollte. An den in Betracht kommenden Plätzen hat die Sozialdemokratie einen starken Anhang und hält die überwiegende Mehrheit der sehr zahlreichen industriellen und gewerblichen Arbeiter zu ihr. Die Besitzer der gesperrten und mancher anderer Lokale sind wesentlich auf den Besuch aus diesen Kreisen angewiesen. Die sozialdemokratische Zeitung wird auch von Wirten und Gewerbetreibenden gehalten und gelesen, die nicht Sozialdemokraten sind.

Die Strafkammer konstatierte zunächst, daß die öffentliche Anordnung des Boykotts als eine gegen die öffentliche Ordnung verstoßende Ungebühr anzusehen sei.

Nun war aber die Anklage nicht wegen der Veröffentlichung der Boykottverhängung vom 4. Mai 1895, sondern wegen der oben wiedergegebenen Mitteilung vom 6. August 1895 erhoben. Die Strafkammer bejahte jedoch auch in Bezug auf diese Mitteilung das Vorhandensein des strafbaren Thatbestandes nach § 360 Ziff. 11 St.-G.-B. Die thatsächlichen Feststellungen, die es dabei traf, ergeben sich aus den Gründen des Revisionsgerichts, die zugleich eine sehr bemerkenswerte Zusammenstellung dessen bieten, was einem Revisionsgericht als thatsächliche Feststellung gilt: „Die objektiv ungebührliche Handlung resultiere daraus, daß nach Feststellung des Berufungsgerichts die Veröffentlichung vom 6. August 1895 eine Aufforderung zur Aufrechterhaltung des vorgängigen Boykotts vom Mai 1895 enthalte, daß die öffentliche Anordnung eines Boykotts als eine gegen die öffentliche Ordnung verstoßende Ungebühr anzusehen sei. Hierin sei in genügender Weise zu erkennen gegeben, daß das Berufungsgericht auch die Veröffentlichung vom 6. August 1895 für eine gegen die öffentliche Ordnung verstoßende Ungebühr erachte. Welche Handlungen aber nach ihrer Erscheinung, nach ihrer Bedeutung und nach den näheren Umständen unter den Begriff der Ungebühr, d. h. eines unpassenden, ungeziemenden, nach normaler Anschauung die durch die billige Rücksichtnahme auf Andere gezogenen Grenzen des Erlaubten ohne Not überschreitenden Verhaltens fallen, liege auf dem Gebiete der thatsächlichen Würdigung.

2. Hinsichtlich der Art der Herbeiführung der Beunruhigung oder Belästigung würden in dem Berufungsurteil die Feststellungen getroffen, daß die Veröffentlichung geeignet gewesen sei, in einem gewissen Kreise von Wirten, die wesentlich auf den Besuch von Arbeitern angewiesen seien, die Befürchtung zu erregen, daß auch ihnen, wenn sie ihre Lokale nicht hergäben, durch Sperrung ihrer Wirtschaften erhebliche gewerbliche Nachteile zugefügt würden; daß die Kundgebung weiter auch geeignet sei, auch sonstige Gewerbetreibende mit sozialdemokratischer Kundschaft in die Befürchtung des Verlustes ihrer Kundschaft für den Fall mangelnden Entgegenkommens gegenüber den Wünschen der Partei zu setzen; daß der Artikel vom 6. August 1895 nicht ausschließlich zur Kenntnis solcher Personen, die vordem schon die Veröffentlichung des Boykotts gelesen, gekommen, sondern auch geeignet gewesen sei, noch weitere Teile des Publikums zu beunruhigen und zu belästigen; daß diese letztere Veröffentlichung auch die Hartnäckigkeit der sozialdemokratischen Partei bei Durchführung eines Boykotts vor Augen geführt habe und auf diese Weise geeignet gewesen sei, auch diese Leser von Neuem zu beunruhigen und zu belästigen. Was der Revident gegen diese thatsächlichen Feststellungen ausgeführt habe, bewege sich auf dem Boden der thatsächlichen Erwägungen und sei nicht geeignet, das Rechtsmittel der Revision zu begründen. . . .

Es beruhe auf einer Überschätzung der Bedeutung von der Veranlassung und dem Hergange der Entstehung einer Strafvorschrift, wenn man — ausgehend von der ursprünglichen Strafvorschrift im preußischen Recht — die Ansicht aufstelle, daß der grobe Unfug lediglich im Sinne äußerlicher Unfertigkeiten verstanden werden könne, daß somit die vorliegende psychische Beunruhigung nicht darunter falle. Für die Erforschung des Willens des Gesetzgebers sei in erster Reihe nicht die Geschichte der inneren Bildung und der äußeren Einkleidung des Gedankens, den er durch das Gesetz zur Geltung bringen wolle, sondern der Ausdruck des Gesetzes und dessen Bedeutung im Sprachgebrauche der Zeitgenossen verwertbar, besonders bei der Gesetzgebung konstitutioneller Staaten, bei welchen mindestens eine starke Vermutung dafür spreche, daß die für das Schicksal eines Gesetzentwurfs ausschlaggebenden Wahrheiten sich nicht durch die entlegene Vorgeschichte beeinflussen ließen, sondern die Bestimmungen in dem mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche übereinstimmenden Sinne genehmigen wollten. Der gegenwärtige Sprachgebrauch aber verstehe unter grobem Unfug entschieden auch eine auf einen größeren Kreis einwirkende unnötige Beunruhigung der Gemüter. Für den Gebrauch des Wortes in der gewöhnlichen Bedeutung spreche jedenfalls die Erwägung, daß von einem umsichtigen Gesetzgeber angenommen werden müsse, er habe seinen Strafbestimmungen einen Sinn geben wollen, welcher auch den Bedürfnissen eines fortgeschrittenen freieren Verkehrs und mannigfaltiger entwickelter Lebensverhältnisse zu genügen geeignet sei; er habe also mit der Strafbestimmung des § 360 Ziff. 11 St.-G.-B. auch solche Gestaltungen der ungebührlichen Belästigung treffen wollen, welche frühere Zeiten nicht zu empfinden hatten oder auf andere Weise einzuschränken wußten.

3. Was die Wirkung der ungebührlichen Handlung betreffe, so habe das angefochtene Urteil angenommen, daß der wirkliche Eintritt einer Beunruhigung oder Belästigung nicht zu erweisen, wohl aber die Handlung geeignet gewesen sei, Beunruhigung oder Belästigung herbeizuführen. Das sei hinreichend zum Begriffe des groben Unfugs.

4. Ebenso sei die Rechtsansicht zu billigen, daß unter dem Publikum, welches zu beunruhigen oder zu belästigen die Handlung geeignet sein müsse, auch die Angehörigen gewisser Berufsstände, deren Kreis nicht individuell begrenzt sei, zu verstehen seien.

5. Das angefochtene Urteil halte eine auf Beunruhigung oder Belästigung gerichtete Absicht des Angeklagten nicht für nachweisbar, stelle jedoch fest, der Angeklagte habe sich bei gehöriger Überlegung sagen müssen, daß die Veröffentlichung den Erfolg haben werde. Das könne nicht anders verstanden werden, als daß die gehörige Überlegung den Angeklagten auch zu der Einsicht der Ungebührlichkeit der Veröffentlichung geführt haben würde. Das Berufungs-Urteil führe weiter aus, daß bei Übertretungen in subjektiver Hinsicht in der Regel nur Fahrlässigkeit des Thäters zum Thatbestande erfordert werde, und daß dies auch beim groben Unfug gelte. Auch dieser Auffassung sei beizutreten. Die Ansicht, daß schon die Erkennbarkeit der Möglichkeit einer Beunruhigung genüge, um das strafbare Verschulden zu erfüllen, müsse deshalb als die richtige angesehen werden, weil es nicht in der Absicht des Gesetzgebers gelegen haben könne, die äußerste Unbekümmertheit und die gänzliche Ablegung der Gewohnheit, an die Folgen seiner Handlungen für die Lage anderer zu denken, gerade bezüglich derjenigen Übertretungen, die am häufigsten auf solche Eigenschaften zurückzuführen seien, straflos zu stellen.

Soweit das Revisionserkenntnis.

Man wird nicht leugnen können, daß die vorstehend im wesentlichen wiedergegebenen Gründe eine bestechende Beweisführung enthalten, daß sie aber auch mit unzweideutigen Worten die Wandelbarkeit einer Strafvorschrift je nach dem „Sprachgebrauch“ der Zeitgenossen zugeben. Der vom Urteil herangezogene „Sprachgebrauch der Zeitgenossen“ ist nun zweifellos nicht der allgemeine Sprachgebrauch, nicht der Sprachgebrauch des Volkes in seiner Gesamtheit, sondern höchstens der Sprachgebrauch derer, die mit dem Richter, der den § 360 Ziff. 11 St.-G.-B. zum ersten Male auf eine sogenannte Boykotterklärung anwendete, in Gesinnungs- und Empfindungsgemeinschaft stehen. Von den Juristen ist der Sprachgebrauch „grober Unfug“ für Erklärungen, wie die vom 6. August 1895, anderen Kreisen aufgedrängt worden; nicht umgekehrt hat der Sprachgebrauch des Volkes die Bestrafung des Boykotts als groben Unfuges den Juristen abverlangt.

Jedoch die Zeitgenossen werden sich wandeln und andere Zeitgenossen werden wieder anderen Sprachgebrauch und andere Richter haben. Die Billigkeit verlangt, daß ein Wirt, der um des Profits willen sein Bier gern an eine politische Partei verkauft, ihr seine Säle ebenso willig einräumt wie anderen Parteien; einen Rechtsanspruch auf die Benutzung der Säle haben die Bierkonsumenten natürlich nicht. Aber auch ein Wirt hat doch keinerlei Anspruch darauf, daß ihn Gäste in seinen Gastzimmern besuchen, die er um ihrer politischen Denkweise willen von der Benutzung der Versammlungssäle ausschließt. Und wo soll ein Unrecht liegen, wenn diese um ihrer Überzeugung willen von den Sälen Ausgesperrten in ihrer Gesamtheit öffentlich erklären oder durch Beauftragte erklären lassen, daß nunmehr für die Gesinnungsgenossen auch das Fernbleiben aus der Wirtschaft eine Ehrenpflicht sei?

Es ist bezeichnend für den Charakter der bürgerlichen Gesellschaft, daß eine solche Erklärung geeignet sein soll, gewisse Berufsstände — namentlich Wirte und Gewerbetreibende — zu beunruhigen und zu belästigen. Wohlbemerkt, die Beunruhigung und Belästigung trifft den Erwerbssinn; er ist es, der als „Gemüt“ vor den Unbilden einer sozialdemokratischen „Boykottierung“ geschützt wird.

Was die Rechtsprechung noch alles unter den Sprachgebrauch „grober Unfug“ bringen wird, ist nicht abzusehen. Zu behaupten ist aber, daß die Urteile, die wegen groben Unfugs in ähnlichen Fällen wie oben strafen, längst nicht mehr aus einem ungetrübten Rechtsgewissen geboren werden, sondern ihre Entstehung unbewußt der Abneigung verdanken, auf die die Propaganda einer radikalen Partei wie die sozialdemokratische erklärlicherweise stößt. Wenn sich, wie das in neuerer Zeit leicht zu beobachten ist, die Bestrafung von Handlungen mehrt, die man bislang selbst staatsanwalts- und richteramtswegen nicht als strafbar ansah, so beweist das, daß immer mehr Juristen nicht nach ihrer ursprünglichen rechtlichen Überzeugung, sondern nach dem Muster anderer zu denken und zu richten gewohnt und fähig werden.

Weibliche Gewerbeinspektoren.

Von Gertrud Dyhrenfurth in Berlin.

Es ist unseres Wissens das erste Mal, daß das obige Thema von derartig kompetenter Seite erörtert worden ist, wie es seitens des Herrn Oberregierungsrats Wörishoffer in dem Aufsatz „die Frauen der höheren Stände und die Arbeiterinnen“ in der Februarnummer dieser Zeitschrift geschehen ist. — Nach der unbefriedigenden Behandlung, die der Gegenstand in der Mehrzahl der Kammern erfahren hat, können wir Frauen, die wir diese Forderung vertreten, es nur aufs dankbarste begrüßen, wenn die Frage in so ernster und sympathischer Weise wie hier diskutiert wird, gleichviel ob wir auch abweichende Gesichtspunkte hinsichtlich derselben geltend machen möchten.

Die Gründe, welche von wahrhaft sachkundiger Seite gegen unseren Standpunkt geltend gemacht werden, können ja nur klärend auf ihn einwirken und verhindern ein einseitiges sich Versteifen, in das man durch eine oberflächliche und vorurteilsvolle Gegnerschaft so leicht hineingeraten kann.

Es ist für einen Laien sicherlich nicht leicht, sich von einer amtlichen Thätigkeit ein durchaus zutreffendes Bild zu machen, und einem ihrer ausgezeichnetsten Vertreter auf seinem eigensten Gebiete widersprechen zu wollen, dürfte daher leicht als anmaßend erscheinen. Wenn wir trotzdem eine Erwiderung versuchen wollen und hoffen, daß dieser Schein nicht auf uns fällt, so geschieht es darum, weil die Frage, welche hierbei ins Spiel kommt, neben der sachtechnischen auch eine so starke menschliche Seite hat, — unseres Erachtens nach auch eine so spezifisch weibliche Beurteilung erfordert. Zu allererst möchten wir feststellen, wann und wo die Forderung nach Anstellung weiblicher Aufsichtsbeamter zuerst aufgestellt worden ist.

In den wichtigsten Industriestaaten, welche dabei in Betracht kommen, ist es jedesmal seitens der Arbeiterpartei geschehen, nachdem die Gewerbeinspektion während eines mehr oder minder langen Zeitraumes mit der Durchführung der Schutzgesetzgebung betraut worden war. Von der geschützten Klasse selbst, in deren Interesse die Einrichtung geschaffen worden war, ist der Wunsch nach einer Ergänzung innerhalb ihrer Organisation empfunden worden. Jedenfalls muß eine Summe von Einzelerfahrungen übereinstimmender Natur zusammenkommen, um dem Bedürfnis zu einer festen Formulierung und vor allem zu einer Stellung in einem allgemeinen Programm (wie in dem der sozialdemokratischen Partei) zu verhelfen. Zwar würde es sich vielleicht an keiner großen Reihe von Fällen nachweisen lassen, daß sich ein weiblicher Beamter besser als ein männlicher für ihre Behandlung geeignet hätte.

Es kommen ja dabei auch so viele gewissermaßen inkommensurable Dinge mit ins Spiel! Aber das Gefühl hatte sich mit Bestimmtheit in der Arbeiterschaft geltend gemacht, daß selbst innerhalb des Rahmens der heutigen Gesetzgebung die Fürsorge für die arbeitende Frau in einer Weise gehandhabt werden könnte, die ihren spezifischen Bedürfnissen besser entspräche. Und als nun die bürgerlichen Frauen von der allzu einseitigen Beschäftigung mit den eigenen Erwerbs- und Bildungsangelegenheiten zurückkamen und begannen, ihre Aufmerksamkeit der Frauenfrage des vierten Standes zuzuwenden, als allmählich die Erkenntnis bei ihnen durchbrach, daß die hier herrschenden Notstände durch ihre wohlgemeinte, aber systemlose Einzelhilfe nicht zu überwinden seien, sondern nur durch Regelungen allgemeiner Natur, da machten sie sich auch die Forderung zu eigen, die ganz unabhängig von ihnen aus der Praxis herausgewachsen war. Nicht, wie Herr Wörishoffer meint, das unbestimmte Gefühl, daß in den Erwerbsverhältnissen der arbeitenden Frau etwas nicht in Ordnung sei und dies nicht gekannte Etwas durch ein aus der Theorie geschöpftes Heilmittel zu bessern wäre, hat zu der heutigen Propaganda für Fabrikinspektorinnen geführt. Vielmehr ist in einzelnen Frauen der oberen Stände gerade durch ihr Vertrautwerden mit den thatsächlichen Verhältnissen der Arbeiterinnen dieselbe Überzeugung groß geworden, die bisher nur von denen vertreten wurde, welche jederzeit darin gestanden hatten.

Wenn wir aber so die Entstehungsgeschichte dieser Bewegung klar gelegt haben, so ist unsere Position Herrn Wörishoffer gegenüber auch schon wesentlich gestärkt. Würden sich, wie derselbe meint, erst durch die Fortentwickelung der Schutzgesetzgebung Aufgaben für Frauen innerhalb der Gewerbeinspektion herausbilden, so könnte nicht aus der heutigen Lage heraus schon das Bedürfnis nach ihrer Einstellung in den Dienst der Behörde empfunden werden. Sie wäre eine Frage der Zukunft und träte nicht gegenwärtig mit dieser Intensität hervor.

Daß die Gewerbeinspektion nicht nach allen Seiten so wirkt, wie es im Bereich der Möglichkeit liegt, wird niemand williger zugestehen als Herr Wörishoffer selbst. Die Lücken in ihrer Thätigkeit werden vermutlich von ihm auf eine nicht zureichende Beamtenzahl zurückgeführt, neben dem schlechten Funktionieren anderer Behörden, welche hierbei nicht in Betracht kommen, während uns jede noch so ansehnliche Personalvermehrung nicht das Fehlen von Frauen in der Organisation ersetzen könnte.

Eine differentielle Behandlung des weiblichen Geschlechts ist durch die wichtigsten Schutzbestimmungen der Gewerbeordnung als notwendig anerkannt. Es wäre nur konsequent gedacht, auch bei der Durchführung der Verordnungen zu differenzieren, d. h. dieselbe in solche Hände zu legen, welche die Rücksichtnahme des Gesetzes auf die Eigentümlichkeiten einer bestimmten Personenklasse am verständnisvollsten für sie auszunützen vermöchten. Bei der Biegsamkeit, welche die betreffenden Paragraphen des Gesetzes besitzen, um den empfindlichen Organismus der Industrie möglichst wenig einzuengen, ist der Auslegung und Anwendung durch die zuständigen Behörden sehr viel überlassen.

Insonderheit gilt das von den Bestimmungen, durch welche der Gesundheit und der Sittlichkeit ein einigermaßen wirksamer Schutz gewährt werden soll und die schon jetzt nicht nur für Fabriken, sondern für alle Betriebe, in denen nicht ausschließlich die Familie des Inhabers beschäftigt wird, Geltung haben; also auch für jene kleinen und kleinsten Werkstätten, in denen zahllose Arbeiterinnen und zum großen Teil unter weiblichen Prinzipalen arbeiten. Nicht, weil hier zur amtlichen Beaufsichtigung keine technischen Kenntnisse nötig sind, heben wir diesen Umstand hervor. Bei der Stellung, die uns als die richtige für die weiblichen Aufsichtsbeamten dünkt, wären diese auch für die Inspektion der mit großen mechanischen Einrichtungen versehenen Fabriken nicht erforderlich, weil Frauen auch dort nur gewisse Seiten des Amtes zu vertreten hätten, die technischen Funktionen aber nach wie vor den besser dafür vorbereiteten männlichen Beamten überlassen bleiben sollten.

Wir erwähnen die Thatsache nur um zu zeigen, auf wie große Kategorien der Arbeiterschaft sich einzelne Schutzbestimmungen bereits, — zum wenigsten nach der Absicht des Gesetzgebers, — erstrecken. Finden hier auch jetzt die Bestimmungen des Abschnitt IV der Gewerbeordnung betreffend die Anzeigepflicht, den Maximalarbeitstag 2c. 2c. noch keine Anwendung, so doch diejenigen, welche sich auf Hygiene und Wahrung des Anstandes beziehen und die eine individualisierende Thätigkeit des Beamten am allermeisten erfordern.

Um gerade auf diesem Gebiet die richtigen Anforderungen an die Einrichtungen des Betriebes zu stellen, dazu bedarf es einer Persönlichkeit, der die rückhaltlosesten Aussagen auch seitens des weiblichen Arbeitspersonals gemacht werden können, und die schon vermöge der gleichen Naturanlage empfindet, wie das körperliche und moralische Wohlergehen der Frau am besten zu sichern ist. Gewiß werden sich immer Ausnahmenaturen auch unter Beamten finden, denen ein gewisses intuitives Verfahren für die Bedürfnisse des anderen Geschlechtes gegeben ist. Einige sehr feinfühlige Bemerkungen in den Berichten der badischen Fabrikinspektion lassen auf diese bevorzugte Begabung ihres Chefs schließen, der vielleicht grade aus diesem Grunde das Manko, das sich bei anderen weniger glücklich besetzten Stellen fühlbar macht, nicht zu verstehen vermag. Wenn wir aber wieder und immer wieder und zumeist mit soviel Recht den Wesensunterschied zwischen Mann und Frau betont hören, so werden wir ja gerade durch diese Auffassung darauf hingewiesen, uns für den Dienst an unserem eigenen Geschlecht auch ganz besonders geeignet zu fühlen.

Nun ist ja Herr Wörishoffer auch durchaus geneigt, einem gewissen Fraueneinfluß Geltung auf die Gestaltung der Arbeiterinnenverhältnisse zu verschaffen, nur glauben wir nicht, daß in der von ihm angedeuteten Weise dasselbe wie durch weibliche Aufsichtsbeamte zu erreichen wäre. Gewiß ist jegliche Verbindung zwischen Frauenvereinen und Arbeiterinnen, wie er sie anstrebt, nur freudig zu begrüßen, denn keine zwei Volkskreise bedürfen mehr der gegenseitigen Beeinflussung als grade diese beiden.

Vielleicht würde sich auch die Anbringung von Klagen am ungefährlichsten für die Arbeiterin vollziehen, wenn sie nicht in der offiziellen Sprechstunde des Beamten, sondern bei einer Privatperson erfolgte. Aber sachlichen Rat hinsichtlich des Arbeitsverhältnisses, den dürfte jede Arbeiterorganisation, auch der wenigst verwandten Branchen, besser zu geben imstande sein, als die Vertreterinnen der Frauenvereine, denen die praktische Erfahrung fehlt und denen der Einblick in das Innere der Arbeitsstätten verschlossen bleiben muß. Zu einer Beurteilung der vorgetragenen Fälle würde den Betreffenden die richtige Unterlage fehlen, da ihnen nur die Auffassung der einen Partei zugetragen würde und die Prüfung des Thatbestandes an Ort und Stelle nicht zugänglich wäre, so daß schließlich hiermit am ehesten Gefahr gelaufen würde, eine Einrichtung zu schaffen, welche eine einheitliche Spitze gegen die Arbeitgeber richtet, wie es seltsamer Weise seitens des preußischen Regierungsvertreters von einer weiblichen Gewerbeinspektion gemutmaßt wurde, die doch aber jedenfalls im Verkehr mit beiden Teilen eine größere Objektivität zu erlangen vermöchte.

Von einer direkten Intervention dieser Ausschüsse von Frauenvereinen läßt sich nicht viel erwarten. Das Gros der Unternehmer wird sich irgendwelche Einmischung von dieser nicht amtlichen Seite, der noch dazu die erste Voraussetzung der Sachkenntnis fehlt, kaum gefallen lassen. Es würden sich wahrscheinlich, wie immer bei dem Dazwischentreten derartiger örtlicher Instanzen — gesetzt, dieselben wollen wirklich etwas leisten — häßliche Spannungen und Konflikte in einander nahe stehenden Kreisen ergeben, die bei dem gleichen Eintreten einer Regierungsbehörde gar nicht denkbar sind. Eine irgendwie wirksame Vertretung der Arbeiterinneninteressen, soweit sie mit den inneren Einrichtungen der Betriebe verknüpft sind, schiene sich aus dem Plan des Herrn Wörishoffer nur eben dann zu ergeben, wenn das vom Ortsverein gesammelte Material in die Hände von Gewerbeinspektorinnen gelegt werden könnte, die es an dem Befund in den Arbeitsstätten selbst prüfen und verifizieren könnten, die aber vor allem auch das Ergebnis mit Wahrnehmungen, die sie aus einem weiteren Erfahrungskreis heraus gesammelt haben, verknüpfen könnten und für die Weiterbildung der Gesetzgebung verwerten.

Denn hier, grade an dem Punkt, wo Herr Wörishoffer meint, daß die Qualifikation von Frauen für die Gewerbeinspektion aufhört, glauben wir, daß die wichtigsten und wohl zu lösenden Aufgaben ihrer harren. — Nichts erscheint uns bei der ganzen Frage von größerer Wichtigkeit, als daß Frauen durch ein derartiges Amt die Gelegenheit gegeben wird, das weibliche Erwerbsleben nach allen Richtungen hin zu studieren und aus seinen kleinen und großen Eigentümlichkeiten heraus die Gesichtspunkte zu gewinnen, die für die Vorbereitung gesetzgeberischer Maßregeln von Bedeutung werden können. — Ihre Beobachtungen werden anders ausfallen als die ihrer Kollegen — eingehender, weil ihnen die Möglichkeit gegeben ist, Vertrauliches von der Arbeiterin zu hören; verständnisvoller, weil eigene Instinkte und Lebenserfahrungen ihnen bei der Deutung der Verhältnisse zu Hilfe kommen. Ein neues, ergänzendes Element würde durch sie in die Anschauungsweise der Behörde treten und sich allmählich auch den leitenden Stellen mitteilen. Die Gewerbeinspektion soll ein Lugaus sein auf sozialem Gebiet! Bei den tiefgehenden Umwälzungen, die aber gerade das weibliche Arbeitsleben in unseren Tagen erfährt, möchten wir auch Frauen in den überschauenden Stellungen sehen, welche die Möglichkeit geben, die Veränderungen, die sich vollziehen, frühzeitig zu erkennen und in die Bahnen zu lenken, die für den Kulturfortschritt unseres Geschlechtes die Richtigen sind. — Man hat, um noch ein Mal auf das viel herangezogene Beispiel Englands zu kommen, dort die Beamtinnen direkt unter den Chef-Inspektor gestellt, auf einen Platz, wo sie speziell dazu benutzt werden können, Untersuchungen allgemeiner Natur zu machen.

Bei der Dezentralisation der deutschen Gewerbeinspektion kann man sie sich bei uns aber wohl nur als die Assistentinnen der Gewerberäte denken, denen es wohl schließlich auch gelingen würde, ihre Dienstthätigkeit, je nach den Bedürfnissen des Bezirkes in richtiger Weise abzugrenzen. Allerdings wäre es vielleicht wünschenswert, die Inspektorinnen insofern selbständiger zu stellen, als sie besondere Jahresberichte zu verfassen hätten, damit ihre Stimmen auf dem Weg durch die verschiedenen Regierungsinstanzen bis in das Ministerium hinein nicht allzu sehr verhallen könnten. Auch müßte eine Verbindung unter ihnen selbst bestehen, damit ein Austausch von Erfahrungen und eine gegenseitige moralische Unterstützung möglich wäre.

Aber die feste Ausgestaltung würde ihre Stellung erst durch die Praxis erhalten, wie ja überhaupt die ganze Frage in ein Stadium gerückt ist, wo nur ein mutiges Experiment etwas neues und ausschlaggebendes darüber sagen könnte! — In Hessen wird es versucht und gelingt hoffentlich durch eine glückliche Personenwahl. Wenn keiner der anderen Bundesstaaten diesem Vorgehen folgt, so ist doch jedenfalls, wie auch Herr Wörishoffer zu glauben scheint, Aussicht vorhanden, daß bei der Ausdehnung der Schutzgesetzgebung auf die hausindustriellen Betriebe Frauen in irgend welcher Form in den Dienst der Inspektion gestellt werden. Es würde ja auch in der That schwer halten, ohne solche die gesetzliche Fürsorge in das Heim der Mädchen und Frauen hineinzutragen. Vielleicht entwickeln sich nun infolgedessen die Dinge so, daß es in diesem engeren Rahmen den Frauen gelingt, den Beweis für ihr segensreiches Wirken zu erbringen, die Furcht vor einer weiblichen Amtsthätigkeit zu zerstreuen, und von hier aus auch das übrige Gebiet des Arbeiterinnenschutzes zu erobern.

Die öffentliche Erörterung von hervortretenden Fällen sittlicher Verwilderung.

Von Prof. Wilh. Foerster in Berlin.

Der Herr von Hammerstein, der Herr Fritz Friedmann, die Herren Leist, Wehlan, Peters und wer sonst noch in der letzten Zeit durch hervorgetretene sittliche Verwilderung den allgemeinen Unwillen erregt hat, sollen sie wirklich andauernd im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen und in dem großen Drama der Kultur-Entwickelung unseres lieben Deutschland, welches so viele erfreuende und wohlthuende Vorgänge aufzuweisen hat, uns selber und den anderen Nationen sozusagen als Träger von Hauptrollen erscheinen?

Ich stimme keineswegs denjenigen zu, welche es von den

Engländern rühmen, daß sie es zu vermeiden wüßten, ihre eigenen Landsleute bloßzustellen und das viele Böse, was unter anderm auch in ihren Kolonien geschieht, an die große Glocke zu hängen. Ich meine, daß es uns Deutschen zur Ehre gereicht, wenn wir den Gedanken irgend welcher Vertuschung oder Beschönigung der Unthaten, die von Landsleuten begangen werden, mit Empörung von uns weisen. Eine Regierung, die das versuchen wollte, würde auch jetzt noch der allgemeinen Verachtung anheimfallen. Es ist aber ein großer Abstand zwischen Vertuschung und Beschönigung einerseits und andrerseits der Abneigung gegen das Wühlen in den widerwärtigen Einzelheiten des Gebahrens jener sauberen Herren.

Gewiß würde mehr Ruhe und Maß in den Erörterungen der Tribüne und der Presse über solche, der Menschheit und der Nation zur Unehre gereichende Vorgänge eingehalten werden, wenn nicht offenbar bei unseren Behörden, von unten auf bis zu den Ministern, trotz der redlichsten individuellen Moral der meisten Beamten selber, immer noch und in mancher Hinsicht vielleicht sogar stärker als früher, besondere korporative oder sozial-politische Autoritäts-Gesichtspunkte vorwalteten, mitunter auch mit allzu großem Gewicht formal-juristische Bedenken die Entscheidungen beeinflußten. Durch ausdrückliches Bekenntnis zu jenen Autoritäts-Gesichtspunkten oder durch stillschweigende, aber zweifellos durchschlagende Berücksichtigung derselben bei den Entscheidungen wird leider häufig genug der Anschein hervorgerufen, als ob bei der Behörde eine der Grundsäulen der öffentlichen Moral nicht unbedingt feststehe, nämlich die Überzeugung, daß die tiefste und gefährlichste Schädigung jeder Autorität in der Zurückdrängung der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit zu Gunsten irgend eines Autoritäts-Interesses besteht. — Wäre die öffentliche Meinung in diesem Punkte völlig sicher, so würde sie gewiß auf viele empörte und ungeordnete Erörterungen verzichten, bei denen doch auch die Gefahr vorhanden ist, daß einer wahrhaft gerechten und gründlichen Prüfung des Sachverhaltes vorgegriffen und die gewissenhafte Menschlichkeit getrübt wird, welche das öffentliche Urteil auch dem größten Uebelthäter schuldet.

Das Übermaß der Beschäftigung des öffentlichen Urteils mit sensationellen Vorgängen und sittlich verwilderten Personen hat aber überhaupt sehr üble Folgen für die Gesittung des Einzelnen und des Gemeinschaftslebens. Es ist zunächst zweifellos erwiesen, daß die Art von Berühmtheit, welche das öffentliche Gerede, die Verbreitung von Bildnissen und dergl. den Übelthätern verleiht, in anderen Menschen, welche bereits in sittliche Verwirrung geraten sind, mitunter dazu beiträgt, die letzten Schranken gegen frevelhafte Entschlüsse niederzureißen. Viel wichtiger als solche vereinzelte extreme Wirkung ist aber für weite Kreise der Gemeinschaft die Verunreinigung der Einbildungskraft, welche durch allzu anhaltende und eingehende Beschäftigung der öffentlichen Erörterung, zumal der Presse, mit den Einzelheiten der widerlichen Vorgänge bewirkt wird. Diese Verunreinigung, die keineswegs ein ausreichendes Gegengewicht in abschreckender Beispiels-Wirkung findet, vermindert in zahllosen Fällen die Sicherheit und Energie derjenigen Antriebe, welche aus dem ungetrübten Vertrauen auf die Stärke des Reinen und Guten hervorgehen, d. h. auf die weltüberwindende Kraft des in den Seelentiefen des Menschen wohnenden Sehnens nach reiner und dauernder Harmonie gegenüber dem ruhelosen Andrängen der augenblicklichen Antriebe von niederen Wohl- und Weh-Gefühlen. Es ist klar, welche enorme Verminderung an sittlicher Stärke in dem gesamten Gemeinschaftsleben durch solche bei zahlreichen Schwächeren eintretende Wirkungen zugleich mit Steigerungen der niederen Reizungen durch die entsprechenden Erregungen der Phantasie hervorgebracht wird.

Gewiß soll man das Verbrechen und die Verbrecher mit allem Ernst und aller Deutlichkeit öffentlich brandmarken und das öffentliche Gewissen stetig und vollständig in Kenntnis erhalten von den Gefahren und Übeln, welche der Gemeinschaft von dieser Seite drohen, aber man soll in den bezüglichen Berichten und Darlegungen mehr Maß halten, als es wirklich geschieht. Die vereinzelten extremen Fälle nehmen nach Umfang und Lebhaftigkeit der Darstellung einen viel zu hervorstechenden, ganz ungehörigen Platz ein. Für die Sozial-Wissenschaft und die Pathologie haben sie keineswegs eine so viel höhere Bedeutung, als die viel zahlreicheren kleineren Verfehlungen und Verbildungen, aus denen sich die umfassenderen Übel- und Notzustände zusammensetzen, die das Gemeinschaftsleben so schwer bedrücken.

Man möge daher endlich aufhören, Verbrechen und Verbrecher als etwas höchst Interessantes zu behandeln. Je tiefere Einblicke die ernste wissenschaftliche Betrachtung in dieselben thut, desto mehr verlieren sie an individuellem Interesse, desto mehr gesellen sie sich zu den übrigen Krankheitserscheinungen in der Menschheit, und an den Schilderungen von Kranken und Krankheitszuständen hat doch niemand mehr ein sensationelles Interesse. Ihre nähere Prüfung wird eben dem Arzte überlassen.

Keineswegs will ich hiermit sagen, daß künftighin sich bloß Fachmänner, etwa Kriminalisten und Ärzte, näher um die Verbrecher bekümmern sollten. Die Gemeinschaft darf keine ihrer Pflichten dauernd aus dem Gesamtbewußtsein verlieren. Auch die Fachmänner bedürfen, wie jeder von uns, unablässig einer gewissen sozialen Kontrolle, sonst entartet auch ihre Bethätigung.

Aber die pflichtmäßige Bekümmerung der öffentlichen Meinung um sittlich Verwilderte könnte und sollte in ganz anderer Weise zum Ausdruck kommen, als durch die unsäglichen Wiederholungen und die ebenso ungeordneten, wie unverbürgten Schilderungen, welche wir von der Tribüne und der Presse über diese Dinge erdulden müssen.

Es sollten bei den öffentlichen Erörterungen die allgemeineren und tieferen Gesichtspunkte mehr zur Sprache kommen, die sich aus den besonderen Thatsachen und auch aus der Art ihrer Beurteilung, z. B. in den parlamentarischen Versammlungen ergeben. Beispielsweise wäre es höchst wichtig, auf Grund der letzten Äußerungen im Reichstage über den Fall Peters die Gleichgiltigkeit ans Licht zu stellen, mit welcher von den meisten Rednern der Verkehr von hohen Kolonial-Beamten, Offizieren und überhaupt eines großen Teils der ganzen „zivilisatorischen" Männergesellschaft mit den armen Negerweibern erwähnt wird. Der sittliche Unwillen erhebt sich zwar gegen die Scheußlichkeit, daß ein hoher Kolonial-Beamter ein Weib an den Galgen bringt, mit dem er notorisch Umgang gepflogen habe; aber die meisten Redner, auch von seiten der Regierung, haben kein Wort des Unwillens darüber, daß in den Kolonien überhaupt eine der schwersten sozialen Sünden auch von hohen Beamten und Befehlshabern begangen wird und noch dazu mit so cynischer Schamlosigkeit begangen und eingestanden wird, nämlich die abscheuliche Infamie, dienende Weiber zu entwürdigen. Und die Entartung, welche hierin liegt, hat natürlich vergiftende Nachwirkungen auch auf die Gesinnung und Lebensführung weiter Kreise in Deutschland selber. Unsere Geistlichkeit aller Konfessionen hat bei Gelegenheit des Falles Leist würdige und ernste Worte hierüber gesagt. In den letzten Reichstagssitzungen ist auch von seiten der kirchlichen Parteien dasselbe geschehen, aber man muß doch sagen, daß von diesen Seiten, welche mit Gesichtspunkten idealster Art an den Kolonisierungs-Bestrebungen teilnehmen, noch lange nicht genug geschieht, um die Schmach abzuschütteln, daß sie vielfach Schulter an Schulter mit solchen Leuten arbeiten müssen.

Von den großen Kirchengemeinschaften müßte es überhaupt als eine tiefe Demütigung empfunden und ausgesprochen werden, daß sie gerade nach diesen Seiten der Sittigung hin in denjenigen Kreisen, denen ihre eigenen leitenden Kreise am nächsten stehen, z. B. in den militärischen, so überaus geringen Einfluß haben. Neuerdings sind einige treffliche Männer aus der Landgeistlichkeit mit Darlegungen, die von höchstem sittlichen Unwillen über die bezüglichen Zustände erfüllt sind, vor die Öffentlichkeit getreten; aber im allgemeinen scheint gegenüber den sogenannten „konservativen" Mächten, mit

denen die Kirche sonst im Bunde steht, die sittliche Energie der letzteren in solchen Dingen, wie u. a. auch in den Fragen des Alkoholismus, eine gewisse Lähmung erlitten zu haben. Neuerdings mehren sich glücklicherweise die Anzeichen, daß in vielen kirchlichen Männern das Bewußtsein der Unerträglichkeit dieser Lage erwacht ist.

Wenden wir uns mit einigen Worten zum Ausgangspunkte unserer Darlegung zurück.

Ernste Einkehr soll beim Anblicke sittlicher Verwilderungen in jede Seele einziehen, tiefere und wahrhaft förderliche Erörterungen, die über den einzelnen Fall hinausgehen, sollen sich an die öffentlichen Berichte über Verbrechen und Verbrecher knüpfen, aber wir sollen es vermeiden, durch anhaltendes, skandalisierendes Gerede und Geklätsch über derartige Vorkommnisse solche sittigende Wirkungen zu übertönen und der gedankenlosen Befriedigung des niederen Sensationsbedürfnisses der Phantasie Vorschub zu leisten.

Zur Beurteilung der Arbeiterbewegung.

Gegen meine Beurteilung der Sozialdemokratie und der gewerkschaftlichen Kampforganisationen (vgl. die Notiz Anarchismus und Sozialdemokratie in Nr. 11) ist mir von einem selbständig denkenden Arbeiter ein Protest zugegangen, der einer eingehenden Beantwortung wert ist. Der Einsender steht der Sozialdemokratie mit Recht sehr kritisch gegenüber: „In einer wahrhaft bedauerlichen Weise", so sagt er, „sind die Ansichten dort einseitig tendenziös beeinflußt, man schreit mit, man berauscht sich in Selbstberäucherungswahn und handelt, wenn auch mit einzelnen anerkennenswerten Ausnahmen, im übrigen beim werktäglichen Thun und Treiben nach rein selbstsüchtigen, nicht aber nach sozialen Trieben. . . ." Zu der Polizeibeaufsichtigung „geben die offiziellen Vertreter der Partei durch die Art, wie sie und ihre Presse sich nach außen gebärdet, genügend Veranlassung und drücken den wahren Feinden der Arbeiter die Waffen in die Hände, damit diese die Mittel der Regierungsgewalt gegen sie auszuspielen vermögen". Von diesem Standpunkte aus ist der Einsender denn auch sehr erstaunt über meinen Vorschlag, die Regierung solle der Partei einen jährlichen Zuschuß zahlen als Dank für deren Verdienst um Aufrechterhaltung des öffentlichen Friedens. Ich habe diesen Vorschlag natürlich nicht ernst gemeint, sondern nur die Kurzsichtigkeit der Regierung durch die Kontrastwirkung einer solchen Zumutung beleuchten wollen. Gewiß hätte es näher gelegen, der Gewerkschaftskommission solchen jährlichen Zuschuß zu wünschen, weil diese speziell die ökonomischen Bestrebungen der Arbeiter vertritt — aber da die wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen ihre Verfolgung gerade dem Schrecken vor der revolutionären Sozialdemokratie verdanken, so scheint es mir vor allem nötig, für die Ausbreitung eines gerechteren Urteils über die sozialethischen Verdienste der Sozialdemokratie zu wirken. Diese Verdienste werden vielfach von den geistig entwickelteren Arbeitern unterschätzt, die ein offenes Auge für die demagogischen und dogmatischen Entartungen innerhalb der Partei bekommen haben. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die Mäßigung und Besonnenheit, welche dem letzten Streik der Konfektionsarbeiter die Sympathie und die Bewunderung der öffentlichen Meinung gewonnen hat, in erster Linie als das Ergebnis der Aufklärung und Schulung seitens der *politischen* Organisation bezeichnet werden muß. Die gewerkschaftliche Organisation umfaßte erst den allerkleinsten Teil der im Schneidergewerbe Beschäftigten, während die politische Agitation in Wort und Schrift seit Jahren die weitesten Kreise beeinflußt hat. Diese Aufklärungsarbeit der politischen Organisation, welche die Erbitterung der Massen in einen weitausschauenden sozialen Idealismus hinübergeleitet, welche durch eine bewundernswerte Bildungsorganisation die geistigen Bedürfnisse des Arbeiters geweckt und entwickelt hat, welche in ihren sozialen Theorien dem persönlichen Haß keinen Raum gewährt, sondern immer wieder die allgemeinen wirtschaftlichen Ursachen der heutigen Not in den Gesichtskreis der Kämpfenden rückt und den Ausbeuter als das Opfer eines unentwickelten Systems betrachten lehrt — diese ganze Aufklärungsarbeit hat trotz mancher sozialwissenschaftlicher Irrtümer den Hauptanteil an der besonnenen und geordneten Führung der gewerkschaftlichen und politischen Kämpfe der deutschen Arbeiterklasse. Auch ist das Solidaritätsgefühl und die Begeisterung der durch ein neues soziales Ideal verbundenen Arbeiterschaft der beste Boden für eine großangelegte gewerkschaftliche Organisation. Das haben die englischen Arbeiter oft mit Neid konstatiert; beginnen sich doch bei ihnen bereits vielfach Spuren eines antisozialen Gewerkschaftspartikularismus zu zeigen. Was nun den Anteil der Parteien an der Gewerkschaftsbewegung betrifft, so ist es ja wahr, daß einige der älteren Führer dieser neuen Richtung recht abgeneigt gegenübergestanden haben. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß die gewerkschaftliche Organisation erst von dem Augenblick an in rechten Fluß geriet, als sich die Sozialdemokratie der Sache bemächtigte und eine Reihe ihrer talentvollsten Agitatoren und Organisatoren der wirtschaftlichen Bewegung zur Verfügung stellte. Wer sich heute unter den Führern der deutschen Gewerkschaften umsieht, der kann bemerken, daß sie fast alle ihre Schulung der Sozialdemokratie verdanken. Auch Johannes Timm, der Leiter des Konfektionsstreiks, hat früher jahrelang ein *politisches* Parteiblatt redigiert und ist in erster Linie politischer Agitator gewesen, bevor die Leitung des Schneiderverbandes in seine Hände überging.

Es liegt mir gänzlich fern, die Sozialdemokratie zu verherrlichen, ich habe selbst in Arbeiterkreisen im Sinne des Einsenders Kritik geübt — aber wer bedenkt, daß nichts so sehr die Entfernung zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft gesteigert hat, als die denkträge und nervöse Beurteilung der sozialdemokratischen Bewegung, der wird mir Recht geben, wenn ich eine durchgreifende Berichtigung des öffentlichen Urteils in dieser Beziehung als eine Hauptbedingung der endlichen Versöhnung bezeichne.

Der Einsender wendet sich nicht nur gegen die Überschätzung der Sozialdemokratie, er steht auch dem organisierten Streikwesen ablehnend gegenüber. Der Wert einer Geldunterstützung sei hier ein sehr fraglicher und bewirke nur, daß man auf der andern Seite diese mit gleichen Mitteln und festerem Zusammenschluß zu paralysieren versuchen würde. Die ganze Sache wäre dann immer nur eine Machtfrage, in welcher der Stärkere Sieger bleibe und nur gegenseitige Erbitterung hervorgerufen würde. Der für die Zukunft einzig richtige Weg scheint ihm darin zu liegen, daß den Organisationen der Arbeiter sowie der Arbeitgeber Korporationsrechte verliehen und ein in organischer Weise aus den Kreisen der Interessenten hervorgehendes Schiedsgericht eingesetzt würde. Dem Einwand gegen den Wert der Geldunterstützung hat schon Kautsky entgegnet, daß die materiellen Aufwendungen der Unternehmer ihre Grenze in den gewaltigen Verlusten haben, die ein längerer Stillstand der Produktion schon durch den Bruch der Lieferungsverträge mit sich bringt. Was aber die gegenseitige Erbitterung betrifft, so hat die Entwickelung der englischen Gewerkvereine bewiesen, daß gerade eine umfassende und finanziell gesicherte Streikorganisation das beste Mittel ist, um die nur aus rachsüchtiger Erregung geborenen Ausstände zu beseitigen und statt des gegenseitigen Vernichtungskampfes ein besonnenes und gerechtes Abwägen der gegenseitigen Ansprüche zu fördern. Wäre die finanzielle Machtentwickelung einer Streikorganisation gleichbedeutend mit der Steigerung des sozialen Kriegszustandes, so wäre es unmöglich, daß in England die Einigungsämter gerade in den Gewerben am erfolgreichsten funktionieren, in welchen die stärksten Gewerkvereine sind. Die Führer dieser Gewerkvereine treiben heute Handelsstatistik, statt Gewaltreden zu halten, ein hohes Gefühl der Verantwortung ist in ihnen entwickelt, da das Schicksal von tausenden von Familien von der Besonnenheit ihrer Entscheidungen abhängt — aber man soll bedenken, daß die in diesen Vereinen organisierten Massen eben nur durch die *Organisation* des Kampfes, die allein einen geordneten Ausgleich der Forderungen, d. h. den sozialen Frieden vorbereiten kann, zur Abklärung ihrer ungeordneten Instinkte und zum Verständnis für die Situation des Gegners erzogen werden konnten. Diesen Erziehungsprozeß müssen auch unsere Arbeitermassen erst durchmachen — sonst wird jede Schiedsgerichtsentscheidung als ein Verrat der Führer an der Arbeitersache von erregten Volksmassen verworfen werden, ganz abgesehen davon, daß die gegenwärtigen Machthaber den Arbeitern das volle Körperschaftsrecht bis zum letzten Atemzuge verweigern werden; — was man verstehen kann, weil die volle rechtliche Anerkennung der Arbeiterorganisationen auch in England erst den Schlußstein jener langen organisatorischen Entwickelung war, welche die Massen so erzog und aufklärte, daß sie den herrschenden Klassen staatsmännische und hochgebildete Männer als Vertrauensleute des arbeitenden Volkes und als lebendige Zeugen seines hohen intellektuellen und moralischen Fortschrittes gegenüberstellen konnten. Zur weiteren Begründung dieser Auffassung werden wir in nächster Nummer einen Überblick über die Geschichte der englischen Gewerkvereine geben.

Vermischtes.

Großmut. Das Berliner Schöffengericht hat zehn Monate Gefängnis über die drei Arbeiter verhängt, welche einen Abdruck des bekannten Militärgnadenerlasses entwendeten und dem „Vorwärts“ zur vorzeiligen Veröffentlichung übergaben. Der „Vorwärts“ schreibt über diesen Fall:

> Zehn Monate wegen der Wegnahme eines selbst vom Ankläger als *wertlos* anerkannten Stück Papiers, das erinnert an die Zeiten, in welchen ein Angeklagter wegen Diebstahls eines *wirklichen* Wertgegenstandes mit dem Tode bestraft wurde.
>
> Dem Oberstaatsanwalt und gewissen anderen Leuten mag diese Verurteilung als eine große Genugthuung erscheinen. Das Volk urteilt anders; es sucht in diesem Rechtsspruch nur einen neuen schlagenden Beweis, in welchem unüberbrückbar tiefen Gegensatz sich nach und nach unsere Rechtsprechung zu den allgemeinen Volksanschauungen stellt.
>
> Man mag über den Fall der Wegnahme eines bedruckten Stückes Papier, dessen Inhalt so wie so für die Öffentlichkeit bestimmt war, denken wie man will, ein Urteil, wie es das Schöffengericht in dieser Sache aussprach, klingt an eine Rechtsprechung an, wie sie sonst nur vor *politischen Ausnahme-Gerichtshöfen* vorzukommen pflegt.

Auch wir sind der Ansicht, daß hier wieder ein Akt der Klassenjustiz vorliegt. Die Richter haben — wenn auch ohne es zu wissen und zu wollen — die Angeklagten nicht nach ihrem thatsächlichen Gehalt an gemeinschädlicher Willensrichtung beurteilt, sondern nach dem Grade des Aergernisses, welches ihre Handlung bei den Gegnern der Sozialdemokratie erregt hat.

Aber wenn die Sozialdemokratie die Opfer der Klassenjustiz beklagt und im Namen einer würdigeren Auffassung des Klassenkampfes bedauert, daß die Justiz auf diese Weise zu einem Kampfmittel im sozialen Kriege entwürdigt wird, so möge sie vor allem auch selbst das Beispiel einer vornehmeren Kriegführung geben. *Die politische Verwertung von entwendeten Aktenstücken und Privatbriefen gehört nicht in die Taktik einer großen Kulturpartei,* sondern in die Taktik von Menschen, die endgiltig darauf verzichtet haben, ihre Gegner geistig und moralisch zu überwinden und die nun durch hämische Ausbeutung jeder Gunst des Augenblicks deren giftigen Haß schüren, statt sie durch Großmut zu erziehen und so den inneren Wert der eigenen Sache in seiner Wirkung zu erhöhen. Sollte der „Vorwärts“ aber den offenen Kriegszustand proklamieren und die Meinung vertreten, daß in dem sozialen Ringen der Gegenwart kein gemeinsames Sittengesetz, kein versöhnender Anstand dem rücksichtslosen Klasseninteresse entgegenwirken dürfe — nun, so möge er auch der herrschenden Klasse das Recht geben, ihre Machtmittel ohne feinere Wahl auszunutzen und den schonungslosesten Gebrauch von ihrem Einfluß auf Justiz und Gesetzgebung zu machen. Doch ebenso wie mit der steigenden Kultur selbst die Kriege menschlicher geworden sind, so wird das wachsende Bewußtsein menschlicher Zusammengehörigkeit auch den Klassenkampf immer mehr veredeln. Allerdings können die streitenden Mächte hier keine Genfer Konvention schließen; es bleibt kein anderes Mittel, als daß derjenige den Anfang zur Großmut macht, der am aufrichtigsten der allgemeinen Gesittung dient und daher am leichtesten die kindlichen Wohlgefühle über eine gelungene Blamage des Gegners zu opfern vermag.

Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur.

Die schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur wurde am 31. Januar d. J. in Zürich definitiv begründet, dieselbe zählt bereits 100 Mitglieder aus allen Parteien und Ständen, Männer und Frauen, wovon etwa $^1/_2$ in Zürich selbst wohnen. In den Vorstand wurden gewählt die Herren: Professor *Forel*, Professor *Haggenmacher*, Gustav *Maier*, Schriftsteller in Zürich, Pfarrer *Pflüger* in Dußnang, die Frauen Dr. Bloch, Claassen und Dr. Dobel in Zürich.

In der Sitzung vom 6. März wurde auf Grund eines eingehenden Referats von Pfarrer Pflüger der *Arbeitsplan* der Gesellschaft behandelt. Einige Grundgedanken des Referats mögen hier wiedergegeben werden.

Die *Thätigkeit im Innern der Gesellschaft* soll im wesentlichen darauf abzielen, unter Überwindung aller einseitigen, trennenden Parteibestrebungen eine gemeinsame ethische Grundlage für das Gemeinschaftsleben zu gewinnen. Das Hauptbindemittel und die kräftigste Anregung für die Glieder der Gesellschaft sollen naturgemäß die *Sitzungen* sein; auf das darin pulsierende Leben kommt sehr viel an; damit die Sitzungen ausnahmslos geistiger Anregung voll sind, darf an denselben nie ein *Referat* fehlen. In diesen Referaten sollen abwechselnd theoretische und praktische Themata behandelt werden. Die erstern beziehen sich vor allem auf die Fragen der humanen Ethik, sowie auf die mit der Ethik im Zusammenhang stehenden Gebiete der Psychologie, Kulturgeschichte und Nationalökonomie, die praktischen Themata bringen Fragen der sozialen Moral, der Sozialpolitik und der Rechtswissenschaft zur Behandlung, ohne daß Erörterungen über individuelle Lebensführung und Erziehungsgrundsätze zu kurz kommen sollen.

Sodann wurde vom Referenten der Anstoß zur Gründung einer *Gesellschaftsbibliothek*, wofür die wichtigsten Werke der ethischen und soziologischen Wissenschaften angeschafft werden sollen, gegeben; ebenso die Einrichtung einer *Lesemappe für ethische und soziale* Litteratur angeregt; die unentgeltliche Abgabe des von Gustav Maier herausgegebenen Flugblattes „Ethische Korrespondenz“ an die Gesellschaftsmitglieder befürwortet und endlich einer künstlerischen Veredlung der Geselligkeit an einem oder zwei jährlichen *Familienfesten*, wozu auch Familienangehörige und Freunde und Bekannte eingeführt werden dürfen und sollten, das Wort geredet. Soviel zur Skizzierung des Innenlebens der ethischen Gesellschaft.

In Bezug auf die *Thätigkeit der ethischen Gesellschaft nach außen, auf weitere Kreise des Volkes,* unterschied der Referent zwei Hauptrichtungen: einmal die Bestrebungen zur *Hebung der Volksbildung* und sodann die Maßnahmen zur *Reform der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse*.

Ein weites Feld der Bethätigung eröffnet sich auf dem Gebiet der erweiterten *Volksbildung*, während die Jugenderziehung in der Schweizer-Schule sich einer verhältnismäßig guten Fürsorge und Pflege schon erfreut. Eine unerläßliche Bedingung für den ethischen und sozialen Fortschritt der Völker ist nach der Ansicht des Referenten die *Erweiterung der Volksbildung*, die auch in der Schweiz noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Immer mehr wird erkannt, daß durch die üblichen über alle möglichen und unmöglichen Themata stattfindenden Einzelvorträge kein zusammenhängendes Wissen und Erkennen hervorgerufen wird, daß es vielmehr zusammenhängender Lektionen in vielstündigen Kursen bedarf, um die Hörer mit dem Wissensgegenstand vertraut zu machen. Referent gedenkt der von Amerika und England ausgegangenen University-Extension, die auch auf dem Kontinent schon da und dort Wurzel gefaßt hat. Diese Bewegung bezweckt, möglichst breite Schichten der Bevölkerung mit dem Stande und den Ergebnissen der Wissenschaft bekannt zu machen, anstatt diese, wie bisher, auf die Fachkreise und eine geringe Zahl von Gebildeten zu beschränken. Es handelt sich dabei nicht um oberflächliche Popularisierung, wie sie durch die üblichen Einzelvorträge herbeigeführt wird, sondern um einen eigentlichen, möglichst erschöpfenden *Unterricht durch Lehrkurse*. So werden in Dänemark jetzt auf 60 sogenannten Volkshochschulen jährlich über 5000 Menschen aller Stände zu allgemeiner Bildung erhoben. Der Referent plädiert nun dafür, diese Bewegung in die Ostschweiz, zuerst speciell nach Zürich zu verpflanzen und vindiziert der ethischen Gesellschaft die sofortige Anhandnahme dieser vielverheißenden Arbeit. Die Kurse sollen sich vorwiegend auf ethische, soziale, hygienische, naturwissenschaftliche Fächer beziehen; auch können Kurse für verschiedene Schichten des Volkes in Betracht kommen: für die erwachsene Jugend, für die Arbeiterschaft, für das weibliche Geschlecht, für Lehrer, für Sträflinge in den Strafanstalten, für Rekonvalescenten in Krankenhäusern u. s. w. Zur Erörterung der diesbezüglichen Fragen und zur Erledigung aller Vorarbeiten soll eine besondere *Kommission* bestellt werden, die sich mit den gemeinnützigen Gesellschaften, dem Hochschulverein u. a. in Verbindung setzen soll.

Der Referent berührt sodann noch einige andere Punkte, die sich die Gesellschaft früher oder später zur Aufgabe machen dürfte. Er fordert die *Erschließung der Schätze der Kunst für das Volk,* wofür die ethische Gesellschaft in mannigfacher Hinsicht Anregungen machen und initiativ vorgehen kann; er postuliert die Inscenierung von *Volksabenden* mit einem reichhaltigen, verschiedene geistige Bedürfnisse befriedigenden Programm; er empfiehlt für Wintersonntagsabende die Abhaltung von Vorträgen, in denen ein *Cyklus von Biographien* ethisch und sozial bedeutender Männer und Frauen vorgeführt wird; weist auf die Gründung von *Volkslesehallen* hin und befürwortet die baldige Anschaffung eines guten *Projektionsinstrumentes* (z. B. eines Pinakoscops) als eines wertvollen Veranschaulichungs- und Bildungsmittels, das die Gesellschaft jederzeit gemeinnützigen Vereinen und Lektoren unentgeltlich zur Verfügung stellen sollte. Doch empfiehlt Referent für den Anfang Beschränkung des Wirkens auf einen bestimmten Punkt, indem er glaubt, daß die Arrangierung populär-wissenschaftlicher Kurse der Gesellschaft — soweit es die Aufgabe der Volksbildung betrifft — vollauf zu thun gebe. Dann bespricht der Referent die Aufgabe der ethischen Gesellschaft in Bezug auf *Unterstützung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Reformen*, die einen wesentlichen Teil des Arbeitsprogramms der ethischen Gesellschaft zu bilden habe.

Für das soziale Wirken der Gesellschaft stellt Referent zuerst ganz allgemein folgende zwei Grundsätze auf. Die ethische Gesellschaft sei bestrebt, auf sozialem Gebiet da und dort die Initiative zur Verbesserung und Abhilfe zu ergreifen, sie strebe aber möglichst darnach, allfällige Einrichtungen und Gründungen sobald als möglich selbständig und unabhängig von der mütterlichen Gesellschaft auf eigene Füße zu stellen. Sodann: die ethische Gesellschaft mache es sich zur Aufgabe, allen denjenigen, welche irgendwie Zeit und Kraft in den Dienst sozialer und gemeinnütziger Bestrebungen stellen möchten, irgend eine geeignete Stelle und Gelegenheit für Bethätigung ihrer Kräfte anzuweisen. Es giebt — besonders im Mittelstand — nicht wenige Leute, welche ideal veranlagt sind und gerne — wenn ihnen die Gelegenheit auf dem Präsentierteller angeboten würde — einen Teil ihrer freien Zeit und Kraft dem Allgemeinwohl widmen würden; machen wir es zur

besonderen Aufgabe, für solche Personen eine angemessene Gelegenheit gemeinnützigen sozialen Wirkens zu suchen. Der Referent machte sodann einige Vorschläge betreffend das aktive Vorgehen in gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen, schlägt aber vor allem die Einsetzung einer besonderen volkswirtschaftlichen Kommission vor, die nach reiflichen Erwägungen und Beratungen seinerzeit dem Plenum Bericht und Anträge zu stellen habe. — Die Versammlung stimmte den Ausführungen des Referenten zu, und beschloß die Wahl einer sozialpädagogischen und einer volkswirtschaftlichen Kommission. Mit der Inangriffnahme der Universitäts-Ausdehnung war die Gesellschaft einverstanden, während die Beratung über das wirtschaftliche Programm noch nicht abgeschlossen werden konnte. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster in Freiburg in B.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 4. April 1896.	Nr. 14.

Inhalt: Egidy und die ethische Bewegung. — Die Feier des 1. Mai. Von E. Henke. — Verurteilungen. Von Fr. Staudinger. — An die Frauen und Töchter. Von Marie Bloch. — Vermischtes: Gewissensfreiheit. West-Östliches. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. — Briefkasten.

Egidy und die ethische Bewegung.

In Nr. 115 der Versöhnung giebt Herr von Egidy unter dem Titel „Zusammenschluß“ folgende Betrachtung:

Zusammenschluß. Das „Wiesbadener Tageblatt“ bringt in seiner Nr. 108 und 110 eine Betrachtung „Egidy und Naumann“ aus der Feder des Herrn Dr. Karl Schmidt, Hannover. ... Die Betrachtung klingt in dem Satz aus: „Man denke an das herrliche Bild, daß Naumann, Egidy und andere begeisterte Volksführer ohne Furcht und Tadel Hand in Hand gingen — bald wären ihre hohen Ziele mehr als frommer Wunsch.“ Daß ich zu einem Hand in Hand gehen mit jedem im Volke bereit bin, der in derselben Richtung wandert, in der sich meine Bestrebungen bewegen, brauche ich nicht erst zu sagen; Herr Pfarrer Naumann marschiert in derselben Richtung; daß er zu einem Hand in Handgehen bereit ist, bezweifle ich. Herr Pfarrer Naumann ist Politiker alten Schlages; als solchem ist ihm „reinliche Scheidung“ erstes Erfordernis. Ich stehe dem Herrn Pfarrer in meiner persönlichen Innenkonfession zwar vielleicht näher, als Andere, mit denen er Hand in Hand geht, aber mich belastet der Vorwurf, daß ich das, was Andere nur denken, ausgesprochen habe, und daß ich bei jeder Gelegenheit der Überzeugung Ausdruck gebe: wie die Verhältnisse sich nun einmal entwickelt haben, ist das Kirchentum ein Hindernis für die Wiederbelebung ehrlicher Religiosität in unserem Volke; folglich müssen wir diesem Kirchentum zu Leibe gehen. Dafür gehen, wie ich annehme, Andere im Volke Hand in Hand mit mir — ohne einen sichtbaren Verband zu bilden — deren Innenkonfession ich ferner stehe. Außer den meisten unserer Versöhnungsleser denke ich dabei in Sonderheit an die hervorragenden Persönlichkeiten in der „Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur“; ich nenne keinen Namen, um niemanden fortzulassen, der etwa genannt sein müßte. Ich gehe Hand in Hand mit Vielen in unserem Volke, ohne daß sie es wissen und ohne daß ich es weiß; mit Manchem vielleicht unbewußt, ohne daß wir voneinander überhaupt etwas wissen. In diesem Sinne, das heißt: ohne formelle Erklärung, gehen ganz selbstverständlich auch Pfarrer Naumann und ich oftmals Hand in Hand.

Mein ernster Wunsch ist es seit Langem, daß die drei Wochenschriften „Ethische Kultur“, „Hilfe“, „Versöhnung“ in einer Wochenschrift oder gar in einer Tageszeitung zusammenflößen; dazu auch noch andere Organe. Die Leser der „Ethischen Kultur“ und der „Versöhnung“ würden, dessen bin ich gewiß, einen solchen Zusammenschluß mit Freuden begrüßen; unter den Freunden der „Hilfe“ sind, dessen bin ich ebenso gewiß, nicht wenige, die bei diesem Gedanken zur Zeit noch von einem kleinen Schlaganfall bedroht wären. Daß Herr Pfarrer Naumann auf Diese Rücksicht nimmt, ist vom Standpunkte des zünftigen Politikers aus zu verstehen; angesichts der Forderungen, die die Gegenwart an Männer von der Begabung eines Pfarrer Naumann stellt, ist es schwer zu beklagen.

Ein engeres Zusammengehen mit Herrn von Egidy ist schon lange der aufrichtige Wunsch der Anhänger der ethischen Bewegung. Daß bisher getrennt marschiert wurde, hat wohlberechtigte Gründe gehabt. Egidy und die Begründer der ethischen Bewegung waren zwar von Anfang an einig in dem Grundgedanken der Aussöhnung der Klassengegensätze und in der Heranziehung Aller zu diesem Werke — in Wirklichkeit aber hat ihre Thätigkeit zunächst Volkskreise von recht verschiedener politischer, wirtschaftlicher und geistiger Vergangenheit ergriffen. Egidy verkündigte seine Friedensbotschaft in der Sprache des christlich-religiösen Bewußtseins, er betonte ferner, daß die deutsche Volksindividualität in den sozialen Neubildungen ihr Recht haben müsse, und er vertrat endlich eine starke und aufrichtige Hoffnung auf das Vorangehen des Fürstentums. Es war natürlich, daß ihm zuerst ganz andere Volkskreise zujubelten, als es diejenigen waren, welche ihr Interesse und ihre Mitarbeit der ethischen Bewegung zuwandten. Egidy knüpfte an uralte religiöse, nationale und soziale Gebundenheiten und Pietätsverhältnisse an und suchte traditionelle Pflichtgefühle aus ihren Gruppenbefangenheiten zum vorurteilslosen „Denken an Alle“, zur folgerichtigen Gemeinsamkeitsidee zu erweitern und mit den freiheitlichen Errungenschaften der neuen Zeit in Berührung zu bringen. Ganz anders die ethische Bewegung. Wir standen durch unsere Vergangenheit denjenigen Volkskreisen näher, welche durch die moderne wirtschaftliche Entwickelung individualistisch geworden waren, welche also auf dem Gebiete des inneren Lebens die alten Glaubenssymbole und die Anknüpfung des sittlichen Denkens an das Lebensbild Christi aufgegeben, welche auf wirtschaftlichem Gebiete die früheren sozialen Gebundenheiten zu Gunsten der Selbstverantwortlichkeit und Selbsthilfe des freien Wettbewerbs abgestreift hatten, und welche endlich in ihrer politischen Überzeugung demokratisch und voll Bedenken gegen jede fürstliche Initiative waren. Was schließlich die Stellung zur nationalen Frage betrifft, so fühlten hier die führenden Männer unserer Bewegung das besondere Bedürfnis, dem kulturfeindlichen germanischen Rassendünkel Einhalt zu thun und demgemäß zu betonen, daß weniger die germanischen Volksinstinkte als die gemeinsamen Bedürfnisse der zur nationalen Arbeit verbundenen Rassen über die Zukunft zu entscheiden hätten.

Diese Verschiedenheit der Ausgangspunkte beider Bewegungen hat im Anfang zu manchem gegenseitigen Mißverständnis geführt. Beide Richtungen haben sich inzwischen nicht nur besser würdigen gelernt, sondern sie haben sich auch innerlich entwickelt, sind freier von den Besonderheiten ihres Entstehungsherdes geworden, sehen klarer das gemeinsame Ziel. Egidys Wirksamkeit hatte einen wesentlichen Vorteil vor uns voraus. Er konnte sofort energisch sozial auftreten. Wir hatten es in der D. G. E. K. mit Männern zu thun, deren sozialpolitische Denkweise noch stark von dem laisser faire, laisser aller der Manchesterdoktrin befangen war, denen die Befreiung des Individuums im Vordergrunde stand und die dem Ruf nach neuen sittlichen und sozialen Bindungen der wirtschaftlichen Freiheit mit lebhaftem Mißtrauen gegenüberstanden. Sie waren der D. G. E. K. beigetreten, weil die Aufforderung zur Lösung des sittlichen Denkens aus den

Fesseln der religiösen Tradition ihrem Freiheitsstreben willkommen war; es war nun eine schwere und wichtige Aufgabe, diesen wertvollen und aufgeklärten Männern die sozialen Pflichten der Gegenwart nahe zu bringen. Diese Entwickelung brachte die D. G. E. K. in eine Krisis, die zunächst eine einheitliche Aktion nach außen hemmte. In allen Abteilungen gerieten die Gegensätze lebhaft aneinander. Das Eingreifen sozialdemokratischer Stimmen in die Debatte verschärfte zunächst die Gegensätze, wirkte aber schließlich doch erzieherisch. Das Klassenvorurteil wurde gebrochen, das „Denken an Alle" gefördert. Der Einblick in die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen von Freiheit, Bildung und moralischer Kultur hat in folgerichtigen Köpfen und teilnahmsvollen Herzen gewaltige Umwandlungen zu Wege gebracht. Die Unbelehrbaren und Verstockten haben sich zurückgezogen. Das jüngste Eintreten der Berliner Abteilung der D. G. E. K. für den Konfektionsstreik war ein erfreuliches Zeichen der Klärung innerhalb der Bewegung. Immerhin dürfen wir uns nicht verschweigen, daß sowohl in der Egidy-Bewegung wie in den Reihen der Ethiker die Klärung noch nicht umfassend genug ist, um ein schon jetzt völliges Zusammengehen auch der litterarischen Organe, wünschenswert zu machen. Wir haben innerhalb der D. G. E. K. noch tüchtige soziale Weckungsarbeit zu leisten, und Herr von Egidy wird unter seinen Anhängern das Hineintragen göttlicher Dinge in die Ordnung gemeinsam-menschlicher Fragen, sowie die reaktionäre Begeisterung für Staatssozialismus und germanisches Vergangenheitsrecht zu bekämpfen haben. Der Sprechsaal des deutschen Volksbundes, seit Januar d. J. mit der „Versöhnung" verbunden, ist neuerdings leider ganz erfüllt von der germanistischen Sozialpolitik des Herrn Rechtsanwalt Bleicken in Altona, der kein Organ hat für das Verständnis der unverlierbaren Errungenschaften des Liberalismus und die Rechtsinstitution des freien Privateigentums für eine wälsche Invasion hält, während sie vielmehr ein natürlicher Ausdruck der notwendigen freiheitlichen Entwickelung des deutschen Wirtschaftslebens, ein Erfordernis intensiverer Bodennutzung war und in England ganz unabhängig von Rom und in gleicher Weise wie in unserem Vaterlande das Individuum von den alten sozialen Gebundenheiten befreit hat. Ich halte diese Richtung des „Sprechsaals" für einen verhängnisvollen Irrweg, ich glaube, daß die soziale Erziehung des freigesinnten Bürgertums durch solchen gutgemeinten Vergangenheitskultus außerordentlich erschwert wird und halte es daher im Interesse tieferer Einigung für besser, wenn „der Sprechsaal des deutschen Volksbundes" und die „Ethische Kultur" mit ihrer Vereinigung noch warten, bis die innere Abklärung der beiden Bewegungen und die gegenseitige Aussprache noch weitere Fortschritte gemacht hat. Diese Entwickelung könnte dadurch befördert werden, daß die Vertreter beider Richtungen einander in Versammlungen und Zusammenkünften näher zu treten und sich gegenseitig in der gemeinsamen Arbeit zu fördern suchten. Den Ethikern ist jedenfalls die eingehende Beachtung der mündlichen und litterarischen Wirksamkeit Egidys aufs ernsteste zu empfehlen, und wenn Herr von Egidy sich zur Wahl als Volksvertreter stellt, so muß jeder von uns mit allen Kräften dazu helfen, daß der erste Ethiker seinen Einzug in den Reichstag hält.

Die Feier des 1. Mai.

Von C. Henke in Berlin.

Wie das Mädchen aus der Fremde, jene licht- und liebevolle Gestalt der Dichtung, erschien, wenn nach langem Winterschlafe neues Leben in der Natur, neues Hoffen und Lieben im Menschen erwacht, so erscheint seit einigen Jahren zur gleichen Zeit ein anderes Bild, welches im Wesen gut, in der Beurteilung der Menschen fast durchweg entstellt, bis jetzt nur Unfrieden und zeitweiliges Unbehagen hervorgebracht hat. Es ist dies die vielberühmte und vielgeschmähte Maifeier.

Wie ja alles, was immer in der Reflexion des Einzelnen Gestalt annimmt, alles Abstrakte, Ideale durch den Spiegel der Seele, so lange derselbe getrübt bleibt, in entstellter Form zu sehen ist, und nur ein völlig vorurteilsloses Gemüt, ein abgeklärter Geist dem Spiegel gleicht, in welchem uns ein der Wahrheit nahe kommendes Bild erscheinen kann; wie die erhabensten Begriffe: Freiheit und Liebe gerade so oft verkannt werden, so werden auch die aus ihnen geborenen Kundgebungen sehr oft und lange verkannt, und nicht zum wenigsten von denen, die sich für die berufensten Priester neuer Lehren halten.

So ist auch ein an sich erhabener, friedlicher Gedanke der Ausgangspunkt vieler kleinlicher Streitereien, Zänke und Kämpfe geworden, und während die Maifeier ihrem Wesen nach ein Lichtpunkt im Völkerleben ist, hat sie doch schon sehr viele Schatten geworfen und mancherlei Unheil angerichtet. Gleich ihr erstes Erscheinen drohte Unheil der schlimmsten Art zu bringen, und hätten nicht einige besonnene Geister zu bremsen verstanden, dann wäre der Triumphwagen, auf welchem jenes Fest bei uns in Deutschland eingeführt wurde, jämmerlich zerschellt, und es hätte langer Zeit zu seiner Wiederherstellung bedurft.

Wenn nun aber auch der erste Anprall keinen allzu großen Schaden angerichtet hat, so blieben doch die ferneren Aufzüge nicht ohne schlimme Wirkung, weil die Feier bis jetzt stets im Sturme der Parteileidenschaften kam und ging, so daß ihr wahres Wesen bis jetzt noch den Wenigsten klar erscheinen konnte. Auch in diesem Jahre wird das Schauspiel wieder aufgeführt werden; das Fest wird kommen, auf der einen Seite jubelnd, auf der anderen spöttisch begrüßt; und im Hintergrunde wird der Staat stehen, mit aufmerksamer Miene, bereit einzutreten, oder zufrieden lächelnd wieder abzutreten. Nachdem der Aufzug vorbei ist, wird man wieder die verschiedenartigsten Berichte lesen; die einen werden sagen: „Es war großartig", die anderen: „Es war garnichts und wird immer weniger." „Es war Begeisterung"; — „nein, es war nur Neugier." Wem soll man da glauben? Welches Urteil ist das beste? Wohl das, welches ein klarer Geist aus eigener Anschauung und Erfahrung heraus sich selbst zu bilden vermag; hierzu sollen nachfolgende Betrachtungen anregen.

Zunächst dürfte es am Platze sein, ein paar Worte zu sagen über Entstehung und Zweck der Maifeier, zumal wohl anzunehmen ist, daß viele Leser der „Ethischen Kultur" einseitig oder gar nicht darüber unterrichtet sind.

Nachdem der im Juli 1889 in Paris abgehaltene internationale Arbeiterkongreß durch umfassende Berichte aus fast allen Ländern der Erde festgestellt hatte, daß die Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsweise im wesentlichen überall die gleichen sind, kam er zu dem Schlusse, daß auch die Maßregeln zur Hebung der Arbeiter allgemein und gleichmäßig durchgeführt werden müssen. Der Kongreß stellte deshalb als Grundlage der Arbeiterschutzgesetzgebung 12 Sätze auf, deren Anerkennung und Durchführung von allen Regierungen und Gesetzgebungen „gefordert" werden solle.

Um aber diese „Forderung" immer neu zu erhalten, sie immer mehr populär zu machen, wurde folgender Beschluß gefaßt:

1. An einem bestimmten Tage in allen Ländern und Städten an die öffentlichen Gewalten (Behörden) die Forderung eines gesetzlichen Maximal-Arbeitstages von 8 Stunden zu stellen;

2. weil der amerikanische Arbeiterbund schon sechs Monate früher für eine ähnliche Kundgebung den 1. Mai beschlossen hatte, diesen als den passenden Tag festzusetzen;

3. wurde bestimmt: Die Arbeiter der verschiedenen Länder haben die Kundgebung in der Art und Weise ins Werk zu setzen, wie sie ihnen durch die Verhältnisse ihres Landes vorgeschrieben wird.

Wenn man nun die Verhandlungen jenes Kongresses liest, so findet man sofort, daß dort die sozialen Gegensätze ziemlich scharf gezeichnet wurden. Zieht man aber in Erwägung, daß man, um bei der großen Masse der schwer-

belasteten, aber auch gleichgiltigen Armen Interesse und Vertrauen zu erwecken, schon ein wenig radikal denken und reden muß, daß zu jener Zeit der erbitterten Klassenkämpfe im schlimmsten Sinne, der geheimen politischen Schiebungen die Charaktere schon nicht sanft sein konnten, so wird man sofort erkennen, daß das Fest, im Sturm geboren, auch Sturm bringen mußte. Es ist geradezu unmöglich, alle die wirtschaftlichen und psychologischen Momente, welche hier in Betracht kommen, im Rahmen eines Aufsatzes zu erörtern.

Thatsache ist aber, daß die Zeit zwischen dem Kongreß und der ersten Maifeier die klugen, aber auch besser situierten Führer zu einer ruhigen Taktik gedrängt, die Wahlerfolge des Jahres 1890 aber die wenig gebildeten, und weil naturgemäß nicht auf der geistigen Höhe der „besseren Genossen" stehenden, kurzsichtigen Massen mehr als hoffnungsfreudig gestimmt hatten.

So gährt und pufft es von unten; von oben hält man die Hände drauf, damit nichts überlaufe; in der Mitte aber liegt die große Masse und — hofft. Diese Erscheinungen sind eben nur einzelne Momente in dem großen Werdeprozeß der Kultur und Menschheitsentwickelung, sie vollziehen sich aus sich und in sich selbst, und das Einzige, was der edeldenkende Zeitgenosse thun kann, ist, die direkten üblen Wirkungen für die Zunächstbeteiligten abzuschwächen, zu mildern.

Dieses löbliche Streben, diese hohe Einsicht trat aber gerade in den Februar-Erlassen unseres jetzt regierenden Kaisers hervor. Ob diese der Initiative des Monarchen selbst oder seinen Ratgebern zu danken sind, ist gleichgiltig — die Erlasse selbst sind eine Kulturthat, welche wohl erst ruhigere Zeiten völlig würdigen werden. Dies müßte vom Standpunkte der Gerechtigkeit jeder anerkennen, gleichviel, ob er Republikaner oder Monarchist ist. In jenen Erlassen nahm der Monarch die höchste Stelle ein, die ein Fürst überhaupt einnehmen kann, die Stelle eines Versöhners, eines Reformators. Daß nachher manches anders gekommen ist, kann niemand wundern, der da weiß, wie schwer, fast unmöglich es ist, in das Rad der Entwickelung, wenn auch wohlwollend, einzugreifen; aber aus dieser Erkenntnis entsteht auch die, alle Menschen umfassende, milde Gerechtigkeit in der Beurteilung ihres Thuns und ihrer Kundgebungen.

Jene kaiserlichen Erlasse waren also auf denselben Punkt gerichtet, auf den die Beschlüsse des Pariser Kongresses hinzeigten, aber sie brachten der Regierung keine Anerkennung. Man suchte sie vom Standpunkte der Geschäfts- und Klassenpolitik aus zu diskreditieren, man suchte nach Motiven aller Art; und dadurch, daß jede übelwollende Unterstellung mit dem üblichen Eifer verfolgt und bestraft wurde, ging auch für ruhig denkende, unparteiisch urteilende Menschen die Möglichkeit verloren, jenes Wohlwollen der Regierung entsprechend zu würdigen, weil kein anständiger Mensch es wagen kann, anderen, wenn auch unbeabsichtigt, ein Bein zu stellen. Die große Masse der vernünftigem Zuspruch zugänglichen Leute wird in solchen Fällen dann von heimlichem Getuschel beeinflußt, das Übelwollen und Übelreden hat freies Spiel, wenn auch nur im Dunkel, und trifft einen wirklich das Schicksal, entdeckt zu werden, so steht er als Märtyrer da, der mittelbar neuen Unwillen erzeugt, welcher sich dann wieder gewöhnlich auf den unrichtigen Punkt hin richtet.

Auf der anderen Seite stand die Masse derer, welche in dem Fürsten Bismarck ihr Ideal erblickten, die seinen Sturz nicht verschmerzen konnten, weil mit ihm manche Hoffnung einzelner zu Grabe ging, und die Regierung hatte nirgend den sicheren Boden, den sie haben müßte, um gemeinnützige Reformen durchzuführen.

So wurde auch das bescheidene Arbeiterschutzgesetz der Regierung noch entwertet und die Versöhnungspolitik vorläufig in den Hintergrund gedrängt.

Nachdem aber im Laufe der Zeit die Ansichten sich bedeutend geklärt haben, dürfen wir wohl auf Wiederaufnahme einer menschenfreundlichen Politik hoffen, zumal dann, wenn es glückt, einer wohlwollenden Regierung auch den nötigen Halt im Volke zu verschaffen, allerdings nur zu dem Zwecke, das allgemeine Wohl zu fördern.

Es ist klar, daß vorstehende Worte Widerspruch bei vielen Lesern erwecken werden, und zwar nicht nur den radikalen, extremen, sondern auch bei gemäßigten Leuten. Das Wort Regierung hat für viele einen weniger guten Klang, und gelingt es nicht, das Ohr der durch ihn unangenehm Berührten zu fesseln, so wird mancher an dieser Stelle voll Unbehagen abbrechen, oder nur mit Mißtrauen weiterlesen. Richtiger und wohlthuender klänge vielleicht das Wort: Staatsleitung. Da man aber nie umhin kann, mit Faktoren zu rechnen, wie sie eben gegeben sind, wenn man überhaupt rechnen will, anstatt nur schmollend beiseite zu stehen, so wird man doch gut thun, jenen Machtfaktor mit Ruhe und Unparteilichkeit ins Auge zu fassen. Zunächst müßte man zu der Erkenntnis gelangen, daß die Regierung ja nur auf bestimmte Zeit übermächtig werden kann, daß sie durch das öffentliche Bewußtsein zur Umkehr, zur Mäßigung gezwungen wird, wenn nur überhaupt erst ein öffentliches Bewußtsein vorhanden ist; dann darf man auch das Edelmenschliche nicht aus den Augen lassen und wohl hoffen, daß der moderne Geist, die Freude am wahrhaft Schönen sich in allen Kreisen geltend macht.

Ganz ohne Vertrauen geht es im Menschenleben nicht, und wird das Vertrauen auch ab und zu getäuscht, so kann man doch ohne dasselbe nicht gut fertig werden. Überdies ist ja oft Mißverständnis da vorhanden, wo man bösen Willen voraussetzt; oft hat man, ohne es zu wissen, übel in den Wald hineingerufen, und wundert sich, wenn es unfreundlich zurückschallt. Aber das Vertrauen darf nicht blind sein; auch darf man nicht Unmögliches fordern, man muß mitarbeiten, nicht sich auf seine Lorbeeren legen, dann ab und zu kritisieren und kontrollieren.

Entschließt man sich, ernst und ehrlich mitzuarbeiten, praktische Vorschläge zu machen, an das Bestehende anzuknüpfen, statt sich von dem Flügelrosse der Phantasie ein paar Jahrzehnte voraustragen zu lassen; prüft man mit gerechtem Wohlwollen die Absichten der Staatsleiter, kurz: hält man sich selbst korrekt, dann kann das Vertrauen niemals allzu schwer getäuscht werden und eine unwürdige Regierung sich auf die Dauer nicht erhalten.

Allerdings muß zugegeben werden, daß es auch hierin leichter ist zu reden und zu schreiben, als danach zu handeln: Man wird nur zu oft geschoben, wo es den Anschein hat, als sei man selbst die treibende Kraft. Mancher würde gern an das Bestehende anknüpfen, es wird ihm aber keine Zeit gelassen, die unruhige Menge drängt vor, und wenn man dann nicht mitgeht, kommen andere an die Stelle, welche die Sachen dann erst recht verpfuschen. Darum ist es erforderlich, daß immer wieder durch unparteiische Belehrung mäßigend auf die drängenden Kräfte eingewirkt wird, weil man durch stetiges Vorwärtsschreiten mehr Zeit gewinnt, als durch ruckweises Springen und Zurückweichen.

Von solchen Grundgedanken geleitet, dürfte mancher zu einer anderen Auffassung der Maifeier kommen, als er sie bisher hatte, dürfte man durch den trüben Nebel der Leidenschaft hindurch den wahrhaft ethischen, idealen Gehalt der Maifeier erkennen, der sich in den Worten ausdrücken läßt: Liebe zum Vaterlande und Liebe zur gesamten Menschheit.

Dies mag denen seltsam erscheinen, welche in jedem Sozialisten einen Vaterlandsfeind erblicken, und doch sind die Sozialisten im wahren Sinne durchaus vollwertige Patrioten. Es kommt eben nur darauf an, was man sich bei dem Worte denkt. Hört man allerdings, wie einzelne Sozialdemokraten alles, was im eigenen Lande geschieht, alle seine Einrichtungen bekritteln, gedankenlos benörgeln, — das Wort Nörgler ist, für die Richtigen angewandt, gar nicht übel, — dann das Ausland herausstreichen, als ob dort schon alles beinahe vollkommen wäre, dann kann man leicht den Eindruck der Vaterlandsfeindschaft bekommen. Wer nur die Fehler hervorhebt, des Üblen erwähnt und jeden, der ein liebevolles Wort für das Vaterland spricht, hart anläßt, verhöhnt, der

ist gleich dem Huhn, welches sein eigenes Nest beschmutzt. Die aber, welche in das andere Extrem fallen, in eitlem Selbstlobe sich jeder Erkenntnis der vielen Mängel verschließen, die noch zu beseitigen sind, von deutschen Tugenden sprechen und der zahllosen deutschen Lumpen vergessen; die, welche nicht einsehen, daß es ebenso dumm und arrogant ist, von deutschem Charakter, deutscher Treue — französischem Leichtsinne u. dgl. zu reden, als wenn man von Müllerscher Tugend und Schulzeschem Laster reden wollte; die, welche beim Festmahle auf das Vaterland toasten und sich drücken, wenn es gilt, Opfer zu bringen, gern mit dem Vaterlande ein Geschäft machen und es dabei übers Ohr hauen: sind wahrlich auch keine Patrioten. Wortthelden sind keine wahren Helden, auch wenn sie in Deutschland geboren sind und ihren Stammbaum bis in so und so viele Glieder nachweisen können. Man hat die Sozialdemokraten als Königsfeinde und Republikaner mit den sogenannten Vaterlandsfeinden in einen Topf geworfen, während es viele giebt, welche der Staatsform gleichgiltig gegenüber stehen, und wieder viele, welche auch den relativen Wert der Monarchie für die Gegenwart anerkennen.

Vaterlandsfeind ist aber nur der, welcher das Vaterland innerlich zu zerrütten sucht, der Revolutionär, wie der Reaktionär, die beide sogar dem Werte nach eins sind, denn wer im Laufe der Entwickelung einen Rückschlag erstrebt, erstrebt eine Umwälzung. Der ist ein Vaterlandsfeind, der die einzelnen Glieder durch Worte oder schlechte Wirtschaftspolitik uneins zu machen sucht; der aber ein Vaterlandsfreund, der einen gesunden Fortschritt, eine Hebung der allgemeinen, alle Menschen und Landeskinder interessierenden Verhältnisse, Einrichtungen und Gesetze erstrebt.

Das Vaterland kann jeder lieben, wenn es ihm nicht durch andere Volksgenossen zur Hölle gemacht wird, wird jeder lieben, wenigstens jeder anständige Mensch, wenn eine anständige Völkerfamilie im Vaterlande wohnt. Aber wie es in der Familie einzelne Mitglieder giebt, welche ihre Geschwister zu übervorteilen, zu verleumden, zu verdummen suchen, um sie leichter betrügen zu können, wie es Familienhäupter giebt, welche gleich „König Lear“ die treuen, aber offenherzigen Kinder zu Gunsten der verlogenen, heuchlerischen benachteiligen, verstoßen, so giebt es auch im Vaterlande verstoßene Landeskinder, die entweder arbeiten müssen wie das liebe Vieh oder noch schlimmer, aber, wenn sie mit der Arbeit fertig sind, den bevorzugten Landesgeschwistern ein ferneres Wohlleben ermöglicht haben, auf der Straße oder im Asyl ein elendes Bettlerleben führen müssen.

Zwischen diesen beiden, den Lieblingen eines altersschwachen Vaterlandes und seinen vernachlässigten Kindern, die man aber als Kanonenfutter braucht, wenn es nötig ist, stehen die besten Kinder des Vaterlandes, die helfen, verbessern und das alters- und gedächtnisschwache Vaterland verjüngen wollen.

Mögen sich diese wahren, echten Kinder des Vaterlandes nun Ethiker, Versöhnungspolitiker, Sozialisten oder gar Sozialdemokraten nennen: wenn sie es ernst und gut meinen, sind sie alle eins; daß viele unter falscher Flagge segeln, ist nicht zu verhindern. Wie aber gut erzogene Kinder einer Familie gern und zu eigenem Nutzen mit den guten Gliedern anderer Familien verkehren, sich gegenseitig belehren, sittlich heben und helfen und, zu ihrer eigenen Ehre, die Vorzüge anderer Familien anerkennen, so besteht diese Wahlverwandtschaft auch zwischen den gut erzogenen Kindern der verschiedenen Vaterländer. Und wie die anständigen Glieder einer Familie es nicht leiden mögen, wenn Raufereien mit anderen entstehen, weil ein ungeschliffener Bruder aus Ehr-, Händel- oder gar Habsucht seine rohe Körperkraft probieren möchte, so sind alle anständigen Menschen aller Länder gegen Überhebung, Krieg und Länderraub. Daß schließlich auch bei den anständigen Menschen keine Freude herrschen kann, wenn Dinge gefeiert werden, die man lieber vergessen sollte, ist nur natürlich; allerdings ist es aber auch klug und notwendig, daß man etwaigen Tadel und Ermahnung in passende, wenig verletzende Form kleidet, weil man nur so auf moralisch zurückgebliebene Landesgeschwister einen guten veredelnden Einfluß ausüben kann.

Wenn nun das Maifest, dieses Fest der Vaterlands- und Menschenliebe, in diesem Sinne aufgefaßt und besonders die letzte Erwägung als richtig anerkannt wird, dann wird der 1. Mai immer weniger Gehässigkeiten im Gefolge haben.

Ob die Maifeier resp. ihre Einsetzung gerade notwendig war, ob sich die vorerwähnten ethischen Bestrebungen nicht auch ohne sie propagieren lassen, darüber kann man ja noch sehr verschiedener Meinung sein; jedenfalls war die Einsetzung der Maifeier ein politisch-ethischer Schachzug; sie ist da, und so lange sie da ist, ist es vorteilhafter, ihre guten Seiten im Auge zu behalten, und die Feier statt zu einem Kampf-, zu einem Friedensfeste zu gestalten. Bei richtiger Erkenntnis auf seiten der sozialdemokratischen Arbeiter, und ruhiger Überlegung auf seiten der Arbeitgeber und der staatlichen Organe werden alle Reibungen von selbst verschwinden.

Der großartige Gedanke an internationale Verständigung auf allen Gebieten der menschlichen Gemeinschaft ist wohl eines Gedenktages würdig; aber der immer klarer werdende Geist, die immer mehr sich ausbreitende Überzeugung, daß nur in friedlicher Volksgemeinschaft Gutes zu erreichen ist, wird auch die Feier immer mehr zu einer innerlichen, geistigen machen.

Wohl werden politische Kinder — daß sie es sind, ist ja zum wenigsten ihre Schuld — auch ferner noch hinausziehen mit ihren roten Fähnlein und treuherzig nach den Fenstern der Besitzenden blicken, ob sie sich auch wohl fürchten; wohl werden oft gehaltene Reden wiederholt werden, gerade auch von solchen, welche das mehr humoristische als kriegerische Bild im Innern belächeln, — Gefahren sind gewiß nicht vorhanden.

Mancher Polizeidirektor, Landrat oder sonstige Vorgesetzte nimmt das Fest auch nicht allzu tragisch, das zeigt seine verschiedenartige Beurteilung an den verschiedenen Orten; mancher intelligente Gensdarm oder untere Polizeibeamte würde lächelnd an einem kleinen Aufzuge vorübergehen, wenn er nicht an die Gänsehaut dächte, welche den Privatier Meyer oder den Besitzer Müller überläuft beim „Massentritt der Arbeiterbataillone“. Um sich aber nicht an der Gänsehaut solcher deutscher Helden zu reiben, schreitet dann der Beamte ein, und nun, durch sein Dazwischentreten, bekommt die Sache ein kriegerisches Aussehen. Im Fahnenträger erwacht der Heldenmut, die Genossen sehen ihn; er sträubt sich, verliert aber regelmäßig und kann froh sein, wenn der Beamte human genug ist, keinen Widerstand gegen die Staatsgewalt bemerkt zu haben.

Später gehen dann zündende Berichte an die Zeitungen, und unter der Rubrik: „Über die Maifeier“ folgt das, was man schon oft gelesen hat, mit den immer neuen Wendungen: Der Staat war wieder einmal gerettet. — Natürlich ist Beschwerde eingereicht. — Dem oder dem wurde gründlich heimgeleuchtet u. s. w.

Solche Geistesarbeit strengt nicht an, denn sie erfordert keinen Geist, bringt aber Geld und dem Redakteur zuweilen ein bekanntes Nachspiel. Da aber gewöhnlich nur die verantwortlichen Redakteure getroffen werden, geldarme Genossen, die, wie vor einiger Zeit von jemand behauptet wurde, nur das Gnadenbrot erhalten, so hat dies für manchen nichts weiter zu bedeuten.

Wenn aber erst an Stelle der Parteileidenschaften die einzige wahre Liebe tritt zur allgemeinen Menschheit, wenn der sich immer mehr regende und ausbreitende Verstand an die Stelle einseitiger Überredung tritt, dann werden auch die Schatten und Spukgestalten, welche jetzt überall, oben und unten, rechts und links ihr Dasein fristen, ihr Wesen treiben, verschwinden, und an die Stelle der geistigen und sittlichen Nacht wird treten ein wahrer Völkerfrühlingstag.

Verurteilungen.

Von Professor Dr. Fr. Staudinger in Worms.

Gustav Freytag, in seinem Büchlein über den Kronprinzen und die deutsche Kaiserkrone, ist der Meinung, „daß es den Gebietern unseres Staates besser gedeihen muß über solche zu herrschen, welche sich eine selbständige Auffassung bewahren, als über die, welche Nacken und Meinung gefügig beugen“.

Diese Worte traten mir eben beim Blättern in diesem Büchlein ganz zufällig vor Augen, gerade als mir Kopf und Herz voll war von dem Gedanken: „Wie ist's möglich, daß das Reichsgericht das Urteil gegen Dr. Förster aufrecht erhalten konnte?“ Mit Lächeln, einem halb schmerzlichen, halb überlegenen Lächeln hätte ich dieses Urteil aufgehoben zu sehen erwartet. — Erwartet? Ach nein, ich habe erwartet, was auch wirklich geschehen ist, wenn ich mich auch zuweilen nicht entschließen konnte zu glauben, daß das möglich sei. Auch das erste Urteil hatte ich ja nicht für möglich gehalten und doch erwartet, daß es so kam, so kommen mußte. — „Das ist ja ganz undenkbar, daß das Gericht auf eine solche Anklage eingeht!“ sagte mir damals ein Freund, der gerade den Artikel gelesen hatte, und ihn durchaus sachlich, würdig und respektvoll fand. Das Undenkbare aber geschah doch.

Aber wie läßt sich das seelisch begreifen? — Daß die Richter, die sich doch ihrer Verantwortlichkeit bewußt sein müssen, gegen besseres Wissen und Gewissen geurteilt haben, kann man doch nicht sagen. Man kann es auch nicht etwa bloß darum nicht sagen, weil eine solche Behauptung empfindliche Strafe wegen Amtsehrenbeleidigung zur Folge hätte; nein, man kann es vor allem darum nicht sagen, weil man die inneren seelischen Motive nicht kennt, die zu einer unser Rechtsgefühl aufs tiefste verletzenden Rechtsauffassung zu führen vermochten. Indeß, wenn wir auch die Motive nicht kennen, so müssen wir doch mindestens die Möglichkeit begreifen können, daß ein ehrlicher Mann zu solchen uns unfaßlichen Urteilssprüchen zu kommen vermag.

Vor einigen Jahren unterhielt ich mich mit einem Manne, der auf der Linken der nationalliberalen Partei steht, und den ich für einen durchaus ehrlichen Charakter halte. Wir sprachen über verschiedene Dinge im Reichstag, und er fällte hier und da recht scharfe Urteile über seine eigenen Parteigenossen. Dann kamen wir auf einen Antrag zu sprechen, der das Wahlgeheimnis durch verdecktes Einlegen der Stimmzettel in Umschläge schützen wollte. „Das ist Schwindel!“ sagte er heftig — „und aus Krakehlsucht von den Oppositionsparteien eingebracht. Unsere Wahl ist ja frei und geheim; was braucht man sie noch mehr zu schützen. Mir wäre es überhaupt lieber, wenn ganz offen abgestimmt würde. Wer braucht sich zu genieren, seine Meinung offen zu sagen!“ Ich hielt das erst für einen barocken Einfall, der nicht ernst gemeint war. Aber der Verlauf des Gesprächs überzeugte mich, daß der Mann völlig festgebissen war in dem Gedanken, ein ehrlicher Mann müsse seine Wahlstimme offen abgeben können. Absolut blind gegen die Thatsache, daß die wirtschaftlich Mächtigen die freie Meinungsäußerung mit Brotlosigkeit bestrafen, ganz ungläubig den oft angeführten Thatsachen gegenüber, daß heute das Wahlgeheimnis thatsächlich in vielen Fällen illusorisch ist, wies er jeden Einwand mit Heftigkeit zurück.

Wenn ich ihm an der Thatsache, daß Förster verurteilt werden konnte, die Folgen, welche freie Meinungsäußerung heute haben kann, klar machen würde, ich vermute, er würde diese Verurteilung ebenfalls mißbilligen, aber trotzdem in jener Hinsicht auf seinem Sinne beharren.

Wenn man solche Beispiele kennt, dann wird es einem nicht unmöglich mehr, sich jemand vorzustellen, der so sehr sich in den Gedanken der Unantastbarkeit des Herrschers eingelebt hat, daß selbst der achtungsvollste öffentliche Widerspruch gegen dessen Meinung ihm als Verletzung der schuldigen Ehrfurcht, ja, wie dem Staatsanwalt, als „unerhörte“ Beleidigung erscheint. Solch ein Mann hat denn gar keinen Blick mehr für die Verwüstung, die mit der rechtlichen Durchsetzung solchen Anspruchs in dem öffentlichen Gewissen, in dem Rechtsbewußtsein des Volkes angerichtet wird, bei denen sowohl, die den Urteilsspruch billigen, wie bei denen, die ihn zähneknirschend vernehmen und die nur die Furcht vor Strafe von öffentlicher Schmähung der Richter abhält.

Wir können also wohl den Urteilsspruch ebenso wie manch anderen, schärferen, den unsere Tage gebracht haben, menschlich verstehen. Subjektiv werden wir darum den Richter, wie jeden Menschen, der etwas uns verwerflich Erscheinendes in redlicher Absicht thut, nicht moralisch herabsetzen dürfen. Aber damit geben wir das Recht nicht preis, den Standpunkt, auf dem ein solches Rechtsbewußtsein gedeihen kann, als höchst bedenklich für unsere sittliche Entwickelung zu kennzeichnen.

Den Herrschenden kann es — um auf Gustav Freytags Worte zurückzukommen — schwerlich gedeihen, wenn diejenigen gestraft werden, welche sich eine selbständige Auffassung bewahrt haben und dieselbe auch dem Fürsten zu sagen wagen. Mag man immerhin sagen: Nicht die Thatsache des Widerspruchs, nicht die Kritik selbst, sondern die unberechtigte Form der Kritik macht den Autor strafbar: so wird man das angesichts einer solchen Verurteilung wie die des Dr. Förster in den weitesten Kreisen einfach nicht verstehen können. Man wird sich sagen: Wenn diese Form der Mißbilligung von Kaiserworten strafbar ist, wie sollen wir denn überhaupt Kaiserworte kritisieren dürfen, ohne dem Strafgesetz zu verfallen. Es wird also faktisch darauf hinauslaufen, daß die Kritik selber unter Strafe gestellt wird, auch wenn das der Richter Absicht nicht gewesen sein sollte.

Da sind nur zwei Dinge möglich: Entweder das Volk wird dazu erzogen, alles, was von oben kommt, als unantastbare Ansicht anzuerkennen, gegen die kein Widerspruch aufkommen darf; — dann wird ein Sklavensinn erzogen, der nicht den Herrschern allein, der dem ganzen Vaterlande zum Unsegen gereichen muß. Vor dem Umsturz sichert man sich damit nicht. Es giebt ja auch einen Umsturz, in dem nicht der gesunde Baum im Sturme zerbricht, sondern der morsche Baum beim leisen Anstoß infolge der inneren Fäulnis zusammensinkt. Wo aber Licht und Luft entzogen sind, da gedeihen bekanntlich Fäulnisbazillen am besten.

Aber es besteht eine zweite heute näherliegende Möglichkeit, die, daß das Volk sich nicht mehr zu dem Gedanken, daß Fürstenworte unantastbar seien, erziehen läßt; wo es schweigt, weil es eben muß, aber den Groll im Busen nährt, der dann bei Gelegenheit um so gewaltsamer und heftiger hervorbrechen muß, jemehr es zuvor schweigend ertragen mußte, daß das, was es für richtig hielt, als Frevel gebrandmarkt wurde. Auch das ist eine Erziehung. Ob sie gut ist, das wollen wir diejenigen fragen, welche, ohne es zu wollen, in solcher Art erziehen.

An ebendem Tage, an dem die Revision Dr. Försters verworfen ward, wand man sich im Reichstage und drehte sich hin und her, um die Thaten eines Dr. Peters als entschuldbar oder doch nicht sehr schwerwiegend erscheinen zu lassen. Der neben großen Entdeckern stehende, der „Geschichte angehörende“ Held verdiene eine bessere Beurteilung.

Diese Beurteilung hier, jene Beurteilung dort! Es sind nicht dieselben Personen, die dieselben fällen, aber es ist dieselbe Atmosphäre, in der sie sich bildet. Eine Rechtsauffassung, vermöge deren ein Leist, ein Wehlan so äußerst milde weg kamen, vermöge deren ein Peters sich bis jetzt noch in der Gunst der „Patrioten“ — nicht der Vaterlandsfreunde — sonnen konnte; vermöge deren auf der anderen Seite Fehler, die wir mit der schärfsten Lupe nicht zu entdecken vermögen, mit Festung bestraft werden — eine solche Rechtsauffassung geht gegen jede Faser unseres sittlichen Fühlens. „Aber Peters hat Deutschland durch Erwerbung wichtiger Kolonien erhebliche Dienste geleistet; Förster hat den deutschen Kaiser angegriffen!“ So mag es etwa in dem Empfinden jener Kreise klingen. Wir können nur bekennen, daß solche Auffassung uns fremd ist wie das Eis dem Johannistag. Und wir wissen uns in dieser Auffassung eins mit einer stets zunehmenden Zahl der Besten unseres Volkes.

Wann wird dieser gähnende Abgrund zwischen zwei Auffassungen von Recht und Sittlichkeit sich füllen?

An unsere Frauen und Töchter.

Von Marie Bloch in Zürich.

Zum ABC des Ethikers gehört auch ein gewisser Standpunkt in der Frauenfrage. Wer hier nicht wenigstens das Vorhandensein eines Notstandes zugiebt und nicht die beste Absicht hat, alle Änderungsvorschläge einer gründlichen und wohlwollenden Prüfung zu unterziehen, für den ist kein Platz in unserer Gemeinde, den sehen wir lieber in den Reihen unserer Gegner.

Die „Gesellschaften für ethische Kultur“ haben wohl daran gethan, in ihrem Rahmen beide Geschlechter als gleichberechtigt anzuerkennen. Sollen wir aber die heutige mißliche Lage des weiblichen Geschlechts wirklich von Grund auf bessern, so dürfen wir auch nicht ängstlich zurückhalten, wenn wir auch unseren Frauen einmal etwas unangenehmes sagen müssen. Es verhält sich hiermit ähnlich wie mit der vielberufenen Judenfrage. Man wird die Mißstände auf den durch die Gegner — hier also die Männer des ancien régime — ausgeübten Druck zurückführen. So sehr man auch dies zugeben kann und muß, so ist zur Abstellung des Übelstandes doch in erster Reihe die thätige Mitwirkung des aufstrebenden vom Drucke befreiten Teiles erforder-

lich. Also gerade im Interesse der Frauen berühre ich diesen Punkt.

Die Auswüchse der Moden haben oft genug die Klagen und den Spott einsichtiger Männer und Frauen heraufbeschworen. Ich will gar nicht an die vielen Geschmacksverirrungen erinnern, die zuweilen sogar einen erheblichen Mangel an Anstandsgefühl beweisen. Ich stelle nun die Frage an alle ethisch empfindenden Frauen, ob sie sich bewußt sind, was die Mode ist und was sie will. Denn ich glaube kaum, daß sie dann einen solch hohen Respekt vor Modejournalen und Schneiderinnen hätten. Dabei will ich gleich verraten, daß die Anregung zu dieser Philippika mir einer der Hauptgegner selbst an die Hand gab, das sog. Fachblatt „Die Modenwelt", die von vielen Tausenden deutscher Frauen gehalten und — was schlimmer ist — auch gelesen, ja studiert wird. Nur diese Verbreitung des Blattes macht es der Ehre einer Polemik würdig. Die Stilblüten, welche ich daraus reproduzieren werde, dienen hoffentlich dazu, meinen Leserinnen eine bittere Pille zu versüßen.

Schönheit ist ein großes Gut. Metaphysisch bedarf der Mann der Schönheit des Weibes wie das Weib der Stärke des Mannes; darin ist Schopenhauer bis auf den heutigen Tag unwiderlegt geblieben. Der Reiz der Schönheit ist eine unverrückbare Thatsache. Hunger und Liebe werden stets die Haupttriebe des Menschen bleiben.

„Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab,
Denn sie empfiehlt ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling."

Schönheit ist ein Kapital für das Weib. Auf dem Heiratsmarkt hat sie große Avancen vor weniger glücklich ausgestatteten Nebenbuhlerinnen. Kein Wunder, daß diese nicht nur ihren Neid in oft recht kleinlicher und unethischer Weise äußern, sondern auch ihren Mangel auszugleichen suchen und, da Kleider Leute machen, das expansive Gebiet der Toilette hierzu ausnutzen. Die Toilette soll, wie man sagt, die Schönheit heben, und wie man verschweigt, über den Schönheitsmangel hinwegtäuschen. Die wirklich Schönen sind aber, man verzeihe mir, eine kleine Minderheit; die Mode wiederum muß den Bedürfnissen der Mehrheit Rechnung tragen und so müssen die Schönen, wenn sie nicht ihre Federn einer unbarmherzigen Krähenschar preisgeben wollen, sich unterordnen. Die Mode nimmt so gleichsam die Stelle einer Marktpolizei auf dem Heiratsmarkte ein. Der Wettbewerb des „Großkapitals" an Schönheit muß im Interesse des Mittelstandes eingedämmt werden und dazu bietet die modische Tracht mit ihrer Verringerung der Differenzen die vortrefflichste Hilfe.

Es scheint, als wollten die Männer hierfür dankbar sein. Die Begeisterung für die weibliche Schönheit führt oft genug zu unglücklichen Ehen. Ob aber die Tupierung durch eine Toilettenkünstlerin ein dauerhaftes Glück zu begründen vermag, das scheint mir doch erst recht fraglich; da behält doch die natürliche Schönheit mit größerem Rechte eine Stimme in der ehelichen Harmonie. Indessen kann man ja sagen und mit großem Rechte, ein Mann, der sich durch Äußerlichkeiten zu dem wichtigsten Schritte des Lebens treiben läßt, verdient sein Schicksal. Warum aber locken die Weiber solche, ihrer unwürdige Männer? Dann verdienen sie auch von den Männern ausgeputzt und als Puppen behandelt zu werden. So kommen wir nicht weiter. Also fort mit diesen Waffen des Scheines und des Truges! „Die Modenwelt" dekretiert zwar: „Nichts ist berechtigter als das Bestreben sich schön zu machen, nichts aber wirkt kleinstädtischer, als es sich merken zu lassen." Gebt euch aber nicht her, ethisch gesinnte Mädchen, zu einer Ware des Heiratsmarktes. Ihr Schönen weist jeden zurück, der in euch nur einen Schmuck sucht, denn er entwürdigt euch zum Tiere! Und ihr anderen strebt nicht danach, als schöne Tiere zu gelten! Das klingt hart, aber wahr bleibt es doch.

Die Modekrankheit aber wütet in noch höherem Maße unter den Frauen als unter den Mädchen. Was besagt hier die weibliche Putzsucht? Natürlich wirken die Motive hier wie auch oft bei den Mädchen nur instinktiv. Ist es wirklich nur ästhetische berechtigte Freude an der Schönheit? Gewiß nicht! Denn der Putz wächst, je mehr es Gelegenheit giebt, gesehen zu werden, zu konkurrieren. Man will also nicht sich selbst, sondern weit mehr anderen gefallen, Triumphe feiern. Das ist das gesellschaftlich erlaubte Rudiment sinnlicher Ausschreitungen, welche bei weniger disziplinierten Individuen natürlichere, nach dem Gesellschaftskodex unerlaubte Gestalt annehmen. Die Frauen unserer guten Gesellschaft, welche die Nase rümpfen und hochtrabende Verdammungsurteile fällen über gefallene, schlecht behütete Schwestern, machen sich nur zu selten klar, daß ihre Putzsucht dieselben Triebe äußert, und nur die schlau berechneten Gesellschaftsformen ihnen vor dem schlimmsten Falle Schutz gewähren. Diese Gesellschaftsformen, welche andererseits den unbefangenen Verkehr der Geschlechter in unnatürliche Fesseln geschlagen, ja ihn geradezu vernichtet haben, lassen sich aber in den minder gut gestellten Gesellschaftsklassen nicht durchführen. Die notwendige Arbeit des Tages führt beide Geschlechter zusammen und unbillig wäre es, gerade hier eine stärkere sittliche Grundlage vorauszusetzen als bei unseren höheren Töchtern, die auf Schritt und Tritt von den mütterlichen Augen und denen der strengen „Gesellschaft" behütet werden.

Das Verhältnis der Mode zur Putzsucht ist bei den Frauen das gleiche wie bei den Mädchen. Auch hier weist sie der Putzsucht Bahnen an zum Schutze der schönheitlich „Schwachen". Auch hier sollen die natürlichen Differenzen durch das Ueberwiegen des künstlichen Schmuckes ausgeglichen werden. Auch hier könnten wir ja die Männer auslachen, die ihre Huldigungen an die Kunstwerke der Schneiderinnen verschwenden. Aber ist es der Frauen würdig, sich unter dieser Flagge bewundern zu lassen? ihren Triumph den über die Achsel angesehenen Arbeiterinnen zu verdanken?

Doch die Mode darf nicht außer dem Zusammenhange unseres ganzen gesellschaftlichen Lebens betrachtet werden. Die Mode hat zu verschiedenen Zeiten natürlich auch verschiedenen Wert gehabt. Was würden unsere Bankiers- und Gelehrtenfrauen zu den Kleiderordnungen der vergangenen Jahrhunderte sagen, die ständeweise die Tracht beschränkten, den Edeldamen größere Freiheit gaben als den Frauen und Töchtern der Ratsherren, diese wieder vor den Bürgerfrauen, und diese vor den Arbeiterfrauen auszeichneten? Sind wir heute besser daran? Ist die Abhängigkeit vom Stande eine weniger würdige als die vom heutigen Allerweltstyrannen, dem Kapital? Unser ganzes Gesellschaftsleben leidet unter dem Kapitalismus. Ein reger Verkehr, der nur um der geistigen Beziehungen willen gepflegt wird, gehört heut, noch fast im ganzen Mittelstande, zu den Ausnahmen. Der Grundsatz, daß die gesellschaftliche Gleichheit auch gleiche Repräsentation verlange, ist durchaus nicht so richtig wie er erscheint. Warum soll ich von meinem um so viel ärmeren Freunde verlangen, daß er mir und seinen anderen Gästen dieselben kostbaren Speisen und Getränke vorsetzt, welche ich meinen Gästen bieten kann? Wohl heißt es, das verlangen die besser Situierten gar nicht; es sei die persönliche Thorheit der anderen, wenn sie glaubten, jeden Luxus nachahmen zu sollen. Das ist aber nur gesellschaftliche Heuchelei; wir wollen heute einmal ganz ehrlich sein! Wer hätte noch nicht spöttische und mitleidige Äußerungen über Gesellschaften gethan oder angehört, in welchen es nicht so faire zuging, als man gewohnt ist. Das ist eben die gesellschaftliche Krankheit, daß man den Wert des Verkehrs immer oder doch gewöhnlich nach den äußeren Formen bemißt. Und hat man erst einmal angefangen diese zu überschätzen, so wird die Norm von den Reichen, nicht von dem Mittelstande geschaffen. Der Luxus ist durchaus eine berechtigte Erscheinung im Kulturleben. Das Laster liegt nur in seiner sittlichen Überschätzung! kann man diesem Übel aber nicht anders abhelfen, so ist es besser einstweilen auf den Luxus zu verzichten als auf den im Interesse der Kultur weit notwendigeren freien gegenseitigen Verkehr der verschiedenen Berufs- und Vermögensklassen.*) Doch ich will mich nicht weiter von meinem Thema entfernen. Die Pflicht zu repräsentieren ist einer der wundesten Punkte in der heutigen Gesellschaft, das bedarf jedenfalls keines Beweises mehr. (Schluß folgt.)

Vermischtes.

Gewissensfreiheit. Der in Chicago erscheinende, von Dr. P. Carus redigierte „Open Court" bringt in seiner Nummer vom 5. März eine Abhandlung über „die Gewissensfreiheit in Preußen" in der er maßvoll in der Form, scharf in der Sache die Gefangensetzung von Dr. Bruno Wille und Fräulein Altmann wegen Erteilens freireligiösen Unterrichts bespricht. Am Schlusse heißt es da: „Der deutsche Kaiser gab ein gutes Beispiel dafür, daß eine Regierung die Moralität der anderen Regierung überwachen

*) Erfrischend wirken die Verkehrsverhältnisse in Italien und erfreulicherweise hat die deutsche Kolonie sich der Landessitte gefügt. Dort ist die Einladung zum Essen geradezu verpönt und ein kleiner Protzenkreis, der sie einführen wollte, machte damit kläglich Fiasko. Man läßt die Gesellschaft unter sich. Statt dessen kommt man heute bei X., ein ander Mal bei Z. „nach dem Essen" zusammen und bleibt gemütlich bei einer Tasse Thee oder einem Glase Landwein beieinander. Niemand würde wagen, mehr als ein Bisquit oder höchstens ein Butterbrod dazu zu bieten. So kommt hier der Kapitalismus nicht auf; und so lange er sich seines Kultes in Deutschland noch erfreut, wäre es wünschenswert, ihn wenigstens gesellschaftlich auf diesem Wege kalt zu stellen.

solle, und wir hoffen, daß sein Unwille ein Präcedenzfall sein wird, der sich nicht bloß auf die Uebelthaten seitens Englands beschränkt...“ Hätte doch die Königin von England von obiger Unterdrückung der religiösen Freiheit hören und eine Sympathiekundgebung an Dr. Bruno Wille schicken mögen, die ihn ermutigte, sein Märtyrertum mit Würde zu ertragen und seine Rechte mit Mannesmut zu behaupten! F. St.

West-Östliches. Durch die Berliner Zeitungen ging kürzlich die Forderung nach verstärktem polizeilichen Sicherheitsdienst in den Villenvierteln West-Berlins und seiner Vororte. Es seien in den letzten Monaten gerade in diesen Gegenden scheußliche Morde vorgekommen, ohne daß die Polizei die Thäter ereilt habe. Jetzt zur Frühlingszeit pflege das Strolchtum wieder in Scharen nach dem Westen aufzubrechen; die Sicherheit der Bewohner sei dort nicht genügend gegen den Auswurf der Großstadt geschützt. Und wenn man auch ein ganzes Armeekorps nach Berlin W. und in die Villenorte legte, — der Reichtum ist nirgends sicher vor dem Pesthauch der Armut; aus den Stätten des Elends und der Barbarei schleichen Krankheit und Verbrechen auf tausend Wegen in die lichteren Wohnungen; denn jede Klassentrennung ist Lüge und Täuschung, die Wirklichkeit kennt nur Zusammenhang alles menschlichen Lebens: Ostberlin arbeitet für Westberlin und erhält zu wenig Lohn, zu wenig Freude, zu viel Verzweiflung, zu viel Verödung von allem, was das Gutwerden leicht macht — und so schickt denn Ostberlin nicht bloß Kleider und Brot, sondern auch Ansteckung und gottverlassene Roheit in die Quartiere der Reichen. Ja, ihr Mütter des Westens, die ihr zittert für eure Lieblinge, die sorglos zwischen den Blumenbeeten spielen — die Mütter des Ostens senden euch mit schwesterlichem Gruße ihre zerlumpten Söhne, auf deren verwildertem Haar einst ihre Mutterhand voll zärtlicher Hoffnung geruht hat — doch Fabrikarbeit, Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit und Lehrlingsausbeutung rissen ihre Hand von dem Haupte des Kindes und zeichneten ihm erbarmungslos die Tierheit ins Menschenantlitz — so steht nun ein Strolch da — und ihr sucht die Polizei. Doch die Mütter des Ostens fordern mehr von euch: Sucht den seelenstärksten eurer Lieblinge und weiht ihn dem Osten, zur Sühne für den Fluch, der an eurem Glücke klebt, füllt sein Herz mit unbestechlichem Wahrheitsernst, laßt ihn dem Elend fest ins Auge schauen, macht ihn zum Ritter für alle Mütter, die ein strahlendes Kinderantlitz einer Welt von Schmutz und Arbeitsqual preisgeben müssen und glaubt daran, daß andere ihm folgen werden und daß einst der Tag kommen wird, an dem der große Abgrund sich schließt und vertrauensvolle Menschengesichter hinüber- und herüberströmen.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Februarbericht. Einen Beitrag zur Lehre von der Selbstbeherrschung gab Geheimrat Foerster in der ersten Februarzusammenkunft. Nach einem Seitenblick auf die Theorie, die am liebsten eine jede Herrschaft, einschließlich der Selbstherrschaft, vom Ich fernhalten möchte, bestimmte der Redner die Selbstbeherrschung näher als diejenige Ordnung unserer Willensbestrebungen, in der die höheren, reiferen und beständigeren Willensimpulse die Führung über die niederen, unentwickelten und augenblicklichen Willensregungen gewonnen haben. Rein naturwissenschaftlich betrachtet, gleichsam wie ein physikalisch-chemischer Prozeß, sei Selbstbeherrschung nur das Endergebnis der Ausgleichung von Willensbestrebungen, deren Streben dahin gehe, ein vermindertes oder verlorenes Wohlergehen wiederherzustellen oder überhaupt eine dauernde Erhöhung des Gesamtwohlgefühls zu ermöglichen. Einen entscheidenden Einfluß auf diese Ausgleichung hätten das Gedächtnis und das Urteil; auch die Vorausnahme künftigen Wohlgefühles (Faust: „im Vorgefühl von solchem hohen Glück, genieß ich jetzt den höchsten Augenblick“) trete mit ein. Die willige Uebernahme diesseitiger Leiden im Hinblick auf jenseitige Freuden sei von der religiösen Erziehung und damit die Herrschaft eines hohen Glücksgefühls im Gedanken an ein ewiges Leben in der That gefördert worden. Nur habe die einseitige und schwelgerische Entwickelung des Individuums nach dieser Richtung wieder ihre großen Gefahren, da sie häufig zu antisozialen Wirkungen führe. Da nun die höheren Wohlgefühle mit den niederen verglichen, im Augenblick die schwächeren seien, und die Organe unserer Willensentscheidungen den niederen näher ständen, so gelte es für die Erziehung, jene durch Vereinigung zu stärken. Man müsse eben im gegebenen Augenblick eines Konflikts zwischen höherem und niederem Wohlgefühl eine genügende Anzahl edlerer Antriebe zur Stelle haben. Das sei nur möglich durch bewußte und vorbedachte Übung der auf dauernde Beglückung gerichteten Willensimpulse und durch ebensolche Minderung der Reizungen der niederen Triebe. In der Pädagogik seien nur für die erste animalische Zeit körperliche Strafen (Erregung niederer Wehgefühle) am Platze. Merkwürdig sei es, daß das Beispiel der Selbstbeherrschung des Lehrers Kindern gegenüber keine werbende Kraft habe, dort würde Frische des Temperaments in Lob und Tadel vorgezogen. Auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens sei gemeinsam der Kampf gegen die gesteigerten Reizungen und Versuchungen der niederen Triebe aufzunehmen. — In der Besprechung wandte sich Dr. Penzig gegen die Annahme, daß der temperamentvolle Lehrer, alles Übrige gleichgesetzt, größere Sympathie bei den Kindern erringe, als derjenige der sich selbst stets im Zügel habe; jener erringe Augenblickserfolge, dieser aber gewinne sicherer die Neigung der Kinder, die ein unbestechliches Gerechtigkeitsgefühl besäßen. Gegen die rein eudämonistische Richtung der Moral, wie sie in des Redners Definition von der Selbstbeherrschung hervortrete, betonte er das, zwar nicht im Kantischen Sinne kategorische, aber doch allgemeingiltige Pflichtgefühl. Geheimrat Foerster wollte in seiner Replik zwar nicht auf die prinzipielle Grundlegung der Moral zurückgehen, betonte aber, daß gerade aus den Erfahrungen reinster Beseligung der höchste Pflichtbegriff hervorgehe, nämlich die Zuversicht auf eine hohe Bestimmung der Menschheit. Jene Beseligung sei eben das entscheidende Zeichen, daß man dieser Bestimmung diene.

Die Gesellschaft und das Verbrechertum besprach Rechtsanwalt Dr. Rothe in der Monatsversammlung. Nach einem Rückblick auf die verfehlten Lösungen des Problems der Kriminalität durch Metaphysik wies der Redner nach, wie erst die statistische und naturwissenschaftliche Methode befruchtend auf die Jurisprudenz eingewirkt habe. Die Überschätzung der Statistik führe freilich auch zum Quietismus. Man könne das Verbrechen als ein notwendiges Produkt einer bestimmten Gesellschaftsordnung ansehen, brauche darum aber nicht an die Unabänderlichkeit der sozialen Gesetze zu glauben, die das Verbrechen bestimmen. Der Fatalismus des einfachen Gehenlassens sei hier glücklicherweise ebenso überwunden, wie dem sogenannten ehernen Lohngesetze gegenüber. Zunächst wurde nun die Frage beantwortet, in welchem Verhältnis das soziale Milieu zum Verbrechen stehe. Schon der Umstand, daß überwiegend das Proletariat auf die Anklagebank komme, gebe zu denken. Die Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Lohnsklaverei, Zerstörung der Familie, Massenanhäufung der Menschen an den Stätten der Industrie seien Quellen des Verbrechens: der Arbeiter sei immer an der Grenze der Heimatlosigkeit, der Heimatlose immer an der Grenze des Verbrechertums. Die Kollektivschuld der Gesellschaft sei nicht abzuleugnen. An der statistischen Kurve der Lebensmittelpreise, parallel mit der der Diebstähle und Selbstmorde, wurde dies im Einzelnen nachgewiesen, die Kriminalität der Frauen in ein direktes Verhältnis zu ihrer Teilnahme an der Erwerbsthätigkeit gebracht und die geographische Verteilung der Kriminalität besprochen. Dann wandte sich der Redner zu der Frage, was der Staat thue und thun solle, um das Verbrechen zu tilgen. Mit der Gefängnisstrafe nach begangenem Verbrechen erreiche er nichts, leider häufig weniger als nichts. Die Verhütung der Verbrechen müßte das höchste Ziel der Gesellschaft sein, die Prävention sei die Hygiene des Kriminalisten. Man dürfe nicht mit Lombroso an die Notwendigkeit des Verbrechertums glauben, sondern müsse durch Erziehung die Neigung dazu vermindern. Wo man sich der verwahrlosten Kinder annehme, wie z. B. in Michigan, da habe man fast keine Verbrechen. In Deutschland kämen auf 10 000 Menschen 72 Verurteilungen jugendlicher Verbrecher, in Michigan 1 auf 10000! Besonders mit Rücksicht auf das Schweizerische Strafrecht besprach Redner dann die Mittel zur Verhütung des Verbrechens: Arbeitsnachweis, Trinkerheilstätten, erzieherische Sorge für sittlich gefährdete Kinder und die Sorge für unverschuldet Arbeitlose. Zur Repression übergehend bezeichnete er die Strafe nicht als absolute sittliche, sondern nur als relative soziale Notwendigkeit. Es handele sich immer nur darum, den Besserungsfähigen zu bessern, den Unverbesserlichen unschädlich zu machen; diese Prüfung müsse trotz aller Schwierigkeiten vorgenommen werden. Kurzzeitige Freiheitsstrafen dem Gewohnheitsverbrecher gegenüber seien sinnlos; Ehrenstrafen sollten nur mit Vorsicht, dem Verbrecher aus Leichtsinn gegenüber gar nicht angewandt werden. Endlich sprach sich der Redner noch für die bedingte Verurteilung, bezw. die englische Friedensbürgschaft aus. Die Einschränkung der Gefängnisarbeit sei notwendig. In der Besprechung fand der Redner die uneingeschränkte Zustimmung der Versammlung zu seinen dankenswerten Ausführungen.

In das Geheimnis des dichterischen Schaffens ließ uns Herr Dr. Adalbert von Hanstein blicken mit der Frage: hat die Dichtkunst ein Vaterland? Gegenüber dem Kosmopolitismus der Neuzeit, der Dichter aller Nationalitäten würdige und kaum mehr an das Vaterland der Autoren denke, sei die Frage wohl aufzuwerfen. Die Sprache wirke überall trennend; der Dichter, dem die Sprache nicht nur ein äußerliches Gewand, sondern die ureigentliche Nahrung seiner Gedanken sei, habe mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie kein anderer Künstler; weder Musik, noch Malerei, noch Bildhauerei bedürfe eines Dolmetschers beim Überschreiten der Landesgrenzen. Die Poesie sei die Mutter der Sprache; ein großer Dichter forme künstlerisch erst die Sprache, entdecke ihre melodischen und plastischen Elemente und von Ulfilas, Dante, Lope de Vega, Lessing, Klopstock bis auf die modernen Symbolisten heiße Dichten auch die Sprache umbilden. Daher sei auch die Versenkung in die Schönheit einer fremdsprachigen Dichtung so schwierig. Ein wirklicher Übersetzer (Luther, Schlegel) sei ein wirklicher Künstler, wie der Kupferstecher gegenüber dem Maler. Die Idee einer Weltsprache könne für die Dichtung nichts nutzen, ihr fehle eben die Geschichte, sie sei nicht der Niederschlag der geistigen Entwickelung eines Volkes. Die Litteratur, die in einer zur Mode ge-

wordenen Weltsprache niedergelegt sei (alexandrinisch-hellenistische, mittelalterlich-lateinische Dichtung) sei ohne tiefere Wirkung verschwunden. Anders, wenn man unter Bewahrung der eigenen Nationalität fremde Muster nachahme (die provençalische Dichtung und der deutsche Minnesang) Trotz der einheitlichen lateinischen Sprache zeige das Mittelalter nicht den Schatten einer Verbindung der Nationen durch dieselbe: erst der internationale Brudergedanke der Kreuzzüge habe wieder einen Aufschwung der nationalen Dichtung hervorgerufen. Auch sei es bemerkenswert, daß gerade in der Zeit der nationalen Zerrissenheit Deutschlands die Dichtung selbst die Stammescharaktere im Dialekt hervorkehre. Jeder echte Dichter schildere nur seinen Nationalitätscharakter (Ibsen, Tolstoi, Turgenjew, Zola, Daudet.) Aber wer die Eigenart seines Volkes tief erfaßt habe, der sei im stande, die Eigenart anderer zu würdigen. So führe gerade die Betonung der Nationalität nicht zum Chauvinismus, sondern zu einem friedlichen und harmonischen Völkerkonzert auch auf künstlerischem Gebiete. — Von einer Diskussion des formvollendeten und gedankenreichen Vortrages sah die Versammlung ab. —

In der sozialen Gruppe sprach, nachdem man erst vor Kurzem sich über die Theorie des Anarchismus unterrichtet hatte, Herr Rechtsanwalt **Bieder** über die **Rechtspflege** den sogenannten **Anarchisten** gegenüber. Der Redner, dem zahlreiche Erfahrungen aus seiner Verteidigungspraxis in Anarchistenprozessen zur Verfügung standen, betonte zunächst, daß ihm die Ziele des Anarchismus unerklärlich und nicht realisierbar erschienen, ließ aber keinen Zweifel darüber, daß er ihre Bekämpfung durch Gesetze gegen Umsturz u. dgl. ebenfalls für aussichtslos halte. Man könne die Anarchisten scheiden in Anhänger und Gegner der Propaganda der That. Die ersteren seien die Inkonsequenten, da die Theorie des Anaechismus jede Anwendung von Gewalt verwerfe. Glücklicherweise seien dieselben in Deutschland so gut wie gar nicht vertreten. Der deutsche Anarchist gehe höchstens so weit, zu sagen: „Wir billigen Gewaltthat nicht, aber wir können sie verstehen.“ Interessant sei es nun zu sehen, welche Delikte der in Deutschland vertretenen zweiten Gruppe von Anarchisten zumeist vorgeworfen würden. Es seien zumeist angebliche Verstöße gegen die §§ 110 und 111, sowie § 130 und 131 des Strafgesetzbuchs („Widerstand gegen die Staatsgewalt, Aufforderung zu Strafthaten, Aufreizung zum Klassenhaß, Verächtlich machen von Staat, Gesetz und Obrigkeit.) Verschwindend wenig kämen Anklagen wegen Majestätsbeleidigung vor. An der Hand eines reichen Aktenmaterials charakterisierte der Redner dann verschiedene Fälle. Bemerkenswert für den unbewußten Einfluß der öffentlichen Meinung auf das Gericht sei ein Fall, wo innerhalb vier Wochen gegen denselben Angeklagten wegen desselben Deliktes zwei Urteile gefällt worden wären, von denen das eine auf zwei Wochen, das zweite, dem kurz vorher die Greuelthat Ravachols in Paris voranging, auf neun Monate Gefängnis lautete. Einen zweiten Fall, wo innerhalb von drei Wochen zwei Strafkammern gegen den Verleger des „Sozialist“ zwei verschiedene Urteile gesprochen haben, ein freisprechendes und verurteilendes, benutzte der Redner, um die klassische Anwendung der Theorie vom dolus eventualis zu zeigen. Wegen der Weitergabe eines Heftes aus der anarchistischen Bibliothek, das seit 1¼ Jahren in Berlin frei verbreitet werden durfte, sei in Cottbus ein Familienvater zu neun Monaten Gefängnis verurteilt worden. Die Bemerkung eines Angeklagten, er würde sich im Gefängnis doch nicht bessern, habe den Staatsanwalt so in Harnisch gebracht, daß er seinen Strafantrag von neun Monaten auf acht Jahre Gefängnis erhöhte. Redner ist der Ansicht, daß die häufig unberechtigte Rubrizierung auf „Anarchistensache“, zumal die Richter meist über die Theorie des Anarchismus nicht unterrichtet sind, oft Schuld an der rigorosen Behandlung trage. Man komme zum Schuldig, indem man die böse Absicht in die Seele des Angeklagten hineinjudiziere. Der Grundfehler sei überhaupt, daß man durch das Strafgesetzbuch politische Anschauungen korrigieren wolle. Weder der gebildete noch der ungebildete Anarchist werde durch Gefängnisstrafe „gebessert,“ weil gerade eine Verurteilung ihm die Berechtigung seines Hasses gegen die Gesellschaft zu beweisen scheine. Mit Rücksicht auf das Urteil im Essener Meineidsprozeß glaubt aber Redner auch nicht, den Anarchisten vor die Geschworenengerichte verweisen zu sollen. Die einzigen kompetenten Richter seien wir selbst, nicht erst im Gerichssaale, sondern überall, wenn wir die Nervosität abstreifen und uns ehrlich in die Gedanken eines Andern hineinversetzen wollten. Derselben Ansicht war Rechtsanwalt **von Gordon**, indem er als das einzige Mittel, mit dem der Anarchismus Erfolge erziele, die Nerven des Publikums bezeichnete. Doch warnte er auch davor, die krankhafte Seite des Anarchismus zu unterschätzen. Man dürfe Kinder nicht mit dem Feuer spielen lassen. Wo die anarchistische Presse einen Ton anschlage, der an den Willen appelliere, müßten die Zeitungsschreiber zur Ordnung gerufen werden; freilich nicht von den Geschworenen oder vom Strafrichter. Wohl aber ließe sich ein Kollegium von anerkannten Schriftstellern, das aus allen Parteien zusammengesetzt sei, denken, das mit moralischer Macht den fehlenden Kollegen maßregele. Vielleicht habe doch auch die Strenge der gerichtlichen Urteile ihre Lichtseite, da thatsächlich in Deutschland glücklicherweise nur leichtere Fälle vorkämen. Gegen diesen Satz wandte sich Rechtsanwalt **Bieber** in seinem Schlußwort. Nicht die rigorose Behandlung habe es zu Wege gebracht, daß die Propaganda der That bei uns fast ganz fehle, das liege z. T. im Volkscharakter, z. T. aber auch an der vortrefflichen Schulung des Willens unserer Arbeiterschaften durch die sozialdemokratische Parteidisciplin, aus der ja die meisten Anarchisten erst durch den Parteidogmatismus hinausgedrängt würden. Einig sei er mit dem Vorredner in der Bekämpfung der sinnlosen Anarchistenfurcht. Jeder Einzelne von uns müsse hier mithelfen. —

Dr. R. **Penzig**.

Briefkasten.

„In Nr. 10 der „Ethischen Kultur“ wird unter der Rubrik „Vermischtes“ das Eingreifen des Anaechistenführers Gustav Landauer in den Streik der Konfektionsbeanche als „eine schmähliche Ausbeutung der sozialen und wirtschafttichen Urteilslosigkeit schlecht organisierter Arbeitermassen“ charakterisiert. (S. 80) Wiewohl ich persönlich dieses Eingreifen duechaus mißbillige, möchte ich doch den solcher Art Charakterisierten, den unterdessen das Fatum in Gestalt einer Verhaftung bereits ereilt hat, gegen den Vorwurf „schmählicher Ausbeutung“ in Schutz nehmen. Ich habe lange Jahre die Entwickelung Landauers zu verfolgen Gelegenheit gehabt, insbesondere seine innere und bin der Meinung, daß sein Vorgehen auch in diesem Falle weit eher den Stempel des **Fanatismus** an sich trägt als den der „**schmählichen** Ausbeutung“ oder der „Gewissenlosigkeit“, wie der „Vorwärts“ meint. Landauer hat von jehee nue aus den reinsten Intentionen gehandelt. Daß diese in die Irre gegangen sind und noch gehen, das ist zu beklagen, giebt aber keinen Geund zu Niedrigstellungen seines Charakters.

Albert Geiger, Karlsruhe.“

Ich bedaure, mein Urteil nicht zurücknehmen zu können. Es ist bisweiten nötig, dem Fanatismus ein deutliches Halt zuzurufen, wenn er die Wege der Gewissenlosigkeit zu beschreiten beginnt. Herr Landauer hat einen verdienstvollen Vertrauensmann der Arbeiterschaft ohne genügende Anhaltspunkte verdächtigt, in unredlicher Weise die Arbeiterinteressen preisgegeben zu haben. Herr Landauer hat leichtfertig hungeende Massen zue Fortsetzung eines Streiks gehetzt, ohne sich über die Stärke der Hilfsquellen genügend zu informieren. Wenn der Fanatismus aber mit der Ehre eines Mitmenschen und dem Elend der Massen leichtfertig umgeht, so kann man nicht mehr von „reinsten Intentionen“, sondern im mildesten Falle von einem krankhaften Ehegeiz reden. Wir glauben allerdings noch an das bessere Selbst des Herrn Landauer und hoffen, daß ihm die schwere Mißbilligung von Leuten, die ebensowenig Parteisklaven sind wie er, zu denken geben wied. Ein fanatischee Mensch ist noch kein „freier“ Mensch.

F.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster, Freiburg in Baden, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post Zeitungsliste
Nr. 2224

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 11. April 1896.	Nr. 15.

Inhalt: Schutzverband gegen agrarische Übergriffe. – Unfreiwillig reaktionär. Von Fr. Staudinger. — An unsere Frauen und Töchter. Von Marie Bloch. (Schluß.) — Die Arbeitslöhne der Arbeiterinnen und die Prostitution. Von Theodor Hundhausen. — Die Ethische Correspondenz. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Ulm. Wien.

Der Schutzverband gegen agrarische Übergriffe.

In Berlin hat sich kürzlich unter Beteiligung hervorragender Vertreter des Handels und der Industrie ein „Schutzverband gegen agrarische Übergriffe" gebildet. Den letzten Anstoß zu diesem Vorgehen haben die agrarischen Angriffe gegen die Börse gegeben. Wie einst das Frankfurter Handwerkerparlament ein „Verbot der Großindustrie" verlangte, wie neuerdings die kleinen Kaufleute gegenüber der wirtschaftlichen und technischen Überlegenheit der Genossenschaften nach der Polizei schreien, so bringt jetzt die Agitation des Bundes der Landwirte ein „Verbot des Terminhandels" und die polizeiliche Knebelung der weltwirtschaftlichen Bewegung der Börse in Vorschlag. Nach den Worten dieser Agitation wenden sich hier die „produktiven Stände" gegen die Drohnen — aber der Ruf nach Staatshilfe und Polizei zeigt nur zu deutlich, daß die schaffenden Kräfte den Agrariern ausgegangen sind und daß sich hier kraftlose Lebensansprüche auf Kosten der Intelligenz und der Thatkraft ein träges Weitervegetieren veralteter Betriebsformen sicherstellen wollen. Man kann nicht leugnen, daß die agrarische Agitation auf diesem Wege recht geschickt vorgeht. Sie hat es vor allem verstanden, weite Kreise der sozialgesinnten öffentlichen Meinung mit dem reaktionären Schimpfen auf die Börse anzustecken und selbst hellere Köpfe für eine kurzsichtige und einseitige Beurteilung des Kapitalismus zu gewinnen. Dieses Uebergreifen der sozialen Stimmung des Agrariertums auf die öffentliche Meinung ist dem wirtschaftlichen Fortschritt fast noch gefährlicher als der unmittelbare sozialpolitische Druck, den jene Kreise auf die Gesetzgebung ausüben. Es ist daher an der Zeit, daß aus den Reihen der sozialreformatorisch Gesinnten eine unzweideutige Absage an alle Bestrebungen erteilt wird, welche den noch unentwickelten aber zukunftsvollen Prozeß des weltwirtschaftlichen Güterausgleiches staatlich einengen und lähmen wollen, statt seine Wucherungen auf dem Boden der Freiheit durch die allmähliche Herausbildung genossenschaftlicher Organisationen zu heilen. „Tod dem Kapitalismus!" so rufen heute viele sozial Geweckte, weil die sozialen Ideen zunächst aus den Kämpfen der industriellen Arbeiterbewegung zu ihnen emporgedrungen — und doch ist dieser Ruf in Deutschland noch völlig verfrüht. Gewiß ist die privatkapitalistische Erwerbsgesellschaft nur eine Übergangsphase, sie wird der Assoziation weichen müssen, aber wir können diese Phase nicht überspringen: Wir brauchen den Kapitalismus noch zur Auflösung des Feudalismus. Er muß uns die ganze politische und wirtschaftliche Freiheit erkämpfen. Er muß daher von uns zur vollen Konsequenz gezwungen, nicht aber in seinem Befreiungswerk zu Gunsten der alten Autoritätsmächte gelähmt werden. Wir Sozialgesinnten haben daher — so paradox es klingen mag — nicht gegen die „Bourgeoisie", sondern für die „Bourgeoisie" zu kämpfen, d. h. wir müssen dem Großbetrieb und dem Großhandel die freieste Entwickelung erstreiten helfen und dann unsere sozialen Forderungen stellen. Erst im Bereiche der vollen Kräfteentwickelung des liberalen Wirtschaftssystems können auf industriellem, merkantilem und agrarischem Gebiete die rückständigen Betriebsformen verschwinden, welche die Träger des patriarchalischen Arbeitsverhältnisses und damit der sozialen Reaktion sind. Der wirtschaftliche Fortschritt ist die Vorbedingung aller sozialen Reform und alles geistigen Fortschritts. Diese Erkenntnis ist leider noch wenig verbreitet. Wie könnte es sonst z. B. kommen, daß dieselben Christlich-Sozialen, welche für soziale Reform und Demokratisierung der Bildung kämpfen, doch bei den Wahlen immer noch zu den Konservativen neigen? Sieht man denn nicht, daß aus dem Streben nach Erhaltung des patriarchalischen Arbeitsverhältnisses im Großgrundbesitze alle reaktionären Strömungen und vor allem auch der neueste Vorstoß für ein kirchliches Volksschulgesetz kommt? Die höhere Volksbildung, die Erziehung zum Denken weckt in den Massen geistige Bedürfnisse — diese aber machen in dem Landarbeiter das Verlangen nach der Lebenshaltung und der Kulturatmosphäre der Großstädte lebendig, entziehen dem Großgrundbesitzer die sichere Verfügung über billige Arbeitskräfte, erhöhen seine Produktionskosten und drängen ihn damit zu neuen Betriebsformen und Organisationen der landwirtschaftlichen Arbeit. Der intelligente Landwirt paßt sich den neuen Lebensbedingungen an, der bequeme und unwissende aber veranstaltet Kundgebungen der produktiven Stände, bettelt um Staatsmonopole, verlangt Volksverdummung statt Volksbildung, bedroht die Lehrfreiheit der Universitäten, geht auf Wahlrechtsraub aus, und das alles um im Rahmen einer veralteten Wirtschaftsweise behaglich seine Tage beschließen zu können, und die Privilegien einer politischen Stellung zu genießen, die längst nicht mehr seiner volkswirtschaftlichen Leistung entspricht. Gegen dieses Treiben ist der Schutzverband gegen agrarische Übergriffe gegründet, — wir begrüßen ihn im Interesse des sozialethischen Fortschrittes ebenso aufrichtig wie wir wünschen, daß sich in diesem Schutzverbande auch die intellektuellen und sittlichen Kräfte finden mögen, welche die gewaltigen und untergeordneten Produktivkräfte der modernen Kultur allmählich zum Schutze Aller zu organisieren und zu verwerten helfen werden.

Unfreiwillig reaktionär.

Von Professor Dr. Fr. Staudinger in Worms.

Zu dieser Überschrift geben mir zwei Aufsätze in Nr. 116 der „Versöhnung" Anlaß. „An den deutschen Reichstag" von Rechtsanwalt B. Bleicken in Altona, „Zustimmung und Widerspruch" von Prof. Lehmann-Hohenberg in Kiel. Aus allen beiden leuchtet zwar die Erkenntnis heraus, daß unsere heutigen Verhältnisse eingreifender Änderungen bedürfen um zu gesunden; in allen beiden aber finden sich Sätze, die mir mit diesem Ziele in direktestem Widerspruch zu stehen scheinen. Diese Aufsätze wären der Klärung halber einer eingehenden Besprechung wert, und ich hoffe, es findet sich auch einmal eine Feder, die ihnen oder ähnlichen, die sich in der „Versöhnung" nicht selten finden, eingehende sachliche Würdigung angedeihen läßt. Ich für mein Teil möchte mich heute auf Heraushebung einiger Punkte in diesem Aufsatze beschränken.

Bleicken spricht davon, daß nicht das Eigentum sondern die Ehe das grundlegende Rechtsverhältnis unseres deutschen Volksrechts, daß das gemeinsame germanische Haus der lebendige Mittelpunkt unserer sozialen Rechtsordnung sein solle. Von hier aus würden wir zu einem echten Eigentum, zu einer deutschrechtlich genossenschaftlichen Organisation der Arbeit gelangen.

Wie sich Bl. diese deutschrechtlich-genossenschaftliche Organisation denkt, bleibt unklar, unklar wie fast der ganze Aufsatz, in dem vor überströmendem Gefühl der Gedanke nicht zu seinem Rechte kommt, der, um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen, vor lauter Wollen nicht weiß, was er will. Wie die Familie, die Ehe der Mittelpunkt des Rechtsverhältnisses werden soll, das bleibt ganz dunkel. Es ist doch nicht allzuschwer einzusehen, daß die Eheverhältnisse — und wenn sie unter denselben staatlichen und kirchlichen Formen eingegangen werden — etwas total andres sind je nach der Bevölkerungsklasse, je nach den Eigentumsverhältnissen. Die Ehen der höheren Klassen, des Mittelstands, der Kleinbauern, der Arbeiter weisen trotz analoger Eheschließung tiefgreifende Verschiedenheiten auf. Das Familienleben des Odenwälder Bauern und das des Fabrikarbeiters ist toto genere verschieden. Dort ist die Familie eine Erwerbsgemeinschaft; alle arbeiten an dem gleichen Produktionsinstrument und richten sich nach dessen Forderungen, werden durch dessen Erfordernisse zu einer Einheit zusammengeschweißt. Hier ist die Familie im Erwerb auseinandergesprengt und ökonomisch betrachtet bloß Konsumgemeinschaft. Vater, Mutter, Kinder arbeiten oft in ganz verschiedenen Erwerbszweigen und kommen bestenfalls nur in den wenigen Freistunden zusammen, um das Erworbene gemeinschaftlich zu verzehren. Nur die Blutbande und die dadurch entstandene Zuneigung bilden hier den Kitt der Familie; sie kann also nur festhalten, so lange dieser Kitt hält, während dort der Besitz zusammenhält, auch wenn die innere Gemeinschaft völlig verloren gegangen ist.

Wer das an so- und sovielen Beispielen praktisch bestätigt gesehen hat, wer begriffen hat, welch tiefgreifender Unterschied sich daraus ergiebt, der kann schwerlich auf den Gedanken kommen, die Familie, die rechtlich stets ein Abstraktum bleibt und erst durch die wirtschaftlichen, natürlichen und sittlichen Beziehungen konkreten Inhalt bekommt, in den Mittelpunkt des Rechtslebens stellen zu wollen.

Und dann ein „Soll", ein Gebot auszusprechen, wo vor allem ein Verständnis dessen „was ist", notwendig wäre! Mit solchen aus den Fingern gesogenen Forderungen schafft man alles, nur keine Klärung, trägt man zu allem, nur nicht zur Hebung des sittlichen Bewußtseins bei, und wenn noch so begeisterte Worte verwendet werden.

Lehmann-Hohenberg sagt in genanntem Aufsatze: „Die kulturelle Bedeutung des Großkapitals leugne ich durchaus nicht und weiß sehr wohl, daß das Großkapital in den Händen edelsinniger Menschen zum Segen des Volkes werden kann, aber nicht in den Händen vaterlandsloser Wucherer."

In diesem Satze sind zwei Wahrheiten und zwei Irrtümer zu einem Knäuel zusammengeballt, den kaum die größte Sorgfalt auseinanderzuwirren vermag.

Wahr ist, daß das Großkapital eine kulturelle Bedeutung in der Geschichte gehabt hat und zum Teil noch hat, daß es Produktivkräfte entfesselt hat, von denen der Mensch vordem keine Ahnung hatte, daß es somit die Mittel geschaffen hat, durch die sich die Menschheit einmal zu einer höheren Kulturstufe emporschwingen kann.

Wahr ist, daß der Reichtum (nicht das Kapital in seinem strengen Begriffe) in den Händen eines edelsinnigen Menschen viel Elend mildern, manches Glück schaffen, manche allgemein segensreiche Einrichtung ins Leben rufen kann, während er in den Händen des Wucherers einzig Unsegen bereitet.

Falsch ist aber die unkritische Zusammenwerfung von Reichtum und Kapital und falsch ist ferner, daß das Kapital stets und in jeder Hinsicht jene kulturfördernde Wirkung hat.

Wenn der edelgesinnte Reiche Gutes mit seinem Reichtum vollbringt, so thut er es nicht, sofern es ihm Kapital, sondern sofern es Verbrauchsgegenstand ist. Sofern der Reichtum Kapital ist, folgt er den Gesetzen, die das Kapital in der gesamten Volkswirtschaft hat, und die Wirkungen, die es hier übt, sind von dem individuellen Belieben des Besitzers, von der Herzensgüte, oder der Herzensroheit des Kapitalisten in außerordentlich weitgehendem Maße unabhängig. Seinem Belieben ist es anheimgegeben, ob er den Reichtum verbrauchen oder in Staatspapieren, in Hypotheken, in Land oder in industrieller Unternehmung anlegen will. Allein wie es danach gesellschaftlich auf weitere, ihm vielleicht ganz unbekannte Kreise wirken mag, das ist ihm völlig verschlossen.

Diese gesellschaftlichen Wirkungen des Kapitals sind aber nicht ausschließlich kulturfördernd. Sie sind das vielmehr von Tag zu Tag weniger; von Tag zu Tag treten die kulturfeindlichen Wirkungen desselben schärfer zu Tage. — Nur eine derselben sei kurz skizziert. Das Kapital heischt Profit, muß Profit heischen, sonst giebt es Niemandem Arbeit. Um ihm diesen Profit zu schaffen, müssen Produkte der Arbeit in Geld verwandelt werden. Dieser Profit kann aber — mit Ausnahme von Mogeleien — nicht aus den Produkten stammen, die die Kapitalisten sich gegenseitig verkaufen. Er kann nur stammen 1. aus dem Verkauf an Arbeiter, welche die Produkte erzeugt haben, 2. aus dem Verkauf an Naturalwirtschafter, die nur Überschüsse ihrer Wirtschaft dagegen verkaufen, und die Produkte, welche sie abgeben unter ihrem Wert verkaufen. Die Arbeiter können aber die Waren nicht insgesamt kaufen, weil sie insgesamt nicht soviel an Geldlohn erhalten, als die Waren, die sie produziert haben, wert sind. Die Aufnahmefähigkeit der Anderen aber ist ebenfalls beschränkt, und da jeder Kapitalist direkt oder indirekt drauf los produziert, so muß früher oder später die Grenze erreicht sein, innerhalb deren die Waren abzusetzen sind. Die Unverkäuflichkeit und damit die Krise mit ihren Folgen für die Arbeiter und die schwächeren Kapitalisten tritt ein. Die Krise aber hemmt die Produktion. Trotzdem Leute da sind, die arbeiten möchten, um Produkte erwerben zu können, und Waren genug da sind, die Käufer suchen, damit weiter produziert werden könne: steht die Maschine still. Der Kapitalismus wird in seiner von ihm unzertrennlichen Eigenschaft des Profitbedürfnisses aus einem Förderer zu einem Verhinderer der Produktion und der freien Entwickelung des Lebens. Und das muß er naturgemäß umsomehr werden, je mehr Volkskreise und Völker er ergreift, je größer die Masse des Kapitals ist, die auf dem Weltmarkte profitheischend auftritt.

Wenn man auch die tieferen und verwickelteren Zusammenhänge nicht versteht, diese einfache Thatsache, die aus der Natur des Kapitals hervorgeht, kann Jedweder begreifen, sollte ich meinen. Daraus ergiebt sich aber doch wohl die sittliche Aufgabe, nach Mitteln und Wegen zu suchen, auf denen der Kapitalismus — nicht bloß der Mammonismus — überwunden werden kann, ohne die durch ihn erzeugten Produktivkräfte zu vernichten, vielmehr so, daß sie nicht bloß

Einzelnen, nicht dem Profitbedürfnis, sondern der Gesamtheit und dem Volksbedürfnis dienstbar werden.

Aber ist vielleicht dieses Wissen, diese Einsicht auch nicht für die große Menge geeignet? „Nicht alles Wissen ist für die große Menge," so sagt ja Verfasser. Mit diesem Satze dürfte er all den Reaktionären verschiedenster Schattierungen, die dem „Volke" die leibliche und geistige Nahrung verschneiden wollen, die größte Freude gemacht haben. Er mildert ihn ja nachher. Er weist darauf hin, daß er selber für Verbreitung von Wissen im Volke eintrete. Und in der That, eine Diskussion über die Frage, ob vierdimensionale Räume nicht bloß in Abstrakto, sondern konkret möglich sind, dürfte wenig Nutzen für das Volk haben. Derartige Fragen werden füglich zwischen wenigen Gelehrten ausgefochten. Allein ein anderes ist, ob man dies zugiebt, und ein anderes, ob man aus diesem Umstande das Recht herleiten will, zu entscheiden, welches Wissen dem Volke geboten werden soll und welches nicht. Habe ich ein Volk von Kindern und Sklaven vor mir, dann ist das ganz richtig. Habe ich aber mit einem Volke von mündigen Menschen zu thun, dann habe ich Jedem das Recht zuzugestehen, daß er sich seine geistige Nahrung selber wähle und ihm höchstens mit Rat und Warnung zur Seite zu stehen, — falls ich mich besser orientiert fühle. Allein ich habe den starken Verdacht, daß die meisten derer, die dem Volke die geistige Nahrung zumessen möchten, durchaus nicht so viel höher stehen, als dieses, um auf solchen Beruf Anspruch machen zu dürfen. Es schiebt sich da wohl mehr so eine Art Herrenbewußtsein herein, welches hindern möchte, daß das Volk Dinge erkennt, die den Herren unbequem werden möchten. Dieser Herrenmoral und Herrenpädagogik hat, so fürchte ich, Prof. Lehmann-Hohenberg, sehr wider Willen freilich, Vorschub geleistet. Seine Sätze sind wenigstens geeignet, das zu thun.

Die in Nr. 114 der „Versöhnung" gegenüber v. Egidy geäußerte Ansicht, daß eine gewisse Bevormundung notwendig sei, weil eine größere Anzahl von Menschen zur Selbstbestimmung nicht fähig sei, sondern der Führung bedürfe, leidet an derselben Zwiespältigkeit. Die Thatsache ist wohl uneingeschränkt zuzugeben, aber trotzdem ist Egidys Forderung: „Gar keine Bevormundung!" volkspädagogisch richtig. Lehmann-Hohenberg meint, die Forderung sei theoretisch richtig, aber nur ein Ideal, das uns vorschweben müsse, in Wirklichkeit sähen die Dinge anders aus. Das heißt: In Wirklichkeit muß man bevormunden. Es fragt sich nur, wer denn das Menschlein ist, das sich zur Bevormundung berechtigt hält. Es ist doch ein Menschlein, wie die anderen auch, die es bevormunden möchte. Vielleicht steht es wirklich in einer Hinsicht höher als der, den es bevormunden zu dürfen meint; in einer zweiten Rücksicht müßte es sich — von höherem Gesichtspunkte betrachtet — vielleicht besser selber von jenem bevormunden lassen. Allein trotzdem meint es, seiner Überlegenheit in einer Hinsicht gewiß, es dürfe den anderen überhaupt bevormunden. Wenn Herr v. Egidy diesen Vorberechtigungsdünkel aufs allerschärfste zurückweist, so können wir ihm nur vom Grunde unseres Herzens zustimmen.

Freilich! da die Menschen noch unvollkommen sind, so bedürfen sie der Führung. Allein diese Führung in geistigen Dingen darf keine autoritative Führung sein. Es muß eine Führung durch Gründe, durch Überzeugung, durch Vorbild sein. Diese Führung verurteilt Herr v. Egidy nicht, denn er sucht sie selber zu übernehmen. Aber diese Art der Führung bleibt auch bescheiden und läßt sich selber führen, sobald bessere Gründe kommen. Die Gründe sind hier der wahre Führer und sie sollen es einzig sein unter mündigen Menschen und unter solchen, die man mündig machen will.

Mögen wir noch so oft straucheln und irre gehen: der Weg zur Freiheit und Selbständigkeit ist doch nur in dieser nicht bevormundenden, sondern völlige Gleichberechtigung anerkennenden Führung enthalten. Die Forderung: Gar keine Bevormundung ist darum nicht ein Ideal, das uns vorschweben soll; sondern ein sittliches Prinzip, dem wir nachleben müssen, ein Grundgesetz der Volkspädagogik.

Alle Irrungen und Unklarheiten, die wir behandelt haben' sind dem gegenüber nebensächlich. Hier aber ist eine prinzipielle Differenz. Wenn Herr Prof. Lehmann-Hohenberg wirklich, wie wir nicht hoffen, den autoritären Standpunkt der Bevormundung vertreten sollte, so wäre er thatsächlich in sozialethischer Hinsicht der Reaktion zuzurechnen. Aber wir glauben und hoffen, er ist hier „unfreiwillig reaktionär".

An unsere Frauen und Töchter.

Von Marie Bloch in Zürich.

(Schluß.)

Unsere weiblichen Moden gehören auch in diesen Rahmen; auch sie sind kapitalistisch durch und durch. Darum ihre Willkür, ihr schneller Wechsel und ihre Tyrannei. Vereinigt sind diese Eigenschaften nur zu gut imstande, wahre Familiendramen heraufzuführen. Man soll sich aber doch einmal vom ethischen Standpunkte aus fragen: „Muß denn das alles sein, was man heute auf diesem Gebiete für notwendig hält?" Wir haben oben die Mode in ihrem Werte für die „schönheitlich Schwachen" erkannt, und da wird es uns nicht wundern, wenn einem solchen Mittel bei einer Personalunion der Interessenten mit den „wirtschaftlich Starken" eine große Entwickelung beschieden ist. Die Kleidung ist ein wesentliches Stück der Repräsentation geworden, und der von einem erfindungsreichen Schneider ersonnene Wahlspruch: „Kleider machen Leute", wird auch von vielen Nicht-Schneidern mit Überzeugung nachgesprochen. Theoretisch wird ja meine Verachtung dieser Schneidermoral gewiß vielfach gebilligt. Aber wie sieht es mit der Praxis aus? Sobald eine von Herrn Worth oder einem seiner Kollegen ausgeputzte Soubrette, Balletteuse oder Halbweltdame dem Pariser Rouépublikum gefallen hat, so *muß* jede deutsche Dame, auch die ethischste, mit ihrer artistischen Vertrauensperson austüfteln, wie man mit möglichster Schonung des Geldbeutels jener Pariser Dame ähnlich sehen könne. Aber das *muß* geschehen, die neue Mode *muß* mitgemacht werden, auch wenn die Kleider vom letzten Jahre noch so trefflich imstande sind. Das fordert die Gesellschaft, sonst macht man sich lächerlich, und wenn auch nur in unethischen Augen, so haben diese doch einmal die kompakte Majorität.

Damen von bester Bildung schämen sich nicht, Schmeicheleien über Toiletten zu sagen und entgegenzunehmen. Und mit welcher Ausführlichkeit und sogar Leidenschaft Gespräche über dieses Thema geführt werden, das wird mir selbst jeder männliche Leser aus eigener Erfahrung bestätigen. Mit bedauerndem Hohne betrachtet man die „Zurückbleibenden" auf diesem Gebiete, mit schlecht verhohlenem Neide zerpflückt man die „Sterne" des Salons. Die Toilette ist der Maßstab für die Beurteilung. Das ist gerade der wundeste Punkt. Man betrachtet die innige Vertiefung der Damen in diese Toilettensorgen für eine *berechtigte* Eigentümlichkeit des weiblichen Geschlechtes und eine Frau, die in der Kleidung nur die Befriedigung eines leiblichen Bedürfnisses sieht, wie in Speise und Trank, wird als unweiblich, emanzipiert — auch das ist ein Schimpfwort — ja als affektiert verschrieen. Ich kann mir es nicht versagen, hier einige Stilblüten der „Modenwelt" vorzuführen. Wohl weiß ich, daß nicht alle Leserinnen auf die Leitartikel dieses Blattes eingeschworen sind, aber interessant ist es doch, welch hoher Töne die weibliche Begeisterung in diesem Falle fähig ist. Da heißt es z. B.: „Selten hat die Poesie des jugendlichen Ballkleides einen so überzeugenden Ausdruck gefunden, als in den duftenden Kreppgeweben — — —. Sollen wir verraten, was wir schon entzückender erspäht? Rock und Taille aus weißem Tüllplissée über goldfarbenem Chiffon-Krepp u. s. w." Und nun gar die erhabene Auffassung, welche obenein noch eine wohlmeinende Warnung vor fürwitzigen „Selbstschneidern" enthält: „Das Schneidern hat sich zu einer Kunst herausgebildet, deren oberstes Gesetz tadellose Korrektheit ist, und die *weniger denn irgend eine andere* gutgemeinten aber mangelhaft arbeitenden Dilettantismus verträgt." Hören wir aber auch, wie blöde es ist, die jetzt so beliebten, übertrieben weiten Ärmel als sinnlose Verschwendung und Geschmacklosigkeit zu verdammen: „Unerschöpflich ist das Thema vom Ärmel. Es liegt oft eine Grazie, ja fast möchte man sagen Poesie in diesen Draperien, in den fließenden Falten oder kapriziösen Puffen, die sich empfinden und bewundern, aber beim besten Willen kaum beschreiben läßt." Müssen die „Fliegenden Blätter" nicht vor Neid bersten? Und doch wird selbst durch derartige Leistungen das Blatt in den Augen seiner Leserinnen nicht diskreditiert. Mögen sie selbst diese Ausbrüche belächeln, was ihnen dieselbe Feder anscheinend sachlich

auf der nächsten Seite des Blattes diktiert, das ist ihnen nichtsdestoweniger oberstes Gesetz.

Wollte ich alle die schädlichen Äußerungen des Modeteufels erörtern, so müßte ich ein dickes Buch schreiben. Ich begnüge mich daher, nur auf zwei Punkte besonders hinzuweisen. Zunächst auf die Menge der Toiletten, welche heute eine Frau haben muß, wenn sie an dem vielseitig anregenden Leben der Gesellschaft Anteil nehmen will. Für jedes Wetter und für jede Gelegenheit gehört dann etwas anderes. Zur Kaffeevisite kann man nicht so erscheinen wie zum Abendessen, im Theater nicht wie bei einem Vortrage, zum Balle nicht wie zu einer Hochzeit. Und wiederum darf man sich nicht zu oft in demselben Kostüm zeigen. Das macht einen schlechten Eindruck; man wird uninteressant, ja verliert möglicherweise den Kredit. Die Hofetikette giebt den Ton an, und — wenn auch abgeschwächt — pflanzt sie sich fort immer tiefer; und auch in den minder gut gestellten Kreisen des dritten, ja selbst noch im vierten Stande zeigen sich die Ausläufer dieses Gebirges von Vorurteilen. Jeder Gesellschaftskreis hat seinen Toilettenkodex, und der strebt so hoch als es nur möglich ist, so hoch als es nur die möglichste Einschränkung auf anderen, sittlich jedenfalls wichtigeren Gebieten, — ich erinnere nur an Hausbibliothek, Theater*) und Wandschmuck — gestatten.

Eine andere Aeußerung ist mir aber in allen Fällen, die ich beobachten konnte, geradezu als eine empörende Verletzung des menschlichen Gefühles erschienen. Ist einer unserer Liebsten gestorben, so muß die Frau, um nicht als gefühllos zu gelten, sich sofort mit der Kleiderkünstlerin in Verbindung setzen. Nach der neuesten Mode müssen schwarze Kleider hergestellt werden, eines im Hause zu tragen, eines zum Ausgehen und nach Bedarf noch für Empfang und Erwiderung von Besuchen. Unsere Trauergebräuche sind überhaupt so unsinnig wie möglich. Statt der wohlthuenden Stille ein Drängen und Treiben, das dem echten Trauerbedürfnis der Hinterbliebenen geradezu Hohn spricht. Die Trauertoiletten sind aber das schlimmste, und einem anständigen Menschen muß sich das innerste empören, wenn er das Bestreben von Frauen und Mädchen beobachtet, die kleidsame schwarze Tracht zur „Hebung" ihrer Reize zu verwenden. Leider gehört solche Koketterie nicht ins Fabelbuch, und diesen Damen der „guten" Gesellschaft ist der Vorwurf zu machen, wenn Damen der Halbwelt, eine gar nicht seltene Erscheinung, in Trauer auf ihre Eroberungen ausziehen. Wozu die Traueruniform? Man will nicht auffallen, sagt man, aber man weiß, daß ein kleidsames Trauerkostüm am meisten auffällt. Weit würdiger wäre es, einfach sein unscheinbarstes, selbst etwas verschossenes Zeug anzulegen, mag es selbst rot oder weiß sein; dann wird man schon Ruhe haben vor zudringlichen Blicken. Aber nach denen lechzt man ja gerade.**)

Auf die finanzielle Seite dieses Gegenstandes habe ich mehrfach hingedeutet. Daß Unsummen auf unwürdigen Schmuck verwendet werden, die sittlich und auch ästhetisch eine weit bessere Verwendung finden könnten, darüber sind wir „Ethischen" uns wenigstens einig. Auch das kann nicht bestritten werden, daß der weibliche Kleiderluxus dem arbeitenden Manne oft schwere Sorgen macht, so schwer, wie es wahrlich nicht im Verhältnisse zum Gegenstande steht. Aber man kann nicht anders! Die „Gesellschaft" verlangt es.

So ist es wirklich. Es ist nicht zu verlangen, daß man nun ohne jede Vorbereitung mit den Formen der Gesellschaft breche. Eine solche Revolution würde kläglich scheitern; die Stürmenden würden in ihrer Vereinzelung nicht die Kraft haben, allen den spitzigen Sticheleien zu trotzen und noch weniger für ihre Auffassung Propaganda zu machen. Aber zweierlei läßt sich thun. Die „ethischen" Damen sollten wenigstens ein gewisses Maß in ihrem äußeren Auftreten halten und in ihren Bekanntenkreisen diesen Grundsatz auch nach Möglichkeit verbreiten. Sie sollten vor allem darauf hinwirken, daß die Bekleidungsfrage nicht überschätzt wird, den „Modegesprächen" nach Möglichkeit einen Damm entgegensetzen und vor allem nicht selbst die Nase rümpfen über unmodern oder wenig chic gekleidete Vorkämpferinnen. Sie sollen eingedenk bleiben, daß der weibliche Putz gleichsam eine Livrée war, in welche die tyrannischen Männer das Geschlecht gezwungen haben und daß es nunmehr erlaubt ist, sie abzulegen. Sie sollen vor allem nicht mehr unter einander wetteifern wollen um den Ruhm der schönsten Toilette, als sei dieser es wert, die Sorgen, Wünsche und Gedanken des Geschlechtes in dem Maße zu beherrschen, wie es heute vielfach ja noch der Fall ist, bei dem Dienstmädchen wie bei der Hofdame, selbst bei der Frau des praktischen Kaufmannes und des trockenen Gelehrten.

*) Aber da darf man freilich nicht auf dem „standesgemäßen" Parkett- oder Logenplatze beharren. Ist es nicht ein Skandal, daß man ein solch ernstes Bildungsmittel, einen wirklich ethischen Genuß sich vielleicht eher versagt, als daß man sich durch einen billigen Platz etwas in den Augen der im Parkett sitzenden Schneiderin vergiebt.

**) Wozu überhaupt aller Welt die Trauer unseres Herzens ausposaunen? Daß schwarz geränderles Briefpapier und ebensolche Visitenkarten auch jeder lachende Erbe in die Welt senden kann, wissen wir doch einmal. Gute Freunde nehmen auch ohne äußere Mahnung an unserem Leide Anteil und anderen es aufzudrängen, das ist mindestens unethisch.

Doch neben dieser inneren Mission ist auch ein äußeres Auftreten nicht zu unterlassen. In vielen gleichstrebenden Vereinen wird sich der Boden für ein Zusammengehen zu diesem Zwecke finden. Dort wird man Anhängerinnen werben können, die freilich wohl erst nach Monaten oder gar Jahren eine zum Angriffe ausreichende Anzahl erreichen werden. Nicht vorher durch mißglückte Versuche die Idee gefährden, aber dann kräftig vor! und wer dann über uns die Nase rümpfen will, der mag es thun, dann sind wir uns selbst genug. Also eine feste Organisation gilt es zu schaffen, um den Modeteufel auszutreiben, der vielleicht so gut ist, noch den ganzen Repräsentationsteufel mitzunehmen. Es giebt innerhalb der ethischen Gesellschaften so zahlreiche Gruppen, wir können wohl eine spezifisch weibliche zu diesem edlen Ziele hinzufügen.

Das endliche Ergebnis soll übrigens nicht eine nonnenhafte Einförmigkeit sein, aber der Zwang soll fallen. Die Ästhetik ist überall berechtigt, auch in der Kleidung, aber dann soll sie nach Schönheit, nicht nach dem Pariser Modenbild streben. Vor allem aber soll das weibliche Geschlecht nicht einem so untergeordneten Zweige unseres Kulturlebens, wie der Kleidung, in seinem Interessenkreise eine solch beherrschende Stellung belassen, daß es ihm zur Schande, den Männern zur Plage, den Kindern aber geradezu zum Verderben gereichen muß. Wie überall liegt auch hier die Wahrheit im richtigen Maße; das ist verloren gegangen und das muß wiedergefunden werden. Hat ein alter Römer gesagt: „Wehe dem Staate, wo ein Fisch mehr wert ist als ein Rind", so möchte man das auf die heutigen Verhältnisse umwandeln: „Wehe dem Hause, dessen Herrin eine Taille teurer bezahlt als einen Rock! und dreimal wehe dem Hause, das eine Schneiderin teurer bezahlt als eine Lehrerin".

Die Arbeitslöhne der Arbeiterinnen und die Prostitution.

Von Theodor Hundhausen in Berlin.

Es ist eine eigene Erscheinung in der gesetzgeberischen Entwickelung der letzten 8 Jahre, daß auf irgend einem Gebiete aus irgend einem Anlasse ein lebhafter Anlauf zu einer gesetzgeberischen Aktion gemacht, dann die ganze Angelegenheit wieder fallen gelassen wird. Man nimmt nicht offiziell Abstand von der unternommenen Angelegenheit, sondern legt sie einfach aus der Hand und nimmt dafür etwas anderes in die Hand. Wer sich die Mühe macht, kann eine ganze Reihe dieser Anläufe finden, denen nie die Vollendung blüte.

Ein solcher Torso ist auch die sogenannte lex Heinze. Der Prozeß Heinze hatte Anfang Oktober 1891 in Berlin großes Aufsehen erregt, freilich recht mit Unrecht, denn das Bild, das er vom Treiben der Prostitution zeigte, war kaum jemanden, der nicht gerade zu blind gegen die Schattenseiten unserer Gesellschaft war, unbekannt. Am 22. Oktober 1891 brachte der „Reichs-Anzeiger" ein kaiserliches Schreiben an das Ministerium, in dem dieses aus Anlaß der durch diesen Prozeß aufgedeckten Schäden aufgefordert wird, thunlichst bald bestimmte Vorschläge für die Gesetzgebung zu machen. Am 29. Februar 1892 ging dann der Entwurf der lex Heinze, oder wie er hieß, Gesetzentwurf über Abänderung von Bestimmungen des Strafgesetzbuches, des Gerichtsverfassungsgesetzes und des Gesetzes vom 5. 2. 1888 betr. die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stehenden Gerichtsverhandlungen, beim Reichstag ein. Der Entwurf wanderte nach der leidigen Gewohnheit in eine Kommission, wurde dort hin und her beraten, um dann unter den Tisch zu fallen. Ein Plenarbeschluß des Reichstages wurde so wenig gefaßt, wie die Regierung auf die Angelegenheit zurückkam. Nur in den Verhandlungen über die Umsturzvorlage spukten einige Fragmente aus dem Entwurfe in den Zentrumsanträgen herum. Die Verhältnisse aber, deren Schäden vor nun mehr als vier Jahren so grell sichtbar wurden und die Aktion verursachten, dauern nach wie vor an.

Nun ist sicher dem in den Akten vergrabenen Entwurfe keine Thräne nachzuweinen, denn er hätte zwar mancherlei Aeußerlichkeiten geändert, mancherlei polizeiliche Scherereien gebracht, aber die Prostitution nicht vermindert. Gegen diesen Krebsschaden

helfen nicht Polizei und Strafrichter, sondern nur eine bessere Moral und bessere soziale Zustände. Vielleicht ist der Zusammenhang zwischen Moral und sozialem Zustand größer und inniger, als manche Moralisten und Gesetzgeber annehmen, und eine Besserung der Moral im Volke ist ohne Besserung der sozialen Verhältnisse nicht zu erhoffen.

Unter diesem Gesichtspunkte kann man in der Bekämpfung der Prostitution durch Strafen teilweise eine Ungerechtigkeit erblicken. Ohne die Prostitution irgendwie in Schutz zu nehmen, wird man doch sagen müssen, daß ihre Quellen keineswegs immer, ja vielleicht nur zum kleinen Teile in angeborener Lüderlichkeit zu suchen sind. Wäre man im stande, genau anzugeben, wie viel Schuld an dem Versinken der Mädchen in der Prostitution die mangelhafte Erziehung, das Fehlen eines ordentlichen Familienlebens im Elternhause, die den Anforderungen der Hygiene und Sittlichkeit nicht genügenden Wohnungen und vor allem die materielle Not haben, man würde auf Grund solcher Erkenntnis schwerlich mit einer lex Heinze kommen. Es sind nicht sowohl Sünden des Einzelnen, sondern Sünden der Gesellschaft, die sich in der Prostitution furchtbar rächen, und es ist der Gesellschaft das Recht nicht zuzuerkennen, das ein allgemeines Verdammungsurteil auszusprechen, wo Tausende von Mädchen durch die materielle Not auf den Weg der Prostitution getrieben werden.

Man studiere nur die Lohnergebnisse der weiblichen Arbeitskräfte, und man wird über manche traurige Erscheinung nicht mehr entrüstet auffahren. Es ist nicht Zufall, daß der Prostitution von jenen weiblichen Kreisen der starke Zuwachs kommt, die auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen sind, und die unter den schlechten Löhnen arbeiten und leiden müssen. Die Prostitution ist für die Mädchen der arbeitenden Klassen das, was für den Mann die Vagabondage ist: der Ausdruck wirtschaftlicher und sozialer Notlage. Vagabondage und Prostitution bekämpfen wollen, ohne die materielle Lage der darin untergehenden Kreise verbessern wollen, ist gedankenlos oder Heuchelei.

Man wende nicht ein, daß die Lage der weiblichen Arbeitskraft nicht so schlimm sei. Sie ist wohl so schlimm. In einer Versammlung in Berlin konnte vor kurzem festgestellt werden, daß in der Reichshauptstadt die Arbeiterinnen der Bekleidungsindustrie wöchentlich 10—12 Mark, in der Textilindustrie 8 bis 9 Mark, in der Papier- sowie in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie 9—10 Mark, Schürzenarbeiterinnen 3—4 Mark, Knopflocharbeiterinnen 3—4 Mark, in der Hutfabrik Arbeiterinnen 4 bis 5 Mark und in der Blumenfabrikation 4½ Mark verdienen. Dabei ist für die Hausarbeiterinnen die Arbeitszeit oft eine ungeheuerlich lange. Man frage weiter einmal nach dem Verdienste der Fabrikarbeiterinnen und der Ladenmädchen, wie viele davon ein Einkommen haben, das wenigstens den bescheidensten Lebensansprüchen genügt.

Von diesem erbärmlichen Einkommen soll dann Wohnung, Kleidung und Nahrung bestritten werden, gewiß ein Finanzkunststück ersten Grades. Schließlich hat jeder Mensch — zumal in seiner Jugend — doch auch noch andre Bedürfnisse, als eben kümmerlich sein Leben zwischen der auf die Dauer trostlosen Dreiteilung Arbeit, Essen und Schlaf zu fristen. Es giebt des Schönen und Guten so viel auf der Erde, das jeder genießen will, und mit Recht genießen will, denn es gehört zum Leben.

Belügen wir doch nicht einer den andern, wenn wir die Sache beschönigen. Die Mädchen werden von den ganz unzulänglichen Arbeitslöhnen direkt auf den entwürdigenden Nebenverdienst gewiesen. Man verhülle doch nicht scheinheilig die Wahrheit: die Geschäftsbranchen rechnen bei Festsetzung der Arbeitslöhne mit diesem „Nebenverdienst". Offen wird dies ja nicht zugestanden, denn das klingt nicht gut, aber man thut es stillschweigend.

Über diese häßlichen Dinge hilft kein Herumdrücken mit billigen Klagen über den gestiegenen Luxus und über das Drängen nach den Städten. Hier handelt es sich um wirklich gebrauchte aber nicht bezahlte Arbeitskräfte. Wir stehen vor einer Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft, über die mancher altrömische Sklavenhalter den Kopf mißbilligend schütteln würde, denn er gab wenigstens seinen Sklaven satt zu essen. Man kehrt sich im gerühmten christlichen Staat den Pfifferling an das Jesuswort, daß ein Arbeiter auch seines Lohnes wert sei, sondern schneidet sich das Christentum nach Wunsch und Bequemlichkeit zurecht. Man thut gerade, als stände im Vaterunser nicht die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung!" Das Arbeitseinkommen zu gering zum Leben, das Stehlen verboten, die Prostitution erlaubt — wenn das keine Versuchung für die Mädchen ist, der Prostitution zu erliegen, zumal ihnen die besitzenden Kreise dann goldenen Lohn versprechen, ja was ist denn Versuchung? Ein Mädchen, das sich unter diesen Umständen anständig durchbringt, hat mehr Charakter als mancher große Mann und mehr Mut und Tapferkeit als mancher glorreiche Feldherr.

Nun wird eingeworfen, das Gewerbe sei, um bestehen zu können, nicht in der Lage, höhere Arbeitslöhne zu zahlen. Dieser Einwurf pflegt stets zu erscheinen, wenn es sich darum handelt die Löhne zu erhöhen, so daß man ihn mit Skepsis aufnehmen muß. Wäre er stichhaltig, wie manche Industrie und wie manches Gewerbe wäre schon zu Grunde gegangen. Freilich er war bis jetzt nicht begründet und wird es auch nicht, wenn man ihn noch einmal wiederholt. Für den einzelnen, von der Konkurrenz bedrängten Arbeitgeber mag die Bewilligung höherer Löhne mit Schwierigkeiten verknüpft sein, für das Gewerbe in seiner Gesamtheit hingegen nicht. Man darf sich nur nicht gleich von den Klagen über die schlechten Zeiten verblüffen lassen. Trotz allen beweglichen Klagen über die Lasten der Arbeiterschutzgesetzgebung und der steigenden Löhne, wird noch genug verdient, um dem Personal einen gerechten Arbeitslohn zu geben. Und wäre es ein Unglück, wenn die Warenpreise wirklich etwas erhöht werden müßten, damit Arbeitgeber und Arbeitnehmer den genügenden Lohn haben? Billige Waren sind gewiß zu loben und volkswirtschaftlich zu wünschen, aber Warenpreise, die unter den Produktionskosten stehen, sind unwirtschaftlich und schädlich, ganz gleich ob die Unternehmer den Schaden aus ihrer Tasche zahlen, oder ob die Arbeiter durch ungenügende Löhne dafür aufkommen und büßen müssen.

Die Hebung der Arbeitslöhne der Arbeiterinnen muß eine für die ganze Geschäftsbranche allgemeine sein, d. h. sie setzte die Organisation der Arbeitgeber und der Arbeiterinnen voraus. Das Vernünftigste wäre natürlich, daß Organisationen der Arbeitgeber und Arbeiterinnen gemeinsam handelten, und nach leidenschaftsloser Verhandlung erklärten: das muß die Arbeiterin verdienen um anständig leben zu können, und das der Arbeitgeber: also muß der Preis der produzierten Güter so und so hoch sein. Freilich nur ein „sonderbarer Schwärmer" wird solches schon jetzt erwarten; dazu fehlt das Verständnis von weiten Kreisen hüben und drüben, dazu mangelt der Mehrzahl unserer Arbeitgeber noch das ethische Verständnis für ihre Pflichten dem Personal gegenüber. Das alte patriarchalische Verhältnis hatte sich überlebt und ist gefallen, und das neue, wo Arbeiter und Arbeitgeber als Gleichberechtigte dastehen, wird noch nicht verstanden. Aus diesem Grunde ist auch nicht zu erwarten, daß eine Arbeitgeberorganisation einseitig sagen wird: „das muß die Arbeiterin verdienen, also ist es unsere Pflicht ihr den ausreichenden Arbeitslohn zu geben." Es ist sehr zu bedauern, auch im Interesse des Gewerbes, daß eine solche Erklärung zur Zeit als ausgeschlossen zu gelten hat, denn das Gewerbe würde über ein anderes besseres Material an Arbeitskräften verfügen, und es bedarf kaum des Beweises, daß eine Arbeiterin, die ihre ganze körperliche und geistige Kraft ungebrochen ihrem Berufe widmen kann, leistungsfähiger ist, als eine solche, die durch die Prostitution erschlafft und geschwächt zur Arbeit kommt.

Was die Organisation der Arbeiterinnen betrifft, so wäre sie im stande Großes zu leisten, wenn sie — vorhanden wäre, aber leider fehlt sie und ihrer Schaffung stellen sich Hindernisse in den Weg.

Ein bedeutendes Hindernis ist das Vereinsgesetz, das jeder Frauenorganisation Fesseln auflegt, die ihren sozialen Zweck illusorisch machen. Es genügt schon die berufsgewerbliche Organisation der Frauen zu einer politischen zu erklären, und das ist fast leichter als einen eventuellen Dolus zu konstruieren, was gewiß heute viel im lieben deutschen Vaterlande heißen will, — und es ist aus mit der Organisation.

Andere Hindernisse erheben sich aus der Lage der Arbeiterinnen selbst. In England, wo die gesetzlichen Verhältnisse günstiger liegen, befindet sich die gewerbliche Organisation der Frauen noch in recht bescheidenen Stadien: Unter etwa 5 Millionen industriell thätigen Frauen und Mädchen vielleicht 17—18 000 gewerkvereinlich Organisierte. Der Grund, der dort daran schuld ist: Indolenz infolge mangelhafter Ausbildung und Demoralisation infolge materieller Not, ist auch bei uns wirksam. Die Erziehung der Mädchen versäumt so ziemlich alles, was darauf Rücksicht nimmt, daß „der Mensch von Natur ein politisches Wesen" ist, daraus entsteht dann jener Mangel an Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten, der in der weiblichen Bevölkerung oft so stark zu Tage tritt. In richtiger Würdigung dieser Sachlage hat auch der Women's Industrial Council, der in London die Hebung der Arbeiterinnen befördert, u. a. die Wirkung des Verständnisses der jungen Arbeiterinnen für die gewerkvereinliche Organisation sich als Ziel gesetzt. Das andre Hemmnis ist die Demoralisation der Arbeiterinnen infolge der wirtschaftlichen Not. Stehlen und Betteln

wird bestraft, deshalb kommt der Arbeiter schneller zur Erkenntnis seiner Lage. Der Arbeiterin hat aber die Gesellschaft noch die Prostitution gelassen, mit der sie sich „helfen“ kann. In dieser „Hilfe“ liegt aber ein großes Hindernis für eine leistungsfähige Organisation, denn die minderwertigen oder bereits verdorbenen Elemente unter den Arbeiterinnen, vermögen dadurch, daß sie sich durch die Prostitution einen Nebenverdienst schaffen, die Arbeit unter dem Arbeitslohne auszuführen und werden dadurch die Lohnpreise drücken. So entsteht der verhängnisvolle Kreis: Zur Bekämpfung der Prostitution sind bessere Arbeitslöhne der Arbeiterinnen erforderlich, dazu müssen diese organisiert werden, diese Organisation wird aber durch die Prostitution gehemmt. Ein weiter gezogener unheilvoller Kreis umschlingt auch die Arbeiter, denen die Arbeitslöhne durch die zu billig arbeitenden weiblichen Arbeitskräfte verdorben werden und damit die Gründung einer Familie erschwert wird. Auch auf diesem Punkte unseres komplizierten sozialen Lebens geht es, wie mit einem Weber-Meisterstück, wo „ein Tritt tausend Fäden regt.“

Trotz dieser Schwierigkeiten muß, wenn man der Prostitution ernsthaft zu Leibe will, der Versuch gemacht werden, die Arbeiterinnen zur Durchsetzung ausreichender Arbeitslöhne zu organisieren. Alle Hindernisse sind nach Kräften aus dem Wege zu räumen. Politische Bedenken haben dabei nicht mitzureden. Gelingt es nicht, auf diesem Wege den Arbeiterinnen — darunter sind selbstverständlich auch Ladenmädchen, Schneiderinnen u. s. w. verstanden — einen zum anständigen Leben genügenden Arbeitslohn zu verschaffen, dann bleibt nichts übrig, als ein herzhafter Schnitt ins faule Fleisch: Ein gesetzlicher Minimallohn für Arbeiterinnen.

Die Ethische Correspondenz

besteht jetzt ein Jahr, und darum wird es nicht unbescheiden sein, wenn ich die Freunde der ethischen Bewegung mit einem kleinen Rückblick auf sie behellige. Nach dem ursprünglichen Programm sind 6 Nummern erschienen, die im Ganzen 122 Artikel enthalten und zwar über sozialpolitische Fragen 34, National-Ökonomie 6, Bildungsfragen 22, allgemeine ethische Fragen 18, Frauenfrage 7, Friedensfrage 2, ethische Bewegung im speziellen 5, Übersichten über gemeinnützige Anstalten 4 (mit insgesamt 26 Nummern), Kolonisation 3, technische Fragen 2, Militarismus 2, Citate 17. — Die Zusendung erfolgt gratis an ca. 220 deutsche, 10—15 schweizer und einige österreichische Zeitungen, außerdem an ca. 20 Privatadressen und 25 private Abonnenten. — Der Abdruck durch die Presse hat sich ständig gehoben, von der Nr. 6 sind in einzelnen Organen bereits 4—5 Artikel erschienen. Da die Belegblätter leider nur spärlich einlaufen, so läßt sich eine Statistik darüber nicht geben; auf Grund der mir vorliegenden Notizen schätze ich die einzelnen erschienenen Artikel auf mindestens 1000, so daß immerhin einigen Millionen Lesern da und dort ethische Gedanken über eine oder die andere Frage vermittelt worden sind.

Die Tendenz des Unternehmens ist ja nicht, direkte Propaganda für die ethische Bewegung zu machen, sondern vielmehr lediglich die, ethische Anregung auf möglichst vielen Gebieten in die Presse der verschiedensten Parteirichtungen verbindend hineinzutragen. Dieser Zweck darf in dem bis jetzt möglichen Umfang als erreichbar bezeichnet werden, denn von allen Richtungen, von der „Germania“ bis zum „Vorwärts“ ist erfreulicherweise die Korrespondenz zeitweilig benutzt worden. Immerhin hat innerhalb dieser Grenze das Unternehmen auch sicher unserer Bewegung gedient. Allein z. B. die Notiz über die Preisbewerbung für das ethische Lehrbuch ist gewiß durch ein paar hundert deutscher Zeitungen verbreitet worden.

Noch viel Größeres könnte aber geleistet werden, wenn die Teilnahme innerhalb der Gesellschaftskreise eine größere wäre. Diese hat sich in starkem Umfange nur bei der ersten Nummer gezeigt und ist von da an fast bis auf den Nullpunkt gefallen. Ich will damit keinen Vorwurf aussprechen, denn ich weiß zu gut, wie sehr daran nicht sowohl Mangel an Interesse und gutem Willen, als vielmehr Berufspflicht und Überlastung die Schuld tragen.

Immerhin sei es mir verstattet, im Interesse der guten und wichtigen Sache wieder und wieder an diese Teilnahme zu appellieren. Sie könnte in doppelter Richtung wirksam sein:

1) und vor allem durch Mitarbeit. Es ist wirklich eine so kleine Arbeit, einen ethischen Gedanken oder einen unethischen typischen Vorfall mit kurzen Worten mir zu melden, einen Zeitungsausschnitt oder ein geeignetes Citat mir einzusenden. Ich bitte freundlich darum und werde herzlich dankbar sein für jede, auch die kleinste Beisteuer;

2) durch Anregung der den Mitgliedern befreundeten Redaktionen mit Bezug auf die Benutzung der Korrespondenz seitens derselben, sowie durch Mitteilung an mich über für die Zusendung geeignete Zeitungen oder auf solche Einfluß habende Personen. —

Beides ist freilich besser möglich, wenn die sich dafür interessierenden Mitglieder der D. G. E. K. die Korrespondenz selbst regelmäßig lesen, um daraus die nötigen Anregungen direkt zu gewinnen. Das Abonnement für den Jahrgang von 6 Nummern habe ich aus diesem Grunde inkl. Porto auf nur Mk. 1.— festgesetzt (zu senden an die Buchdruckerei von Reuß & Itta in Konstanz) aber ich bin recht gern bereit, an Mitglieder, die sich speziell mit deren Unterstützung befassen wollen, auf Ansuchen die Korrespondenz auch gratis versenden zu lassen. — Der neue Jahrgang beginnt mit Nr. 7 im Laufe des April.

Thun wir, verehrte Freunde, ein Jeder nach seinem Vermögen, unsere Pflicht! — Dann werden auch die kleinsten Samenkörner, die wir ausstreuen, aufgehen, und die Kulturwelt wird im Sinne unserer Bestrebungen langsam vorwärts schreiten. In diesem Sinne empfehle ich die „E. C.“ dem Wohlwollen aller ethischen Freunde.

Zürich, im März 1896. Gustav Maier.

Aus der ethischen Bewegung.

Abtheilung Ulm. Am 17 März hielt Herr Dr. Arthur Pfungst aus Frankfurt a. M. einen Vortrag über das Thema: „Das geht mich nichts an“.

Der Redner führte etwa Folgendes aus: Es ist eine vielbeklagte Thatsache, daß alle Reformen in der Menschenwelt nur unter unsäglichen Schwierigkeiten durchgeführt werden können. Wenn wir die Frage aufwerfen, warum es jedem Reformator so sauer wird auch nur bescheidene Erfolge zu erzielen, dann sehen wir, daß es vor allem zwei Ursachen sind, welche jeder reformatorischen Thätigkeit entgegenwirken: nämlich die Verletzung von Interessen aller Art und die Indolenz der einzelnen Individuen. Es ist unvermeidlich, daß jeder Neuerer wirkliche oder vermeintliche Interessen verletzt, hinter denen Menschen von Fleisch und Blut stehen, die sich wehren; besonders mißlich erscheint dabei der Umstand, daß es unmöglich ist, vorher zu wissen, welche Interessenten voraussichtlich ihre Stimme erheben werden. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß der Widerstand gerade von einer Seite kommt, die man überhaupt nicht in die Rechnung eingestellt hatte. So widersetzte sich beispielsweise der Einführung des kopernikanischen Weltsystems am Hartnäckigsten die Kirche, weil einst Josuah ausgerufen haben sollte: „Sonne stehe still zu Gideon und Mond im Thale Ajalon“. —

Der Widerstand der Interessenten muß als hemmendes Moment bei jeder Neuerung mit in Betracht gezogen werden — es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß dieser Widerstand ohne Schwierigkeit zu überwinden wäre, wenn alle, welche die Reform angeht, die Bemühungen der Reformatoren unterstützen würden.

Leider sind die meisten Menschen geneigt, in solchen Fällen jede Mitwirkung mit den Worten: „Das geht mich nichts an“, ohne Weiteres von der Hand zu weisen. Es erscheint daher geboten, einmal der Frage ins Antlitz zu schauen — was uns eigentlich Alles angeht und ob wir überhaupt berechtigt sind, Dinge von uns abzuweisen, welche denkende Volksgenossen für unsere vornehmste Pflicht halten.

Der Redner zeigte nun, wie wir zu Allem, was die Welt umfaßt, in Abhängigkeitsverhältnissen stehen, die mit über unser Schicksal bestimmen. Zunächst schilderte er die Abhängigkeit von den Naturgewalten und zeigte, wie selbst in diesem fast hoffnungslos erscheinenden Kampfe Vorteile für den Menschen zu erringen waren. Es hat immer Persönlichkeiten gegeben, welche die Abhängigkeiten von den Naturgewalten nicht als Definitive anzusehen vermochten, die es vielmehr als ihre Pflicht betrachteten, den Kampf mit den Elementen aufzunehmen. Hätte sich Franklin in das scheinbar Unabänderliche gefügt, hätte er den Blitzstrahl a priori als ein Phänomen betrachtet, dem sich der Mensch gebunden überliefern muß, hätte er den Standpunkt eingenommen: „Er ist der Wille einer höheren Macht, der hier zum Ausdruck gelangt, seine Wirkungen gehen mich nichts an“ — dann würde er nie den Blitzableiter erfunden haben, ebenso wenig wie Davy die Sicherheitslampe.

Der Mensch auf der niedersten Kulturstufe ist in erster Linie von den Naturgewalten abhängig. Sobald die Kultur Fortschritte macht, tritt diese mehr und mehr in den Hintergrund, eine neue, tausendfach kompliziertere umdrängt den Menschen — die Abhängigkeit von Seinesgleichen. — Es ist interessant zu beobachten, wie diese schon der Nomade als drückende Last zu empfinden beginnt. In dem Berichte der Genesis, in welchem erzählt wird, wie ein Streit gewesen zwischen den Hirten Abrahams und Lots, tritt uns ein solcher Fall in wunderbar plastischer Weise vor Augen. Da konnte noch Abraham zu Lot sagen: „Steht dir nicht alles Land offen? Lieber scheide dich von mir; willst du zur Linken, so will ich zur Rechten, und willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.“ — Daran sehen wir, wie leicht es dem Nomaden gewesen ist, sich frei zu machen — es stand wirklich noch

alles Land offen und jedes drückend werdende Abhängigkeitsverhältnis konnte rasch gelöst werden.

Wenn wir, Jahrtausende überfliegend, unseren Blick von jener Welt der Nomaden abwenden und auf die *uns* umgebende Menschenwelt richten, dann muß uns Eines sofort klar werden: die Möglichkeit, sich jederzeit von dem Einflusse zu befreien, den unsere Nebenmenschen auf unser Wohl und Wehe haben, ist vollkommen geschwunden. Der Kulturmensch ist fortdauernd in die Notwendigkeit versetzt, sein Dasein inmitten einer Gesellschaft zu gestalten, die ihn mit Polypenarmen umklammert. Niemand kann wissen, *von wem* sein Wohl und Wehe einst abhängig sein wird, denn die Schicksale der Menschen fluten auf und nieder. Dies vergessen vor allem diejenigen, welche in dem Wahne leben, daß die höheren Stände sich nicht um die niederen zu kümmern brauchen.

Der Redner zeigte zunächst, wie hilflos der Mensch infolge der Arbeitsteilung geworden, wie abhängig er grade dadurch von den „niederen Ständen“ sei. Der Kulturmensch baut das Getreide nicht, das er ißt, er züchtet den Ochsen nicht, dessen Fleisch ihn nährt, er gerbt die Haut nicht, die seine Füße vor dem steinigen Wege schützen soll. Alle die Vorrichtungen überlassen wir Anderen im festen Vertrauen darauf, daß sie uns nie im Stiche lassen werden. — Abgesehen von den rein humanen, für den ethisch denkenden Menschen selbstverständlichen Gründen ist es auch *praktisch* für uns von höchster Bedeutung, daß der Bäcker, der das Brot für uns backt, in der Lage ist, in menschenwürdigen Wohnräumen zu hausen, weil sich jede Unreinlichkeit in seinem Berufe dem Brote mitteilt, das wir genießen, weil wir an jedem Bissen, den wir zum Munde führen, für das gestraft werden, was wir an dem Wohnungselend in Bäckerei-Betrieben dadurch mit verschuldet haben — daß wir uns überhaupt nicht darum kümmerten. — Unser Kind kann den Keim einer todbringenden Krankheit *darum* in sich aufnehmen, weil sich niemand darum gekümmert hatte, daß dem Schneider die Möglichkeit gewährt worden wäre, sein erkranktes Kind in einem anderen, als dem Arbeitsraume unterzubringen.

Hierauf berührte der Redner den häufig in der Geschichte wiederkehrenden Fall, daß sich die Landbesitzer nicht um die Landarbeiter glauben kümmern zu sollen und exemplifizierte auf den Auszug nach dem heiligen Berge im alten Rom, indem er frug, ob uns der tiefe Sinn der Fabel des Menenius Agrippa, die so beredt die Solidarität der Menschen predige, nach $2\frac{1}{2}$ Jahrtausenden denn wirklich aufgegangen sei. Alsdann ging er zu der Frage über, was uns der *moralische Zustand* der uns umgebenden Menschenwelt *angehe* und führte Folgendes aus:

Jede soziale Ordnung ist in letzter Linie bestimmt von der Willensbeschaffenheit der Individuen, welche sie bilden. Sie ist das Milieu, indem zu leben Alle gezwungen sind, daher sind wir jederzeit von der Willensbeschaffenheit eines Jeden abhängig. Dabei kommt noch besonders in Betracht, daß scheinbar kleine Abweichungen von der Linie, welche zwischen moralischem und unmoralischem Thun liegt, die verhängnisvollsten Wirkungen zu haben vermögen, was der Redner an Beispielen nachwies. Er deutete darauf hin, daß die Welt, die wir schaffen, das Milieu sein wird, in dem sich das Schicksal unserer Nachkommen abspielen wird, und welche Verantwortung für uns in dieser Thatsache liegt. Hierauf streifte er die neuesten Resultate der kriminalistischen Forschung, welche vielleicht nach keiner Richtung hin mehr Bedeutung haben, als nach der, daß sie uns Einblicke in Zusammenhänge gestatten, von denen wir früher keine Ahnung hatten, Einblicke, die so recht zeigen, wie thöricht es ist, von irgendwelchem Phänomen in der Menschenwelt a priori zu sagen: „Das geht mich nichts an.“ — Es möchte z. B. jemand geneigt sein, den Alkoholismus als eine Erscheinung zu betrachten, die *ihn* nichts angehe, falls er selbst und seine Angehörigen sich von diesem Laster frei wissen. Diese Annahme verriete große Kurzsichtigkeit. Irgend ein Degenerierter, der aus einer Trinkerfamilie hervorgegangen und deshalb zum Verbrecher geworden ist, kann auf tausendfache Art auf das vor den Einwirkungen des Alkoholismus *scheinbar* gefeite Familienleben von zerschmetternder Wirkung sein. Ein solcher Degenerierter kann zum Mörder, zum Brandstifter werden, und vernichtend in das Leben eines kurzsichtigen Menschen eingreifen, der geglaubt hatte, der Alkoholismus ginge *ihn* nichts an. Jedes Laster gleicht einer Feuersbrunst — mag sie irgendwo ihren Herd haben — ein gewisser Wind kann sie in das Haus eines Jeden tragen! Wie hätte Ludwig XIV. gelacht, wenn ihm zur Zeit seiner höchsten Machtentfaltung jemand gesagt hätte, er möge sich um die Erziehung der Schuster kümmern — ehe 100 Jahre verflossen wären, würde sein Nachkomme von der Charakterbildung eines Schusters abhängig sein. Wie würde Friedrich der Große es aufgenommen haben, wenn ihm zur Zeit des Bayrischen Erbfolgekrieges jemand gesagt hätte, es sei für ihn in diesem Augenblicke die wichtigste Aufgabe, sich um die Charakterbildung der Bewohner von Corsika zu kümmern, weil nach 25 Jahren ganz Europa von der Willensbeschaffenheit eines Corsen abhängig sein könnte?

Hierauf stellte der Redner die Frage, inwiefern wir von der *Weltanschauung* der Anderen abhängen. Die Weltanschauung, welche ein Mensch besitzt, also die Art und Weise, wie er das Weltganze und sein Verhältnis zu ihm auffaßt, ist kein abstraktes *Wissen* bloß, das lediglich einem intellektuellen Bedürfnisse genügen soll. Unsere Weltanschauung ist vielmehr der Urquell für die wichtigsten Handlungen, deren der Mensch überhaupt fähig ist. Da wir nun von den Handlungen der Menschen beständig *abhängen*, wird es zu unserer *Pflicht*, ihre Weltanschauung zu beeinflussen. Wie wichtig dies ist, zeigen am besten einige Beispiele: Es war ein Ausfluß der Weltanschauung, wenn die Kanaaniter dem Moloch Kinder opferten, wenn die Spartaner die Eltern zwangen, schwächlich geborene Kinder auszusetzen, wenn im Mittelalter Ketzer und Hexen verbrannt und die hellsten Leuchten der Menschheit gezwungen wurden, aufgefundene Wahrheiten zu widerrufen. Es ist ein Ausfluß der Weltanschauung, wenn ein junger Mann, vielleicht die einzige Stütze seiner Familie, gezwungen wird, sich der Pistole eines Beleidigers zu stellen, um nicht „ehrlos“ zu werden.

Wenn man nun bedenkt, daß das Kind, das dem Moloch geopfert oder ausgesetzt werden soll, *unser* Kind sein kann, daß die Hexe, die verbrannt werden soll, unsere Mutter oder Schwester sein kann, daß der Jüngling, der im Duell fällt, unser einziges Kind ist, das wir 20 Jahre lang gehegt und gepflegt haben — dann werden wir uns bewußt, in welch furchtbarer Abhängigkeit wir uns von der *Weltanschauung* der uns umgebenden Menschenwelt befinden und wagen nicht mehr zu sagen, sie gehe uns nichts an.

Wir sahen also, daß wir überall von Abhängigkeiten umdrängt sind und der Redner stellte nun die Frage: Wie kann es möglich sein, diesen fast unübersehbaren Abhängigkeiten zu entrinnen?

Zurückgreifend auf den Eingang der Darlegungen, in denen gezeigt worden war, wie zielbewußtes Wirken uns selbst in dem Kampfe mit den Naturgewalten viele Siege gebracht, wie wir heute denselben viel unabhängiger gegenüberstehen, frug er, warum es nicht tausendfach möglich sein solle, die *Unabhängigkeit von Unseresgleichen* weniger drückend zu machen?

Die Kulturgeschichte lehrt uns, daß es möglich ist durch Reformarbeit ungeahnte Erfolge zu erzielen. Wenn es möglich war den Molochdienst, die Kinderaussetzung, das Verbrennen der Ketzer und Hexen abzuschaffen — erscheint es dann noch vermessen zu sagen: durch zielbewußte Reformarbeit können alle Abhängigkeitsverhältnisse mehr und mehr eingeschränkt werden und sie können ihre Furchtbarkeit verlieren.

Die Kraft des Einzelnen ist dieser Kulturaufgabe gegenüber beschränkt, und doch wie mächtig ist jeder Einzelne, der es sich zum Ziele setzt, an der Reformarbeit teilzunehmen! Die Intensität dieser Arbeit wird vor Allem von dem *Verantwortlichkeitsgefühle* eines Jeden abhängen. Je größer dies bei einem Menschen ist, desto größer ist der Mensch, desto mehr Bedeutung hat sein Wirken für die Entwickelung der Menschheit. Die wahrhaft großen Persönlichkeiten haben stets gefühlt, daß sie für gar Vieles verantwortlich waren, was ihre Zeitgenossen verächtlich mit den Worten: „das geht mich nichts an“ von sich gewiesen haben.

Die Verantwortlichkeit wächst mit der *Erkenntnis*. Wir modernen Menschen wissen, daß es möglich ist, die menschliche Gesellschaft in bestimmter Weise *umzuwandeln*. Diese Umwandlung ist aber nichts, als Erziehung und es ist uns die herrliche Aufgabe gestellt, die Menschheit so zu erziehen, daß wir uns getrost in ihre Abhängigkeit begeben können, weil die Abhängigkeit von ethisch fühlenden, und ethisch handelnden Menschen *niemals etwas Drohendes* in ihrem Schoße bergen kann!

Nun ist der Einzelne schon mächtig und stark, wenn er nur den festen unbeugsamen Willen hat, Reformen durchzusetzen — genug Heroen haben das bewiesen: aber dennoch ist der Einzelne in mannigfacher Weise beschränkt, und es empfiehlt sich, daß diejenigen, welche entschlossen sind ihren Verantwortlichkeiten ins Auge zu blicken, sich zu gemeinsamem Wirken verbinden.

Eine solche Gemeinschaft ist die D. G. E. K. und sie ruft Jeden, der seinen Verantwortlichkeiten ins Auge blicken will. Sie sanktioniert *auf keinem Gebiete* das Wort „das geht mich nichts an“. — Wenn sich alle Volksgenossen ihr anschlössen, die schon heute mit ihr einer Meinung *sind*, würde sich ihre Mitgliederzahl bald vertausendfachen — denn was die D. G. E. K. will, geht ja Alle an!

Nach dem Vortrage meldeten sich eine ganze Reihe neuer Mitglieder an, so daß der Zweig Ulm sich nunmehr zur Abteilung mit 35 Mitgliedern konstituieren konnte.

Wien. Die „Mitteilungen der ethischen Gesellschaft in Wien“ zeigen eine sehr rührige und erfolgreiche Wirksamkeit unserer österreichischen Freunde. Über den *Unterrichtskurs für Kindererziehung* heißt es: der Zuspruch zu demselben war ein so großer, daß der Vereinsausschuß bei einer Wiederholung des Kurses an die Gewinnung eines weit größeren Vortragssaales wird denken müssen. Die von der sozialen Gruppe beschlossene *Enquete über Frauenarbeit* in Wien konnte Dank der Bewilligung reichlicher Geldmittel seitens einer freien Vereinigung (der Fabier) am 1. März d. J. begonnen werden. Für die Durchführung der Sache wurde behufs Wahrung der größtmöglichen Objektivität eine aus Angehörigen der verschiedensten Berufe und der verschiedensten politischen Schattierungen zusammengesetzte Kommission gewählt, aus der wir folgende Namen hervorheben: Prof. v. Philippovich, Reichsratsabgeordneter Pernerstorfer, Dr. Victor Adler (der Führer der Sozialdemokratie), Hueber (Obmann der Gewerkschaftskommission), Obersanitätsrat Prof. Dr. M. Gruber, Dr. M. Hainisch.

Die Enquete findet in den Räumen der Handelskammer statt. Nach Abschluß der Untersuchungen werden die Ergebnisse den Mitgliedern der ethischen Gesellschaft in freien Vorträgen vorgeführt und zum Gegenstand weiterer Beratungen und Beschlüsse gemacht werden.

Geschäftliches.

Anläßlich der Berliner Gewerbe-Ausstellung dürften auch viele unserer Leser und Leserinnen Veranlassung nehmen, Berlin einen Besuch abzustatten. — Wir machen bei dieser Gelegenheit ganz besonders auf die seit vielen Jahren bestehende Pension von Fräulein Beck und Frl. Barteld, SW. Halleschestr. 20, aufmerksam, da hier bei außerordentlich civilen Preisen ein wirklich angenehmer Aufenthalt mit vorzüglicher Verpflegung geboten wird. Die ruhige Lage des Hauses inmitten der Stadt, mit besten Verbindungen nach allen Richtungen ist dazu angethan, genannte Pension auch in dieser Beziehung überaus empfehlenswert erscheinen zu lassen.

Ihre Majestät die Kaiserin von Deutschland und Königin von Preußen hat Herrn Kommerzienrat Blüthner in Leipzig zu ihrem Hoflieferanten ernannt.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Programm.

(1. April bis 1. Juli 1896.)

1. Plenarversammlungen

Montag, den 13. April: Außerordentlicher Abteilungstag zur Beschlußfassung über die Geschäftsordnung. Anfang 8¼ Uhr abends (zugleich Monatssitzung) im Lesesaal.

Sonnabend, den 18. bis Montag den 20. April: Gesellschaftstag.

Sonnabend, den 23. Mai: Dr. jur. et phil. E. Koehne: Liebe und Haß im Verhältnis der höheren und niederen Stände in Deutschland zur Zeit des Mittelalters (Im großen Saale.)

Donnerstag, den 18. Juni: Prof. Dr. Bruno Meyer: Der Sozialismus im alten Rom. (Im großen Saale.)

2. Gruppenversammlungen

im Lesesaale der Gesellschaft (Ziegelstr. 10/11), 8¼ Uhr abends.

1. Pädagogische Gruppe.

Sonnabend, den 11. April: Herr A. Moulet (Versailles Ecole normale). Zum französischen Moralunterricht.

Sonnabend, den 9. Mai: Frau Prof. Schoenflies: Über die ethische Erziehung in der Familie.

Sonnabend, den 6. Juni: Dr. Penzig: Der Moralunterricht in Italien.

2. Gruppe für ethische Bildung

Donnerstag, den 30. April: Dr. Kronenberg: Über Kunst- und Natur-Genuß.

Freitag, den 29. Mai: Dr. Eduard Löwenthal: Die Friedensgesellschaften und der Weg zum bleibenden Frieden.

Dienstag, den 23. Juni: Dr. E. Herter: „Politik und Moral“.

3. Soziale Gruppe.

Montag, den 27. April: Herr Dr. Heckscher: Die englische Universitätsausdehnungsbewegung.

Freitag, den 17 Mai: Herr G. Lilienthal (Lichterfelde): Die Baugenossenschaft „Freie Scholle“.

Donnerstag, den 11. Juni: Frau Jeannete Schwerin: Weibliche Fabrikinspektoren.

Einen Lehrkursus über praktische Pädagogik

wird im Mai d. J. Herr Dr. R. Penzig, Dozent an der Humboldt-Akademie, in unserem Lesesaale (Ziegelstr. 10/11) halten, und zwar auf Wunsch als nachmittäglichen Parallelkursus zu dem entsprechenden Abendkursus der Humboldt-Akademie, am Montag und Donnerstag Nachmittag präcise 4—5 Uhr. Beginn Montag, den 4. Mai. Honorar für den ganzen Kursus von 8 Vorlesungen 6 Mark. Die Billets sind in unserm Bureau zu erhalten. Das ausführlichere Programm ist folgendes:

Ernste Antworten auf Kinderfragen.

I. Kinderfragen. Psychogenesis. Was ist das? Wie macht das Wozu ist das? Wer hat das gemacht? Warum macht man das
II. Ist das auch wahr? Märchen Scherz und Ernst in der Antwort Kann man dem Kinde alles sagen? Die Storchfabel und Verwandtes.
III. Das Kind und die Eltern. Warum soll ich, warum darf ich nicht? Praktische Begründung der Sittlichkeit.
IV. Das Kind und seine Geschwister, Freunde ꝛc. Mein und Dein. Das Kind und die Dienstboten.
V. Das Kind und die Schule. Anzeigerecht und Anzeigepflicht.
VI. Das Kind und die Natur. Sein Verhältnis zur Tier- und Pflanzenwelt. Leben und Tod.
VII. Das Kind und die Gesellschaft.
VIII. Das Kind und die Gottheit.

Bureau der D. G. E. K.
J. A.: Dr. R. Penzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post Zeitungsliste Nr. 2224

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 18. April 1896.	Nr. 16.

Inhalt: Zur Duellfrage. Von W. Foerster. — Gewissen. Von L. Büchner. — Geschichtlicher Religionsunterricht. — Meine Haltung im Schneiderstreik. Von Gustav Landauer. Entgegnung. Vom Herausgeber. — Bücherbesprechungen: Hermann Cohen, Einleitung zu Langes Geschichte des Materialismus (F. Staudinger). James Russel, Volkshochschulen. Richard Petong, über Volkswohlfahrtseinrichtungen (Gustav Maier). — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Breslau.

Zur Duellfrage.

Von Prof. Dr. Wilhelm Foerster in Berlin.

Mit Recht erhebt sich die öffentliche Stimme immer energischer gegen das Duellunwesen, welches sich in den letzten beiden Jahrzehnten nicht bloß in der studierenden Jugend immer mehr ausgebreitet und verschärft hat, sondern fast in allen Lebensstellungen und Altersstufen der sogenannten „besseren“ Stände neuerdings in erschreckender Weise um sich greift.

In der sittlichen Empörung hierüber werden aber andererseits auch wieder bedauerliche Urteilsfehler begangen, welche nur dazu beitragen können, die Heilung jener Erkrankung oder, richtiger gesagt, jener Steigerung eines uralten Notstandes zu erschweren.

Von Gegnern des Duellwesens wird nämlich die völlig übertriebene und verständnislose Forderung erhoben, derjenige, welcher im Duell einen andern tötet, solle wie ein „Mörder“ bestraft werden.

Zunächst sollte man sich doch gerade von freigesinnter Seite hüten, nach dem Staatsanwalt und dem Strafgericht zu schreien. Es ist ja doch eine der gefährlichsten Selbsttäuschungen zu glauben, daß mit diesen Einrichtungen, die ja auch nichts anderes darstellen als einen uralten, gegenwärtig fast ins Unerträgliche gesteigerten Notstand, irgendwie den äußeren und inneren Nöten der Gegenwart abgeholfen werden könne. Das Duell noch schärfer unter das Strafgesetz stellen, würde ja nichts anderes bedeuten, als die sittliche Freiheit der civilisierten Menschheit noch schärfer knebeln, als es schon vielfach geschieht oder versucht wird.

Leider giebt es aber nicht Wenige, die gegen das „Bestrafungswesen“ sehr scharfe Worte haben, wenn es ihnen in die Quere kommt, aber sofort nach dem „Büttel“ rufen, wenn es in ihren Kram paßt.

Den Duellanten als „Mörder“ auch nur zu bezeichnen, wäre schon eine recht schädliche Unweisheit, selbst wenn es sich bei gewissenhafter Erwägung einigermaßen rechtfertigen ließe; denn wenn man bei sich selber ruhige Nachfrage hält, wird man finden, daß die meisten Verurteilungen eines Thuns, dessen man sich selber ebenfalls mehr oder minder schuldig fühlt, wirkungslos bleiben, wenn sie dieses Thun zu einem schimpflichen Verbrechen stempeln. Sie prallen dann gänzlich von uns ab und dienen überwiegend nur dazu, die Scheingründe und Urteilsfehler zu unterstützen, mit denen wir uns selber so gern vor unserm inneren Richter verteidigen. Durch Schelten und Schmähen wird man also nicht viel ausrichten, sondern in den Kreisen, in denen die Urteilsfehler des Duellwesens sich eingenistet haben, nur die Verstocktheit mehren.

Es ist aber nach sozial-ethischen Gesichtspunkten auch grundfalsch, das Töten im Duell mit dem „Mord“ auf eine Stufe zu stellen, ebenso grundfalsch, wie es wäre, das Töten im Kriege mit dem Massenmord durch Dynamit-Bomben und dergl. auf eine Stufe zu stellen.

Verbrecherisch und böse nennt die Menschheit von Anbeginn wesentlich das antisoziale Thun, dasjenige, mit welchem der Einzelne, oder eine durch Geheimhaltung oder Vereinzelung in ihrer sozialen Organisation zurückgebliebene Gemeinschaft in das Leben und die Lebensbedingungen einer umfassenderen, dauernder und vollständiger organisierten Gemeinschaft störend und mitleidlos hineingreift.

Je höher das Rechtsleben und der sympathische Geist der umfassenderen, das Böse richtenden, d. h. sich selber verteidigenden Gemeinschaft entwickelt ist, desto höher wird ihre Berechtigung gegenüber den Störern sein, desto geringer wird natürlich auch die Beimischung von Rache und Haß in dem geordneten Notwehr-Verfahren sein, mit welchem sie jenen entgegentritt.

Im Allgemeinen kann man demnach sagen, daß durch die innere Stärke der sozialen Motive und der Organisation ein Thun der Menschen in einem gewissen Grade geadelt werden kann, welches uns mit Recht verbrecherisch erscheint, wenn es von einem Einzelnen oder einer unentwickelten oder zufälligen Gemeinschaft verübt wird. Deshalb ist es — nebenbei gesagt — auch unweise, den Krieg der Nationen als Massenmord schlechtweg zu bezeichnen. Die Anhänger der Friedensgesellschaften sollten dies durchaus vermeiden. Durch solche oberflächliche Übertreibung werden die sozialen Gruppen, welche zur Zeit die rechtmäßigen Träger und Vertreter der bezüglichen Aktion der größeren Gemeinschaften sind, nur in der Geringschätzung des sittlichen Urteils der Friedensfreunde und in der Überschätzung ihres eigenen sozialen Rechtes bestärkt. Der Krieg kann ja nur dadurch wirksam bekämpft werden, daß man nachweist, welchen absurd und gefährlich antisozialen Charakter das Fortbestehen der bezüglichen Gesinnungen und Einrichtungen innerhalb der bereits bestehenden größeren Rechts- und Interessen-Gemeinschaft der Kulturstaaten hat, und daß man zugleich die Größe und Innigkeit dieser Interessen-Gemeinschaft immer mehr zum Bewußtsein Aller bringt. Dann wird es dahin kommen, daß schließlich von der Gesamtheit der Kulturvölker der Kriegszug eines ganzen Volkes mit Recht als ebenso antisozial und verbrecherisch behandelt wird, wie jetzt schon mit ziemlich allgemeiner Zustimmung ein Flibustierzug nach einem Goldlande und Aehnliches. Und dahin kann es nur durch die Pflege wahrhaft gerechten sozialen Denkens und tieferen wirtschaftlichen Verständnisses kommen. —

Was nun die Anwendung solcher Betrachtungen auf das

Duell betrifft, so ist ohne Weiteres klar, daß dasselbe als eine Art von sozialer Organisation des Krieges im Kleinen angesehen werden kann. Wie der Krieg und das Duell in einander übergehen, zeigen in alten Zeiten die Fälle, in denen ein Krieg zwischen Völkern ausgefochten oder beendigt wurde durch ein Duell zwischen den Königen oder Heerführern, anderseits zeigen es die Fälle, in denen ein Krieg der Ausdruck und die Folge eines sogenannten Ehrenhandels zwischen den Führern der Völker war. Es ist bekannt, daß ähnlich wie der Krieg auch zur Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten der Völker dient, das Duell in früheren Zeiten ebenfalls ein gesetzlich geordnetes Mittel zur gerichtlichen Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten zwischen Einzelnen oder größeren Parteien gewesen ist.

Kurzum das Duell war im wesentlichen eine soziale Organisation des körperlichen Kampfes zwischen den Einzelnen, durch welchen die früherhin wesentlicher maßgebende physische Überlegenheit, aber auch oft die überlegene Willensstärke und Geschicklichkeit — sogar im Rechtsstreit — zur Anerkennung und andauernden Geltung gebracht oder auch der Gegner als Objekt der Rache oder des Hasses, vielfach auch als bloßes Hindernis, einfach beseitigt werden konnte. Man muß hiernach doch wohl anerkennen, daß im Vergleich mit wildem Morden und Totschlagen der Einzelnen in Verfolgung ungezügelter Affekte, Begierden oder Interessen das geordnete Duell in einer gewissen Entwickelungsstufe und bei gewissen, zu körperlicher Gewaltthätigkeit besonders geneigten Völkern zweifellos einen großen sozialen Fortschritt dargestellt hat. Ja auch gegenwärtig giebt es noch — abgesehen vom Mord und Totschlag selber — Erscheinungen im Zusammenleben der Menschen, welche viel antisozialer, also verbrecherischer sind, als manche Fälle des Duells, so scharf man das letztere in dem gegenwärtigen Stande der Gesittung im allgemeinen als absurd und antisozial bezeichnen muß.

Sehen wir einstweilen ab von den Duellen der studierenden Jugend, von denen wir nachher noch ein Wörtchen sagen wollen, und betrachten wir einmal etwas näher einen Duell-Typus, dem wir oftmals die tiefste Teilnahme nicht versagen können, nämlich das Duellieren um des andern Geschlechtes willen, das übrigens in geordneter Form auch in der Tierwelt vorkommt.

Nehmen wir einen der schwersten Fälle: Verführung der Ehegattin eines Andern zur Untreue, leider ein Fall, der auf dem Boden der aristokratisch-militärischen Gesellschaft relativ häufiger vorkommt, als in anderen Schichten der Bevölkerung, weil auch dieses „Erobern" als eine Art von Sport betrachtet wird, ohne daß man an die furchtbare Grausamkeit der dadurch verursachten Qualen denkt. Daß dann der diese Qualen Erleidende, zumal wenn der Störer mit Frivolität und Übermut vorgeht, für die Beseitigung eines solchen gemeingefährlichen Schuftes, dem ja durch die sonstigen geordneten Rechtseinrichtungen nicht gehörig beizukommen ist, auch sein eigenes Leben einsetzt, das ihm ja ohnehin durch den Verlust des Glaubens an das Geliebteste wertlos geworden ist, erhebt seine Rache-Aktion über das Niveau des gemeinen Verbrechens. Jedenfalls ist ein solches Duell ein viel weniger verwerflicher und schädigender Vorgang, als das wilde Niederschießen des Verführers durch den beleidigten Gatten, welches ja trotz aller Milderungsgründe immer als ein gemeines Verbrechen behandelt werden muß, weil sein ungesühntes Vorkommen den scheußlichsten Entartungen von Rachethaten überhaupt freie Bahn machen würde.

Ein Duell obiger Art regt uns dagegen ganz andere Gedankenreihen an, wenn der Beleidigte noch obendrein sein Leben verliert und der Übelthäter äußerlich ungestraft, nämlich „unverletzt" bleibt und sodann, wenn er sich formell nach dem sogenannten Ehrenkodex „korrekt" benommen hat, mit einer leichten Haft und schneller Begnadigung davonkommt.

Dann bäumt sich in uns Allen der stärkste sittliche Unwillen und die schärfste Erbitterung über diesen Ehrenkodex auf, der es nur vermag, die Menschen zum Respekt vor gewissen äußeren Formen des sozialen Verhaltens zu zwingen, dagegen die Erfüllung der höchsten sozialen Ehrenpflichten außer Acht läßt, nämlich der Pflicht, Treu und Glauben zu wahren, und der Pflicht, leichtsinnig begangene Übelthat durch aufrichtige Selbstdemütigung und durch Erringung der Verzeihung des Beleidigten soweit als irgend möglich zu sühnen, jedenfalls aber, wenn dieser von dem rohen Kampfe nicht ablassen will, sich lieber dabei selbst zum Opfer darzubieten, als auch noch das Leben des so schwer Gekränkten zu vernichten. Individuen und Stände, die für diese höchste Auffassung der Ehrenpflichten keinen ernsten Sinn haben, sind die allergefährlichsten Revolutionäre gegen die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft.

Auf ernsteres Nachdenken über diese Gefahren sollte die Kirche, die den beteiligten Kreisen so nahe steht, mit dem allergrößten Eifer hinwirken. Verzeihung bei den Menschen, denen man wehegethan, zu suchen, ist doch mindestens ebenso wichtig, wie bei Gott Verzeihung zu erbitten. Was soll man denn andererseits von dem Eifer der Kirche für die Heilighaltung der Ehe, von ihrem Kampf gegen die Zivilehe und von ihrem so mißverständlichen Bemühen um Erschwerung der Ehescheidungen sagen, wenn sie in den Ständen, mit denen vereint sie für die „heiligsten Güter" kämpft, so vielfach Grundsätze und Zustände bestehen läßt, welche in allen Schichten der Bevölkerung einer reinen und edlen Gestaltung des Ehelebens und des Familienlebens die allergrößten Gefahren bereiten.

Auch in ihrem Verhalten zur Duellfrage selber läßt die Kirche deutlich erkennen, daß ihre alleinigen Einwirkungen in sozial-ethischer Beziehung den feineren und reicheren Aufgaben einer vielgestaltigen Kulturentwickelung nicht mehr gewachsen sind.

Sie verbietet einfach das Duell als eine Sünde gegen das göttliche Gebot: „Du sollst nicht töten", ein Gebot, zu dem sie doch sonst vielfach ein recht zweideutiges Verhalten gezeigt hat. Mit einer solchen absoluten Verneinung ist aber überhaupt sehr wenig gethan; in den meisten Fällen findet sie auch gar keine Beachtung. Es kommt eben darauf an, tiefer in die Ursachen solcher Mißstände einzudringen und treu an der Heilung derselben, an der Gesundung der Wurzeln jenes menschlichen Thuns zu arbeiten, gegen welches sich göttliche Verbote und Höllenstrafen als ganz unwirksam erweisen. Und da muß es doch auch gesagt werden, daß einen großen Anteil an der Steigerung der Duellwut die unglückselige Aufgeregtheit und Maßlosigkeit hat, mit welcher fast alle öffentlichen und viele private Angelegenheiten jetzt öffentlich erörtert zu werden pflegen. Hierdurch wird die leidenschaftliche Spannung der Menschenseelen, ihre Reizbarkeit, ihre eigensüchtige Verstockung gesteigert, ihre Fähigkeit zur Selbstbescheidung, zur Nachgiebigkeit, zur Großmut vermindert. Und die litterarischen und rednerischen Organe der Kirche und der Parteien, die für die Erhaltung der „Frömmigkeit" kämpfen, bleiben in der Entflammung dieser verhängnisvollen Erregungen wahrlich nicht zurück hinter den Organen der anderen Parteien. Die Entwickelung der sogenannten Schneidigkeit, ein trauriger Rückschritt der sozialen Gesinnung und des sozialen Benehmens, die Verschärfung alles Standes- und Korps-Geistes, das immer tiefere Eindringen militärischer Gesichtspunkte und Abhängigkeiten in das ganze amtliche und bürgerliche Leben in Deutschland tragen in Verbindung mit den vorerwähnten Maßlosigkeiten eine Hauptschuld an dem, was wir auf dem Gebiete des Duellwesens und zugleich an anderen schmerzlichen Entwickelungen erleben.

Hüten wir uns jedoch, allzu pessimistisch darüber zu denken und zu reden; denn wir alle bedürfen, um zur Gesundung der Andern mitwirken und uns selber sittlich gesund erhalten zu können, einer kräftigen Zuversicht auf die Güte der Menschennatur, die sich mitten in dem Wirrsal überall noch deutlich erkennen läßt, ja, die sich sogar vielfach feiner und wirksamer bethätigt, als jemals in früheren Zeiten.

Ein Wort noch über die Duelle der studierenden Jugend. Die sogenannten Mensuren müßten dabei eigentlich ausgeschieden werden. Sie affektieren nur die Formen eines Duells und gehörten mehr in das Gebiet der Gymnastik und des Sports. Allerdings wäre es wünschenswert, diese Scheidung auch in der Art des Betriebes der Mensuren und dann auch in der Stellung der Behörden zu denselben baldigst zum Ausdruck zu bringen; denn der anmaßende und prahlerische Ernst, mit welchem diese Sachen an unseren Hochschulen betrieben werden, setzt unsere Studierenden immer mehr der Geringschätzung der anderen Nationen aus, die unsere Jugend doch eigentlich nicht verdient.

Anders verhält es sich mit den schärferen Formen des Duells, die sich an unseren Hochschulen auch immer mehr ausbreiten, und zwar auch unter den sonst lebenserfahreneren, älteren und schon mehr im bürgerlichen Leben stehenden Studierenden der technischen, landwirtschaftlichen ꝛc. Hochschulen. Auch hier hängt die Steigerung des Duellwesens deutlich mit dem alle Zweige des Staatsdienstes und der Wissenschaft immer mehr durchdringenden Streben nach Erwerbung einer militärischen Stellung zusammen.

Die Reinhaltung des Schildes des künftigen Reserveoffiziers ist die maßgebende Norm für die meisten jungen Leute an den Hochschulen und das Ziel eines ängstlichen Ehrgeizes, der natürlich vielfach weit über die Reizbarkeit und Peinlichkeit hinausgeht, die der militärische Kodex auferlegen würde, der aber doch angesichts gewisser systematischer Auffassungen der Behörden hinsichtlich einer militärischen Stellung ihrer Kandidaten sehr erklärlich ist.

Es ist sehr schmerzlich zu sehen, wie viel soziale Feinheit, ja echte sittliche Freiheit und Tüchtigkeit in einem Teile unserer bestgeschulten Jugend hierbei verloren geht. Die Sorge, nur ja nichts zu thun, was den Verdacht hervorrufen könnte, als ob man sich von einem Waffengang drücken wolle, hat doch etwas unsäglich armseliges und verödendes. Edle und vernünftige Nachgiebigkeit, aufrichtige Selbstbescheidung und liebevolle Großmut, diese **wirksamste** Hilfe gegen das Duellwesen, werden, wenn auch nicht bei den charaktervollsten, aber bei einer großen Anzahl von schwächeren Seelen durch den Gedanken verkümmert oder gar erstickt: Kann man mir dies nicht als Drückerei und Feigheit auslegen und nachtragen, so daß es meine ganze künftige soziale Stellung gefährdet (wie es in der That nicht selten durch solche Nachträgereien von Jammermenschen geschieht). Es ist ja doch ein Elend, daß so viele trefflich geartete junge Leute, welche, wie jede gesunde Seele, keinen Augenblick zögern würden, Leib und Leben für einen ernsten idealen Zweck oder zum Schutze und zur Rettung eines Mitmenschen hinzugeben, sich so erbärmlich quälen müssen, ob man es ihnen nicht als Feigheit auslegen wird, wenn sie die Vernunft haben, einen frivolen Waffengang um eine lumpige Reiberei oder Schimpferei, die so leicht in der vernünftigsten Weise durch ehrenvolles Vertragen gesühnt werden kann, abzulehnen und sich zu echt männlicher Sühne bereit zu erklären. Wäre es nicht schlimm, wenn sich ein großer Teil der leitenden Organe eines Kulturstaates aus Elementen zusammensetzte, welche diesen Versuchungen zur **echten** moralischen Feigheit schimpflich erlegen sind? Das müßte allmählich zu einem Poltronregiment führen. Wäre es nicht an der Zeit, hierüber oben sorglichst nachzudenken und die pflichtmäßige Fürsorge, welche auch allen jenen fehlerhaft wirkenden Einrichtungen ursprünglich zu Grunde liegt, angesichts der nicht bloß im Punkte des Duellwesens, sondern auch an anderen Stellen deutlicher hervortretenden Erfahrungen mit allem Ernste zu vertiefen?

Natürlich kann von einer sofortigen und radikalen Umbildung der Einrichtungen nicht die Rede sein; es handelt sich nur um eine gründliche Selbstbesinnung in den maßgebenden, ja in **allen** Kreisen des Volkes, denn wir sind alle mitschuldig. Es kommt darauf an, zunächst die Einrichtungen mit **neuem Geiste** zu durchdringen und mit der Scheinweisheit und Leidenschaftlichkeit einer relativ kleinen Zahl von kopflosen Leuten zu brechen, welche trotz alles Redens über Christentum und Erhaltung der Religion auf Grund der Schein-Erfolge der sogenannten Energie den brutalen Ton angeben. Wir müssen es endlich wagen, „weise“, d. h. **konsequent** gerecht und liebevoll mit einander zu sein. Dann könnten fast alle Einrichtungen leidlich arbeiten und ihrer allmähligen besonnenen Läuterung oder Umbildung in Ruhe entgegengeführt werden.

Gewissen.

Von Prof. Dr. L. Büchner in Darmstadt.

Moralität ist ein Produkt der Gesellschaft, welche den Einzelnen nach und nach auf unmerkliche Weise dahinführt, seine selbstischen Interessen denen der Gemeinsamkeit unterzuordnen. Durch langjährige Übertragung und Erbschaft geistiger und körperlicher Eigenschaften von Eltern auf Kinder und Nachkommen hat sich ein gewisser moralischer Sinn oder ein Gefühl für Moralität entwickelt, welches wir mit dem Ausdruck „Gewissen“ bezeichnen, und von welchem wir fälschlich annehmen, daß seine Vorschriften ursprünglich durch eine höhere Macht in die menschliche Seele als unveräußerliches Besitztum hineingelegt worden seien. Jahrhunderte der Erziehung und Entwickelung haben einen mehr oder weniger feststehenden Wertmesser der Moralität erzeugt, der dem Einzelnen sein zwischen Altruismus und Utilitarismus hin- und herwogendes Betragen vorschreibt. Beifallsliebe, welche nur eine mehr entwickelte Form von Selbstachtung ist — persönlicher Ehrgeiz oder Streben nach nominaler Auszeichnung — ja selbst so untergeordnete Empfindungen, wie Stolz und Eitelkeit, sind die Beweggründe für einige unserer besten altruistischen Handlungen. Ein Stückchen Band im Knopfloch verführt manche zu den mühseligsten und langwierigsten Anstrengungen ihres Lebens. Eine Zeile in der Chronik der Geschichte entschädigt oft für ein langes Dasein voll Selbstaufopferung. Ein Soldat sucht die Seifenblase Ruhm selbst im Munde der Kanonen, und die Aussicht auf den Reichsadel oder auf ein Grab in einer Ruhmeshalle spornt den Helden zur Todesverachtung. Des Siegers Lorbeerkranz gilt für köstlicher als selbst die Fürstenkrone.

So ist das Gesetz der Moralität langsam entwickelt, geleitet und durch staatliche Vorschriften so lange gestärkt worden, bis sich ein fast instinktives Gefühl der Vorliebe für das Gute und Edle und der Abneigung gegen das Gemeine und Schlechte herausgebildet hat. Wir sind nach und nach dahin gekommen, das Gute um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf das eigne Interesse, zu lieben, grade so wie wir die Schönheit von Form oder Farbe ohne jede Rücksicht auf Nützlichkeit lieben oder uns an edler Musik und feinen Gerüchen ergötzen. Wir haben grade so wenig Grund, das Gute als die Erwählung des besseren Teils zu schätzen, wie wir Grund haben, eine Rechtfertigung dafür zu suchen, daß wir die Musik von Beethoven höher schätzen, als das Tam-Tam des Wilden, oder daß wir den Duft der Rosen dem Gestank einer Kloake vorziehen. Wir haben die Früchte von dem Baum der Erkenntnis dessen, was „gut“ und „böse“ ist, genossen und gefunden, daß das eine süß, das andere bitter ist.

Wenn wir den Gegenstand historisch betrachten, so finden wir, daß die Moral stetige Fortschritte gemacht und mit Hilfe der Erziehung von Stufe zu Stufe gestiegen ist. Man kann beinahe sagen, daß Moralität nur eine andere und bestimmtere Bezeichnung für Civilisation ist. Jedenfalls sind beide unzertrennlich. Sie sind Zeitlinge, welche immer in derselben Wiege geschaukelt worden sind. Allerdings fehlt es nicht an Ausnahmen von dieser Regel. Aber da moralisches Leben eine Bedingung körperlicher und geistiger Gesundheit ist, ohne welche weder Individuen noch Gesellschaften existiren können, so folgt daraus, daß solche Ausnahmszustände nur von kurzer Dauer sein können, und daß der Patient entweder sich bessern oder sterben muß. Unter morali-

schem Leben ist nicht bloß jenes äußerliche, durch Übereinkommen und gesellschaftliche oder staatliche Hindernisse eingezwängte Betragen zu verstehen, sondern jene gesunde Daseinsform, welche mit natürlichen Grundsätzen und mit dem übereinstimmt, was die allgemeine gesellschaftliche Erfahrung als das beste für das Wohlsein des Individuums wie der Gesamtheit erkannt hat. Solches Dasein ist gänzlich unabhängig von irgend einer Form des religiösen Glaubens. Es ist ebenso wenig möglich, eine allgemeine und dauernde Auflehnung gegen seine Vorschriften zu begreifen, wie ein Leben ohne Nahrung oder Atmung möglich ist. Es giebt kein noch so primitives Volk, welches nicht wenigstens eine, seinen rohen Zuständen entsprechende elementare Moralität besitzt, und keine noch so feine Gesellschaft, in welcher sich nicht unter anscheinender Sittenlosigkeit die Erkenntnis der ewigen Wahrheit verbirgt.

Ein moralisches Leben wird im allgemeinen ohne bewußte Überlegung geführt und muß geführt werden in Übereinstimmung mit den Grundsätzen allgemeinen Wohlseins und Fortpflanzung des Geschlechts! —

Vorstehendes ist eine gedrängte Wiedergabe der Ausführungen, welche der Verfasser der „Supernatural Religion" in dem in London erschienenen „Agnostic Annual" für 1895 als Antwort auf die von der Redaktion aufgeworfene Frage, warum wir ein moralisches Leben führen, in Gemeinschaft mit einer Anzahl weiterer Autoritäten (worunter auch der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes) niedergelegt hat. Sein Grundgedanke, daß die sog. „Stimme des Gewissens" nichts Ursprüngliches, dem Menschengeschlecht als solchem Eingeborenes ist, sondern daß sich das Gefühl für Moralität erst nach und nach im Schoße der menschlichen Gesellschaft an der Hand vernünftig geordneter Zustände entwickelt hat, muß als durchaus richtig angesehen werden. An der Hand des Gesetzes von der Vererbung körperlicher und geistiger Eigenschaften hat sich dann dieses Gefühl von Generation zu Generation fortgepflanzt und an Stärke gewonnen — wenn auch nicht in der Form bestimmter moralischer Ideen oder Vorstellungen, sondern in der Form einer leichteren Disposition oder Anlage zur Entwickelung solcher Ideen auf Grund von Erziehung, Erfahrung und Anleitung durch Lehre oder Beispiel. Wenn diese Anleitung fehlt, so kann sich auch das moralische Gefühl nicht aus eigner Kraft oder Angeborenheit entwickeln, wie man nicht selten bei schweren, in Roheit, Unbildung oder unter dem Einfluß schlechten Beispiels aufgewachsenen Verbrechern zu beobachten Gelegenheit hat. Ebenso besitzt der Mensch im Zustand der Vereinzelung oder absoluter Wildheit keine andern moralischen Antriebe, als die aus der tierischen Soziabilität ererbten und folgt in der Regel, ähnlich dem Tier selbst, blindlings den Antrieben des Hungers, der Leidenschaft, der Grausamkeit, des Eigenwohls u. s. w. Seine moralischen Eigenschaften entwickeln sich erst durch das Zusammensein mit andern im Innern einer nach gewissen Grundsätzen der Gegenseitigkeit geregelten Gesellschaft und durch die Erkenntnis der Gesetze, welche für das Bestehen einer solchen Gemeinschaft notwendig sind. In einem einzelnen Menschen hätte wohl nur ein durch und durch egoistisches Gewissen zustande kommen können, während ein Gewissen in dem umfassenden Sinne des Sittengesetzes nur dann entstehen kann, wenn unsre Thaten und Gesinnungen das Wohl und Wehe andrer mitberühren.

Was daher die Moralisten das angeborene Sittengesetz oder Gewissen nennen, ist nichts anderes, als der moralische Instinkt oder die angeborene Neigung des Kulturmenschen zu moralischem Verhalten — bedingt oder erzeugt durch langjährige Existenz sittlich und politisch geordneter Gesellschaftszustände. Aber diese Organisation oder Anlage erhebt sich, wie bereits gesagt, zur eigentlichen Moral erst durch Lehre, Beispiel, Erziehung und weitere Ausbildung des sittlichen Gefühls. Angeborene Moral-Vorschriften oder Moralgesetze giebt es ebensowenig wie es angeborene mathematische Axiome oder angeborene musikalische Melodien oder angeborene Ideen überhaupt giebt. Gäbe es solche oder, wie die Idealisten und Theologen behaupten, eine jedem Menschen an- und eingeborene Erkenntnis und Nötigung des Guten in der Form des „Gewissens", so könnten alle andern Antriebe der Moralität, namentlich aber die Aussicht auf künftigen Lohn oder Strafe, sowie die Veranstaltungen der Gesellschaft zur Verhütung und Bestrafung von Verbrechen ganz oder größtenteils entbehrt werden. Aber daß sie nicht entbehrt werden können, beweist, wie wenig die Apologeten des angeborenen Gewissens ihrer Sache gewiß zu sein glauben. Glücklicherweise ruhen die Grundlagen der Moral auf festerem Boden, als auf dem theologischer Beweisführung; denn sie sind auf Vorstellungen und Gefühle gegründet, welche im Laufe menschheitlicher Entwickelung nach und nach in zivilisierten Gemeinschaften instinktiv geworden sind und sich damit über die Sphäre abstrakter Spekulation erhoben haben, während der theologische Glaube der Moral mitunter gradezu entgegenwirkt. So hat z. B. der blinde Glaube an die Offenbarung des alten Testaments das moralische Gefühl bis zu einem solchen Grade verkehrt, daß die entsetzlichsten Greuel (Mord, Ehebruch, Zauberei, Krieg, Verfolgung u. s. w.) im Namen der Religion begangen wurden. Wenn es heute anders ist, und wenn wir keine Ketzer mehr verbrennen, keine Hexen foltern und keine Gefangenen in Stücke hauen „vor dem Herrn", so ist daran nicht der theologische, aus der Bibel geschöpfte Glaubensschatz, sondern der Umstand schuld, daß wir nach und nach aus der Tiefe egoistisch-tierischer Triebe zum Bewußtsein einer allgemein menschlichen Vernunft und Moralität emporgedrungen sind, und daß jeder einzelne in zivilisierten Zuständen Aufgewachsene, von zivilisierten Eltern Erzeugte einen Teil dieses Bewußtseins in der Form ererbter Anlage mit zur Welt bringt.

Geschichtlicher Religionsunterricht.

Das pädagogische Programm der D. G. E. K. will bekanntlich den Religionsunterricht den Geistlichen der einzelnen Konfessionen zuweisen und die Wirksamkeit der Schule allein für einen gemeinsamen Moralunterricht in Anspruch nehmen. Gegen dieses Programm wird das Bedenken erhoben, daß eine solche Anordnung allerdings die gemeinsamen und natürlichen Beweggründe des sittlichen Lebens in der Kinderseele festere Wurzel fassen ließe, aber daß sie dafür auch auf der anderen Seite die Jugenderziehung in verhängnisvoller Weise den Einflüssen des kirchlichen Fanatismus zurückgebe. Der Staat wolle durch seinen Religionsunterricht lediglich die moralischen Grundlagen des staatlichen Zusammenlebens legen, während der kirchliche Religionsunterricht stets mehr oder weniger auf Seelenfang ausgehe. Unseres Erachtens könnte diesen unleugbaren Gefahren am sichersten dadurch entgegengearbeitet werden, daß der gemeinsame Moralunterricht ergänzt würde durch eine geschichtliche Betrachtung der verschiedenen Religionssysteme. Der Wahn eines allein seligmachenden Glaubens findet dort keine Stätte mehr, wo der Blick erhellt ist für die große Einheit der sittlichen Begeisterung, die in der Sprache der mannigfaltigsten Glaubenssymbole und Weltdeutungen das Menschenwesen zur Gemeinschaft und zur sozialen Beherrschung seines Trieblebens drängt. Wie die Fabel von den drei Ringen entstanden ist am Hofe Kaiser Friedrichs des Zweiten in Süditalien, wo die christliche und die muhamedanische Kultur friedlich zusammentrafen und wo der Christ echten Menschenwert auch im Andersgläubigen schätzen lernte — so ist auch in der Jugenderziehung die Einführung in die humanen Kundgebungen fremder Glaubenskreise der sicherste Weg zur Toleranz. Vor uns liegt ein trefflicher Wegweiser: „Religiöse Studien" von Dr. W. Deecke (Straßburg, Kattentidt), der uns Blüten religiöser Duldung und edler Menschlichkeit aus den asiatischen Religionskreisen vorführt, die um so eindrucksvoller sind, als sie zeitlich zusammentreffen mit den Höhepunkten der christlichen Ketzerrichterei in Europa. Wir wollen unsern Lesern einige Proben aus dem Buche mitteilen, die uns von besonderem pädagogischen Wert zu sein scheinen.

Als Dschingis-Khan zur Weltherrschaft gekommen war (1220), rief er die berühmtesten Vertreter der drei Hauptreligionen seines Reiches, des Buddhismus, Islams und Christentums, in sein Heerlager. Diese mußten ihm, jeder einen Tag

lang, über ihre Religion Vortrag halten und ihm Wesen, Lehre, Gebräuche und Vorzüge derselben auseinandersetzen. Nach einigen Tagen der Überlegung beschied er sie dann alle vor sich und erklärte ihnen in Gegenwart der Großen seines Hofes: „Ich habe die drei großen Religionen kennen lernen wollen, um, wenn mir eine derselben die wahre scheinen würde, dieselbe für mich, mein Haus und mein Volk anzunehmen; ich habe alle drei reichlich geprüft: jede enthält viel Gutes, aber auch viel Irrtum. Weder einen Lama Tibets noch den Chalifen zu Bagdad noch den Bischof zu Rom kann ich als Stellvertreter Gottes auf Erden anerkennen. Soll ich dem alten Mann in Rom huldigen? oder vor dem schwarzen Stein in Mekka knieen? oder den Zahn Buddhas auf Ceylon verehren? . . . Die guten Lehren, in denen ihr übereinstimmt, kenne ich von Jugend auf; eure verschiedenartigen Gebräuche haben den gleichen Zweck, wie die meines Volkes, dem Himmel wohlzugefallen; Wunder thun auch meine Schamanen. Geht in Frieden und dient Gott wie ihr mögt." Dieser Ueberzeugung gemäß empfahl er in seinem letzten Willen seinen Nachfolgern, keine Religion vorzuziehen und die Menschen aller Kulte mit Gleichheit zu behandeln: Es sei dem Höchsten gleichgiltig, in welcher Sprache man ihn verehre! Einer seiner Nachfolger gab an seinen Thronerben folgende Anweisung über die Rechtspflege: „Kein Urteil der Kriminalgerichte wird vollzogen, ohne von mir selbst geprüft zu sein: es entscheidet ja über das Leben eines Menschen! Ich lese die Akten, welche mir die verschiedenen Tribunale schicken, alle von Anfang bis zu Ende durch: ohne dies würden die Richter und Beamten oft nachlässig sein, so aber wissen sie: ich lese und beurteile Alles selbst, streiche die Fehler, Irrtümer und falschen Bescheide mit meiner roten Tinte an und sende Alles mit meiner Entscheidung zurück." Über religiöse Gebräuche äußerte er einmal: „Sich reinigen heißt nicht, sich waschen und der Fleischspeisen enthalten: sich reinigen heißt die Regungen seines Herzens regeln und seine Leidenschaften bezwingen und verbannen. Wohl ist Fasten und Sichenthalten ein gutes Werk, aber nur in der Voraussetzung, daß die edle Absicht vorhanden ist, sein Herz zu bessern, wie die Alten es thaten." Und an anderer Stelle: „Wenn ich den Rosenkranz Buddhas in die Hand nehme und die Kugelchen im Gebet abrolle, verbinde ich mit dieser äußeren Handlung die innere Absicht, mich immer ernstlicher zum Guten zu entschließen — ohne das, was könnte das Beten des Rosenkranzes helfen, die wahre Verehrung des Himmels geht doch vom Herzen aus." Ähnliche weisheitsvolle Fürstengestalten treffen wir in Vorderindien. Ein König Asoka lehrte dort im 3. Jahrhundert vor Christus: „Begünstigt werden sollen freundschaftliche Zusammenkünfte der Vertreter der verschiedenen Religionslehren, um sich an gegenseitige Duldung zu gewöhnen und die Gegensätze auszugleichen zu versuchen. Schonung und heitere Mäßigung ist gegen alle zu üben." Sein Enkel Akbar (1542—1605) war der erste, der sich wirklich über die Schranken seiner Religion erhoben und alle großen Religionslehren der Welt wissenschaftlich verglichen hat. Über Glaubensverfolgungen sagte dieser Zeitgenosse Philipps II. von Spanien folgendes in einem Vermächtnis für seinen Sohn: „Ich habe, mein teures Kind, sogar die Steuer auf Wallfahrten, eine wichtige Staatseinnahme, abgeschafft, obwohl sie nach meiner Auffassung nur den eitlen Aberglauben traf; da aber jede Verehrung im letzten Grunde dem höchsten Wesen gezollt wird, so hielt ich es für unrecht, jemanden zu hindern, oder auch nur es ihm zu erschweren, sich in seiner Weise dem Schöpfer aller Wesen zu nähern." Daß Akbars Ideen religiöser Duldung in seiner Heimat Indien nicht ausstarben, zeigt eine Bittschrift indischer Fürsten an seinen Urenkel: „Wenn Eure Majestät irgend ein Zutrauen in die Bücher setzen, welche vorzugsweise göttlich genannt werden, so werdet Ihr finden, daß Gott der Gott aller Menschen ist, nicht der Muhamedaner allein, denn Verschiedenartigkeit der Farbe, der Sprache, der Sitte hat er angeordnet. Gewiß, eine Religion und Sitte anderer Menschen gering zu schätzen, kann dem Allmächtigen nicht gefallen." Nanak, der Stifter der Religionssekte der Sikhs, der das sittlich Gemeinsame des Brahmanismus und des Islams heraus zu heben suchte, predigte Folgendes: „Wenn die wahre Frömmigkeit fehlt," „so taugen beide Religionen nichts, und weder Moslem noch Hindu werden Gnade finden vor Gottes Thron. Ihr betrügt euch selbst, wenn ihr euch für gerecht haltet, und wenn einer den andern lästert und schmäht. Der Allmächtige fragt nicht, zu welcher Religion einer gehört, sondern was er gethan hat." — Für die Praxis der Duldung mahnt er die Muhamedaner, keine Kühe zu schlachten, um den Hindus kein Aergernis zu geben; die Hindus, sich des Schweinefleisches zu enthalten, um die Muhamedaner nicht zu verletzen; „jeder solle brüderlich die Schwachheit des andern tragen!" — „Alle Propheten vergehn," sagt er, „Gott allein ist ewig und unveränderlich. Menschen, die sich zum Preise Gottes vereinigen und sich nicht schämen, unter einander in Zwietracht zu leben, sind alle in der Gewalt des bösen Geistes. Der allein ist ein wahrer Hindu, dessen Herz gerecht ist, und der allein ein echter Moslem, dessen Seele rein ist!" — Als ihn ein Muhamedaner schimpfte und schlug, weil er, ein Ungläubiger, sich beim Gebete nach Mekka gewendet hatte, und rief: „Wagst Du, verworfener Hund, Deine unreinen Füße nach dem Tempel Gottes zu strecken?" antwortete er ruhig und sanft: „Wende sie mir dahin, wo Gottes Tempel nicht ist!" — Die religiöse Duldung predigte er in folgenden Worten: „Kein Buch soll in Zukunft als das unfehlbare Wort Gottes anerkannt oder angenommen werden; aber kein Buch, welches früher oder bisher von irgend einer Religion als unfehlbar anerkannt ist oder in Zukunft anerkannt werden mag, soll je von uns lächerlich gemacht oder verhöhnt werden! Keine Religion, Konfession, Sekte soll je von uns beschimpft, lächerlich gemacht, gehaßt oder verfolgt werden!" Wer, so schließt der Verfasser, steht da auf der Höhe echter Religiosität? Der freigesinnte Hindu oder der Missionar, der oft seinen Kollegen anderer Konfession bekämpft? Wer übt die wahre Nächstenliebe, die würdige Duldung, die reine Menschenpflicht? Erkennen wir unbefangen das Gute und Große auch bei unsern andersgläubigen Brüdern im Osten an, getreu dem schönen Goethe'schen Spruche:

Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände ruht im Frieden seiner Hände!

F.

Meine Haltung im Schneiderstreik.

Von Gustav Landauer.

Als ich den ersten Angriff in der „Ethischen Kultur" gegen mich las, hatte ich die Absicht, von den persönlichen Invektiven abzusehen und der Redaktion einen sachlichen Artikel über den Schneiderstreik, wie ich seinen Verlauf beurteile, anzubieten. Ich bin dazu bisher nicht gekommen, und nun ist — fast möchte ich sagen, leider — mein Freund Albert Geiger dazwischen gekommen, der mit seiner gutgemeinten Bemerkung nur erreicht hat, daß vor einer Leserschaft, der meine Bestrebungen und Bethätigungen im allgemeinen völlig unbekannt sein müssen, die Beschimpfung meiner Ehre wiederholt worden ist. Darum will ich jetzt doch mit wenigen Worten auf das Persönliche eingehen.

1. „Ich beschuldige Herrn Timm, in unredlicher Weise die Arbeiterinteressen preisgegeben zu geben." Jawohl, das thue ich. Herr Dr. Foerster meint, ich hätte dafür nicht genug Anhaltspunkte. Ich meine, sie genügen. Herr Timm hat vor dem Einigungsamt einen Frieden mit den Unternehmern geschlossen, ohne dazu von den Arbeitern ermächtigt worden zu sein. Herr Timm hat von Anfang an gegen den Streik Stimmung gemacht, er ist unwillig in ihn eingetreten. Ich war in den betreffenden Versammlungen anwesend, ich habe Herrn Timm und die Seinen auf dem Streikbüreau aufgesucht, und habe mit schmerzlichem Staunen gesehen, wie die Lauheit dieser Führer abstach gegen die ungeheure, unbeschreibliche Begeisterung der Mädchen und Frauen, die nach einander kamen, um Siegesnachrichten vom Kriegsschauplatz zu bringen. Ich kenne auch die Gefährten des Herrn Timm, z. B. den Streikführer Pfeifer, der als Zwischenmeister für eine Gamaschenfabrik zur Zeit auch meine jetzige Frau in der schamlosesten Weise ausgebeutet hat. Herr Dr. Foerster aber kennt alle diese Dinge nur vom Hörensagen. Ich glaube, wenn er beobachtet hätte wie ich, er wäre zum selben Resultat gekommen. Thatsache ist: der Streik hat materiell nichts genützt, viele Einzelne, die heute schlechter bezahlt sind, wie vorher, sogar geschädigt. Schlimmer aber ist der moralische Schaden. Das Zwischenmeistertum ist mehr wie je obenauf, und die Schneiderbewegung ist für Jahre hinaus ruiniert. — Weder ich noch irgend einer meiner Freunde hat Herrn Timm vorgeworfen, im gemeinen Sinne sein persönliches Interesse bei dieser Gelegenheit gewahrt zu haben. Ich pflege nichts zu behaupten oder anzudeuten, was ich nicht beweisen kann. Ich sage nur, daß Herr Timm nicht anders hätte handeln können, wenn er im Dienste des Unternehmertums gestanden hätte. Was er gethan, und was er dann durch unredliche Berichterstattung durchgesetzt hat, hat den Unternehmern genützt, die Arbeiter schwer geschädigt.

„Ich soll leichtfertig hungernde Massen zur Fortsetzung eines Streiks gehetzt haben, ohne mich über die Stärke der Hilfsquellen genügend zu informieren." Dieses aber ist direkt unwahr. Ich

habe mich informiert — nämlich bei Herrn Timm selbst, und wußte, wie schlecht es um die Unterstützungskasse bestellt war. Ich habe auch daraus kein Hehl gemacht; ich habe in der Versammlung, die den Streik beschloß, es mit Freuden begrüßt, daß die Fünferkommission von vorneherein erklärt hat, während der ersten acht Tage gäbe es keine Unterstützung, und habe hinzugefügt, die Streikenden gewöhnen sich dadurch daran, keine in Betracht kommenden Unterstützungsgelder zu erhalten. Wer wäre denn auch so toll gewesen, in diesem Riesenstreik viel auf Unterstützung zu rechnen! Mir ist es gar kein Zweifel, daß alle bedeutenden Streiks der Zukunft ohne in Betracht kommende Unterstützungsgelder durchgekämpft werden müssen. — Ich habe auch nicht leichtfertig zum Weiterstreiken gehetzt. Ich habe mich, ehe ich mein Flugblatt herausgab, über die Stimmung in den Kreisen der Streikenden unterrichtet. Ich habe Mädchen und Frauen gesehen, die — ohne daß ich vorher meine Meinung gesagt habe — vor Wut geweint haben, die mich gefragt haben: „Was sollen wir denn anfangen, was sollen wir thun? Wir können doch jetzt nicht schon wieder arbeiten, es ist ja noch nichts erreicht.“ Ich wünschte nur, Herr Dr. Foerster ließe sich von Frau von Gizycki beschreiben, wie in der Versammlung, die mich — auf Grund des Flugblatts — zum Leiter erwählt hatte, die zweitausendköpfige Menge, zu zwei Dritteln Frauen, auf die rhetorische Frage einer Anhängerin der Wiederaufnahme der Arbeit: „Wollt ihr denn noch weiter hungern?“ aus einem Munde geantwortet hat: „Ja!“ — Ich glaube, niemals, so lange ich lebe, werde ich die innige Überzeugung verlieren, daß diese herrliche, grandiose Bewegung — noch einmal, Herr Dr. Foerster, man muß dabei gewesen sein — erst in ihrem Anfang begriffen war, als sie plötzlich von Seiten der Führer frivol beendigt wurde — ohne daß Nennenswertes erreicht worden wäre.

3. Und nun noch Eins. Geiger entschuldigt mich mit Fanatismus, Dr. Foerster beschuldigt mich desselben. Letzterer hätte Recht, — wenn er Recht hätte. Ich wüßte mir keinen schlimmeren Vorwurf als den des Fanatismus. „Die Toleranz ist das revolutionärste Prinzip“ — ich wüßte nicht, welchen Satz ich mir lieber als Lebensspruch wählte. Herr Dr. Foerster liest den „Sozialist“, an dem ich mitarbeite, ich glaube, er hat so viel Stilgefühl, um herauszufühlen, welche Artikel etwa von mir geschrieben seien — ich frage ihn offen: habe ich ihm da den Eindruck eines Fanatikers und der Gewissenlosigkeit gemacht? Ich appelliere von dem schlecht unterrichteten Foerster an den besser zu unterrichtenden!

Gustav Landauer.

Antwort.

Ich habe Herrn Landauer hier ausführlich zu Worte kommen lassen, weil ich schwere Vorwürfe gegen ihn erheben mußte. Seine Ausführungen lassen erkennen, daß er nicht in schlechter Absicht gehandelt hat; denn sie zeigen eine so unglaubliche Unkenntnis von dem Wesen und den Vorbedingungen eines geordneten Streiks und von der besonderen Schwierigkeit eines Ausstandes mit hausindustriellen Arbeitermassen, daß man deshalb für mildernde Umstände plaidieren darf. Daß Herr Landauer zufällig persönlich dabei war, das scheint in ihm die richtige Deutung der Thatsachen eher getrübt als gefördert zu haben. Was der einstimmige Ruf einer Versammlung: „Wir wollen weiter hungern“ da zu bedeuten hat, wo es sich um ganz undisziplinierte und unaufgeklärte Massen mit elementarem Triebleben handelt, das müßte Herr Landauer doch an den wüsten Scenen bei den Zahlstellen gesehen haben, wo gerade diejenigen am wildesten ihre Unterstützung verlangten, die vorher am lautesten nach Fortsetzung des Streiks geschrieen hatten. Wenn Herr Landauer die augenblicklichen Stimmungsausbrüche urteilsloser Masse zur Rechtfertigung seines Thuns verwerten will, so stellt er sich damit selbst das Zeugnis der Unfähigkeit als besonnener Volksberater aus. Wie in Zukunft alle bedeutenden Streiks ohne Unterstützung ausgefochten werden sollen, ist mir einfach unverständlich. Bei alten und gutorganisierten Gewerkschaften, in deren Mitgliedern Vernunft und Selbstbeherrschung höher entwickelt ist, da lassen sich vorübergehend wohl sehr starke Entbehrungen denken — aber wie man mit den Männern und Frauen, die zum ersten Mal aus ihren Höhlen herausgeholt waren und die vielfach garnicht zu klarem Bewußtsein über Dauer, Intensität und Zweck der geforderten Entbehrungen erwacht waren, — wie man mit diesen Leuten Hungerwochen durchmachen will, das verstehe ich nicht. Die Stettiner Schneiderbewegung, in der die besonnenen Führer unterlagen, hat denn auch schließlich eine volle Niederlage erlitten, während die Bewegung in Berlin eine feste Grundlage für weitere organisatorische und gesetzgeberische Arbeit gewonnen hat. Von einem ersten Ansturm unorganisierter Massen mehr zu erwarten, das zeigt völlige Verkennung der Voraussetzungen eines erfolgreichen Streiks. Die Stufenfolge der Entwickelung aber kopflos überspringen zu wollen, das nenne ich Fanatismus:

Herr Landauer sagt, er habe Herrn Timm nicht vorgeworfen, im gemeinen Sinne sein persönliches Interesse bei dieser Gelegenheit gewahrt zu haben. Ich bedaure im Interesse des Herrn Landauer, daß diese Aussage im Widerspruch mit folgenden Sätzen im „Sozialist“ steht:

1. „Sie (die Arbeiter) sind von ihren eigenen Führern verraten und verkauft worden“

2. „Mit süßen Worten versuchte er (Timm), mir in persönlichem Gespräch eine bessere Meinung von seinen Absichten beizubringen: „Sie wissen ja noch garnicht, ob ich den Streik verraten habe, die Entscheidung ist ja erst morgen“, sagte er zu mir; — aber wie es ein guter Brauch ist, wenn man es mit zweideutigen und hinterlistigen Menschen zu thun hat — ich hörte kaum auf seine Worte, ich blickte nur in seine Augen, und aus denen sprach ein böses, böses Gewissen.

Diese Proben werden den Lesern genügen, sich ihr Urteil zu bilden.

Berlin. Fr. W. Foerster.

Bücherbesprechungen.

Hermann Cohen: Einleitung mit kritischem Nachtrag zu Fr. Alb. Langes Geschichte des Materialismus in 5. Auflage.

F. A. Langes Geschichte des Materialismus ist noch immer ein Eckstein unserer philosophischen Litteratur, und es scheint, je weiter wir uns zeitlich von ihr entfernen, umsomehr sehen wir sie über die anderen zeitgenössischen Leistungen auf philosophischem Gebiete hervorragen, — gerade wie die Hauptspitzen eines Gebirgsstocks erst merklich hervortreten, wenn wir uns in einiger Entfernung befinden. Damit ist freilich nicht gesagt, daß alles, was Lange gesagt hat, heute noch haltbar wäre: Im Gegenteil! es ist vielleicht keiner seiner Hauptgedanken, den man heute nicht modifizieren müßte. Aber er konzentrierte in sich gleichsam den Niederschlag der Erkenntnisse, die in seiner Zeit möglich waren, und bildet daher, wenn auch selber überwunden, einen Ausgangspunkt weiterer Entwickelung, soweit das ein einzelner Mensch vermag. Darum ist es begreiflich, daß man immer wieder zu ihm zurückgeht, umsomehr, als uns aus jeder Zeile seines Buches ein herzerwärmendes, reines, hohes Menschentum entgegenatmet, wie wir es selten finden.

Der fünften Auflage seines Hauptwerkes hat nun der Herausgeber, einer seiner Schüler, Prof. Cohen in Marburg, der den Philosophen durch eine Reihe an Kant anschließender Werke seit lange bekannt ist, eine längere Einleitung vorausgehen lassen, die in logisch-naturwissenschaftlicher, ethisch-religiöser und ethisch-politischer Hinsicht eine Kritik und Ergänzung der Gedanken Langes zu geben unternimmt.

Wir wollen hier kurz das ins Auge fassen, was in ethischer Hinsicht darin enthalten ist. Die Ethik betrachtet nach Cohen den Menschen als Wesen in der Gemeinschaft; die Gemeinschaft aber hat ihrerseits nur den Zweck, das wahrhafte Individuum hervorzubringen, das ja nur aus einer gesunden, reifen Gemeinschaft hervorgehen kann. So bedingen sich Individuum und Gemeinschaft als Wechselbegriffe. Dieser Gedanke ist dem Verf. nach nur zu verwirklichen auf dem Boden eines Idealismus, welcher auf dem Kantischen Freiheitsbegriffe, auf der Autonomie der menschlichen Vernunft ruht. Dieser Gedanke aber hat nur Triebkraft unter der Voraussetzung, daß wir an die Zukunft der Menschheit, an die Macht des Guten glauben, und dieser Glaube ist ihm die Gottesidee der Zukunft. Ihre Kraft geht auf die Gesamtheit der moralischen Welt; „das Gottesreich ist das Reich moralischer Wesen. Und das Reich moralischer Wesen ist nicht ein Himmelreich von Engeln, sondern die Kulturwelt des Menschengeschlechts.“

Damit geht Cohen auf die Forderungen über, welche die Ethik ihrem Wesen nach an die Gestaltung der menschlichen Gemeinwesen stellen muß. Er glaubt hier „Langes etwas zu sehr aus dem Darwinismus und Materialismus exspirierten“ Standpunkt, sowie den der Parteisozialisten, die inkonsequenterweise hierauf bauen, korrigieren zu müssen aus dem Idealismus der Ethik, der allein eine richtige Begründung des Sozialismus geben könne. In der Anerkennung dieser Idee „hat sich seit der dritten Auflage von Langes Arbeiterfrage in dem Bewußtsein der allgemeinen Bildung ein Riesenfortschritt vollzogen. Damals kannten die wenigsten die prinzipiell ethische Bedeutung der Frage.“ Heute wehrt sich „gegen den guten Kern der sozialen Frage“ „kein Unverstand mehr“, sondern nur noch „der böse oder der nicht zureichend gute Wille“. „Aus solcher mangelhaften Gesinnung kann allein die Zumutung erklärlich werden, durch welche man den Parteisozialismus zu verwirren trachtet, daß er sein Bild des Zukunftsstaates zum allgemeinen Schauspiel aufrolle. Für die sittlichen Forderungen des Rechts setzt man das Staatsbild ein, während doch der Staatsbegriff erst den Rechtsbegriff zur Voraussetzung hat. Bei solchem Umsturz der Begriffe verwechselt man die Ethik des Sozialismus mit der Poesie der Utopien. Die Ethik aber

ist nicht Poesie und die Idee hat Wahrheit ohne Bild. Ihr Bild ist die Wirklichkeit, die erst nach ihrem Vorbilde entstehen soll. Der Rechtsidealismus des Sozialismus darf heute als eine allgemeine Wahrheit des öffentlichen Bewußtseins bezeichnet werden, freilich als eine solche, die öffentliches Geheimnis ist. Nur der idealfeindliche Egoismus, der der wahre Materialismus ist, versagt ihr den Glauben; er pocht der Idee des Rechts gegenüber auf das geschriebene, und wo es nicht genügt, auf das im Dienste seiner Interessen eiligst zu umschreibende Recht; und der Idee der Gemeinschaft zuwider auf die verbrieften Privilegien der Stände. Die Schwierigkeiten liegen hier nicht mehr in der Kollision der Begriffe, sondern lediglich in der Macht der Gewalten, deren Entwickelung der Geschichte angehört."

Wir haben damit den Grundton von Cohens Gesinnung dargelegt; aus dieser gehen seine gesamten sozialpolitischen Erörterungen hervor. Wir wollen dieselben hier nur noch in einzelnen dem Buche selber entnommenen Sätzen charakterisieren:

„Ohne Gesetz keine Freiheit, und ohne die im Gesetz bestehende Gemeinschaft keine freie Persönlichkeit."

„Dem Anarchismus gegenüber" — in dem der „Individualismus sein hirnloses Haupt" erhebt — „übernimmt der Sozialismus unwillkürlich die Rolle des Verteidigers von Recht und Staat, und anstatt die Partei in dieser ihrer notwendigen Polizeiarbeit zu stören, sollte man vielmehr dankbar diese Leistung anerkennen."

„Aber wie diese Mahnung" — Pietät gegenüber dem Bestand der Geschichte mit tiefer Glut für gründliche, fruchtbare Heilung zu verbinden — „an die sozialistische Partei sich nachdrücklich richtet, so muß sie auch von den konservativen Parteien erst recht beherzigt werden; daß sie das Recht nicht zur Magd der Wirtschaft machen; nicht auf politische Gesinnung hin und allenfalls nach dem kalten Buchstaben richten, unbekümmert darum, ob der Geist der Gerechtigkeit ertötet und der Glaube an die Pflege des Rechts erschüttert wird."

„Wie die Menschheit das Individuum adelt, so ethisiert sie auch die Menschen in der Gemeinschaft des Volkes. . . . Ich muß . . . auch das eigne Volk lieben, das eigne Volkstum erhöhen, seine Kraft fördern und seinen Schutz für den Kampf der Völker verwahren, — da der ewige Friede Losung für den Bestand, nicht für den Untergang der Völkerindividualitäten ist. . . . Und so muß auch die Idee der Menschheit mahnen, nicht bloß das eigne Volk zu lieben, sondern ebenso angelegentlich die anderen Völker zu ehren und ihrem Volkstum Achtung und Zuneigung zu widmen. Dieses weltbürgerliche Gemüt des Nationalgeistes, das dem deutschen Genius eingeboren, diesen letzten Zeitläuften aber wie abhanden gekommen erschien, es muß wieder erweckt werden. Und es bedarf keines Propheten, um die baldige Wiederkehr dieser deutschen Gesinnung vorauszusehen. Wer es nicht aus Optimismus glaubt, kann es im Pessimismus merken. Wenn aber das echte, weltgeschichtliche deutsche Niveau wiedergewonnen sein wird, dann wird man auf seiten der Gesellschaftsrevolutionäre selbst erkennen, daß die Volksidee die unentbehrliche und notwendige Bedingung der Gesellschaftsidee ist, die nur durch das Stichwort der Parteien in ihrem ethischen Werte verkümmern kann."

„Aber die Volksidee ist nicht nur ein Korrelat zu dem Völkerbegriffe der Menschheit. Sie hat unmittelbarer noch die Vertretung der Gesellschaftsidee zu übernehmen an der jeweiligen politischen Wirklichkeit des eigenen Volks. Den bevorrechteten Ständen gegenüber vertritt sie die Idee des Menschen im eigenen Volke: Diese Bedeutung der Nationalitätsidee entwickelt zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Fichtes, und es kennzeichnet die Herabgekommenheit unserer Zeit, wenn die Erneuerung dieser kräftigsten Idee unserer politischen Wiedergeburt als ein Angriff auf Staat und Gesellschaft verleumdet werden kann. Ist diese Idee des Deutschtums nur gestattet, wenn französische Kanonen sie nicht verhindern können?"

„Die Nation beruht auf der nationalen Bildung und Erziehung. Und eine Nation, die für Reich und Arm verschiedene Schulen hat und nur durch Ausnahmen die Regel bestätigen läßt, mag auf dem Wege zur Nation sein; ein Volk ist sie nicht."

„Der moderne Volksbegriff ist ein Kulturbegriff; und die Kultur bedeutet die Gesamtheit der Bewußtseinskräfte. Im System der Kulturrichtungen ist auch die Sittlichkeit enthalten; und nur in der Einheit des Geistes kann sie an allen Gliedern des Volkes geweckt und gelehrt werden."

Das sind einige der wesentlichen Gedanken Cohens. Sie mögen in der Eigenartigkeit ihres Ausdrucks zum Teil demjenigen fremdartig erscheinen, der des Verf. Sprache nicht gewohnt ist. Ihre scharfe, fast epigrammatische Zuspitzung läßt ja noch mancherlei nach „was?" und „wie?" zu fragen übrig; und die Ableitung läßt auch der Kritik noch Arbeit zu schaffen. Allein heute wollen wir nicht kritisieren, sondern das uns Gebotene, das so großartig und hochsinnig uns Zugerufene warm aufnehmen und in uns zu verarbeiten suchen. Der Grundgedanke, daß Sittlichkeit und Sozialismus, d. i. Individuum und Gemeinschaft, sich gegenseitig bedingen, ist ja gerade das A und O aller ethischen Kultur.

F. Staudinger.

Volkshochschulen (Extension of University Teaching) in England und Amerika. Von Dr. James Russell. Deutsch von Otto Wilh. Bayer. Leipzig 1895, R. Vogtländers Verlag. (111 Seiten.)

Über Volkswohlfahrtseinrichtungen in fremden Staaten, besonders in Dänemark. Von Dr. Richard Petong. Berlin, Bibliogr. Institut. (36 Seiten.)

Beide Schriften können dem Studium der „Ethiker" nicht nachdrücklich genug empfohlen werden. Die erstere ist streng wissenschaftlich gehalten, die andere trägt die Form eines populären Vortrags. Aus beiden sehen wir, ich möchte fast sagen, mit Entsetzen, wie weit wir in Deutschland auf diesem Gebiete zurückgeblieben sind. Wir sind auf den Lorbeeren unserer Schulbildung sozusagen eingeschlafen seit etwa 30 Jahren, den Tagen des Schulmeisters von Königgrätz. Das scheint so ein Gesetz zu sein bei Nationen, wie beim Individuum. Zur Zeit, als es bei uns schon fast keine Analphabeten mehr gab — so erzählt uns Russell — im Jahre 1850 gab es in England bei einer Bevölkerung von 18 Millionen nur 1844 beaufsichtigte Schulen mit weniger als 200000 Schülern und einem Staatszuschuß von weniger als 3 Millionen Mark; 1890 zählte man 19498 Schulen mit nahezu 4 Millionen Schülern und Zuschüssen von 130 Millionen Mark. — Die Engländer sind uns also in 40 Jahren auf dem Gebiete der niederen Schulbildung nachgekommen. Dagegen haben sie uns in der Ausdehnung der Hochschulbildung in einer Weise überflügelt, die nachstehende Zahlen nur oberflächlich skizzieren. Das Syndikat der Universität Cambridge bietet 1894/95 315 Kurse an mit 64 Lehrern, Oxford 432 Kurse mit 60 Vortragenden, London 139 Kurse. Die Teilnahme an Zuhörern betrug 1892/93: 52000. — Die Ausgaben in England für diesen Zweck werden auf 600000 Mark jährlich geschätzt. Ganz ähnlich liegt es in den Vereinigten Staaten: allein in Philadelphia, Chicago wurden 230 Kurse von 43600 Hörern besucht und die Universität von Chautauqua, vielleicht die größte der Welt, (sie hat u. A. eine Vorlesungshalle mit 8000 Sitzplätzen) versammelt in ihren 6 wöchentlichen Sommerkursen 15000 Lernbegierige aus allen Volkskreisen. — Der Staat New York z. B. giebt jährlich nicht nur 25000 Dollars für Volksbibliotheken aus, sondern das dortige Kultusministerium hat über 100 Wanderbibliotheken von je 50—100 Büchern ins Leben gerufen und so wird vom „Sammelbecken des Staates aus das ganze Land bis zum letzten regsamen Dörfchen mit Bildungsmaterial überschüttet." Das Russell'sche Buch ist ein wahres Kompendium dieser Bewegung; es zeigt ihre Geschichte mit allen Vorzügen und Fehlern und giebt die wertvollsten Anweisungen für ihre Einführung in anderen Ländern; die treffliche Schrift verdient überall, besonders aber in den deutschen Kultusministerien, mit Aufmerksamkeit studiert zu werden; sie gipfelt in dem Motto der Londoner Gesellschaft: „Der Mensch braucht Wissen, nicht als ein Mittel zum Lebensunterhalte, sondern als eine Lebensbedingung!" —

Die an zweiter Stelle genannte Schrift giebt ein umfassendes Bild über die Einrichtungen in Dänemark mit Bezug auf die Volksbildung, die bis auf das Jahr 1840 zurückgehen. Dort ist die „Volkshochschulbewegung" auf christlich-religiöser Grundlage (durch Bischof Grundtvig erwachsen, und man zählt heute 69 solcher Hochschulen, eine auf 30000 Einwohner. Daneben ist interessant, was über andere Wohlfahrtseinrichtungen, insbesondere Ferienkolonien und billige Theaterpreise für die breiteren Volksschichten gemeldet wird (der Preis der beiden Volkstheater in Kopenhagen beträgt durchschnittlich ½—1 Mark, und sie werden jährlich von 3—4000000 Personen besucht.) Die im Eingang der Schrift gezogene Parallele zwischen Deutschland und Dänemark ist für uns nicht schmeichelhaft, aber leider wahr. Die Entwickelung in dem kleinen skandinavischen Lande beweist, daß man auch bei einer hoch entwickelten Volksschule (wie sie dort seit langer Zeit im Gegensatz zu den angelsächsischen Ländern vorhanden war) das Bedürfnis des Volkes nach Mitgenuß an der höheren Bildung befriedigen kann und muß, und daß dabei glänzende Ergebnisse zu erzielen sind.

In Deutschland haben die wenigen und schwachen seitherigen Versuche ein dringendes Bedürfnis in gleicher Richtung erwiesen; wird man endlich das Mene Tekel, das die Bildungserweiterung anderer Völker an unsere weiße Wand schreibt, auch bei uns zu beachten anfangen? einsehen lernen, daß „nicht Roß, nicht Reisige schützen die steile Höh', wo — Völker stehn!"? —

Zürich. Gustav Maier.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Breslau. Vor einer zahlreichen Zuhörerschaft von Herren und Damen hielt Prediger Tschirn am 11. März mit gewohnter Beredsamkeit einen Vortrag über „Das Gewissen".

Der Redner wandte sich in seinen Ausführungen gegen die noch immer weit verbreitete, einst auch von Philosophen ersten Ranges vertretene Ansicht, daß das Gewissen etwas Übernatürliches und daher Feststehendes und Unabhängiges sei. Die Beobachtung der kindlichen Entwickelung habe ergeben, daß in den ersten Lebensjahren ein moralisches Bewußtsein überhaupt nicht vorhanden ist. Nur ganz allmählich und nicht ohne inneres Widerstreben lernt das Kind unter den lehrenden, mahnenden, zürnenden und strafenden Einwirkungen der Eltern, Lehrer u. s. w., Gut und Böse, Recht und Unrecht unterscheiden.

Nach und nach sammelt sich ein Schatz von moralischen Begriffen, welche nun als „Gewissen" die Grundlage für das sittliche Urteil bilden. Wie aber der Körper der Menschen sich fortwährend verändert und erneut, so ist auch die sittliche Persönlichkeit desselben in einer beständigen Umbildung begriffen. Da äußere Einflüsse hierbei die Hauptrolle spielen, so ist es erklärlich, daß die ethischen Anschauungen der Menschen, je nach dem Milieu, in welchem sie auf-

gewachsen sind und sich bewegen, auffällig von einander abweichen. Ein Brahmane urteilt in vielen Dingen ganz anders wie ein Christ oder ein Muselmann Nicht minder verschieden sind die Rechtsbegriffe innerhalb ein und desselben Volkes. Die konfessionellen Streitigkeiten, sowie die Partei- und Klassenkämpfe legen hiervon ein beredtes Zeugnis ab. Ist aber das Gewissen auf natürlichem Wege entstanden, so kann es auch wieder verloren gehen, und in der That lehrt die Erfahrung, daß einem Fehltritt nur zu leicht andere folgen, daß der moralische Halt von Fall zu Fall schwächer wird und wohl auch gänzlich schwinden kann. Es gilt dies nicht sowohl in Bezug auf die strafbaren Vergehen und Verbrechen, als auch, und zwar ganz besonders, hinsichtlich der Forderungen an Anstand und gute Sitte. Welche Bedeutung hat demnach das Gewissen für das sittliche Leben des Menschen? Es ist ein treuer und zuverläßiger Freund und ein starker Schutz selbst den Leidenschaften und Begierden gegenüber, aber nur für den, welcher es in Kampf und Not erprobt hat. Weiter ergiebt sich aus der Entstehung des Gewissens, daß ein Mensch, dessen Denk- und Handlungsweise grundverschieden von der unsrigen ist, deshalb noch kein verstockter Bösewicht zu sein braucht Es kann der abweichenden Willensäußerung sehr wohl ehrliche Überzeugung zu Grunde liegen, so daß die Hervorkehrung des gegnerischen Standpunktes eher Anerkennung als Haß oder Verachtung verdient. Die Erkenntnis, daß das Gewissen ein Produkt der natürlichen Entwickelung ist, wirkt demnach vermittelnd und versöhnend, während die Annahmen, daß das Gewissen Gottes Stimme ist, in ihren Konsequenzen zu einer Verschärfung der Gegensätze führen und eine dauernde Zerrissenheit der moralischen Anschauungen zur Folge haben muß Möge man aber auch, so fuhr der Redner fort, über den Ursprung des Gewissens denken wie man wolle, der hohe Wert desselben sei über jeden Zweifel erhaben. Kein Genuß gewähre eine solche Freudigkeit, eine so wahre und reine Glückseligkeit, wie sie die Erfüllung der Pflicht verleiht, und nichts sei mehr geeignet dem Tod seine Schrecken zu nehmen als das Bewußtsein eines wohlgeführten Lebens.

(Preisbewerbung für ein Friedens-Flugblatt.) Der Friedensverein in Konstanz eröffnet zur 25jährigen Jubelfeier des Frankfurter Friedens (10. Mai 1896) eine Bewerbung für ein Friedens-Flugblatt, das die Hauptgedanken der Friedenspropaganda in volkstümlich packendem Tone enthalten, und den Raum einer Druckseite in Quart nicht übersteigen soll. — Einsendungen werden bis spätestens 20. April an den Vorstand erbeten. Die beste Arbeit wird mit einem Preise bedacht, damit Eigentum des Vereins und soll (auf Wunsch unter Nennung des Verfassers) starke Verbreitung finden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 25. April 1896.	Nr. 17.

Inhalt: Ein ethisches Problem. Von J. Platter. — Sexual-Ethik und Frauenbefreiung. Von W. Foerster. — Herbert Spencers Eingreifen in die sozialtheoretische Diskussion der Gegenwart. Von J. M. Bölsch. — Briefkasten.

Ein ethisches Problem.

Von Prof. Dr. J. Platter in Zürich.*)

Man weiß, welche Richtung die Bevölkerungsbewegung Frankreichs in diesem Jahrhundert allmählich eingeschlagen hat. Sie tritt am auffälligsten im letzten Dezennium hervor und wir wollen ihren Typus dem Leser durch einige charakteristische Daten aus dieser Zeit ins Gedächtnis rufen.

Schon im Jahre 1886 hatten nur 50 Departements einen (sehr mäßigen) Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle aufzuweisen, in 37 überwogen letztere. Die günstigsten Verhältnisse zeigten sich in den Departements du Nord und Pas de Calais; das war der massenhaften belgischen Einwanderung zu verdanken. Dann kam die Bretagne und die Vendée, wo einfache, altertümliche Sitten und Anschauungen herrschen. Überhaupt waren Geburtenüberschüsse nicht etwa in den reichsten Departements zu finden, sondern in den ärmeren, den Gebirgsgegenden u. s. w. In den reichsten Departements zeigte sich ein starkes Überwiegen der Todesfälle, eine Abnahme der Bevölkerung, abgesehen von der Einwanderung. Die Geburtenzahl von 1886 war die kleinste seit 1855, wenn man 1871 ausnimmt. Noch in den Jahren 1861—70 war sie erheblich höher. Sogar 1821—30, wo Frankreich nur 32 Millionen Einwohner zählte, ging die Geburtenzahl nie unter 963 000 herab, während sie 1886 auf 912 782 sank. Auch die Zahl der Ehen hatte im Vergleich mit 1851—70 absolut abgenommen, um circa 20 000 per Jahr.

Im Jahre 1888 gingen die Zahlen der Ehen, Geburten und Todesfälle erheblich zurück, nur die Scheidungen und die unehelichen Geburten nahmen zu. Bereits hatten 44 Departements mehr Todesfälle als Geburten, nur in 43 war das Umgekehrte der Fall. Die landesfremde Bevölkerung machte nur 3 pCt. der Gesamtbevölkerung aus, lieferte aber 25 pCt. des Gesamtüberschusses der Geburten über die Todesfälle.

Im Jahre 1890 starben in Frankreich 38 500 mehr als geboren wurden. Die Volkszählung von 1891 stellte eine absolute Abnahme der Bevölkerung fest, trotz mitgerechneter Einwanderung.

Nach Levasseur betrugen die auf eine Ehe entfallenden ehelichen Geburten

1801—1805	4.24	1861—1865	3.07
1821—1825	3.84	1881—1885	3.03
1841—1845	3.21	1886—1889	2.96

*) Anm. d. Red. Wir haben geglaubt, unsern Lesern die vorliegenden tiefanregenden Erörterungen unseres hochgeschätzten Mitarbeiters nicht vorenthalten zu dürfen, bitten sie aber ausdrücklich, auch die darauf folgenden „Sexual-Ethik und Frauenbefreiung" betitelten Darlegungen sofort mit in Betracht ziehen zu wollen.

Auf je 100 Familien kamen nach dem Bericht des Ministers des Innern im Jahre 1890 in Frankreich 159 Kinder, in Deutschland 380. Von je 100 Familien hatten in Frankreich schon im Jahre 1886

kein Kind 20,
ein Kind 24,
zwei Kinder 22,

also 66 pCt. aller Familien hatten zwei oder noch weniger Kinder. Dabei giebt es aber immer noch eine, absolut genommen, nicht unerhebliche Zahl von Familien, die sieben und mehr Kinder haben. Im Jahre 1890 ging folgende Notiz durch die Zeitungen: „Die voriges Jahr in Kraft getretene Gesetzesbestimmung, wonach Väter von mindestens 7 Kindern von der Personal- und Mobiliarsteuer befreit sind, ist 148 808 Vätern mit 1 157 547 Kindern zu gute gekommen."

Daß an der Abnahme der Geburten und der Bevölkerung in Frankreich nicht das Elend schuld ist, darüber ist die Welt einig. Man hat es mit einem „System" zu thun, wie Leroy-Beaulieu im Journal des Débats 1887 sich ausdrückte, und das System heißt: Plaisier, Lebensgenuß, möglichst viel Vergnügen und möglichst wenig Sorgen und Leiden. Und das System ist nicht von heute, neu ist nur seine Verbreitung auf alle Schichten der Bevölkerung. Schon Adam Smith bemerkte vor mehr als 100 Jahren: „Überhaupt ist die Zahl reicher (!) Leute, die der Ehe feindlich sind oder aus irgend welchem Grunde nicht heiraten mögen, in Frankreich viel größer als in England" (Volkswohlstand, Stöpels Übersetzung, IV. Seite 291).

Die Reichen fingen also an mit dem Cölibat aus Üppigkeit, und wir wissen aus mancherlei Quellen, daß die hochbegüterten Pariser, wenn verheiratet, nur sehr wenig Kinder wünschten und diesen Wunsch auch zu verwirklichen wußten, selbst mit Hilfe der zahlreichen „Engelmacherinnen" in der Umgebung der Stadt.

Wenn ein Mensch sich das Vergnügen zum Ziel seines Lebens setzt, so wird ihm die feste, früher ganz unlösbare Ehe kaum als der praktikabelste Weg zu seinem Ziele erscheinen; und wenn er schon aus irgend welchen Gründen oder Rücksichten heiratet, so wird er, vom Vergnügensstandpunkte aus, entweder gar keine oder jedenfalls nicht viele Kinder wünschen. Dies gilt schon vom Wohlhabenden. Beim armen Mann, wenn er sich nicht mehr an altehrwürdige Moralgebote hält und schon so weit gelangt ist, über solche Dinge nachzudenken und sich nicht mehr, wie das Tier, den augenblicklichen Trieben willenlos zu überlassen, kommen noch andere, schärfere und zum Teil sogar im schönsten Lichte einer humanitären Moral erglänzende

Motive dazu. Er kann Kinder nur schwer ernähren und erziehen, er kann für sie im Fall eines frühzeitigen Todes in keiner Weise sorgen. Allerdings vermögen die Kinder der Armen in viel jüngeren Jahren als die der Reichen sich selbst durch die Welt zu schlagen, aber doch immerhin erst in einem gewissen Alter. Stirbt der Vater, bevor sie es erreicht haben, so sind sie wahrscheinlich Bettler; und das Leben ist ihm ja keinen Tag garantiert.

Also sollte er, nach diesen sehr klaren, einfachen und vernünftigen Erwägungen, gar nicht heiraten, da er ja schließlich selbst im besten Falle doch nichts als sein eigenes Elend fortpflanzt, auf keinen Fall wird er Anlaß haben, viele Kinder in die Welt zu setzen. In diesem Sinne beraten ihn denn auch allerlei weise Leute, vor allem die „gutgesinnten" bürgerlichen Nationalökonomen. Aber diese weisen Leute, die durchwegs den oberen Klassen angehören, würden sehr stutzig werden, wenn die Armen ganz allgemein oder auch nur in größeren Massen ihrem Rate folgen. Dann gäbe es bald Mangel an „gemeinen" Arbeitern und die „höheren" Arbeiter und Besitzer würden dann sehen, was für arme Teufel sie ohne die armen Teufel sind. Sie rechnen im Stillen darauf, daß diese den klugen Rat sich doch nicht sehr zu Herzen nehmen und wollen überhaupt mit demselben mehr den Armen den Mund stopfen, indem sie das Elend als selbstverschuldet durch zu vieles Kinderzeugen hinstellen, als dem Elend abhelfen.

Wenn die Reichen allein für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts in ausgiebiger Weise sorgen wollten, dann ginge die Sache vielleicht noch an vom Standpunkte der Menschheit aus, aber natürlich müßte ein großer Teil ihrer Abkömmlinge in den Lohnarbeiterstand herabsteigen, was allzuschmerzlich für ihr Bewußtsein wäre, welches zwar gern theoretisch der Arbeit den „Adel" zuerkennt, aber praktisch durchaus nicht dem Adel die Arbeit.

Wenn wir aber annehmen, daß alle Klassen an der Fortpflanzung teilnehmen müssen und sollen und daß, etwa nach der allergünstigsten Auslegung und Anwendung des französischen „Systems", alle Menschen ohne Ausnahme im richtigen Alter heirateten und per Ehepaar zwei Kinder, nicht mehr und nicht weniger, zur Welt bringen wollten, so müßte die Menschheit schon in relativ kurzer Zeit aussterben. Denn erstens giebt es nicht wenig Ehen, die auch beim besten Willen unfruchtbar bleiben, zweitens existiert eine spezifische, zwar gegen früher erheblich zurückgegangene, aber immer noch vorhandene und sicher nie ganz zu beseitigende Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahre, und drittens stirbt auch vom zweiten Jahr bis zum heiratsfähigen Alter immerhin eine gewisse Anzahl Menschen weg. Alle diese Defizite und Verluste wären bei einem streng durchgeführten Zweikindersystem unersetzbar, die Bevölkerung müßte sich von Jahr zu Jahr vermindern und nur die Zunahme der Lebensdauer, die etwa einträte, könnte der Verminderung ein wenig und bis zu einem gewissen, nicht genau zu bestimmenden Punkte entgegenwirken. Sie geht stets sehr langsam vor sich und hat selbstverständlich ihre Grenzen, wenn man nicht annehmen will, daß der Mensch allmählich unsterblich wird.

Bewegen wir uns in diesem, sagen wir französischen Gedankengang weiter, so werden wir etwa so räsonnieren: Das Gebären ist auf alle Fälle kein Pläsier, die Kinderpflege mit ihren endlosen Nachtwachen, Mühen, Sorgen und Ängsten sicher kein Spaß, die Erziehung mit ihren Verantwortlichkeiten, unlösbaren Schwierigkeiten und großen Kosten eine Bürde. Andererseits sind die geschlechtlichen Beziehungen für Erwachsene eine Quelle des allerintensivsten Lebensgenusses, die geschlechtlichen Interessen und Wünsche für sehr viele Menschen während einer langen Periode des Lebens der eigentliche Mittelpunkt des Fühlens, Denkens und Strebens. Dies wohl nirgends so sehr wie in Frankreich. Und so sehen wir die seltsame Erscheinung, daß dieselben Menschen, welche in den geschlechtlichen Beziehungen den höchsten Lebensgenuß, mithin den Hauptinhalt des Daseins sehen, die natürlichen Zwecke dieser geschlechtlichen Beziehungen am meisten perhorrescieren, ihre natürlichen Wirkungen am konsequentesten verhindern.

Doch die Erscheinung ist keineswegs auf Frankreich beschränkt, sie breitet sich allmählich immer weiter über die Kulturvölker aus mit dem optimistisch-materialistischen Gedanken, daß das Leben zum Genuß da sei. Jeder von uns, der ein längeres Leben hinter sich hat — und mancher sehr junge Mann dazu — könnte wohl mit allerlei Beobachtungen dienen, und wenn er selbst nichts erlebt und gesehen hat, so kann ihm der nächste beste Arzt, seiner Frau die nächste beste Hebamme interessante Mitteilungen machen. Dr. Alfred Plötz sagt in seinem mit fast übertriebener wissenschaftlicher Vorsicht geschriebenen Buche „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen" (Berlin 1895): Allerlei Motive wirken zusammen, „um den präventiven Geschlechtsverkehr dort, wo er einmal bekannt ist, sich so festsetzen zu lassen, wie den Gebrauch der allernotwendigsten Güter, des Feuers, des Wassers, der vier Pfähle und des Dachs. Das mag als eine zu gewagte Behauptung erscheinen, aber sie ist es für mich durchaus nicht, sobald ich mir meine Eindrücke als Arzt ins Gedächtnis rufe. Da sehe ich nur Männer und Frauen, besonders aber Frauen, die sich sehr energisch dagegen sträuben, mehr als zwei bis drei Kinder zu haben. Ausnahmen sind sehr selten" (S. 73). Seite 164 f. zitiert er einige Aussprüche anderer Schriftsteller, wonach die Fruchtbarkeit der Ehen mit der Wohlhabenheit abnimmt. Der Hauptgrund dafür sei „in der größeren Abneigung der Wohlhabenden gegen Kinderzeugung und -Pflege zu suchen und in ihrer größeren Macht, Zeugung und Geburt zu verhindern. Abneigung der Eltern gegen eine größere Zahl Kinder besteht wohl ausnahmslos sowohl bei den Armen, wie bei den Wohlhabenden. Mir ist auf zahlreiche Anfragen noch nie der Bescheid geworden, daß mehr als zwei bis drei Kinder erwünscht seien. Im Gegenteil wurden mir sogar von wohlhabenden verheirateten Frauen nicht nur präventiver Verkehr, sondern auch mehrfacher künstlicher Abortus eingestanden. — Daß diese Hemmungen bei den besseren Klassen stärker ausgesprochen sind, als bei den niederen, kann nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß die Mitglieder der ersteren im allgemeinen feinfühliger sind, und daß ihnen die Vergnügungen in ganz anderer Art zugänglich sind, als den Armen" (S. 166). Die Geburten-Prävention „wächst mit der Kultur" (S. 187).

Auch hier in der Schweiz, speziell in Zürich, wo es bekanntlich an Kindern vorläufig so wenig Mangel hat wie in Deutschland, kann man von ärztlicher Seite Ähnliches hören. Es giebt verheiratete Männer, die sich mit Prostituierten abgeben und ärmeren Frauen und Mädchen Anträge machen, weil sie ihre eigenen Frauen „schonen müssen," und nicht wenige Personen, selbst hie und da ein Arzt darunter, sind gegen entsprechende Bezahlung stets bereit, Frauen und Mädchen von einem unbequemen Zustande gefahrlos zu befreien. Diese „Sitten", wie Levasseur das Gebahren seiner Landsleute nennt, das er zugleich durch diesen Ausdruck erklären will („wir wiederholen, daß die Sitten — als ausschlaggebende Ursache anzusehen sind"), sind noch nicht so allgemein, daß sie in den statistischen Zahlen deutlich würden, sie breiten sich aber doch offenbar aus, und das schließliche Resultat ist abzusehen. Es muß um so rascher kommen, je mehr sich Wohlhabenheit und „Feinfühligkeit" (Raffiniertheit) verbreiten. Das Pläsier erobert die Welt und entvölkert sie, wenigstens von den Kulturrassen; freilich noch lange nicht, aber doch sicher, wenn die Geister dieselbe Richtung beibehalten, in der sie heute schon zu marschieren beginnen. Und darin liegt ein kolossaler Widerspruch. Eine optimistisch-materialistische Weltanschauung, die kein Jenseits kennt, muß das Leben für das höchste Gut ansehen, da es die Voraussetzung aller anderen möglichen Güter ist. Sie

muß, wenn sie nicht rein individualistisch sein (après nous le déluge!), sondern irgend einen sozialen Zug aufweisen will, vor Allem für das Dasein sorgen, das Leben erhalten und möglichst vermehren. Statt dessen führt sie schnurgerade zum Tode, zur Vernichtung. Und diese Vernichtung, die ja sehr allmählich, in Jahrzehnten oder Jahrhunderten vor sich gehen würde, müßte von irgend einem Punkte an notwendig sehr schmerzlich werden, wenn immer mehr Plätze frei würden, ohne daß man sie wieder besetzen könnte. Die Arbeitsteilung, der Reichtum, die Geselligkeit, alle Bedingungen frischen, fröhlichen Lebens müßten abnehmen. Und selbst für eingefleischte Genußmenschen und Egoisten dürfte das sichere, schrittweise zu beobachtende Absterben ihrer Nation oder Rasse ein trauriger Anblick sein, auch wenn die freigewordenen Plätze rasch mit fremden Ankömmlingen besetzt würden. In manchen französischen Köpfen dämmert schon dieser fatale Gedanke und sie suchen nach Rettungsmitteln. Ein sehr seltsamer, interessanter, aber wohl wenig bekannter Schriftsteller, der sich Léon Riotor nennt, spricht in einem 1895 erschienenen kleinen Buche (Le Sceptique loyal) von der unabänderlichen Vernichtung der lateinischen Völker. Die Franzosen, meint er, gehören glücklicherweise nur zu einem Drittel mit ihrem Blute dieser Rasse an, sie könnten sich noch retten, aber nur durch eine Kreuzung mit den Deutschen (S. 33 f.).

Und doch, und doch, und doch! Wenn ich rein rationalistisch verfahre, kein „ewiges" Gesetz, keinen „höheren" Willen, dem ich mich durchaus fügen soll, anerkenne, sondern nur auf meine Vernunft als einzig berechtigte Leiterin meiner Triebe vertraue, wenn ich, kurz gesagt, keine auf metaphysischer Grundlage ruhende Moral, also auch kein Gebot meines Lebens anerkenne, als das meiner persönlichen Überlegung: kann ich dann einen Ausweg finden?

Vom Standpunkt einer individualistischen Moral auf Grundlage einer materialistischen Lebensanschauung, einer Moral, die man etwa als natürliche oder rationelle erklärt, giebt es sicher keinen. Hier kann man besten Falls als oberstes Grundsatz nur etwa den aufstellen: Lebe so, daß du das größtmögliche Maß dauernden Genusses erzielst, ohne Schädigung des gleichen Strebens aller Übrigen.

Das Vergnügen, das Kinder gewähren, ist in jedem Falle höchst ungewiß. Sie können sehr leicht durch eigene oder fremde Schuld oder Unglück aller Art viel mehr Schmerz bringen als Freude. Das zeigt die tägliche Erfahrung. Die Sorge um ihre Zukunft allein „macht" die Mehrzahl der Eltern „alt". Eine ungeheure Menge von Lasten und Mühen und Qualen ist aber mit Schwangerschaft, Geburt und Aufzucht auf jeden Fall verbunden. Ein vernünftiger Mensch kann solchen Aussichten und Möglichkeiten gegenüber mit voller rationalistischer Berechtigung auf das Vergnügen verzichten, besonders wenn er sieht, wie kinderlose Ehepaare so oft bis in die ältesten Tage hinein gemütlich und harmlos im vollen Genuß ihres Einkommens sich des Lebens freuen, und bedenkt, wie ruhig ein kinderloser Mensch in der Regel sich zum Sterben hinlegen kann, während der sterbende Vater, die sterbende Mutter vor Angst um die zurückbleibenden Waisen fast verzweifeln möchten. Auch die häufig zu beobachtende grobe Undankbarkeit der Kinder gegen ihre Eltern kann auf den vernünftigen Denker nicht sehr anregend wirken.

Von einer Verletzung der Gleichberechtigung anderer Individuen durch Verhinderung der Zeugung kann nicht die Rede sein, denn nicht-existierenden Wesen kann man kein Leid zufügen oder Unrecht thun.

Nach den Ansichten mancher heutigen Theoretiker soll die neue, natürliche, angeblich von uns Modernen entdeckte Moral sich wesentlich auf unser Verhältnis zur Gesamtheit, oder, wie man mit Vorliebe sagt, zur Gesellschaft beziehen. Moralisch wäre hiernach der, welcher so lebt, wie es der Gesellschaft am zuträglichsten ist. Das Wohl der Gesellschaft und nicht des Individuums wäre mithin der Prüfstein für den sittlichen Charakter der Handlungen des Individuums. Man setzt also, wenn die Sache kein bloßes Gefasel, sondern praktisch sein soll, die Gesellschaft an die Stelle des alten Gottes und giebt ihr das Recht, vom Einzelnen ein bestimmtes Verhalten zu fordern, ohne daß sie aber die Pflicht oder auch nur die Möglichkeit hätte, gleich dem offenbarenden, gesetzgebenden Gotte (der ja praktisch genommen existiert, so lange man an ihn glaubt) deutlich zu sagen, was sie vom Individuum fordert. Das muß es selbst finden, und das ist ein bißchen schwer. So lange einer nur an sich zu denken hat und fragt: Was ist angenehm für mich und zugleich ungefährlich, da ist die Antwort noch ziemlich leicht. Aber wer ist die Gesellschaft und was ist gut für sie? Gehören die Franzosen oder Chinesen oder Buschmänner auch zur Gesellschaft des deutschen Staatsbürgers und muß er auf ihr Wohl, gegenwärtiges und zukünftiges — denn die Gesellschaft ist ewig! — achten? Aber sie achten nicht auf das seine und ohne Gegenseitigkeit, möchte man meinen, keine Gesellschaft. In unserer Frage kommen andere Nationen ohnedies nicht in Betracht, denn der Deutsche kann durch sein geschlechtliches Verhalten die Kopfzahl eines fremden Volkes weder vermehren noch vermindern.

Damit würde sich aber eventuell der Wirkungskreis der neuen Moral eines jeden auf das von den Landesgrenzen umschlossene Gebiet beschränken, und wir dürften darüber hinaus unbeschadet unserer Sittlichkeit uns eventuell, in gewissen, speziell zu konstatierenden Beziehungen als Bestien erweisen, wie wir es Fremden gegenüber in der That nicht selten thun, wenigstens bei guter Gelegenheit. Nur behauptete die frühere, wirklich christliche, und vermöge der allgemeinen Gotteskindschaft alle Menschen umfassende Moral nicht, daß das sittlich sei. Aber wir wollen von diesen schwierigen, unendlichen Erörterungen zugänglichen Fragen absehen und als Deutsche unsere geschlechtlichen Pflichten lediglich auf das Gebiet des Deutschen Reichs einschränken. Hier wäre es nun an sich möglich, denkbar, mit keinem Denkgesetze von vornherein in Widerspruch, daß die Nation in ihrer Organisation als Staat ein ganz positives Gesetz aufstellte, welches unser geschlechtliches Verhalten zu regeln unternähme. So etwas konnte von Philosophen des klassischen Altertums, von Plato, sogar von Aristoteles, der noch relativ dem modernen Liberalismus und Individualismus am nächsten steht, allenfalls in Erwägung gezogen werden, die in der That als oberstes Prinzip der Moral das Staatswohl (d. i. das Wohl ihrer Heimatstadt) aufstellten und daher sagen konnten: diejenige Gestaltung der geschlechtlichen Beziehungen ist am sittlichsten, die den Interessen (der Sicherheit und Macht) des Staates am besten dient. Demgemäß gestatten resp. befehlen sie auch den Kindermord, als dem Staate unter Umständen förderlich. Plato z. B. läßt alle unehelichen Kinder, die nach seiner Ansicht als Früchte illegitimer Begierden, d. h. aus Verbindungen entsprossen, denen der Staat nicht seine Sanktion erteilt, gar nicht wohlbeschaffen sein können, ermorden. Ebenso die verkrüppelten, die schwachen, die Kinder älterer Leute, denen er volle Freiheit im Geschlechtsleben gestattet, während die übrigen sich nur auf Kommando verbinden dürfen. Derartige Eingriffe in unsere Freiheit, in unsere Entschließungen auf dem Gebiet des allersubjektivsten, allerindividuellsten Lebens würden wir aber als im schärfsten Widerspruch mit unserer ganzen Lebensauffassung stehend mit einhelligster Entschiedenheit perhorrescieren. Es liegt ihnen eine Weltanschauung zu Grunde, die wir im ganzen nicht mehr teilen, von der wir daher auch nicht einzelne, und zwar gerade die schroffsten Konsequenzen annehmen können.

So müßte also in der That das Individuum durch eine vermutlich wissenschaftliche Erwägung — die einfache persönliche Beobachtung führt auf diesem Gebiete zu gar nichts, vor allem nicht zu der unbedingt erforderlichen Kenntnis der gesellschaftlichen Zustände und mithin Bedürfnisse — zur Regelung seines Handelns kommen.

Allein auch das scheint, selbst wenn alle Menschen zu

wissenschaftlicher Forschung befähigt und bemüßigt wären, kaum möglich. Welcher Teil des im Interesse des dauernden Wohls der deutschen Nation erforderlichen Fortpflanzungsgeschäftes fällt auf mich? so müßte vermutlich die Frage lauten, um wissenschaftlich die Regel des Verhaltens abzuleiten. Allein die Antwort hängt von dem Verhalten vieler Millionen anderer Leute ab, das man nicht kennt.

Versuchen wir es auf anderem Wege. Der Einzelne mag sich von seinem materialistisch-optimistisch-sozialen Standpunkte aus fragen: bin ich zu geschlechtlichen Freuden berechtigt oder nicht? Die materialistisch-optimistische Sozialmoral, was wird sie ihm für Auskunft geben? Sie wird nicht umhin können, „Ja!" zu sagen. Bin ich, fährt er fort, berechtigt, Kinder in die Welt zu setzen? Sie wird antworten: Wenn du gesund und kräftig bist, also Aussicht hast, Menschen zu erzeugen, die eine gewisse natürliche Garantie für ein glückliches Dasein mit auf die Welt bringen, ja! — Darf ich, unter diesen Voraussetzungen, soviel Kinder erzeugen als ich kann, d. h. darf ich mit meiner Frau fortwährend auf naturgemäße Weise verkehren? Die Antwort wird mehr oder weniger verklausuliert lauten, aber doch für die weit überwiegende Mehrzahl der Frager auf ein entschiedenes Nein! hinauslaufen. Man wird entweder unbedingt und allgemein, vom demokratischen Standpunkt aus, sagen: Nur eine mäßige Zahl, meinetwegen drei oder vier, aber nicht beliebig viele, denn sonst vermehrt sich die Nation in proletarischer Weise, d. h. mit zu großer Sterblichkeit, oder es werden andere Leute, die das gleiche Recht auf Fortpflanzung haben wie du, daran verhindert. Oder man wird von einem mehr aristokratischen Standpunkt aus sagen: Wenn du genügend reich bist, so daß du auch eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft gehörig versorgen kannst, dann erzeuge Kinder so viele du willst. Sonst aber strecke dich nach der Decke.

Aber wie auch die Antwort unserer natürlichen Sozial-Moral laute, nie wird man von der bezeichneten Weltanschauung aus — die die *unserer Zeit* ist — jemand verbieten können, geschlechtlichen Umgang mit Verhütung der natürlichen Folgen desselben zu pflegen, wenn die erlaubte Kinderzahl (das Maximum) bereits vorhanden und die Triebe noch lebhaft sind, sofern ein Nachteil für die Beteiligten selbst daraus nicht hervorgeht oder sie diesen gern und mit Bewußtsein auf sich nehmen. Und nie wird man irgend jemand das *Gebot* auferlegen können, eine bestimmte Kinderzahl oder überhaupt eine Nachkommenschaft in die Welt zu setzen. Damit ist aber der Weg schon betreten, nicht bloß praktisch, sondern prinzipiell betreten, der nach — Frankreich führt. Wenn man geschlechtlichen Umgang pflegen darf ohne die Pflicht der Zeugung, mit Umgehung der natürlichen Folgen, so werden manche und dann viele und allmählich vielleicht zu viele im Interesse ihres persönlichen Wohls diesen Modus vorziehen oder so kleine Familien gründen, daß die Nation zusammenschrumpft, und jeder wird sich, und mit allem Anschein der Berechtigung, der Gesellschaft und der sozialen Moral gegenüber damit rechtfertigen, daß er sich anzunehmen erlaubt, andere werden es schon anders machen und für die nötige Vermehrung sorgen. Denn *wer* fortpflanzen muß, das läßt sich ja durch das soziale Gewissen des Einzelnen nicht entscheiden und eine geschlechtliche Rekrutierung weist unser heutiges Empfinden absolut zurück. Damit wäre ja auch von selbst als notwendige Konsequenz die kommunistische Aufzucht der Kinder verbunden, das reine Staatsgestüte.

Ganz anders klingt in der That, so lange man daran glaubt, ein von unantastbarer Autorität ausgesprochenes, daher aller Kritik der Gläubigen entzogenes Gebot: *Du sollst nicht Unzucht treiben!* — Damit ist keineswegs etwa der Übervölkerung Thür und Thor geöffnet. Wer das annähme, der befände sich in einem großen Irrtum. Ein Mann wie *Malthus*, der hauptsächlich die Übervölkerungsangst unter die Leute gebracht hat, der von der zu starken Bethätigung des Zeugungstriebes das Elend in der Menschheit wesentlich herleitet, steht ganz auf dem Standpunkt jenes Gebots. Er ist gegen alle künstlichen Beschränkungen der ehelichen Fruchtbarkeit (S. 512, Principle of populat., 8. Auflage 1878, S. 816 von Stöpels Übersetzung), sowohl wegen ihrer Unsittlichkeit, als auch weil die wirtschaftliche Energie dadurch ein wichtiges Reizmittel verlöre. „Wenn jedes Ehepaar die Zahl der Kinder nach Wunsch beschränken könnte, so wäre sicherlich zu befürchten, daß die Indolenz des Menschengeschlechts sehr stark zunehmen und weder die Bevölkerung einzelner Länder, noch die der ganzen Erde jemals ihren natürlichen und richtigen Umfang erreichen würde." Was er zur angemessenen Regulierung der Bevölkerung vorschlägt, ist nur freiwillige, aber auch vollständige Enthaltsamkeit außerhalb der Ehe und, auf Grundlage individualwirtschaftlicher Erwägungen, eine angemessene Verspätung der Eheschließung, damit nicht zu viele Kinder erzeugt werden können.

Würden die Menschen in erheblicher Zahl das Verbot aller außerehelichen Geschlechtsbeziehungen (= Unzucht) befolgen, wie sie es unzweifelhaft in gläubigen Zeiten in erheblicher Zahl befolgt haben — Übertreter giebt es natürlich bei jeder Norm, das ist absolut unvermeidlich, beweist aber nichts gegen die Norm — und würden sie in der Ehe der Natur freien Lauf lassen (das Gegenteil ist ebenfalls unter Unzucht zu subsumieren, im Sinne jenes Gebotes), so stünde sicher, auch bei sehr ökonomischem Denken, bei größter Vorsicht in Bezug auf die Zukunft, eine Abnahme oder zu geringe Zunahme der Menschen nicht zu befürchten. Denn der Geschlechtstrieb ist im allgemeinen so außerordentlich rege, daß stets eine genügende Zahl sich zur Ehe entschließen würde, wenn jede andere Bethätigung dieses Triebs als eine Missethat angesehen würde. Das erwartete auch Malthus.

Es giebt also, wie wir bis auf bessere Belehrung glauben, auf dem Gebiete der geschlechtlichen Moral, gerade wenn man nur diejenigen Handlungen der Menschen sittlich nennt, die das dauernde Wohl der Gesellschaft fördern oder wenigstens nicht hindern, in der That keinen anderen ausreichenden Grundsatz des Verhaltens als das alte Gebot: Du sollst nicht Unzucht treiben. Daß es die Völker nicht eingehalten, sondern stets mehr oder weniger übertreten haben, hindert keineswegs seine Richtigkeit, die sich durch die Folgen der Übertretungen erwies. Aber wie will man diesen Grundsatz auf Grundlage einer optimistisch-materialistischen Vernunft-Moral gewinnen?

Der tiefste Untergrund jenes Gebots ist die soziale Thatsache, daß die Menschheit, wenn sie ihren Trieben auf naturgemäße Weise freien Lauf ließe, an Übervölkerung verkommen müßte. Also können nicht alle heiraten oder sich geschlechtlich verbinden und Kinder nach Kräften erzeugen. Geschlechtsverkehr mit Verhinderung der Zeugung führt aber schließlich zum Verderben. Mithin bleibt für viele nur das reine Opfer ihrer Triebe übrig, wenn die Gesellschaft ordentlich und dauernd bestehen soll. Das führt aber zu einer mehr oder weniger *pessimistischen* Auffassung des Lebens, ebenso wie die unzweifelhafte Wahrheit, daß jeder Neugeborne ohne alle Gnade zum Tode verurteilt ist.

Folgerungen aus diesen Ausführungen oder Widerlegungen derselben überlasse ich dem Leser. Ich wollte ihn bloß zum Nachdenken über den Gegenstand anregen.

Sexual-Ethik und Frauen-Befreiung.

Von Prof. Wilhelm Foerster in Berlin.

Die Ausblicke, zu denen die vorstehenden Betrachtungen über „ein ethisches Problem" hinführen, sie entbehren, wie mir scheint, allzu sehr des Trostes und des Lichts.

Die Lösung der furchtbar ernsten Nöte, zu welcher der Artikel am Schlusse hindrängt, kann doch in sozial-ethischem Sinne in keiner Weise befriedigen. Es schien mir deshalb

unumgänglich, einige Worte hinzuzufügen, die wenigstens eine Art von Trost spenden könnten, wenn sie auch bis zum Lichte einer völlig beruhigenden Verheißung in betreff dieser Seite der individuellen und sozialen Entwickelung des Menschenwesens noch nicht durchdringen werden. Ich behalte mir vor, weiterhin in aller Ruhe auf eine umfassendere Behandlung des Themas zurückzukommen.

Herr Prof. Platter hat die vorerwähnte Lösung auch selber noch als eine sehr fragwürdige betrachtet, denn zum Schlusse überläßt er dem weiteren Nachdenken über den Gegenstand die „Folgerungen aus seinen Ausführungen oder die Widerlegung derselben". Ich meine aber, der Gedanke, daß in dem Verbot aller außerehelichen Geschlechtsbeziehungen ein Ausweg aus dem Wirrsal des Sexual-Lebens zu erblicken sei, dürfte auch keinen Augenblick einen Ruhepunkt der ethischen Forderungen auf diesem Gebiete bilden.

Der Nachweis für die Undurchführbarkeit und die soziale Unnatur solchen **Verbietens** läßt sich nicht in Kürze vollständig erbringen, aber er liegt historisch und ethisch schon recht klar zu Tage. Es handelt sich nur darum, die Beweisgründe kräftig zusammenzufassen und einmal mit aller sittlichen Energie das Wesen der polizeilich und kirchlich zusammengehaltenen Ehe der Vergangenheit und der sittlich-freien und daher innerlich viel dauerhafteren und reineren Ehe einer in sozial-ethischem Sinne konsequent denkenden Zukunft zu beleuchten.

In diese Ehe der Zukunft und in eine sichere Gesundung des ganzen trüben Sexual-Lebens wird uns aber ein überaus beruhigender Ausblick eröffnet durch die Zuversicht auf den Sieg der großen Bewegung für die Frauen-Befreiung.

Die geistige, sittliche und wirtschaftliche Befreiung der Frauen, insbesondere auch ihre Befreiung aus der Sexual-Knechtschaft in der Ehe wird die Lösung des vorliegenden ethischen Problems bringen.

Die geistige und sittliche Aufrichtung des weiblichen Geschlechts wird demselben die Würde, den Ernst, die Reinheit geben, die dem Unmaß des Geschlechtslebens ein Ende macht und zugleich die Verbindung von Sinnenglück und Seelenfrieden in der Menschheit verwirklicht, welche der Dichter den Olympiern, d. h. der veredelten Menschenwelt, vorbehielt.

Die Befreiung der Frauen wird in diesem Sinne auch zu einer wahren Befreiung der Männerwelt führen, nämlich zu deren Befreiung von der Sklaverei ihrer durch Übermut und durch Völlerei gesteigerten Herrengelüste.

In dieser letzteren Beziehung muß doch auch ein kräftig Wörtchen gesagt werden — wie ich meine, ganz im Geiste des Herrn Prof. Platter, aber in Ergänzung einer Unvollständigkeit seiner Darlegungen in diesem Punkte. — Er spricht von der Erzielung des „größtmöglichen Maßes dauernden Genusses", ohne dabei ausdrücklich hervorzuheben, daß die Steigerung des vollkommensten Genußlebens der Menschheit, d. h. der geistigen und sittlichen Glückseligkeit einschließlich der Herrlichkeiten des Schönen uns von allem Unmaße des Geschlechtlebens und von allen den widerwärtigen Verirrungen desselben mit Sicherheit befreien wird, sobald nur alle sozialen Feinheiten und Konsequenzen des Pflichtenlebens in dieser Beziehung von beiden Geschlechtern gehörig gewürdigt und verwirklicht sein werden.

Noch ein kurzes Wort in betreff der Kinder: Herr Prof. Platter hebt nicht entfernt genügend hervor, welche unsägliche Fülle von reinster Freude und verklärendstem Menschenglück in der Emporbringung und Erziehung der Kinder einer edlen Ehe und in der Lebensgemeinschaft mit den Kindern für die Eltern gegeben ist, und wie hiergegen alle die trüben Gedanken und Erfahrungen, die er hinsichtlich der Eltern-Nöte in den Vordergrund stellt, im Ganzen und Großen vollständig verschwinden.

Herbert Spencers Eingreifen in die sozialtheoretische Diskussion der Gegenwart.

Von J. M. Bösch, Privatdozent an der Universität Zürich.

Ein Blick in das Geistesleben der unteren Volksmassen in großen Städten begegnet heute einer ganz ähnlichen Erscheinung, wie im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. In Rom, Korinth, Alexandrien und Antiochien war damals das Proletariat mit den Hoffnungen des Chiliasmus erfüllt. Den Weltzuständen, unter denen diese proletarischen Massen seufzten, stand nach dem Glauben derselben ein nahes und jähes Ende bevor. Leiblich wiederkommend, werde der Messias mit seinen himmlischen Legionen die in der Welt gebietenden Mächte niederwerfen, sein Reich aufrichten, in dem alle schmeichelnden Hoffnungen erfüllt und alle ausschweifenden Träume verwirklicht werden sollten, mit denen damals das Gemüt der Christen sich beschäftigen mochte. Eine solche, über die bestehende Wirklichkeit sich erhebende und in eine andere Welt sich versetzende Stimmung beherrscht heute auch die Versammlungen des organisierten sozialdemokratischen Proletariats. Wie einst in den christlichen Zusammenkünften die Verheißung von der Wiederkunft Christi erklang, so stellt man in den sozialdemokratischen Versammlungen das Herannahen des Zukunftsstaates in Aussicht, wo den Besitzlosen und Enterbten ihr Recht gegeben, das Haus bereitet, die Tafel besetzt und gegeben werde, wonach sonst noch ihr Herz verlangen mag. Die Vorstellungen, die man sich dabei von der Art und Weise macht, in der die bevorstehende Weltveränderung vor sich gehen werde, sind heute zwar nicht mehr so wunderbar und übersinnlich, wie bei jenem abergläubischen Geschlecht der römischen Kaiserzeit, aber durch besondere Deutlichkeit, Klarheit und Nüchternheit zeichnen sie sich auch heute noch nicht aus. Das ficht jedoch die Gemeinde der Hoffenden wenig an. Warum sich über Nebensachen den Kopf zerbrechen? die Hauptsache ist, daß die in allen Fugen krachende, heutige Gesellschaft zusammenstürzen und eine neuere bessere Zeit anbrechen wird.

Dieser Thatsache des modernen Kulturlebens gedenkt auch Dubois-Reymond in seinem Vortrag über „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft" (S. 40—41). Sie erscheint ihm jedoch nicht so alarmierend, wie den Schwarzsehern, welche in dem linken anarchistischen Flügel der Sozialdemokratie die Armee der Zerstörung zu erkennen glauben, die sich mächtig ansammle in den städtischen Mittelpunkten des modernen Lebens, um schließlich der heutigen Kultur ebenso den Untergang zu bereiten, wie die Hunnen und Vandalen ihn der antiken Kultur bereitet haben. Dubois-Reymond meint getrost, die moderne Gesellschaft sei den Gefahren gewachsen, die sich zeitweilig erheben können aus der „Psychose", von der das heutige Proletariat dann und wann sich ergriffen zeige; man mag, das ist offenbar sein Gedanke, den Besessenen bestmöglich in eine Zwangsjacke stecken und im übrigen es der Zeit überlassen, das Uebel zu heilen.

Seitdem der glanzvolle Rhetor der Berliner Akademie so sprach und schrieb, sind 18 Jahre verflossen, aber diese Zeit hat noch nicht genügt, das Uebel zu heilen. Im Gegenteil, dasselbe ist ärger, viel ärger geworden. Auch in der Zwangsjacke des Sozialistengesetzes ist der Besessene nicht zur Vernunft gekommen; die sozialdemokratische Organisation hat in Deutschland immer weitere Kreise gezogen, und letzlich hat sich herausgestellt, daß in derselben deutschen Reichshauptstadt, in der einst Dubois-Reymond sein großes Wort gelassen aussprach, fünf von allen sechs Reichstagswahlkreisen in Mehrheit mit der „Psychose" behaftet sind. Dieselbe macht auch in Frankreich Fortschritte; in einer Stadtverwaltung um der anderen gewinnen die Sozialisten Vertretung, da und dort sogar die Mehrheit; bei den Kammerwahlen bilden sie je länger je mehr einen Faktor, mit dem gerechnet werden muß, und selbst ein so realistischer Politiker wie Jules Ferry bezeichnete es in einer Rede seiner letzten Jahre als Hauptaufgabe der Gesetzgebung, das Verhältnis von Kapital und Arbeit zu regeln. Ja, auch in der organisierten Arbeiterschaft Englands, die sich lange Zeit mit bewußter Entschiedenheit auf Ziele beschränkte, die im „Bereiche der vernünftigen Ueberlegung" liegen, beginnt der Widerstand gegen „ausschweifende Pläne" und volltönende Zukunftsmusik nachzulassen.

Neben der politischen entfaltet die sozialdemokratische Umsturzpartei auch eine rührige litterarische Regsamkeit und zwar mit steigendem Erfolg. Leicht verständliche Auszüge aus der schwerverständlichen „Bibel des Sozialismus", dem „Kapital" von Karl Marx, kauft auch derjenige, der nicht Sozialist ist, aber es

für das Kennzeichen der Bildung hält, die bedeutsamsten Zeitideen zu kennen; Bebel konnte vor Jahren im deutschen Reichstage von der gewaltigen Verbreitung seines Buches über die „Frau“ sprechen; Bellamys Rückblick wurde von Hunderttausenden gelesen; zu den begehrtesten litterarischen Erzeugnissen gehörte eine zeitlang auch Theodor Hertzkas „Freiland“, das zwar nicht die Sozialdemokratie, aber doch eine gründliche Änderung der bestehenden Verhältnisse predigt und auch die allgemeine Aufmerksamkeit, die Eugen Richters Bekämpfung der Sozialdemokratie fand, legte Beweis davon ab, daß man den in den proletarischen Massen heute umgehenden Geist nicht mehr so leicht zu nehmen vermag, wie Dubois-Reymond im Jahre 1877.

Ja man beginnt sogar anzuerkennen, daß in diesem Geiste etwas Vernunft sei. Machtvoller mit jedem Lustrum macht sich eine Geistesströmung geltend, welche den Wünschen und Hoffnungen des Proletariats entgegenkommen, wenn auch nicht denselben rückhaltlos sich anschließen will. Übertrieben sind allerdings — so lautet die Sprache der sogenannten „Sozialreformer“, deren Anschauungen auch von manchem deutschen Hochschulkatheder aus vertreten werden*) — übertrieben sind allerdings die Klagen der „Besitzlosen und Enterbten“ über das Elend und die Bedrängnis, in der sie leben, über die Unterdrückung und Ausbeutung, den Mutwillen und das Unrecht, die von einer begünstigten Minderheit an ihnen geübt werden, und an Marktschreierei grenzen die Verheißungen paradiesischen Glückes, das die Propheten der Sozialdemokratie in ihrem Zukunftsstaat der Menschheit zu bereiten sich anheischig erklären. Aber ein Korn Wahrheit liegt sowohl in diesen Klagen als in diesen Verheißungen. Die kümmerliche und durch die periodisch wiederkehrenden Krisen jeweilen bis zur eigentlichen Not herabgebrachte Lebenslage eines großen Teils der Bevölkerung der zivilisierten Länder steht in einem auffallenden und ärgerlichen Kontrast zu der Vermehrung, die der Reichtum der modernen Kulturmenschheit erfahren hat und stets fort erfährt, der aber fast ausschließlich den „obern Zehntausend“ zu Gute kommt und dieselben in den Stand setzt, mitten unter den bei übermäßiger Arbeit schlechtwohnenden, schlecht genährten Massen immer blendenderen Glanz und immer größere Üppigkeit zu entfalten. Dieser tiefe, den Gang der modernen Kulturentwickelung begleitende Schatten ist keineswegs als eine unabwendbare Naturnotwendigkeit hinzunehmen. Er ist zum guten Teil eine Folge der bestehenden Rechts- und Sittenordnung, die von Menschen geschaffen wurde und darum auch von Menschen geändert und verbessert werden kann. Sollte es dem Menschengeist, der auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und ihrer praktischen Anwendung so viele Rätsel gelöst hat, ein aussichtsloses Unterfangen sein, die Übel der bestehenden Rechtsordnung zu beseitigen, ohne andere Übel hervorzurufen? Sollte die soziale Reform eine jener Fahrten sein, auf denen man der Scylla nur ausweicht, um in die Charybdis zu fallen? Es ist ein übelangebrachter, mutwilliger Spott, mit dem man alle diejenigen, welche um die Lösung des sozialen Rätsels sich bemühen, zu den Träumern, Schwärmern und Projektemachern wirft. Nicht bloß aus Mitgefühl, sondern auch aus Klugheit sollte heute der reiche Mann veranlaßt sein, denjenigen ein aufmerksames Ohr zu leihen, welche Wege und Mittel zeigen wollen, das Schicksal des armen Lazarus zu verbessern. Vor zwei Jahrzehnten, nach dem schnellen und gründlichen Sieg, den die Regierung selbst des darniederliegenden und gedemütigten Frankreich über die Kommune errungen hatte, mochte man sich einreden, daß den Leidenschaften der mit der bestehenden Weltordnung zerfallenen Gesellschaftselemente keine Gewalt zu Gebote stehe, vor der man ernstliche Besorgnisse zu hegen brauche. Aber die vielen Arbeiterkravalle, die in allen Industrieländern während der letzten Jahre sich abspielten, namentlich aber die oft Hunderttausende umfassenden Arbeiterausstände mußten auch nüchterne Leute nachdenklich stimmen. Manchem mochte es bei diesen sozialen Vorkommnissen zu Mute sein, als spüre er das Zittern eines Erdbebens, das sich in immer stärkerer Gestalt zu wiederholen bestimmt sei, als sehe er das Wetterleuchten eines kommenden verheerenden Sturmes. Man mag sich freilich getrösten, es werde sich die wohl organisierte und stramm disziplinierte bewaffnete Macht der Kulturstaaten der Gewalt entfesselter Leidenschaften stets gewachsen zeigen. Aber auch ein siegreich fortgesetzter Krieg gegen einen großen Teil ihrer Glieder müßte schließlich zu ihrem Verderben ausschlagen. Er würde die Volksseele schädigen, die moralische Konstitution der Gesellschaft in unheilbarer Weise zerrütten. Wenn eine Gesellschaft bestehen, fortgedeihen und vorwärtsschreiten soll, so darf sie nicht den Kampf in ihrem Schooße bergen, so muß sie jenes innern Friedens sich erfreuen, bei dem die Kräfte zu fruchtbarer Verwendung kommen und nicht in gegenseitigem Widerstreit sich aufreiben und zerstören. Die Anhänger der Sozialreform bilden sich freilich nicht ein, daß es gelingen könne, alle Leidenschaften zu dämpfen und die Massen bis auf den letzten Mann zufrieden zu stellen; aber sie sind überzeugt, man brauche sich gute Hoffnung nicht zu versagen, wenn die soziale Reform nicht bei bloßen Redensarten stehen bleibe, sondern die Hand an den Pflug lege und die Pflugschar tief genug ziehe. In breiten Volksschichten, die jetzt mit der öffentlichen Ordnung hadern, wird diese ihr moralisches Fundament wieder gewinnen und der Geist des gewaltsamen Umsturzes wird aus der Weite des öffentlichen Lebens in die Enge der Konventikel sich zurückziehen müssen, auf die man in der That mit dem Auge des Psychiaters hinzublicken Grund haben wird.

Das sind die Gedanken und Anschauungen, die sich immer fester und tiefer einwurzeln in jenen Gesellschaftsschichten, deren Sinn unbefangen und deren Geist gebildet genug ist, um mit teilnehmendem Interesse der gegenwärtigen und zukünftigen Geschicke der zivilisierten Menschheit zu gedenken. Ja so sehr sind dieselben von der Unumgänglichkeit der sozialen Reform überzeugt, daß sie mit bösem Verdachte jeden litterarischen Versuch aufnehmen, die heutigen Verhältnisse zu verteidigen und als unabänderliche und vernünftige hinzustellen. Man vermutet hinter demselben entweder selbstsüchtigen oder verkehrten Sinn.

Die Leute, denen die heutigen Verhältnisse besonders günstig sind, ein Leben in Glanz und Pracht gestalten und die um dieses Vorteils willen gegen jede Umwälzung stemmen, schreiben zwar in der Regel keine Bücher, aber in der Erkenntnis, daß die Zeit, wo man die sozial theoretische Diskussion totschweigen konnte, unwiederbringlich vorüber sei, sind sie Jedem dankbar, der in der litterarischen Arena ihre Sache mit Entschiedenheit und Geschick führt; und ihre Dankbarkeit ist auch nicht etwa wertlos und ohnmächtig; denn Geld giebt ja Macht und wer sein wissenschaftliches und litterarisches Talent in den Dienst dieser Macht stellt, hat auf schnelle Karriere und glänzende Lebensstellung immer noch begründetere Hoffnung als der „unpraktische Mensch“, der durch das mitfühlende Herz und den forschenden Verstand sich zu Ansichten verleiten läßt, die das Stirnrunzeln der „oberen Zehntausend“ erregen. Wie sollte es da an „strebsamen Leuten“ fehlen, die mit Philosophie und Statistik zu beweisen suchen, daß in der Gesellschaft alles wohl bestellt und an eine gründliche Umgestaltung derselben vernünftigerweise gar nicht zu denken sei.

Man müßte in der That Welt und Menschen schlecht kennen, wollte man nicht glauben, daß ein Teil des Eifers, der in der Verteidigung der heutigen Zustände entwickelt wird, selbstsüchtiger Berechnung entstamme; indessen die bitterste Verhöhnung pflegt der soziale Umgestaltungsgedanke doch nicht von dieser Seite zu erfahren. Dieselbe kommt vielmehr aus dem Lager der Pessimisten, deren ganze Lebensstimmung und Weltauffassung in feindseligstem Gegensatz steht zu den Zukunftshoffnungen der Weltverbesserer. Nach ihrer Ansicht ist der Mensch schon von Natur aus, durch seine physische Konstitution, auf Schmerz und Pein angelegt, unabwendbar und unentrinnbar ist der Fluch, der auf seinem Dasein liegt: warum also um die Verbesserung seiner äußeren Lage sich aussichtslose Mühe geben? Die Menschen glücklich und des Glückes würdig machen zu können, kann nur ein Thor hoffen, der den Thatsachen des Lebens noch nie offen ins Auge geschaut, sondern die Welt nur durch die rosenfarbene Brille des optimistischen Träumers angesehen hat. So ungefähr spricht Schopenhauer und durch die hohe Kunst seiner Gedankendarstellung hat er einen beträchtlichen Teil seiner Leser in seine geistige und gemütliche Athmosphäre hineinzuziehen vermocht.

Bei der Leidenschaftlichkeit, mit der heute die Diskussion über die soziale Frage geführt wird, hat es nicht ausbleiben können, daß die selbstsüchtige Spekulation und die pessimistische Blasiertheit, die da und dort bei den Verteidigern der bestehenden Zustände sich finden, ans Licht gezogen und in einer Weise an den Pranger gestellt wurden, die nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Mancher von denen, welche die Hoffnung teilen und die Pflicht anerkennen, durch Umgestaltung der sozialen Ordnung das menschliche Leben auf eine höhere Stufe des Gedeihens und der Gesittung emporzuheben, ist geneigt, jeden, der ihm diese Hoffnung und diese Pflicht auszureden sucht, für einen Egoisten oder einen Grämling zu halten.

Daß solche Anschauung einseitig und parteisüchtig ist, braucht

*) Vergleiche G. Schmoller: Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft. Leipzig 1875.

nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Wer dies nicht ohne weiteres bedachte, dem ist in den letzten Jahren eine bedeutsame Belehrung geworden. Wie ein Riese unter die Zwerge ist neuerdings in die Reihen der Schriftsteller, die „den Sozialismus bekämpfen", der englische Philosoph Herbert Spencer getreten. Dieser große Denker will den letzten Rest seiner sinkenden Kräfte dem Versuche widmen, den heutigen Zeitgeist von seinen sozialistischen Irrwegen zurückzuführen. Es soll dieser Versuch sozusagen der Schwanengesang seines Lebens sein.

Spencer gebietet uns nicht bloß Achtung durch das bedeutende Talent und den gewaltigen Fleiß, von denen seine wissenschaftlichen und litterarischen Thaten zeugen; es ist auch nicht der geringste Zweifel gestattet über die Lauterkeit und den Adel der Motive, die ihn bewogen haben, seine weithin hörbare Stimme zu erheben zur Verteidigung einer sozialen Ordnung, die man heute mit dem Spitznamen Manchestertum zu brandmarken glaubt. Wer Spencer's Schriften gelesen hat, wird den Verdacht weit von sich weisen, als suche derselbe die Gunst der Plutokratie seines Vaterlandes. Von Jugend auf äußerlich vollkommen unabhängig gestellt, hat er sich auch die volle Unabhängigkeit und Freiheit der Forschung und der Gedankenäußerung gewahrt. Ein sprechender Beweis hierfür ist die entschiedene Art, in der er gegen Zeitströmungen ankämpft, mit denen namentlich die maßgebenden Elemente der englischen Gesellschaft schwimmen. Mit höchst freimütigen Worten verurteilt er das in neuerer Zeit neu auflebende Bestreben der europäischen Nationen, ihre erobernde Hand über die Länder fremder Erdteile zu legen, um „die Segnungen der Civilisation über unsern ganzen Planeten zu verbreiten."*) Bei den Engländern ist die Überzeugung, daß Blüte und Größe ihres Landes mit Kolonialpolitik und Kolonialbesitz unlöslich verbunden seien, besonders fest eingewurzelt und sie bekämpfen zu wollen in der scharfen Art, wie dies Spencer gethan hat, war ein eigentliches litterarisches Wagnis. Auch noch einer anderen geistigen Macht hat Spencer den Fehdehandschuh hingeworfen, nicht mit polterndem Mutwillen, sondern mit jener kurz angebundenen und kühlen Entschiedenheit, die ihres Eindrucks nicht verfehlt. Diese Macht ist keine geringere als das christliche Kirchentum, das sich namentlich in England eines größeren Einflusses erfreut, als in jedem anderen protestantischen Lande. Schlankweg zu den Atheisten ist zwar Spencer keineswegs zu zählen; auch seine Philosophie spricht von einer unerkennbaren, absoluten Macht, die hinter der Welt stehe, wie sie sich unseren wahrnehmenden Sinnen und unserm erkennenden Verstande darstelle und er hält es weder für unbegreiflich noch für unstatthaft, daß die religiöse Phantasie sich dieses wissenschaftlich nicht erfaßbaren Hintergrundes des wissenschaftlichen Weltbildes bemächtige.**) Aber er ist weit entfernt von jener philosophischen Apologie des Christentums, die leisten zu können, so vielen Philosophen der ferneren und näheren Vergangenheit zu besonderem Troste gereichte. Ja, Spencer tastet das Christentum gerade an derjenigen Stelle an, die man bisher als seine unverwundbare zu betrachten pflegte. Er bezweifelt die Bedeutung, die man der christlichen Religion für die sittliche Vervollkommnung des Menschengeschlechtes zuschreibt. Er wirft der christlichen Sittenlehre vor, sie leide sowohl an formellen als an materiellen Mängeln. Sie unterlasse es, die Bedeutung des Sittengesetzes für das kulturelle Gedeihen der Völker auseinanderzusetzen und so dasselbe dem menschlichen Geiste in einem gewissen Lichte zu zeigen.***) Sodann sei sie zum Teil auch materiell unrichtig, indem sie die Anforderungen an die menschliche Selbstverleugnung weit über das Maß des Notwendigen und Möglichen steigere.†) Infolge dieser Mängel müsse sie ein tönender Schall bleiben ††) und könne keine wirkliche Macht erlangen, um ein wesentliches beizutragen für die Erziehung der kommenden Geschlechter; wie denn auch die sittlichen Fortschritte, die in der Vergangenheit stattgefunden haben z. B. die soziale Besserstellung der Frauen und der Kinder und die Beseitigung der Sklaverei und

*) Vergl. Spencer, Gerechtigkeit, (Übersetzung von Vetter 1892) S. 56 bis 57, S. 258.

**) Vergl Spencer, Grundlagen der Philosophie (Übersetzung von Vetter 1875) S. 3—97 und Spencer, kirchliche Einrichtungen (Übersetzungen von Vetter 1891) S. 3—43 und S. 181—202 speziell 200 unten.

***) Spencer, Thatsachen der Ethik (Übersetzung von Vetter 1879) S. V—VI.

†) Th. d. E. S. VI.

††) Th. d. E. S. VI, G., S. 288 und Spencer, Prinzipien der Soziologie (Übersetzung von Vetter 1889) Band III, S. 756—758.

Leibeigenschaft nur zum geringsten oder zu gar keinem Teil der Wirksamkeit der christlichen Kirche zu verdanken seien.*)

Um in England solche ketzerische Ansichten mit der kühlen Gelassenheit Spencers zu äußern, muß man ein Mann sein, dem es zur zweiten Natur geworden ist, seine Ansichten zu äußern, ohne nach rechts oder links zu sehen und den auch die Gefahr der gesellschaftlichen Verfehmung nicht zu schrecken vermag. Und solch ein Mann sollte am Ende seines ruhmvollen wissenschaftlichen und litterarischen Schaffens sich herbeigelassen haben, wider besseres Wissen nach den Ansichten der Begüterten seine Ansichten zu modeln über die wichtigste Angelegenheit der Menschheit, über die Art und Weise, wie menschliches Zusammenleben und Zusammenwirken zu ordnen sei?!

Ebensoweit über den Verdacht selbstsüchtiger Unaufrichtigkeit ist Spencer erhaben über den Vorwurf grämlich pessimistischer Geistesverfassung. Nicht weil er die Welt für unverbesserlich hielte, eifert er gegen die Pläne sozialistischer Weltverbesserung. Aus seinen Schriften spricht vielmehr ein überraschender Optimismus zu uns. Ihm ist ein Stern wieder aufgegangen, der seit der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts unter den Horizont der europäischen Kulturmenschheit gesunken war. Ich meine die Idee eines goldenen Zeitalters, die sich bei Spencer mit aller Entschiedenheit geltend macht. Glaubt er doch an eine Zukunft des Menschengeschlechts, in der jedes Glied der vollkommen befriedeten, von Unrecht und Verbrechen erlösten Gesellschaft die Möglichkeit und auch die Lust und die Kraft habe, durch eigenes Bemühen, sich Gedeihen zu schaffen, während zugleich vermöge des hochentwickelten Mitgefühls auch das Glück seiner Umgebung einen erheiternden Widerschein in seine Seele werfe.**) Ja in Spencers Soziologie findet sich sogar die Andeutung, als werde der Gesellschaftszustand der ungestörten friedlichen Erwerbsarbeit, der vorerst aus den Banden des heutigen chronischen Kriegszustandes sich herauswinden soll, späterhin von einem noch höheren, dem ästhetischen Gesellschaftstypus gefolgt sein, wo die Kraft der Menschen nur zum Teil der Erwerbsarbeit gewidmet werden müsse, ein anderer Teil aber zum ästhetischen Genießen in Kunst und Litteratur in Verwendung kommen könne.***) In hochfliegenden Plänen für die Vervollkommnung des menschlichen Daseins, für die Zukunft des Menschengeschlechts wetteifert Herbert Spencer mit den Amerikanern George und Bellamy und mit dem Propheten der deutschen Sozialdemokratie, dem Verfasser des Buches über die „Frau", mit August Bebel. Aber freilich über den Weg, der zu diesem Ziele führe, über die Zeit, innerhalb welcher die Zukunftshoffnungen in Erfüllung gehen werden, gehen die Ansichten weit, sehr weit auseinander. In der Richtung, nach der die Sozialdemokraten marschieren wollen, liegt nach Spencers Ansicht Elend und Zerfall, und wo die ersten den gähnenden Abgrund ahnen, da sieht der letztere den Pfad zum goldenen Zeitalter sich aufwärts winden. Spencer verhehlt sich auch nicht, daß dies ein langhingestreckter Weg ist, auf dem erst späteren Generationen das Ziel in nähere Sicht kommen kann, währendem unter den Parteigängern der rechtgläubigen Sozialdemokratie sich mancher mit der Hoffnung trägt, er werde das erhoffte tausendjährige Reich noch mit eigenen Augen schauen.

Spencer schätzt seine sozialtheoretische Überzeugung als die reife Frucht der ganzen geistigen Arbeit seines Lebens. Man würde nämlich sehr irren, wollte man glauben, für den Verfasser der Prinzipien der Philosophie, der Biologie, der Psychologie habe das Nachdenken über die gedeihliche Ordnung der menschlichen Gesellschaft außerhalb seines eigentlichen, wissenschaftlichen Beschäftigungsfeldes gelegen, von dem er sich in der Eitelkeit des Alters nur habe abdrängen lassen durch den Wunsch, auch bei der im Vordergrund des Tagesinteresses stehenden sozialtheoretischen Diskussion sein Wort mitzusprechen. Mit einem Essay über den „wahren Wirkungskreis der Regierung" hat Spencer vielmehr vor 54 Jahren seine litterarische Laufbahn begonnen, und 10 Jahre später hat er in der „sozialen Statik" die Prinzipien der richtigen sozialen Ordnung entwickelt. Und wenn er sich in der Folge einer philosophischen Behandlung der Naturwissenschafen, insbesondere auch einer übersichtlichen Erforschung des geistigen Lebens auf allen tierischen und menschlichen Stufen widmete, so geschah das in der Hoffnung, für seine bereits feststehenden sozialtheoretischen Ansichten eine breitere Grundlage zu gewinnen und

*) G., S. 83, G., S. 182 wo die Verbesserung der Stellung der Frauen auf das Abnehmen der kriegerischen Thätigkeit zurückgeführt wird; ferner G., S. 189 unten.

**) Th. d E. § 93—99, namentlich S. 277.

***) P. d. S. II. S. 150—151.

dieselben in das Licht höchster und allgemeinster Prinzipien alles Seins und Werdens stellen zu können. Er glaubt heute diese Hoffnung erfüllt zu sehen; mit unerschütterlicher Sicherheit verkündet er als das Schlußwort seiner Philosophie die Ueberzeugung von einer Selbstregulation des wirtschaftlichen Lebens, von einer den Bedingungen des höchstmöglichen Allgemeinwohls entsprechenden Gestattung des wirtschaftlichen Zusammenwirkens der Menschen, die sich ohne wirtschaftliches Eingreifen der Staatsbehörden wie mit Naturnotwendigkeit herzustellen im stande sei, wenn nur der Staat der Rechtspflege obliege. Und auf Grund dieser Überzeugung zeiht er nicht bloß die grundstürzenden Pläne der Sozialdemokraten der Phantasterei und verderbendrohenden Widernatur, sondern übt auch herbe Kritik an den Anschauungen der Sozialreformer, welche zwar das Bestehende nicht bis auf den Grund abbrechen wollen, aber doch dem Staate die Pflicht zuschieben, zu Gunsten der wirtschaftlich Schwachen in das Erwerbsleben zu intervenieren und an der natürlichen Ordnung des wirtschaftlichen Lebens herumzuflicken.

Eines solchen Mannes Rede anzuhören, darf man sich nicht weigern, mögen auch seine Ansichten uns noch so sehr vor den Kopf stoßen und noch so dringenden Verdacht erwecken als habe sich der große Denker am Ende seines Lebens doch in Irrtümer festgerannt. In der That auch einem Herbert Spencer hat die Verteidigung der Manchesterdoktrin, des laisser faire, laisser passer nicht gelingen können. Aber wirkungslos verhallen werden darum seine Auseinandersetzungen keineswegs. Ihr Grundgedanke wenigstens ist berufen, auf das sozialdemokratische Nachdenken unserer Zeit als ein sehr bedeutsames Ferment zu wirken. Schafft er demselben doch einen helleren Leitstern, einen bestimmteren Richtpunkt. Die utilitarische Sozialtheorie älteren Styls bezeichnete das „höchstmögliche Allgemeinwohl“ als den Zweck, dem die Ordnung des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens untergeordnet werden solle. Diese These hat nun Spencer in folgenreichster Weise vertieft. Die soziale Ordnung soll, so sagt er uns, so eingerichtet werden, daß die Menschen nicht bloß der ungeheuren Vorteile geselligen Kooperation teilhaftig bleiben, sondern daß zugleich ihrer Art auch eine stetige organische Höherentwickelung in Aussicht steht. In der Anbahnung und Sicherstellung dieser letzteren gelangen die wohlthätigen Wirkungen richtiger sozialer Ordnung gleichsam zu ihrer Gipfelung, zu ihrem obersten Ausdruck.

Durch diese Aufstellung Spencers ist die Ethik in Zusammenhang mit der Naturwissenschaft, mit der Biologie getreten und zur entwickelungstheoretischen geworden, über deren Wesen und Berechtigung wir die Leser der „Ethischen Kultur“ durch weitere, später folgende Artikel aufzuklären gedenken.

Briefkasten.

Wir erhalten folgende Zuschrift von einem Lehrer:

Seit der Begründung lese ich die „Ethische Kultur“ und lese sie mit dem größten Interesse; — meist auch mit Zustimmung. Den verstorbenen Begründer habe ich persönlich kennen gelernt und ihn als einen der edelsten Menschen meiner reichen Bekanntschaft aufs höchste verehrt. Manchmal teile ich die im Blatte ausgesprochenen Ansichten nicht; aber viele Gründe halten mich ab, die meinige, entgegengesetzte auszusprechen; — meist Mangel an Zeit, dann auch, weil das, was ich zu sagen hätte, zu unbedeutend wäre. Neuerdings habe ich zweierlei gelesen, was mir die Feder in die Hand drückt.

In Nr. 13 steht S. 102 ein Aufsatz überschrieben „Zur Beurteilung der Arbeiterbewegung“. Hier wird zu Anfange eines Protests Erwähnung gethan (die Notiz „Anarchismus und Sozialdemokratie“ in Nr. 11, worauf hingewiesen wird, finde ich nicht), der, wie mir scheint, im Original die Ansicht vieler ausgesprochen hat. Mir kam der Wunsch, das Original selbst und nicht in kleinen Absätzen mit Widerlegung zu lesen. Mir kam die Frage: Warum ist das Blatt von seiner ursprünglichen Gewohnheit abgewichen, die Parteien ganz und unrücksichtslos die eigene Sprache reden zu lassen, nicht durch Vermittler? eine Gewohnheit, die ihm sogleich meine allerwärmsten Sympathien eingetragen.

Ferner: In einem der früheren Artikel: „Bilanz des Antisemitismus“ (ebenfalls Nr. 11) war gesagt, daß durch den Antisemitismus auch eine gewisse Beschränktheit in die Freimaurerei eingezogen sei. Ich halte das für einen Irrtum. Meines Wissens ist im Freimaurertum in den letzten Jahren nichts geändert. In Deutschland sind in Frankfurt a. M. und, wenn ich recht unterrichtet bin, in Leipzig, in Hamburg und auch in Breslau Logen, welche Israeliten aufnehmen. Das System Royal York nimmt sie meines Wissens grundsätzlich auf. Allerdings macht das Rituale einiger Systeme Schwierigkeit, weswegen auch Kaiser Wilhem I. die Protektorschaft niederlegen wollte, wenn man Israeliten aufnehme. All und derartiges — und darauf kommt es an — **ist aber nicht erst durch den Antisemitismus gekommen**. In einer der letzten Nummern der „Latonia“ (— einer freimaurerischen Zeitschrift —) rühmt ein Artikel, unterzeichnet „Fischer — Gera“, namentlich das Auftreten der Freimaurer in Wien gegen den Antisemitismus und an eine Freimaurerversammlung in Trier erging eine Einladung der Brüder aus Luxemburg. Hier war der Meister vom Stuhl ein Israelit. Aber kein Mensch nahm daran Anstoß, auch die Prediger nicht.

Ich glaube demnach, daß in der „Bilanz“ dieser Posten ausgestrichen werden muß. In der Freimaurerei ist durch den Kampf nichts geändert. Ich selber habe in meinem vielen Verkehr mit Juden nur Gutes und Ehrenhaftes erfahren und habe vielfach Gelegenheit genommen, dies bei Wahlen u. s. w. in der Presse auszusprechen. Dennoch habe ich seit Jahren die Kämpfe in der Presse verfolgt — schon von der Zeit an, als Bamberger sich in der Sache vernehmen ließ. Und doch habe ich — ich sage es jetzt mit Beschämung — nicht gleich Ahlwardt durchschaut. Am meisten wirkte auf mich die Schrift eines jüdischen Rechtsanwalts, namens Caro „die Judenfrage“. Er selbst Jude sprach gegen die Juden. Seine Anschuldigungen habe ich lange festgehalten und erst widerlegt gefunden in einem Artikel der Weserzeitung, der um Neujahr einen Auszug aus „der Abwehr des Antisemitismus“ brachte. Als Ahlwardt die Geschichte mit den „Judenflinten“ ins Publikum schleuderte, dachte ich stets, „es sei doch wohl etwas daran“. Selbst Caprivi bekehrte mich nicht. Da sprach ich mit einem Schüler, einem Hauptmann, der mir sagte: „Von allen Flinten, die wir gehabt, waren Löwes die besten“; da war ich bekehrt. So ist der Mensch.“

Dem Herrn Einsender möchten wir antworten, daß die E. K. keineswegs ihrer Gewohnheit untreu geworden ist, die Parteien in ihrer eigenen Sprache zu Worte kommen zu lassen. Der in Rede stehende Protest ist von mir deshalb nur gekürzt wiedergegeben worden, weil der Abdruck der Sache des Einsenders nur geschadet hätte, da der Artikel in der Form unseren Ansprüchen nicht genügte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 2. Mai 1896.	Nr. 18.

Inhalt: Raubtierpolitik. — Der Chauvinismus im französischen Moralunterricht. Von A. Moulet. — Zur Abrechnung mit dem Antisemitismus. Von Wilh. Bolin. — Religion oder Ethik. — Sozialethische Ferienkurse. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. — Briefkasten.

Raubtierpolitik.

Seit einiger Zeit ertönt in einer Reihe nationalgesinnter Tageszeitungen und Zeitschriften der Ruf nach einer deutschen Weltpolitik. Dieselbe soll keineswegs eine völkerverbindende Kulturpolitik mit großen weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten, sondern eine rücksichtslose Gewaltpolitik zur Gewinnung einer weltgebietenden Machtstellung im großen Nahrungskampfe der Völker werden. Die Kundgebungen der neuen deutschen Weltpolitiker sind erfüllt von einer so überlegenen Verachtung der humanen Ideale, ihre machtlüsternen Eroberungsgedanken zeigen eine so verblendete Unterschätzung der realen Bedeutung ethischer Kultur im Daseinskampfe unserer Gattung, daß es Zeit wird, ihnen einmal gründlich heim zu leuchten.

Wir wollen unsere Leser zunächst mit einigen besonders bezeichnenden Kundgebungen dieses neuen Eroberungsgeistes bekannt machen. In letzter Zeit waren es vor allem die Kolonialdebatten, die unseren Weltpolitikern Gelegenheit gaben, ihrem Ingrimm über die „Humanitätsduselei" Luft zu machen und dem deutschen Volke die Grundzüge ihrer Raubtierpolitik empfehlend vorzulegen. Charakteristisch für die Auffassung einflußreicher Kreise unseres Volkes sind leider die cynischen Bemerkungen, welche Herr Harden in Nr. 25 seines Organs für pikante Politik macht. Dort heißt es über den Fall Peters:

„Wenn die frische Farbe unserer Kolonialentschließungen von Gewissensbedenken angekränkelt, wenn künftig drüben nach dem Reichsstrafrecht und dem Bürgerlichen Gesetzbuch regiert werden soll, dann ist jeder Pfennig verloren, den wir noch an unseren afrikanischen Besitz vergeuden, und wir thäten bei solcher Anschauung klug, eilig die Liquidation zu beenden, die der General von Caprivi so herrlich begann. . . . Die schwarzen Brüder sind blutgierige und raubsüchtige Hallunken, die einstweilen nur durch die Furcht zu bändigen sind, und die schwarzen Schwestern, deren Schamhaftigkeit jetzt so schmählich verletzt sein soll, werden von ehrenwerten Vätern und Gatten an allen Zelten für blankes Geld ausgeboten. Sitte und Sittlichkeit wandeln sich mit der Kultur; und ehe man über eine vermeintliche Schandthat vom Kilima-Ndjaro den Stab bricht, sollte man lesen, was Johnstone über die Hochzeitnachtbräuche berichtet, die in der selben schönen Gegend üblich waren und sind. . . . Mit albernen Heucheleien und Tugendphrasen läßt sich heute, wo die wichtigsten Weltverteilungen bevorstehen, keine Kolonialpolitik treiben. . . . Im Kriege gegen wüste Barbarenrotten gilt nicht die milde Lehre von Nazareth, nicht das Repetitorenrecht des Herrn Kayser, und nicht mit europäischen Maßstäben und Vorurteilen können wir an die bunte, mit Blut und Kot gedüngte Tropenwelt herantreten."

Pfarrer Naumann unterstützt diese Ausweisung des Christentums aus der Weltpolitik mit folgenden Worten:

„Wer kolonisieren will, muß gegen Barbaren kämpfen, wer gegen Barbaren kämpfen will, muß so kämpfen, daß es auch Eindruck auf sie macht."

Wir möchten unseren Protest gegen diese Urteilsweise in dem Satze formulieren: Wer gegen Barbaren kämpfen will, um die Sache der Civilisation zu fördern, der muß so kämpfen, daß er nicht auch Barbar wird, sondern in jedem Augenblick Mitglied der zivilisierten Gesellschaft bleibt. Sonst bedeutet ja doch die ganze Kolonialpolitik nur eine Niederlage der Civilisation und ein Eindringen der Barbarei in die Kulturmenschheit. Unser Urteil über Peters kann doch unmöglich durch Erzählungen von der geschlechtlichen Wildheit der Eingeborenen beeinflußt werden! — Stieg Herr Peters auf ihr Niveau herab — nun, so ist er eben auch ein Wilder geworden und wir haben ihn demgemäß zu behandeln! Daß es bei uns Leute giebt, welche dieser Folgerung beschönigend aus dem Wege gehen — das zeigt, welche Eroberungen Afrika schon in Deutschland gemacht hat. Wenn Herr Harden ferner die Grausamkeiten unserer Kolonialhelden als zweckmäßige Anpassung an die Sitten und Gebräuche eingeborener Roheit verteidigt, dann soll er doch auch die Tierquälerei damit rechtfertigen, daß unter den Tieren menschliche Rücksichten noch nicht gebräuchlich sind! Der entscheidende Gesichtspunkt für die Beurteilung solcher Grausamkeiten ist doch die verrohende Rückwirkung auf den Ausübenden! Dem christlichen Weltpolitiker rufen wir die Worte seines Heilandes zu: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele?" Was hilft uns der ganze „Eindruck", den unsere Civilisatoren auf die Barbaren machen, wenn sie selbst dabei alle Kulturgefühle einbüßen und ihre Roheit wie eine fremde Seuche ins Vaterland einschleppen?

Herr Harden beklagt die lästigen „Gewissensbedenken, welche die frische Farbe unserer Kolonialentschließungen ankränkeln!" Das klingt herrlich, wie Rauschen aus dem Sachsenwalde! Wenn diese Realpolitiker doch nur eine Ahnung hätten davon, daß die unsichtbaren Mächte, welche Macbeth zu Falle bringen und Hamlet lähmen und sich heute immer unwiderstehlicher gegen alle Gewaltgelüste erheben — daß diese Gewissensmächte der lebendige und unabweisbare Ausdruck jener großen völkerverbindenden Arbeitsgemeinschaft sind, welche dem Seher Shakespeare ihre ersten Wirkungen offenbarte, welche sich seitdem zu einem immer reicheren Ineinandergreifen von Menschenkräften verfeinert und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Menschen, den Abscheu vor roher Menschenvernichtung immer tiefer in das allgemeine Bewußtsein gesenkt hat. Wer daher die humanen Gefühle abstumpfen will, der muß die allgemeine Kulturarbeit wieder in ihre unentwickelten Formen zurückdrücken — denn alle Fortschritte des Naturerkennens, alle Triumphe der technischen Naturbeherrschung, sind sie doch Früchte der Menschengemeinschaft und nicht Früchte der Menschenzerstörung! Und alle die ergreifenden Seelengemälde der Dichtung, die Verklärung von Menschenleid und Menschenglück in der Musik, der reiche Lebensgehalt bildender Kunst — ist das

nicht alles eine Blüte der einen großen Kunst, sich in die Seele der Anderen hineinzuversetzen, fremdes Leben wie eigenes mitzuerleben? Wer diese Fähigkeiten der Seele zu Gunsten des rohen Kampfes um neue Absatzmärkte bekämpft, der arbeitet an der Verarmung der Menschheit — und schließlich wird die Kulturwelt doch nur auf Grund der höchsten Gemeinschaftskultur die Kräfte zur Ordnung des weltwirtschaftlichen Güterausgleichs aufbringen. Es ist ein sehr tiefes Wort des Stifters der christlichen Lehre: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen“. Dies Wort weist uns darauf hin, daß die volle Bemeisterung der Natur, die planvolle Verwertung all ihrer Gaben zur Sicherung und Entfaltung menschlichen Lebens erst der durch Liebe geeinigten Menschheit beschieden sein wird. In diesem Sinne behält auch jenes andere Wort Christi eine ewige Wahrheit: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Unsere Weltpolitiker sind hier allerdings ganz anderer Meinung. Ein internationaler Raubtierkampf ums Dasein ist ihrer Meinung nach das Programm der kommenden Zeit; Deutschland möge zusehen, daß es nicht aus Humanitätsbedenken zu kurz komme. Eine besonders charakteristische Stelle aus den Grenzboten (Nr. 48), auf die wir schon zur Feier des 18. Januar hinwiesen, sei in diesem Zusammenhange noch einmal erwähnt:

„Wir bestreiten die Interessensolidarität der Arbeiterschaft der verschiedenen Länder, erklären den Wahlspruch: ‚Proletarier aller Länder, vereinigt euch!‘ für Thorheit, glauben, daß der Arbeiterschaft eines jeden Landes nur durch Hebung der Lage ihres eigenen Volks geholfen werden könne, und lehren, daß unser deutsches lediglich für sich zu sorgen habe, ohne Rücksicht auf das Wohl anderer Völker, oder nur mit soviel Rücksicht, als ihm die eigene Sicherheit und der eigene Nutzen auflegen; wir lehren, daß, wenn das Wohl unseres eignen Volks einen Eroberungskrieg, die Unterjochung, Verdrängung oder Vertilgung anderer Völker fordern sollte, wir uns davon durch christliche und Humanitätsbedenken nicht dürften zurückschrecken lassen; wir haben deshalb auch gegen die äußerste Anspannung der Wehrkraft unseres Volks nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß sie in absehbarer Zeit einmal zu dem Zwecke verwendet wird, für den sie da ist.“

Dieser Ansicht ist auch Prof. Max Weber in seiner Schrift „Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik“:

„Wir müssen begreifen, daß die Einigung Deutschlands ein Jugendstreich war, den die Nation auf ihre alten Tage beging und seiner Kostspieligkeit halber besser unterlassen hätte, wenn sie der Abschluß und nicht der Ausgangspunkt einer deutschen Weltmachtpolitik sein sollte ... Schon der dunkle Ernst des Bevölkerungsproblems hindert uns, Eudämonisten zu sein, Frieden und Menschenglück im Schoße der Zukunft verborgen zu wähnen und zu glauben, daß anders als im harten Kampf des Menschen mit dem Menschen der Ellbogenraum im irdischen Dasein werde gewonnen werden.“

Herr Prof. Weber teilt in seiner Schrift mehrfach Hiebe auf den Eudämonismus aus, der zu diesem Zwecke natürlich als ein Schlaraffenprogramm hingestellt wird, während er doch gerade im Gegensatz zu den Räuberfreuden der Eroberungspolitik ein Ideal der stetigen und ernsten Arbeit bezeichnet — das Ideal der gemeinsamen Friedensarbeit zur Einordnung der rohen Natur in uns und außer uns in das Reich der sittlichen Freiheit! Wenn Herr Prof. Weber diesem geläuterten Glückesstreben die Aufforderung zu einem unabsehbaren Stoßen und Drängen um Ellbogenraum gegenüberstellt und damit den Adel der Menschennatur vor der gemeinen Genußsucht zu retten hofft — so übersieht er ganz, daß sein Eudämonismus der Rauflust sich doch an ungleich niedrigere Instinkte wendet als das Menschheitsideal der Friedensfreunde. Oder soll vielleicht die Hingebung an die nationale Machtentfaltung die höheren Kräfte am Leben erhalten? Gewiß kann diese Hingebung hochideal sein. Wenn aber schließlich die Gemeinschaft, der man sein Leben weiht, nichts anderes will, als sich wirtschaftlichen Ellbogenraum durch Zertreten oder Beherrschung der Anderen zu sichern — so starrt uns doch aus solcher nationalen Machtpolitik nichts als die graue Öde menschlichen Stoffwechsels entgegen. In der Roheit dieses immer wilderen Kampfes um den größten Weideplatz auf der Erdkugel wird die ganze Welt der innigen und begeisterten Gefühle verdorren, die sich um das fortschreitende Bewußtsein von der Bestimmung des Menschenwesens zur Gemeinschaft geschlungen haben, und das ganze Menschheitsleben kommt dann nur auf eine großartige und raffiniert organisierte Rauferei um das Futter heraus.

Nach der Meinung der Weltpolitiker wird der „furchtbare Ernst des Bevölkerungsproblems“ unerbittlich in ein solches großes Kriegszeitalter führen. Ein Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern „Mehr Lohn und mehr Geschütze“ führt in diesem Sinne folgendes aus:

„Da der Raum nur bescheiden ist, wird der Kampf ums Dasein mit der Zeit ein furchtbar heftiger. Die Gelegenheit zu Reibungen und Kriegsanläßen der verschiedenen Nationen und Rassen wird immer häufiger. . . Bei der Kugelgestalt der Erde führt die Verbesserung der Verkehrsmittel dazu, daß fast jede Nation und jede Kolonie derselben von allen Seiten angegriffen werden kann. Herrschte vor Zeiten in „dem Zuge nach Westen“ eine gewisse Wanderordnung auf der Erdkugel, so ist neuerdings, seit die Chinesen, wenn auch vor der Hand vergeblich, nach dem Osten sich auszubreiten suchen, seit die Europäer in östlicher Richtung zur Besiedelung Australiens ausgezogen sind, seit die gesamte Weltentwickelung der deutschen Nation den Zug in die Länder der aufgehenden Sonne gebietet, eine vollständige Verwirrung auf dieser Kugel herbeigeführt, in die eben nur durch „Mehr Geschütze“ die wünschenswerte Klarheit gebracht werden kann.“

Der geistige Bankerott unserer Nationalökonomen vor dem Bevölkerungsproblem ist geradezu bemitleidenswert. Die künftige Menschheit, welche die Erde in einen Garten verwandelt hat und keine unbebauten Strecken mehr zur Auswanderung vorfindet — diese Menschheit wird im Laufe ihres gewaltigen Kulturwerkes wohl auch genug Umsicht, Selbstbeherrschung und Gemeinsamkeitssinn entwickelt haben, um sich nicht dumpf wie ein Kaninchenvolk fortzupflanzen, sondern die Erneuerung der Gattung durch die vorschauende Vernunft und Selbstgesetzgebung der Einzelnen den Lebensbedingungen des gemeinsamen Daseins anzupassen.

Was nun die wünschenswerte Klarheit betrifft, die durch „mehr Geschütze“ in die internationalen Beziehungen gebracht werden soll, so müssen wir uns nur wundern, daß eine ernstgerichtete Zeitschrift derartigem blöden Geschwätz ihre Spalten öffnet. Oder vielmehr: wir dürfen uns nicht wundern, sondern müssen damit rechnen, daß diese Denkweise in einflußreichen Kreisen an Boden gewinnt. Hat doch sogar der Pfarrer Naumann dem erwähnten Aufsatz einen zustimmenden Leitartikel gewidmet und spricht er doch in einer neueren Betrachtung wieder offen die Ansicht aus, daß das kommende Jahrhundert nicht der friedlichen Einigung der Kulturnationen, sondern dem Kampfe um die Weltmacht gehört:

„Die Verteilung der Erde steht auf der Tagesordnung. Wer dabei zu spät kommt, der muß sterben, weil er in späteren Jahrhunderten von den Kollossalmächten erdrückt werden wird. Wißt ihr, was die Worte „Rußland, England, China“ bedeuten? Sie bedeuten, daß wir Deutschen alle Adern und Sehnen anspannen müssen, wenn unsere Nation nicht untergehen soll. Diese Völker werden groß. Wollen wir es auch werden, oder wollen wir aus Sparsamkeit und Bequemlichkeit auf die Zukunft der deutschen Nation als einer Macht auf der Erdkugel verzichten?“

Wir protestieren gegen die gemeingefährliche Gedankenlosigkeit, mit der diese Herren alle edleren Menschheitshoffnungen von der Tagesordnung absetzen und die öffentliche Meinung an den Gedanken des Weltkrieges gewöhnen. Sieht man denn nicht, daß die einzig dauernde Sicherung menschlichen Lebens auf der weltwirtschaftlichen Ergänzung und internationalen Arbeitsteilung aller menschlichen Hervorbringungen beruht? Und dieses unendliche verwickelte Fadennetz gegenseitiger Abhängigkeit will man mit dem Schwert zerhauen? Glaubt man im Ernste, daß die Verwandlung der unbebauten Erde in ein Arbeitsfeld menschlicher Kultur — diese Riesenaufgabe geeinigter Menschenkraft — auf dem Wege des gegenseitigen Vernichtungskampfes und durch die Entfesselung aller tierischen Instinkte erreicht werden kann? Sollen die zivilisierten Nationen aufs neue die hohe Schule der Barbarei durchmachen, wilde Völkerschaften gegeneinander ins Feld führen, alle Gedanken auf die Mordtechnik konzentrieren — nur um mit der Weltgeschichte noch einmal da anzufangen, wo die Völkerwanderung aufgehört hat? Nein — aller Fortschritt in dem Kampfe um die Herrschaft über die Natur beruht auf einem Fortschritt in der Herrschaft über uns selbst

und jede Rückkehr in das wilde Instinktleben des Menschenkampfes ist zugleich eine Rückkehr unter die Botmäßigkeit der gröberen Naturgewalten, von deren Zwange uns nur die in der Gemeinschaft geborenen und mit der Gemeinschaft wachsenden Seelenkräfte befreien können.

Besonders merkwürdig ist, daß ein Sozialreformer wie der Pfarrer Naumann, der doch die sittlichen Kräfte innerhalb der Nation wecken will, kein Verständnis dafür hat, daß eine brutale Eroberungspolitik doch auch auf das innere Leben der erobernden Nation eine tiefverrohende Rückwirkung haben muß. Es ist doch das gleiche Rechtsgefühl, das man nach innen verfeinern und nach außen der Verwilderung preisgeben will. Der erwähnte Aufsatz von Rudolf Martin in den preußischen Jahrbüchern: „Mehr Lohn und mehr Geschütze" giebt einigen Aufschluß über diese Gedankengänge:

„Noch sind es verhältnismäßig wenige unter den Volksgenossen", so sagt der Verfasser, „die mit uns ihr soziales und politisches Glaubensbekenntnis in die Worte zusammenfassen": „Mehr Lohn und mehr Geschütze." „Aber diese wenigen sehen der Zukunft mit siegesbewußter Zuversicht entgegen." Der Aufsatz sucht nun nachzuweisen, daß nationale Machtentwickelung und soziale Reform sich gegenseitig bedingen. Hören wir einige Sätze:

„Die Lösung der nationalen Frage bedarf zur Vervollkommnung der Kriegsrüstung mehr Geld, mehr wehrfähige Männer, Soldaten von immer besseren geistigen und körperlichen Fähigkeiten, Soldaten von nationaler Gesinnung. Alles dies kann allein ein Fortschreiten der sozialen Reform beschaffen. . . .

Die Lösung der nationalen Frage bedarf aber auch einer verträglichen Gesinnung der verschiedenen Bevölkerungsklassen zu einander, des Zurückgehens der revolutionären Elemente, des unbedingten Vertrauens der Massen zu den Regierungen, einer nationalen, zu Kriegsopfern bereiten Volksvertretung — kurz hoher Güter, die nur eine gründliche soziale Reform herbeizuführen vermag. Leitet die Reichsregierung den Strom der Auswanderer nach Kleinasien oder Südafrika, so müssen die Auswandernden wie die Zurückbleibenden das unbedingte Vertrauen zu der Regierung haben können, daß der letzte pommersche Musketier dereinst eingesetzt werden wird, um jene Gebiete deutsch zu machen.

Warum nun erfordert die Lösung der sozialen Frage „mehr Geschütze"? Weil die Lösung der sozialen Frage ohne Kolonialpolitik für die deutsche Nation nicht denkbar ist und weil mit dem sozialen und wirtschaftlichen Fortschritte in der ganzen Welt die Reibungen zwischen den Nationen zunehmen. Deutsche Größe ist eben ohne Militär nicht denkbar. Die Gesamtheit aller Verhältnisse weist das deutsche Volk auf den Krieg, den großen Vater alles Guten. Die Hoffnung auf den Frieden und der Glaube an ihn ist menschlich, weil schwächlich, und es fehlt nur noch, daß der moderne Genußmensch sich einredet, mit dem ewigen Frieden habe er auch das ewige Leben und zwar der Vorsicht halber auf diesem Planeten. Den höchsten Gewinn der Eroberung von Elsaß-Lothringen erblicke ich darin, daß Frankreich sich nie mit dieser Abtretung aussöhnen kann, Deutschland also noch in Jahrhunderten auf das Äußerste gewappnet sein muß. Und ein kriegerisches Volk verfällt nicht!

Hier haben wir einen typischen Vertreter der neuen deutschen Raubtierpolitik vor uns. Die gänzliche Unbekanntschaft dieser Weltpolitiker mit der realen Bedeutung der Humanität für die wirtschaftliche Sicherung der Völker haben wir schon beleuchtet und gezeigt, daß die wirtschaftliche Lebensfülle eines Volkes heute nicht mehr auf Raub, sondern auf Gemeinschaft beruht und daß daher nur diejenige Politik der nationalen Entfaltung dient, welche die gemeinschaftsbildenden Kräfte in der Nation zu stärken weiß. Es bleibt noch ein Wort zu sagen über den grundlegenden Irrtum in ihrer Auffassung des Verhältnisses von Eroberungspolitik und sozialer Reform.

Unseres Erachtens braucht das gewaltige Werk des sozialen Friedens ganz andere ideale Kräfte zu seiner Vollendung, als die gemeinsame Gier nach Vergewaltigung und Verdrängung der übrigen Erdenbewohner. Die kriegerischen Machtgelüste unserer Nationalen und die soziale Knebelpolitik des Herrn von Stumm sind durchaus Früchte der gleichen Gesinnung. Der Geist der brutalen Schneidigkeit, der in Afrika im Kampf für deutsche Größe menschliches Leben mißhandelt, das ist doch derselbe Geist, der im eigenen Vaterlande keine Scheu vor dem Recht und der Menschenwürde der Anderen kennt, der Geist der rücksichtslosen Verfolgungssucht, der sich vor der lebendigen Wahrheit verschließt, daß Alle zur sittlichen Freiheit geboren sind, und daß allein mit „freiem Volk auf freiem Grund" der Sieg über die Naturgewalten zu erkämpfen ist. Der neue soziale Geist aber, der im innern Leben der Nation die brutale Selbstsucht überwinden und die Entfremdeten zu brüderlicher Arbeit zusammenführen soll — das ist auch der gleiche Geist, welcher die Ehrfurcht vor allem, was Menschenantlitz trägt, in allen Zonen der bewohnten Erde hochhält und die Menschlichkeit auch den Barbaren gegenüber nicht preiszugeben vermag. Die Propheten der neuen Eroberungspolitik wollen den Menschen zu einem künstlichen Doppelwesen erziehen: Nach außen erbarmungsloses Raubtier, nach innen voll brüderlicher Selbstbeschränkung. In diesem Versuch, völlig entgegengesetzte Instinkte in der gleichen Seele zu entwickeln, tritt der Widersinn der ganzen Idee zu Tage, und es zeigt sich zugleich der tiefste Grund für die gänzliche Lebensunfähigkeit der ersehnten Raubtierpolitik: Aller Fortschritt des Zusammenwirkens der Menschenkräfte in der modernen Kulturarbeit hängt ab von dem Siege der sozialen Menschennatur über die Raubtierinstinkte; die Humanität ist die Lebensluft der Weltwirtschaft und die einzig wahre Weltpolitik ist — ethische Kultur.

F.

Der Chauvinismus im französischen Moralunterricht.

Von A. Moulet (professeur d'École Normale) in Versailles.

Unseren Schulbüchern für Moralunterricht ohne konfessionelle Religion ist vielfach vorgeworfen worden, sie seien zu chauvinistisch und nähren in der Seele der Kinder gegen eins der Nachbarvölker ein blindes Gefühl des Hasses, das den Fortschritt einer friedlichen Gesinnung der Kulturländer und das besänftigende Werk der ethischen Bewegung beeinträchtigt. Dieser Vorwurf traf leider zu, und selbst dem unbefangenen Untersucher ist es sehr leicht zu beweisen, wie sich gewisse Bücher in dieser Beziehung bedauernswerter Weise auszeichneten. Obgleich viele dieser Bücher, weil sie eben eine allzu starke Tendenz zum Chauvinismus hatten, in den französischen Schulen wenig gebraucht wurden, so muß ich selbst einräumen, und zwar auf die Gefahr hin, die Chauvinisten über mich Zeter schreien zu hören, daß die meisten Bücher, die unmittelbar nach der Einführung des Moralunterrichts (1882) in unsere Schulen und auch später verfaßt worden sind, dem edlen Streben dieses Unterrichts durch eine verkehrte Unterweisung der Pflichten gegen das Vaterland geradezu zuwiderliefen.

Erst elf Jahre aber waren vergangen seit den unglücklichen Tagen, und klaffende Wunden waren noch nicht geheilt: den allzu Eifrigen sei deswegen vergeben, daß sie über das Ziel hinausgegangen sind.

Es haben sich die Zeiten geändert. Jetzt blüht der Ölbaum; er verbreitet über die ergrünende Erde seinen erquickenden Schatten, und auf den Feldern, wo einst das Blut floß, wogt mit goldenen Wellen der Segen des Friedens. Neue Generationen sind auf die Welt gekommen, die das dumpfe Grollen der Kanonen nicht hörten, und die in die Zukunft mit hoffendem Herzen und milderem Blick schauen. Gerechtigkeit und Liebe, Worte, die einst vom Ölberg durch die Welt hinausklangen, klingen wieder in den Herzen: ein neuer Geist, der Geist der Versöhnung und der Brüderlichkeit, durchzuckt die Völker. — Der französische Moralunterricht ist nicht zurückgeblieben, und es ist mir eine große Freude, den Lesern der „Ethischen Kultur" die gute Nachricht mitteilen und ihnen eins der Moralbücher, die die Bahn der Gerechtigkeit einschlugen, an diesem Ort vorstellen zu können.

Dieses Buch (Cours de Morale, par L. Mabilleau. Paris, Hachette et Cie.) ist für Elementar- und Mittelklassen unserer Volksschulen bestimmt. Von einem didaktischen Moralunterricht ist in diesem Büchlein begreiflicherweise nicht die Rede, denn es wird wohl keinem Menschen einfallen, den Schülern dieser Unterklassen die Moral wissenschaftlich beibringen zu wollen. Kurze Erzählungen, einfache, interessante Geschichtchen,

in denen der Lehrer und die Kinder selbst die Personen, und deren Themen vorwiegend Vorgänge aus der Welt und dem Leben der Schüler sind; eingehend besprochene Beispiele führen den Kindern in diesem Buch die verschiedenen Hauptpunkte des Moralunterrichts vor. Ich möchte die Aufmerksamkeit meiner geehrten Leser auf das Kapitel über das Vaterland und die Vaterlandsliebe lenken.

Im Laufe eines Ausflugs in die Umgebung, wo Militärmanöver eben stattfindet, unterhält sich der Lehrer mit den Schülern über das Vaterland und den Patriotismus. Was ist das Vaterland? Warum soll man es lieben? Diese allgemeinen Themen werden unterwegs besprochen.

Dann kommt ein Satz, dessen Bedeutung ich wohl nicht zu betonen brauche, nämlich — über den Chauvinismus selbst. (S. 45ff.) Daß der Chauvinismus in einem Schulbuch für Moralunterricht speziell behandelt wird, legt schon Zeugnis von einem verheißungsvollen Fortschritt ab . . . Hören Sie nur das Gespräch zwischen Lehrer und Schülern.

Ein Schüler: „Herr Lehrer, ist es eine Pflicht, zu sagen und zu glauben, Frankreich sei das erste Land der Welt und die übrigen Nationen gegen Frankreich nichts wären?" — Der Lehrer: „Nein, mein Kind. Zwar muß man darauf hin arbeiten, daß das Vaterland am ersten Rang steht, aber es schickt sich nicht, davon bei jeder Gelegenheit und mit Prahlerei zu sprechen und sich zu leicht einzubilden, es wäre so. — Diese nationale Eitelkeit heißt Chauvinismus: sie ist ein Fehler."

Man vergleiche nun diese Stelle mit den Büchern, die den Chauvinismus überreizen wollen. Darf ich nicht sagen, daß ein bedeutender Fortschritt gemacht worden ist? Und wenn ich mich selbst über diese Stelle des Büchleins recht freue, so wird es mir wohl nicht falsch ausgelegt. Warme, opferbereite Vaterlandsliebe wacht auch in den Herzen, die sich den Menschen eines fremden Landes nicht verschließen.

Und weiter: Wir müssen das Glück aller Menschen wünschen; und um zu diesem Ziel besser gelangen zu können, muß man vor allem den Wohlstand seines Landes wollen. Jeder thut dasselbe, und der Erfolg wird erreicht.

„Herr Lehrer, was ist denn der Wohlstand eines Landes?" — „Der Frieden, die Ordnung, die gute Verwaltung und die freundlichen Beziehungen zu dem Ausland."

Sind das nicht schöne Worte? Ist das nicht ein edles Ideal? — Wenn nun der Krieg doch losbricht, aber erst, wenn das Vaterland von Feinden bedroht wird, greift der Mensch nach den Waffen, um seine Pflicht zu thun. Sein Vaterland über alles, über alles in der Welt.

„Aber Herr Lehrer, es ist doch nie schön, Menschen zu töten; wie kommt, daß es in diesem Falle eine Pflicht ist?" — „Die Pflicht ist nicht, die Feinde zu töten, sondern das Vaterland zu verteidigen. Man tötet, nur weil man nicht anders thun kann und nur in dem Maße, als es nötig ist. Mögen sich diese Worte tief in die Herzen der Menschen einprägen, bis die Völker sich als Ideal einen Zustand genommen haben, in welchem es nicht mehr nötig sein wird, Menschen zu töten. Dann wird Jeder seine Pflicht thun wollen, aber nicht über seine Pflicht, und nach der Schlacht wird jeder Soldat wieder menschlich sein."

Und hören Sie jetzt, mit welchem Beispiele der Menschlichkeit dies Kapitel über die Vaterlandsliebe abschließt: Ein einfaches, kurzes, aber schönes Gedicht Victor Hugos, in welchem er einen Zug seines Vaters erzählt.

Der Vater des Dichters, ein General Napoleons I., durchreitet abends nach einer Schlacht des spanischen Krieges das Schlachtfeld mit einem „Housard". Unter den Toten und den röchelnden Verwundeten sieht er einen blutigen Spanier, der ihm flehend zujammert: „Gebt mir zu trinken, aus Erbarmen!" Der General läßt dem armen Verwundeten seine Feldflasche reichen. Plötzlich aber greift der Spanier nach der Pistole und schießt los auf den General, daß die Kugel durch den Hut jagt.

Le coup passa si près que le chapeau tomba,
Et que le cheval fit un écart en arrière.
„Donne lui tout de même à boire," dit mon père.

„Gieb ihm trotzdem zu trinken!" Ein Wort von reinstem Christentum, von edler Menschlichkeit!

Frieden und Menschlichkeit, das ist das Ideal, welches unser Büchlein in den Seelen erwecken und verstärken will. Dürfte ich nicht mit Recht sagen, daß der ethische Geist in diesem Schulbuch schon stark weht? Und man glaube nicht, es sei unter den französischen Moralbüchern eine Ausnahme; dieses Buch ist schon 1892 erschienen, und die neueren Bücher sprechen dieselbe Sprache. Lassen Sie nur die Zeit das angefangene Werk allmählich verbessern, und lassen Sie uns freuen über bessere, kommende Tage. Die Stunde, die heißersehnte, wird doch kommen, wo die endlich versöhnten Menschen sich recht verstehen und sich über die Grenzen die Hände reichen werden zur Brüderlichkeit und zur gemeinsamen Wohlfahrt, und wo die Worte der Déclaration des droits de l'homme et du citoyen (1789) in jedem Land gelten werden: „Es kann unter den Menschen keinen anderen Unterschied geben als den ihrer Tugend und ihrer Talente."

Zur Abrechnung mit dem Antisemitismus.

Von Professor Wilh. Bolin in Helsingfors.

In der vorliegenden Wochenschrift ist diese Zeit über der Antisemitismus wiederholt zur Sprache gekommen. Wenn ihm hiermit die Aufmerksamkeit abermals zugewandt wird, so geschieht es mit jenem guten Recht, das Voltaire den Mißbräuchen und Ungehörigkeiten seiner Zeit gegenüber in Anspruch nahm: sie als thöricht und verwerflich immer und immer hervorzuheben, bis sie endlich abgethan und überwunden sind. Allerdings sind die Aussichten bei der vielseitigen Rückwärtserei, deren wir uns einstweilen noch immer zu erfreuen haben, hinsichtlich des Antisemitismus keineswegs so erfolgversprechend, wie zu wünschen wäre. Bei der heutigentags mit großer Vorliebe gehätschelten Mittelalterlichkeit ist jene sittliche Mißgestaltung eine durchaus folgerichtige Erscheinung. Daß aber dem einen wie dem andern ein unabwendbares Beharren gegeben, dürfte füglich zu bezweifeln sein. Tritt doch der Antisemitismus gegenwärtig keineswegs so herausfordernd und aggressiv auf, wie vor etlichen Jahren, wo er als ein Zeichen nationalpatriotischer Gesinnung angesehen zu werden sich vermaß. Mit dieser Zurückhaltung ist er jedoch nicht beseitigt; was nur irgend geschehen kann, ihn in seiner Nichtswürdigkeit und Verlogenheit aufzuweisen, verdient die größte Beachtung.

Dies gilt namentlich von einem dieses Jahr ins Leben getretenen Unternehmen, das sich zur Aufgabe gemacht, die kulturellen Verhältnisse der Juden in Deutschland klarzustellen. Als erste einer Reihe hierzu bestimmter Publikationen, welche von dem Komitee zur Abwehr antisemitischer Angriffe in Berlin herausgegeben werden sollen, erschien kürzlich eine überaus lehrreiche Untersuchung über „Die Kriminalität der Juden in Deutschland",*) auf Grund statistischer Thatsachen zusammengestellt und eingeleitet von Dr. P. Nathan, dem bekannten Mitredakteur der freisinnigen Berliner Wochenschrift „Die Nation".

Gegen die vom Antisemitismus aufgebrachte Behauptung einer angeblich „besonders verbrecherischen Naturanlage" der Juden werden hier statistisch festgestellte Daten vorgeführt, an denen sich die Grundlosigkeit jener ohne irgend welchen Beweis ausgesprochenen und ebenso völlig gedankenlos hingenommenen Behauptung erweist. Von einer Gefahr für das Gemeinleben also, wie man sie hinsichtlich der Juden aus einer ihnen besonders anhaftenden Neigung zu Verbrechen hat herleiten wollen, giebt es keine Spur. Wohl sind die Juden, wie hier sachgemäß dargelegt wird, bei gewissen Strafthaten stärker, bei andern jedoch weniger stark betheiligt, als die Nicht-Juden. Auch diesem Verhältnis wird nachgeforscht und dessen wirkliche Bedingungen aufgewiesen. Die vermeintliche Gefahr erweist sich auch hier als ein Hirngespinst, und das umsomehr, als bei den Delikten, wo von einer ernstlichen Gefahr für die Gesamtheit die Rede sein kann, die Verurteilung

*) Verlag von Siegfr. Cronbach, XX u. 56 Seiten 4°. Berlin 1896.

der jüdischen Bevölkerung sogar hinter derjenigen der christlichen zurückbleibt.

Das herangezogene Material ist den Ermittelungen aus den Jahren 1882—1892 entnommen. Innerhalb dieser Zeit wurden in Deutschland 3 973 667 Nicht-Juden und 38 288 Juden verurteilt. Nach dem Verhältnis der jüdischen Bevölkerung zur christlichen hätte eine Verurteilung von 47 306 Juden als normal gelten können. Mithin sind auf seiten der Juden 9018 Personen weniger in Strafe gezogen worden, als es bei ihrem Verhältnis zur übrigen Bevölkerung denkbar gewesen wäre. Nach gewissen Hauptgruppen geordnet, ergiebt die Strafbarkeit der Juden im Gegensatz zu den Nicht-Juden folgende Zahlen: für Verbrechen und Vergehen im Amte 17 279 der letztgenannten gegen 204 Juden, mit zwei Personen weniger, als hätten sein können, dabei beteiligt; bei Delikten gegen das Vermögen treffen wir auf 1 826 424 Nicht-Juden und 15 184 Juden, und doch stellen diese, man beachte es wohl, 6559 Personen weniger, als dem Bevölkerungsverhältnisse entsprochen hätte; auch bei Verbrechen und Vergehen gegen Personen, wo die Zahl der Nicht-Juden 1 474 645 und die der Juden 14 344 beträgt, kommen auf die Juden 3211 Personen weniger, als bei ihrem Verhältnis zur Gesamtbevölkerung statthaft gewesen wäre. Nur bei den gegen „Staat, öffentliche Ordnung und Religion" verübten Delikten zeigt sich innerhalb jener elf Jahre ein Mehr an 754 Personen unter den Verurteilten, wobei jedoch die Gesamtziffer für die Juden gegenüber der Verurteilung der übrigen Staatsangehörigen immer eine wesentlich unerhebliche bleibt: die Juden mit 14 918 bei einer Gesamtziffer von 2 865 402 Verurteilungen überhaupt. Hierbei ist auch im Auge zu behalten, wie dehnbar die betreffende Rubrik selbst und ein wie großer Anteil den während jener Jahre betriebenen antisemitischen Hetzereien dabei zufällt.

Erweist sich die durchschnittliche Kriminalität der Juden mithin keineswegs als den Behauptungen der Antisemiten entsprechend, so giebt es allerdings gewisse Rechtsübertretungen, an denen die Juden stärker beteiligt sind, als bei ihrer Bevölkerungsziffer hätte sein dürfen, nämlich: Betrug, Bankrott, Verletzung von Vorschriften hinsichtlich gewerblicher Betriebe, Fälschung und Unterschlagung von Urkunden. Daß Solches jedoch weder durch Rasse noch Religion, sondern lediglich durch die betreffende Berufsthätigkeit bedingt ist, erhärtet die vorliegende Untersuchung vermittelst der Kriminalität der industriell und merkantil beschäftigten Christenbevölkerung im Königreich Sachsen, wo die Juden in der verschwindenden Minorität von 0,27 Prozent bei der Totalziffer von $3^1/_2$ Millionen Einwohner sich vorfinden. Eine Gegenüberstellung der Deliktenziffer bei der ebenfalls besonders industrieller und merkantiler Thätigkeit obliegenden Christenbevölkerung Sachsens mit derjenigen, die auf diesem Gebiete in ganz Deutschland den Juden zufällt, zeigt bei jener genau den Überschuß an derartigen Delikten wie bei der gesamten Judenschaft im deutschen Reiche. Hierzu kommt noch, daß bei schwereren Verbrechen dieser Art die nichtjüdische Bevölkerung im Königreich Sachsen es zu einer höheren Strafziffer bringt, als es bei den Juden in ganz Deutschland der Fall, und diese namentlich, was Betrug anbelangt, mehr mit einfachen Übertretungen beteiligt sind, während die Nicht-Juden in Sachsen auch noch beim Betrug mit wiederholtem Rückfall häufiger betreten werden.

Eine fernere Bestätigung für die Richtigkeit der so gewonnenen Resultate liefert die Kriminalstatistik Österreichs, wo überdies die Judenschaft in ihren Charaktereigenschaften als weit genuiner erhalten gelten kann und demnach für die antisemitische Behauptung einer durch Rasse und Religion besonders geförderten Beanlagung zum Verbrechen ausschlaggebend sein müßte. Die Gesamtsumme aller von Juden in den Jahren 1882—1891 in Oesterreich begangener Verbrechen betrug 11 671 Fälle, während es 13 837 im Verhältnis zur Bevölkerungszahl hätten sein dürfen. Bei diesem Zurückbleiben von 2166 Fällen hinter der Durchschnittszahl kommt noch hinzu, daß die Kriminalität der dortigen jüdischen Bevölkerung seit 1882 beständig abgenommen hat, und zwar von damals 1326 Fällen auf 1022 im Jahre 1892, und das bei nachweislicher Zunahme der Bevölkerung. Auch ist zu beachten, daß von 42 Rubriken der amtlichen Statistik Österreichs nicht weniger als 26 mit wesentlich geringerer Kriminalitätsziffer auf die dortige Judenschaft kommen, und das bei Verbrechen schwerer Art, wie Mord, Totschlag, Brandlegung, Diebstahl und Raub. Auch hier sind es die kaufmännischen Delikte, wo die Kriminalitätsziffer bei den Juden den zulässigen Durchschnittsbetrag übersteigt, wogegen sie an den Freisprechungen in weit höherem Prozentsatz beteiligt sind, als es gegenüber der Gesamtheit stattgehabter Freisprechungen überhaupt hätte sein können. Letzteres ist um so belangvoller, als die betreffenden Erscheinungen in die Hauptepoche antisemitischer Agitation fallen, die ja eigens darauf angelegt war, die Volksleidenschaften gegen das Judentum zu entfesseln, wodurch die Häufigkeit von Konflikten gemehrt und der Anreiz zu klaghaftem Einschreiten gegen Juden besonders verlockend war.

Für Jeden, dem es um Wahrheit zu thun ist, haben diese ebenso überzeugenden wie sorgfältig gemachten Zusammenstellungen einen unschätzbaren Wert. Bei völlig wissenschaftlicher Korrektheit und Zuverlässigkeit sind die Ergebnisse in einer solchen Form niedergelegt, daß auch Leser, die mit statistischen Untersuchungen weniger vertraut sind, in dem hier dargebotenen sich unschwer zurechtfinden und es sogar auf seine Zuverlässigkeit selbst zu prüfen Gelegenheit haben.

Das Interesse an Ziffern und das volle Verständnis für ihre beredte Sprache ist freilich nicht jedermanns Sache. Wen diese tabellarischen Übersichten mit ihren dürren Zahlenreihen nicht genügend anziehen sollten, dem möchten wir eine frühere Publikation des Autors ans Herz legen, die allerdings schon vor einigen Jahren erschien, aber inhaltlich wie auch als litterarische Leistung bleibende Bedeutung hat und besonders seitens der Leser unserer Wochenschrift beachtet zu werden verdient. Es ist dies: Der Prozeß von Tisza-Eszlár,*) ein antisemitisches Kulturbild von Paul Nathan, der einem großen Teil der Gerichtsverhandlungen persönlich beigewohnt und das Buch nach den Originalakten und gleichzeitigen Mitteilungen der Tagespresse und anderer auf den Vorfall bezüglicher Veröffentlichungen ausgearbeitet hat. Ans Tageslicht gelangte es auf Anlaß der wohl noch unvergessenen Diskussion im deutschen Reichstage bei der Sitzung am 19. März 1892, wo ein antisemitisches Mitglied der Versammlung den Nachweis liefern wollte, daß rituelle Blutmorde zu den Usancen der Judenschaft gehörten. Das auf „wissenschaftliche Genauigkeit" angelegte Beweisverfahren dieser tendenziösen Darlegung in seiner ganzen Hohlheit und Nichtigkeit aufzuweisen, unternimmt unser Autor in dem einleitenden Vorworte, einem Muster gründlicher und sachgemäßer Erörterung, wie solche auch das Buch selbst auszeichnet, das allen jenem Riesenprozeß zu Grunde liegenden Vorgängen und Verwickelungen mit großer Gewandtheit nachgeht und sie in ihrer wahren Bedeutung aufhellt.

Es handelt sich, wie noch erinnerlich sein dürfte, um das plötzliche Verschwinden eines ungarischen Bauernmädchens in einem entlegenen Theißdorfe. Dessen Judenbevölkerung wurde beschuldigt, sie zu dem damals eben bevorstehenden Osterfeste — es war im April 1882 — geschlachtet zu haben. Nachdem der Prozeß fünfzehn Monate gedauert, wurden die Angeklagten — ihre Zahl war eine nahezu eben so große — alle freigesprochen, weil nicht nur die gegen sie erhobenen Beschuldigungen sich als unbegründet herausstellten, sondern auch die Vermißte als Leiche aus dem Fluß zum Vorschein kam, in dessen Fluten sie, mutmaßlich durch einen Fehltritt am steilen Uferdamm, geraten war. Aufgespült wurde sie etwa $2^1/_2$ Monate nach ihrem Verschwinden. Diese Zwischenzeit hatte der Antisemitismus bestens ausgenutzt, um mit dem zu einer europäischen Sensationsfrage aufgebauschten Prozeß einen vernichtenden Schlag gegen die gesamte Judenschaft unseres Weltteils zu richten. Die betreffenden Zeitungen reichten sich brüderlich die Hände zu dem löblichen „Be-

*) Berlin 1892, F. Fontane & Co. XXXI u. 416 S. 8°.

freiungswerk", das nebenbei auch durch Broschüren und geeignete Zusammenkünfte gefördert werden sollte, während der örtliche Antisemitismus in Ungarn alles ausbot, die erhoffte Verurteilung der eines Ritualmordes verdächtigten Leute durchzusetzen. Als Belastungszeuge dabei diente ein Judenknabe, der vierzehnjährige Sohn eines der Angeklagten, den man durch Einschüchterung und zeitweilige Mißhandlung zu angeblichen Geständnissen gebracht hatte. Bei einer an Gefangenschaft grenzenden Internierung, wo ihm auch manche Annehmlichkeiten gewährt wurden, hatte man ihn allgemach so abgerichtet, daß er die erforderlichen Aussagen in wörtlich stets gleichlautender Form wiedersagen konnte. Jedem näheren Eingehen auf das von ihm vorgebrachte wich er allemal aus, verwirrte sich bei Kreuzverhören und vermochte, bei einer an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchung, den Thatverlauf nicht in der von ihm gerichtlich ausgesagten Weise überzeugend und widerspruchsfrei deutlich zu machen. Noch schwächer war es um die übrige Zeugenschaft bestellt, deren schwankende, widersprüchige, oft auch erst im Verlaufe des Prozesses eigens vorgebrachte Angaben lediglich eine Verzögerung und Verwirrung der Verhandlungen herbeiführten, davon ganz zu schweigen, daß bei der allgemein geschürten Erbitterung gegen das Judentum, Meineide und wohlfeile Behauptungen von den voreingenommenen Richtern der auf Monate ausgedehnten Voruntersuchung unbedenklich Gehör fanden, falls sie der vorherbeschlossenen Verurteilung dienlich zu sein schienen. Die ränkevollen Anschläge wurden durch die korrekte Haltung der höheren Gerichtsbehörden vereitelt, und der Unglimpf, den sie dafür seitens der antisemitischen Presse daheim und in Deutschland gegen sich heraufbeschworen, zeigt hinläuglich, welchen Wert diese Gesinnungsweise auf Rechtschaffenheit und Gesetzestreue legt.

In litterarischer Beziehung ist das Buch von einer geradezu künstlerischen Vollendung. Es schildert die Vorgänge so anschaulich und giebt deren Verlauf so lebendig und packend wieder, daß man sie wie in unmittelbarer Wirklichkeit, bei voller Teilnahme für die Betroffenen und einer stets rege bleibenden Spannung auf die Wendung ihres Schicksals, mit erlebt. Dabei hält es sich schlicht und gelassen an die Thatsachen, frei von allem Phrasengetön und von tendenziösen Schlagwörtern. Seinen Zweck, den Antisemitismus in seiner von Rassenhaß und Glaubensdünkel erfüllten Verlogenheit, seiner schnöden Verachtung von Gerechtigkeit und Humanität zu enthüllen, erfüllt es zweifellos. Sowohl dieses Werk, wie die statistischen Zusammenstellungen des nämlichen Verfassers haben gegründete Ansprüche auf den Dank aller Freunde ethischer Kultur.

Religion oder Ethik?

Über den Gebrauch der Worte „Religion" und „Christentum" in der Egidybewegung entspann sich kürzlich in der Vereinigung zur Verbreitung Egidy'scher Gedanken ein lebhafter Meinungsaustausch, anschließend an einen Vortrag des Herrn Dr. Penzig: „Religion oder Ethik". Der Redner hatte hervorgehoben, daß die Egidy'sche und die ethische Bewegung darin einig seien, daß sie alle diejenigen zur Läuterung des Gemeinschaftslebens vereinigen wollten, die den ehrlichen und folgerichtigen Willen zum Guten haben — ganz unabhängig von aller Verschiedenheit der Glaubensvorstellungen und Symbole, in welche sie ihre soziale Hingebung kleiden. Diesen Drang zum Guten nennt Herr von Egidy „Religion"; alle Vorstellungen über den Zusammenhang dieses Dranges mit dem Walten einer Allmacht nennt er „Konfession"; das Wort Christentum soll aus der neuen Sprache der Versöhnung nicht ausgeschieden werden.

Trotz aller sonstigen dankbaren Uebereinstimmung mit Herrn von Egidy möchte ich hier mit meinem lebhaften Widerspruch nicht zurückhalten. Denn es handelt sich hier doch um mehr als einen bloßen Wortstreit. Wenn man Gläubige der verschiedensten Weltanschauungen und Verehrer der verschiedensten historischen Persönlichkeiten zu praktischem Wirken vereinigen und demgemäß in jedem Einzelnen den Blick für das *Gemeinsame* schärfen will, so ist es eine grundlegende pädagogische Forderung, daß man zur Bezeichnung der *gemeinsamen* Begeisterung nur solche Worte wählt, die *Allen* gerecht werden, d. h. die keinerlei besondere Rücksicht auf die bisherige innere Lebensentwickelung eines bestimmten Glaubenskreises oder einer bestimmten Volksschicht enthalten. Sobald man solche Worte wählt, die den Pietätsbeziehungen bestimmter Gruppen besonders wohl thun, während sie bei anderen Gruppen auf peinliche Erinnerungen und tiefgegründete Abneigungen stoßen, sobald man also aus Gründen augenblicklicher Zweckmäßigkeit nicht konsequent an Alle denkt, wird man die Bevorzugten und die Vernachlässigten gleichermaßen in der sozialen Gesinnung zurückbringen. Der Sieger zwingt dem Besiegten seine Sprache und seine Götter auf; wer Volksgenossen, deren Geistesentwickelung die Worte Religion und Christentum fern liegen, zumutet, daß sie zu Gunsten irgend einer Volksmehrheit gemeinsame Gesittungsinteressen in der Sprache des christlich-religiösen Bewußtseins besprechen sollen, der macht jene Mehrheit bequem und rücksichtslos, statt in ihr das Feingefühl für die Bedürfnisse der Anderen zu schärfen. Gewiß liegt Herrn von Egidy nichts ferner, als irgend jemand die religiös-christliche Sprache aufdrängen zu wollen, aber indem er selbst *gerade als Vertreter des Versöhnungsgedankens* diese Sondersprache und ihre geschichtlichen Anklänge bevorzugt, den *trennenden* Namen „Religion" für den *gemeinsamen* Drang zum Guten wählt und diese Wortbestimmung öffentlich verteidigt, bestärkt er die Christlich-Religiösen in dem Glauben, daß ihre besonderen Ausdrucksformen nicht etwa der höheren Gemeinsamkeit rein humaner Redeweise zu weichen haben, sondern vielmehr zur sozialen Weltsprache zu werden bestimmt sind. Das aber halte ich entschieden für schädlich. Außerdem stehen dem Durchdringen der Egidy'schen Terminologie noch andere schwerwiegende Bedenken entgegen. In der gesamten Weltgeschichte und Weltlitteratur wird das Wort „Religion" fast niemals ohne eine Beziehung zum Jenseits oder zur weltlenkenden Macht gebraucht. In schärfstem Gegensatz zu diesem so fest verankerten Sprachgebrauch will Herr von Egidy alle Jenseitsbeziehungen aus dem Worte Religion herausnehmen und für diese Beziehungen die Bezeichnung „Konfession" zur Anerkennung bringen. Die Gottgläubigen werden das nicht annehmen. Denn im allgemeinen Sprachgebrauch bedeutet gerade die Religion das intimere, persönliche Verhältnis zum Göttlichen, während die Konfession den in Lehrsätze zu fassenden *Bekenntnisglauben*, die allgemeinen Symbole und geschichtlichen Offenbarungsthatsachen festlegt, welche eine bestimmte Volksgruppe als gemeinsame Grundlage ihrer Gottesbeziehungen und ihrer Lebensführung betrachtet. Eine allgemein giltige Umprägung dieser Wortbedeutungen erscheint mir gerade wegen des konservativen Charakters der darin niedergelegten Gefühle völlig unthunlich; man möge daher den alten Worten den alten Sinn lassen und für das Gemeinsame auch gemeinsame Worte wählen, statt durch Umprägung historisch belasteter Worte die hochwichtige Verständigung über die Sache selbst zu erschweren. Wenn wir dahin kommen, daß die eine Volkshälfte aus dem Begriffe der Religion die Jenseitsbeziehungen ausschließt und die Religion als bloße Hingebung ans Gute definiert, während der anderen Hälfte der Gottesgedanke den wesentlichsten Inhalt des Wortes bildet, dann muß jede Diskussion mit babylonischer Sprachverwirrung enden.

Wir können ferner auch nicht zugeben, daß der konsequente Ethiker und der konsequente Anhänger Egidy'scher Gedanken den Christennamen beibehalten dürfe. Herr von Egidy meint allerdings, er wolle ja auch nicht das Konfessionelle im Christentum, sondern nur das sittliche Evangelium zur Gemeinsamkeitssache gemacht sehen. Herr von Egidy vergißt unseres Erachtens, daß nicht nur die christliche Jenseitslehre, sondern auch die christliche Ethik durchaus nur Konfession ist und keine allgemein verbindende Lebenslehre sein kann, weil ihre Formulierungen im neuen Testamente so viele *Besonderheiten* der orientalischen Kultur, so viele *Einseitigkeiten*, so viele unentwickelte Gedankenreihen enthalten, daß christliche Lebensweisheit nur in vorsichtiger Auswahl und in ergänzender Verbindung mit den *Ergebnissen der gesamten Menschheitskultur* in den Schatz gemeinsamer Prinzipien der Lebensordnung übergehen darf, während es im übrigen dem Geschmack des Einzelnen zu überlassen ist, ob er seine sittliche Begeisterung in engere Beziehung zu dem Wirken und der Redeweise von Christus, Moses, Buddha, Laotse oder Sokrates setzen will. Jede Hingebung an eine besondere Erscheinungsform des sittlichen Wahrheitsdranges ist „Konfession", persönliche Lebensstimmung, gehört nicht in die öffentliche Beratung — weshalb unserer Meinung nach Professor Sohm recht hat, wenn er das Christentum zur Privatsache erklärt und die Fragen des gemeinsamen sozialen Daseins vor das Forum der weltlichen Ethik verweist. Wer also die alle verbindende Lebensweisheit predigt, der muß auf diese Sondernamen wenigstens innerhalb seiner öffentlichen Wirksamkeit verzichten. Es ist dies unseres Erachtens nur die volle Konsequenz des „Denkens an Alle". F.

Sozialethische Ferienkurse.

Die ethischen Gesellschaften in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz beabsichtigen in den Sommerferien des Jahres 1896, und zwar, wenn möglich im Zusammenhang mit der im Anfang September 1896 zu Zürich stattfindenden Internationalen Vereinigung von Freunden der ethischen Bewegung, eine Reihe von Vorlesungen über theoretische und angewandte Ethik zu veranstalten. Diese Vorträge sollen in einzelne Kurse gegliedert werden, welche ethische Prinzipienlehre, Entwickelungsgeschichte der Moralität, ethische Pädagogik, und die gegenwärtig wichtigsten Fragen der sozialen Ethik behandeln, und so einzurichten sind, daß sie zwar einen systematischen Zusammenhang bilden, aber auch jeder für sich abgeschlossen ist. Der Zutritt wird gegen ein geringes Entgelt jedermann offen stehen, da die Vorträge keine gelehrte oder akademische Bildung voraussetzen, sondern, so gemeinverständlich als möglich, nur die allgemein verbreiteten Begriffe zu klären und zu vertiefen bestrebt sein werden.

Die Veröffentlichung eines genaueren Programms ist einem späteren Zeitpunkt vorbehalten. Schon jetzt aber treten die Gesellschaften an alle Freunde der ethischen Bewegung, ja an Alle, welche an die Möglichkeit einer Sozialreform durch ein Zusammenwirken der besten Kräfte aller Volksschichten glauben, mit der dringenden Bitte heran, dieses Unternehmen nicht nur ideell zu fördern, sondern auch durch Geldbeiträge verwirklichen zu helfen. Von solcher Unterstützung ist das Gelingen, bei der Knappheit der eigenen Mittel der Gesellschaften, durchaus abhängig.

Es gilt einen Versuch, der ethischen und sozialen Reformarbeit neue Kräfte zu gewinnen und die vorhandenen zu fördern. Nicht an gutem Willen fehlt es, sondern an sicherem Wissen, an Einheitlichkeit der Überzeugungen, an geordnetem Zusammenwirken. Angesichts der geschlossenen, und in handlichster Form zugänglichen Lehren, mit denen die politischen und religiösen Parteien auftreten, müssen endlich auch die Bestrebungen, welche an der Hand der Wissenschaft, unbeirrt von leidenschaftlichen Übertreibungen, das Dunkel der Gegenwart zu erhellen und der Verständigung zu dienen suchen, in größeren Kreisen lebendig werden und Wurzel fassen.

Niemand kann in einer Zeit volkstümlicher Agitation, wie die unsrige, hoffen, nur von den Lehrstühlen der Hochschulen aus reformierend zu wirken. Allenthalben versucht man deshalb die Formen des akademischen Unterrichts zu erweitern und seine Wohlthaten allgemeiner zugänglich zu machen. Die ethischen Disziplinen dürfen hierin nicht zurückbleiben. Immer mehr bricht sich die Erkenntnis ihrer zentralen Bedeutung für die geistigen Nöte der Gegenwart Bahn und drängt nach Berührung zwischen Leben und Wissenschaft.

Möge die rege Teilnahme und opferwillige Förderung, welche seinerzeit das Preisausschreiben für ein volktümliches Handbuch der Ethik gefunden hat, auch diesem Unternehmen zu gute kommen.

Sollte ein günstiger Erfolg die öftere Wiederholung ermöglichen und als Bedürfnis erscheinen lassen, so würde damit der Grundstein zu einem Größeren gelegt: einer internationalen ethischen Akademie, welche als Mittelpunkt für reformatorische Geistesarbeit unter den Kulturnationen einen historischen Beruf erfüllen könnte.

Geldbeiträge, größte, wie kleinste, welche gleichmäßig willkommen sind, und über welche s. Zt. öffentlich Rechnung gelegt werden wird, wolle man an einen der Unterzeichneten richten.

Im Namen der ethischen Gesellschaften in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz:

Dr. **Aristides Brezina**, Direktor des K. K. mineralogischen Museums in Wien, Siebensterngasse 46. Professor Dr. **Wilhelm Foerster**, Direktor der Königl. Sternwarte und Geh. Regierungsrat in Berlin, Enckeplatz 3a. Professor Dr. Otto **Haggenmacher** in Zürich, Florhofstraße 1. Gustav **Maier** in Zürich V, Mittelstraße 12. Paul **Pflüger**, Pfarrer in Dußnang (Kanton Thurgau, Schweiz). Dr. Arthur **Pinnaft** in Frankfurt a. M., Gärtnerweg 2. Professor Dr. Ferdinand **Tönnies** in Hamburg Uhlenhorst, Abendrotstraße 7.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Märzbericht. Die Frauenfrage als Erziehungsfrage war das Thema eines Vortrages von Prof. Bruno Meyer in der pädagogischen Gruppe. Es sei müßig, naturwissenschaftliche Erörterungen über die Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts anzustellen, denn selbst wenn nur 10% von ihnen wissenschaftlich entwickelungsfähig wären, so lohnte das schon vollauf der Mühe. Die heutigen Zustände, die das Weib durchschnittlich als zurückstehend zeigten, seien das Resultat der pädagogischen Sünden der Vergangenheit. Das weibliche Geschlecht müsse zum Erwerbenkönnen vorbereitet, das männliche zur Duldung der Frau auf allen Gebieten erzogen werden. Die Versuche, der Frau schon jetzt das aktive und passive Wahlrecht zu verschaffen, hielt Redner für verfrüht, ja vom taktischen Gesichtspunkt aus für fehlerhaft, denn derartige Forderungen wirkten alarmierend und verbrauchten unnütz Kraft. Mit dem Moment, wo die passive Wahlfähigkeit errungen wäre, sei der Sieg für die Frau entschieden. Die Frau werde dann ihren Sitz im Parlamente einnehmen, wenn sie dazu vorbereitet sei. Daher sei die Forderung der ausgedehntesten Frauenbildung der Kern der Frage. Schon heute werde den Frauen faktisch kein Beruf vorenthalten, für den sie fähig seien. Arbeit sei für sie vollauf, aber es fehle noch an den dazu ausreichend Vorbereiteten. Daher forderte Redner die absolute Niederreißung jeglicher Schranken zwischen männlicher und weiblicher Bildung, Zulassung der Frau zu allen Fachschulen, sobald sie die Vorbereitung dazu nachwiese u. s. w. Eine schultechnische Frage sei es dagegen, ob die bestehenden Anstalten auch dem weiblichen Geschlecht geöffnet werden sollten, oder besondere Vorkehrungen getroffen. Zum Schluß wandte sich der Redner der Frage zu, woher der numerische Überschuß der Frauen über die Männer rühre und glaubte in der kritischen Periode zwischen 16—25 Jahren, wo für die männliche Jugend die intensivste Bildungsarbeit zu leisten sei, die Zeit der größten männlichen Opfer zu erblicken. Jener Überschuß bestehe hauptsächlich aus den Witwen über 45 Jahre, deren Männer der aufreibenden Erwerbsthätigkeit zum Opfer gefallen. Die Frage der Witwenversorgung aber sei von der eigentlichen Frauenfrage zu trennen. Eine sehr lebhafte Besprechung schloß sich an. Herr Liers wollte die Beschränkung der Frauenfrage auf eine Erziehungsfrage nur für Amerika und England gelten lassen, während in Deutschland die Frau erst auf die Gesetzgebung, die hier ja auch die Erziehung regele, Einfluß gewinnen müsse. Fräulein Anita Augspurg wies darauf hin, daß die Frau von jeher in der großen Mehrzahl miterworben habe und protestierte dagegen, daß man sie als Objekt behandle, für das gesorgt werden müsse: eher sei Objektivität gegen sie nötig. Die Frage des Wahlrechts sei der End- und Schlüsselpunkt der ganzen Frage. Nachdem sie noch für die Mischung der Geschlechter in den Schulen eingetreten, suchte sie den Grund der größeren Sterblichkeit der männlichen Jugend eher im Alkohol- und Nikotingenusse als in der angestrengten Arbeit. Frau Schulrat Cauer betonte, daß die Arbeiterinnenfrage die brennendste sei, die aber nicht außerhalb der sozialen Frage gelöst werden könne, gab aber zu, daß die Frau leider noch nicht genug für die ihrer harrende große Aufgabe vorbereitet sei. Nachdem noch Dr. Berendt die Männer gegen die Vorwürfe von Fräulein Augspurg in Schutz genommen, und Geheimrat Foerster aus seinen Wahrnehmungen bestätigt hatte, daß die Zulassung des weiblichen Elements in die Universitätshörsäle die besten Erfolge gezeitigt, namentlich auch der Student die besten Erwartungen dabei gerechtfertigt habe, fand die Frage nach aktivem und passivem Wahlrecht der Frau noch eine ausführlichere Erörterung, bei der Fräulein Blum und Rechtsanwalt Stern deren Opportunität verneinten. Erst müsse die Frau wirtschaftlich und sittlich selbständiger geworden sein; dagegen sei die Eröffnung neuer Berufsarten und die wirtschaftliche Gleichstellung mit dem Manne zu erstreben. Für das Gemeindewahlrecht der wirtschaftlich selbständigen Frau trat Professor Foerster ein. In seinem Schlußwort erkannte Professor B. Meyer an, daß die Rechtsentwickelung der faktischen Stellung der Frau im öffentlichen Leben Rechnung tragen müsse, wies aber um so dringender auf die Notwendigkeit einer Verstärkung dieser Stellung durch planmäßige Erziehung hin.

Auch bei der Gruppe für ethische Bildung gab es einen Abend mit sehr lebhafter Diskussion. Herr Ingenieur O. Lilienthal berichtete in sehr dankenswerter Weise über Erfahrungen und Ergebnisse der Volkstheaterbewegung. Was Schule und Kirche dem gemeinen Manne versagten, das müsse das Theater nachzuholen suchen, indem es ethische Bildung durch Kunstgenuß gewähre. Unter Berufung auf die Broschüre von Wilh. Meyer „Das 10 Pfennig Theater" legte der Redner dar, wie man die praktische Probe auf jene theoretische Forderung gemacht habe. Im Jahre 1892 sei das frühere Ostend-, jetzt Nationaltheater mit 1050 Sitzplätzen für den Zweck der Volkserziehung eingerichtet worden. Die Preise der Plätze wären 10—50 Pfennige gewesen. Bei wöchentlich 2—3 Vorstellungen habe man stets ein fast ausverkauftes Haus gehabt. Das Repertoir war das klassische. Sehr wohlthuend sei für den Beobachter die Haltung des Publikums gewesen, das große Genußfähigkeit mit ernstem Bildungsstreben verbinde. Die Medicin ethischer Bildung werde hier gleichsam in der angenehmen Schutzkapsel des Vergnügens genommen. Außer den Klassikern müßten auch moderne Tendenzstücke von sittlichem Gehalt gegeben werden. Die Erfahrung habe gelehrt, daß ein solches Theater sich selbst erhalten könne. Das Schillertheater sei, trotz der besten ähnlichen Bestrebungen, nicht für die große Menge, die sich auf Abonnement und Preise von 40 Pfennige bis 1 Mark nicht einlassen könne. Herr Julius Türk, Mitbegründer der „freien Volksbühne" beklagte, daß der Redner die Vorgänger in der Volkstheaterbewegung nicht erwähnt habe. Schon 1890 sei die freie Volksbühne gegründet worden; aber die Grundsätze derselben seien doch andere. Nicht um billige Klassikervorstellungen handele es sich, die auch früher da waren, sondern darum, daß die Arbeiter ein Theater für sich, ohne Klassengegensätze, ohne Platzunterschiede, mit eigenem Repertoir, unter eigener Leitung hätten. Er wendet sich entschieden gegen jeden Versuch, das Volk durch das Theater zu „ethisieren." Nicht Erziehung, sondern ein edles Vergnügen suche dasselbe dort. Die Klassiker, ein Shakespeare, Schiller, Lessing, Goethe, seien durchaus tendenziöse

Dramatiker gewesen, nur daß damals das Bürgertum, jetzt der vierte Stand nach Gleichberechtigung ringe. Auch dieser wolle seine Dichter auf der Bühne sehen. Nach der finanziellen Seite sei ein derartiges Theater mit 3000 Plätzen à 20–30 Pfennige bei großer Sparsamkeit lebensfähig, aber das Prinzip der Gleichheit aller Plätze, eines wesentlich modernen Repertoirs unter Heranziehung der Klassiker, soweit sie tendenziös seien, und die volle Autonomie in der Leitung müsse aufrecht erhalten werden. Das Schillertheater entspreche trotz seiner Verdienste für den Mittelstand weder in seiner Geschäftsführung noch im Repertoir einer Volksbühne. Gegen die Behauptung, die Klassiker wären tendenziös, wandte sich Professor Bruno Meyer in längerer Ausführung. Die gewaltsame Gleichmacherei der Plätze sei im Theater so wenig, wie sonst angebracht. Eine Volksbühne sollte nicht nur für den Arbeiter, sondern für das ganze Volk da sein. Es sei ein Verbrechen an der Volksseele, sie bis in ihre Vergnügungen hinein mit Klassengegensätzen zu verfolgen. Herr Jaffé wies darauf hin, daß das Schillertheater doch sicher Tausenden, die bisher ohne Kunstgenuß waren, diesen gespendet hätte; dabei komme es doch nicht darauf an, ob dies kleine Handwerker, Kaufleute oder Arbeiter gewesen wären. Herr Lilienthal resumierte die Debatte dahin, daß alle Redner die Ausbreitung des Theatergenußes auf die weitesten Kreise wünschten. Das Prinzip völliger Unentgeltlichkeit sei von niemand behauptet worden. Daß man zunächst auf Klassiker zurückgreife, habe seinen guten äußerlichen Grund: die Befreiung von Tantièmezahlung. Der moralische Einfluß des Dramas werde, ob gewollt oder nicht, doch niemals völlig nichtig sein.

In Vertretung des durch Krankheit verhinderten Dr. Max Hirsch sprach vor der sozialen Gruppe Herr Geheimrat Professor Foerster über die zukünftige Entwickelung der civilisierten Gesellschaft. Zukunftshoffnungen seien ein gefährliches Thema! Da jedermann vom Siege seiner Weltanschauung das Beste erwarte, prallten hier die Gegensätze hart aufeinander. Dagegen sei die Unmittelbarkeit und Gemeinschaftlichkeit der nächsten Ziele etwas Einigendes. Auf diese also müßte man sich, unter weitgehender Toleranz für die über das nächste Ziel hinausschießende Begeisterung, zu einigen suchen. Unter Berufung auf seine im 2. Heft des 2. Jahrgangs der „Mitteilungen" abgedruckten Ausführungen über ethische Kultur und soziale Organisation besprach der Redner die Unmöglichkeit, durch bloße Interessengemeinschaft bereits ein sittliches Solidaritätsbewußtsein hervorzurufen. Die Verachtung der ethischen Reformation werde in demselben Maße bedenklicher, als man eine Umgestaltung oder Aufrechterhaltung der herrschenden Zustände durch Gewalt anstrebe. Die allmälige Reform des Wirtschaftslebens sei mit wissenschaftlicher Nüchternheit und ohne unhistorische Übertreibung der noch vorhandenen Mängel ins Werk zu setzen. Nicht die Idee einer abstrakten Gleichheit der Menschen dürfe das Treibende bei der Beseitigung der drückendsten Ungleichheiten in der Lebenslage sein, sondern die Teilnahme am Wohl und Wehe der Anderen, speziell die Mitfreude. Das Ziel der nächsten Gesellschaftsentwickelung sei die Verbindung von Sicherheit und Stetigkeit der Lebensgestaltung mit ihrer Freiheit und Entwickelungsfähigkeit, oder das Problem Beharrungsvermögen und Fortschrittsfähigkeit zu verschmelzen. Beide schienen sich auszuschließen, da Entwickelung leicht Störung der Harmonie, Sicherheit aber innere Gebundenheit mit sich bringe. Heute bestehe leider ein Unmaß wirtschaftlicher Freiheit verbunden mit einem Unmaß sittlichen Zwanges; die Zukunft verlange höhere wirtschaftliche Sicherung gleichzeitig mit weitestgehender sittlicher und geistiger Freiheit. Nur durch freiwillige Unterordnung des Einzelnen unter die Gesamtheit sei dieses Ziel zu erreichen. Die Illusion, in der die heute noch herrschenden Mächte schwebten, als ob ihnen ihre wirtschaftliche Ungebundenheit auch sittliche Freiheit biete, müsse von der ethischen Gesellschaft überall bekämpft werden, ebenso die gleiche Täuschung, als ob es nur der wirtschaftlichen Sicherung bedürfe, um überall ethische Entwickelung hervorzurufen. Zum Schluß betonte der Redner, wie die Entwickelung einer über die nationalen Verbände hinausgreifenden Weltwirtschaft die Bürgschaft des inneren und äußeren Friedens in sich trage. In der Debatte hob Herr Jaffé die Verdienste der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung trotz aller ihrer Mängel hervor: so habe sie die früheren Hungersnöte beseitigt. Herr Schäfer skizzierte das Reich der Humanität als das Entwickelungsziel der heutigen Gesellschaft. Im Schlußwort replizierte Herr Professor Foerster, es sei natürlich nicht möglich gewesen, alle Zukunftshoffnungen hier zu entwickeln; gegen das Gute der bisherigen Wirtschaftsordnung verschließe er sich nicht, nur würden die früheren Hungersnöte jetzt durch die Nöte der Arbeitslosigkeit und der Industriekrisen aufgewogen; Sozialismus und kommunistische Gleichmacherei seien von einander völlig verschieden. —

Dr. R. Penzig.

Briefkasten.

Herrn T. R., Berlin. Sie meinen, ich solle nochmals auf Herrn Prof. Lehmann-Hohenbergs Artikel in Nr. 120 der Versöhnung entgegnen; denn er biete doch gar zu starke Blößen und verwische den von mir betonten Unterschied völlig in allgemeinen Reden. — Sie haben ganz recht; aber eben darum lohnt es sich nicht, darauf einzugehen. Lesen Sie aufmerksam folgende Sätze: Erst sagt Herr Prof. L. H., mein Satz „gar keine Bevormundung" klinge „auf dem Papier sehr vernünftig, in der Praxis aber bleibe man damit stecken." Dann heißt es: Autorität bedeute „noch nicht Vergewaltigung und Bevormundung im schlechten Sinne". Wissenschaftliche Ergebnisse und sittliche Prinzipien, denen keine Autorität innewohne, seien „Phrasen". — Letzteres ist ganz unsere, ist v. Egidys Ansicht; diese innewohnende Autorität der Gründe, durch die man nicht „vergewaltigt", nicht im „schlechten Sinne bevormundet", hatte ich ja gerade vertreten. Wenn das Herr Prof. Lehmann-Hohenberg jetzt zugiebt, trotzdem er mich eben noch belehrt hat, daß man in der Praxis damit stecken bleibe, so habe ich wahrlich zu weiterer Polemik keinen Grund.

F. Staudinger.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 9. Mai 1896.	Nr. 19.

Inhalt: Shylock. Von Fr. Staudinger. — Zur sozialdemokratischen Maifeier. Von E. Henle. — Das Nichtarbeiten. Von M. L. Tolstoi. Ref. von Jeannette Schwerin. — Frühling. Von F. T. — 65 %. Von E. Ponticelli. — Vermischtes: Die Einwände gegen die 8 Uhr Ladenschlußstunde. — Bücherbesprechungen: Max Hirsch, Die Entwickelung der Arbeiterberufsvereine (R. Penzig). Paul von Gizycki, Vom Baume der Erkenntnis (Martin Keibel). — Aus der ethischen Bewegung. Der dritte ordentliche Gesellschaftstag. Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur.

Shylock.

Von Professor Dr. F. Staudinger in Worms.

Was hat Shylock in der „Ethischen Kultur" zu suchen? Judenhetze treiben wir hier nicht und Judenverherrlichung ebensowenig. Welchen Wert hat es also sich in den Streit zu mischen, ob Shylock tragisch oder komisch aufzufassen ist, ob man ihm vor Gericht Recht oder Unrecht gethan hat?

„The poor man is wronged!" (dem armen Manne geschieht Unrecht!) so rief nach H. Heine eine blasse Britin im Drurylanetheater weinend aus. — Der Bestie in Menschengestalt ist gar kein Unrecht geschehen! so ruft Pfarrer Bonus von Großmuckrow (Niederlausitz) in den „Preußischen Jahrbüchern" (1896, III). Shylock ist diesem der Typus des mittelalterlichen, stumpfsinnigen, gierigen, haßerfüllten Judentums, welches nicht, gleich den ersten Christen, verstand, in Liebe auch gegen den Feind die Unterdrückung zu überwinden.

Ich gestehe, daß ich mich Heine nicht anschließen und sagen kann, dem Shylock geschehe Unrecht, — Unrecht, wenn man mit dem Vergeltungszollstab mißt. Aber ich kann auch nicht sagen, daß die, welche ihn verurteilten, recht hatten. — Ein vorwiegend tragischer Charakter ist Shylock trotz alledem, und diejenigen Darsteller, die ich ihn von dieser Seite nehmen sah, schienen mir die Absichten des Dichters besser zu verstehen, als ein sonst trefflicher Schauspieler, der ihn in diesem Winter gewaltsam ins Komische hinüberzerrte.

Die Frage ist, ob denn Shakespeare in diesem Stücke überhaupt hat moralisieren wollen? Ich glaube kaum. Er stellt einen Juden dar, erfüllt von dem ganzen toten, freudlosen Formalismus, dem Erwerbsfanatismus, dem satanischen Haß gegen seine Verfolger, den ein Jude unter gegebenen Umständen haben konnte, ja haben mußte. Und er stellt Christen dar, leichtlebige und melancholische, die mit recht netten menschlichen Seiten eine tiefe Verachtung gegen den schmutzigen Gesellen verbinden — natürlich nicht, weil er ein schmutziger Gesell, sondern weil er ein schmutziger Jude ist. Diesen betrügen, bestehlen ist ihnen ein lustiges Witzchen, wie es den Studenten von ehedem eins war, wenn sie dem Herrn Professor eine Gans vom Fensterladen abhängen konnten. Daß die Sophistik Portias den Antonio befreit und den Juden vernichtet, thut nicht etwa dem Rechtsgefühl, sondern der Liebe zum Freund und der Schadenfreude gegen den Geschlagenen wohl. Dem Rechtsgefühl hätte es ja genügt, einen so tollen Vertrag einfach als ungiltig zu erklären; — aber wo wäre denn die feine Charakteristik der Personen geblieben, wenn Shakespeare seinen Juristen ein so modern ausgebildetes Rechtsbewußtsein geliehen hätte?

Nein! Shakespeare wollte nicht moralisieren! Er wollte Menschen zeichnen, Menschen, wie sie unter den von ihm angenommenen Verhältnissen und Voraussetzungen denken und empfinden, handeln und leben mußten. Selbst der Zug, der wohl modernem Empfinden am widerwärtigsten ist, — daß der haßerfüllte Jude sich muß taufen lassen — für jene Zeit war er wohl nicht so empörend. „Wenn's Kind getauft ist, geht der Deubel weg!" belehrte mich einmal in Knabentagen ein alter Taglöhner. Und so mögen die Leute, die Shakespeare zeichnet, ganz naiv ebenfalls gedacht haben.

Von einer „Justifikation einer unglücklichen Sekte", welche „von der Vorsehung aus geheimnisvollen Gründen mit dem Hasse des niederen und vornehmen Pöbels belastet war und diesen Haß nicht immer mit Liebe vergelten wollte", von dieser Justifikation, die nach Heine des Dichters Genius dem Dichter unbewußt vollzog, sehe ich in der That gar nichts, auch nicht eine Probe. Ich glaube wirklich, daß weder der Dichter noch sein Genius davon wußte. Aber ebensowenig kann ich mit dem christlichen Pfarrer eine Gegenüberstellung jüdischen, erbarmungslosen, keine Verzeihung kennenden Hasses und christlicher Ergebenheit und Treue darin sehen. Hat nicht Antonio, wie ja Bonus selber sieht, noch angesichts des Todes die alte Verachtung gegen den Juden? Hätte nicht Shylock im umgekehrten Fall eben so ergeben dem Tode entgegensehen mögen? Wer will darüber urteilen? — Das sind Konstruktionen, blinde Konstruktionen an einem Kunstwerke, das man für seine Parteimeinung zurechtschneiden möchte, statt es zu verstehen; dürre Reflexionen, wie die des biederen Franz Horn, der, nach Heine, sich wundert, daß die guten Freunde dem Antonio nicht längst beigesprungen sind, ehe der Verfalltag kam; Naseweisheiten von Klüglingen, die nicht einfach und naiv die Bedingungen so nehmen können, wie sie der Dichter giebt, sondern stets fragen müssen: „Wenn der Topp aber nu en Loch hat?"

Aber nochmals: „Was hat das mit Ethik zu schaffen?"

Ich glaube: recht viel! Daß eben die Parteimeinung sogar ein Kunstwerk ausbeutet, das mit Parteimeinung gar nichts zu thun hat, ist schon nicht bloß eine ästhetische, sondern eine ethische Angelegenheit. Aber nicht darum, weil das am Kunstwerk geschieht, möchten wir jene Gedanken unter die Lupe nehmen. Es gilt hier ein höheres. Es ist hier im Kleinen, im Einzelnen ein typisches Beispiel gegeben, wie der Mensch dem Einzelzweck, dem Parteizweck die höheren Gesichtspunkte zu opfern pflegt — die Gesichtspunkte rein menschlichen Verstehens und Einlebens in den Anderen.

Wir thun's so gern, wir alle, — niemand kann sich davon freisprechen — daß wir einen Menschen, ein Naturding, ein Kunstwerk leicht danach beurteilen, ob es uns nützt oder schadet, wohl thut oder übel will. Dem Kinde freilich ist das, was es schmerzt, stets böse, das, was es erfreut, stets gut, und wenn's ihm den Magen oder die Seele verdürbe. Dem Urmenschen mag ja wohl der Stein, der seine Hütte zer-

schmetterte, ein böser Feind, das Meer, das ihm die Fische lieferte, ein guter Freund gewesen sein. Aber wir sind keine Kinder, keine Urmenschen mehr. „Andre Zeiten, andre Sitten, andre Sittlichkeit, andres Recht" — sagt eben derselbe Pfarrer Bonus in seinem Büchlein: „Zwischen den Zeilen; dies und das für besinnliche Leute". Denn der Mann ist ein feiner Kopf und von großem und tiefem Gemüt, wenn er auch mehr als nötig über Heine schilt, den er seinerseits nicht begreift. Und weil er so schöne und feine Züge hat, darum dürfen ein paar so plumpe Urteile von ihm billig in Erstaunen setzen. Der Geist des Jehova, den er in Shylock bekämpft, kommt da über ihn; ist er doch so weit gegangen in dem Aufsatz der preußischen Jahrbücher, daß er die kämpfende Religion verherrlicht und den Juden die Alternative stellt: — Assimiliert euch mit uns durch Übertritt, oder wir müssen euch ausmerzen. —

Indes müssen wir Menschlein es nicht so machen? Wir müssen doch, wenn wir nicht zu Brei zerfließen wollen, auf einem Standpunkt stehen, den wir für recht halten, und von dem aus wir die anderen Standpunkte verwerfen; auf einem festen, gediegenen, aus innerem Kampf und innerer Besinnung, aus Fehl und Suchen, aus Angst und aus Liebe gewonnenem Standpunkt, den wir festhalten mit unserer Seele, für den wir einstehen, mag da kommen, was will, für den wir kämpfen, mag da zergehen, was unsere Glut nicht ertragen kann.

Ja, das müssen wir, ganz gewiß! — wir müssen es, wenn wir Menschen sein, unsere Menschenwürde wahren wollen. Und ich schelte keinen, der solchen Standpunkt hat, möge er auch dem meinigen noch so zuwider sein.

Aber Standpunkt und Standpunkt sind zweierlei: Nach dem Standpunkte, den ich die Parteimenschen einnehmen sehe, ist immer nur das eine richtig und alles andere falsch, immer nur das eine gut und alles andere bös, immer nur das eine verehrenswert und alles andere Thorheit — immer nur das eine — ihre Parteimeinung — Gott für sie. Und diesem Gotte, ihrem Moloch, schieben sie das andere, die Anderen in den Rachen.

Es giebt aber auch eine Meinung — sie ist erst im Werden und Entstehen — und doch schon so alt — ich glaube, ein gewisser Sokrates und ein gewisser Jesus von Nazareth und noch einige dieses Schlages haben sie wenigstens ahnend und fühlend gekannt, — die ist keine Parteimeinung, wenigstens keine Parteimeinung in dem gemeinen ausschließlichen Sinne des Worts; sie ist allumfassend in Liebe und Verstehen und doch so fest und sicher in sich gegründet, daß nichts sie erschüttern kann: sie nennt sich Humanität.

Ein schönes Wort! ein mißhandeltes Wort! Viele nennen es und wissen gar nichts davon. Sie predigen Humanität in ihren Hallen und möchten den Arbeiter, der da strikt, mit Polizeimacht zu Paaren treiben; sie reden von Menschenliebe und freuen sich, wenn sie ein armes Nähmädchen ergattert haben, das ihnen die Schnupftücher um fünf Pfennige billiger säumt; sie preisen die Gewissensfreiheit und möchten am liebsten zu jedem Frühstück einen Jesuiten verspeisen. Daß Humanität eben darin besteht, daß man jede freie Meinung ertragen, ertragen nicht nur, nein, ihr gleiches Licht, gleiche Luft gewähren muß, wie der eigenen Meinung: dafür haben sie kein Verständnis.

Sollen wir aber darum Meinungen, die uns als falsch, als verworren, als bedenklich erscheinen, nicht bekämpfen? O ganz gewiß! Das thue ich ja eben auch, und möchte es zuweilen recht nachdrücklich, — aber eben stets unter dem Gesichtspunkte nicht der Partei, sondern der Humanität.

Die doch auch Partei ist! — höre ich sagen.

Meinethalb — aber es ist ein Unterschied der Weltanschauung dabei.

Welcher Weltanschauung?

Ich will versuchen, es im Bilde klar zu machen.

Die Bauern eines Dorfes bauten ihr Land auf die hergebrachte Weise, wie sie es von den Voreltern gelernt hatten. Das ging eine Weile so, aber dann ließ der Ertrag nach, sie mochten machen, was sie wollten. Da war ein weiser Mann unter ihnen, der sprach: „Ihr müßt euren Acker mit den Abfällen eurer Ställe und Höfe düngen." — Aber sie gerieten in Wut, daß der Mann ihnen so etwas zumutete und schlugen ihn tot. Dann aber probierten es einige erst heimlich, und es sprach sich herum, und endlich that es das ganze Dorf und die Äcker gediehen zusehends. Da sagte man, der Mann, den sie totgeschlagen hatten, müsse ihnen wohl vom Himmel gesendet gewesen sein.

Nach einer Weile aber ließ der Ertrag wieder allmählich nach, und niemand wußte, was helfen könnte. „Eurem Boden fehlt Kalk", sagte ein Mann, der zufällig ins Dorf gekommen war. Aber sie sagten, einen so gefährlichen Menschen, der es besser wissen wolle, als sie alle, müsse man einsperren; und mit genauer Not entkam der Fremde. Als nun ein Bauer ein neues Haus baute, schüttete er den Mörtel des abgerissenen Hauses auf seinen Acker und siehe da: die Frucht gedieh herrlich. Nun fuhren sie alle Kalk auf ihre Äcker, massenweise, und die Kalkbrenner im Nachbarorte machten gute Geschäfte. Dem Mann aber, der geflohen und im Elend gestorben war, setzten sie ein Denkmal auf ihrem Rathaus.

Und nochmals kam eine Stockung. Da wußten sie wieder nicht, wie das zuging und kalkten bis zum Unsinn — aber es wollte nicht besser werden. Endlich riefen sie sich einen berühmten Mann aus der Stadt, der, wie man sagte, jeden Boden auskannte, wenn er ihn nur ansah, und der gleich wußte, was ihm fehlte. Der kam und machte allerlei Hokuspokus, wie die Bauern meinten, mit Graben und Entnehmen von Erdproben und ging dann wieder in die Stadt. Und dann kam ein langer Brief, darin stand, daß dem Boden im unteren Feld die Phosphorsäure und oben rechts das Kali und oben links der Stickstoff fehle und gab lange Rezepte, wie dem abzuhelfen sei. Bei dem Brief lag eine lange Rechnung „für chemische Untersuchungen", und die Bauern kratzten sich gewaltig hinter den Ohren. Denn die Rechnung kostete viel Geld und die Sachen, die sie anschaffen sollten, noch viel mehr. Aber einer nach dem anderen biß in den sauren Apfel, und das Ding bewährte sich, wenn sie auch anfangs ein paar Dummheiten machten. Da kam der Chemiker einmal herüber, und die Bauern zogen respektvoll die Mütze ab.

Er aber sagte: „Meint nun aber nicht, liebe Leute, daß ihr jetzt nur alle Jahre mein Rezept einfach zu wiederholen braucht. Der Boden, der heute Kali bedurfte, bedarf nächstes Jahrzehnt vielleicht keinen mehr, dafür aber Phosphor, und darum müßt ihr immerfort untersuchen und prüfen, was für den Acker im allgemeinen not thut. Aber ihr müßt auch prüfen, was für die Früchte im besonderen ersprießlich ist. Für die eine Frucht kann Gift sein, was der andern nützlich ist. — Seht, das ist der große Unterschied der heutigen Methode von allen früheren: Heute schert man nicht alles über einen Kamm, sondern prüft wissenschaftlich, was da und dort, was zu diesem und zu jenem Zwecke erforderlich ist. Bei euren alten Methoden aber machte man's immer, wie der Vater und der Großvater es gemacht hatte, und es fiel keinem ein, daß das, was für den Großvater gut sein konnte, heute ein Schaden sein mag. Damals war's freilich bequemer: heute ist beständiges Selbstbeobachten, Selbstprüfen, Befreiung von aller Schablone von nöten; aber dadurch wird euer Ackerbau auch erst frei vom Einfluß des Zufalls und kann euch Erträge geben, von denen die Väter nicht zu träumen wagten."

So sprach der Chemiker, und die Bauern nickten ganz andächtig, und in den klügsten von ihnen begann es heller zu werden.

Was war aber geschehen? An Stelle hergebrachter, starr und autoritativ werdender Methoden war eine ganz, ganz neue Methode gesetzt worden. Die sagte nicht: Ihr sollt es unverändert so oder so machen; sie gebot gar nichts; sie sagte nur: Wenn ihr die oder jene Erfolge erzielen wollt, so müßt ihr die Ursachen erkennen, die sie bedingen, und die Mittel aufsuchen, die sie erreichen helfen. An Stelle des Zwangs

der Autorität war der Zwang der vernünftigen Erwägung, war die Beherrschung der Ursachen, war Freiheit getreten.

Auf dem Ackerboden der Menschheit heißt dies Streben: Humanität. Die gebietet einem Volksstamm, der nicht assimiliert ist, nicht: Laß dich zerschlagen oder hinauswerfen; die fragt: Welche Mittel der Assimilation giebt es, durch die wir die Widerstände unberechtigter Einseitigkeit überwinden können. Und ihre Antwort lautet: Das geht nur dann, wenn wir nicht nur dessen Glieder, sondern vor allem uns selber umbilden können zu dem Geiste wissenschaftlicher und zugleich liebevoller Welt- und Menschenbetrachtung, zu dem Geiste der Humanität. Wir lächeln, wenn ein Pfarrer Bonus meint, ein fremder Volksstamm müsse sich kopfüber zu unserer Religion bekehren. Wir wissen, daß das Glied dieses Stammes in anderen Formen erwachsen ist wie wir, daß sich an die von Jugend auf geübten Formen Pietätsgefühle, Erinnerungen anknüpfen, die sich an andere Formen nicht mehr anranken lassen, selbst dann nicht, wenn man jene Formen nicht mehr als bedeutungsvoll ansieht. Wir wissen auch, daß selbst der vorurteilsfreieste Mensch noch andere Menschen neben sich hat, die er lieb hat und die ihn lieb haben, mit denen er dieselbe Luft atmen, sich in denselben Formen bewegen möchte, wenn sie auch ihm kein Gebot und kein Glaube mehr, sondern nur noch Symbol und Gleichnis geworden sind.

Wir werden ihm darum niemals sagen: Tritt zu uns über: Ackre deinen Acker, wie wir es thun. Aber wir werden ihm sagen: Wenn du zur Gemeinschaft der Geister gehören willst, die die Zukunft bauen, wenn du zur Gemeinschaft der Diener der Humanität gehören willst: dann darf dir deine Form nicht mehr etwas ausschließliches sein, nichts mehr, was dich absperrt von deinen Mitmenschen, nichts mehr, was dich hindert, stets die bessere Methode deiner Seele Acker zu bauen, freudig willkommen zu heißen.

Shylock hielt sein Volk für das allein erwählte, darum haßte er die Andersgläubigen. Der christliche Pfarrer, ein Mann von weitem Blick, der sogar erkennt, daß religiöse Anschauungen „unter dem Druck sozialer Verhältnisse" zustande kommen — der stellt doch den Andersgläubigen, den Juden mit aller Energie vor die Frage: „Assimilation oder Ausscheidung!" Selbst ein so freier, feiner Geist kann das thun, selbst er muß dem ihm in der Seele verhaßten Geiste Shylocks seinen Tribut bezahlen! Er bringt es noch fertig, das Siegfriedsideal, das Ideal der rauhen Tapferkeit und sonnigen Liebe und Treue mit dem Jakobsideal der listigen Berechnung zu vergleichen und daraus den Gegensatz von Christentum und Judentum zu entwickeln. Warum stellt er nicht Gideon dem Siegfried und die diebischen Werber der Mutter Gudruns dem betrüglichen Werber Rachels entgegen? Freilich, da ließe sich der Gegensatz zwischen deutscher Roheit und jüdischer Verschlagenheit nicht so glänzend charakterisieren.

Shylock, man hat dir unrecht gethan! Steckt dein Geist noch in solchen Männern, in mir, in uns allen am Ende, — mir bangt fast darum! — wie darf man dann dich verdammen!

Aber der christliche Pfarrer muß doch eben seine Religion hochhalten — muß, nicht im Sinne der Heuchelei, sondern aus innerem Zwang. Er muß glauben, daß die Dogmen „gegen das, was wir Vernunft nennen, incommensurabel, unvergleichbar" seien, daß sie „als Ausdrücke religiöser Überzeugungen zu werten, also nie vor das Forum der Vernunft zu stellen" seien. Er kann, und wenn er auch noch so frei dächte, nicht verstehen, daß „religiöse Überzeugung" doch auch eine Überzeugung ist, die sich in Vorstellungsform bewegt und demnach mit dem Maßstabe zu messen ist, mit dem wir Vorstellungen wissenschaftlich zu messen, zu untersuchen haben auf ihr wissenschaftliches Recht. — Ich glaube unser Pfarrer müßte nicht, aber er thut es. Er spricht von „Gottes Walten", aber er will uns zumuten, daß wir das als „incommensurabel" ansehen. Er betont, daß „der Gedanke an Gott, der Glaube an ihn" ein Motiv sei, das im Leben so stark und stärker wirken kann, als jeder menschliche Trieb, aber er will uns wehren, dieses Motiv auf seine wissenschaftliche und sittliche Berechtigung zu untersuchen. Er erkennt die materialistische Geschichtsauffassung, welche die „sozialen Motive auch in scheinbar rein religiösen Bewegungen" aufsucht, an; aber er kann's fertig bringen, denen, die das thun, die ungeheure Thorheit in die Schuhe zu schieben, daß sie die Wirksamkeit solcher Motive leugnen. „Der überzeugteste Darwinianer," so sagt er, „wenn er die Entstehung der geistigen Fähigkeiten noch so einleuchtend geschildert hat, kann damit diese Fähigkeiten selbst und ihre ungeheuren Wirkungen nicht aus der Welt schaffen." — Solcher Kampf gegen Windmühlen! — Der dümmste Darwinianer wird sich nicht einbilden, daß er damit die Wirkung religiöser Motive wegschaffte.

Aber ein anderes ist, ich wiederhole es, diese religiösen Motive erkennen, und ein anderes, sie wissenschaftlich für gerechtfertigt halten. Genau ebenso, wie es ein Unterschied ist, ob ich die ungeheuren Wirkungen des Religions-, des Rassen-, des Nationalitätsbewußtseins erkenne, und ob ich in Untersuchung ziehe, inwieweit sie sittlich berechtigt sind. Ich sehe wohl die Motive, aus denen der Kulturkampf, das Sozialistengesetz entstanden ist, aber ich sehe auch, daß sie gerade auf die Veranstalter dieser Verfolgungen von dem sittlich bedenklichsten Einfluß gewesen sind. Leugne ich etwa damit ihre ungeheure Macht und ihre Wirkung?

Aber ich verurteile sie. — Somit bin ich auch noch nicht zu dem Standpunkte vorgedrungen, dem alles begreifen, alles verzeihen heißt — noch nicht zur Humanität?

Aber die Humanität ist auch streitbar, streitbar wie die Religionen; ich sagte das schon. Freilich ihr Streit ist anders, als der der Religionen bislange gewesen ist. — Die Humanität in ihrem unerbittlichen Streben, alles, alles ohne Ausnahme wissenschaftlich zu begründen, und die höchste Kraft des Gemüts und des Willens in die Hingabe an dies, ihr Ideal, zu legen: sie ist nicht tolerant. Sie ist, wie der Franzose Guyau sagt, die intoleranteste der Religionen; aber nicht, indem sie ihre Widersacher verbrennt oder nur benachteiligt, sondern indem sie ihre Irrtümer allmählich mit der Kraft der Wahrheit und Liebe verzehrt.

Und diese Flamme verzehrt ganz unmerklich; sie hat auch bei Pfarrer Bonus schon vieles verzehrt, was man noch vor kurzem als zum christlichen Glauben unerläßlich ansah. Sie wird noch mehr verzehren, bis nichts herrscht, als allein das erkannte Gesetz unseres Denkens, unseres Wollens, und die nur aus starker und dauernder Übung des Denkens und Wollens und Handelns hervorwachsende Blume des Gefühls.

Vor Zeiten war die Erde mit Nebel bedeckt und nur selten blickte einmal ein Sonnenstrahl durch dessen Wolken auf den Grund; und je heißer er einmal blickte, umso rascher schlossen sich wieder die Nebeldecken. So blickte die Sonne der Humanität schon öfters in großen Augenblicken der Geschichte und in großen Persönlichkeiten durch die Nebel, welche den Menschengeist verhüllten. Aber umso finstrer schloß sich die Nebeldecke des Wahnes wieder um sie herum. — Doch wie die Sonne dann trotzdem die Nebel der Erde besiegte und den Pflanzen ihr Grün und den Blumen ihre Farbe verlieh, so besiegt eben — wenn auch noch oft mehr blendend als Wege weisend — zum erstenmale, seit die Weltgeschichte redet, die Sonne der Humanität in größeren Massen des Volks die düstren Gewalten der Nacht, und freier beginnt der Mensch zum Himmel seiner Geisteswelt emporzublicken. Wohl wird es lange währen, bis sie ihn dauernd besiegt und immer werden noch Rückschläge kommen. Aber wir wissen doch schon, wie des Himmels Bläue über uns leuchten kann — und wenn noch oft Wolken die Sonne verhüllen mögen: es werden immer seltener lebentötende, immer öfter thauspendende, beruhigende Wolken sein, Wolken, nach denen die Sonne umso belebender scheint.

Das religiöse Fühlen — es wird nimmer vernichtet: aber es klebt nicht mehr an der Enge des Dogmas. Ja, wo das Dogma wirklich bereits bloß ein Symbol, eine Verkleidung ist — da ist's kein Schade mehr. Da verlangt man aber auch nicht mehr, daß ein jeder Mensch sich dieselben Symbole schaffe, und schilt nicht mehr das Gemisch der

Religionen, der nunmehr im humanen Sinne gedachten Religionen; so wenig man die Fülle der Blumen schilt. — Man glaubt dann nicht mehr engherzig, das eigene Symbol sei das allein richtige, das man für sich bewahren und Anderen nicht gönnen möchte, wie es das engherzige Altjudentum thut; und man meint nicht, wie das streitbare Christentum, diese Symbole alle müsse man brechen oder ausscheiden, um alle Menschen für das einzige Symbol der Christuserscheinung zu gewinnen, in ihr allein der Menschheit Ideale aufzurichten, in ihr allein „das Ideal“ zu sehen.

Der Menschheit Ideal ist zu groß, zu umfassend, als daß man es in einem Menschen verkörpern könnte. Es wächst mit dem Wachstum der Aufgaben in der Menschheit. Was im Christusideale Glut der Empfindung, Liebe und Opfermut, Hingabe an die Wahrheit des inneren Menschen und Erbarmen mit dem Elend war: das ist's auch heute noch. Aber vieles ist hinzugekommen, der Gedanke der wissenschaftlichen Ordnung des Erkennens und der Gedanke der gesellschaftlichen Ordnung des Lebens, in der die Menschenliebe ihr Ziel und ihren Gipfelpunkt findet. Das ist nichts dürres und totes, nichts, das bloß kalt verständig ist und der Kraft der Gefühle entbehren könnte. Die besten der christlichen Gesinnungen finden hier doppeltes Leben und doppelte Bethätigung.

Wenn das Christentum noch Leben behalten soll, dann muß es sich einfügen in diesen weiteren Rahmen, sich ihm einfügen, aber nicht glauben, daß es ihn sich angliedern und die Andersfühlenden als „tote Steine im Acker“ behandeln könne. Wird dieser Gedanke in den Geistern, das ihm entsprechende Fühlen in den Herzen der weitesten Kreise wach: Dann erst fahre wohl, Shylock!

Zur sozialdemokratischen Maifeier.

Von C. Henke, Lederarbeiter in Berlin.

Die Festzeitung zur Maifeier 1896, welche von der sozialdemokratischen Partei 1 Bogen stark herausgegeben worden ist, enthält neben einigen Abhandlungen, Rückblicken auf das verflossene Jahr und einigen Erinnerungen aus der Zeit des Rücktrittes des Fürsten Bismarck, auch die Erlasse des deutschen Kaisers aus dem Jahre 1890. Diesen Erlassen voran stehen 9 der Grundforderungen zu einem Arbeiterschutzgesetz, wie sie im Jahre 1889 in Paris aufgestellt wurden.

Daß jene Erlasse dem Volke in das Gedächtnis zurückgerufen werden, ist sehr zeitgemäß, im Rückblick auf die in letzter Zeit behandelte Interpellation der konservativen Partei, bezl. der Verordnungen des Bundesrates für die Bäckereibetriebe. Jene Debatten haben leider wieder gezeigt, welche schwere Stellung die Regierung auch heute noch hat, wenn sie im Sinne der Kaiserlichen Erlasse auch nur das Kleinste leisten will, was ja nicht einmal den Arbeitern der Bäckereien allein, sondern, was Reinlichkeit und Schutz der Gesundheit der Konsumenten betrifft, dem ganzen Volke zugute kommt. In Rücksicht auf eine solche Kurzsichtigkeit der Gegner jener Regierungs-Verordnungen, — wenn man nicht noch Schlimmeres annehmen will, was entschieden näher läge, — müßte jeder Menschenfreund wünschen, daß die Flut der sozialdemokratischen Bewegung noch weiter stiege, wenigstens so hoch, daß jene Herren einsichtsvolleren Leuten Platz machen müßten.

Ob ein solcher Druck aber ferner noch von der sozialdemokratischen Bewegung ausgeübt werden kann oder nicht, dürfte lediglich von ihren weiteren Äußerungen abhängen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kann man sich beim Lesen der Maifestzeitung keinen großen Hoffnungen hingeben; es ist vielmehr zu erwarten, daß der Inhalt jener Zeitung die Leser mehr ernüchtert, als begeistert hat.

Daß man das, was in der diesjährigen Festnummer geboten wird, fast genau so, wenigstens dem Inhalte nach, in früheren, und im Laufe der Jahre in verschiedenen Leitartikeln u. dgl. gelesen hat, wäre nicht schlimm, wenn es gut wäre; denn Gutes zu wiederholen ist kein Fehler. Das Ganze aber ist nüchtern und langweilig. Es sind die alten Tiraden über die Schlechtigkeit des Bürgertums, das seine Ideale verleugnet; über das Schwinden des „fröhlich“-heiteren Sinnes aus dem Volksleben — als ob früher das Volk auf Rosen gewandelt wäre — u. s. w. Doch dies nur nebenbei. Dasjenige grade, was vom Volke am ehesten gelesen wird, weil es in der Form einer Erzählung den Verlauf der Feier zu veranschaulichen scheint, zeigt, welche geringe belletristische Kräfte der sozialdemokratischen Partei zur Verfügung stehen, oder auch welchen Geschmack die maßgebenden Personen ihren Lesern zumuten.

Die Quintessenz jener geistreichen Dichtung ist: Die Maifeier mögt ihr verbieten; aber, wir schlagen Euch ein Schnippchen. Nun, einen Guerillakrieg mit der Polizei führen auch andere Leute.

Der Inhalt jener Erzählung ist folgender:

Der Bürgermeister einer kleinen Stadt hat die Versammlung am 1. Mai verboten. Dafür hat der einzige Gemeindevertreter, welcher mit den „Roten“ sympathisiert, ein Geburtstagsfest auf seiner Wiese veranstaltet, zu welchem er alle umliegenden Orte, sowie die Einwohner seiner Stadt mit Einladungen bedacht hat. Während nun die Polizei die ihr verdächtige Geburtstagsgesellschaft überwacht, ahnt sie nicht, daß auf dem nahen „Hohenstein“ die wirkliche Versammlung, aber unangemeldet, stattfindet. Plötzlich um 12 Uhr mittags erkrachen von der alten Burgruine her die Böller, es fliegt an einer Schnur die geliebte rote Fahne empor; ein blonder Mann tritt auf und hält eine Rede, — warum man nicht lieber auch einen roten gewählt hat, ist nicht ersichtlich. — Danach ziehen die Massen, noch bevor sich die Polizei von ihrem Erstaunen erholt hat, in Marschtempo unter dem Gesange der Marseillaise zu Thal, denn auch die Feinde des Militarismus wählen gern ein militärisches Bild. Natürlich ziehen als Resultat dieser großartigen Kundgebung bei der nächsten Wahl neben dem ersten noch drei weitere „Rote“ in die Gemeindevertretung.

Dieses an sich harmlose Geschichtchen hat nur insofern Bedeutung, als es zeigt, wie wenig schöpferisch diejenigen sind, welche der alten Gesellschaft geistige Unfruchtbarkeit nachsagen und bei Neuerscheinungen auf litterarischem Gebiete so gern den besserwissenden Kritiker spielen. Allerdings liegen hier noch andere Ursachen vor, aus denen sich für den Eingeweihten der Mangel an dichterischer Kraft erklärt. Vornehmlich ist es das Cliquewesen in der Partei, und das Verlangen nach Unterordnung unter den „höheren“ Willen, genannt „Disziplin“, was lähmend und abstoßend auf weite Kreise wirkt.

Die Personenzeichnung erinnert stark an einen mit Karrikaturen besetzten Bilderbogen. Ob es wirklich solche Polizeibeamte giebt, wie sie hier geschildert sind, ist gleichgiltig; vom Standpunkte der „Gleichheit und Brüderlichkeit“ aber sollte man doch den Menschen auch im Beamten achten, zumal ja die niederen Beamten nur ausführende, streng gehorchende Personen sind. Wenn da der Dichter, neben einer jämmerlichen Personalbeschreibung des Beamten, diesen sehnsüchtig nach dem Fasse Bier blicken läßt, welches die „Proletarier“ sich geleistet haben, und ein naseweises Bürschchen ihm zuruft: „Wenz, haste Dorscht?“ so sollte der Dichter wenigstens einen anständigen Genossen daneben dichten, der dem Ungezogenen einen Klaps auf den Mund giebt, oder der Wahrheit näher zu kommen suchen, wonach die meisten Genossen beim Anblick der Polizei ruhig sind.

Aber so ist es: Wenn man nicht belehren kann, dann appelliert man an die niederen Instinkte; ist man nicht imstande, das Volk im ethischen Sinne für das Fest zu begeistern, dann erzählt man ihm einen Jux. So etwas sieht jeder gern. Hat ein Indifferenter das reizende Geschichtchen gelesen, dann geht er gewiß am nächsten 1. Mai auch auf die Wiese, um zu sehen, wie ein Polizeibeamter gehänselt wird. Ist dies dann Neugier oder Begeisterung?

Über den Bilderschmuck ist weniger zu sagen, zumal aus

ihm eine immerhin ideale Auffassung der Feier erkennbar ist. Sehr hübsch aber sind die drei kleinen Burschen, welche hoch in den Ästen eines Baumes sitzen und dort die große rote Fahne befestigen, auf welcher steht: Hoch! die Sozialdemokratie. — Ein bekanntes Wort fehlt in der Inschrift. Daß die wichtige Aktion des Fahneaufhissens kleinen Jungen übertragen wurde, ist sehr nett, denen kann man so etwas schon verzeihen. Hat der Zeichner aber auch wohl bedacht, daß ihm im heimlichen Parteiverfahren ein Dolus eventualis untergeschoben werden könnte?

Summa Summarum: Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

Das Nichtarbeiten.

Von M. L. Tolstoi. — Ref. v. Jeannette Schwerin.

„Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt wie im Orkus
Ohne Göttliches unser Geschlecht. Ans eigne Treiben
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt
Höret Jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm, rastlos; doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen."

An diese Worte Hölderlin's mahnt ein in französischer Sprache geschriebener Originalaufsatz von M. L. Tolstoi, in der Märznummer der Cosmopolis, jener neu erschienenen Zeitschrift, die es zu ihrer Aufgabe gemacht hat, bedeutsame litterarische Persönlichkeiten Deutschlands, Englands und Frankreichs zu einem musischen Dreibunde zu vereinigen.

„Le Non-agir" nennt Tolstoi seine Ausführungen, die auf eine Rede von Zola (1893) und einen Brief Dumas fils über den Geist der studierenden Jugend entstanden sind. Zola empfiehlt der Jugend die Arbeit als eine Art moralischer Anästhesie, um sich über das Chaos und die Leere des Lebens hinwegzutäuschen. Dumas empfiehlt die Pflege des Ideals, die Bruderliebe in Leben umzuwandeln und prophezeit, daß sich bei den Menschen, nachdem sie Alles versucht haben, diese Umwandelung des Gemüts rascher vollziehen wird, als man denkt. Tolstoi neigt sich dieser Ansicht zu. Er fragt, warum die Menschheit, der man seit dreitausend Jahren immer denselben Gedanken predigt, doch nicht aufhört, sich zu vernichten, statt sich zu lieben. Jeder sei heutzutage von der Wahrheit des „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" überzeugt, und doch scheine es, als ob die Prophezeiung Jesu an den Menschen unserer Tage wahr geworden sei: „sie haben Ohren, um nicht zu hören, und Augen, um nicht zu sehen."

Tolstoi glaubt, daß ein Hauptirrtum der Menschen in der Überschätzung der Arbeit liegt.*) „Ich bin immer darüber erstaunt gewesen, daß man, besonders in Europa, die Arbeit als eine Art von Tugend ansieht. Ich habe immer geglaubt, daß man es nur einem vernunftlosen Wesen, wie der Ameise in der Fabel, verzeihen kann, die Arbeit zum Range einer Tugend zu erheben und sie zu verherrlichen. Zola versichert, daß die Arbeit den Menschen gut mache; ich habe immer das Gegenteil gefunden . . . . Wer von uns kennt nicht die Menschen, die der Wahrheit und Güte nicht zugänglich sind, die nie Zeit haben, nicht nur das Gute nicht zu thun, sondern auch um sich die Frage zu stellen, ob ihre Arbeit nicht schädlich sei. Man sagt ihnen: Eure Arbeit ist nutzlos, ja, wirkt vielleicht verderblich, die und die Gründe sprechen dafür: haltet ein, untersucht sie einmal. Sie hören nicht auf dich und erwiedern ironisch: Sie können gut reden; aber habe ich Zeit, um zu diskutieren? Ich habe mein Lebenlang gearbeitet, und die Arbeit wartet nicht, ich muß eine Zeitung mit einer halben Million Abonnenten redigieren, ich muß die Armee organisieren, ich muß den Eiffelturm konstruieren, die Ausstellung in Chikago schaffen, den Panama-Isthmus durchstechen, Enqueten über Erblichkeit, Telepathie machen oder nachweisen, wie oft ein Autor so und so viele Male dieses oder jenes Wort gebraucht hat.

Die grausamsten Menschen sind die Neronen und Peter I. gewesen die stets thätig waren und nie in sich zurückgezogen, keinen Augenblick ohne Beschäftigung und ohne Zerstreuung blieben."

Tolstoi versucht nun, diese Ansichten in seiner tiefsinnigen und doch so schlichten Weise zu begründen und fragt dann nach dem Grunde des Widerspruchs, der seit Jahrhunderten zwischen der Erkenntnis von der Nächstenliebe und ihrer Bethätigung besteht. „Es liegt nicht daran, daß die Menschen heutzulage nicht das thun könnten oder thun möchten, was ihnen der gesunde Menschenverstand und die Gefahr der Gesellschaft, besonders aber das Gesetz dessen, den sie Gott und Gewissen nennen, gebieterisch diktiert; aber sie thun genau das, was ihnen Zola rät: „sie beschäftigen sich, sie arbeiten alle an einer seit lange begonnenen Arbeit, in der sie unmöglich einhalten können, um sich zu konzentrieren und über das nachzudenken, was sie eigentlich sein sollten." Alle großen Revolutionen im Leben der Menschen vollziehen sich in der Gedankenwelt. Sobald eine Umgestaltung im Denken der Menschen sich vollzieht, wird ihre Handlungsweise unmittelbar der Gedankenrichtung folgen, wie der Kahn dem Steuer.

Haltet einen Augenblick an, schaut um euch; bedenkt, was ihr sein sollt, denkt an das Ideal . . . welches weder übernatürlich noch unerklärter Natur ist. Denn das Ideal ist im Gegenteil das Natürlichste und das Gewisseste, was es für den Menschen giebt.

Das geometrische Ideal ist die vollkommen gerade Linie und der Kreis, dessen Radien alle gleich sind. Das wissenschaftliche Ideal ist die nackte, reine Wahrheit, das moralische Ideal ist vollkommene Tugend. Obwohl alle diese Dinge, die gerade Linie, die absolute Wahrheit wie die vollkommene Tugend, niemals existiert haben, sind sie uns natürlicher, bekannter und klarer, als alle unsere übrigen Kenntnisse; sie sind sogar die einzigen Dinge, die wir in Wahrheit und mit vollständiger Sicherheit kennen. Man sagt gewöhnlich, daß die Wirklichkeit das ist, was existiert, oder auch, daß nur das existiert, was wirklich ist. Ganz im Gegenteil. Die wahre Wirklichkeit, die uns wahrhaft bekannte, hat niemals existiert. Das Einzige, von dem wir mit Sicherheit sagen können, wir kennen es, ist das Ideal, und das hat niemals existiert. Dem Ideal verdanken wir es, daß wir überhaupt etwas kennen, und darum kann allein das Ideal unser Führer sein, dem einzelnen Menschen sowohl, wie der gesamten Menschheit."

In dem rein christlichen Ideal findet Tolstoi die Lösung für alle Menschheitsfragen und schließt seinen Aufsatz, dessen Gedankengang wir leider nur skizzieren konnten, mit den Worten:

„Damit das geschehe, und damit die Menschen sich ihrem Gewissen gemäß organisieren können, bedarf es keiner positiven Anstrengung; im Gegenteil, sie sollen nur aufhören, sich anzustrengen. Wenn die Menschen nur den zehnten Teil der Energie anwenden möchten, die sie auf materielle Beschäftigungen verwenden, die gegen ihr Gewissen sind, um die Anforderungen des Gewissens klar zu stellen, diesen Anforderungen so deutlich wie möglich Ausdruck zu geben, sie allgemein zu machen und sie vor allem praktisch anzuwenden, dann würde sich rascher und leichter jene Wandlung vollziehen, die Dumas vorausgesagt hat, und mit ihm alle Propheten. Die Menschen würden das Gute erwerben, welches ihnen Jesus verkündete: Suchet das Reich Gottes, und alles übrige wird euch überdies zufallen."

*) Die folgenden sehr charakteristischen Klänge von Tolstois Genius haben etwas Berauschendes, aber der Kern gesunder sittlicher Nahrung fehlt doch auch hier. Die tiefere Erkenntnis des Menschenwesens und der sittlichen Bedeutung der Arbeit wird von der ergreifenden Verdammung des Übermaßes der Arbeit gänzlich verdunkelt, und so wird trotz der herrlichsten Beredsamkeit die heilende Wirkung solcher Ausführungen mindestens zweifelhaft.
Die Red.

Frühling.

Der Frühling jauchzet wieder mir entgegen,
Die Knospen schwellen, fröhlich ist das Werden,
Aus Licht mit Lust entringt es sich der Erden,
Nun rauscht ihm sanft ein sonnenweicher Regen . . .

So werd' auch ich des neuen Daseins pflegen,
Und will Natur zerspringen, um zu leben,
Muß sich, was jung ist, groß und kühn erheben,
So dring' zu uns auch Himmels-Hauch und Segen,

Daß die Gedanken jung und frei sich regen.
Ihr geisterzeugten, wollt das Licht ihr scheuen?
Wollt ihr euch nicht des Augenblicks erfreuen?
Wart ihr zu lang' auf trüben Winterwegen? —

Ein neues Sein gilt's für uns zu erwerben,
Denn was uns täglich Leben heißt, ist Sterben,
Ein kümmerliches alte Schulden fristen —

Erobern laßt uns, was wir lang' vermißten,
Zieht aus, ihr Frühlingskinder, hellgewandet,
Aufs Weltmeer! Ob ihr scheitert oder landet! —

F. T.

65 pCt.

Von E. Ponticelli in München.

(Nachdruck verboten.)

Es war zur Zeit der Kornernte, glühend sandte die Sonne den ganzen Tag ihre Strahlen herab. Die Bauern arbeiteten fieberhaft auf den Feldern, denn weit hinten, am Saum des Gebirges, im „Wetterwinkel“, zogen schwarze Wolken herauf. Jeder wußte, was das bedeutete, spannte die letzten Kräfte an und trieb seine ermatteten Tiere vorwärts. Endlich war das Mögliche gethan, und totmüde suchten Menschen und Tiere ihr Lager auf, um neue Kräfte für die schwere Arbeit des nächsten Tages zu sammeln. Friedlich lag das Dorf zwischen den Vorbergen.

Da horch! Welch' ein Ton! Schreckensbleich fuhr der Hofbauer empor, voll Entsetzen der Häusler und der Knecht. Jeder kannte den Laut, das bedeutete Feuer! Feuer jetzt, wo die Scheunen gefüllt, die erste reiche Ernte nach schlechten Jahren fast unter Dach war! Alles stürzte ins Freie. Im Dorf brennt es nicht, Gottlob, aber da hinten loht es am nächtlichen Himmel empor, bald höher, bald niederer. „Es ist in A.“, sagt einer. „Nein in B.“, meint der zweite. „Kann auch weiter sein, aber thut nichts, wir müssen helfen,“ ruft der dritte, und rennt zum Stall, seine müden Gäule anzuschirren. Und dahin geht es nach wildem Durcheinander, voran die Spritze, auf Leiterwagen folgt, was das Dorf an kräftigen Männern aufweist. Die Menschen haben ihre Müdigkeit überwunden in dem Gefühl gegenseitiger Hilfsbereitschaft, bei den Pferden muß die Peitsche nachhelfen. So kommt man zum nächsten Dorf, da ist alles still, die Feuerwehr schon abgefahren.

Also weiter! Das Gewitter zieht immer drohender herauf, schon zuckt es da und dort grell durch die Wolken, endlich bricht es mit Macht los. Einzelne Pferde bäumen sich wild auf, andere stolpern vor Müdigkeit. Dem Bauern thun seine Tiere leid, er weiß, was sie ihm leisten und wie rasch ein Unfall passiert ist. Aber drüben flammt es wieder glutrot auf, also vorwärts! Man will den Anderen helfen, wie die helfen würden in der Not.

Endlich, nach Stunden, ist die Unglücksstätte erreicht. Ein großes Anwesen steht in Flammen, der ganze Ort ist bedroht. Doch schon lange arbeiten die Spritzen, aus der Umgegend kommen mehr und mehr Hilfsbereite an. Die Leute setzen ihre ganze Kraft ein. Es gelingt nach harter Arbeit, die schwer bedrohten Nachbarhäuser zu schützen, sogar einen Teil der schon brennenden Gebäude zu retten.

Aber teuer war der Preis. Drei kräftige Männer aus dem bedrohten Ort, die kühnsten und tüchtigsten der „freiwilligen Feuerwehr“, liegen unter dem glühenden Schutt des eingestürzten Stalles, bei den Tieren, welche sie retten wollten. Entsetzt schaut jeder nach der Stelle, es ist doch ein grauenvoller Tod, und warum? Weil man helfen wollte.

Erst gegen Morgen kehren unsere Wackeren in ihre Heimat zurück. Auch dort herrscht große Aufregung, denn während des Gewitters schlug der Blitz ein und zündete, zum Glück nur außerhalb des Dorfes, in dem Häuschen eines armen Taglöhners, das verbrannte, da fast keine Hilfe zur Stelle war. Mit Mühe konnte sich die Frau mit dem kleinen Kind und der Ziege retten.

Alles stand vor den Häusern und besprach das Unglück. „Ich leist' den Ab'brannten gern so und so viel Fuhren,“ sprach der Großbauer, „hätt's bei mir zünd', da wär' **Alles** hing'wesen, d' Ernt' und 's Vieh!“ — „„Kannst recht haben, Sepp,““ sagte ein Anderer, „„aber warum gehst nit in d' Versicherung?““ „Hab' auch schon d'ran dacht; aber sie nehmen mich ja gar nit, mit dem Schindeldach und den zwei Nachbarhäusern gleich daneben.“ „„Na, in H., wo's heut' brannt hat, da sind's All' versichert. G'holfen ham mer aber doch gern, mer wird doch die Leut ihr Sach nit z'sammebrenne lassen, wenn mer's wenden kann. — Aber jetzt thut' Gott beisamm, i bin totmüd, und in zwei Stunden mueß mer wieder ins Feld.““

Im „Pfälzer Hof“, dem ersten Gasthof der Hauptstadt, hatten es die Kellner heute notwendig. Souper des Aufsichtsrats der großen Y'schen Feuerversicherungsgesellschaft, das war etwas, woran Teilnehmer und Wirt gleichmäßig ihre Freude hatten. Exquisit mußte es sein, durfte aber auch etwas kosten. Man konnte es sich ja leisten — vorzüglicher Jahresabschluß (65 pCt. Dividende). Kein Wunder, daß die Unterhaltung animiert war. „Ja, mein lieber Z.,“ sagte beim Champagner Herr H., langjähriger Aktionär und Aufsichtsrat, zu einem erst neu eingetretenen Genossen, „wir haben immer Glück. Brennt's wirklich einmal, so ist ja die „Freiwillige Feuerwehr“ da, die sorgt schon, daß es uns nicht zu sehr an den Beutel geht.“ — „„Aber ich wundere mich doch, daß die Leute so aufopfernd sind; da war neulich der Brand in W., wo drei Feuerwehrmänner —““ „Weiß schon, weiß schon! Einer hinterließ eine Witwe mit vier kleinen Kindern, der andere eine alte Mutter, wollten durchaus von uns Unterstützung haben; geht aber nicht, wo käme man da hin? Wir sind durchaus zu nichts verpflichtet. Geben so hie und da Beitrag zur Anschaffung von Spritzen u. dgl. — Hat übrigens nicht schlecht gearbeitet, die dortige Feuerwehr. Brannte mitten im Ort, dessen große Anwesen alle bei uns versichert sind. Wäre das Nest abgebrannt, es hätte uns ein Heidengeld gekostet.“ — „„Ah, die Sache scheint also für uns sehr glücklich abgelaufen zu sein?““ — „Gewiß! Überhaupt, unter uns gesagt, diese „Freiwillige Feuerwehr“ erspart uns eine ganz respektable Summe jährlich. Wären diese Leute nicht so, — na sagen wir gutmütig, so wäre es mit unserer hohen Dividende vorbei.“ — „„Nun ja, lieber H., ich sehe schon, unsere Gesellschaft beruht auf vorzüglich **praktischen** Grundgedanken. Aber sollten wir nicht auch dem ethischen Zuge unseres modernen Zeitgeistes etwas Rechnung tragen? — Fürsorge für doch eigentlich in unserem Dienste Verunglückte und deren Familien wäre nur billig, und bei unserer Dividende —““ „Na jetzt hören Sie mir aber auf! Man sieht, welch ein Neuling Sie noch in der Sache sind! Diese Feuerwehrleute nennen sich selbst „Freiwillige“, — so lange sie dabei bleiben, wäre es eine Thorheit unsererseits, Opfer zu bringen. Müssen sich solch überspannte Gedanken abgewöhnen, sprechen ja fast wie einer von diesen verdammten Sozialisten, vor denen uns Gott in Gnaden bewahren möge. Nein, solche Ideen können wir nicht brauchen. — Übrigens vorzüglich, diese Veuve Cliquot, Profit, lieber Z., auf das Wohl unserer Gesellschaft!

Vermischtes.

Die Einwände gegen die 8 Uhr Ladenschlußstunde. Gegen den von der Reichskommission für Arbeiterstatistik vorgeschlagenen allgemeinen Ladenschluß um 8 Uhr hat Herr B. W. Vogts, Vorstandsmitglied des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, in Nr. 17 der „Zukunft“ eingehenden Widerspruch erhoben. Der genannte Verein hat Mitte April dieses Jahres in Berlin eine öffentliche Versammlung veranstaltet, in welcher Herr Vogts für Annahme einer Resolution sprach, welche die wesentlichen Bedenken seines Aufsatzes zusammenfassend formulierte. Diese Bedenken dienen unserer Ansicht nach vortrefflich dazu, die Notwendigkeit des geplanten gesetzlichen Eingriffes zu erhärten; denn sie beweisen durch ihren ganz einseitigen und kurzsichtigen Interessenstandpunkt, daß das soziale Denken in diesen Kreisen noch zu unentwickelt ist, um der Gesetzgebung die Fürsorge für die Gedrückten abnehmen zu können. Vor allem zeigt das derjenige Punkt der Resolution, welcher Rücksicht auf die Erhaltung des „weltstädtischen“ Treibens in Berlin forderte. In seinem Aufsatze sagte Herr Vogts hierüber folgendes:

„Wir haben allmählich etwas Zug nach der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Der Fremdenverkehr wächst und es ist zu hoffen, daß die diesjährige Ausstellung Berlin, das bisher wegen seiner Größe und Bedeutung, aber nur wenig aus Liebe aufgesucht worden ist, Freunde und Sympathien erwerben wird. Noch ist Paris weit voraus in dieser Beziehung und viel Geld wird noch dahin getragen, das unserem Lande erhalten bleiben könnte. Ein besonderes anziehendes Bild bieten jetzt die Läden in Berlin mit ihrer reichen Beleuchtung am Abend; eine wahre kunstgewerbliche Ausstellung, die auch erziehlich und auf den Geschmack fördernd wirkt. Man beachte das rege Leben nach 8 Uhr abends auf unseren Straßen und sehe dann auf unsere Schwesterstadt Wien, wo um diese Zeit alles öde und leer ist. In den sechziger Jahren ist in Wien ein Zwang, wie er bei uns jetzt geplant wird, ausgeübt worden und die Konsequenzen rächen sich sehr. Was wir seit 1870 wirtschaftlich erobert haben, verdanken wir unserem hartnäckigen Fleiß und unserer Arbeit und wir wünschen nicht darin gestört und beengt zu sein.“

Wir glauben, daß Berlin erst dann wahrhaft Weltstadt werden wird, wenn es in der Schonung und Sicherung der Arbeitenden an der Spitze der Civilisation marschiert. All der Lichterglanz und die Ladenpracht ist doch nur übertünchte Barbarei, wenn dahinter menschliche Wesen in übermäßiger Arbeitsöde auf ein persönliches Dasein verzichten müssen. Solange unsere Unternehmer und Kaufleute das nicht einsehen, mögen sie „bauen wie Riesen und der Arbeit eine Vollendung geben wie Juweliere“ — es werden doch nur Monumente hartherzigen Stolzes und unfruchtbarer Eitelkeit. Außerdem dient in Berlin die prächtige Abendbeleuchtung der Läden doch hauptsächlich der Steigerung eines höchst unerfreulichen Straßenlebens.

Ein ferneres Argument des Herrn Vogts weist darauf hin, daß bei so frühem Ladenschluß die Arbeiterschaft und die Handelsangestellten selbst nicht mehr im stande sein werden, sich ihr Abend-

brot einzukaufen. Es ist rührend, wie nachdenklich und fürsorglich sich die Herren plötzlich um das Abendessen der Arbeiter kümmern, wenn es ihrem Geldbeutel wohlthut. Aus den Reihen der konsumierenden Arbeiterschaft ist bekanntlich weder im Parlament, noch in der Presse irgend ein Protest gegen die geplante Einschränkung der Einkaufszeit ertönt — was allerdings nicht beweist, daß von der neuen Einrichtung keine Unannehmlichkeiten befürchtet werden, wohl aber vorbildlich zeigt, daß hier die Konsumenten aus Rücksicht auf den Feierabend der Handelsangestellten gern einige kleine Beschwerden auf sich nehmen wollen. Wenn die Arbeiterschaft und die Handlungsgehilfen also selbst die geplante Maßregel wünschen, so werden sie wohl ihre eigenen Bedürfnisse besser kennen als Herr Vogts, der doch sonst nicht darüber klagt, daß die Arbeiter in der Wahrnehmung ihrer Interessen zu schüchtern seien.

Herr Vogts befürchtet aber auch, daß bei dem frühen Ladenschluß eine ganze Anzahl kleiner Geschäftsleute zu Grunde gehen werde. Man erinnert sich hierbei an den Jammer der Industriellen in England bei Einführung des Zehnstundentages; gerade die elfte Stunde, so hieß es damals, sei diejenige, in welcher der Gewinn gemacht werde. Die Klagen sind verstummt — und wenn damals wirklich auch einige kleinere Betriebe eingingen und ihr Kapital anderen Erwerbszweigen zuwandten, weil sie nur durch Überanstrengung der Besitzer oder des Personals konkurrieren konnten — so war das kein Schade. Wieviel Arbeiter werden oft durch Einführung neuer Maschinen in eine Lebenskrisis gebracht und doch wird kein Industrieller, ja auch kein aufgeklärter Arbeiter deshalb den technischen Fortschritt zurückhalten wollen, der ja im letzten Grunde doch der Gesamtheit zu gute kommt. Genau so ist es mit dem Fortschritt der sozialen Reform. Sollte sich hier herausstellen, daß eine Reihe von Existenzen untösbar mit den schreienden Mißständen im Handelsgewerbe verknüpft ist — so werden allerdings die Betreffenden ihr Kapital aus dem Detailhandel herausziehen müssen. Aber in großem Maßstabe wird das nicht eintreten. Es handelt sich doch hauptsächlich um Lebensmittelverkauf — da ist es doch nicht zu erwarten, daß das Publikum lieber hungern als seine Einkaufsgewohnheiten ändern wird. Überhaupt soll man sich doch darüber klar werden, daß die ganze Maßregel sich viel weniger gegen die „Freiheit“ der Prinzipale als gegen die Willkür des kaufenden Publikums richtet, das mit der Regellosigkeit seiner Einkäufe dem Prinzipal und dem Personal in viel höherem Grade die „Freiheit der Bewegung“ nimmt als dies durch Gesetzesbestimmungen geschieht. Eine einheitliche gesetzliche Festlegung des Ladenschlusses ist doch das einzige Mittel, die Besuche der Konsumenten auf eine bestimmte Anzahl von Stunden zu konzentrieren und dem Angestellten eine kurze aber intensive Arbeitszeit zu geben, während er heute oft stundenlang wie eine Spinne im Netz zu lauern hat. Wenn Herr Vogts gegen die Vorschläge der Reichskommission einwendet, daß sie Ladenzeit mit Arbeitszeit verwechsele und auf die vielen „Ruhepausen“ der Angestellten hinweist, so ist er eben durch Interessengeist zu sehr verblendet, um begreifen zu können, daß dies beständige „Bereitsitzen“ oder „Sichzuschaffenmachen“ für ein beseeltes Wesen doch viel unbefriedigender und darum aufreibender als ein kurzer aber intensiver Dienst ist.

Kurz — wir möchten die Herren Interessenten doch bitten, sich die Argumente gegen dringende Forderungen der Menschlichkeit nicht gar zu leicht zu machen. Im größeren Publikum sind die betreffenden Mißstände leider noch zu wenig bekannt. Die Reichskommission hat doch festgestellt, daß in 45,5 Prozent der Geschäfte eine mehr als vierzehnstündige Ladenzeit üblich und 6,5 Prozent dieser Geschäfte über 16 Stunden täglich offen sind. Am ungünstigsten ist dabei die Lage der Lehrlinge, die in 33,9 Prozent der Geschäfte über 15 Stunden und in 8 Prozent über 16 Stunden Arbeitszeit haben. Wahrlich, die Stadt Berlin ist kein Mittelpunkt der Civilisation, so lange ihre prachtvollen Läden noch solche Menschenausbeutung beherbergen — es sei denn, daß einer Stadt der Charakter als Weltstadt dann verliehen wird, wenn ihr kein Menschenopfer mehr zu hoch ist, um an Illumination und Farbenpracht die erste zu sein.

Alle die kleinen Geschäftsleute aber, welche in der einschneidenden Maßregel jenes allgemeinen Ladenschlusses eine Gefährdung ihrer Existenz erblicken, möchten sie doch einsehen, daß jeder ernsthafte Fortschritt in der Fürsorge für die Menschwerdung der Unterdrückten, jeder Sieg der Menschlichkeit über die rohe Selbstsucht eine neue Schutzwehr für die Bedrängten aller Klassen und Berufe bedeutet, einen Triumph jenes neuen sozialen Geistes, welcher dereinst hilfreich in jeden Lebenskampf hineinleuchten wird! Wahrlich, die kleingläubigen Leute, die heute aus Angst vor Geschäftsverlusten einer bedeutsamen sozialreformatorischen Maßregel Widerstand leisten, sie werden ungleich hoffnungsloser zu leiden haben, wenn die gewissenlose Interessenwut, in deren Gefolge sie heute schreien, noch weiter alle Dämme durchbrechen und dereinst auch ihre eigenen Hütten erbarmungslos umfluten wird. —

F.

Bücherbesprechungen.

Die Entwickelung der Arbeiterberufsvereine in Großbritannien und Deutschland, von Dr. Max Hirsch, Anwalt der Deutschen Gewerkvereine. Berlin, Herm. Bahr's Buchhandlung 1896. 2 und 76 S.

Wenn ein Mann, der seit fast 30 Jahren der ökonomischen, sozialen, intellektuellen und sittlichen Hebung des Arbeiterstandes seine Geistesarbeit gewidmet hat, einmal auf seinem Wege stille steht, und die vergangene Entwickelung vor seinem inneren Auge vorbeigleiten läßt, so darf man unter allen Umständen, möge man selbst eine andere Richtung der Entwickelung wünschen oder nicht, wertvolle Anregung aus seinen Worten erwarten. Das ist in hohem Grade der Fall bei der Schrift, die uns vorliegt. Ohne uns auf die, dem Urteil des Sozialökonomen vom Fach vorbehaltenen, Fragen einzulassen, in welchem Maße Selbsthilfe und Staatshilfe einander zu ergänzen haben, können wir das Studium des Werkchens allen denen empfehlen, die sich über die ethische Wirkung der Berufsorganisation ein Urteil bilden wollen. Auf Schritt und Tritt weist der Autor auf diese bei den Kampforganisationen der Arbeiterschaft naturgemäß leicht übersehene sittliche Selbsterziehungsarbeit in den Gewerkvereinen hin, „einer Schule der Selbstverwaltung und des Gemeinsinns, wie es keine bessere giebt.“ (S. 12.) Die Funktionen derselben teilt er in „wehrhafte und fürsorgliche“, ohne freilich überall diesen Unterschied selbst streng aufrecht erhalten zu können. Die ersteren haben zu ihrem Ziel die Errichtung dauernder Friedensinstitutionen zwischen Arbeitgebern und Nehmern (ständige Schieds- und Einigungsämter, gleitende Lohnskala, Kollektivvertrag zwischen Unternehmer und Produzent u. a. m.). Die fürsorglichen Funktionen der Gewerkvereine, die übrigens keineswegs den staatlichen Arbeiterschutz ausschließen, sondern vielfach gerade angeregt haben (S. 38 ff.), gehen auf Anerkennung des „sanitären Maximalarbeitstages“, der Kranken-, Invaliditäts-, Arbeitslosigkeitsversicherung, Förderung des Genossenschaftswesens u. dergl. Hier wird vielleicht mancher ein Mehr von staatlicher Mitwirkung (so bei der obligatorischen Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, oder der gesetzlichen Festsetzung eines nicht nur sanitären Maximalarbeitstages für alle Berufe, die eine Organisation der Arbeiter erschweren) für wünschenswert halten, ohne doch deshalb mit dem Verfasser in geradezu grundsätzlichen Zwiespalt zu geraten. Jedenfalls dürfen wir ihm im wesentlichen zustimmen, wenn er das Resultat der Entwickelung mit den Worten zusammenfaßt: „So hat sich aus der bloß abwehrenden oder angreifenden Einwirkung auf die materiellen Arbeitsbedingungen nach und nach eine bewundernswert umfassende, vielgegliederte Thätigkeit entfaltet, deren Ziel und teilweis schon erreichter Erfolg“ (freilich nur sehr teilweis!) „besteht in dem Emporsteigen der Arbeiterklasse zu einer gesicherten, auskömmlichen, gleichberechtigten und mitbestimmenden Stellung im Gewerbe, in Gesellschaft und Staat, und zu vollem Anteile an den intellektuellen und moralischen Fortschritten unserer Gesittung.“

Dr. R. Penzig.

Vom Baume der Erkenntnis. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur, gesammelt und herausgegeben von Dr. Paul von Gizycki, Stadtschulinspektor in Berlin. Berlin, 1896, F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, gr. 8° X und 829 Seiten. Preis geheftet 7,50 Mk., in feinem Liebhaberhalbfranz 10 Mk.

Vom Baume der Erkenntnis! Ein glücklich gewählter Titel für ein wohldurchdachtes zeitgemäßes Werk. Denn wer die Lehren und Bekenntnisse der Weisesten aller Völker und Zeiten über die großen Fragen des Menschenlebens an sich vorüberziehen läßt, der muß endgültig verzichten auf das Paradies naiver Gläubigkeit. Diesen Frieden darf nur der genießen, dem noch kein Zweifel die Anschauungen der Kindheit berührt hat. Ist aber einmal an widersprechenden Erfahrungen dein Nachdenken erwacht, dann erhebe dich aus dem beschränkten Gesichtskreise persönlicher Überlieferungen, in den dich der Zufall der Geburt eingeengt hat, und öffne dein Ohr dem „tausendstimmigen Chor von Frohlocken und Seufzern, von Jubel und Wehklagen, welche die großen, nie gelösten Rätsel des Lebens den edelsten und lautersten Menschenherzen seit Jahrhunderten erpreßt haben.“

Woher sind wir? Was sollen wir hier auf Erden? Wie können wir selig werden? Das sind Fragen, welche die Menschen zu allen Zeiten und auf allen Kulturstufen bewegt haben. Wie sie beantwortet werden von den Völkern in West und Ost, in Nord und Süd, auf der lichten Höhe der Bildung und in der Dämmerung geistiger Kindheit, das hat Paul v. Gizycki auf Grund einer erstaunlichen Belesenheit gesammelt, und mit sicherem Takt gesichtet und geordnet. Er teilt sein Buch in 12 Kapitel: Glauben und Forschen; Wunder und Gesetz; des Menschen Los; Optimismus und Pessimismus; Glück; volkstümliche Moralanschauungen; theologische und philosophische Moralanschauungen; verschiedene Göttervorstellungen; Monotheismus, Pantheismus, Atheismus; das Übel in der Welt, Theodice; Willensfreiheit und Determinismus; der Tod; Jenseits.

In dieser Fassung bietet er uns ein ethisches Lesebuch vornehmster Art. Denn gerade der Einblick in die Mannigfaltigkeit aufrichtiger Überzeugungen und Zweifel wird die Anmaßung in uns zu nichte machen, als habe nur der eigene Glaube ein Recht auf Anerkennung. „In den excentrischen Phantasiegebilden barbarischer Volksreligionen wie in den rücksichtslos schroffen Schlußfolgerungen atheistischer Philosophen werden wir etwas von dem eigenen Geistesleben, von dem Pulsschlag des eigenen Herzens vernehmen. Aus allen den Verkleidungen und grotesken Vermummungen einer fremdartigen Vergangenheit wird unser eigenes Antlitz uns entgegenblicken." Wir werden „Spott und Entrüstung gegen die Dahingegangenen, die ebenso wie wir ernstlich hofften und glaubten, forschten und zweifelten, aus unserer Seele verbannen und jene trotz ihrer Irrtümer um ihres ernsten Strebens und ihrer heißen Sehnsucht nach Erlösung willen als unsere Brüder anzusehen lernen. Wir werden begreifen, daß diese ernsten Gedanken und tiefen Herzenskümmernisse so recht das heilige Band sind, welches die edelsten und besten Menschen mit einander umschlingt."

So ist das Werk erfüllt von dem lauteren Geiste des Mannes, dessen Andenken es gewidmet ist, und dessen Leben der Wahrheit und der Einigung aller aufrichtigen Freunde der Menschheit geweiht war, von dem Geiste unseres unvergeßlichen Georgs von Gizycki.

Eisenach. Dr. Martin Keibel.

Aus der ethischen Bewegung.

Der dritte ordentliche Gesellschaftstag der D. G. E. K. fand vom 18. bis 20. April in Berlin statt. Vertreten waren die Abteilungen: Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Freiburg i. B., Königsberg i. Pr., Magdeburg, München, Straßburg i. E. In den Berichten, welche die Vertreter aus ihren Abteilungen mündlich erstatteten, traten die Erfahrungen besonders hervor, die man mit der Einrichtung öffentlicher Lesehallen und Volksbibliotheken gemacht hat. Aus den Beschlüssen heben wir folgendes hervor: Gegenüber einem erneuten Antrag auf Eintreten der Gesellschaft in die Bewegung für Einführung des Achtstundentags wurde unter Ablehnung dieses Antrages folgende Resolution beschlossen:

„Die D. G. E. K. bekräftigt die Kundgebung des vorigen Gesellschaftstages zu Gunsten thunlichster Verkürzung der Arbeitszeit und fordert die Abteilungen auf, sich nicht nur theoretisch weiter mit dieser Frage zu beschäftigen, sondern auch in besonderen konkreten Fällen, die auf ihre Berechtigung zu prüfen sind, für die Forderungen der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung betreffs Verkürzung der Arbeitszeit einzutreten."

Ein Antrag auf Eintreten für das Verbot gewerblicher Arbeit für schulpflichtige Kinder und für eine damit in Zusammenhang stehende Einrichtung von Betriebswerkstätten für erwachsene Arbeitslose wurde abgelehnt und dafür beschlossen:

„Der Gesellschaftstag ersucht den Hauptvorstand, alle Bestrebungen zu unterstützen, welche darauf abzielen, die Teilnahme von Kindern an der gewerblichen Arbeit nach Möglichkeit zu beseitigen. Er ersucht ferner den Hauptvorstand und die Abteilungen, auf Veranstaltung statistischer Erhebungen über die gewerbliche Nebenbeschäftigung der Kinder bis zu beendeter Schulpflicht hinzuwirken."

Von den Anträgen auf Satzungsänderungen ist hervorzuheben, daß der Antrag der Abteilung Breslau, den Abteilungsvorständen die Befugnis zu erteilen, den jährlichen Mindestbeitrag bis auf eine Mark herabzusetzen, angenommen wurde. Ferner wurde die Quote der Beiträge, die von den Abteilungen an die Centralverwaltung abzuführen ist, von $^1/_2$ auf $^1/_4$ der eingegangenen Beiträge ermäßigt.

Eine Reihe von Anträgen, die sich mit der Verbreitung der ethischen Bewegung und den Mitteln dazu beschäftigten, wurde angenommen; so die Unterstützung des Wanderrednerfonds durch freiwillige Beiträge, die Neuherausgabe einer „Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung" u. ä.

Die Neuwahl des Hauptvorstandes gab folgende Namen: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Foerster erster Vorsitzender, Frau Jeannette Schwerin zweiter Vorsitzender, Prof. Dr. Döring erster Schriftführer, Rechtsanwalt Stern zweiter Schriftführer, Herr Paul Jaffé Kassenführer. (Alle in Berlin.) Als Beisitzer wurden gewählt: Geh. Sanitätsrat Dr. Kristeller, Bildhauer Rheinhold, Rechtsanwalt Gerhard, Privatdozent Dr. Jastrow (alle in Berlin), Pfarrer Sänger (Frankfurt a. M.), Gustav Maier (Zürich), Prof. Tönnies (Hamburg), Frau Marie Stritt (Dresden), Verlagsbuchhändler Staegmeyr (München), Dr. med. Jeffner (Königsberg i. Pr.).

Herr Prof. Dr. Jodl und Frau Lily von Gizycki hatten erklärt, in den Hauptvorstand nicht wieder eintreten zu können.

Als Ort des nächstjährigen Gesellschaftstages wurde München bestimmt. Am Sonntag Vormittag, den 19. d. M. wurde von der D. G. E. K. eine öffentliche Versammlung veranstaltet, in der die Herren: Schriftsteller Heinz Krieger und Lehrer J. Tews über die gemeinsame Elementarschule sprachen.

Dr. R. P.

Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur. Die jüngste Versammlung am 24 April war sehr zahlreich besucht: Das Interesse für die Bewegung ist sichtlich im Wachsen begriffen, die Gesellschaft zählt zur Zeit bereits über 120 Mitglieder. Der Vorsitzende Professor Haggenmacher, brachte zur Mitteilung, daß Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung der neu gegründeten Bibliothek eine reiche Zuwendung gemacht habe, wofür der besondere Dank der Gesellschaft ausgedrückt wurde. Sodann referierte Herr Gustav Maier über „die Grundgedanken der ethischen Bewegung und deren Berechtigung für die Schweiz". Er wies darauf hin, wie so Manches, z. B. der konfessionslose Moralunterricht und die absolute Gleichberechtigung aller Parteien in vielen Kantonen der Schweiz längst erreicht sei, wie es aber jetzt nötig erscheine, nicht sowohl den Personen, als vielmehr dem deutschen Geiste ein sicheres Asyl zu bieten, wo sich im Vaterlande desselben so viele Rückschrittsgelüste ans Licht wagen. Dieser Gedanke wurde insbesondere auch von Prof. Winteler (Aarau) lebhaft unterstrichen. Arbeitersekretär Greulich betonte, daß auch in der Schweiz ein weites Feld für die ethische Gesellschaft darin offen sei, den besitzenden Klassen das Gewissen für ihre Pflichten zu schärfen.

Zunächst wird hier die university extension in Angriff genommen werden und gegen Ende Mai soll an einem Sonntag eine Zusammenkunft in Gestalt eines Frühlingsfestes in Bad Schirpnach, dem einstigen Sammelpunkt der Helvetischen Gesellschaft, abgehalten werden, um auch den Anhängern in Basel, Bern ꝛc. Gelegenheit zu näherem Anschluß zu geben.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

(Abteilung Berlin.)

Programm.

(Mai 1896.)

1. Plenarversammlungen

im großen Saale, 8¼ Uhr abends.

Sonnabend, den 23. Mai: Dr. jur. et phil. E. Koehne: Liebe und Haß im Verhältnis der höheren und niederen Stände in Deutschland zur Zeit des Mittelalters.

2. Gruppenversammlungen

im Lesesaale der Gesellschaft (Ziegelstr. 10/11), 8¼ Uhr abends.

1. Pädagogische Gruppe.

Sonnabend, den 9. Mai: Frau Prof. Schoenflies: Über die ethische Erziehung in der Familie.

2. Gruppe für ethische Bildung.

Freitag, den 29. Mai: Dr. Eduard Löwenthal: Die Friedensgesellschaften und der Weg zum bleibenden Frieden.

3. Soziale Gruppe.

Freitag, den 17 Mai: Herr G. Lilienthal (Lichterfelde): Die Baugenossenschaft „Freie Scholle".

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von **Georg von Gizycki.**

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 16. Mai 1896.	Nr. 20.

Inhalt: Die Regierung und der Klassenkampf. — Zur Sexual-Ethik. Von Leopold Besser. — Sexual-Ethik und Frauen-Befreiung. Von Wilhelm Foerster. — Man muß das Gemüt packen. Von Fr. Staudinger. — Acclamationswahlen. Von R. Penzig. — Vermischtes: Bebel als Gutsbesitzer. Afrika in Deutschland. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Breslau.

Die Regierung und der Klassenkampf.

Die jüngsten parlamentarischen Debatten über die Gesetzesvorschläge der Reichskommission für Arbeiterstatistik, die erregten Worte eines pflichtbewußten Ministers gegen den Übermut der Interessenpolitiker, enthalten eine fruchtbare Lehre für alle diejenigen Sozialgesinnten, welche heute der Regierung vorwerfen, daß sie dem sozialpolitischen Programm der bekannten kaiserlichen Februarerlasse untreu geworden sei. Diese Ankläger teilen noch immer die Gesellschaftsauffassung der preußischen Staatsphilosophen um die Mitte unseres Jahrhunderts, in deren Köpfen der Staat ein Wesen war, das wie der Geist Gottes über den Wassern als ideale Einheit über den widerstreitenden Interessen schwebt und auf dem Wege der Gesetzgebung die Idee des Guten verwirklicht. Ein solches ideales Gesellschaftsbild mag als ein einstiges Ergebnis eines geläuterten Gemeingeistes unseren sozialen Bestrebungen voranleuchten — als Voraussetzung unserer gegenwärtigen Arbeit ist es durchaus irreführend, weil es unseren Blick für die wirkenden Kräfte der jetzigen Entwickelung trübt. Karl Marx hat zuerst eindrucksvoll jene naive Täuschung zerstört und den Staat als die Machtorganisation der jeweils ökonomisch herrschenden Klasse enthüllt. Eine solche Klasse beherrscht die Staatsmaschine nicht nur unmittelbar durch den Druck ihrer wirtschaftlichen Macht, sondern auch durch eine ganze Reihe nationaler, sozialer und religiöser Ideen, welche das Aufsteigen neuer Klassen zu lähmen und zu ächten bestimmt sind. Demgemäß kann in einem konstitutionellen Staate die Regierung auf die Dauer ohne *starke Hilfe der sittlichen Volkskräfte* keine Politik durchführen, welche den Interessen der wirtschaftlichen Machthaber entgegenwirkt. Wer daher kräftige Sozialreform vermißt, der soll weder die Regierung anklagen, noch auf einen Eingriff des Fürsten hoffen, der ja doch am dichtesten von der herrschenden Klasse umdrängt und von Jugend auf mit ihren Anschauungen durchtränkt und scharf gemacht wird — sondern er *soll dazu mithelfen*, daß sich allmählich aus all den Verknöcherungen und Befangenheiten des Parteidienstes, aus dem Auf und Nieder der gegenseitigen Unterdrückung jene neue öffentliche Meinung erhebt, welche die leitenden Beamten der Nation nicht mehr zu Unterhändlern im Klassenkampfe entwürdigt und welche die Gesetzgebung nicht mehr als Herrschaftsbefestigung der machthabenden Klasse, sondern als Ergebnis der gemeinsamen Hingebung an die höchste Entfaltung des gemeinsamen Daseins betrachtet. *Ohne* eine solche Entwickelung des öffentlichen Geistes ist die Regierung im Klassenkampfe völlig machtlos. Nicht ihr gebührt daher die Anklage der Pflichtlosigkeit, sondern denen, die sich heute immer noch der unmittelbaren Teilnahme an dem großen Werke der Versöhnung entziehen und feige die Augen vor der ungeheuren Verantwortlichkeit jedes Einzelnen schließen.

Schwere Vorwürfe treffen vor allem die Gelehrten, die da glauben, daß sie sich zu Gunsten ihrer Forscherruhe der *unmittelbaren* Mitarbeit an der Erhellung der Menschheit entziehen dürften und nicht sehen wollen, daß der Fortschritt der geistigen Kultur durch das Hereinbrechen der Reaktion mit ihrem ganzen Gefolge groben und feineren Strebertums unendlich mehr aufgehalten wird, als wenn die Männer der Wissenschaft rechtzeitig den Mund aufgethan und sich mit besonnener Aufklärung rechtzeitig der Befreiungsbewegung der unteren Klassen und der Beängstigung der oberen Klassen angenommen hätten.

Wie weit stehen die deutschen Gelehrten in sozialem Pflichtgefühl noch hinter denen Englands zurück, die seit Jahrzehnten durch ihre university extension an der Pflege gemeinsamer Gesittung gearbeitet und den Klassenkampf durch Eröffnung weiterer Horizonte veredelt haben. Und das mit Recht: denn die Arbeit Aller hat sie der gemeinen Befangenheit des Interessenkampfes entrückt und ihnen helleren Ausblick auf die großen Ziele unserer Gattung gesichert. Sie haben die Pflicht, unmittelbar von ihrem Lichte zu spenden, ihre Stimme zu erheben, wo immer in der Bedrängnis des wirtschaftlichen Kampfes die idealen Güter entwertet zu werden drohen. Sie arbeiten damit auch für ihr eigenes Lebenswerk — denn wo sich der Kultus des Genusses, die Anbetung der Macht und die Raubwirtschaft des Egoismus ausbreiten, da werden die Krämer und Wechsler ihre Tische auch in die Tempel der Wissenschaft tragen und das Verständnis für selbstlosen Wahrheitsdienst ertöten.

Der badische Fabrikinspektor Wörishoffer hat vor einiger Zeit in der „Zukunft" darauf hingewiesen, daß die Reichskommission für Arbeiterstatistik, die Grundlage unserer ganzen Sozialreform, dem Ansturm der feindlichen Interessen nicht gewachsen ist, wenn sie nicht von einer sozialen öffentlichen Meinung gestützt wird! Spricht das nicht ganze Bände? „Was helfen alle konkreten sozialen Einrichtungen", so tönt es aus diesem Appell heraus, „wenn ihnen im Gewissen der Gebildeten noch keine sichere Stätte bereitet ist, wenn die Atmosphäre der sorgenden Menschlichkeit fehlt, in der sie allein zu einer konkreten Macht gegenüber dem Anprall der schonungslosen Selbstsucht werden können? Wohlan, erweitert in Euren Klassengenossen die Nächstenliebe zur Menschenliebe, weckt in ihren Seelen das Gefühl untrennbarer Einheit mit dem bedrängten Menschenleben, das wir zu schützen berufen sind — wenn Ihr nicht wollt, daß unser Lebenswerk wieder vom Strudel der Interessenwirtschaft verschlungen werde!"

Diejenigen, welche heute die ethische Bewegung der Gegenwart als *unpraktisch* belächeln, weil sie sich in erster Linie an die *unsichtbaren* Mächte im Menschenherzen wendet, — sie vergessen, daß man *sichtbare Monumente der Menschlichkeit* nicht bauen kann, so lange die *Menschlichkeit selbst*

noch nicht die Macht über die Seelen erlangt hat. Die höchste praktische Aufgabe der Gegenwart ist daher der Bau an dem Volksheiligtum eines öffentlichen Gewissens, die Mitarbeit an einer weit hinreichenden Organisation sozialer Friedenswirkungen in Wort und Schrift; denn die Interessenkämpfer und die Fanatiker herrschen nur, weil sie organisiert sind, nicht aber, weil ihre kümmerlichen Mittel das große Sehnen der Kulturmenschheit irgendwie zu stillen vermöchten. Verbinden wir uns daher allerorten im Sinne jener herrlichen Worte Friedrich Albert Langes, des zu früh geschiedenen Vorläufers der ethischen Bewegung:

Kein Bedenken kleinmütiger Berechnung, kein Hohn weltkluger Befangenheit, keine thörichte Furcht vor einem Mißerfolg soll uns abhalten, in einer heiligen und gerechten Sache unerschrocken der Wahrheit die Ehre zu geben. Wissen wir doch, daß nie ein Wort, in diesem Geiste gesprochen, verloren ist, und daß sich selbst unter dem Schein äußerer Erfolglosigkeit oft tiefe Wirkungen auf die nahe und ferne Zukunft verbergen. Wenn es einst zur stehenden Sitte geworden sein wird, daß das öffentliche Gewissen sich laut und nachdrücklich gegen jede Schändung der Zivilisation im Großen wie im Kleinen erhebt, dann kann auch die Stunde nicht mehr fern sein, in welcher die Grundsätze der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, die jedermann im Privatleben anerkennt, auch in das öffentliche Leben eingeführt werden . . . Schwer wird es halten, diesen großen Gedanken gegenüber dem gemeinen Zweifel an jedem großen und kühnen Unternehmen zum Siege zu führen . . . wer aber in diesem Sinne zu einer hohen Aufgabe im Interesse der Menschlichkeit und der gesamten Zukunft unserer Zivilisation mitzuwirken gesonnen ist, der verbinde sich überall mit Gleichgesinnten, damit binnen kurzem ein mächtig wachsender Bund erstehe, als ein lebendiges Zeugnis für die Macht der Humanität in der modernen Gesellschaft und als Grundlage eines großen und nachdrücklichen Versuchs, mit rein geistigen Mitteln dem Strom des Verderbens Halt zu gebieten, welcher im ferneren Wachsen unsere Kultur mit dem Untergang bedroht. F.

Zur Sexual-Ethik.

Von Dr. med. Leopold Besser in Bonn.

„Das aber ist das Pikante und der Spaß der Welt, daß die Hauptangelegenheit aller Menschen heimlich betrieben und ostensibel möglichst ignoriert wird," rief uns der große Pessimist Schopenhauer zu. Er hatte so unendlich recht damit. Warmen, aufrichtig warmen Dank hat wahrlich jeder Deutsche Herrn Professor Dr. J. Platter zu zollen, daß er endlich den Mut hatte, in diese große Wunde der Menschheit den Finger zu legen. Unedel wäre es, den von ihm gezeichneten französischen Zuständen gegenüber pharisäisch zu rufen: „seht, wir Deutschen sind doch bessere Menschen!" und uns der halben Million zu rühmen, um die sich Deutschlands Bevölkerung noch jährlich vermehrt! Es sei ferne von uns. Aber der mitten im täglichen Leben gestandene Arzt darf freudig bekennen, „unsere deutsche Frau übt die 99 Prozent Pflicht, die ihr an der großen Aufgabe der Erhaltung des Geschlechts zugefallen sind, heute im großen und ganzen noch mit jenem Heroismus, jener Treue und jener großen Mutterliebe, die wir im Sinnbilde des an seiner Brust blutenden Schwanes zeichnen." Ja, sie übt sie trotz ihrer „Sexual-Knechtschaft in der Ehe", die, ob ausgesprochen oder nicht, den springenden Punkt in der heutigen großen Frauenfrage bildet. Professor W. Foerster hat in den Hauptpunkten seiner dem Platterschen Aufsatze folgenden trefflichen Worte den Grundton J. St. Mill's bereits erklingen lassen, der den Grundsatz, auf welchem die gegenwärtigen Beziehungen der Geschlechter beruhen, das Hauptthemmnis der Vervollkommnung der Menschheit nennt und die herrlichen prophetischen Worte spricht: „Die sittliche Widergeburt der Menschheit wird erst dann wirklich beginnen, wenn die fundamentalste aller sozialen Beziehungen — die des Mannes zur Frau — unter das Gesetz der Gerechtigkeit gestellt wird und der Mensch es erfährt, seine stärksten Sympathien mit einem an Rechten und Bildung ihm Gleichen zu pflegen." Wahr und unabweislich zutreffend sagt Professor Foerster: „die Befreiung der Frauen aus ihrer Sexual-Knechtschaft wird auch zu einer wahren Befreiung der Männerwelt führen, nämlich zu deren Befreiung von der Sklaverei ihrer durch Übermut und durch Völlerei gesteigerten Herrengelüste." Ja es gilt, laut und immer lauter der heutigen deutschen Männerwelt zuzurufen: „Hic Rhodus, hic salta." Hier, ihr deutschen Jünglinge und Männer, steht das große Kreuz unserer sozialen Not. Hier ist das Proletarisieren der Massen — der gebildeten wie ungebildeten — begründet. Ihr selbst schneidet aus eurer eigenen Haut die Riemen, mit denen die Zeit heute die Menschheit geißelt. Ihr selbst übt, wie instinktiv getragen von der Macht der groben Kraft euerer Knochen und Muskeln wie der Gewalt eueres Brusttones, jene physische Gewalt, mit der ihr euch der Seligkeit beraubt, euere stärksten Sympathien mit einer an Rechten und Bildung euch gleichen Frau zu teilen. Ihr lähmt und dezimiert euren Besitz, euer Glück, euer ethisches Empfinden, indem ihr aus dem Diadem der deutschen Frau den Stein des gleichen Rechts unter dem Vorgeben ausbrecht, es bestehe bei ihr eine geistige Inferiorität. Euch rief Georg Jung vor 50 Jahren die tief empfundenen Worte zu: „Die feine, flexible Natur des Weibes bedarf, wie eine tropische Blume, warmer, stiller Luft, um zu gedeihen, vielen Sonnenscheins, um zur Blüte zu kommen. In rauher, kalter Witterung erstarrt sie und führt ein krüppelhaftes Dasein. Da kommen dann die Moralisten, Philosophen und Theologen, besehen sich die kranke Pflanze, halten die Krankheit für ihre eigentümliche Natur und stellen ihr Dogma auf: von dem untergeordneten Wesen des Weibes." Ihr seid es, die in den neuen Gesetzbüchern sich das alte Wort dieser Hörigkeit der Frau wie eine ewige Krankheit fortschleppen laßt von Jahrhundert zu Jahrhundert. Ihr seid nicht empört darüber, daß die Kirche das „mulier taceat in ecclesia" der Frau, just derselben Frau auferlegt, von der das Rheinische Wort im Volke umgeht:

„Auf unserer Frauen zarte Haut
Ist Romas ganze Macht gebaut."

Die Frau, die Trägerin des Schmerzes, wo Leben neu wird; die Mütter, deren frühe Gräber an Zahl die der in den völkermordenden Schlachten gefallenen Männer unzählige Male hinter sich lassen; die Gattin, deren Liebe bis in den Tod das hehre Jesus-Wort: „Liebet Euch untereinander" wahr macht: sie soll schweigen, wo es sich um die kirchlichen Satzungen dieser selben Nächstenliebe handelt.

Hat G. Jung nicht recht, wenn er sagt: „Philosophie und Theologie besieht sich die kranke Pflanze und kündet, gestützt auf ihre starke Faust, das Dogma ihrer Hörigkeit." Ja, ihr Jünglinge und Männer, ihr habt es in eurer Hand, die eigene Not zu wenden, indem ihr der Hälfte des Menschengeschlechts gerecht werdet, indem ihr auf Rechte verzichtet, für die ihr der Wahrheit der Wissenschaft auch nicht einen Deut beweisender Mittel entnehmen könnt und indem ihr ein Herrenrecht aufgebt, das euch selbst zum Galgen wird.

Ja, einem greisen Arzt, der sein Leben lang für den ethischen Gleichwert der Geschlechter gestritten hat, muß es erlaubt sein, in dieser so eminent schwerwiegenden und ernsten Frage das schleichend widrige, vulgäre Wort — sit venia verbo — zurückzuweisen von einem Opfer in der menschlichen Natur begründeter Triebe, vom Nichtdurchdierippenschwitzenkönnen sinnlicher Erregung.

Der Weg zur Hölle ist vom Menschen immer mit guten Gründen gepflastert und in nichts ist unsere Sprache uns so leicht gefällig, als darin, Entschuldigungen für unsern Irrtum zu formulieren, christliche Mäntelchen um unsere Selbstsucht zu hängen.

Und jenes, wie der Wurm verborgen im Dunkel des Erdreichs, das Wurzelwerk des männlichen Lebensbaumes zerfressende Wort: es ist am Tageslicht der Wissenschaft eitel Humbug, Phrase, Irrtum und Faulkissen. Der berühmte badische Arzt Alfred Hegar schreibt in seinem Buch: „Der Geschlechtstrieb", 1894: „Es besteht ein bemerkbarer Einfluß der geschlechtlichen Enthaltsamkeit auf die Lebensdauer des Menschen nicht. Bei der Frau ist der Vorteil derselben zweifelhaft, bei dem Manne ist er lediglich von ethischen

Faktoren bedingt." Das heißt: die sexuelle Frage ist keine naturwissenschaftliche, sondern eine ethische.

Wo ist wohl im ganzen gesellschaftlichen Leben der Nation das Wort so am Platz als hier, das da in der Bitte lautet: „Führe mich nicht in Versuchung!" Zittern nicht unsere Mütter beim Abschied von ihren Söhnen, die in die Städte ziehen, wo die venus vulgivaga vom schlecht beratenen Staate geduldet wird! Stellt die Frau aufs selbe Recht, auf dem ihr stehet — wird sie wohl noch eure Sklavin sein und Lohn von euch nehmen! Haltet jedes Weibes Ehre so hoch, als ihr die eure haltet! Duldet die Sklaverei der halben Menschheit nicht, die ihr in überschießender Empfindung an schwarzen Pfandweibern ein Verbrechen nennt!

Vor allem aber gebt der Wahrheit und Wissenschaft die Ehre! Solltet ihr euch nicht darauf besinnen, daß die allmonatlich so tief und so mächtig in das gesamte Empfindungs- und Gemütsleben der Frau eingreifende Ovulation ihr tausendmal mehr Veranlassung und Grund gibt, wie Prof. Platter sagt, „die geschlechtlichen Interessen und Wünsche der Menschen während einer langen Periode des Lebens zum eigentlichen Mittelpunkt ihres Fühlens, Denkens und Strebens" werden zu lassen, als dem Manne! Und von dieser Frau verlangt ihr Keuschheit! Vergeßt ihr denn ganz, daß ihr diese gerade dadurch brecht, wenn ihr euch über das Keuschsein hinwegsetzt? Ihr wollt euch ein Recht zulegen, dessen Benutzung ihr der andern Hälfte der Menschheit mit dem höchsten Schimpf belegt.

Und habt ihr nicht gelesen, daß die 1818 gegründeten deutschen Burschenschafter das Gelübde der Keuschheit übten, daß die Freiligrath, Follenius, Uhland, daß die Gründer des National-Vereins, deren Mithilfe Bismarck anging, als er sein Einigungswerk begann, meist Burschenschafter waren! Hat's euch niemand erzählt, daß vor 60 Jahren noch unkeusches Leben in der akademischen Jugend eben so selten war, als heute das Gegenteil? Ja, ihr vergeßt, daß ihr in eurem antisozialen, weil auf ungleichem ethischen Abmaß beruhenden Männer-Recht, dem Geschlecht Unrecht thut, zu dem eure Mutter gehört, und ihr versteckt heute eure angebliche Unfreiheit, einem sinnlichen Triebe gegenüber, hinter der Lüge eines angeblichen Rechts. Das Übel, was euer Herren-Recht angerichtet, dient euch zum Beweis, daß es bestehen müsse, sonst würden eure „Rechte alle Schranken durchbrechen". Armselige Logik, die sich eine wissenschaftlich nicht zu begründende Behauptung zum Stützpunkt einer Prärogative nimmt! — Professor Hegar hat vollkommen recht: „es besteht ein bemerkbarer Einfluß der geschlechtlichen Enthaltsamkeit auf die Lebensdauer nicht. Sie ist bei dem Manne lediglich eine Sache ethischer Faktoren."

Wie die heutige soziale Frage, (freilich nicht im Sinne Bebelscher Auffassung), ihre Lösung in der Frauenfrage finden wird, so wird letztere ihre Lösung in der Ethik finden. Die Ethik kann der Wissenschaft, die Wissenschaft der Wahrheit nicht entbehren. Aus ihrem Schoß wird der Menschheit die Erkenntnis entsprießen, daß auch nicht ein einziges Individual-Bedürfnis gemessen werden darf ohne seine Beziehung zu dem des Nächsten. Es gilt immer wieder das Wort Hillels, des Lehrers Jesu: „Thue Andern, was du willst, daß Andere dir thun." Seid gerecht, ihr Jünglinge und Männer, gegen das Geschlecht eurer Mütter!

Herrn Professor Platters trüben Ausblick haben wir Deutschen so lange nicht zu teilen, als das Hohenzollernsche Kaisertum das Römisch-Jesuitische „Sacrificio del intelletto" nicht zur Staats-Raison erhebt. —

Sexual-Ethik und Frauen-Befreiung.

Von Prof. Dr. Wilhelm Foerster in Berlin.

In Verfolg meines Vorbehaltes in dem unter obiger Überschrift in Nr. 17 der „Ethischen Kultur" erschienenen kurzen Artikel und in nahem Anschluß an die obigen Darlegungen des Herrn Dr. Leopold Besser, eines hochverdienten Kämpfers auf diesem Gebiete, bitte ich noch einiges zur Verständigung in dieser Angelegenheit beitragen zu dürfen.

Nichts unweiseres kann ich mir angesichts der jetzigen Nöte der Menschenwelt denken, als die so oft gehörte, so oft gedankenlos wiederholte Behauptung, es sei die vornehmste Lebensaufgabe, ja der eigentliche Lebensberuf des Weibes, Mutter zu werden und die mütterlichen Pflichten zu erfüllen. Alles, was die körperliche und sittliche Entwickelung des Weibes hiervon ablenke, hierin störe, sei vom Übel. „Gedankenlos" und „unweise" ist wirklich die allermildeste Bezeichnung für die Verkehrtheit und Gefährlichkeit des Verfahrens, jene traditionelle Anschauung überwundener Kulturstufen immer noch als die Grundlage der weiblichen Erziehung und der sozialen Stellung der Frauen zu verkünden und damit Naturwirkungen, die schon an sich fast übermächtig sind, noch künstlich zu schärfen.

Es muß zugegeben werden, daß der weibliche Organismus anscheinend in stärkerem Maße, als der männliche, Einrichtungen enthält und von Bedingungen abhängig gemacht ist, welche der Fortpflanzung und sodann der Ernährung des Nachwuchses dienen, und daß es hiernach unrichtig und nur ein groteskes Scherzwort sein würde, wenn man die parodierende Behauptung aufstellte, es sei die eigentliche Lebensaufgabe des Mannes, Vater zu werden, und alles, was ihn davon ablenke und darin störe, sei vom Übel. Wird nicht aber von der Männerwelt fast einmütig und gerade von denjenigen, welche die Frauen am unduldsamsten auf ihre Familienaufgaben einschränken möchten, am lautesten behauptet, der Organismus des Mannes verkümmere, wenn er sich den Geschlechtsgenuß versagen müsse? Und wird nicht dagegen von derselben Seite das entsprechende „Naturrecht" des Weibes thatsächlich in Abrede gestellt, wenn demjenigen Weibe, welches nicht zu dem sozial geweihten Geschlechtsleben in der Ehe hat gelangen können, der Geschlechtsgenuß sozial versagt und zur Schande angerechnet wird, wohlverstanden mit der Besonderheit, daß, wenn sie sich dennoch in diese Schande stürzt, sie in vielen Fällen einem großen Teil der Männerwelt zu einem hochwillkommenen niederen Genußmittel wird, welches man aber meistens, nachdem es seine Dienste gethan, gleichgiltig verkommen läßt. Liegt denn nicht schon in jener Ungleichheit der Behandlung des sogenannten „Naturrechts" der Männer und der Frauen die allerhärteste Verurteilung der Behauptung, daß bei der Erziehung des Weibes der Mutterberuf, also mittelbar doch auch die Bestimmung zum Geschlechtsverkehr, hauptsächlich ins Auge gefaßt werden müsse.

Den Männern und der ganzen Lebensgemeinschaft könnte es sehr heilsam sein, wenn in der männlichen Erziehung und in ihren Lebensgrundsätzen die Aufgaben, Pflichten und Verantwortlichkeiten des Vaters, welche ein wesentliches Zubehör ihres eingebildeten „Naturrechts" sein sollten, schon früh zu einer ernsteren Erörterung gelangten. Aber in der Frauen-Erziehung ist es dringend an der Zeit, die bis jetzt vielfach geltenden Gesichtspunkte nach anderer Richtung hin der gründlichsten Reform zu unterziehen.

Mit dem Vorbehalte, auf das sogenannte Naturrecht der Männer weiterhin zurückzukommen, möchte ich zunächst einer naheliegenden Einwendung hinsichtlich der weiblichen Erziehung begegnen. Es ist, so sagt man oder könnte man sagen, eine grobe Verzerrung, wenn behauptet wird, daß die Erziehung zur Mutter und zum Familienberufe auch eine Hervorhebung der Bestimmung zum Geschlechtsverkehr enthalte oder bedinge.

Die Einwendung ist insofern richtig, als in der That die natürliche sexuale Seite des Berufs der Ehefrau und Mutter in der bisherigen Art der weiblichen Erziehung sogar mit der ängstlichsten Prüderie gemieden und außer Acht gelassen worden ist, in vielen Fällen sogar in so gedankenloser und pflichtwidriger Weise, daß die normale Entwickelung und Gesunderhaltung derjenigen Funktionen des weiblichen Organismus, welche eine überaus wichtige Beziehung zu den Grundbedingungen des weiblichen Familienberufes, überhaupt zu der Gesundheit des Weibes haben, im allgemeinen nicht die genügende Fürsorge seitens der Mütter und der Erziehenden findet. Manches verkümmerte Lebensschicksal und manche unglückliche Ehe weiß davon zu erzählen. Dieselbe Prüderie

und Unweisheit läßt oft die künftige Ehefrau und Mutter ganz im Unklaren über das Wesen des Geschlechtslebens und seine natürlichen und sittlichen Gesetze, so daß zahlreiche Mädchen auf heimliches Lesen von vielfach unberufenen, jeder Lebensweisheit entbehrenden Darlegungen über jene Verhältnisse oder auf Traditionen, die meist in lüsternen Fassungen umgehen, angewiesen sind.

Gerade durch jene Inkonsequenz der weiblichen Erziehung hinsichtlich der Vorbereitung zum Familienberuf wird also mittelbar sogar ein gewisses Übermaß der Bekümmerung um das Geschlechtsleben bei vielen weiblichen Wesen sehr früh hervorgerufen.

Aber noch viel wichtiger und schädlicher ist in dieser Hinsicht für unser ganzes Gemeinschaftsleben die Richtung der weiblichen Erziehung auf das Gefallenwollen, nämlich die Richtung auf die Ausbildung der Persönlichkeit und ihrer ganzen Art der Präsentation im Sinne der Anreizung der Männer zur Liebeswahl, mit anderen Worten die Ausbildung zur Heiratskandidatin.

Selbst die zartsinnigste, sittenreinste und weiseste Art dieser Erziehung der Mädchen durch bedeutende und edle Frauen kann sich infolge der geltenden sozialen Gesichtspunkte von jenem Grundfehler nicht frei machen, der das werdende Weib, indem er ihm die Wahl zur Ehegattin und das Mutterglück als das eigentliche höchste Lebensziel hinstellt, durch die Vorbedingung des Gefallenmüssens schon sehr früh mit einer schmerzlichen Seelenspannung infiziert, mit einer Seelenspannung, welche das ganze Zusammenleben der Geschlechter schon von Jugend auf trübt.

Jenes unbewußte Werben weiblicher Wesen, welches allerdings äußerlich hinter dem aktiveren Werben gesunder männlicher Jugend zurücktritt, ist in seiner formvolleren Zurückhaltung mitunter etwas wahrhaft Schönes, aber im allgemeinen unsäglich verhängnisvoll für das ganze Gemeinschaftsleben, sobald die sozialen Voraussetzungen für eine gesunde Entwickelung der sexualen Regungen zu befreienden edlen Verbindungen der Geschlechter so vielfach fehlen.

Aus jenen durch die Unweisheiten der Erziehung verschärften schmerzlichen Seelenspannungen des Weibes entstehen im Zusammenwirken mit den Stimmungen des männlichen Trieblebens jene unablässigen und allverbreiteten Wechselspannungen, wie sie jetzt unser ganzes soziales Leben wohl viel mehr zerrüttend als erfrischend durchdringen.

Dadurch, daß die weiblichen Wesen schon durch die wirtschaftlichen Verhältnisse, aber noch viel schärfer durch die Erziehung und die soziale Meinung darauf hingewiesen werden, Unterkunft bei der Lebensgestaltung eines Mannes zu suchen, wird jene Unruhe, jenes Abhängigkeitsgefühl, jene instinktive Absichtlichkeit in einem großen Teil der weiblichen Welt geschaffen und kultiviert, welche von der männlichen Eitelkeit oft so ungeheuerlich mißverstanden wird.

Jedes der beiden Geschlechter täuscht sich in einer fast lächerlichen und doch so furchtbar ernst zu nehmenden Weise über die Empfindungen des andern.

Die lieben Mädchen und Frauen sind auch nicht entfernt so verlangend, nicht entfernt so veränderlich in diesem Punkte, wie sie vielen Männern erscheinen. Wenn sie mit den Blicken in merkwürdiger instinktiver Unruhe danach zu spähen scheinen, ob die Aufmerksamkeit eines Mannes sich auf sie richtet, so ist darin meistens nur die fast unbewußte, fast zur Gewohnheit des Organismus gewordene Neigung zu erkennen, daß sie sich immer und immer wieder im Gefühl ihrer Abhängigkeit davon zu überzeugen trachten, welchen Eindruck sie schon oder noch auf die Männerwelt machen; denn dieser Eindruck erscheint ihnen für ihre ganze Stellung im Leben von Wichtigkeit, ohne daß dabei in den allermeisten Fällen von ihnen deutlich an die Geschlechtsverbindung gedacht wird.

Der Mann aber faßt das ganz anders auf. Seine Eitelkeit empfindet sofort, wenn er jene meist ganz harmlose Unruhe des Abhängigkeitsgefühls der weiblichen Wesen merkt, darin ein Werturteil über gewisse Vorzüge seiner Person oder gar eine von ihm hervorgerufene, auf ihn bezügliche geschlechtliche Spannung. Und sofort entsteht die entsprechende jähere Erregung in ihm, und unter Umständen geht daraus ein ganzes Spiel von Wechselwirkungen hervor, welche das Leben scheinbar bereichern, aber in Wirklichkeit zerrütten, weil sie der Steigerung des Trieblebens übermäßig Vorschub leisten und dadurch das höhere Seelenleben trüben, und weil sie überwiegend auf hohlen Einbildungen und Selbsttäuschungen beruhen.

Gar so häufig ist in jenen Wechselwirkungen keine Spur von persönlichen Werturteilen und von persönlichen Anziehungen enthalten. Die Männer täuschen sich, wenn sie in der vorerwähnten instinktiven Unruhe der Augen, in jenen unbewußten Zeichen getrübter Unbefangenheit der weiblichen Wesen etwas anderes erblicken, als eine zwar in den natürlichen Geschlechtsdifferenzen wurzelnde, aber wesentlich durch soziale Verbildung gesteigerte und meistens gar nicht auf die einzelnen Personen bezügliche Erscheinung unklaren Allgemeinempfindens. Die Mädchen und Frauen täuschen sich ebenso, wenn sie ähnliche Urteilsfehler in betreff des durch jene Illusionen hervorgerufenen oder gesteigerten Verhaltens der Männer begehen. Und so würde bei beiden Geschlechtern, besonders aber bei der Männerwelt, eine verhängnisvolle Stachelung des natürlichen Trieblebens verschwinden, wenn es nur gelänge, die weibliche Welt mehr und mehr von der wirtschaftlichen Abhängigkeit, besonders aber auch von der pädagogischen und sozialen Steigerung ihrer Unruhe und ihres Abhängigkeitsgefühls gegenüber der Männerwelt zu lösen.

Daß es in früheren Zeiten in dieser Beziehung nicht viel anders als jetzt ausgesehen, und daß es doch so viele ausgezeichnete Frauen von hoher Würde und Reinheit, so viel edle Ehen und Familienverhältnisse gegeben habe, ist mit einigen Vorbehalten zuzugestehen, bedeutet aber gar nichts für die Zukunft.

Viel größer als früher sind gegenwärtig jedenfalls alle sozialen Schwierigkeiten, viel zahlreicher und vielartiger auch die Anlässe der Begegnungen und des Zusammenwirkens von Männern und Frauen geworden. Schon die vielen Ortsveränderungen aller Elemente der Bevölkerung machen die Einschränkung des weiblichen Elementes auf das „Haus", wie sie immer noch mit Salbung verlangt wird, immer undurchführbarer. Das gesteigerte Raffinement fast jedes niederen und auch des höheren Genußlebens vermehrt schließlich überall die Konflikte des Trieblebens mit dem tieferen Seelenleben. Und da will man immer noch in den patriarchalischen Wegen weiter stümpern, oder man glaubt gar die gesteigerten Schwierigkeiten durch verschärfte Zwangs- und Strafmaßregeln, diese armseligen und greuelvollen Notbehelfe der Menschheit, bewältigen zu können.

Eine Zeitlang war es ja Staatsraison, das Triebleben, insbesondere das Geschlechtsleben eher steigern, als regulieren zu helfen. Die einzelnen Nationen und Staaten wollten große Bevölkerungen erzielen, deren bloße Kopfzahl man für ein Maß der Macht und Bedeutung des Staates hielt. Einer ferneren Geltung dieser und ähnlicher unvollkommener Beurteilungen der Bevölkerungsfragen wird hoffentlich bald die beginnende Entwickelung der Solidarität der Kulturwelt ein Ende machen. In einem edlen Gemeinschaftsleben muß durchaus das natürliche Triebleben unter der weisen und liebevollen Obhut des zartesten und gewissenhaftesten Denkens der Gesamtheit stehen. Die Forderungen der Natur können keine Stachelung durch Erziehungsfehler und durch das Raffinement der Phantasie vertragen. Sie entarten unter solchen künstlichen Einwirkungen, in denen die Einbildungskraft sich zum Resonanzboden der niederen Wohlgefühle, oder sozusagen zur Kupplerin macht. Das sicherste, ja das einzig nachhaltige Mittel, jenes Reich der sittlichen Freiheit zu verwirklichen, in welchem auch dem natürlichen Triebleben der Menschen seine gesunde und maßvolle Entfaltung und seine schönste Erfüllung im Bunde mit dem Seelenfrieden gesichert ist, wird aber die immer allgemeinere Ausbreitung und Vertiefung der geistigen Arbeit der Männer und der Frauen sein. „Geistige Arbeit" ist hier im weitesten und produktivsten

Sinne genommen. Jede Arbeit, auch die überwiegend mechanische und körperliche Arbeit, sobald sie vernünftig und zweckmäßig geordnet ist, wahrhaft nützlichen, gemeinsamen Zielen pflichtmäßig dient, ferner dem Walten der Geisteskräfte entweder schon während ihres Verlaufes oder in ihren Zielen lichte Ausblicke eröffnet, endlich am sichersten in denjenigen Fällen, in denen sie selber gänzlich ohne Anregung der Geisteskräfte verläuft, gehörige Zeit freiläßt, um schöpferisch oder empfangend in freier Muße an den Herrlichkeiten der gemeinsamen Geisteskultur teil nehmen zu können, jede solche Arbeits- und Lebensgestaltung stärkt die Seele im Bewußtsein ihrer Bestimmung, also auch im Kampfe gegen alle niederen Abhängigkeiten —, zur Entfaltung ungeahnter Kraft.

Und diese Wirkung der Frauen-Befreiung, d. h. ihrer vollen, gleichgeordneten Beteiligung an der solidarischen Arbeit des Menschengeschlechts, habe ich vorzugsweise gemeint, als ich in dem vorigen Aufsatz (in Nr. 17) erklärte, daß die Frauen-Bewegung entscheidend dazu helfen werde, die Kultur von dem Unmaße des Geschlechtslebens und von seinen widerwärtigen Verirrungen zu erlösen.

Weg mit dem Vorwalten der auf geschlechtlich-natürlicher Grundlage ruhenden Lebenszwecke aus der Erziehung und den Zielen des weiblichen Lebens, ebenso wie schon längst jeder ganze Mann die Ziele seines Strebens auf Erden viel höher als auf Fortpflanzung und Sinnengenuß gestellt hat.

Das Weib, das von Jugend auf gewöhnt wird, ihre Lebensziele sich ebenso hoch zu stecken, wie der ganze Mann, und das von früh auf in den Stand gesetzt wird, sich durch seine Arbeit ebenso unabhängig im Leben zu bewegen, wie unter normalen sozialen Verhältnissen der tüchtige Mann, dieses Weib wird gewiß eine ebenso gute, ja, ich meine, eine viel bessere Ehefrau und Mutter sein können, als dasjenige, welches von früh auf als den wahren und höchsten Lebensinhalt für sich die Ehe und die Mutterschaft zu betrachten angehalten worden ist, ganz ähnlich wie die geistig geklärtere Frau schließlich auch die bessere Hauswirtin ist.

Bringt einem Mädchen das reiche, ernste und beglückende Arbeitsleben, das sie führt, für jene natürlichen Seiten des Lebens keine Erfüllung, die sie als ihrer würdig erachten könnte, dann verzichtet sie mit edler Heiterkeit, ergänzt ihr Leben nach jenen Seiten hin durch die Mitfreude an dem reicheren Lebensschicksale Anderer und durch gesteigerte Intensität des hohen Lebens im Reiche der Wahrheit, Schönheit und Sympathie, vielleicht auch nur im Gebiete dienender Treue, welche nach Goethe die Größe der Kleinen ist, ganz so, wie es schon längst manche sogenannte „alte Jungfer“ zur Erquickung der Anderen und zu eigenem höchsten Glücke gethan hat. —

Es bleibt noch ein Wort zu sagen über die Befreiung der Männerwelt, und zwar von ihren gefährlichen Einbildungen hinsichtlich des Geschlechtslebens.

Ein uralter Wahn, ein rechter Herren-Wahn, der sich in den letzten Jahrhunderten durch die zeitweise allgemeine Verbreitung einer sogenannten „konsequent“ materialistischen Lehre vom Menschen auch bei den Aerzten verstärkt hatte, schien dem Manne das Recht zu geben, die geschlechtliche Befriedigung als eine unerläßliche Bedingung der körperlichen und geistigen Gesundheit des männlichen Organismus hinzustellen. Unsägliches Unheil ist hierdurch gerade in den letzten Jahrzehnten bei den zunehmenden wirtschaftlichen Nöten der Frauenwelt und bei der zunehmenden Ehelosigkeit der Männer in den oberen Klassen durch jenen Wahn angerichtet worden. Endlich haben sich tiefere Denker und Menschenfreunde auch unter den Aerzten zu energischen Einsprüchen und zu den schlagendsten Nachweisungen der Unrichtigkeit jener früheren Annahme ermannt.

Die wahrhaft „konsequente“ Lehre vom Menschen, welche deshalb die tiefbewährte Grundlage naturwissenschaftlicher Erkenntnis-Methode nicht zu verleugnen braucht, zeigt die gewaltige Macht auf, mit welcher die Energie einer zu sittlicher Freiheit emporstrebenden Seele die höhere Bestimmung des menschlichen Organismus über alles Triebleben hinaus siegreich durchzusetzen und sogar reichen Ersatz für die leiblichen Entsagungen und die daraus vielleicht zeitweise hervorgehenden Erschwernisse der Oekonomie des Organismus zu gewähren vermag.

Zugleich weisen jene wahrhaft konsequenten Denker auch darauf hin, daß die unheilvollen Nöte, welche den Individuen und der sozialen Gemeinschaft durch jenen brutalisierenden Wahn bereitet werden, jedenfalls unsäglich größer sind, als die — übrigens im ganzen und großen gar nicht deutlich hygienisch nachweisbaren — kleinen, zeitweisen und vereinzelten Übelstände, welche aus der Abstinenz hervorgehen können.

Möge diesen Heilslehren recht weite Verbreitung zu teil werden.

Alle die oben dargelegten Momente werden hoffentlich sehr bald anfangen, ihre beruhigenden Einwirkungen hinsichtlich der Lösung des Sexual-Problems zu üben. Das natürliche Leben der Menschheit wird dann aus dem Zustande einer kläglichen Verwirrung, vielfach einer traurigen Erkrankung, welche die Folge einer Steigerung natürlicher Nöte durch Urteils- und Einbildungsfehler ist, allmählich übergehen in einen Zustand höherer Sinnen- und Seelen-Freiheit, in welchem die Kräfte der Seele auch die natürlichen Dinge in sozialer Gewissenhaftigkeit ordnen und auch das natürliche Leben zu einer höheren, bestimmungsmäßigen Entwickelung emporführen werden, die sich durch echte Glückseligkeit zu erkennen giebt.

Man muß das Gemüt packen.

Von Professor Dr. Fr. Staudinger in Worms.

Das Gemüt müßten wir mehr packen! so sagte mir jüngst ein halber Anhänger der „Eth. Kultur“, ein halber Anhänger Pfarrer Naumanns. Der letztere verstehe es besser; seine Osterbetrachtung greife mehr ans Herz als irgend etwas, das in unserem Blatte erschienen sei.

„Ans Herz.“ An wessen Herz? frage ich. Und was heißt „ans Herz“? Wenn ich heute das alte fromme Lied: „Befiehl du deine Wege“ lese, oder wenn ich die Sixtina andächtig beschaue, so greift mir das ans Herz; ob es an aller Menschen Herz greift, weiß ich nicht. Es greift mir ans Herz, wie die Anfangsworte des Johannis-Evangeliums, obwohl der darin ausgedrückte Glaubensinhalt mir fremd ist. Aber wenn ich in richtiger Stunde jenes Lied, dieses Evangelium vor Augen habe, dann reflektiere ich gar nicht darüber, ob das theoretisch wahr oder falsch ist, dann spricht Menschenseele zu Menschenseele in jener allgemein verständlichen Sprache, die auch aus dem Auge des Menschen — und wenn wir dessen Worte nicht verständen — reden kann. Aber ich empfinde genau dasselbe, wenn ich den homerischen Vers von dem Donnerer Zeus lese, der der Bitte Gewährung nickend den weiten Olympus erschütterte; und ich empfinde — o, Prosa! wird mancher sagen — genau dasselbe, wenn unerwartet ein Eisenbahnzug an mir vorbeirast und ich sein Keuchen, sein Tosen, sein Donnern, sein Verklingen gleichsam in einem Augenblicke in meinem Empfinden vereine.

Aber nun denke man sich eine Hymne auf den Eisenbahnzug neben das Lied ‚Befiehl du deine Wege‘ gestellt! — Reine Lästerung! — Ja mancher vermag eben die Erhabenheit des letzteren nicht mitzuempfinden, während ich die Erhabenheit des ersteren mit gleicher Seele mitzufühlen vermag. Geibel — ein frommer Dichter — vermochte in seinem Liede von der jungen Zeit in den Juniusliedern auch etwas von den letzten Empfindungen zu haben.

Aber es giebt Massen von Menschen, die nur bei den ersteren Vorstellungen etwas fühlen können. Und vermöge der so verwerflichen und doch so verzeihlichen Verallgemeinerungssucht des Menschen meinen sie, das sei ein Beweis für die hervorragende Würde und Wahrheit ihrer Vorstellungen.

Und es giebt viele Menschen, deren Gefühl niemals bei jenen religiösen Vorstellungen wärmer wurde, deren Gefühl aber enthusiastisch erregt wird von dem Gedanken von Freiheit, Menschenwürde u. s. w. Solche Leute sind dann leicht geneigt, alle diejenigen mit Mißtrauen zu betrachten, deren

Gefühlswelt ebenso in dem Propheten Jesaias und dem Johannis-Evangelium, wie in den Freiheitsliedern, die K. Henckell gesammelt hat, zu erwachen vermag.

Andere freilich giebt es, deren Gefühl nirgends warm wird, die überall, wo ein Gefühlston in der Unterhaltung erklingt, ihn mit einer faunischen Bemerkung totschlagen. Und das ist so leicht? Gefühle sind wie Schmetterlinge: vor dem leichtesten Regenschauer, wenn auch nur die Wolken drohen, setzen sie sich ins Gras, falten die Flügel zusammen und sterben, wenn die Sonne nicht bald wieder scheint. Jene Totschläger des Gefühls scheinen uns oft recht geistreich, sie imponieren wie die Wolkengestalten am Himmel — aber die liebe Sonne am blauen Himmel ist uns doch lieber.

Sonne braucht das Menschengemüt! Wirkliche Sonne, oder Sonnenhoffnung. Wer ihm, dem wirkliche Sonne entflohen ist, die Sonne der Hoffnung zeigt, der hat gewonnen; er zeigt „Wahrheit", weil er das Gefühl packt. Darum haben auch die, welche Sonnenhoffnung zeigen, so viel Zulauf. Darum ist nur selten ein ernsteres Gemüt von der Wahrheit in ihrer Blöße gepackt.

Und doch ist auch sie ein Sonnenkind! Nur will's der Mensch oft nicht glauben; der Mensch vor allem nicht, dessen Ich bloß „ich" heißt. Wer sein Ich erweitert hat über das selbstische Ich, wer die Wahrheit schauen mag, ohne zu fragen, was sie nütze; wer sie lieben kann, auch wo sie dem selbstischen Ich unzuträglich ist, der wird auch an dem Sonnenkinde der Wahrheit sein Gefühl erheben. Sein selbstisches Ich wird den Lohn empfangen dafür, daß es sich überwinden konnte.

O, in dieser Hinsicht sind die alte und die neue Botschaft des Heils nicht so gar verschieden. Nur muß man an der neuen Botschaft nicht — wie die Heiden einst an der damals neuen Botschaft vom Kreuz — ein Ärgernis nehmen; denn die heutige neue Botschaft ist ebenfalls geistig, gemütlich, und leider Allzuvielen auch materiell eine Botschaft vom Kreuze, das sie unweigerlich tragen müssen gen Golgatha.

Heften wir unser Gemüt an den Gedanken der Wahrheit; heften wir es so fest daran, daß es nicht schauert, wenn morgen die Wahrheit sich anders zeigen sollte, als wir heute glauben. Nicht an den heutigen Glauben laßt uns unser Gemüt heften; denn dann würde es Feind der Wahrheit, falls morgen der Verstand sagte, jener Glaube sei nicht mehr haltbar; es würde den Glauben zu stützen suchen gegen die Wahrheit. Dann ist es ein verderbtes Gemüt.

Aber wenn es rein an Wahrheit hängt, dann kann es immer noch warm mitfühlen bei den Vorstellungen, die wir vielleicht einst für Wahrheit hielten, oder die andere Menschen für Wahrheit halten und hielten, — wenn wir sie auch selber nicht mehr teilen. Dem Gefühl für Wahrheit thut das dann keinen Abtrag mehr.

Freilich — wir geben es zu, in den alten, von Jugend auf gewohnten Formen wird das Gemüt leichter erwarmen — weil sie eben gewohnt sind, wie es leichter erwarmt bei dem Anblick des Elternhauses als dem eines neuen reichen Palastes. Wird man aber darum die Forderung stellen, alle Wohnungen sollten gebaut werden, wie das Elternhaus? alles Gemüt solle im Elternhaus aufgehen?

Lieber Freund, der Du mir sagtest, Naumann könne besser das Gemüt packen als wir: frage doch ein wenig, ob da nicht Du selbst schuld bist? Vielleicht sind es auch deine Kindergefühle, die bei den Worten des trefflichen Mannes aufwachen, selbst bei solchen, mit denen wir nicht einverstanden sind.

Aber werde einmal im neuen Hause heimisch, in dem, wo Du mit Weib und Kindern wohnst, und Dein Gemüt wird auch hier haften. Werde heimisch im reinen Gedanken der Wahrheit — und Du wirst ihn tiefer empfinden, als Du je einen bestimmten Glauben empfandest. Tiefer! Nicht so jugendlich stürmisch, so enthusiastisch vielleicht; aber es wird das Gefühl dafür Dich um so steter und durchdringender beleben.

Acclamationswahlen.

Von Dr. R. Penzig.

Die letzten Wochen haben in den ethischen Gesellschaften überall Wahlhandlungen gebracht; aber auch das ganze Jahr über haben die Meisten bald hier, bald dort Gelegenheit, an Wahlen aktiv oder passiv teilzunehmen. Da scheint es mir angezeigt, einmal eine prinzipielle Untersuchung über einen Wahlmodus anzuregen, der seiner Bequemlichkeit halber sehr beliebt ist: die Acclamationswahl. Ihren Namen trägt diese „Wahl durch Zuruf" offenbar, wie canis a non canendo; richtiger müßte sie etwa Taciturnialwahl oder „Wahl durch Stillschweigen" heißen, wenigstens nach dem gewöhnlichen Hergang. Danach wird, wenn irgend ein Posten neu zu besetzen ist, von irgend einem der Wähler ein Name genannt; ist dieser Name allgemein bekannt, so beantragt in der Regel, ist es der Name des bisherigen Inhabers des Postens, fast immer jemand: Acclamationswahl, in der lobenswerten Absicht, damit dem zu Wählenden ein ehrendes Vertrauensvotum zu bereiten. Der Vorsitzende fragt nun, ob gegen die Acclamationswahl Einspruch erhoben werde. Tiefes Schweigen ringsum! Infolgedessen erklärt der Vorsitzende N. N. für „durch Zuruf einstimmig gewählt". — Ich halte dieses Verfahren für zweckwidrig nach zwei Seiten hin.

Der Zweck jeder Wahlhandlung ist offenbar, für irgend einen Posten die geeignetste und würdigste Person ausfindig zu machen. Gleichzeitig erhält die vollzogene Wahl von selbst den Charakter einer ehrenden Vertrauenskundgebung für den Gewählten. Das ist eine Begleiterscheinung, ein Nebenzweck, aber sicher nicht der Hauptzweck der Wahl. Die Verschiebung dieser beiden Zwecke macht die Erfüllung beider illusorisch. Denn es ist leicht zu zeigen, daß die geheime Wahl durch Stimmzettel beiden Zwecken besser dient, als die Acclamationswahl. Zunächst ist der Weg vom Kopf zur Hand länger, als der vom Kopf zur Zunge, zumal wenn diese nur zu schweigen hat, und niemand wird leugnen wollen, daß eine Wahl nach reiflicher Überlegung zweckentsprechender und ehrenvoller ist, als eine, die sich unter Umständen im Verlauf einer halben Minute abspielt. Ferner pflegt im öffentlichen Bewußtsein die Wertschätzung, also Wichtigkeit, einer Wahl im direkten Verhältnis zu der Umständlichkeit des Wahlverfahrens zu stehen. Einen Fuchsmajor bei solennem Kommers, eine Vergnügungskommission wählt man durch Zuruf, einen Abgeordneten oder gar Präsidenten in kompliziertem, direktem oder indirektem Wahlverfahren. Über die Vorzüge der geheimen Stimmenabgabe vor der angeblich der Manneswürde besser entsprechenden offenen Wahl sprechen, hieße offene Thüren einstoßen. Nur dies sei noch bemerkt, daß bei der Nominierung oder Ablehnung einer bestimmten Persönlichkeit keineswegs nur deutlich klarzulegende Vorzüge oder Mängel in die Wagschale fallen, sondern vielfach Imponderabilien, allgemeine Sympathie oder Antipathie, die gewiß nicht völlig grundlos sind, deren öffentliche Erörterung aber weder für den Wählenden noch den zu Wählenden irgendwelche ethische oder auch nur ästhetische Bedeutung hätte. Sich ins Gesicht loben zu lassen, ist für jeden feinfühlenden Menschen sogar durchaus peinlicher, als eine tadelnde Kritik anzuhören. Die Natur aber der meisten Wahlen in kleinerem Kreise bringt es mit sich, daß Wähler und Wahlkandidaten in enger Berührung — meist um denselben Tisch — sitzen, und man braucht noch lange keine zu weit getriebene Rücksichtnahme auf persönliche Empfindlichkeit vorauszusetzen, um anzunehmen, daß häufig der Einspruch gegen eine vorgeschlagene Acclamationswahl nur deshalb unterlassen wird, weil derselbe, gegen die Absicht des Einspruch Erhebenden selbst, durch das Schweigen der Anderen den Charakter eines allzu feierlichen Pronunciamentos erhielte. Thatsächlich wird also die völlige Freiheit der Wahl durch das Belieben eines jeden, der Acclamationswahl beantragt, eingeschränkt und damit ihr Wert, auch der als einer Vertrauenskundgebung gegen den Gewählten, geschmälert. Aber auch da, wo die Wahl wirklich durch Zuruf vorgenommen wurde, ist eine Schädigung der Minorität leicht durch die einfache Überlegung nachzuweisen, daß ein Zurufender viele Schweigende übertönt. Die Zahl der Dissentierenden und der Stimmenthaltungen fließt unterschiedslos ins Nichts zusammen — ein Resultat, das in der Zeit, wo vorgeschrittene Wahlkörper das gerechte Prinzip der Vertretung von Minderheiten durch Einführung der Proportionalwahl anerkennen, nicht gerade ideal erscheint.

Nehmen wir indessen auch den günstigsten Fall an (ein Fall, der glücklicherweise recht häufig ist), daß einerseits im Wahlkörper Einstimmigkeit darüber herrsche, eine geeignetere Persönlichkeit für das Amt, als N. N., ließe sich nicht finden, daß andrerseits die Wählerschaft von dem dankbaren Wunsche beseelt sei, N. N. durch

Einstimmigkeit der Wahl ein Vertrauensvolum zu bereiten — sollte hier nicht Acclamationswahl am Platze sein? Man will gleichsam bezeugen, hier könne es gar kein Überlegen, kein Zaudern geben; weg mit dem umständlichen Wahlverfahren, und wie einst im Volksthing die Schilde der wehrhaften Männer zusammenklangen und brausender Zuruf den Führer kürte, so soll die Acclamationswahl die Einmütigkeit der Wähler bezeugen. „„Wenn man's so hört — so möcht es leidlich scheinen. . . .““ Was aber dabei vergessen wird, das ist, daß wir nicht mehr im Zeitalter der Landsgemeinen, sondern im papierenen Zeitalter leben. Damals gab es keine andere Wahl, als die öffentliche; heut haben wir eine Reihe von Wahlverfahren, die an sich ein jedes einen besonderen Wertcharakter tragen. Wo wir ehren wollen, müssen wir mit dem ehrenvollsten Wahlmodus ehren — das ist aber die geheime und direkte Abstimmung. Nicht um des zu Wählenden willen, sondern um die Wichtigkeit und Würde der Wahl zu bestimmten Posten deutlich hervorzuheben, dürfen wir auf das umständlichere Wahlverfahren nicht verzichten. Vielleicht wird freilich dann, zumal wenn der zu Wählende selbst mitstimmt, die volle formale Einstimmigkeit nicht erreicht, eben weil dieser sich in der Regel nicht selbst wählen mag. Aber was will diese scheinbar dissentierende Stimme sagen, in der der Gewählte seine eigene Stimme erkennt? Und an und für sich ist auch für den redlich Prüfenden gar kein Grund vorhanden, sich selbst die Stimme zu versagen, wenn er von der Ersprießlichkeit dieser Wahl überzeugt ist, nur weil er zufällig in einem näheren Verhältnis zu dem Träger des niederzuschreibenden Namens steht. Daß aber ein Hervorgehen aus der Urne, in die zwanzig oder hundert Wähler ohne Verabredung und unkontrolliert denselben Namen legten, ehrender ist, als die brausendste Acclamationswahl, ist wohl selbstverständlich, hat doch die kirchliche Tradition einen ähnlichen Vorgang, die Schaffung des griechischen Bibeltextes der Septuaginta, sogar zum Wunder des heiligen Geistes erhoben!

Ehre also, dem Ehre gebührt: Dem Amte die Rücksicht, daß wir seine Besetzung in der vorgeschriebenen feierlicheren Form vornehmen, auch wenn dies etwas mehr Zeit in Anspruch nimmt; dem Träger des Amtes die Genugthuung einer völlig zweifellosen geheimen Erwählung. Zum Schluß noch die für eine ethische Gesellschaft fast überflüssige Bemerkung, daß die vorstehenden Anregungen nicht der Kritik an Geschehenem, sondern der vorurteilslosen Überlegung künftiger Wahlen dienen sollen.

Vermischtes.

Bebel als Gutsbesitzer. Der „Vorwärts“ bringt in seiner Nr. 102, I. Beilage, unter der Spitzmarke: Genosse Bebel als „Gutsbesitzer“, eine Abhandlung, die in doppelter Hinsicht interessant ist. Wenn es wahr ist, was der „Vorwärts“ schreibt, daß, fast die gesamte bürgerliche Presse sich wieder einmal mit Herrn Bebels Privatangelegenheiten beschäftigt, so wird dies den Widerwillen aller besseren Elemente erwecken; erstens, weil es unanständig ist, die Privatangelegenheiten irgend eines Menschen in die Öffentlichkeit zu zerren, zweitens, weil es dumm ist und von geistiger Impotenz zeugt, wenn man die Partei in ihren Führern privatim zu bekämpfen sucht, statt sie an einem ihrer zahlreichen schwachen Punkte zu attaquieren. Aber auch die Verteidigung des Herrn Bebel durch den „Vorwärts“ ist höchst ungeschickt, und es ist wohl anzunehmen, daß Herr Bebel dieselbe garnicht gewollt hat. Er kann sie vernünftigerweise garnicht gewollt haben; denn bis jetzt hat noch niemand gewagt, Herrn Bebel vorzuwerfen, er habe sich in unreiner Weise ein Vermögen erworben; im Gegenteil, man kann wohl annehmen, daß selbst seine verbissensten Gegner in puncto Ehrenhaftigkeit Herrn Bebel für vollkommen gut und echt halten. Was wir ihm vorzuwerfen haben liegt auf anderem Gebiete. Aber noch mehr: Wer Herrn Bebels außergewöhnliche litterarische Erfolge kennt, — über seine Arbeiten selbst mag jeder denken wie er will, — der wird auch wissen, daß er durch seine geistige Thätigkeit gut verdient haben muß. Wenn nun ein Mann mehr verdient als er verbraucht und den Überschuß in Grund und Boden anlegt, so ist hierin kein Unrecht zu erblicken; aber es ist auch absurd zu sagen, es sei kein Gut, nur ein Haus oder dgl. Grade durch die armseligen Vertuschungsversuche werden üble Gedanken rege gemacht, und sie sind nicht einmal nötig. Das weiß heute beinahe der Dümmste, daß der Einzelne sich nicht gegen die wirtschaftlichen Verhältnisse auflehnen darf, ohne sich selbst zu vernichten und so auch der von ihm vertretenen Sache verloren zu gehen. Ebensowenig wie der wahrhaft fromme Christ streng nach dem Spruche leben darf: Wer zween Röcke hat u. s. w., weil er sonst unter Curatel gestellt, oder selbst bald ein Bettler werden würde; ebensowenig darf der Sozialist die Pflichten gegen sich und seine Familie verletzen, muß vielmehr bestrebt sein, in der, auf das Ich, im Gegensatz zur Sozietät, gegründeten Gesellschaft, in erster Linie für die Seinen zu sorgen. Nun mag es ja wahr sein, daß Männer wie Bebel ihre litterarischen Erfolge teilweise der moralischen Unterstützung ihrer Partei zu danken haben; aber welcher Kommerzienrat, welcher Fabrikant ist alles aus eigner Kraft?

Überdies hat ja Bebel nicht mehr moralische Unterstützung von der Partei erhalten, als er ihr geliehen hat; jedenfalls ist es unmöglich hier allzu genau abzuwägen.

Wenn wir aber so Herrn Bebel Gerechtigkeit widerfahren ließen, ist es an uns auch darauf hinzuweisen, wo man ihn angreifen möge. Dies ist in erster Linie sein längst bekanntes autokratisches Auftreten, welches jeden anfeindet, der nicht durch Dick und Dünn mit der von ihm vertretenen Partei gehen will. Zweitens ist es der häufige Widerspruch in den er mit sich selbst getreten ist; diesen nachzuweisen ist allerdings etwas schwieriger, denn es erfordert eigenes Nachdenken und Nachforschen in der parteisozialdemokratischen Litteratur.

Richtiger aber ist, man greift einzelne Personen überhaupt nicht an, denn sie sind immer nur von symptomatischer Bedeutung für ein System. Wie im Staate, so ist es auch in den Parteien; geht der Eine, so kommt oft genau ein Gleicher an die Reihe. Grade in der sozialdemokratischen Partei giebt es so viele Autokraten und Autokrätchen, daß nur durch ihre Erschütterung die Herren ihren Standpunkt verlieren können. Hierbei soll aber noch betont werden, daß sozialdemokratische Partei und Sozialdemokratie durchaus nicht eines sind. Von sozialdemokratischen Handlungen ist grade in der gleichnamigen Partei oft ebensowenig zu finden, wie man Liberalismus in den liberalen Parteien, Christentum in den christlichen entdecken kann; ganz abgesehen von der einzig in ihrer Art dastehenden revolutionären, konservativen Partei. Alle aber haben eins gemeinsam: Sie sind Opportunisten; die Einen mehr, die Andern weniger kompromittiert.

Berlin. C. Henke.

Afrika in Deutschland. Man schreibt uns aus Mannheim:

Sie schreiben in Nr. 18 der Ethischen Kultur: „Wer gegen Barbaren kämpfen will, darf nicht selber Barbar werden. Sonst ist die ganze Kolonialpolitik nur ein Eindringen der Barbarei in die Kulturmenschheit. Daß es Leute giebt, welche dieser Folgerung aus dem Wege gehen, zeigt, welche Eroberungen Afrika schon bei uns gemacht hat.“

In Mannheim hat sich kürzlich ein Fall zugetragen, der dies drastisch erläutert. Einer der Vertreter des Deutschtums und der Civilisation in Afrika, ein Dr. B. . . ging mit seiner Frau über die Straßen Mannheims. Da spielte ein kleiner Junge, indem er Papierschnitzel in die Luft warf. Unglücklicherweise wehte der Wind ein solches an die Stirn von Dr. B.'s Frau. Dieser glaubte, es sei mit Absicht geschehen und — versetzte dem Knaben einen Hieb? — weit gefehlt; er faßte ihn am Genick und stieß ihn mehreremale mit dem Gesicht auf das Steinpflaster, daß er blutüberströmt zusammenbrach. Was mag der Mann sich Negern gegenüber erlaubt haben, wenn ein so geringfügiger Anlaß ihm Ursache zu solcher Mißhandlung eines Kindes bieten konnte. Man redet so viel von der zunehmenden Verrohung der Jugend; natürlich nicht derjenigen der „besseren“ Stände. Von der zunehmenden Verrohung der „guten“ Gesellschaft aber darf man höflicherweise nicht reden. Wenn diese einen Peters in Schutz nehmen kann, dann ist sie allerdings schon sehr von der verrohenden Rückwirkung des Afrikanismus ergriffen.

Freilich — ich will nicht verschweigen, daß ich von zwei glaubwürdigen Seiten Aeußerungen von zwei Missionären berichtet bekam, deren einer sogar den Leist als braven Mann bezeichnete, und sagte, in Afrika gehe das gar nicht anders, als wie er es gemacht hat. Wir danken schön! Dr. B. hat sicherlich auch gedacht, es gehe nicht anders, als daß er den Jungen so abstrafe; das hat er doch wohl nirgends gelernt als in Afrika. Und darum muß man ihn auch entschuldigen, da ja die Verhältnisse die Menschen machen? Wehe dir deutsche Sitte, wenn die Leiter der Kolonien Verhältnisse bestehen und werden lassen, die solche Gesinnung erziehen!

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Breslau. Am Dienstag, den 14. April, hielt Dr. Kurella-Brieg im kleinen Saale des Konzerthauses vor einer dichtgedrängten Zuhörerschaft einen interessanten Vortrag über das Thema: „Das Verbrechertum und die moralischen Grundlagen der Strafen“. Der Vortragende deutete einleitend an, daß der Ursprung der Strafe in der Entwickelung der instinktiven Affekt-Reaktion auf eine erlittene Verletzung zu suchen ist, die sich ursprünglich erst durch die Vernichtung des verletzenden Objekts befriedigt fühlt und selbst dann noch auf andere, dem ursprünglichen Objekte ähnliche oder ihm verbundene Objekte übergreift. So hat sich durch

derartige Übertragung aus dem Zornaffekt die Blutrache entwickelt. Bis ins späte Mittelalter hinein ist die Geschichte des Strafrechts wesentlich die der Einschränkung der Blutrache, welche später von den politischen Machthabern auch in Friedenszeiten erzwungen wurde. Mit dieser Einmischung der Politik in die primitiven Strafanfänge wird das Strafrecht eines der Mittel des Klassenkampfs. Eines der Durchgangsstadien dieser Entwickelung ist die Talion, das Suchen nach einer dem angerichteten Übel proportionellen Vergeltung an dem Frevler. Religiöse Momente haben den Vergeltungsgedanken verquickt mit dem der Sühne; die Schuld galt als gesühnt, sobald der Frevler ein dem angerichteten Übel gleiches Übel erduldet hatte. Über diese Ideen sind die Rechtsphilosophen und die Theoretiker des Strafrechts bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht viel hinausgekommen; die humanen Gedanken, welche die an Beccaria anknüpfende Bewegung gegen die entsetzlichen Grausamkeiten der rächenden und vergeltenden Gerichte der Aufklärungszeit ins Feld führte, gingen in der Reaktion der Restaurationszeit verloren. Erst die Entwickelung der empirischen, naturwissenschaftlich geschulten Forschung der neuesten Zeit hat die humane Ethik im Strafrecht wieder zu Wort kommen lassen. Hauptfaktoren der neueren Entwickelung sind: die Statistik; die philosophische Kritik der Lehre von der Willensfreiheit; die Entwickelung der Kenntnis des Hirn-Mechanismus; der Übergang von der Untersuchung der Verbrechen in abstracto zu der der Verbrecher in concreto. Die Statistik hat die Regelmäßigkeit und Notwendigkeit im Auftreten der Verbrechen gezeigt und damit der Lehre vom freien Willen und der zugehörigen Lehre von Schuld und Sühne den Todesstoß versetzt; die kritische und die physiologische Psychologie unserer Tage hat den Mechanismus der Willenshandlungen aufgedeckt, in dem es keinen Raum für Freiheit des Willens giebt*); die Untersuchung der Verbrecher, welche zuerst von dem Turiner Professor der Irrenheilkunde Lombroso begonnen wurde, hat ermittelt, daß die statistisch nachgewiesene Unverbesserlichkeit und beständige Rückfälligkeit der professionellen Verbrecher auf einer angeborenen Abnormität dieser Menschen beruht, die durch keine noch so harte Strafe zu ändern ist. Statistiker, Sozialpolitiker und Sozialisten haben sich eifrig bemüht, die sozialen Faktoren nachzuweisen, welche das Individuum zum Verbrechen treiben; natürlich neigen alle diese nicht naturwissenschaftlich denkenden Autoren zu einer Überschätzung der sozialen Faktoren der Kriminalität, wie vielleicht die italienische Schule zu einer Überschätzung der angeborenen Anomalie neigt; jedenfalls kommen beide Richtungen — die soziologische und die anthropologische — in der Ueberzeugung zusammen, daß Misere und Verwahrlosung direkt oder indirekt die Ursachen der Verbrechen sind, und daß die Bekämpfung des Verbrechens nicht durch Peinigung der Verbrecher, sondern durch Schutz und soziale Hebung der Verwahrlosung und Verführung ausgesetzten Elemente, ganz besonders der Kinder zu erreichen ist. Die humane Ethik wird sich bei der Forderung des Schutzes der Gesellschaft nicht beruhigen können. Wenn sie — wie widerstrebend auch immer — der Wissenschaft zugeben muß, daß es geborene Verbrecher giebt, so wird sie in ihnen nicht bloße, zu eliminierende Monstra, sondern noch immer Menschen sehen; sie wird in den sittlich Defekten oder Gefährdeten Wesen sehen, die mehr als alle anderen der liebevollen Unterstützung und Hilfe bedürfen, und wird in dem warmen Interesse für diese Unglücklichsten eine der ersten sozialen und humanen Pflichten erblicken; jedes Verbrechen, das geschieht, wird sie als eine ernste Mahnung betrachten, wie weit wir noch von einer gerechten Ordnung der Dinge entfernt sind, und angesichts des Verbrechens wird sie nicht wie die alten Vergeltungs-Fanatiker, neue Übel durch Marterung und Erniedrigung des Verbrechers zu schaffen suchen, sondern Verminderung der Summe des Übels in der Welt, indem sie den Gefallenen, Verrohten oder Verwahrlosten wieder zum Menschen macht und seinen Mitmenschen wieder nahe bringt. — Im Anschluß an den mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag führte Rechtsanwalt Marcuse teils berichtigend, teils ergänzend aus, daß die „Internationale kriminalistische Vereinigung“ bei Beurteilung des Verbrechens wie des Verbrechers nicht die juristischen, sondern die soziologischen Gesichtspunkte in den Vordergrund stelle. Sie lege das Hauptgewicht auf die Verhütung des Verbrechens und stehe daher dem Fatalismus der Lombroso'schen Hypothese ablehnend gegenüber. Wenn das Verbrechen der Ausdruck körperlicher Entartung sei, wie das Lombroso annehme, so könne doch auch die Erziehung und die entschiedene Besserung der sozialen Verhältnisse nichts oder nur sehr wenig zur Verhütung des Verbrechens thun. Die „Internationale kriminalistische Vereinigung“ habe durch das Betonen der sozialen Gesichtspunkte schon recht erfreuliche Wirkungen erzielt und es sei zu hoffen, daß sie, ebenso wie in der Schweiz und anderen Ländern, mit der Zeit auch in Deutschland einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben werde.

*) Allerdings nicht für die gesetzlose Ungebundenheit, wohl aber unermessenen Spielraum für die Entwickelung von sittlichen Willensentscheidungen, die sich von den unmittelbaren Reizen der Außenwelt und von den augenblicklichen Erregungen des Organismus gerade mit Hülfe der aufgespeicherten inneren Energievorräte des Seelenlebens immer freier machen und das gesamte Triebesleben mit steigender Sicherheit unter die Kontrolle dauernder Gedankengebilde stellen. Die Red.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annonceenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 23. Mai 1896.	Nr. 21.

Inhalt: Die Wiener Enquete über Frauen-Arbeit. Von Emil Reich. — Benjamin Kidd über Klassenkampf und Ethik. — Universitätsausdehnung in Wien. Von H. R. — Wie's die Sonne macht. — Vermischtes: Ein Sozialdemokrat über die ethische Bewegung. Die Arbeitslosenfrage auf dem deutschen Gewerkschafts-Kongreß. — Aus der Vereinigung zur Verbreitung Egidy'scher Gedanken. Von G. Henke. — Erwiderung.

Die Wiener Enquete über Frauen-Arbeit.

Von Dr. Emil Reich in Wien.

Die ethische Gesellschaft in Wien besitzt eine soziale Abteilung, deren Leitung in den Händen des früheren Arbeiters (jetzt Sekretär des Vereins für Arbeitsvermittelung) Bardorf und des Rechtsanwalts Dr. Ofner liegt. Diese beiden Männer entwarfen zuerst den Plan zu umfassenderen Erhebungen über die Lage der Wiener Arbeiterinnen. In einer Abteilungsversammlung wurde dies Projekt darauf eingehend besprochen und gebilligt, auch sogleich Geldsammlungen zur Bestreitung der Kosten eingeleitet. Die Tagespresse begrüßte diese Anregung sympathisch und erregte so das Interesse weiterer Kreise. Zunächst fand die kundgethane Absicht bei den „Fabiern"*) lebhaften Anklang, dann auch bei fernerstehenden Richtungen, darum entschloß man sich, die ursprüngliche Absicht dahin abzuändern, daß nicht die ethische Gesellschaft als solche die Enquete veranstalte, sondern daß dies durch eine gemischte, aus Vertretern aller Parteien zusammengesetzte Kommission geschehe. Es traten demnach 30 Männer und 5 Frauen aus den verschiedensten Berufskreisen in das Komitee ein, welches am 1. März unter dem Vorsitz des Professors v. Philippovich seine Thätigkeit begann und dieselbe am 27. April mit einigen Abschiedsworten des Abgeordneten Pernerstorfer schloß. Im ganzen wurden (mit einer längeren Osterpause) 35 Sitzungen abgehalten, an Sonntagen je zwei (die erste vormittags, die zweite nachmittags), an Wochentagen begann die Sitzung stets um 7 Uhr abends und endete je nach der Zahl der Einzuvernehmenden zwischen $^{1}/_{2}$11 und $^{1}/_{2}$1 Uhr nachts. Es wurden auch Gäste zugelassen, soweit dies möglich war, ohne die nötige Vorbedingung aller Aussagen, strenges Geheimhalten der Namen der Expertinnen, zu bedrohen. Als Zuhörer habe ich 15 Sitzungen der Enquete beigewohnt und gebe hier selbstempfangene Eindrücke wieder, die keinen weiteren Wert beanspruchen, bloß Momentbilder aus der Wiener Frauenarbeits-Enquete darstellen, während die wissenschaftlich gesichteten Ergebnisse dieses verdienstlichen Unternehmens baldmöglichst in einem ausführlichen Bericht der Kommission in den Buchhandel gelangen sollen.

Kann man die gerade bei der Entlohnung ungemein stark differendierenden Angaben in einheitlichen Ziffern als annähernden Durchschnitt wiedergeben, so möchte der normale Verdienst bei Zeitlohn mit 7$^{1}/_{2}$, bei Stücklohn (in günstigeren Branchen) mit 8$^{1}/_{2}$—10 Mark pro Woche zu bemessen sein; jedoch schwanken die mitgeteilten Löhne je nach Arbeitsleistung und Gewerbe zwischen 3$^{1}/_{2}$ und 15,75 Mark Wochenverdienst. Die Arbeitszeit ist in fabriksmäßigen Betrieben zwar seit 1889 im Gesetzesweg auf 11 Stunden täglich beschränkt und beträgt in Wien nach freier Vereinbarung meist nur 10 Stunden, doch wird dies nicht immer eingehalten, ebensowenig als die gesetzlichen Pausen während der Arbeit stets genaue Beachtung finden, so daß auch dort die faktische Arbeitszeit sich zwischen 10 und 11$^{1}/_{2}$ Stunden bewegt. Weit ungünstiger noch liegen die Verhältnisse beim mittleren und kleinen Gewerbe, sowie bei der Heimarbeit; hier kommen vielfach (besonders bei der Saisonarbeit) noch Arbeitsleistungen bis zu 14 Stunden täglich vor, ausnahmsweise selbst bis zu 17 und 18 Stunden, was die Kommission zuerst kaum für möglich hielt, bis es durch Aussagen, die den Eindruck voller Glaubwürdigkeit machen, dargethan ward. Auch die vorgeschriebene Sonntagsruhe erscheint nicht überall eingehalten. Es stehen eben noch lange nicht alle Unternehmer auf dem einfachen Standpunkt praktischer Vernunft jenes Fabrikanten, der in der Enquete erklärte, er lasse absolut nicht mehr als 10 Stunden arbeiten, weil die Leute bei längerer Arbeitsdauer doch nicht mehr fertig brächten, da sie dann zu müde würden. Erhöhte Arbeitsstunden seien besonders beim Akkordsystem nicht einmal im Interesse des Unternehmergewinns wünschenswert. So eifrig der Stücklohn wegen der meist damit verbundenen Überarbeitung bekämpft wird, so zeigt sich andererseits, daß auf dieser Grundlage eine gesetzliche weitere Verkürzung des Arbeitstages bei den Arbeitgebern weniger Widerstand erregen würde. Psychologisch und ökonomisch besonders interessant war die Mitteilung, daß in einem Betrieb, wo die Lohnberechnung für die Woche am Donnerstag vorgenommen wird, die Arbeitsleistung an Freitagen die geringste ist und dann (ganz unabhängig vom Sonntag) im Lauf der Arbeitswoche beständig steigt.

Die Arbeitsräume sind oft überfüllt, unreinlich, nicht genügend gelüftet und beleuchtet, häufig direkt als gesund-

---

*) Die Fabier nennt sich eine seit drei Jahren allmonatlich zur Besprechung aktueller ökonomischer und politischer Fragen zusammenkommende freie Vereinigung von 3—400 Leuten (nach dem Muster der Londoner Fabian-Gesellschaft). Dem österreichischen Vereinsgesetz entsprechend gelten die schriftlich Eingeladenen als Gäste der 5 Einberufer, denen sie persönlich bekannt sein müssen. Unter dieser Bedingung fällt die Überwachung durch Regierungsvertreter und das Verbot der Beteiligung von Frauen weg. Da zwar die erstatteten Referate später häufig gedruckt werden, über die Diskussionen jedoch keine Berichte von den Zeitungen geduldet werden, herrscht ein freierer Ton. Jedenfalls ist es erquicklich, Führer der Sozialdemokratie und hochkonservative Staatsbeamte hier friedlich mit einander in Berührung treten zu sehen, anregend, die Wortgefechte zwischen Altliberalen, demokratischen Sozialreformern, marxistischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen zu hören. Die Achtung vor dem Gegner gewinnt durch solche Zusammenkünfte und gelegentliche persönliche Aussprache. Ein Teil der Fabier gehört übrigens auch der ethischen Gesellschaft an.

heitsschädlich zu bezeichnen; auch hier tritt die stets wiederkehrende Erfahrung hervor: je kleiner der Betrieb, desto ärger die Ausnutzung des Arbeitnehmers nach jeder Richtung hin. So werden unsittliche Zumutungen den Mädchen am häufigsten beim Kleingewerbe gestellt, während in Großbetrieben die Unternehmer selbst auf tadellose Haltung in dieser Beziehung dringen. Sonst gilt es jedoch oft noch als selbstverständlich, daß die arbeitende Frau nicht bloß ihre Arbeitskraft, auch ihre Ehre an den Arbeitgeber oder seinen Vertreter verkauft habe. Es wurde sogar darüber Klage geführt, daß nicht selten Lehrmädchen seitens der Lehrherren, bei denen sie (elend genug) wohnen, mißbraucht würden, wie diese angebliche Lehrzeit überhaupt sehr scharf kritisiert wurde. Nicht zu verschweigen ist jedoch die Thatsache, daß einzelne Expertinnen für die Mitarbeiter noch belastender als für die Unternehmer aussagten.

Die Wohnungen sind teuer und schlecht. Alleinstehende Mädchen zahlen in der Regel für ein Bett in einem mäßig großen Zimmer, das vier solche Lagerstätten enthält, 1,70 M. pro Woche und außerdem 30—40 Pfennige extra für die Bettwäsche. Eine Frau, die mit ihrem Mann und fünf halberwachsenen Kindern ein Zimmer mit Küche bewohnt, meinte ihr Zins (von $14^1/_4$ Mark monatlich) sei verhältnismäßig recht billig bemessen. Beim Dachdeckergewerbe beschäftigte Frauen geben an, daß ein Teil der Arbeitskräfte nur für die Saison nach Wien komme und dann in (von dem Meister beigestellten) Massenquartieren nächtige. Einer traurigen Berühmtheit erfreut sich, was schlechte Behandlung der Arbeiterschaft anbelangt, seit vielen Jahren die Nürnberger Ziegelfabrik-Gesellschaft. Mehrfache Streiks daselbst boten bereits zu Parlamentsdebatten Anlaß. Gleichwohl sind nach den Aussagen von 5 einvernommenen Ziegelarbeiterinnen die Wohnungszustände dort noch immer erbärmlich. In einem früheren Ziegelofen wohnen 27, in einem anderen Raume 26 Personen beisammen, ein Dachzimmer haben 2 Familien mit 8 Köpfen inne, 3 Familien mit 16 Köpfen bewohnen gemeinsam ein Zimmer und eine Küche. Das Elend dort ist so bekannt, daß die Besitzer einer Fleischkonservenfabrik in der Nähe jener Ziegelwerke aus Mitleid täglich „Gulyossaft" (eine Art Fleischbrühe geringer Qualität) an die Ziegelarbeiter verteilen, um den sich die Kinder schlagen. Ein Ehepaar mit 7 Kindern hat bloß ein Bett, in dem 4 Kinder schlafen, 3 Kinder, die Eltern und die Großmutter liegen auf Stroh; ihr Zimmer hat keinen Ofen. Die Löhne der Frauen im Winter sollen 4—5 Mark wöchentlich, im Sommer bei Akkordarbeit $6^3/_4$—$8^1/_2$ Mark betragen, sofern es nicht regnet, wo sie dann gar nichts verdienen. Die Arbeitszeit war vor dem großen, aufsehenerregenden Streik vom Frühjahr 1895 ganz ungeregelt, bis zu 17 Stunden täglich, jetzt beträgt sie 11 Stunden.

Der Gatte einer dieser Ziegelarbeiterinnen war bei dem siegreich durchgeführten Streik Vertrauensmann, bald darauf wurde er entlassen, ebenso sein Weib, das als 8jähriges Kind in den Ziegelwerken der Gesellschaft zu arbeiten begonnen hat und seither 24 Jahre dort beschäftigt war. Sie hat jahrelang in einen Pensionsfond eingezahlt, jetzt aber keinen Pfennig erhalten. Ihr Mann fand inzwischen nochmals auf einem benachbarten Werk Beschäftigung, wurde aber wieder entlassen, weil ein Oberbeamter davon erfuhr, der ihn „nicht mehr auf dem Wienerberg sehen will". Die Frau wußte den Zusammenhang zwischen der Führerrolle ihres Mannes und dieser Verfolgung gar nicht zu fassen; er kam nur den Hörern zum Bewußtsein. Gerade die geringe Intelligenz ließ ihre Aussage um so glaubwürdiger erscheinen, denn sie dachte keineswegs daran, sich als Opfer der Lohnkämpfe aufzuspielen. Sie hat 9 Kinder geboren, von denen nur noch eines lebt; eine Woche nach der Entbindung ging sie stets wieder zur Arbeit, die sie erst knapp vor Eintritt der Wehen verlassen hatte. Ihre alte erwerbsunfähige Mutter teilt die Kammer des arbeitslosen Ehepaars; diese 4 Personen verfügen über ein Bett. Sie leben von Borg und Almosen der Nachbarn, den Zins sind sie schuldig. Obschon die Fülle von grauenvollen Details, mit denen wir bei dieser Enquete überschüttet wurden, gegen das Elend schon förmlich abgestumpft hatte, wurde an diesem Abend unter den Anwesenden eine Sammlung für die vernommenen Ziegeleiarbeiterinnen veranstaltet, die eine beträchtliche Summe ergab. Auch seither wurden Expertinnen, die erklärten, trotz aller Vorsicht doch entdeckt und wegen ihrer Aussagen entlassen worden zu sein, unterstützt und anderweitig untergebracht.

Daß ein Familienleben auch bei den Verheirateten unter den arbeitenden Frauen nicht oder nur am Sonntage existiere, war der allseitige Eindruck. Man fand bei diesem Einvernehmen eben das meiste an praktischen Beispielen bestätigt, was man sich früher theoretisch klar gemacht hatte, aber auch die Erfahrung bewährte sich, daß der lebendige Eindruck der Wirklichkeit noch viel peinigender berührt, als die tote Buchwissenschaft. So hörten wir dort ein 18jähriges Mädchen, das, obschon es 10 Mark wöchentlich verdient, sich das Mittagessen oft ganz versagt oder sich mit einem Ei und einem Stück Brod begnügt, weil es durch die angestrengte Arbeit kränklich geworden sei und lieber die Woche über zusammenspare, um Sonntags ein Stück Fleisch und Rotwein zu nehmen, wie der Arzt ihr empfohlen. Sie hoffe sich endlich so viel zu ersparen, daß sie einige Wochen eine Kur gebrauchen könne.

Die Ernährungsverhältnisse sind überhaupt recht ungünstige. Morgens Kaffee und Semmel, um 10 Uhr ein Butterbrod, mittags Suppe und Gemüse, um 4 Uhr wieder ein Butterbrod, abends minderwertiges Wurstzeug, Speck oder Käse. Das kann als Durchschnitt der wochentäglichen Lebensweise gelten. Sonntags tritt Fleisch hinzu, das unter der Woche garnicht oder nur in ganz geringen Quantitäten vorkommt, auch billige Mehlspeisen spielen eine gewisse Rolle. Daß dort, wo für die Ernährung des Körpers so schlecht gesorgt ist, für die Nahrung des Geistes kein Geld übrig bleiben kann, ist selbstverständlich, doch begegneten sporadisch Mädchen, die angaben, gelegentlich die 40 Pfennige für den Besuch einer billigen Sonntagnachmittagsvorstellung auf den obersten Gallerieplätzen aufzuwenden, während andere erklärten, meist nicht einmal Sonntags ausgehen zu können, da sie dann ihre Kleidung und Wäsche ausbessern müßten.

Jener Abend, an welchem das Chorpersonal eines Vorstadttheaters einvernommen wurde, bot zwar der Sensation die reichste Ausbeute, doch sind diese Mißstände gerade in der „Ethischen Kultur" schon hinlänglich oft besprochen worden und dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Wichtiger war die Feststellung, daß derselbe Prozeß, der sich vielfach bei der Lohnarbeit im engeren Sinne bereits vollzogen hat, nun auch in „höheren" Berufsformen schon im Gang ist. Auch im Kontor des Kaufmanns, im Bureau der Bank, ja in der Schreibstube des Rechtsanwalts beginnt die Frauenarbeit dem Mann gefährlich zu werden, weil sie bei gleicher Leistung niedriger entlohnt wird und auch hier ist bloß eine Abhilfe dagegen denkbar: entsprechende Organisation aller Berufsthätigen unter der Losung: „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit". Ein junges Mädchen, welches fünf Sprachen beherrscht, eine tüchtige Schulbildung genossen und als Stenographin nach dem Zeugnis von Fachleuten Ausgezeichnetes leistet, teilte mit, sie stehe bei einem Rechtsanwalt in Verwendung und erhalte bei sehr anstrengender Dienstleistung von 7—9 Stunden täglich einen Monatsgehalt von 50 Mark, während ihre männlichen Vorgänger 75—84 Mark bei geringeren Fähigkeiten erhielten. Eine bekannte große Bank, die nur $6^1/_2$—7 Stunden Dienst fordert und gleich beim Eintritt 67 Mark monatlich zahlt, wurde deshalb von den dort beschäftigten Mädchen in warmen Worten gelobt. Sehr überraschend wirkt die Antwort eines Mädchens, die, befragt, wie sie ihren Posten erlangt habe, entgegnete: „Weil ich zu spät gekommen bin." Die Stelle war nämlich in der Zeitung ausgeschrieben und 8 Uhr morgens als Vorstellungstermin genannt, da fanden sich so viele Bewerberinnen ein, daß der Geschäftsinhaber ärgerlich alle ungehört wegschickte, um nur den Ansturm los zu werden; die zufällig Zuspäterscheinende wurde dann

acceptiert. Sie erhielt anfänglich 17 Mark monatlich, jetzt nach 3 Jahren 60 Mark bei 10½ stündiger Arbeitszeit. Auf die Frage, ob ihr Gehalt niedriger sei als jener eines Kommis, folgte die erstaunte Erwiderung: „Ja, selbstverständlich.“ Diese Expertin begnügt sich, wie manche andere, mittags mit Kaffee, weil sie abends im Elternhause Fleisch und Gemüse erhält. Befragt, warum sie nicht ein vollständiges Mittagessen für 40 Pfennig in der Volksküche einnehme, lautet die uns ständigen Zuhörern schon geläufige, typische Antwort: dort sei das Essen für den Preis noch immer zu schlecht. Die Volksküche wird, obschon sie auch einfacheren Mittagstisch für 23 Pfennig bietet, wie es scheint, allgemein nur höchst ungern aufgesucht. Ein anderes Mädchen sagt aus, sie habe bei 25 Mark Monatsgehalt und fast 12 stündiger Arbeitszeit als Korrespondentin dasselbe leisten müssen wie ein männlicher Kollege für 70 Mark.

Es sei an diesen Stichproben genug. Gewiß war die Wiener Enquete kein tadelfreies Musterbeispiel, wie derlei Erhebungen vorzunehmen seien, es handelte sich eben um einen ersten Versuch auf einem schwierigen Feld. Ein Hauptmangel, die praktische Unmöglichkeit Arbeitgeber und Arbeitnehmer einander in derselben Sitzung gegenüberzustellen, konnte nur unzureichend durch die mehrfach der Einvernahme der Arbeiterinnen um Wochen später nachfolgenden Aussagen solcher Unternehmer, die sich freiwillig hierzu erboten, ausgeglichen werden. Sicherlich ist daher die eine und die andere Übertreibung mit unterlaufen, im ganzen machten jedoch die Angaben den Eindruck ehrlicher Wahrheit; ich wenigstens hatte nur in einem einzigen Falle die subjektive Empfindung, daß eine Expertin recht erheblich mit den Thatsachen in Widerspruch gerate. Die Kommissionsmitglieder waren allen Ständen und politischen Parteien entnommen; wenn die Sozialreformer, die Führerinnen der radikalen Frauenbewegung und die Sozialdemokraten die Sitzungen häufiger besuchten als die Liberalen und die Antisemiten, so war dies bedauerlich, aber nicht zu ändern. Gern sei darum als das fleißigste Kommissionsmitglied Baronin Vogelsang (von den Christlich-Sozialen) anerkannt, neben der Dr. Frey als technischer Organisator der Enquete besondere Erwähnung verdient. Im allgemeinen benahmen die Fragenden sich taktvoll und unparteiisch, wenngleich ihre Sympathien unstreitig den Arbeiterinnen gehörten, bloß ein äußerst radikales Kommissionsmitglied machte hiervon zu Zeiten eine wenig erwünschte Ausnahme, allein es hatte wiederholt das Unglück, daß ihm auf seine die Antwort schon halb in den Mund legenden Fragen nach weiteren Übergriffen der Unternehmer statt dessen mit Klagen über die Mitarbeiter geantwortet wurde, die ihrerseits den Frauen die unangenehmere Arbeit zuzuschanzen trachteten. Unter den zuhörenden Gästen fanden sich höhere Staatsbeamte ein, sehr oft waren Gewerbeinspektoren zugegen. Wie dringend notwendig mehr solcher Aufsichtsbeamten und ganz besonders weibliche Gewerbeinspektoren wären, diese Erkenntnis in weitere Kreise getragen zu haben, gehört mit zu den Ergebnissen der Enquete. Es ist nicht mehr Aufgabe dieser Zeilen, die vielen und schwer löslichen sozialen Probleme und Reformideen zu besprechen, die mit Notwendigkeit an die Kenntnis dieser jammervollen Mißstände anknüpfen, durch welche die öffentliche Meinung hier stark in Bewegung geriet. Miterlebtes wurde hier thunlichst objektiv wiedergegeben, die Schlußfolgerungen überlasse ich dem Leser selbst und lieber sei der Ton dieser Zeilen zu trocken als zu pathetisch. Solche Zustände sprechen für sich selbst; sie bedürfen keiner rhetorischen Ausmalung. Einen Beweis hat die Enquete jedenfalls geliefert, daß es bei uns in Österreich möglich ist, Angehörige aller Parteien auf neutralem Boden zeitweise zu einigen, in dem gemeinsamen Dienst einer guten Sache. Schon dies ist ein erfreuliches Zeichen eines praktischen Sieges ethischer Ideen.

Wien, den 30. April. Emil Reich.

Benjamin Kidd über Klassenkampf und Ethik.

In dem an feinsinnigen Beobachtungen reichen Buche von Benjamin Kidd über „Soziale Evolution“ *) finden wir folgende wertvolle Betrachtung über den entscheidenden Anteil, den der Fortschritt der Humanität in den oberen Klassen für die wirtschaftliche und soziale Emporbewegung der unteren Volksschichten hat:

Daß das Volk sich gegen seine Gebieter erhob, war kein neues Schauspiel in der Geschichte. Das war früher oft schon geschehen, und das Volk war fast immer in sein Gesellschaftsgebiet zurückgetrieben worden. Die Rechte und Vorteile, die gegen das Volk verwertet werden konnten, waren ungemein groß. Weshalb also hatte das Volk bei dieser Gelegenheit (der französischen Revolution) den Erfolg auf seiner Seite? und weshalb ist die Revolution, wie man doch behaupten darf, und zwar aus eben diesem Grunde der Anfang einer neuen Welt? Erst wenn wir auch die andere Seite betrachten, können wir die Natur der Kraft erkennen, die auf seiten des Volkes thätig war und die unserer Civilisation eigentümlich ist. Das auffallendste Schauspiel in dieser denkwürdigen Periode boten unzweifelhaft die herrschenden Klassen in ihrer Schwäche und Auflösung. Gewöhnlich wird der Erfolg, den die Revolution aufzuweisen hat, auf den Zerfall, die Mißregierung und Fäulnis dieser Klassen zurückgeführt; die Geschichte aber, obwohl sie diese Ursachen auch anerkennt, behandelt sie nur als nebensächliche. Bei ruhigerem Urteilen wird man zugeben, daß das Volk seine Sache nicht auf den Straßen, sondern in den Herzen dieser Klassen gewann. Selbst nach so langer Zeit kann man nur mit einem Gefühl der Verwunderung oder des Schreckens beobachten, wie weit die Revolutionsidee die Stellung der oberen Klassen unterhöhlt hatte. Thatkräftiger Widerstand war unmöglich; sie konnten nicht einmal ihre eigene Stärke verwerten. Nach und nach versteht man, warum das so war. Man erwartet irgend einen begeisternden Aufruf, eine Sammlung der Kräfte gegenüber denen des Feindes, eine vollbewußte Hingabe, die bei einer guten Sache selbst verloren gegebene Hoffnungen wieder aufleben läßt, und die gerade hier bei dem überwältigenden Übergewicht die Gegner des Volkes unbesiegbar gemacht hätte. Aber umsonst sieht man sich nach etwas der Art um. Die Humanitätsgefühle, die sich reichlich angesammelt hatten, waren fertig mit ihrem Werk; sie hatten die Fundamente des alten Systems untergraben. An anderen Orten hatte das umbildende agens schrittweise operiert, und das Resultat war jeweilig weniger bemerkbar gewesen; hier aber, wo das Gebäude nur noch nach außen zusammenhielt, ward es plötzlich und vollständig zerbrochen, weil die Säulen, die es getragen hatten, von dem Auflösungsprozeß ganz und gar durchfressen waren. Die Ideen, aus denen die Revolution herausgeboren war, hatten dem Volk Enthusiasmus verliehen und selbst einem ganz ungelenken Material einen gewissen Zusammenhalt. Aber die natürlichen Gegner des Volkes waren ohne Enthusiasmus und ohne Zusammenhalt. Indirekt waren diese von der welterneuernden Kraft ebenso tief angefaßt, wie das Volk.

Eine vollere und genauere Prüfung der Stellung, welche der Adel und die herrschenden Klassen in jener Periode in Frankreich einnahmen, müßte ein Hauptmoment in dem Werk eines künftigen Historikers sein, der der Revolution gerecht werden will. Ihre Stellung war eine in der Geschichte einzigartige; eine große Menge derselben waren, wie Michelet es ausdrückt, zugleich die Erben und die Feinde ihrer eigenen Sache. „Auferzogen in den edlen Ideen der damaligen Philosophie, begrüßten sie die wunderbare Wiedererstehung der Menschheit und brachten Gebete für sie dar, obgleich es ihr eigener Ruin war“ **). Ironisch zu werden, wie Carlyle, ist leichter, als, wie Michelet, den Versuch einer gerechten Beurteilung des merkwürdigen Schauspiels zu machen, welches die Nationalversammlung in ihrer Sitzung in der Nacht vom

*) Benjamin Kidd, Soziale Evolution, übers. v. E. Pfleiderer. Jena, Gustav Fischer.

**) Historical View of the French Revolution II. Kap. IV.

4. August 1789 darbot, als „der Feudalismus nach tausendjähriger Herrschaft abdankte, sich selbst abschwor und verdammte“. Das war ein willkommenes Objekt für die sarkastische Feder Carlyles. „Eine denkwürdige Nacht, dieser vierte August; weltliche und geistliche Würdenträger, Pairs, Erzbischöfe, der Parlamentspräsident, einer den anderen an Hingebung fürs Vaterland überbietend, nahen sich in geschlossener Reihe, um auf „den Altar des Vaterlandes“ ihre jetzt unhaltbar gewordenen Besitztümer niederzulegen. Lauter und lauter ertönen die Vivats (denn es war ja das Mittagsmahl auch vorüber); sie heben auf Zehnten, herrschaftliche Abgaben, Steuern, zu weitgehende Schutzgesetze für das Wild; ja noch mehr: Vorrechte, Freiheiten, Feudalismus samt und sonders, stimmen dann ein Te Deum dafür an und zerstreuen sich etwa um drei Uhr morgens, die Sterne streifend mit ihren erhabenen Häuptern“*). Der Evolutionist aber sieht keinen Grund ein, weshalb er ein solches Schauspiel nicht als eines der merkwürdigsten in der Geschichte der Menschheit ansehen sollte. Es war eine der frühesten Scenen in der Revolution; aber nie zuvor hatten die herrschenden Klassen die Bewegung mit solcher Begeisterung aufgenommen, obgleich sie ihnen Verschlingung und Vernichtung drohte. Mögen immerhin diese Vorfälle die Ironie des Geschichtschreibers herausfordern, das bleibt doch gewiß, daß in ihnen sich eine Kraft offenbart, dem Charakter nach von jeder anderen verschieden, welche die alte Welt bewegte, eine Kraft, die thatsächlich den alten Gesellschaftszustand unmöglich machte.

Um aber die Bedeutung der Revolution und die wahre Natur der Kräfte, die jene hervorbrachten, zu verstehen, dürfen wir unseren Standpunkt nicht in der Geschichte nehmen, oder in den Geschehnissen der Vergangenheit, sondern mitten in dem heftigen Konflikt des Lebens der Gegenwart. Ja, wir werden keinen günstigeren Standpunkt finden, von dem aus wir die der französischen Revolution zu Grunde liegenden Kräfte besser studieren und uns von dem Zusammenhang und der Einheit des Entwickelungsprozesses unter den Völkern des Westens besser überzeugen könnten, als mitten im gegenwärtigen politischen Leben der britischen Nation. Denn hier, in der Mitte eines Volkes, dessen Geschichte im ganzen eine durchaus geordnete Entwickelung genommen hat, stehen wir fortwährend und thatsächlich vor jener Kraft, die die Welt wieder aufbaut, und bemerken auf allen Seiten (wenn wir die Natur des fortschreitenden Prozesses verstehen) Kräfte und Aussichten genug auf eine fernere Entwickelung gewaltiger und umgestaltender Art.

Wenn wir die Geschichte der fortschrittlichen Gesetzgebung während einer langen Periode bis auf unsere Zeit herab untersuchen, so finden wir darin merkwürdige Züge. Wir wollen sie in Kürze zusammenfassen. Es ist einfach die einer Geschichte fortgesetzten Reihe von Konzessionen, verlangt und genommen von der Partei, die unzweifelhaft und naturgemäß durch ihre Stellung die schwächere der beiden ist. Die Konzessionen wurden ihr gegeben von der herrschenden Partei, die ebenso unverkennbar die stärkere ist. Es giebt keine Unterbrechung in dieser Reihe, und keine Ausnahme zu dieser Regel. Was die Vergangenheit berichtet, läßt sich nicht leugnen; was aber die Zukunft verspricht, ist nicht weniger bedeutsam, denn die Programme der Fortschrittsparteien setzen sich einfach aus weiteren Forderungen zusammen, welche, wenn die Zeit kommt, wohl in derselben Weise weitere Zugeständnisse erhalten werden. Auf diese Weise geht der Fortschritt weiter. Aber man könnte fragen, was ist denn die Bedeutung dieser eigentümlichen und bemerkenswerten Beziehung zwischen den zwei Parteien? Es läßt sich ja nicht leugnen, daß wir da vor einem Schauspiel stehen, wie es in der Weltgeschichte kein zweites giebt.

Zur Erklärung dafür wird oft das angeführt, daß diese Lage der Dinge in dem gewissenlosen Jagen unserer Politiker nach Macht und Amt ihren Ursprung habe; und dafür liege der Grund in unserem englischen System der Volksregierung.

*) The French Revolution I. Buch 6, Kap. 2.

Wenn wir aber genauer zusehen, so ist diese Erklärung ungenügend für die Sachlage. Vor allem können Politiker nur Gewalt erhalten von denen, die sie zu verleihen haben; und wäre jene Erklärung richtig, so hätten die oben angeführten Konzessionen (falls die Partei, die sie gab, dazu entschieden abgeneigt gewesen wäre) nur durch eine Reihe fortgesetzter politischer Verrätereien von seiten der eigenen Vertreter dieser Partei erlangt werden können. Nirgends in der politischen Geschichte finden wir eine solche Reihe von Betrügereien verzeichnet. Auch ist nicht zu erwarten, daß ein solcher Zustand als ein normaler Zug des öffentlichen Lebens hätte andauern können. Eine andere, gegenwärtig geläufige Erklärung ist die, daß jenes Resultat von der zunehmenden Erstarkung und Intelligenz der Volkspartei herkomme, welche den Angriff unwiderstehlich machen. Aber es ist leicht einzusehen, daß die Zunahme an Macht und Intelligenz bei den unteren Klassen des Gemeinwesens gerade das Resultat des im Fortschreiten begriffenen Wechsels ist und daher nicht ihre eigene Ursache sein kann. Auch darf man nicht vergessen, daß die Partei, der die Konzessionen abgewonnen werden, der Natur der Dinge nach und kraft ihrer verschanzten Lage und Stellung doch noch die unendlich stärkere von den zweien ist; und daß, wo sonst, außerhalb der modernen Periode die zwei Klassen einander gegenübertreten, die Geschichte mit Nachdruck berichtet, wie diese Partei die andere unbarmherzig übermeistert hat. Offenbar muß noch eine andere wirkende Ursache vorhanden sein, weitgehender, tiefwurzelnder und konstanter Art, welche diesen allmählichen, geordneten Wechsel in den Beziehungen der zwei Gegner hervorbringt.

Sehen wir auf die großen Bewegungen in Englands politischem Leben im Laufe unseres Jahrhunderts zurück, deren Resultat die zahlreichen gesetzlichen Maßnahmen für Emanzipierung und Hebung der unteren Volksklassen sind, so bemerken wir, daß die Methode bei diesem Fortschritt immer dieselbe war. Zuerst bildete sich immer ein großes Ganzes von Gefühlen und Empfindungen zu Gunsten der Forderung. Diese Summe von Meinungen bloß als Produkt der Klassenselbstsucht zu bezeichnen, ist ein Beweis von mangelnder Einsicht. Sie ist stets etwas mehr als das. Genau untersucht, stellt sie sich allgemein als das Resultat jener außerordentlichen, durch den Reiz der altruistischen Gefühle hervorgebrachten, schon oben bemerkten Empfindungsfähigkeit heraus. Das Gemüt des Volkes ist so unduldsam gegen den Anblick von Leiden und Unrecht jeder Art geworden, daß, je mehr die Lebensverhältnisse der ausgeschlossenen Volksmassen schrittweise ans Licht und zur Sprache kommen, dieses Gefühl der Unduldsamkeit desto stärker wird, bis es endlich seinen Ausdruck in dem Ganzen von Ansichten und Empfindungen findet, welches hinter allen großen sozialen und politischen Reformen unserer Zeit steht*).

Selbst bei den Volksklassen, die bei dem Wechsel am meisten gewinnen, können die sie treibenden Impulse, wenn man wahr sein will, nicht als einfach selbstsüchtige bezeichnet werden. Wir können bemerken, daß die Empfindung, welche gegenwärtig die unteren Klassen in den meisten in unsere westliche Civilisation eingeschlossenen Ländern bewegt, hauptsächlich das Gefühl des persönlichen und des Klassen-Mitleids ist, sofern die letztere als solche ihr Leben unter mühseligen und traurigen Verhältnissen zubringen muß. Dieses Gefühl wird in außerordentlicher Weise gestärkt durch die Empfindung von der angeborenen Gleichheit aller Menschen, welche so tief in die Gemüter der fortgeschrittenen Völker Europas eingedrungen ist, und durch das Bewußtsein des Kontrastes, in dem ihr Leben zu dem derjenigen steht, die sich auf der anderen besseren Seite der sozialen Stufenleiter befinden. In die Summe von Meinungen, in welcher dieses Gefühl seinen Ausdruck findet, bringt das Element schmutziger

*) Die Presse und das ganze Triebwerk des Verkehrs und des modernen sozialen Lebens sind natürlich kräftige Faktoren zur Konzentration dieses Ganzen von Meinungen und dazu, daß es zu seiner Aeußerung kommen kann.

Selbstsucht des Individuums viel weniger ein, als man gewöhnlich annimmt. Es ist im ganzen und im besten Sinne das Produkt der altruistischen Gefühle; und in erster Linie ist es das Resultat jener Vertiefung des Charakters, die unter uns im Fortschreiten begriffen ist. Aus diesen Gründen werden die Forderungen der Massen jetzt und auch fernerhin mit einer Tiefe der Überzeugung, mit einem Maße von Bestimmtheit und mit einem Mut gemacht werden, welche die reine Selbstsucht des Individuums nie verleihen könnte, und welche sie eben darum im höchsten Grade bedeutsam erscheinen lassen.

Allein erst wenn wir unsere Aufmerksamkeit auch auf die andere Seite richten, nämlich auf die Partei, von der die Konzessionen erlangt werden und die vor dem vorrückenden Volke im Rückzug begriffen ist, kommt uns die eigentümliche und außergewöhnliche Natur des Phänomens, von dem wir handeln, zum vollen Bewußtsein. Man muß sich daran erinnern, daß diese Partei heute jene Klasse repräsentiert, welche Menschenalter hindurch das Volk in Abhängigkeit gehalten und unübersteigliche Schranken gegen dasselbe errichtet hat, und welche durch die ganze Geschichte hindurch beharrlich alle Gewalt und allen Einfluß in ihrer Hand behielt, so daß jeder Angriff gegen ihre Stellung nahezu hoffnungslos erschien. Ja noch mehr, es ist die Partei, die, wie wir gesehen haben, immer noch einen Vorrat von Kraft besitzt, welcher sie natürlicherweise unendlich stärker sein läßt, als ihren Gegner. Und doch sehen wir an der langen Liste von gesetzlichen Maßnahmen, wie dieselbe Partei im Kampf gegen sich selbst ihren Gegner erzieht, frei macht und ausrüstet. Die Urkunden des öffentlichen Lebens der letzten 150 Jahre geben ein außerordentliches Schauspiel in dieser Hinsicht, und nur weil wir mit den Geistesströmungen unserer Zeit so vertraut sind, kommen wir leicht dazu, zu vergessen, daß die Bewegung, deren Zeugen wir sind, in der Weltgeschichte ganz einzig dasteht.

(Schluß folgt.)

Universitätsausdehnung in Wien.

Von H. R.

In Jena wurden im Jahre 1889 volkstümliche Sommerkurse eingerichtet, zu gleicher Zeit veranstaltete der Volksbildungsverein in Wien die Abhaltung von Kursen, außer der großen Anzahl von Einzelvorträgen, welche alljährlich aus seinen Mitteln geboten werden.

Unter der Oberleitung der Universität organisierte man in Wien im Jahre 1895 eine, zahlreiche Disciplinen umfassende, Serie von Kursen nach dem Vorbild der in England (Cambridge) schon vor 20 Jahren durch James Stuart und R. D. Roberts ins Leben gerufenen „University Extension".

Das Ministerium bewilligte zu diesem Zwecke eine jährliche Subvention von 6000 Gulden; dazu kommt das Inscriptionsgeld von ungefähr 3000 Gulden (1 Krone pro Kurs).

Diese Summe genügte zur Abhaltung von 58 Kursen (im Wintersemester 1895/96), welche in drei Serien eingeteilt wurden: die erste von November bis Weihnachten, die zweite im Januar und Februar, die dritte bis Ostern. — Die Kosten eines sechsstündigen Kurses kommen ungefähr auf 140 fl. zu stehen, wovon 90 fl. für den Docenten entfallen und das Übrige für Plakatierung, Kanzleispesen, Beheizung und Beleuchtung der Lokale 2c. verwendet wird. — Es wurden 14 geschichtliche Kurse abgehalten, 7 über Litteratur und Kunst, 5 juristische, 17 medizinische Kurse und 15 naturhistorische. Die Gesamtzahl der Hörer betrug 6172. Die höchste Frequenz finden wir: unter den humanistischen Fächern im Kurs über Shakespeare 233 Hörer, in der medizinischen Kursreihe über erste Hilfe 249, Anatomie 458, Kinderpflege 116, unter den naturwissenschaftlichen Gegenständen: Wärme und Licht 292, Elektricität 210, Astronomie 339. —

Nachstehend geben wir einen Auszug aus der Statistik:

Frequenz der Kurse.

	I. Serie Hörer	II. Serie Hörer	III. Serie Hörer
Geschichte:			
Vorgeschichte		173	49
Griechische Geschichte	76	46	
Römische Geschichte	75	55	63
Frankreich	125	109	113
Litteratur und Kunst:			
Altdeutsche Litteratur		81	107
Klassische Litteratur	102	38	
Shakespeare	233		
Italienische Malerei	158		
Naturwissenschaft:			
Astronomie		302	339
Chemie	91	67	
Physik Wärme	42	292	
Elektricität Licht		74	210
Geographie	126		
Zoologie	69	49	
Medizin:			
Anatomie	458	208	210
Physiologie	144	137	134
Bakteriologie	91	46	
Hygiene	71	44	
Erste Hilfe	249	180	68
Kinderpflege			116

Die Schwankungen der Frequenzzahl einzelner Kursserien sind durch vielerlei Umstände begründet. Z. B.: In der ersten Serie eines Kurses trug der Professor vor, in den folgenden der Assistent; oder: der Bezirk wurde von dem einen zum andern Kurs gewechselt. Die größten Frequenzausweise erklären sich auch durch das Verbinden des Vortrages mit Demonstrationen, Führung auf die Sternwarte, in die Museen 2c.

Aus allen Schichten der Bevölkerung fanden sich die Teilnehmer zusammen; 20 pCt. gehörten dem Arbeiterstande an. Für sämtliche Kurse jeglicher Disciplin gilt es, daß die Vortragenden durch tadelloses Verhalten und musterhafte Aufmerksamkeit ihrer Zuhörerschaft vollständig befriedigt wurden. Der Eifer und das Interesse der Hörer und der Docenten standen in der besten Wechselbeziehung. Die Resultate des ersten Jahres der Wiener Volkskurse sind überzeugend gute. Voraussichtlich wird diese wertvolle Schöpfung andere Städte zur Nachfolge aneifern.

Wie's die Sonne macht.

Von Fritz Sebald.

An die Fabel von der Wette zwischen Sonne und Wind habe ich dieser Tage zuweilen denken müssen, als ich die denkwürdige Rede des Freiherrn v. Stumm über die Christlich-Sozialen gelesen hatte. Pfarrer Naumann hat wirklich den Sturm gegen sich entfesselt, obwohl er doch nichts gethan, als daß er ein wenig leuchtete und wärmte — gerade wie die steigende Frühlingssonne eben leuchtet und wärmt.

„Aber die leuchtet und wärmt ja eben gar nicht!" unterbricht mich da mein Nachbar. „Wir haben ja seit vier Wochen ein Wetter, von dem Herr von Gunderode zu sagen pflegte: „Lieber gar keins!" Die Sonne war immer höher gestiegen, und immer kälter ward es, immer schneidiger der Nordwest und Nordost, und die armen Blümchen wagten ebensowenig, wie die Seelen der Menschen in Stumms Gebiet, ihre Kelche dem Lichte zu zeigen."

„Das ist doch ein einleuchtender Beweis, daß die Sonne nichts, gar nichts fertig bringt, oder vielmehr oft das Gegenteil von dem fertig bringt, was sie fertig bringen möchte. Statt wohlthätiger Wärme, die sie im März spenden durfte, zieht sie selber mit ihrem unklugen Aufsteigen die kalten Winde und die Schneewolken herbei, durch die ihre Strahlen wirkungslos werden, die das bißchen Blühen und Wachsen wieder verkümmern lassen."

„Merkt es euch, ihr alle, mögt ihr Naumann heißen, oder anders — ihr wollt Licht bringen und zieht Wolken heran; ihr klammert euch mit liebewarmem Herzen an die Menschheit, und die kalten Winde, die ihr erregt, vereiteln, verderben eure Arbeit. Laßt ab! — was nützt ihr euch, was nützt ihr Anderen? Ihr werdet nur vom Winde gefaßt, verfolgt, ausgeblasen vielleicht; denn ihr müßt wissen: eine Sonne, die sich nicht ausblasen läßt, seid ihr ja doch nicht, sondern ein Erdenfeuerchen, ein Nichts gegen die Sonne, und wenn es noch so groß schiene. Der Wind kann euch ausblasen vielleicht, und wenn ihr dazu zu groß seid, wenn er euch nur in stärkere Glut bläst, so führt er als Gehilfen schon die Gewässer mit sich; ein Platzregen verlöscht euch und freut sich, wenn ihr recht zischt und qualmt, während er euch vernichtet. O, ihr armen Flämmchen, die ihr Sonne spielen wollt auf Erden!" —

Aber die Sonne steigt und leuchtet, unbekümmert darum, ob es unter ihren Strahlen stürmt und gießt; sie leuchtet mit

ihren Strahlen auch auf die Wolken und Regengüsse und dringt durch sie hindurch; — dennoch, auch am dunkelsten Tage, spürt ihr, wenn sie am Himmel steht — sie leuchtet ruhig, innerlich unverändert, unerschüttert weiter, und steigt stetig empor. Da endlich besiegt sie den kalten Sturm, der sehr gegen ihren Willen vom alten, zornigen Winter aus seinem wohlkrystallisierten Eisparadies gesendet worden ist.

Falsche Propheten, die ihr die Sonne beschuldigt, sie habe das Eis gebracht! Die Sonne macht kein Eis. Wenn das Eis zürnt, daß seine schöngefügten Nadeln zergehen sollen, wenn es im Strahle der Sonne immer wieder kalten Atem in die Welt haucht, bis es ganz zerschmolzen ist — so gebt nicht der Sonne die Schuld daran. Drückt den, der Licht und Liebe spenden will, nicht mit euren kühlen, klugen, nächtigen Mahnungen nieder: er sei schuld daran, wenn sein Licht umwölkt, seine Liebe mit Sturm beantwortet wird.

Leuchte du weiter, Mensch voll Licht, und wärme du weiter, Seele voll Liebe! Stürme nicht du auch! Nur das Licht durchdringt **doch** die Wolken, nur die Liebe schmilzt **doch** das Eis. Ruhig und gelassen wirke fort; und ist dein Licht verlöscht, dein Feuer erstickt: in Hunderten, in Tausenden hast du neues Licht, neues Feuer entzündet; deine Flamme wirkt weiter in ihnen. Der Frühling naht ja doch, der Menschheitfrühling, und auch das wahnsinnigste Brüllen des Wintersturmes wird endlich stumm.

Vermischtes.

Ein Sozialdemokrat über die ethische Bewegung. In dem sozialdemokratischen Organ für Halberstadt und Umgegend finden wir einen Leitartikel, der in sehr vorurteilsloser Weise auf die hoffnungsvollen Anzeichen eines ethischen Umschwungs im gebildeten Bürgertum hinweist und der Lehre von der „einen reaktionären Masse", die der Arbeiterbewegung entgegensteht, folgende sehr treffenden Bemerkungen entgegenhält:

Wenn man das parteipolitische Leben sowie die offizielle Gesetzgebungs-Maschine oberflächlich beobachtet, so kann man zu der Anschauung kommen, daß wir trotz aller Zunahme der sozialdemokratischen Wähler in Deutschland nichts von einem Fortschreiten zu höherer Kultur wahrnehmen. In der sächsischen Wahlrechtsverschlechterung, in den vielen kleinen und großen Gesetzesvorlagen, die der Erledigung im Reichstage harren, ist ein so starker reaktionärer Geist entfaltet, daß man sicher verzweifeln könnte, — wenn man sich täuschen lassen will. Aber trotz und alledem macht das soziale Empfinden im deutschen Reiche von Jahr zu Jahr bedeutende Fortschritte. Jene reaktionären Maßregeln zeigen nur, daß die augenblicklich noch herrschenden Klassen die größten Anstrengungen machen, sich in der Herrschaft zu erhalten, aber die Qualität dieser Maßregeln beweist deutlich, daß die Schöpfer selbst an der inneren geistigen Kraft ihrer Klasse verzweifeln. Nebenher laufen, zwar nicht mit so heftigem Gepolter, aber für den guten Beobachter nicht weniger offensichtlich, eine Anzahl von Erscheinungen, welche darauf hindeuten, daß sich in Bezug auf die Beurteilung der sozialen Misere wie der Sozialdemokratie in den Kreisen des wahrhaft gebildeten Bürgertums ein gewaltiger Umschwung vorbereitet. . .

Das Auftreten eines Egidy, das Umsichgreifen der Pastor Naumann'schen Agitation in den Kreisen des gebildeten Bürgertums, und besonders die Bewegung, welche durch die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur hervorgerufen ist, sie zeigen alle, so wenig sie auch mit der eigentlichen sozialdemokratischen Partei zu thun haben, daß das Standesvorurteil der gebildeten Bürger gegenüber der Partei der Arbeiter zu schwinden begonnen hat.

Vielleicht denkt der eine oder andere Sozialdemokrat: „Ach was geht dies uns an, die Ziele der Sozialdemokratie müssen und können nur von den Arbeitern erkämpft und errungen werden. Wie sich hierbei die „Gebildeten" stellen, ist ganz gleichgiltig." Nur gemach! Auch ich unterschreibe den ersten Satz, aber ich halte den zweiten für falsch und gefährlich. Es ist **nicht** gleichgiltig, wie sich das aufgeklärte und fortgeschrittene Bürgertum zu uns stellt, sondern die Art des Kampfes und seine Dauer werden wesentlich davon abhängen, mit welcher Gewalt, mit welchem sittlichen Gehalt die Gebildeten uns im Kampfe um Anbahnung einer besseren sozialen Zukunft zur Seite stehen werden. —

Der Anfang hierzu ist bereits gemacht. Wenn der letzte große Konfektionsarbeiter-Streik den immerhin günstigen Ausgang — mit dem unorganisierten Arbeiter- und Arbeiterinnenheer — genommen hat, so soll gewiß nicht die Arbeit und Tüchtigkeit so fähiger Genossen wie Timm und Anderer unterschätzt werden, aber ein klein Wenig hat zu diesem Ausgang auch die öffentliche Meinung beigetragen, aufgerüttelt durch Männer und Frauen des gebildeten Bürgertums, die noch soviel Herz und soziales Empfinden sich bewahrt haben, daß sie für die Ausgebeutetsten der Ausgebeuteten mutig und mit Erfolg eintraten. Und wenn, wie es den Anschein hat, die betrogenen Konfektionsarbeiter von neuem den Kampf gegen die kontraktbrüchigen Konfektionäre aufnehmen, so werden hoffentlich Prof. Foerster und seine Freunde in gleicher Weise wie im Februar-März ihnen ihre Hilfe nicht versagen. Aber noch in anderer Weise sind diese „Unparteiischen" berufen und befähigt, den Arbeitern in ihrem Kampfe zu Hilfe zu kommen. Und ich glaube, daß in einigen Städten z. B. ein vielversprechender Anfang gemacht ist, daß durch Errichtung **öffentlicher Lesehallen** einer großen Schar bildungsbedürftiger Arbeiter Gelegenheit gegeben wird, sich ein höheres Maß geistiger Waffen anzueignen, als sie gemeinhin sich zu erwerben imstande sind. Ich werde in Folgendem ein kleines Bild einer Lesehalle zu geben versuchen, wie es auf dem letzten Kongreß der D. G. E. K. von Dr. Arthur Pfungst in Frankfurt a. M. entworfen wurde. Die bedeutendsten Lesehallen existieren, wenn man nur Deutschland berücksichtigt, in Berlin und Frankfurt a. M. In der letzteren Stadt hat die Lesehalle Zuschüsse von Privaten im Betrage von 6000 Mk. und von der Stadt 1500 Mk. Die Lesehalle kann von jedermann jeder Zeit besucht werden, der Aufenthalt in der Lesehalle, sowie die Benutzung aller ausliegenden Schriften ist vollkommen unentgeltlich. Es liegen täglich 360 Zeitungen (die zumeist umsonst von den Verlegern geliefert werden) zur Benutzung aus, und zwar, Zeitungen aller Schattierungen, vom „Sozialist" und „Vorwärts" bis zur „Germania", „Reichsboten" und „Kreuzzeitung". Die Verwaltung legt besonders Gewicht darauf, daß auch die Zeitungen aus jenen Provinzen und Städten ausliegen, aus welchen sich gewöhnlich eine größere Anzahl in Frankfurt a. M. aufhält. Die polnischen, belgischen und italienischen Arbeiter werden dadurch besonders angezogen und bewogen, auch andere Dinge zu lesen. Es ist selbstverständlich, daß in der Verwaltung auch Sozialdemokraten sitzen, denn Dr. Pfungst sagt ganz richtig, daß eine Lesehalle oder irgend ein anderes Institut, das aus wirklichem Interesse für die Arbeiter entsprungen ist und diesem dienen soll, zum Tode verurteilt ist, wenn die Sozialdemokratie dabei ausgeschlossen wird. In der Lesehalle ist auch jegliches Schreibmaterial zum unentgeltlichen Gebrauch vorhanden. Täglich lesen 60 bis 100 Personen in den Abendstunden. Außerdem kann jedermann unentgeltlich Bücher aus der Bibliothek in seine Wohnung entnehmen, ohne auch nur ein Pfand zu hinterlegen. Das einzige, was verlangt wird, ist ein Ausweis, daß die Wohnung, die der Entleiher angiebt, auch richtig angegeben ist. Dazu genügt ein Steuerzettel, Quittungskarte oder dgl. Die Bibliothek hat bereits 2800 Abonnenten unter den Arbeitern Frankfurts, und unter diesen Abonnenten sind vorwiegend professionierte Arbeiter. Dr. Pfungst sagt: dieses weitgehende Vertrauen gegenüber Arbeitern, das Manchem mit Arbeiterverhältnissen Unbekannten schier unglaublich erscheinen könnte, ist fast noch nie getäuscht worden. Und es ist oft ganz erstaunlich und für Manchen beschämend, wie heißhungerig viele, viele Arbeiter nach Lektüre und Bildung wären.

Die Arbeitslosenfrage auf dem deutschen Gewerkschaftskongreß. Ein erfreuliches Zeichen für die Klärung der Ansichten in der deutschen Arbeiterbewegung war die Stellungnahme des zweiten deutschen Gewerkschaftskongresses (Anfang Mai d. J. in Berlin) zur Frage der Arbeitslosenunterstützung. Von seiten der revolutionären Doktrinäre war folgende Resolution vorgeschlagen:

„In Erwägung, daß es unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen unmöglich ist, der kapitalistischen Gesellschaft mit rein kapitalistischen Gegeneinrichtungen der Arbeiter erfolgreich entgegenzutreten, und daß es dem Klassencharakter der modernen Arbeiterbewegung direkt zuwiderläuft, wenn man der Arbeiterschaft durch Schaffung kapitalistischer Einrichtungen unter uns ein Interesse am modernen Kapitalismus künstlich einflößt, erklärt der Kongreß, daß keine Ursache vorhanden ist, dem Staate seine Pflichten für das Volk abzunehmen, sondern den Staat vielmehr zu zwingen, die Fürsorge für das werkthätige Volk so zu gestalten, wie wir es fordern. Deshalb verwirft der Kongreß die Arbeitslosen-Unterstützung und erwartet, daß diejenigen Gewerkschaften, bei denen diese noch besteht, dieselbe allmählich abschaffen."

Diese Resolution wurde abgelehnt und dagegen mit großer Majorität die folgende angenommen:

„In der Erwägung, daß die Arbeitslosen-Unterstützung — abgesehen von deren humanitärem Charakter — die Stabilität des Mitgliederstandes in den einzelnen Organisationen in hohem Maße garantiert und in der weiteren Erwägung, daß durch diese Unterstützung auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse verbessernd eingewirkt werden kann, indem das Angebot der arbeitslosen Hände unter den jeweilig geltenden Lohn- und Arbeitsbedingungen wenn auch nicht vollständig beseitigt, so doch ganz bedeutend vermindert wird, erkennt der zweite deutsche Gewerkschaftskongreß in diesem Unterstützungszweige einen bedeutenden, ja notwendigen Förderer der gewerkschaftlichen Organisationen.

Der Kongreß empfiehlt deshalb den deutschen Gewerkschaften überall da die Einführung der Arbeitslosen-Unterstützung, wo sich einer solchen nicht unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen."

Die erste Resolution ist scheinbar revolutionär und in Wirklichkeit reaktionär. Die Arbeiterschaft lehnt jede größere reformatorische Mitarbeit ab, sie wünscht „Fürsorge" und wendet sich dazu an den „Staat", d. h. an die Organisation ihrer Wirtschaftsgegner — in dem naiven Glauben, durch Stimmzettelabgabe diesen Gegnern allmählich die Klinke der Gesetzgebung zu entreißen, während der Staat in Wahrheit erst dann wirksam die Interessen der Arbeiter vertreten wird, wenn die Arbeiterschaft durch die **wirtschaftliche** Macht hochentwickelter Organisationen

selbst ein Teil des Staates geworden ist, sodaß weder „gegen" noch „für" die Arbeiter, sondern mit ihnen regiert wird. Wie man den Staat mit einer schlechtorganisierten Arbeitermasse „zwingen" will, Arbeiterpolitik zu treiben, das ist doch ganz unverständlich. Die englischen Arbeiter sind politisch nicht entfernt so stark vertreten wie ihre deutschen Genossen und doch sind sie ein entscheidender Machtfaktor im politischen Leben, weil die Stellung der englischen Industrie auf dem Weltmarkt — die Grundlage der nationalen Existenz Englands — nur durch die volle gesellschaftliche Anerkennung der gewaltigen und geldkräftigen Gewerkschaften gesichert werden kann. Wenn heute die Organisation der englischen Bergarbeiter den Ausstand proklamiert, so ist die ganze englische Industrie lahmgelegt — das bedeutet eine größere und realere Macht als 50 Sitze im Parlament.

Eine solche Machtstellung aber kann ohne Arbeitslosen-Unterstützung niemals erreicht werden. Erst wenn durch derartige Versicherungseinrichtungen das Angebot der Arbeitslosen vom Arbeitsmarkte zurückgezogen ist, kann die gewerkschaftliche Organisation die Löhne auf einer bestimmten Höhe festhalten. Wohl sind in England einzelne Gewerkschaften in Zeiten großer Arbeitslosigkeit durch diese Unterstützungspflicht dicht vor den Bankerott gebracht worden — die Maschinenbauer z. B., nachdem sie in einem Jahr über 1½ Mill. Mark für Arbeitslosen-Unterstützung gezahlt hatten — aber der Verzicht auf diese Ausgaben ist gleichbedeutend mit Verzicht auf jede größere Entwickelung der gewerkschaftlichen Organisation. Nun könnten die Arbeiter ja sagen: „Sind wir denn verpflichtet, von unseren Hungerlöhnen noch eine Versicherungskasse zu gründen, um den Industriellen ihre Reservearmee durchzufüttern und dadurch dies ganze kapitalistische System mit seiner Vergeudung von Kapital und Menschenkraft noch künstlich am Leben zu erhalten?" Hierauf wäre zu antworten, daß die Arbeitslosen-Unterstützung ja nur ein Mittel ist, um die Organisation der Arbeiter zu entwickeln und dadurch allmählich einen Einfluß auf die Umgestaltung der Wirtschaftsordnung zu gewinnen. Hoch entwickelte Organisationen werden die Unternehmer zwingen, den planlosen Wettbewerb aufzugeben, sich in Kartellen zur Regelung der Produktion zusammenzuschließen und Vertreter der Arbeiter — als entscheidender Machtfaktoren im Produktionsprozesse — in das Kartell aufzunehmen. Im englischen Kohlengewerbe geht eine solche Entwickelung bereits vor sich — eine Umgestaltung der Wirtschaftsordnung in der Richtung demokratischer und sozialer Regelung des Güterprozesses. Das Problem der Arbeitslosigkeit läßt sich überhaupt nur durch einen Blick auf diese Entwickelungen erleuchten — der Gedanke der staatlichen Arbeitslosenversicherung ist eine der größten Utopien, die jemals ausgedacht sind; eine derartige Veranstaltung würde obendrein der gesunden Entwickelung geradezu entgegenwirken, denn jede Verstärkung des bureaukratischen Systems ist eine neue Fessel für die Koalitionsfreiheit und Selbstverwaltung — alle wahre soziale Reform aber muß demokratisch sein, d. h. sie muß die Volkskräfte zur Selbstthätigkeit wecken und organisieren — sonst ist sie eben nicht soziale Reform, sondern soziale Reaktion.

F.

Aus der Vereinigung zur Verbreitung Egidy'scher Gedanken.

Die letzten Versammlungen obengenannter Vereinigung beschäftigten sich, — einige, in denen ethische Angelegenheiten behandelt wurden, ausgenommen — besonders mit praktischen, volkswirtschaftlichen Fragen. Zuerst war es eine, vor Ostern stattgehabte Versammlung, in welcher ein Vertreter der Bodenbesitzreform, Herr Damaschke, über die von ihm besonders bevorzugte Art der Wirtschafts- und Besitzreform sprach. Die Anregung, welche er gegeben hatte, brachte es mit sich, daß weitere Versammlungen erforderlich waren, zur ausreichenden Diskussion und Klärung der Ansichten.

Auch die, am 12. d. abgehaltene Versammlung befaßte sich zum Teil mit den angeregten Fragen, erweiterte aber den zu beratenden und schon beratenen Gegenstand durch das Thema Konsum- und Wirtschaftsgenossenschaften. Es ist wohl anzunehmen, daß das letztere Thema auch fernerhin Gegenstand eingehender Beratungen sein wird, da viele Freunde der Vereinigung z. Verbr. E. G. gleichzeitig rege Vertreter des Genossenschaftsgedankens sind, wie dieser ja auch in neuerer Zeit wieder allgemeiner zu werden verspricht.

Da nun aber alle Verhältnisse und Angelegenheiten des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens in engster Beziehung zu einander stehen, mit unzählbaren Fäden gegenseitig verbunden sind, so ist es nur zu natürlich, daß in jeder Diskussion die verschiedensten Gesichtspunkte auftauchen, von denen aus der behandelte Gegenstand betrachtet wird und betrachtet werden muß.

So weisen z. B. die Konsum- und Wirtschaftsgenossenschaften fast von selbst darauf hin, daß die Kauffähigkeit und materielle Sicherheit der Konsumenten geschützt und womöglich noch vergrößert werden müssen, weil nur so eine zur Barzahlung und regelmäßigem Einkauf befähigte Kundschaft erworben und erhalten werden kann, im Gegensatze zu den vielen Menschen, welche sogar bei ihren natürlichsten Bedürfnissen auf Kredit angewiesen sind, und welche ein Redner sehr treffend als den fünften Stand bezeichnete, dem die Konsumgenossenschaften nicht nützen könnten.

Je umfassender und gründlicher nun eine Erörterung ist, um so leichter verliert sie sich ins Weite, besonders dann, wenn, wie in den Versammlungen genannter Vereinigung keine strenge den eigentlichen Gegenstand im Auge haltende Leitung, sondern vollkommen freie Aussprache üblich ist.

So streifte die Diskussion auch die in neuer Zeit auf der Tagesordnung stehende Frage des Schlusses der Ladengeschäfte zur bestimmten Stunde, also wie allgemein genannt den Achtuhrschluß. Diese Frage ist ja schon so viel erörtert worden, daß es fast überflüssig scheint, Weiteres darüber zu schreiben. Wirkliche und vermeintliche Gefahren für die Existenz weiter Volkskreise, aber auch sozialethische Gründe wurden gegenseitig vorgeführt; ja, sogar manchmal die liebe, leidige Bequemlichkeit. Vergeßlichkeit einzelner Menschen soll als Beweis gegen den Achtuhrschluß dienen. Dies Letztere ist nun allerdings nicht von Belang, und dürfte auch wohl als in die Rede mit eingelaufene Nebensache von dem betreffenden Redner selbst betrachtet werden. Wichtiger aber sind zwei prinzipielle Fragen, welche ebenfalls gestreift, zwei Gegensätze, die schon oft vorgeführt wurden und gewiß auch noch unzähligemal die verschiedenen Ansichten der Menschen hervortreten lassen werden: Gesetzgebung und Selbsthilfe.

Ehe nun einiges über diese gegenseitigen Grundansichten gesagt werden soll, sei es gestattet über die Notwendigkeit und Durchführbarkeit der besprochenen Maßregel einiges zu sagen. Die Notwendigkeit, vom humanen Standpunkte aus betrachtet, geben gewiß auch die meisten Gegner des Achtuhrschlusses zu, die wenigen Menschen, welche protzenhaft und dumm genug sind, die für Brot arbeitenden Handlungsgehilfen oder Gehilfinnen für nicht berechtigt zu halten, ein wenig früher die Last des Tages abzuschütteln, sind quantitativ wie qualitativ vollständig Nebensache. Die sittlichen Bedenken, welche gegen den Achtuhrschluß vorgebracht worden sind: teils naiv, teils heuchlerisch. Sittliche Bedenken ließen sich ja schließlich, bei einigermaßen bösem Willen, sogar gegen den Kirchgang erheben, weil ja, wie es oft vorkommt, Heimlichliebende auf ihm allein sich zu sehen bekommen, gegen den Willen derer, denen sie gehorchen müssen.

Gegen die Durchführbarkeit der geplanten Maßregel wird behauptet, daß viele im Volke erst nach 8 Uhr ihre Einkäufe besorgen, und dies selbst beim besten Willen nicht früher thun könnten. Dies müßte aber noch bewiesen werden. Schon jetzt sind die Läden, in denen Lebensmittel verkauft werden, nach 8 Uhr wenig, fast nur von solchen besucht, die nur kaufen, weil sie es nicht nötig hatten früher zu gehen, oder die ihre Einkäufe getrost auf den nächsten Tag verschieben können.

Schwerer wiegen, und gleichzeitig am schwersten die wirtschaftlichen Bedenken der zunächst interessierten Ladenbesitzer. Sollte aber hier nicht mit Recht anzunehmen sein, daß die Kundschaft und der Umsatz im wesentlichen dieselben bleiben und sich auf die kürzere Geschäftszeit konzentrieren werden? Daß die Geschäfte schlecht gehen, liegt doch im Wesentlichen daran, daß die meisten Leute zu wenig Geld haben, um kaufen zu können. Wenn die große Masse des Volkes das Doppelte ausgeben könnte, dann würde der Umsatz auch in der halben Geschäftszeit sich fast verdoppeln. Übrigens gewinnen die Ladenbesitzer auch einige Stunden der Ruhe für sich und sparen mancherlei an Beleuchtung 2c.

Gegen den Achtuhrschluß wurden aber auch prinzipielle Bedenken erhoben, so die mit der Gesetzgebung wie mit den Verordnungen verbundenen Scherereien mit der Polizei.

Die liebe Polizei. Dies Wort schreckt so viele; und doch mag sie im Grunde genommen keiner missen. Warum? Weil die Härten sich naturgemäß mehr fühlbar machen, als das Segensreiche dieser Einrichtung. Man braucht noch gar nicht polizeifromm zu sein, man braucht nur einmal so recht intensiv darüber nachzudenken, was wir der Institution „Polizei" danken und wird finden, daß sie viel mehr Unangenehmes fern hält, als mit sich bringt. Wie man an den Regenschirm erst dann denkt, wenn es regnet, so freut man sich gewöhnlich erst dann der Polizei, wenn man sie braucht. Aber jeder möchte die Polizei nur für seine Zwecke haben: der Unternehmer gegen die streikenden Arbeiter, welche andere am Weiterarbeiten verhindern wollen; die Sozialdemokratie wünscht Polizei gegen die Unternehmer, in Gestalt von Fabrikinspektoren, die sie am liebsten selbst anstellen möchte. Alle sagen: „Man gebe der Polizei möglichst wenig Befugnisse, das Volk erziehe sich selbst, sei sich selbst Polizei!" Das klingt sehr nett, gerade so nett wie „Freiheit, Gleichheit" u. s. w. Aber giebt es denn überhaupt eine Selbsterziehung? Eine Selbstweiterbildung und Veredlung mag es wohl geben, diese setzt aber stets ein gewisses Maß von Erziehung voraus; denn nur der Erzogene kann erziehen. Ist die große Masse erzogen? Nein! Und in allen Ständen, in jeder Kleidung findet man unerzogene Menschen. Feingekleidete Damen und Herren sieht man oft ebenso rücksichtslos die Stöcke und Schirme hantieren, wie den gemeinen Mann, trotz aller Unglücksfälle und Warnungen in den Zeitungen, und wenn sie nicht so oft Obstreste auf die Bürgersteige werfen, wie ärmere Leute, und so Beinbrüche u. dgl. verursachen, so liegt dies wohl nur daran, daß es nicht chic ist, auf der Straße zu speisen.

Man könnte Spalten füllen, wenn man alle die That- und Unterlassungssünden aufzählen wollte, die sich das Publikum bis hinauf zum hohen Adel zu Schulden kommen läßt. Berichteten doch erst vor kurzem die Kieler N. Nachrichten von einem Bataillonsadjutanten, welcher auf dem schmalen Bürgersteige ritt, und die Passanten in Schrecken und Gefahr brachte.

Es läßt sich nun einmal nicht in Abrede stellen, daß die große Masse des Volkes noch sehr der Erziehung bedürftig ist, und wenn die Polizei auch nicht als Erzieher fungieren kann, doch unbedingt eine Macht dasein muß, nicht nur um Ruhe und Ordnung, Eigentum und Leben zu schützen, sondern auch diejenigen Vorschriften zu überwachen, welche die Gesamtheit oder Einzelne gegen erkannte Übel schützen sollen. Wer möchte wohl die Gesundheitspolizei in ihrem Wirken beschränken? Sollen die Lebensmittelfälscher freies Spiel haben? Doch genug davon.

Die Scherereien sind meistens nur bei der Einführung neuer Maßregeln bedeutend, und es ist schon genug, wenn Sicherung geboten ist gegen Übereifer einzelner Organe.

C. Henke. Berlin.

Erwiderung.

Herr Hänzel hat uns auf meine in Nr. 9 dieses Blattes erschienene Kritik eines Aufsatzes von ihm (in Nr. 111 der Versöhnung) eine Erwiderung zugehen lassen, in der er sich darüber beschwert, daß ich seine Ideen über Religion als Illusionen hinstelle, und in der er beweisen will, die ethische Wissenschaft führe zur natürlichen Religion; darum könne man an die Entwickelung einer Nationalreligion denken. Diese scheint er sich in einer Staatskirche verkörpert zu denken; denn er meint, es wäre schlimm für die Staatsoberhäupter, wenn die Staatskirche zerbräche.

Auf diese Entgegnung, die im wesentlichen die Unklarheiten des von mir angegriffenen Artikels wiederholt, die darum in extenso abzudrucken, wenig dienlich sein würde, entgegne ich heute nur: Hänzels Ideen über **Religion** habe ich **nicht** angegriffen; ich habe es sogar ausdrücklich abgelehnt das zu thun. Wenn Hänzel meint, die ethische Wissenschaft führe zu dem, was er „natürliche Religion" nennt, so bleibt ihm das natürlich ganz unbenommen; das greife ich nicht an. Dagegen griff ich und greife ich, wo ich kann, überall die intolerante Religions**politik** an, welche anderen Menschen mit Hilfe der Staatsmacht eine bestimmte Religion, bezw. einen bestimmten Religionsunterricht **aufzwingen** will. Wenn Hänzel zu hoffen vermag, seine Nationalreligion werde sich aus dem Gange der geistigen Entwickelung von selber bilden, so habe ich nichts darauf zu erwidern, wenn er aber diese Hoffnung mit Gesetz und Polizei verwirklichen will, sehr viel. Diese beiden Dinge: **Religion**, die das Allerheiligste jedes Einzelnen ist, und **Religionspolitik**, die in das Allerheiligste **anderer** Menschen mit rauher Hand eingreifen will, sind, wie es scheint, in dem Kopfe Herrn Hänzels nicht genügend auseinandergehalten. Bei vielen anderen Menschen, auch bei Liberalen und Freidenkern, sind sie das freilich auch nicht. Aber diese Trennung ist doch recht, recht wesentlich; sie ist geradezu eine der ersten sittlichen Forderungen. Wir möchten Herrn Hänzel empfehlen, darüber einmal genauer nachzudenken.

Worms a. Rh. F. Staudinger.

Geschäftliches.

Das seit 3 Jahren am Encke-Platz 7^{II} bestehende Internationale Heim der Frau Witwe Selma Spranger ist seit einiger Zeit nach der Halleschen Straße 17^{I}, dicht am Anhalter Bahnhof, verlegt worden. Wir erfahren aus best unterrichteter Quelle, daß das Heim bedeutend verbessert und vergrößert worden ist und daß Frau Spranger weder Mühe noch Kosten gescheut hat alles so gemütlich wie behaglich einzurichten; und da die liebevolle Fürsorge der Dame genügend bekannt ist, kann allen nach der Reichshauptstadt reisenden Damen dieses Pensionat für kurzen wie für längeren Aufenthalt warm empfohlen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 30. Mai 1896.	Nr. 22.

Inhalt: Der verzauberte Kaiser. — Die „Women's Cooperative Guild.“ Von Helene Simon. — Benjamin Kidd über Klassenkampf und Ethik. (Schluß.) Die Schöpfung der Seele. Von F. Staudinger. — Die 5. Konferenz der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen. — Bücherbesprechung: E. v. Massow, Reform oder Revolution (K. v. Mangoldt). — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur.

Der verzauberte Kaiser.

Ein mächtiger Zauber liegt seit fernen Zeiten über der Gestalt des deutschen Kaisers — ein Zauber, der weniger von der glanzvollen Verkörperung menschlicher Macht und Größe ausging, als von der uralten Sehnsucht nach dem Bilde einer geeinigten Menschenwelt, die mitten in dem Elend des Parteihaders und der Stammeszerrissenheit allen ernsten Seelen als Lebenshoffnung leuchtete. So begrüßte Dante in überschwenglichen Worten Kaiser Heinrich VII. als den sozialen Erlöser, dessen Machtwort Italien aus einem Schauplatz des Zorns und der Rache in eine Stätte edler Bildung verwandeln würde; so erwartete, ermattet vom Bruderkampfe und voll Verlangen nach großer gemeinsamer Kulturarbeit die deutsche Volksseele von der Macht des Kaisers die Befreiung des Gemeingeistes und die Fesselung der Parteiwut. Enttäuschung folgte all diesen Hoffnungen. Solange die friedenbringenden Mächte ihren Thron nicht im Herzen der Einzelnen errichtet hatten, solange war der Friedensfürst ohnmächtig, denn all seine Kraft stammte von Volkes Gnaden, und wo die Volkskraft in zügellosem Interessenkampfe wogte, da konnte der Fürst nicht der Führer des Ganzen, sondern nur der Knecht der Stärksten sein. So zog sich die Friedenshoffnung ins Reich des Traums zurück: Während draußen ein Parteikaiser dem andern folgte, schlief der wahre Kaiser verzaubert im Kyffhäuser und wird einst wiederkommen, wenn die alten Raben nicht mehr um den Berg flattern. . .

Mit dem neuen deutschen Kaisertum schien der alte Traum erfüllt. Und als nach der Einigung der deutschen Stämme der wachsende Riß zwischen den Klassen die Gewissen ergriff, als dann die soziale Botschaft des alten Kaisers erklang, als der junge Herrscher mit ehrlicher Begeisterung den Ausgebeuteten die Hand reichte und ihren Sprechern den Knebel nahm, da erfüllte das alte deutsche Kaiserideal, die märchenhafte Verkörperung des gemeinsamen Daseins, noch einmal erwartungsvoll die Herzen. Das „soziale Kaisertum“ war in aller Munde.

Die Freude ist verstummt. Der Kaiser hat den Widerstand in den machthabenden Klassen nicht brechen können, sondern er hat selbst unbewußt ihre soziale Stimmung in sich aufgenommen, er sieht in ihren Gegnern die Gegner aller staatlichen Ordnung und bezeichnet die Einmischung der Seelsorger in die sozialpolitische Entwickelung als Unding: So sinkt auch hier die ersehnte Gestalt des Friedenskaisers aus dem Reich lebendigen Hoffens in den Sagentraum des Kyffhäusers zurück und draußen bleibt einstweilen — der Freund des Herrn von Stumm.

Wird der verzauberte Kaiser jemals aus seinem Bann erlöst werden? Ist ein soziales Kaisertum möglich?

Gewiß. Aber nicht als führende Macht auf dem Wege in eine gerechtere Ordnung, sondern als eine Blüte der sittlich befreiten und sittlich gebundenen Menschheit. Der Kaiser der alten Volkssehnsucht muß schlafen und harren, weil das Bewußtsein der sozialen Lebenseinheit noch im Schlafe liegt, dessen Traumgestalt er ist; ehe der einzelne Volksgenosse nicht innerlich über dem Parteiwesen steht, kann auch der höchste Vertrauensmann der Nation kein Träger gemeinsamen Lebens sein. Der neue Geist der Versöhnung wird uns nicht geschenkt in Gestalt eines machtvoll gebietenden Menschen, dem wir von Kindesbeinen an den Blick in die Lebenstiefen verhüllten, um ihn dann mit der Mission des Seelenführers und Friedensstifters in den erbarmungslosen Interessenkampf hineinzustellen und uns zu wundern, wenn ihm dabei der sichere Blick für aufbauende und zerstörende Kräfte versagt — nein, dieser neue Geist muß von uns allen in den kleinsten und größten Zusammenhängen des Lebens bethätigt und gestärkt werden, bis er endlich vertrauenschaffend zu den Höhen der Fürsten emporbringt und sie von dem drückenden Zwange löst, eine hohe und begeisterte Auffassung ihrer Stellung der Rücksicht auf die wechselnde Machtverteilung der Interessengruppen unterzuordnen.

Von diesen Gesichtspunkten aus verurteilen wir auch das bedientenhafte Gebahren all der Leute, die einige temperamentvolle Kaiserworte über die Christlich-Sozialen als weltgeschichtliche Ereignisse behandeln. Man beweist Seiner Majestät eine höhere Achtung, wenn man derartige Äußerungen nicht als allerhöchste Kundgebungen einer eingehenden Auslegung unterzieht. Sie sind Urteilstrübungen, welche ihren Ursprung in der Staubatmosphäre des den Thron umlagernden Interessentums haben und welche das Wesen der Sache so ungenügend erfassen, daß es Majestätsbeleidigung ist, sie allzuschwer zu nehmen. Was sie beweisen, ist nur dies, daß zur Zeit selbst der Arbeiter in Stumms Revier nicht so stark an der Bildung einer vorurteilsfreien Meinung verhindert wird, wie der deutsche Kaiser unter der Klassenherrschaft der Junker und der „feudalen“ Großindustriellen. So lange diese Raben noch um den Berg fliegen dürfen, wird der geträumte Kaiser, der freie Vertrauensmann eines freien und einigen Volkes, wohl noch im Zauberbanne schlafen müssen. Das Kennzeichen der Vergangenheit ist der Glaube, daß der verzauberte Kaiser einst erstehen werde, um das Volk zu neuem Leben zu führen; die Gegenwart erfüllt sich mit dem kraftvollen Bewußtsein, daß die soziale Wiedergeburt das Werk eines mündigen Volkes sein wird.

F.

Die „Women's Cooperative Guild".

Von Helene Simon (H. Minos) in London.

Trotz den großen Rückständigkeiten des Gesamtbildes zeigt die englische Arbeiterinnenbewegung einige erfreuliche und anregende Züge. Auf den „Women's Industrial Council" haben wir an anderer Stelle*) hingewiesen. Er verdankt seine Entstehung der Erkenntnis, daß ein Aufschwung der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiterin erst möglich wird, wo ihre Lebenshaltung durch das Mittelglied der Fabrikgesetzgebung eine Hebung erfahren hat, wo „eine kleine Spanne zum Lieben und Leben, eine kleine Spanne zum Denken und Wissen" in ihr stumpfes, abgemüdetes Sein getreten ist. Seine Aufgabe besteht darin, in die dunkle Wirrnis der Frauenarbeit hineinzuleuchten, dem Elend der „sweated industries" die nüchterne aber unabweisliche Sprache der Statistik zu leihen, die öffentliche Stimmung und die Gesetzgebung zu beeinflussen und unmittelbar praktisch und erziehlich einzugreifen.

Neben dem Women's Industrial Council erscheint uns die Women's Cooperative Guild besonders beachtenswert. Vielleicht liegt hier ein Sporn für unsere politisch brachgelegten Frauen zur Entfaltung organisatorischer Anlagen, der von Bedeutung für die Arbeiterfrage werden kann.

Die Konsumgenossenschaft beruht darauf, daß die vereinigten Konsumenten an Stelle des Unternehmers oder Zwischenhändlers treten und gemeinschaftlich gewählte, besoldete und kontrollierte Angestellte mit der Beschaffung ihres Bedarfes betrauen. Der Unternehmergewinn oder Profit fließt als Dividende (hier die bloße Differenz zwischen dem Markt- und Kostenpreise) nach Abzug der Verwaltungsauslagen und einer etwaigen Summe für gemeinschaftliche Zwecke in die Tasche des Konsumenten zurück. Warum sollte nicht die Konsumentin das erste Glied der Kette sein können? Allerdings ist die Aufgabe der Women's Cooperative Guild, dem 13 jährigen Sprößling der gerade ein halbhundertjährigen englischen Genossenschaft eine andere. Sie ist bestrebt, die Arbeiterin einer bestehenden, starken Vereinigung würdig einzureihen, die Rückständige zur Stufe des Arbeiters, die bloße Konsumentin zu einer selbständigen, sittlichen Kraft in der Bewegung zu erheben. Gleich dem Women's Industrial Council und der Women's Trade Union League betrachtet sich die Guild nur als vermittelndes Glied. Die Führerinnen aller drei Vereine stehen durchaus auf dem Standpunkte, daß unbedingte Verschmelzung mit den Vereinen der Arbeiter anzustreben sei, sobald es durch die verbesserte Lebenshaltung der Frau und ihrer hierdurch bedingten Fähigkeit zur Organisation und zum solidarischen Zusammengehen möglich geworden ist. Die den Gewerkvereinen der Männer einverleibten Gewerkschaftlerinnen der Textilindustrie im Norden Englands, deren Arbeitsbedingungen die Fabrikschutzgesetzgebung geregelt und humanisiert hat, sind eine glänzende Probe auf das Exempel.

Nach dem 12. Jahresbericht zählt die Women's Cooperative Guild 182 Zweige mit über 8000 Mitgliedern. Verglichen mit den 1484 Konsumvereinen mit mehr als einer Million Mitglieder sind diese Zahlen äußerst bescheiden, aber sie geben kein Bild von der wachsenden Bedeutung der Guild und ihrem mehr und mehr in den Vordergrund tretenden propagandistischen und erziehlichen Einfluß innerhalb der Bewegung. Gegenüber dem Stumpfsinn und der Gleichgültigkeit, mit denen die Führerinnen zu kämpfen haben, gewinnen die erzielten Resultate einen qualitativen Wert, der sich nicht abwägen läßt.

Die äußeren Anziehungsmittel der Guild gipfeln teils in der Gewinnsucht, teils in den geselligen Instinkten. Es ist kaum festzustellen, ob die Sympathie der Durchschnittsgenossenschaftlerin mehr den Thee-Meetings mit ihren Freuden oder der Dividende gilt. Unermüdlich sind die Führerinnen (viele der thätigsten und aufopferndsten, wie z. B. Miß Webb und Miß Reddish, gehören dem Arbeiterstande an) bemüht, die dämmernde Ahnung höherer Zwecke mit dem vollen Lichte des Bewußtseins zu durchdringen und eine neue Arbeiterinnengeneration heranzuziehen. — Speziell auch Einwirkung auf die Jugend läßt sich die Guild angelegen sein; die Cooperative News berichten regelmäßig über die genossenschaftliche Unterweisung der „Junior Cooperators" und bringen Aufsätze und oft recht gut gelöste Preisaufgaben derselben.

Im Jahre 1833 wurde der Grundstein zur Bildung der Guild gelegt durch die Einwilligung der Genossenschaftler, eine Seite der Cooperative News als „Women's Corner" herzugeben.

„Wozu drängt man den Mann, sobald eine Zusammenkunft zur Ermutigung oder Gründung genossenschaftlicher Einrichtungen anberaumt ist?" schreibt Mrs. Acland (die Gattin des Ministers für Unterrichtswesen unter dem letzten Kabinett) im ersten Leitartikel der „Women's Corner". „Komm! Hilf! Wähle! Kritisiere! Handle! heißt es für ihn. Komm und kaufe für die Frau. Daß wir unser Geld in unserem eigenen Konsumverein verausgaben, ist selbstverständlich, allein damit ist unsere Pflicht gegenüber der Genossenschaft und der Gemeinschaft nicht erschöpft. Kommt und kauft, ist die alleinige Anforderung, die von anderen an uns ergeht; aber können wir uns nicht selbst weiter bringen? Warum sollten wir nicht unsere eigenen Zusammenkünfte, Vorlesungen und Diskussionen haben?"

Man sieht, die Frau hatte zunächst den Beweis anzutreten, daß sie eine mehr als konsumierende Kraft in der Bewegung sein könne. — Es folgte nun eine ganze Reihe von Artikeln, in denen zur Vereinsbildung aufgefordert wurde; Mrs. Acland bat um praktische Anregung bezüglich des Namens, der Regeln und der Aufgaben einer „Women's League for the Spread of Cooperation". Nach drei Wochen wurde die Bildung einer Zentralbehörde und lokaler Komitees unter Frau Aclands Präsidentschaft von den derzeitig 7 Mitgliedern (15. April 1883) vorgeschlagen.

Zu Gelegenheit des Genossenschaftskongresses in Edinburgh (am 9. Juni desselben Jahres) wurde die League förmlich eingeweiht und die bis dahin erreichte Zahl von 14 Mitgliedern wuchs auf 50. Viele der anwesenden Frauen übernahmen unentgeltlich lokale Sekretariate zum Zwecke sofortiger Zweigorganisationen.

Die League erließ ihr erstes Zirkular, dessen noch weitläufige und unbeholfene Umschreibung ihrer Ziele heute folgende knappe Darstellung gefunden hat:

Die Women's Cooperative Guild ist bestrebt:

Frauen als Genossenschaftler zu organisieren zum Zwecke des Studiums und der Ausübung

a) der Genossenschaft und anderer Methoden sozialer Reform,

b) verbesserter Bedingungen häuslichen Lebens.

Thatsächlich handelte es sich um einen vollständig neuen Arbeitszweig unter Frauen. Aus dem Kampfe mit der Menge der Hindernisse und Schwierigkeiten gingen schon Ende 1883 sechs Vereine hervor, die im Mai 1884 230 Mitglieder zählten. In diesem Jahre wurde die League in die Guild umgetauft. Die Women's Corner in den Cooperative News, obwohl eine von der Guild unterschiedene Einrichtung, vertritt ihre Interessen aufs wärmste und ist durchschnittlich ihr geschäftliches Organ. Im Jahre 1885 beginnt die Guild die Aufmerksamkeit erziehlicher Behörden zu erregen. 1886 hält sie ihre erste Konferenz in London im Saale der Großhandelsgenossenschaft ab und erhält eine Jahresunterstützung von 10 Lstr. von der Cooperative Union (dem Zentralkörper für die erziehlichen Bestrebungen der Genossenschaft). Im Jahre 1887 zählt die Guild 31 Zweige mit 1400 Mitgliedern, 1890 63 Zweige mit 2000 Mitgliedern.

1892	zählte sie	98	Zweige	mit 4—5000	Mitglieder
1893	„ „	137	„	„ 6412	„
1894	„ „	170	„	„ 7511	„
1895	„ „	182	„	„ über 8000	„

*) Zeit Wien Februar 1895.

Die Verwaltung der Guild erfolgte von Anbeginn auf demokratischer Grundlage. Jeder Zweig ist Selbstverwalter nach selbst entworfenen Lokalvorschriften.

Die Zweige sind zu Distrikten und Sektionen unter Distrikts- und Sektionssekretärinnen vereinigt, die von den respektiven Zweigen ernannt werden. An der Spitze steht ein Zentralkomitee, bestehend aus einer von allen Zweigen gewählten Generalsekretärin und 6 Mitgliedern als Repräsentantinnen gewisser Sektionen und ein „Council“ aus 25, ebenfalls Sektionen repräsentierenden Mitgliedern. Über die gemeinsamen Angelegenheiten wird auf einer Jahreszusammenkunft (Annual Meeting) abgestimmt, zu dem die Zweige stimmberechtigte Delegierte im Verhältnis zu ihrer Mitgliederzahl entsenden. (Eine Stimme auf 25 Mitglieder.) Die Auslagen der Guild werden aus den Jahresbeiträgen (1 Sh. pro Mitglied), freiwilligen Beiträgen, aus Bewilligungen der Cooperative Union, dem Verkauf von Litteratur u. s. w. bestritten.

Die Thätigkeit der Organisatorinnen ausgenommen, ist alle Arbeit für die Guild unentgeltlich gethan worden. Die aktiven Mitglieder haben nur ihre baren, sehr bescheidenen Auslagen ersetzt erhalten und selbst dies nicht, wo es ihnen möglich war, außer ihrer Zeit und Kraft auch pekuniäre Mittel zur Verfügung zu stellen.

Die Guild begann ihre Thätigkeit mit der Erziehung ihrer eigenen Mitglieder und der Fürsorge für Kinder und junge Mädchen. Ihre erste Wirksamkeit galt der Gründung von Unterrichtskursen über Krankenpflege und Gesundheitsmaßregeln, zur Erlernung der Schneiderei, des Kochens und aller häuslichen Arbeiten.

Gemeinsame Wohnung und Küche steht auf dem Programm der Verbindung, ohne bis jetzt praktische Resultate gezeitigt zu haben.

Sie macht sich als Druck auf die Gesetzgebung geltend und petitionierte 1893/94 an den Schatzkanzler um „a free breakfast table“ (Abschaffung der Steuern auf Thee und Kaffee u. s. w.) und an den Minister des Innern zu Gunsten der Vorschläge zur Beseitigung des Sweating-Systems: zwangsweiser Registrierung aller Werkstätten und der Verantwortlichkeit des Arbeitgebers für die Bedingungen, unter denen die Hausarbeit vor sich geht.

Sie sucht ihre Mitglieder zum Anschluß an die Gewerkschaft zu bewegen, arbeitet für und mit den Women's Trade Union-Körperschaften, den gewaltig-beredten Temperance- und Suffrage-Damen, der Bewegung für den gesamten Schulunterricht auf Staatskosten und unterstützt das Labour Department in seinen Untersuchungen über den Stand der Frauenarbeit.

Man sieht, die Guild propagiert sowohl für sozialistische Vorschläge, als für die durch die bürgerliche Frauenbewegung vertretene Seite der Frauenfrage, kurz für den Fortschritt nach jeder Richtung, ohne Rücksicht auf die Repräsentanten der Idee. Überhaupt zeichnen sich die Arbeiterinnenbewegungen Englands durch Abwesenheit engherziger Sonderinteressen vor ihren konservativen und liberalen Schwestern in der bürgerlichen Frauenbewegung aus. Auch sind die Führerinnen der Guild und unter diesen speziell die Arbeiterinnen zum Teil fortschrittlicher als viele ihrer männlichen Kollegen.

Ein weiterer Vorzug der Guild besteht darin, daß sie ihre Mitglieder durch ihre häufigen Versammlungen zu Rednerinnen erzieht; den besten unter ihnen ist es vorzüglich zu danken, daß sie allmählich die Indifferenz, das Vorurteil, ja Verachtung und Widerstand innerhalb der Genossenschaft besiegt haben. Dieser Sieg wird illustriert durch die steigenden Geldunterstützungen der Cooperative Union, durch die Anerkennung der Gleichberechtigung der Guild als Glied der Genossenschaftsbewegung, durch Wahl von Guild-Mitgliedern in die Behörden der Männer, durch die Wahl von 60 Frauen in Komitees für erziehliche Zwecke, durch regelmäßige Einladung der Delegierten der Guild zu Konferenzen der Genossenschaftler, sowie deren Beteiligung an den Konferenzen der Guild.

Das Streben der Guild geht dahin, ihre Mitglieder zu befähigen, Hand in Hand mit den männlichen Kollegen an der Verwaltung aller genossenschaftlichen Angelegenheiten teilzunehmen.

Sie hat die genossenschaftliche Litteratur um vorzügliche Abhandlungen bereichert und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie sich nach mehr als einem Decennium unermüdlichen Kämpfens und Agitierens gegen widerstrebende Mächte innerhalb und außerhalb ihrer Körperschaft den Boden für einen schnellen und bedeutsamen Aufschwung geschaffen hat.

Benjamin Kidd über Klassenkampf und Ethik.

(Schluß.)

Wenn wir die wirkenden Ursachen, die dieses Resultat hervorgebracht haben, genau untersuchen, so finden wir, daß sie alle ihre Wurzel in dem von uns schon betrachteten Phänomen haben. Wir können bemerken, daß die bedeutsamste Thatsache in der Ausdehnung liegt, welche jene Vertiefung, Verfeinerung und Veredlung des Charakters gerade unter der herrschenden Klasse gefunden hat. Diese Klasse ist sogar noch mehr davon ergriffen worden, als die gegnerische Partei. Das Resultat ist eigentümlich. Diese Klasse wird dadurch der Fähigkeit beraubt, ihre eigene Stärke zu verwerten und darum der ihre Stellung untergrabenden Bewegung erfolgreich zu widerstehen. Ihrem Widerstand ist der Kernpunkt genommen; die Gemüter der Menschen sind so empfindlich für Leiden, Elend, Unrecht und Herabwürdigung jeder Art geworden, daß sie nicht widerstehen können. Je mehr Licht auf die dunkeln Grundlagen unseres sozialen Systems fällt, desto mehr schreiten die Entwickelungskräfte in ihrer Arbeit stille, aber erfolgreich fort und stärken den Angriff auf der einen Seite; aber in noch größerem und bedeutsamerem Maße schwächen sie die Verteidigung auf der anderen Seite durch Auflösung der Vorurteile und Untergrabung des Vertrauens auf sich selbst bei der Partei, die im Verteidigungszustand ist.

Wir können im öffentlichen Leben Englands die eigentümlichen Folgen ganz genau beobachten, welche bei den verschiedenen Sektionen der weichenden Partei eintraten. In erster Linie wird eine große Zahl der Besten und Edelsten ergriffen, und die Folge davon ist, daß diese sich auf die Seite der Gegner stellen, statt bei der Klasse zu bleiben, zu welcher sie nach Überlieferung und eigenem Interesse gehören*). Die Zurückbleibenden werden aber nicht weniger bedeutsam dadurch berührt. Man kann bemerken, daß sie kaum versuchen, die Wahrheit der Sache zu leugnen, die ihnen von der Opposition entgegengeworfen wird; sie beschränken gewöhnlich ihre Verteidigung auf die Behauptung, daß die Dinge in Wahrheit nicht so schlecht stehen, wie sie dargestellt werden, und daß Übertreibung und Verdrehung stattfinden. Und wenn alles nichts hilft, so ziehen sie sich auf die Wissenschaft als letztes Auskunftsmittel zurück und sagen, daß auch das vorgeschlagene Heilmittel auf die Länge nicht ausreichen würde, und daß die Dinge schließlich der Natur der Sache nach eben unheilbar seien.

Und so geht unser moderner Fortschritt in der Gleichmachung der Lebensbedingungen seinen Weg weiter. Dabei

*) Nicht immer vergegenwärtigen sich die Leiter der Massen die Natur der Kräfte, die auf ihrer Seite wirken, in ihrem ganzen Umfang und übersehen darum, wie viel sie denen schulden, die natürlicherweise Mitglieder der ihnen gegenüberstehenden Partei sind. Grant Allen hat kürzlich hervorgehoben, daß die Häupter des Fortschritts gewöhnlich nicht aus den Massen kommen. „Die besten Radikalen, die ich kenne, sagt er, waren Leute von edler Geburt und Herkunft,“ obgleich andere gleich ernstgesinnte, gleich eifrige und gleich ritterliche Persönlichkeiten aus den Massen hervorgegangen sind. Es ist, bemerkt er, der gewöhnliche Vorwurf der einen Seite, es handle sich um einen Kampf zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden. Das ist aber keinesfalls wahr. „Es handelt sich um einen solchen zwischen selbstsüchtig Besitzenden und uneigennützig Besitzenden, die gerne etwas für die Nichtbesitzenden auf der anderen Seite gethan wissen möchten.“ – Westminster Gazette 26. April 1893.

ist es nicht sowohl die Bestimmtheit und Entschiedenheit des Angriffs, obgleich dieser bestimmt und fest genug ist, als vielmehr der in unserer Civilisation alles durchdringende Einfluß jenes ungeheuren Fonds von Altruismus, was der herrschenden Partei das Vertrauen in ihre eigene Sache untergräbt. Diese Partei besitzt keine feste Überzeugung von der Rechtmäßigkeit ihrer Stellung, so daß sie, darauf gestützt, diese Stellung gegen Angriffe erfolgreich verteidigen könnte; sie ist schlüssig geworden, sich in Ordnung zurückzuziehen; sie giebt ihre Außenwerke auf, liefert ihre Stellungen aus und räumt ihre Verschanzungen auf der ganzen Linie, eine nach der andern. Das ist die wirkliche Bedeutung des merkwürdigen und ganz außergewöhnlichen Schauspiels in der gegenwärtigen Civilisation des Westens.

Wenn wir uns umsehen nach all den großen sozialen und politischen Bewegungen, die überall vor sich gehen, so haben wir jetzt den Schlüssel für unsere Zeit. In dieser Veredlung des Charakters, in dieser Vertiefung und Kräftigung der altruistischen Gefühle mit ihrer gesteigerten Empfänglichkeit, Reizen von außen gegenüber, und dem daraus folgenden, immer mehr zunehmenden Verantwortlichkeitsgefühl gegen andere haben wir die Erklärung für alle sozialen und politischen Bewegungen, die dieser Periode so charakteristisch sind. In unserer Jetztzeit zeigt sich als bemerkenswertestes Produkt dieses Geistes die weitverbreitete, die Arbeiterklassen Europas und Amerikas beeinflussende Bewegung, welche in England den Namen „revolt of labour“ erhalten hat. Von allen Entwickelungen, welche am Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Flusse sind, ist sie die wichtigste, weil die charakteristischste von allen. Aber wie alle ähnlichen, vorangehenden sozialen Bewegungen, ist auch sie das direkte Produkt jenes sich vollziehenden Umschwungs im Charakter, aus diesem zur richtigen Zeit hervorgegangen, auf allen Punkten eng und lebendig mit ihm verbunden, und wenn von ihm getrennt, erfolglos, ja nicht einmal existenzfähig. Man hat sich gewöhnt, den Fortschritt und Erfolg der Bewegung, durch welche die Arbeiterklassen bereits einen so großen Anteil an der politischen Gewalt erlangt haben, und durch welche sie jetzt den Grund zu einem sozialen Zustand größerer Gleichheit legen, aus einer Reihe von Ursachen zu erklären — aus der Verbreitung von Bildung und Erziehung, aus dem Wachstum der Intelligenz, aus der Entwickelung und dem Einfluß der Presse, aus dem Fortschritt der Industrie, aus den verbesserten Verkehrsmitteln und der erleichterten Organisationsfähigkeit und allgemein aus „wirtschaftlichen Bestrebungen“ aller Art. Allein die erste Ursache liegt in keinem von diesen Dingen. Es giebt nur eine Ursache, nämlich die Entwickelung der Humanitätsgefühle, und die Vertiefung, Verfeinerung und Veredlung des Charakters, die unter den Völkern des Westens stattgefunden hat.

Bei einigem Überlegen wird die Art und Weise, wie diese Ursache wirkt, sofort klar. Die Arbeiterklassen sind sich der Methode, nach der jene wirkt, lebhaft bewußt. Man kann immer wieder die Erfahrung machen, daß im Verlauf des Kampfes, in welchem die Arbeit mit den Lohnverhältnissen der Kapitalistenklasse steht, und ganz besonders in den regelrechten Schlachten zwischen beiden, welche von Zeit zu Zeit die Form des Streiks annehmen, der entscheidende Faktor in Wirklichkeit immer die öffentliche Meinung ist. Ebenso zeigt sich wenigstens in Großbritannien, daß die öffentliche Meinung sich mehr und mehr auf die Seite der Arbeiterklassen neigt, wenn der Kampf ehrlich geführt wird. Diese öffentliche Meinung ferner ist durchaus nicht bloß die Meinung der Bevölkerungskreise, von welchen sich eine Sympathie mit den unteren Massen infolge eines Klassenbewußtseins oder aus Gründen der Klassenselbstsucht erwarten läßt; vielmehr umfaßt sie die Ansichten einer großen Menge von Individuen aus allen Ständen, selbst solcher, deren Interessen durch den Erfolg der anderen beteiligten Partei gewinnen könnten. Dasselbe treffen wir in anderen Richtungen. Es ist das Wirken dieses Fonds von altruistischen Gefühlen im Publikum, sein alles und alle ergreifender Einfluß und die daraus folgende Feinfühligkeit des individuellen und nationalen Charakters gegenüber Elend oder erlittenem Unrecht selbst beim niedersten, was allein den überall sich vollziehenden sozialen Entwickelungsprozeß möglich macht. Ohne jene wäre unsere Gesetzgebung absurd und wären unsere demokratischen Institutionen unmöglich.

Um den ungeheuren Anteil zu begreifen, den die altruistischen Gefühle in der Entwickelung unserer modernen Gesellschaften haben, darf man sich nur einmal vorstellen, dieselben existierten gar nicht. Wenn wir uns denken können, die herrschenden Klassen wären heutzutage wieder erfüllt mit dem festen Glauben an ihre eigene Sache und ihre eigenen Vorrechte und mit derselben Verachtung gegen die großen Massen ihrer Mitmenschen, wie sie in den reinen Demokratieen des alten Griechenland oder unter der römischen Republik und Kaiserzeit herrschten, so ist leicht einzusehen, welch schwache Schranke all die gerühmte Gewalt, zu der es das Volk gebracht hat, gegenüber der Klassenherrschaft abgeben würde, und zwar gerade der unbarmherzigsten und intolerantesten gegenüber. Die reichen und herrschenden Klassen wären sogar jetzt in den freiesten und fortschrittlichsten Gemeinwesen in der Lage, die Flut des Fortschritts zu hemmen, zu hindern und zurückzuwerfen. Alle Freiheiten und Bürgschaften selbst der ausgedehntesten konstitutionellen Demokratie wären nicht mehr wert, als die Freiheiten und Bürgschaften der römischen Republik unter Marius und Sulla vor dem Beginn des Kaisertums wert waren. Die ganze Macht der Presse, alle Hilfsmittel der Wissenschaft, alle industriellen Fortschritte, alle „ökonomischen Bestrebungen“, durch die der Einfluß des Volkes kommen soll, würden unter diesen Umständen eins nach dem anderen nur brauchbare Waffen zum Angriff und zur Verteidigung in den Händen einer tyrannischen Oligarchie abgeben. . . .

Die Schöpfung der Seele.

Eine Phantasie von Professor Dr. Fr. Staudinger in Worms.

Unter der Seele verstehen die verschiedenen Menschen ein ganz verschiedenes Ding. Die einen meinen, es sei etwas, dem man nach dem Tode ein Fensterchen aufmachen muß, damit es in den blauen Himmel hinausfliegt; — die anderen meinen, es sei eine Kraft oder eine Eigenschaft einer Kraft, die in unserem Gehirne organisiert ist.

Die beiden streiten mit einander, „was“ von diesen beiden die Seele „sei“. Ich möchte nicht mitstreiten, wenn ich auch bekenne, daß ich den letzteren mehr glaube als den ersteren. Allein ich halte dafür, daß diese Frage, ob die Seele das oder jenes „ist“, oder sonst etwas anderes, viel weniger wert ist, als die Frage, aus welchen Gründen ich dies oder jenes für wahr halten mag; ob ich das thue aus klarer ehrlicher Überzeugung, daß es wirkliche und wahrhaftige Wahrheit sei, oder ob ich es thue, weil sich verborgene Wünsche über künftiges Wohlergehen oder Haß gegen die Vertreter konfessioneller Ansichten in die Ueberzeugungen mischen. Wo eine Überzeugung durch Wünsche, daß es so oder so sein möchte, beeinflußt wird, da ist sie auch schon innerlich angefault; und es ist da ganz einerlei, ob sie sich „freigeistig“ oder „christlich“ oder sonstwie nennt.

Da sehe ich dort ein naives Mütterchen, das die Seele ihres Kindes auf einem Stern da oben sucht; und dort sehe ich einen redlichen Naturforscher, der die Seele schlechterdings nicht als ein selbständiges Wesen, sondern als Lebensäußerung einer in bestimmter Form organisierten Materie ansehen kann. Ich glaube, die beiden stehen dicht nebeneinander, wenn beim jüngsten Gerichte die Sache erwogen wird. Aber der freidenkerische Pfaffenfresser, und da drüben der verfolgungssüchtige Zionswächter und daneben der Gefühlstheologe, der die Wahrheit des Jenseitigen mit vollem Bewußtsein aus dem Gefühl ableitet, sollten die nicht im Falle eines jüngsten Gerichts auf der Linken zusammenstehen?

Denn ich fürchte, bei solchem Streite über die Seele kommt die Seele selbst zu kurz. Was sie auch sein möge, sie soll gut sein und soll wahr sein und soll groß und empfänglich für alles Wahre und Schöne sein. Sie soll? Nein sie soll nicht, das war falsch; aber sie will es, so lange sie lebendig und nicht verknöchert ist, sie muß es wollen, wie die arme Winterblume da an meinem Fenster das Licht wollen muß.

Da sitzt eben mein Junge und macht eifrig, während ich schreibe, anatomische Präparate von Pflanzen, und freut sich wie ein König, wenn ihm ein sauberer Schnitt gelingt. Aber die Pflanzen, aus denen er sie macht, sind tot; er macht da gewissermaßen die Prinzipien von Pflanzen: die Formen, in denen sich die lebendigen Pflanzen bewegt hatten, löst er los von ihrem Leben und zeigt das Lebendige im toten Bild.

Das ist höchst interessant! und es ist, wenn es wissenschaftlich, mit innerer Wärme und Liebe betrieben wird, wohl auch gut. Aber es ist doch ein unheimlicher Gedanke, wenn diese Präparate lebendig herumwandeln wollten, als Querschnitte, Längsschnitte, als Sporen, Pollenkörner, Spiralgefäße und wie die Dinger alle heißen — nachdem ihnen jeder Rest belebender Feuchtigkeit im absoluten Alkohol entzogen wurde.

Es ist mir zuweilen, als sähe ich eine Menge von Menschen derart als gespenstische Präparate um mich herumwandeln. Sie sind wirklich noch lebendig, aber wenn man mit ihnen spricht, merkt man von dem Leben nicht viel. Es fehlt ihnen ein eigenes etwas, was man spürt, wenn man mit warmen ganzen Menschen, einem einfachen wie einem hochgebildeten redet: so ein Herüberwandern ihrer Seele in die unsere, so daß da eine warme, lebendige Empfindung dessen entsteht, was sie denken, selbst wenn wir es mit dem Verstande nicht billigen könnten. Ich glaube, sie haben keine Seele, entweder gar nicht, oder sie haben sie gerade zu Hause gelassen. Dafür sähen wir Etikettennummern. Da steht „Nationalität" „Freihandel" „christlichgermanisch" „positiv" „Individualismus" „konservativ" „sozialdemokratisch" und so noch verschiedenes darauf. Wehe dir, wenn du bei dem, der „Agrarier" aufgeklebt hat, nicht auf Verstaatlichung der Korneinfuhr schwörst — du bist schon ausgestrichen aus dem Buche der Lebendigen; du wirst sofort von ihm in absoluten Alkohol gelegt und bekommst vielleicht die Etikette „Reichsfeind" angeheftet.

Denn das ist das Eigentümliche, daß sie nicht bloß selbst präpariert sind in absolutem Alkohol, sondern als lebendige Gespenster auch ihre Mitmenschen präparieren und ihnen eine Etikette aufprägen möchten.

Vor langen Jahren, als ich im Gespräche mit einem älteren Herrn einmal wagte zu bemerken, daß ich den Kulturkampf für schädlich halte — brach dieser ab: „Nun ja! Ich sehe, Sie sind so ein doktrinärer Demokrat." — Da hatte ich mein Teil. Und als ich am Mittag desselben Tages nicht etwa die Ansicht, aber doch die Ehrlichkeit des betreffenden Herrn gegen einen Radikalen, der ihn beschimpfte, zu verteidigen wagte, da hieß es: „Nun ja, Sie sind ja wohl selbst nationalliberal"! — Das hat tiefen Eindruck auf mich gemacht. Heute weiß ich, warum sie das sagten. Ihre Seelen waren alle beide in absolutem Alkohol präpariert. Und dieser Alkohol heißt „Parteifanatismus".

Die Seele ist da ausgesaugt; unempfängliche Gerippe dessen, was Seelen barg, sind zurückgeblieben. Durch solches Präparieren wird keine Seele.

Aber wie wird sie denn? Darf dem Ungläubigen das ein Gläubiger lehren? Warum denn nicht, wenn er's weiß und recht sagt!

„Als wir zum erstenmale das Antlitz der Mutter unterschieden und faßten mit den kleinen Händen danach, das erste schalkhafte Lächeln über unseren Zügen": da begann unsere Seele zu werden.

„Und wir saßen um die Mutter am warmen Winterofen und bangten und bebten, weinten und lachten, freuten und jubelten mit den Gestalten ihrer Märchen." Da ward wieder ein Stück unserer Seele.

Und wir gingen mit dem Vater über das Feld und er sagte uns vor allem das eine: „Seid treu und wahr. Und wir schwuren uns, es zu sein, zu bleiben und zu werden." Da ward wieder ein Stück unserer Seele.

So ward die Seele des Frommen, der dies geschrieben. Ich kenne das Bild! so etwa war die Atmosphäre, in der meine Eltern meine Seele zu schaffen suchten.

Da aber sah ich ein armes, zerlumptes Mädchen auf der Straße, das mir weinend sagte: „Schenken Sie mir etwas, meine Mutter ist totkrank!" — Ich schenkte ihm nichts, aber ich fragte nach seinem Namen und wo es wohne, und es sagte es mir. Als ich aber an den bezeichneten Ort kam, wohnte niemand dieses Namens dort.

Wie ward dieses armen Kindes Seele geschaffen?

Denken wir auch daran, an die Bedingungen, welche machten, daß unsere Seele so ganz anders geschaffen wurde als die des Kindes der Lüge.

Vielleicht muß das tiefe, das menschliche Mitleid auch ein Stück unserer Seele schaffen.

Der fromme Pfarrer sagt nach seiner obigen schönen Erklärung: „Gott soll unsere Seele durchglühen mit seiner Kraft, die alles Unedle und Gemeine ausbrennt und vernichtet und alles Gute, Lautere, Vornehme wachsen läßt und sprießen. Die Kraft, in der die Seele zum Lichte geschaffen wird, heißt: harren auf Gott."

Warum doch stachen diese Worte, als ich sie las, so schmerzlich durch die Seele? Weil ich des armen Kindes gedacht hatte, und sie mir nun fast wie eine Lästerung vorkamen.

Harren wir nicht! Schaffen wir selber, den Boden zu ändern, auf dem heute solche Seelen geschaffen werden, so oft geschaffen werden **müssen**. Wenn der bessere Boden erst bearbeitet ist, dann erst können gesunde Seelen wachsen, Seelen von jenem Sinn, die der Herr Pfarrer so schön geschildert hat.

Die 5. Konferenz der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen.

Einen erfreulichen Beweis dafür, daß die Notwendigkeit, weibliche Kräfte für die Wohlfahrtspflege heranzuziehen, in weiteren Kreisen anerkannt und von maßgebender oder einflußreicher Seite erwogen wird, boten die Einladungen, die die Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen zu ihrer 5. Konferenz ergehen ließ. Dieselbe fand am 11. und 12. Mai in Berlin unter dem Vorsitz des Staatssekretärs a. D. Herzog statt, und das Thema für die Verhandlungen des 2. Tages hieß: „Weibliche Hilfskräfte in der Wohlfahrtspflege." Den Vorträgen und Erörterungen lagen zwei gedruckte Referate zu Grunde, die den Mitgliedern und Gästen der Konferenz mit den Einladungen zugegangen waren. Das bei weitem umfangreichere war von Herrn Dr. Münsterberg, dem bisherigen Organisator und Verwalter des Hamburger Armenamts, und behandelt: „Weibliche Hilfskräfte für die Wohlfahrtspflege in Gemeinden." Dr. Münsterberg führte zunächst aus, daß ein unverkennbares Bedürfnis für die Verwendung weiblicher Arbeitskraft in der Wohlfahrtspflege vorhanden sei. Die erschütterndsten Vorgänge, denen wir in der Wohlfahrts- und Armenpflege begegnen, sind fast durchweg auf ein zerrüttetes häusliches Leben zurückzuführen; darum muß jeder, der den Wunsch hat, den Armen zu helfen, oder die, welche nur kärglich ihr Brot verdienen, vor Verarmung zu schützen, im **häuslichen** Leben des Bedürftigen sein Arbeitsfeld erblicken. Daraus zieht Herr Dr. Münsterberg den Schluß, daß die Frau die geborene Helferin der Armen sei, da ihr doch in jedem Stande alles, was mit dem Hause und mit dem Haushalt zusammenhängt, übertragen wird: die Leitung und Führung der Wirtschaft, die Erziehung der Kinder, die Pflege erkrankter Familienmitglieder. Die große Unfähigkeit und Unerfahrenheit in allen hauswirtschaftlichen Dingen, die in den wenig begüterten Familien nur zu oft die Ursache der Verarmung ist, erfordert gewöhnlich individuelle Hilfe, intimes Eingehen in die häuslichen Angelegenheiten. Daß niemand hierzu befähigter und deshalb berechtigter ist, als eine erfahrene Frau, ist so selbstverständlich, daß man sich nur über die große Zahl der Männer wundert, die selbst auf diesem Gebiete die Frau nicht für gleichberechtigt hält. Die **männliche** Thätigkeit dürfte naturgemäß auf diesem Arbeitsfeld nur **ergänzend** herangezogen werden. — Daß das Bedürfnis nach weiblicher Thätigkeit in der Wohlfahrtspflege längst anerkannt ist und einen nicht unwichtigen Bestandteil der Wünsche und Bestrebungen der Frauenrechtlerinnen bildet, geht am besten daraus hervor, daß sie das überaus weite Feld, das sich der Frauenthätigkeit in dieser Beziehung öffnet, von allen Seiten angefaßt und zu bebauen versucht haben. — Nur wenige Zweige der Wohlfahrtspflege sind in Deutschland von Frauen bis jetzt noch nicht oder kaum berührt worden; es fehlen fast ganz Bemühungen für Arbeiterinnenschutz; auch das ärztliche Gebiet sowie die Pflege von Krüppeln und Gefangenen sind nur in ganz geringem Maßstabe bearbeitet worden. Besseres, zum Teil Vorzügliches wurde in der Armen- und Krankenfürsorge geleistet, sowohl im Hause der Bedürftigen als in Krankenhäusern, Siechenhäusern, Altersversorgungsanstalten, Erholungshäusern; auch in der Kinderpflege, in der Fürsorge für jugendliche Personen sind erfreuliche Resultate zu verzeichnen. — Bei diesen mannigfachen, stets schwierigen Aufgaben ist die Frau nicht nur durch ihre Persönlichkeit dem Manne überlegen, sondern sie eignet sich auch für die zeitraubende, anstrengende Thätigkeit weit besser, weil sie in den meisten Fällen in der Lage sein wird, die Wohlfahrtspflege berufsmäßig auszuüben, während bei der von Männern geübten Wohlthätigkeit, zum Beispiel bei der ehrenamtlichen Thätigkeit als Armenpfleger, doch nur eine neben dem Beruf geübte Thätigkeit in Betracht kommt. Hieraus ergiebt sich auch das überaus wichtige Moment, daß durch diese Hilfsarbeit der Frau nicht nur geeignete und genügende Kräfte für die Wohlfahrtspflege zu beschaffen sind, sondern daß den Frauen selbst ein sie ausfüllender und beglückender Lebensberuf erschlossen wird. Allerdings braucht der Beruf nicht immer ein besoldeter zu sein; in jedem Fall aber wird eine berufsmäßige Ausbildung gefordert werden müssen, ehe man an ein Problem von so großer Schwierigkeit herantritt, wie die Armenpflege in allen ihren Zweigen es ist, die einerseits die **großen sozialen Fragen** berührt, andererseits mit der **komplizierten Beschaffenheit des individuellen Charakters** zu thun hat. Die berufsmäßige Ausbildung ist aller-

dings bisher in Deutschland sehr vernachlässigt worden. Vorzügliches wurde nur in der Ausbildung der Krankenpflegerinnen geleistet, sowohl in den Kongregationen der barmherzigen Schwestern wie in den Diakonie-Mutterhäusern. Die bestehenden staatlichen Anstalten und Vereinsorganisationen zur Ausbildung von Armen- und Krankenpflegerinnen sind bis jetzt wohl nur als Versuche zu bezeichnen. Eine eigenartige Einrichtung bleibt noch zu erwähnen, nämlich der 1894 gegründete „Evangelische Diakonissenverein“, der sich die Aufgabe gestellt hat, Krankenpflegerinnen auszubilden, ihnen in einer Berufsgenossenschaft den nötigen Rückhalt zu gewähren, ohne sie in einen engen Verband mit dauernder Unterwerfung zu zwingen, wie die Mutterhäuser es thun, und wie es nicht jeder zum Pflegerinnenamt geneigten und geeigneten Persönlichkeit annehmbar ist. — Eine gründliche Vorbildung für den Beruf der Armenpflegerin hat Deutschland bis jetzt nicht aufzuweisen. Bedarf es in der Ausbildung zur Krankenpflege nur der weiteren Förderung und Vertiefung der bestehenden Richtungen, so wird für die Ausbildung zur Armenpflege wohl Neues geschaffen werden müssen. Vorbildlich dürften dann englische und amerikanische Verhältnisse sein, wo „settlements“ in Verbindung mit theoretischen Kursen die besten Erfolge haben. An diesem Punkt werden Behörden wie Frauenvereine einzugreifen haben, um tüchtige, geschulte Kräfte zu gewinnen. Kleine Versuche dieser Art sind in Berlin von der „Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur“ und von den „Frauen- und Mädchen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit“ gemacht worden. Beide führen ihre Mitglieder durch Anleitung zu praktischer Thätigkeit und theoretische Kurse in die Wohlfahrtspflege ein — — Dr. Münsterberg macht die Umgestaltung der weiblichen Thätigkeit in der Wohlfahrtspflege von einer veränderten Auffassung derselben bei *beiden* Geschlechtern abhängig. Er fordert von den *Männern*, daß sie erkennen, daß das Weib nicht nur die natürliche Fähigkeit zur Frau und Mutter, sondern auch die Aufgabe hat, diese Fähigkeit berufsmäßig auszubilden. Die *Frauen* aber will er mit der Erkenntnis erfüllt sehen, daß Wohlthätigkeit nur, wenn sie bewußt erkannte Wohlfahrtspflege ist, überhaupt der Arbeit wert ist; daß die wichtigste Aufgabe stets die Verhütung der Hilfsbedürftigkeit sein wird. Er schließt seine Betrachtungen mit der Hoffnung, daß dereinst das bedürftige Weib an seiner Geschlechtsgenossin die beste Stütze und Helferin haben wird, daß die Bedürfnisse der Frau dem Urteil und der helfenden Hand der Frau anvertraut sein werden — Das zweite Referat über weibliche Hilfskräfte in der Fabrik-Wohlfahrtspflege hatte Herr Fabrikdirektor Heintze in Hannover übernommen. Da er jedoch verhindert war, seinen gedruckten Bericht mündlich zu ergänzen, trat Herr Geheimrat Post an seine Stelle. Herr Heintze erkennt den großen Wert, den geschulte tüchtige Pflegerinnen in der Fabrik-Wohlfahrtspflege haben, voll und ganz an und meint, sie schlechthin überhaupt nicht entbehren zu können. Nicht ganz uneingeschränkt schloß sich der Vortragende dem Referat des Herrn Heintze an, der in der Helferin in erster Linie die Krankenpflegerin sieht, und die Worte ausspricht: „An den Krankenbetten muß begonnen und hier das Vertrauen der Leute gewonnen werden.“ Fraglos ist das Ziel des Herrn Post, daß die Helferin sich nicht erst im Krankheitsfall das Vertrauen erwirbt, sondern im täglichen Leben, durch die Macht ihrer Persönlichkeit ein viel höheres, idealeres; leichter erfüllbar werden jedenfalls die Wünsche des Herrn Heintze sein. — Eine lebhafte, drei Stunden währende Diskussion schloß sich an die Referate, die allerdings allmählich etwas vom Thema abirrte. Nach ziemlich langer Debatte über die Organisation der Wohlfahrtspflege, über die zweckmäßigste Ausbildung von Krankenpflegerinnen und die Einrichtung von Mutterhäusern, erbat Pastor Diestelkamp das Wort, um dem Wunsch Ausdruck zu geben, man möge der deutschen Frau einen Platz in der öffentlichen Armenpflege einräumen, als Mitglied von Armenkommissionen und als Vorsteherin von solchen. Herr Professor Hitze stellte sich dem Wunsche entschieden entgegen; er hält die Frau für absolut ungeeignet, sich mit all den schwierigen Problemen, die das Amt eines staatlichen Armenpflegers mit sich bringt, abzufinden; er glaubt auch, daß in den damit verbundenen technischen Arbeiten für Frauen unüberwindliche Schwierigkeiten liegen. Seine Ansicht, die von verschiedenen Seiten geteilt, von anderen angegriffen wurde, wurde durch die Ausführungen des Herrn von Gerlach über englische Verhältnisse entschieden widerlegt. Herr von Gerlach berichtete nach eigener Anschauung, was wohl einem großen Teil der Anwesenden schon bekannt war, daß in England kaum noch eine größere Stadt sei, in der nicht Frauen zur behördlichen Armenpflege zugelassen seien. In vielen Armenkommissionen ist dort die Arbeit zu gleichen Teilen zwischen Männern und Frauen geteilt; in einzelnen Kommissionen ist die Zahl der Frauen größer als die der Männer, in Andern kleiner. Allerdings bedingt die Zulassung der Frau zur behördlichen Armenpflege nicht, daß sie fortan alle Arbeit allein übernehmen soll. Mann und Frau sollen nicht das Gleiche thun, sondern jeder soll das Feld bebauen, für das seine Eigenart ihn am tauglichsten macht, und Raum genug wird sich für beide Geschlechter bieten. — Fräulein Lange und Frau Sanitätsrat Schwerin sprachen ihren Dank für das Interesse aus, das in dieser Frage ihren Geschlechtsgenossen von den Anwesenden entgegengebracht wird; betonten aber die ungeheure Wichtigkeit der gründlichen Ausbildung von Helferinnen, da bei der heutigen Vorbildung der Frau in den seltensten Fällen Verständnis für die soziale Situation habe, und darin das größte vorhandene Hindernis für die ausreichende Gewinnung weiblicher Hilfskräfte in der Wohlfahrtspflege liege. Fräulein Lange machte auf die Volksschullehrerinnen aufmerksam, welche wohl das geeignetste bereits vorhandene Element für die weibliche Hilfsthätigkeit sind. — Das Ergebnis der Versammlung faßte Dr. Münsterberg in seinem Schlußwort dahin zusammen, daß die Frau ohne Zweifel fähig sei, auf vielen Gebieten der Wohlfahrtspflege dasselbe zu leisten wie der Mann, auf vielen besseres. Da ein entschiedenes Bedürfnis nach weiblichen Hilfskräften auf allen Gebieten derselben vorliegt, fordert er die Anwesenden auf, das ihrige dazu beizutragen, jeder auf seine Weise, um die Aufgabe der Zukunft lösen zu helfen, die Frauen für die großen Ziele, die ihrer harren, heranzubilden und tüchtig zu machen. — Wenn die Verhandlungen außer dem Interesse, das in weiteren Kreisen vielleicht durch die Besprechung dieser Frage angeregt oder geweckt worden ist, ein *greifbares* Resultat zu verzeichnen haben, so ist es das, daß den anwesenden Frauen wieder einmal klar gezeigt worden ist, mit welchen Vorurteilen sie noch zu kämpfen haben Daß selbst, wenn sie um Pflichten, nicht um Rechte bitten, ihnen der Weg zur Erlangung derselben nicht allzu leicht gemacht wird; daß selbst in den Kreisen, die sich mit der Frage beschäftigen, von vielen der Unterschied zwischen Wohlfahrtspflege und Armenpflege noch nicht einmal erkannt wird, und der Frau jede Berechtigung, an den Bestrebungen zur Erhöhung des Volkswohls mitzuarbeiten, abgesprochen wird: das war eine Mahnung, nach tüchtigem Können, festem Wissen zu streben, damit uns der Augenblick, der die öffentliche Armenpflege den Frauen öffnen wird, nicht unvorbereitet trifft.

Berlin. *Alice Salomon.*

Bücherbesprechung.

E. v. Massow, Reform oder Revolution! 2. veränderte Auflage. Berlin, Otto Liebmann 1895. Preis 2 Mk.

Das Buch Massows hat bei seinem ersten Erscheinen großes und berechtigtes Aufsehen erregt. Sein Verfasser gehört als höherer Beamter einem Kreise an, in dem man soviel Freimut und Verständnis für die modernen sozialen Ideen nicht gewöhnt ist; in vielen Teilen ist das Buch aus der Fülle praktischer Anschauung hervorgegangen, durchweg ist es lebhaft und anziehend geschrieben. Deshalb eignet es sich auch gut zur Agitation und zwar speziell in mehr konservativen Kreisen. Aber wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Was Massow mit dem Buche eigentlich beabsichtigt hat, wenigstens in den Hauptzügen eine Gesamtreform unserer öffentlichen Zustände zu zeichnen, das ist ihm nicht gelungen. Und es konnte ihm nicht gelingen, da der Standpunkt, von dem aus er unsere Zustände seiner Kritik unterwirft und Besserungsvorschläge macht, zu eng, gewissermaßen zu tief gelegen ist, um von ihm aus den für jene größere Aufgabe notwendigen Überblick zu gewinnen. Das A und das O der Massowschen Betrachtungen ist: was müssen wir thun, um dem Anwachsen der Sozialdemokratie, und der drohenden, blutigen, sozialen Revolution auf friedlichem Wege zu wehren? Das ist der Kernpunkt seiner Kritik, wie seiner positiven Vorschläge, das die Angel, um welche sein Denken kreist. Aber, fragen wir demgegenüber, sind wir denn schon so heruntergekommen, daß die Vermeidung einer Revolution als Hauptziel unserer Anstrengungen gelten muß? Gilt es nicht vielmehr an den großen Aufgaben zu wirken, die uns da auf allen Hauptgebieten unseres nationalen Lebens gestellt sind und fällt bei ehrlicher Erfüllung dieser Arbeit die Überwindung revolutionärer Strömungen uns nicht als eine Frucht geringerer Güte von selbst zu? Diese Aufgaben lassen sich mit wenigen Worten bezeichnen: auf religiös-sittlichem Gebiete, die Neubegründung einer befriedigenden uns zu thatkräftigem, ethischen Handeln führenden Welt- und Lebensanschauung, auf nationalem, der Übergang von der Stellung als europäischen Kontinental- zur Weltmacht und die Eroberung des unserer Presse und unserer Kultur gebührenden Platzes in der Welt, auf wirthschaftlich-sozialem die Überführung unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung in mehr sozialistische Formen und die Gewinnung einer sicheren, unserer Kulturhöhe entsprechenden Existenz für die ärmeren Volksklassen, auf innerpolitischem, die Einordnung speziell des neu entstandenen Industriearbeiterstandes in unser altes Staats-, und Verwaltungsgefüge und im Zusammenhange damit die Demokratisierung vieler unserer öffentlichen Einrichtungen Von all dem sieht Massow, befangen in seinen Revolutionsgedanken, wenig oder nichts und deshalb verdient auch seine Gesamtreform nicht den Namen einer solchen. Er sagt freilich selbst an einer Stelle, daß er nur auf einer Reihe innerlich zusammenhängender Gebiete andeuten wolle, wie eine solche Reform zuwege gebracht werden müßte. Aber das Bürgerrecht eines solchen Buches wie des Massowschen, welches eine Fülle der verschiedensten Gegenstände in notgedrungen sehr knapper Form behandelt, beruht eben doch im wesentlichen darauf, daß es von einem richtigen Grundgedanken aus einen Überblick giebt. Und der Massowsche Grundgedanke — Reform oder Revolution! — ist nicht falsch, aber unzulänglich. Was Massow nun im einzelnen vorbringt das ist eine große Zahl beachtenswerter Gedanken und Vorschläge, namentlich jedoch über folgende Dinge: über die drohende Revolutionsgefahr, über die Erziehung der männlichen Jugend der oberen und der männlichen *und* weiblichen Jugend der unteren Klassen, über notwendige Umänderungen in unserem Wirtschaftsleben und die Besserung der ökonomischen Lage des Arbeiterstandes, über die Armen- und Schutzpflege, über den inneren Betrieb in der Staatsverwaltung und die Besserstellung des Beamtenstandes, endlich über Religion, Atheismus und dergl Von diesen Abschnitten machen einige, und zwar besonders die, bezüglich deren der Verfasser in amtlicher Eigen-

schaft Erfahrungen sammeln konnte, einen sehr günstigen Eindruck, andere dagegen, namentlich die beiden, über unser Wirtschaftsleben und die Arbeiterfrage, zeigen, daß der Verfasser sich nur erst sehr unvollkommen in diese Gebiete eingearbeitet hat.

Wir möchten wünschen, daß das Vorgehen Massows eifrige Nachfolger findet. Einmal ist in unserer Zeit des Sozialismus schon jeder ernsthafte Versuch einer zusammenfassenden Beurteilung unserer Zustände wertvoll, auch wenn er mißlingt und zum anderen würde es von den wohlthätigsten Folgen sein, wenn gerade unsere vielen Beamten, in deren Händen eben dann doch ein sehr großer Teil der politischen Macht ruht, unsere Zustände immer mehr vom großen Gesichtspunkte aus mit sozialpolitischem Geiste betrachten lernten.

Frankfurt a. M. K. v. Mangoldt.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Aprilbericht. Je trüber sich die Aussichten auf eine baldige Besserung unserer Volksbildung im Vaterlande gestalten, desto ernster wird die Verpflichtung aller Denkenden, dieser Aufgabe ihre Kraft zu widmen. Daß wir uns bereits an das Ausland wenden müssen, um im Schulwesen Neues zu lernen, das ist nicht die Schuld der Anderen, sondern doch vorzugsweise unsere eigenste Schuld. Ein Volk, dessen „Vertreter“ ungestraft nach einem neuen Schulgesetz à la Zedlitz rufen dürfen, darf nicht erwarten, weiter an der Spitze der Bestrebungen für Volksbildung zu marschieren. Die Fortschritte, die von 1882 ab der Moralunterricht in Frankreich gemacht hat, schilderte Hr. Moulet von der Ecole normale in Versailles, indem er besonders nachzuweisen versuchte, wie der Chauvinismus, der in der ersten Zeit allerdings viele der Lehrbücher verunstaltete, immer mehr daraus verschwinde. Da in Nr. 18 der „Ethischen Kultur“ bereits ein Bericht hierüber erschienen ist, so dürfen wir uns hier auf die Angabe der Lehrbücher beschränken, die Hr. Moulet seiner Beweisführung zu Grunde legte: Es sind Mabilleau, Cours de morale (Paris, Hachette et Co.); Boyer, le livre de morale (Paris) G. Compayré, Elements d'instruction morale (Paris). Gegen den Vorwurf, daß in den meisten Moralbüchern Frankreichs noch ein etwas verschwommener Theismus gelehrt werde, machte Redner geltend, daß der Moralunterricht gar nicht den Religionsunterricht ersetzen wolle. Der Lehrer wolle im Verein mit dem Vater und dem Priester erziehen, nicht sie überflüssig machen. In der Aufforderung zur Liebe des Vaterlandes seien neuerdings die berechtigten Schranken nicht mehr überschritten worden. Geheimrat Foerster wies darauf hin, daß die Ziele, die sich die ethische Gesellschaft auf diesem Gebiete gestellt hätte, doch noch über die des französischen Moralunterrichts hinausgingen. Die Anknüpfung an irgend welche religiöse Vorstellungen führe zur Härte gegen solche Eltern, die dieselben nicht teilen könnten; es müsse der Versuch gemacht werden, nicht gegen derartige Voraussetzungen, aber ganz abgesehen von ihnen, den Moralunterricht zu organisieren. Der Radikalismus der Franzosen halte sich doch in praktischen Grenzen. Für Deutschland sei die Gefahr eines ethischen Nihilismus auf Grund der Abneigung gegen alles Uebersinnliche größer. Prof. Döring bemerkte, daß er die Bücher, die er in seinen früheren Vorträgen über den französischen Moralunterricht herausgegriffen, nur eben als abschreckende Beispiele behandelt habe. Die Ausstellungen aber, die wir an diesen machen müßten, seien doch nur geringfügig; thatsächlich habe Frankreich auf dem Wege der Civilisation durch die Schule einen gewaltigen Vorsprung vor Deutschland gewonnen.

Auch die Versammlung, die bei Gelegenheit des Gesellschaftstages in unserem großen Saal, Sonntag vormittags stattfand, stand unter dem Zeichen der Pädagogik. Über die gemeinsame Elementarschule sprachen Hr. H. Krieger und Hr. J. Tews. Der erstere faßte das Thema auch von der politischen Seite. Er warf einen Blick auf die Entwickelung unseres Schulwesens von den Zeiten Stein's und Pestalozzi's ab bis zur Jetztzeit, wo Interessenwirtschaft den Idealismus zu verdrängen suche, und charakterisierte das eben in den Kammern beratene „Lehrerbesoldungsgesetz“ als „Gutsbesitzerbesoldungsgesetz“. Das bescheidene Recht auf Wohnung, das der Kultusminister dem Lehrer habe zubilligen wollen, sei mit dem Zusatz „eine den örtlichen Verhältnissen entsprechende Wohnung“ illusorisch gemacht worden. Auf die schon von W. v. Humboldt erhobene Forderung der allgemeinen Volksschule übergehend nannte er die Gymnasialvorschule eine Versicherungsanstalt für ängstliche Eltern, die ihre Kinder durchaus in einer bestimmten sozialen Atmosphäre aufwachsen lassen wollten, exemplifizierte auf Bayern und Österreich, wo kein Vorschulwesen gedeihen könne, da das soziale Empfinden der Süddeutschen bedeutend höher entwickelt sei, als das preußische, und zeigte, wie das Vorschulwesen durch gymnasiale Inzucht den Volksgeist schädige. Was das durch den gewaltigen Volksunwillen abgelehnte Zedlitz'sche Schulgesetz theoretisch erstrebt habe, das sei jetzt auf dem Verwaltungswege durchgeführt. Insbesondere kritisierte Redner die Zusammensetzung der Berliner städtischen Schuldeputation, in die kein Fachmann, d. h. Lehrer, gewählt werde. Nicht Organisation, sondern Desorganisation sei für unser Schulwesen heute die Losung. Herr Tews erklärte sich im wesentlichen mit dem Vorredner einverstanden, ohne doch im Einzelnen sich alle seine scharfen Ausführungen aneignen zu können. Er entwickelte dann die unsern Lesern wohl schon bekannten Gründe für die allgemeine Volksbildung. Ungleichheiten auf dem Gebiete der Bildungsmöglichkeit seien unerträglich; jedes Kind müßte auf dem einfachsten Wege zur höchsten Bildungsstufe gelangen können. Die bloße von den Behörden anerkannte Existenz einer Vorschule drücke die Volksschule zur Armenschule hinab. Auch eine völlig gleiche Ausstattung, Lehrorganisation u. dgl. von 2 Schulen, deren eine Schulgeld erhebe, die andere nicht, werde nie das Vorurteil zerstreuen können, daß die teurere die bessere sei. Die Erziehung von Menschen, die von sozialen Vorurteilen wie sie oben und unten gleichmäßig vorkämen, frei wären, sei jetzt wichtiger, als die von Gelehrten. Wenn die Volksschule jetzt noch nicht die beste Schule sei, so liege es nur in dem Willen des Volkes, sie zu bessern, indem es alle seine Kinder hineinschicke. Die Regulative für die Volksschule seien von denselben Männern entworfen worden, die ihre Kinder in die davon befreite Vorschule geschickt hätten. Der Kultusminister könne nicht alles, was er wolle; das Volk selbst müsse seinen Willen kundthun. In Zukunft werde es vielleicht noch führende Menschen geben, aber sicher nicht mehr führende Klassen.

Es entspann sich eine äußerst angeregte Diskussion, in der u. A. Herr v. Egidy für alle diejenigen, die an der Erziehung der Menschheit arbeiten, den obersten Rang in der Gesellschaftsorganisation forderte. Die Schuld an den bisherigen Zuständen trügen nicht die Behörden, sondern wir selbst. Auch führende Menschen solle es nicht mehr geben, sondern nur führende Ideen. Unser ganzes Schulwesen verlange eine Reformation an Haupt und Gliedern. Herr Rektor Buchholz warnte vor der Versündigung an Kindern und Volk, die man begehe, wenn man in der Schule einen Unterschied zwischen Reich und Arm mache. Das Wort „höhere Schule“ sei neueren Gepräges; früher habe man dergleichen nie gehört. Herr Beer bestätigte aus eigener Erfahrung, eine wie vortreffliche Grundlage die Volksschule auch für den späteren Studenten abgebe. Hr. Staegmeyr (München) bestätigte im wesentlichen die Angaben über die besseren Zustände in Süddeutschland, aber er beklagte die mangelhafte Kontrolle, die in Bayern nicht immer körperlich und sittlich verwahrloste Kinder von der allgemeinen Volksschule ausschließe. Nachdem die Referenten eingehend auf die angeregten Fragen geantwortet, wurde die weitere Diskussion vertagt und am Abend des 27. April fortgesetzt.

Prof. Zelle nahm sich zunächst der städtischen Schulverwaltung gegen die ihr gemachten Ausstellungen an und versuchte besonders die Ausführungen von Herrn Krieger zu widerlegen, betreffend der städtischen Schuldeputation, der angeblichen Schwierigkeit, von der Volksschule zum Gymnasium überzugehen, u. a. Auch die Vorwürfe der Exklusivität bei der Aufnahme der Kinder, der durch die Vorschulen angeblich geförderten Inzucht seien haltlos, wie Redner an der Hand statistischen Materials für die Berliner Gymnasien nachzuweisen unternahm. Die Ausführungen des zweiten Referenten seien annehmbarer gewesen. Der Übelstand, daß ein zwölfjähriger Gemeindeschüler in die Sexta zu 9—10jährigen Knaben komme, schade nicht nur diesem, sondern auch den Vorschülern; das Richtigste wäre, daß nach Absolvierung der ganzen Gemeindeschule dem Schüler die Möglichkeit gegeben werde, nach zweijähriger Vorbereitung in zu diesem Zweck zu schaffenden Vorbereitungsschulen in Obertertia des Gymnasiums einzutreten. Für die Vorschulen trat Redner energisch ein, es sei ein dringendes Bedürfnis danach vorhanden, und es sei keineswegs liberal, Leuten, die für die geringere Frequenz der Klassen, für die bessere Vorbildung der Lehrer u. s. w. zahlen wollten, dies zu verbieten. Die Vorschulen brächten übrigens mehr ein, als sie kosteten, entlasteten also die Steuerzahler. Eine soziale Mischung der Bevölkerungsklassen finde auch hier reichlich statt, der Sohn des Kassenboten sitze neben dem des Geheimen Regierungsrats. Herr H. Krieger replizierte, indem er seine Behauptung über die Zusammensetzung der städtischen Schuldeputation völlig aufrecht erhielt. Gerade die Erhaltung der Vorschulen erzeuge in den Köpfen vieler Eltern das unsoziale Vorurteil, etwas Besseres für sich haben zu müssen. Von der Gemeindeschule zum Gymnasium führe heute immer noch nur ein Weg der Gnade, der Begünstigung, aber nicht der des Rechtes. Da das Erziehungswesen eine Aufgabe der Allgemeinheit sei, müsse das ganze Schulwesen auf öffentliche Kosten unterhalten werden. Frl. Aarons, die aus 17jähriger Lehrerfahrung die treffliche Bildung der Gemeindeschule kennt, macht davon Mitteilung, daß auf höheren Wunsch die befähigteren Mädchen in den Oberklassen zurückgehalten werden, anstatt auf andere Anstalten rechtzeitig überzugehen. Herr Dr. Levy, obwohl ein Freund der gemeinsamen Elementarschule, erklärt sein Einverständnis mit vielen Ausführungen des Hrn. Prof. Zelle und polemisiert gegen Form und Inhalt des ersten Referates. Die persönlichen Angriffe auf Behörden u. dgl. paßten nicht in die ethische Gesellschaft und dienten nicht zur Förderung der Sache. Die Gemeindeschulen würden hier in einem Lichte geschildert, daß schließlich niemand mehr Lust haben könne, seine Kinder dahin zu schicken. Herr Tews widerspricht dem; die Schulen seien ganz und gar nicht schlecht, aber das Vorurteil drücke sie herunter. Mit Prof. Zelle sei er einverstanden in der Forderung, daß das Gymnasium erst Schüler in späterem Alter aufnehmen solle, und daß auch der Volksschullehrer eine höhere (akademische) Bildung empfange. Er negiere weder Privatschule noch Privaterziehung, aber protestiere gegen jede Art von Standesschulen. Wenn nicht alle Volksschulen gleich gut seien, so gelte dasselbe von den höheren Schulen; das hänge meist vom Leiter der Schule ab. Gegen Herrn Prof. Zelle halte er aufrecht, daß dem Gemeindeschüler oft thatsächlich das Gymnasium verschlossen bleibe, auch die besondere Prüfung derselben von Fremden erschwere den Eintritt. Nur für Berlin gelte es, daß die Vorschulen so viel einbringen, wie sie kosten, aber ganz und

gar nicht im übrigen Deutschland. Die Hauptsache sei, daß die Behörde — Gemeinde oder Staat — nicht die Volksschule öffentlich als minderwertige erkläre durch Begründung von anderen Schulen. Geheimrat Foerster glaubt, daß es auch in der ethischen Gesellschaft gestattet sein müsse, die Thätigkeit öffentlicher Persönlichkeiten, die mit der Autorität ihres Amtes bekleidet seien, energisch zu kritisieren; nur bei der Beurteilung ihrer persönlichen Eigenschaften sei Härte zu vermeiden. Die Ausführungen von Herrn Prof. Zelle hätten die Behauptungen der Referenten nicht erschüttert. Wenn sich Eltern wirklich noch nicht entschließen könnten, ihre Kinder der Volksschule anzuvertrauen, so hätten sie dann umsomehr die Pflicht, ihr Äußerstes für die Hebung der letzteren zu thun. Rektor Kalischer machte auf das Unwesen der Privatstunden in den Vorschulen aufmerksam, das zeige, wie wenig die Vorschulen das wirklich leisteten, was sie wollten. Nachdem noch verschiedene Redner einzelne Kritik an dem Gehörten geübt, betonte Herr Krieger im Schlußwort, daß es allerdings seine Gewohnheit sei, politisch zu reden und scharf alle Übelstände zu geißeln. Unrichtigkeiten seien ihm von keiner Seite nachgewiesen worden. Herr Tews gab als wirksamstes Mittel zur Besserung der Volksschule anheim, die eigenen Kinder dahin zu schicken. Daß einzelne Gymnasien die Volksschüler gern aufnehmen, andere nichts. Es handele sich darum, den Weg von der Rechtlosigkeit zum Recht zu finden.

Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur. Die S. G. E. K. versammelt sich am Sonntag, den 7. Juni, in dem herrlich gelegenen Bade Schinznach (Bahnstation, in wenigen Minuten von Brugg, Aarau und Olten, von Zürich in ca. 1, Basel 1½, Bern 2 Std. zu erreichen). Sonnabend Abend gemütliche Vorbesprechung, Sonntag vorm. 10½ Uhr Versammlung mit verschiedenen Vorträgen (Rückblick auf die Geschichte der Helvetischen Gesellschaft; Ziele der ethischen Bewegung; Volkshochschulen) und Diskussion — Nachmittags 2 Uhr gemeinsames Diner und nachher Spaziergang auf die Habsburg. — Gäste und insbesondere auch Freunde aus dem benachbarten Deutschland werden herzlich willkommen sein. Unterkunft im Bade selbst, das für diesen Zweck entgegenkommend besonders billige Preise stellt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 6. Juni 1896. | Nr. 23.

Inhalt: Realpolitik. — Die Ehre auf der Degenspitze. Von einem Freunde deutscher Gesittung. — „Trusts." Moderne Auswüchse der Gründungsthätigkeit in Deutschland Von Gustav Maier. — Das Tolstoi'sche Ideal. Von Leopold Besser. — Die rote Fahne. Von G. Henke. — Vermischtes: Macaulay über die Verkürzung der Arbeitszeit. — Briefkasten.

Realpolitik.

Das Urteil des Berliner Landgerichts hat bekanntlich die Köller'sche Auflösung der bisherigen sozialdemokratischen Parteiorganisation bestätigt. Die Proteste der liberalen Presse gegen dieses Urteil beantwortet das Organ des Fürsten Bismarck, die „Hamburger Nachrichten", unter der Ueberschrift: „Deutscher Doktrinarismus" mit folgenden „staatsmännischen" Belehrungen:

„Man macht freilich in der liberalen Presse geltend, mit der Anwendung des Vereinsgesetzes habe man der Sozialdemokratie nicht viel geschadet, ihr aber dafür Gelegenheit gegeben, sich als eine Partei hinzustellen, die nicht mit gleichem Maße gemessen werde wie andere Parteien, gegen die man Verfolgungen einleite, die man anderen Parteien gegenüber, die das Gleiche gethan hätten, unterlasse. Wir antworten darauf, daß es auf mangelhafter Einsicht in das Wesen der Sozialdemokratie beruht, wenn man verlangt, daß diese Partei mit gleichem Maße wie alle übrigen gemessen werden soll. Die liberale Presse scheint es niemals begreifen zu wollen, daß die sozialdemokratische Frage keine Rechts-, sondern eine Kriegsfrage ist, die als solche behandelt werden muß und daß sich derjenige sowohl in den Augen der Sozialdemokratie wie in denen jedes realpolitischen Beurteilers lächerlich macht, der ihr mit doktrinären Gerechtigkeitserwägungen beikommen zu können glaubt. Die Sozialdemokratie, die nur auf den Augenblick lauert, wo sie die Macht hat, der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung an die Gurgel zu springen und ihr den Garaus zu machen, darf garnicht mit dem nämlichen Maße gemessen werden wie jede andere Partei. . .

Der deutsche Doktrinarismus glaubt es sich schuldig zu sein, im Namen der Gerechtigkeit zu fordern, daß die Sozialdemokratie lieber noch mehr als bisher entfesselt werde, als daß die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz thatsächlich verletzt werde. Wir haben oft genug nachgewiesen, daß, wenn der Staat sich nicht selbst aufgeben will, von einer politischen Gleichheit der Sozialrevolutionäre und der übrigen friedlichen Staatsbürger vor dem Gesetze überhaupt nicht die Rede sein kann. Aber die alte deutsche Eigentümlichkeit, sich anstatt nach den vorliegenden Thatsachen nach Prinzipien und formalistischen Gesichtspunkten zu entscheiden, tritt auch hier zu Tage. Man scheint nie lernen zu wollen, daß die Politik nicht von Rechtsprinzipien und Theorien, sondern von der Macht der Thatsachen, der jeweiligen Sachlage und ihren Erfordernissen beherrscht . . ."

Wenn die Sozialdemokratie eine Ausnahmestellung dadurch einnimmt, daß sie die Revolution, den Hoch- und Landesverrat thatsächlich vorbereitet, so ist es nicht bloß erlaubt, sondern durch die Staatsraison geboten, sie mit allen Mitteln einer speziell auf sie zugeschnittenen Ausnahmegesetzgebung zu treffen und so lange diese fehlt, mit allen Mitteln, die die Landesgesetzgebung bietet und seien sie noch so „veraltet".

Es ist immer ein lächerlicher Anblick, wenn der Egoismus pathetisch wird. Wenn die Herren Realpolitiker über alle Rechtsprinzipien hohnlachen und in der sozialen Entwickelung nur die Macht der Thatsachen gelten lassen wollen — als ob nicht gerade die Grundsätze der Gerechtigkeit auf den machtvollsten Thatsachen des Menschheitslebens aufgebaut sind — dann sollen sie doch auch aufhören, mit Worten wie „Hoch- und Landesverrat" und „Umsturz alles Bestehenden" an die sittliche Entrüstung zu appellieren. Wer in der Macht das Recht sieht, wer jede Gewissensregung doktrinär nennt und sich von „den Erfordernissen der jeweiligen Sachlage" beherrschen läßt, für den muß doch „Verrat" ein ganz sentimentaler Begriff und treues Festhalten an den Sitten und Ordnungen der Väter der Gipfel der Michelei sein. Es ist also nichts als widerwärtige Heuchelei, wenn diese Apostel des Faustrechts bei jedem kräftigen Wort und jedem organisatorischen Erfolge der Arbeiterbewegung nach dem Schutz der „heiligsten Güter" rufen und ihren Gegnern Verbrechen zum Vorwurf machen, die im Wörterbuch der Blut- und Eisenpolitiker schwerlich zu finden sein dürften.

Doch die ganze Sozialdemokratie ist den „Hamburger Nachrichten" und ihren Hintermännern nicht so gemeingefährlich wie die Gleichheitsidee in den oberen Klassen. Wie leicht könnte die Umsturzpartei mit den Machtmitteln unserer Civilisation niedergeworfen und das Vaterland gerettet werden, wenn nicht das fatale Rechtsgefühl die Fahnenflucht in die eigenen Reihen trüge, wenn nicht durch den Hochverrat der Gewissen jede robuste Aktion gelähmt würde! Und doch Ihr Kurzsichtigen, ist es Euren Sinnen denn so ganz verschlossen, daß eben jenes wachsende Bewußtsein der Gleichberechtigung die Lebensluft all der Kulturherrlichkeiten bildet, die Ihr ohne die Mitfreude Aller „in ungenügender Selbstsucht" genießen wollt? Seht Ihr nicht, daß alle die Wunderwerke der vereinigten Menschenkraft nicht erstehen können, ohne von Tag zu Tage tiefere Spuren der Dankbarkeit und der Kameradschaft in den Herzen der Zusammenwirkenden zurückzulassen? Seht Ihr nicht, daß in dem Triumph der Humanität im sozialen Leben und in dem Triumph der menschlichen Arbeit über die rohe Natur die gleiche Kraft wirkt? Gewiß ist wachsende Arbeitsteilung das Gesetz des menschlichen Fortschrittes — aber gerade das Ineinandergreifen der geteilten Arbeit zu höheren Gebilden gemeinsamen Thuns fordert Einheit der Seelen und darum vollere Entfaltung des geistigen und sittlichen Lebens aller Arbeitenden, gleiches Ergriffensein von dem Bilde des werdenden Ganzen: So ist die Ausbreitung der Gleichheitsidee in den oberen und unteren Klassen ein Ergebnis der wirtschaftlichen Thatsachen der neuen Zeit; diese Thatsachen fordern nun ihr Recht in den Formen der sozialen Ordnung; nur wer dieser Wirklichkeit Rechnung trägt, ist Realpolitiker — unsere skrupellosen Gewaltpolitiker aber sind nichts als Doktrinäre der Barbarei.

Übrigens ist das Bismarck'sche Ideal einer drakonischen Verfolgung der Arbeiterverbindungen bereits einmal verwirklicht worden und zwar in England durch die Umsturzvorlage des Jahres 1799. Unter schwerer Gefängnisstrafe wurden damals alle Uebereinkünfte zwischen Arbeitern verboten, welche eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen erstrebten. In gleicher Weise wurde der Versuch bestraft, durch Geldspenden, Bitten,

Einschüchterung oder andere Mittel zu verhindern, daß ein Arbeitsloser in Arbeit trete oder ein Arbeitgeber seinen Arbeiter in der ihm passend scheinenden Weise beschäftige. Der Erfolg ist lehrreich. Während die Statuten der Gewerkvereine früher bestimmt hatten, „daß niemand als Mitglied aufgenommen werden dürfe, der nicht von treuer Gesinnung gegen Seine Majestät und die protestantische Thronfolge und in guter Gesundheit und von ehrbarer Gesinnung", wurden die Arbeiter-Organisationen nun zu gesellschaftsfeindlichen Verschwörungen, die innere Disziplin wurde rigoroser, der Einfluß der Vertrauensmänner unumschränkter und geheimnisvoller. Furchtbare Eide wurden eingeführt. So z. B. der folgende: „Ich — schwöre freiwillig zum allmächtigen Gott und vor diesen Zeugen, daß ich mit Eifer und Schnelle ausführen will, soweit meine Kräfte gehen, jede Aufgabe und jeden Befehl, den die Mehrheit meiner Brüder auf mich legt, zur Beförderung unseres gemeinsamen Besten, wie z. B. die Bestrafung der Reichen, Ermordung tyrannischer Arbeitgeber, Zerstörung von Fabriken, — daß ich mit Freuden dazu beitragen werde, diejenigen meiner Brüder zu unterhalten, welche infolge dieser Bestrebungen gegen die Tyrannei arbeitslos werden."

Zur selben Zeit bewaffneten viele Fabrikanten Lancashires ihre Fabriken mit Kanonen. Damals unter dem Ausnahmegesetz entstand in den Arbeitern jenes Gefühl ungerechter Behandlung seitens der herrschenden Klassen, welches Carlyle für den Grund aller gesellschaftsfeindlichen Bestrebungen erklärte, und hier machte man zum erstenmal gegenüber der Arbeiterbewegung die alte Erfahrung, daß nichts so sehr zur Gesetzesübertretung reizt, als wenn sie im Scheine des Märtyrertums erstrahlt. Noch heute lebt in den Arbeiterkreisen die Erinnerung an jene Zeit fort, in welcher man die Bücher des Vereins in der Haide versteckte und den Schwur der Geheimhaltung allen Mitgliedern auferlegte. Die Kämpfe, die mit dem Kapital geführt wurden, nahmen einen gewaltsamen Charakter an; da die Arbeiter wußten, daß sie unter allen Umständen das Strafgesetz verletzten, so verloren Sachbeschädigung, Körperverletzung u. s. w. für sie den Begriff besonderer Ungesetzlichkeit; die absolute moralische Verwilderung der Arbeiterklasse war die Folge der Repressivgesetze.

Die Weltgeschichte ist über alle diese ohnmächtigen und kurzsichtigen Versuche hinweggeschritten, — ihre beredten Thatsachen zeigen uns immer deutlicher den Weg der wahren Realpolitik, die mit der Hazardspielerei der Gewaltpolitiker nichts zu thun hat. F.

Die Ehre auf der Degenspitze.

Von einem Freunde deutscher Gesittung.

Die Erbitterung über das Duellunwesen ist gegenwärtig bei uns eine so allgemeine und tiefgehende, daß die ihm entsprechende Auffassung der persönlichen Ehre allgemach als ein überwundener Standpunkt der Gesittung angesehen werden kann. Von da bis zur völligen Beseitigung der abscheulichen Unsitte, die eben so sehr den Pflichtgeboten der Religion wie der bürgerlichen Gesetzgebung widerspricht, möchte keine großen Schwierigkeiten haben, wenn es an redlichem Willen und ernstlicher Einsicht da nicht fehlt, wo die Hebel der Abhilfe wirksam einzusetzen sind. Die romantischen Nebel, von denen der unglückselige Brauch bisher umhüllt gewesen, beginnen endlich zu schwinden: die sittlichen Anschauungen dürften nunmehr auch bei uns so gefestigt und geläutert sein, wie bei den übrigen Kulturvölkern germanischer Abkunft, bei denen Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit sich behaupten, ohne etwaigen Konflikten gegenüber sich durch die Blutprobe des Zweikampfs bewähren zu müssen. Was in England, durch die erziehliche Thätigkeit eines Addison und Steele angebahnt, seit der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, in den skandinavischen Ländern noch weit früher, durchgeführt worden, wird wohl auch in Deutschland zu ermöglichen sein?

Freilich ward dem in militärischen und akademischen Kreisen herrschenden Vorurteile, die Giltigkeit der Ehre auf die Degenspitze oder den Pistolenlauf zu setzen, noch kürzlich Vorschub geleistet durch einen vielbeliebten Historiker, der das Duellunwesen, wie so manches sonst Zweifelhafte, unter die mächtigen Fittiche seiner schwunghaften Beredtsamkeit genommen. Verführerisch genug für Leute, die auf den betreffenden Kodex eingeschworen, heißt es da nicht nur, „um der Ehre willen müsse selbst eines Strohhalms Breite verfochten werden," seine Begeisterung für das Duell geht so weit, daß er es für „das unentbehrliche letzte Notmittel gegen die Verwilderung der Gesellschaft" erklärt und dessen Abschaffung höhnend als einen „Sieg der Roheit, die als ein Triumph der Aufklärung gefeiert werde," bezeichnet. Seine orakelhaften Behauptungen haben auch die Zustimmung Solcher gefunden, die nach ihm das Duellunwesen zur Sprache gebracht und, sich mit einer bescheidenen Reservation gegen dessen sittliche Verwerflichkeit begnügend, es doch als einen unter Umständen nicht zu umgehenden Brauch gelten lassen. Wie sehr damit einer gesunden und gediegenen Auffassung des Ehrbegriffs ins Gesicht geschlagen wird, scheint solchen Leuten so wenig einleuchtend wie denen, die in ihrer duellfreudigen Arroganz so weit gehen, diese Unsitte geradezu als ein „Vorrecht der Gebildeten" in Anspruch zu nehmen.

Eine Widerlegung dieser von großer Unverfrorenheit zeugenden Behauptungen ist eben so überflüssig, wie bei dem heute entschieden hervorgetretenen Unwillen gegen das Duellwesen eine Erörterung über dessen Absurdität. In den folgenden Betrachtungen möchten wir nur einige Gesichtspunkte hervorheben, deren Beherzigung die endliche Abschaffung dieser abscheulichen Unsitte zu fördern geeignet sein dürfte.

I.

Für die Vertreter des Duells hat dessen angeblich reingermanischer Ursprung ein ganz besonderes Gewicht. Die Anknüpfung an nationale Gefühle schlägt manchen Einwand nieder und hilft namentlich über die seitens der christlichen Religion gegen ein solches Verhalten zum lieben Nächsten erhobenen Bedenken hinweg. Im Hinblick auf den im Duell zu bethätigenden Mut wird dann noch ein Phrasengewirr über Mannhaftigkeit und Tüchtigkeit entfesselt, der alle sonst bei diesem Ehrensport mitwirkenden Faktoren von zweifelhaftester Sittlichkeit gänzlich übersehen läßt. Eine Lossagung von dem angestammten Brauch, die Wahrung der Ehre in besagter Weise aufrecht zu halten, erschien sonach wie ein Verrat an dem heiligen Andenken der Vorväter. Ob aber diese thatsächlich dem Duellwesen gefröhnt und dasselbe, wie unbedenklich angenommen ward, zweifellos dem Mittelalter angehöre und den damals herrschenden Rechtsanschauungen und -Bestimmungen entspreche, danach wurde garnicht gefragt. Es galt einfach als ausgemacht, durch das Vorkommen der gerichtlichen Zweikämpfe und das reichlich blutfreudige Fehdewesen hinlänglich bestätigt. Aber wie nun, wenn gerade diese Annahme eine durchaus irrige, wenn das Duell in seiner seitherigen Bedeutung, ungeachtet gewisser Analogien mit früheren Vorkommnissen, dem ganzen Mittelalter völlig unbekannt gewesen, seinem Ursprung nach keineswegs germanisch und die mit seiner Pflege beabsichtigte Huldigung zum Gedächtnis der Voreltern als eine Verhöhnung ihrer Rechtsanschauungen und der achtungswerten Bräuche, die bei ihnen zur Wahrung der Ehre gedient, sich erweisen sollte?

Diese wohl aufzuwerfende Frage gestellt und sie in überzeugendster Weise gelöst zu haben, ist das nicht genug zu würdigende Verdienst, welches Professor Georg v. Below durch seine lehrreiche Broschüre „Das Duell und der germanische Ehrbegriff" in der überaus wichtigen Angelegenheit erworben.*) Von unschätzbarer Belehrung für jeden,

*) Kassel 1896, Verlag von M. Brunnemann. Die eingehenden wissenschaftlichen Belege dazu hat der Verfasser in einer längeren Abhandlung im diesjährigen Januarheft der Göttinger gelehrten Anzeigen niedergelegt.

der die bisherigen Vorstellungen über das Duell gehegt und hinsichtlich seiner „nationalen Ehrwürdigkeit“ ratlos gewesen, ist die reichhaltige Darlegung besonders geeignet, alle sonstigen Unklarheiten über den nur allzulange bei uns geduldeten Unfug zu tilgen. Persönlich dem Stande angehörend, der vorwiegend das Duell aufrecht gehalten, hat der Autor kürzlich eine wegen irgend welcher Differenz ihm gewordene Herausforderung abgelehnt; die Gründe dieses von echtem sittlichen Mut zeugenden Verhaltens hat er in seiner Schrift ausgesprochen, als deren Zweck er, die edlen Worte eines Standes- und Gesinnungsgenossen anführend, das Fördern der Einsicht bezeichnet: daß es endlich an der Zeit sei uns von einer Sitte zu befreien, die gegen unsere heiligsten Gefühle, gegen unsere innerste Überzeugung und gegen alle sittlichen Vorstellungen von Recht streitet, von einer Sitte, welche uns zu Handlungen zwingt, die wir weder vor unserm Gewissen, noch vor den Gesetzen, nach denen wir leben, rechtfertigen können, zu Handlungen, die unserm eigenen besseren Willen und Wissen widerstreben.

Dem Mittelalter, wenigstens dem deutschen, ist das Duell durchaus fremd: die Einrichtung selbst ist so undeutsch wie das Wort. Die Anschauung von dem germanischen Ursprung des Duells ist eine Fabel, auf Legendenbildung späterer Zeiten beruhend, thatsächlich ein vollkommener Irrtum, einer der größten und verhängnisvollsten durch die sittliche Verwirrung, die er herbeigeführt und durch die ihm gewordenen Opfer an Menschenleben. Äußerlich hat das Duell allerdings Ähnlichkeit mit dem gerichtlichen Zweikampf des Mittelalters, von dem es sich gleichwohl wesentlich unterscheidet. Während das Duell, ein außergerichtliches und sogar ungesetzliches Verfahren, auf prinzipieller Verachtung des Gerichts beruht, ist der gerichtliche Zweikampf ein gesetzmäßiger Akt, ein Beweismittel, freilich von großer Unbeholfenheit wie die gleichzeitig üblichen Ordalien, immerhin aber Bestandteil des gerichtlichen Verfahrens bei gewissen Rechtsfällen, deren Entscheidung von dem Ausgang des Kampfes abhängig war. Beim Duell besteht das ganze Verfahren im Kampfe selbst und endigt damit, und für die Zwecke, denen das Duell dienen soll, gilt das Beschreiten des Rechtsweges für unangemessen, sogar für entehrend. Besonders charakteristisch für den mittelalterlichen Zweikampf ist der wichtige Umstand, daß er gerade bei Ehrenhändeln in der Regel nicht vorkommt. Wo er zur Anwendung gelangt, handelt es sich um völlig gleich gewichtige Rechtsbehauptungen; zum Kampf wird nur geschritten, wenn deren Giltigkeit auf Grund vorhandener Rechtsbestimmungen nicht zu ermitteln ist. Mit zunehmender Kultur und Rechtseinsicht geriet der gerichtliche Zweikampf in Abnahme, und zwar durch die Bemühungen sowohl der weltlichen wie der kirchlichen Gewalt. Bei Ehrverletzungen wandte man sich im deutschen Mittelalter an die öffentlichen Gerichte und ließ es sich an deren auf Abbitte, Ehrenerklärung oder Geldbuße abzielenden Entscheidungen genügen. An das „Abwaschen mit Blut“ wurde nicht gedacht. Frivol mit dem Leben zu spielen, wie es dem Duellwesen eigen, widerspricht durchaus dem germanischen Charakter, den vielmehr ein ausgeprägtes Rechtsgefühl und ein streng gesetzlicher Sinn auszeichnet.

In der nunmehr üblichen Form tritt das Duell erst im späteren Mittelalter auf, ein Exponent des damaligen Zersetzungsprozesses. Seinen Ursprung hat es nachweislich in Spanien, der Heimat des überreizten Ehrbegriffes, dem dort ein geradezu fetischhafter Kultus gewidmet ward. Nicht der echten, sondern der entarteten Ritterlichkeit entstammt die Vorstellung der durch Blut sühnbaren Ehrverletzung, und bei der solcherart gewahrten Ehre war Falschheit und Niederträchtigkeit der Gesinnung keineswegs ausgeschlossen. Sich gehörig „in Respekt zu setzen“ und den nötigen Schein wahren, wie es dem konventionellen Anstande entsprach, genügte vollauf um volle Ehrenhaftigkeit zu genießen. Von Spanien aus gelangte das Duell nach Italien und Frankreich, weit später nach Deutschland, wo es erst mit dem 30jährigen Kriege heimisch wird. Die Blüte des Duells fällt überall mit der äußersten Verrohung der Sitten zusammen: in den romanischen Ländern gehen ihm die Meuchelmorde und Ketzerschlächtereien der Renaissance- und Reformationsperiode zur Seite, in Deutschland wird es durch die im Glaubenshader genährte Gesinnungsroheit gefördert, jedoch ohne deshalb eine so große Verbreitung wie in den klassischen Heimstätten des Duells zu finden. Keineswegs ein Überbleibsel ehrwürdiger Einrichtungen des alten deutschen Rittertums, gehört es vielmehr zu den Gepflogenheiten einer sittlich verkommenen Gesellschaft, deren schließlichen Zusammenbruch es überdauert hat. Daß man es als eine romanische, nach Deutschland übertragene Einrichtung anzusehen hat, ergiebt sich einfach aus der Thatsache: daß die bestimmten Formen und technischen Bezeichnungen, deren sich die Deutschen im Duellwesen bedienen, durchweg den Italienern und Franzosen angehören.

Irgend welche vaterländische Pietätsrücksichten haben also beim Duell nicht die geringste Giltigkeit. Von dem jeder gutdeutschen Gesinnung durchaus widerstrebenden Wälschtum ist das Duell das allerwälschesté oder, um einen beliebten Ausdruck des vorhin gedachten duellfreundlichen Historikers zu brauchen: das Äußerste der „Fremdbrüderlichkeit,“ dem die Deutschen jemals gefröhnt. Nationale Gründe für das Beibehalten des Duells giebt es absolut keine. Es könnte sich fragen, ob etwa praktische Gründe einer Abschaffung desselben entgegenstehen. Dies soll ein Blick auf die Gesellschaftskreise zeigen, die das Duell, bei völliger Anerkennung, daß es ein Übel sei, für notwendig halten.

(Schluß folgt.)

„Trusts.“

Moderne Auswüchse der Gründungsthätigkeit in Deutschland.

Von Gustav Maier in Zürich.

Die „Ethische Kultur“ ist kein Finanzorgan. Doch darf sie sich der Pflicht nicht entschlagen, gelegentlich auch einmal in das Halbdunkel der Finanzwelt hineinzuleuchten, wenn deren Gebahren sich mit der Ethik nicht ganz zu vertragen scheint, bezw., wenn die rein kapitalistische „Ethik“ mit dem Gemeinwohl in Widerspruch gerät. Ein Beispiel dafür hat uns jüngst Freund Salter in Philadelphia gegeben, indem er sich in der neuesten seiner „Ethical Addresses“ mit der gemeingefährlichen Erscheinung der Standard Oil Company, jenes berüchtigten Petroleum-Ringes beschäftigte, der die ganze zivilisierte Welt mit seinem Monopol bedroht.

Der Trust ist eine amerikanische Erfindung und stellt im Grunde nur eine andere Form des Kartells dar. Der zum Monopol strebende Kartellgedanke ist eine der vielen Selbstironieen unserer modernen Entwickelung, bestimmt, mit den Mitteln des Sozialismus dem individualistischen Kapital zu dienen. Denn, mögen diese Vereinigungen noch so sehr mit Gründen allgemeiner wirtschaftlicher Nützlichkeit aufgeputzt werden (der sie nur in seltenen Fällen wirklich zu dienen vermögen) —, ihren Urhebern ist immer die rein egoistische Absicht auf eine Monopolisierung der Industrie und in deren Folge auf Erhöhung des Kapitalgewinns eigen. — Für diejenigen Fälle, in welchen der Abschluß von Kartellen auf zu große Schwierigkeiten stößt, hat nun amerikanische „smartness“ die Form des „Trust“ erfunden: sie besteht darin, daß die Aktien sämtlicher konkurrierenden Gesellschaften von einer zentralen Gesellschaft angekauft werden, die nun ihrerseits Produktion und Absatz regelt und den Konsumenten nach Möglichkeit ihre Gesetze aufzuzwingen sucht. Diese Form ist für das Gemeinwohl gefährlicher, als das Kartell; denn sie ist bei einer geschlossenen finanziellen Macht von größerer Dauer und bietet zudem den verlockenden Vorteil einer gewissen Undurchsichtigkeit. Stellt sich das Kartell unter gewissen Umständen noch als ein volkswirtschaftlich diskutabler Versuch einer zeitweiligen Vereinigung ganzer Industrieen dar, so ist der Trust fast immer ein mehr oder minder gemeingefährliches, dauernd finanziell ausbeuterisches Unternehmen, das in noch

weit höherem Grade die Bereicherung Weniger auf Kosten der Gesamtheit anstrebt.

Während aus diesen Erwägungen eine Reihe amerikanischer Staaten-Gesetzgebungen sich dieser modernen Form des Monopols widersetzen, ist sie gerade in Deutschland innerhalb der letzten Jahre im Begriff sich einzubürgern und fast ausschließlich in den Dienst der Gründungsthätigkeit gestellt zu werden, die bei uns allmählich wieder aufzublühen scheint. Wir feiern ja bald das 25jährige Jubiläum jener Orgien, die das verhängnisvolle Nachspiel unseres nationalen Aufschwungs gewesen sind. Die gesetzgeberische Folge jener Ausschreitungen war die Novelle zum Aktiengesetz vom Jahre 1884. Sie warf einen gelinden Schrecken in die Reihen der Direktoren und Verwaltungsräte, denn sie engte den Kreis der Gründungsobjekte ein, stellte alle Vorgänge in ein helleres Licht der Öffentlichkeit und verschärfte die persönlichen Verantwortlichkeiten. Eine zwölfjährige Periode genügte, sich den neuen Bedingungen anzupassen: das Publikum bezahlt heute willig in Gestalt von offenem Agio, was es früher an geheimen Gründergewinnen entrichtet hat, und an Personen, die die schwere Bürde von Leitung und Verantwortung übernehmen, ist nach wie vor kein Mangel. Die Trustform bietet nun ein wirksames Mittel, um sich auch der vom Gesetze verlangten Öffentlichkeit in weitem Umfang zu entziehen und gewisse Unternehmungen indirekt mund- und börsengerecht zu machen. In diesem Sinne verliert sie dann meistens ihren eigentlichen Kartell-Charakter und wird zum rein börsentechnischen Hilfsmittel.

Das Rezept ist sehr einfach. Eine Portion Aktien oder Schuldverschreibungen verschiedener kleinerer Gesellschaften wird mittelst Bildung eines einzigen großen Aktienkapitals in Einen Topf geworfen, oder auch es wird eine größere Aktiengesellschaft gebildet zum Zwecke, solche Werte später in sich zu vereinigen. Dieses moderne Zwittergebilde zwischen Finanz und Industrie belegt man mit dem wohlklingenden aber ganz unzutreffenden Namen „Bank“. Die Vorteile sind ja augenfällig: man vermeidet dadurch die nur auf einen engen Kreis angewiesenen und darum wenig sympathischen Emissionen kleinerer Objekte und entgeht zugleich allen lästigen Bestimmungen mit Bezug auf Höhe und Einteilung des Aktienkapitals, Publikation der Gründungsvorgänge und der Bilanzen bei den einzelnen Gesellschaften, wie auf die Verantwortlichkeit der Personen. Man ist „unter sich“, fast als ob es keine Aktiengesetze gäbe. Denn die Trust-Bank ist ein überaus einfacher Mechanismus, die nötigen Buchungen können in der Regel alljährlich an Einem Arbeitstage von einem tüchtigen Buchhalter bewältigt werden; ein eigenes Büreau ist also gar nicht nötig, und eine hübsch vergoldete Firmentafel an dem Gebäude der die Verwaltung leitenden Gründerbank, die unter billiger Provisionsberechnung die Umsätze vermittelt, ist in vielen Fällen das einzige Lebenszeichen dieser höchst beschaulichen Existenz. Gegenüber diesen großen Vorzügen kommen sicherlich die dabei abfallenden doppelten Direktionsgehalte und Aufsichtsrats-Tantiemen kaum in Betracht. — Mit Vorliebe wird neuerdings die Schweiz als Residenz dieser internationalen Trusts gewählt, wobei sicherlich die geographische Lage dieses Landes weit mehr den Ausschlag giebt, als dessen günstigere Gesetzgebung. — So ergänzt sich das politische Asylrecht des schönen Landes allmählich durch ein finanzielles.

Ein recht bemerkenswertes Beispiel dieser Art von Gründungen möchte ich in der unlängst zur Emission gebrachten „Bank für elektrische Unternehmungen in Zürich“ hier vorführen. Dieses neue Institut hat, wie es im Prospekt heißt, $^3/_5$ der Aktien von 4 elektrischen Gesellschaften in Genua im Nominalbetrage von Lire 6 180 000 für Francs 5 994 000 = ca. 97 pCt. übernommen. Drei dieser Gesellschaften sind erst in den zwei letzten Jahren begründet, zwei davon gelangen frühestens 1896 und 1897 in Betrieb; die vierte hat schon eine Lebensdauer von 5 Jahren hinter sich, innerhalb deren sie in den Jahren 1893—94 mit kleinen Verlusten gearbeitet und anno 1895 auf ihr Kapital von $1^1/_2$ Millionen den respektablen Nettogewinn von Frcs. 13 569.02 = 0,9 pCt. erzielt hat. Außer obigen ca. 6 Millionen Aktien-Erwerbungen ist den 4 Gesellschaften ein Kredit von ca. 25 Mill. Frcs. eingeräumt worden, und für diese 31 (resp. ca. 34) Mill. Frcs. beschafft die „Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft“ in Berlin als „General-Unternehmerin“ die erforderlichen Einrichtungen. Die neue „Bank“, die der Einfachheit halber von zweien ihrer Verwaltungsräthe (dem Präsidenten und Direktor der Schweizerischen Kreditanstalt) geleitet wird, muß also etwas über 30 Millionen Kapital aufbringen. Das Aktienkapital beträgt nominell 30 Millionen, de facto aber nur 15 Mill. Francs, denn es wird nur mit 50 pCt. einbezahlt, und im Prospekt ist ausdrücklich erklärt, daß die Haftbarkeit der Zeichner und ihrer Rechtsnachfolger für die weiteren Einzahlungen erloschen ist. Zur Ergänzung werden 30 Millionen 4 pCt. Obligationen geschaffen, von welchen bereits nach Inhalt des Prospekts 17 Mill. Frcs. al pari begeben sind. Die Methode eines größeren nicht voll einbezahlten Aktienkapitals unter Aufbringung des Restes durch Schuldverschreibungen hat den Vorteil einer stärkeren Kreditfähigkeit bei größeren Chancen des Erträgnisses für die Aktionäre. Der erstere Vorteil fällt hier weg, da eine Einzahlungsverbindlichkeit für die Aktionäre ausgesprochenermaßen ausgeschlossen ist. Warum also — so wird der Uneingeweihte fragen — hat man nicht gleich das Aktienkapital offen auf seinen wirklichen Betrag von 15 Millionen normiert? Dem naiven Frager kann wohl keine andere Antwort gegeben werden, als daß man ihm, damit er nicht allzusehr erschrecke, die Aktie zu 118 anbieten, in Wahrheit aber ein Agio von 36 pCt. von ihm verlangen will! — Wer so glücklich ist, in der Schweiz zu wohnen, erhält sie sogar zu 117, also mit nur 34 pCt. Agio von wegen des ersparten deutschen Reichsstempels (beiläufig ein Beweis, wie die Börsensteuern nicht von den Banken getragen, sondern auf das Publikum überwälzt werden).

Es gehört ein nicht gewöhnlicher Scharfsinn dazu, um die Gründe dieses ganzen Verfahrens zu durchdringen, und ich bitte daher mir zu Gute zu halten, wenn ich etwa in Nebenpunkten irren sollte. In der Hauptsache dürfte sich die Sache wie folgt verhalten:

Die Allgemeine Elektrizitäts Gesellschaft in Berlin, ein mir keineswegs sympathisch erscheinendes Mittelding zwischen industrieller und finanzieller Thätigkeit, will im großen Stil die Stadt Genua mit Elektrizität versorgen. Dazu sind ca. 30 Millionen erforderlich; ihr eigenes Kapital erlaubt eine solche Auslage nicht, und in Genua selbst ist für das Unternehmen nicht genügend Geld zu finden. Es müssen also Mittelglieder geschaffen werden in Gestalt von einer oder mehreren kleineren Gesellschaften, denen die Elektrizitäts-Gesellschaft und die hinter ihr stehenden Finanziers einstweilen Kapital und Kredit liefern. Die Aktien dieser kleinen Gesellschaften sind in Italien und anderwärts schwer zu placieren, man hilft sich also durch eine große Trust-Gesellschaft, mit der man schon besser die Lärmtrommel der Reklame in Bewegung setzen kann und deren Aktien das ausgelegte Geld aufzubringen haben: Berlin und Genua reichen sich in Zürich die Bruderhand.

Soweit könnte man bei aller prinzipiellen Abneigung gegen diese Einschachtelung noch sich im Interesse der „Deutschen Industrie“, (wie man zu sagen pflegt), mit der Sache abfinden. Allein die A. E. G. ist mit den wenigen Millionen, die sie sicherlich als privilegierte General-Unternehmerin an der Elektrisierung der Stadt Genua verdient, nicht zufrieden; sie will außerdem noch 36 pCt. Gründergewinn auf 15 Millionen Francs für sich und ihre Finanz-Konsortien herausschlagen, und das fordert die ernsteste Kritik heraus. Denn mit welchem Rechte verlangt man für ein neues Unternehmen, das günstigsten Falles im Herbst 1897, wahrscheinlich erst 1898 eine Dividende verspricht, ein so enormes Agio? Mögen die Meinungen und Hoffnungen noch so günstig sein, so bietet doch ein solches Geschäft — in einer Stadt von wenig mehr als 250 000 Einwohnern, bei Ver-

zinsung eines Kapitals von über 30 000 000 Francs (also über 100 Francs pro Kopf der Bevölkerung) bei der starken für elektrische Maschinen nötigen Amortisation, bei der Notwendigkeit, in Genua selbst $^1/_2$—$^3/_4$ Dutzend Direktoren und 1—2 Dutzend Verwaltungsräte und außerdem in Zürich einen besonderen Verwaltungs-Apparat, Alles mit Gehalten resp. Tantièmen, zu besolden — sicherlich mindestens ebensoviel Risiko als Gewinn-Chance. (Man denke sich, um das Ungeheuerliche dieses Ansinnens einzusehen, einen privaten Einzel-Kaufmann, der ein kaum begonnenes, in seiner Rentabilität noch gar nicht zu überblickendes Unternehmen zum $1^1/_2$ fachen Kostenwerte ausbieten würde, noch dazu unter der Bedingung, daß er auch künftig dessen Leiter bleibt und am Gewinn Anteil behält! —) Unter normalen Verhältnissen, d. h. bei einer leider nicht vorhandenen ruhigen Beurteilung, müßte man deshalb recht zufrieden sein, das erforderliche Kapital überhaupt, d. h. al pari aufzubringen. Allein unsere Gründer kennen ihr Publikum sehr gut: es nimmt, sobald das schön bedruckte Papier der Aktie winkt, zu pari nicht an, was es mit 30—40 pCt. Agio gierig erhascht, oder zum mindesten im Emissionstaumel mit der Hoffnung auf raschen Agiogewinn aufnimmt, um schließlich der „schwarze Peter" zu bleiben. — Die Emission der Aktien der Bank für elektrische Unternehmungen wurde in der That, wie die Zeitungen melden, „wegen übergroßen Andrangs" sofort nach der Eröffnung wieder geschlossen, Zeichnungen unter 30 000 Francs erhalten gar nichts, höhere nur einen geringen Prozentsatz. Das imponiert dem guten Publikum, beweist aber gar nichts für den Erfolg; denn bekanntlich muß jede Emission zwei- ja dreimal plaziert werden, bis sie als wirklich untergebracht gelten kann. —

Die genannte Bank ist nur Ein, allerdings das krasseste Beispiel unter mehreren: das Trustverfahren hat schon Schule gemacht. Es wird besonders gerne für Eisenbahnpapiere in Anwendung gebracht, und in Basel wurde unlängst unter Mitwirkung einer anderen großen Berliner Elektrizitäts-Firma eine ähnliche Gesellschaft gegründet, die schon nach Einzahlung von 20 pCt. (auf ihr Aktienkapital von 10 Mill. Frcs.) Prioritäten ausgiebt.

Diese Richtung scheint mir nicht gesund, und es ist fraglich, ob nicht im Interesse der vielbedrängten Börsen selbst deren Organe gut thun würden, sich vor der Zulassung dieser modernen Trustbanken etwas genauer anzusehen: Handhaben dazu würden die gesetzlichen Bestimmungen zweifellos bieten, wenn man nicht nur ihren Buchstaben, sondern ihren Geist befragen wollte.

Die „Gründerei", wie sie sich derzeit wieder ein wenig breit macht und bereits wiederum bei Terraingesellschaften angelangt ist, erscheint mir im Grunde als ein ziemlich überflüssiges, zudem auch für die Beteiligten selbst gefährliches Handwerk, mag sie auch in ganz vereinzelten Fällen der industriellen Entwickelung zu statten kommen. Die Aktienform ist gegenwärtig für unsere moderne Industrie wohl unentbehrlich, allein sie sollte dem Bedürfniß folgen und nicht vorangehen. So ist z. B. der größte Teil unserer deutschen Zuckerindustrie ohne Gründertum entstanden. Das Publikum erkennt viel zu wenig, daß das Gründen den betreffenden Firmen lediglich Selbstzweck ist, und daß sich durch dasselbe ein in den meisten Fällen sehr teures Zwischenglied zwischen Industrie und Kapital einschiebt. Daran ändert der Umstand gar nichts, daß sog. „angesehene, hochachtbare und dergl." Finanzleute auf den Prospekten paradieren, denn auch diesen ist es ersichtlich nur um den Gewinn zu thun, sei es um einmaligen Konsortialgewinn, sei es um dauerndes Interesse als Verwaltungsräte bei durchschnittlich recht geringfügigen wirklichen Leistungen. Ihnen fallen vor allem bei geglückten Emissionen die Millionen des Agiogewinns in die Tasche, und die Zeitungen kassieren auf alle Fälle die Hunderttausende für Prospekte ein.

Letzterer Umstand erklärt, warum von der Presse mit ganz wenigen Ausnahmen die Gründungen nicht scharf kritisiert und ungesunde Systeme, wie die Trustbanken, nicht prinzipiell verurteilt werden. Man vergißt, daß das Zeitungswesen eben auch ein Geschäft ist, und daß es nur ganz großen Organen beifallen kann, gegen den Stachel zu lecken. — Bei der oben geschilderten Emission z. B. findet von zwei angesehenen hiesigen Blättern das eine: „es ehre den Zürcher Platz (!), daß das auf einem großen Plane beruhende, seiner Zweckbestimmung nach neue Institut gerade der Leitung Zürcher Finanzmänner unterstellt werde", während das andere meint: „es sei zu begrüßen (!), daß auch dem Schweizer Kapital Gelegenheit zur Beteiligung geboten werde. Wenn sich solche Unternehmungen auch nicht für kleine Vermögen eigneten, sondern mehr für solche, die unter Umständen ein gewisses Risiko vertragen, so hätten doch auch jene einen indirekten Nutzen, indem das Anlagebedürfnis dadurch befriedigt würde und die Kurse der erstklassigen Papiere aller Art nicht ins Übertriebene steigen." — Daß durch solche Besprechungen das Publikum nicht aufgeklärt wird, liegt auf der Hand. — Deshalb scheint es mir wohl angemessen, den Gegenstand an dieser Stelle zu erörtern.

Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß durch eine starke Gründungsthätigkeit der Volkswohlstand erheblich geschädigt werden kann. Zu einer solchen aber drängt in unserer gegenwärtigen Entwickelung an und für sich die steigende Konzentration des Kapitals in den großen Aktien-Banken, denen durch ihre ständige Kapitalvermehrung das Suchen nach außerordentlichen Gewinnen und damit ein gewisser — sit venia verbo! — „Credit-Mobilier"-Charakter immer mehr aufgeprägt wird. Darüber vielleicht ein ander Mal! —

Das Tolstoi'sche Ideal.

(Ein Brief an die Redaktion.)

Von Dr. L. Besser in Bonn.

„Berauschend" gewiß, verehrter Herr Redakteur, sind jene Klänge des Tolstoi'schen Genius, aber wollen wir Deutschen denn nie ablassen, einem Ideal nachzujagen, das unerreichbar ist! Wollen wir uns fort und fort abmühen, abhärmen und abverzagen an einem Wolkengebilde und mag's an Form, Glanz und blendender Schönheit unser Auge noch so ergötzen und unsere Stimme vor Staunen stumm machen! Wenig Minuten und sein Leuchten erlischt. Wir haben's geschaut. Es hat uns erbaut. Können wir dem Nächsten dann aber besser helfen? Und zu ernst steht's um den Wahrheits-Begriff eines Ideals, als daß wir nicht mit eiserner Strenge seine Begründung fordern sollten. Tolstoi erinnert an die Wahrheit, daß die kürzeste Linie zwischen zwei Punkten die gerade sei. Wie will er mit gleichem Recht ein Ideal Wahrheit nennen, das niemals existierte! Tolstoi sollte daran denken, daß genau so gewiß, wahr und wirklich als es ist, daß zwei nicht gleich entfernt von einander hinlaufende gerade Linien sich einmal schneiden müssen, es auch den Menschen hungert, wenn er kein Brot hat, oder daß das Bewußtsein schwindet, wenn er statt Sauerstoff Kohlensäure atmet. Tolstoi sollte nicht so leichthin von einer Wahrheit reden, über die so viel Streit, so viel Zwietracht besteht wie über den so tausendfachen, nahezu individuellen Glauben an ein religiös oder sittlich nie auszugestaltendes Ideal. Ich will hier ganz absehen von Tolstoi's abschreckenden Bildern sich abhastender Arbeit. Gewiß giebt's Höheres im Menschenleben als das „Erlisten und Erraffen." Die Schätze, die Rost und Motten nicht fressen, werten höher als Gold und Edelstein. Wer aber die persönliche Leistung, die individuelle Arbeits-Tüchtigkeit aus ihrer Vormachtstellung im Menschen-Dasein zu Gunsten eines so umstrittenen Ideals, wie es das der Tolstoi'schen Wahrheit ist, verdrängen wollte, bräche der menschlichen Gesellschaft den Rückgrat. „Ehret die Arbeit, denn sie ist des Menschen Teil."

Ernstlich warnen möchte ich hier, sich's mit der Begründung des Wahrheits-Begriffs so leicht zu machen wie Tolstoi. Unabweislich ist doch von der Wahrheit zu verlangen, daß niemand sie zurückzuweisen vermag. Sie muß Allen gelten oder sie ist ihrer Krone nicht wert. Eine Wahrheit, über die gestritten wird, kann keine Wahrheit sein. Ihr einziger Eideshelfer ist ihre Unwiderlegbarkeit. Immer mehr will mir's unmöglich scheinen, die Wahrheit anderswo als im Bereich menschlicher Erfahrung zu suchen, jener Erfahrung, die ihre Wurzeln nur in solchen Einwirkungen auf unsere Sinnlichkeit hat, die nach den Gesetzen des

Raumes und der Zeit ablaufen. Erfahrungen, die außerhalb solchen naturgesetzlichen Geschehens liegen, können nicht allgemeine sein. Sie sind und müssen individuell sein, weil sie eines gesetzlichen Maßes entbehren.

Jeder gesetzliche Ablauf ist an Bedingungen geknüpft. Sind uns diese bekannt, so kennen wir auch die ausnahmetos eintretende Folge. Auch wo wir ihre Bedingungen nicht kennen, sehen wir Erscheinungen ablaufen [wie ja nichts in der Welt geschieht, ohne seine Ursache], allein solche Erscheinungen und Geschehnisse können unmöglich Regulatoren und Gesetze für die Gemeinsamkeit sein. Sie sind rein individuell und können mehr als individuellen Wert nicht beanspruchen.

Nur Vorstellungen, die wir in ein Erfahrungs-Gebiet verfolgen können, das jedem Menschen ohne Ausnahme von Natur aus zugänglich ist, können Allgemeinwert haben. Ein solches Erfahrungs-Gebiet bietet die Natur-Gesetzlichkeit dar. Ich kann hier auf die Physiologie des Erfahrungs-Prozesses nicht eingehen. Wem es heiliger Ernst ist, sich mit dem Wahrheits-Begriff gewissenhaft auseinanderzusetzen, der wird nie umhin können, mit dem Erfahrungs-Vorgang in streng wissenschaftlicher Weise sich abzufinden. Mir liegt nur daran, vom ethischen Standpunkt aus der Erfahrung ihr Recht gewahrt zu wissen, was Tolstoi versäumt.

Gewiß vollziehen sich die großen Revolutionen der Menschheits-Geschichte im Reich der Gedanken, aber diese Gedanken entquellen neuem Erfahren, neuem Beobachten, neuem Wissen, neuer Einsicht, die immer einem Vergleichen des Alten mit dem Neuen. Aus diesen Realien des täglichen Erfahrens und des ihm auf den Fersen folgenden Begehrens — er nennt es seine Bedürfnisse — wird der Mensch aber, solange diese Erde seine Schritte trägt, die Sorge ums tägliche Brot nicht loswerden.*) Tolstoi's Bitte: „gieb uns unser tägliches Brot!“ wird der Menschen Erfahrung: „ohne Arbeit giebt es kein Brot“ nicht aus der Welt schaffen. Sein Ideal wird immer Halt machen müssen vor der Lebenswirklichkeit. Wohl ists nun der Ethik hohes Ziel, jeden Arbeiter, der „cum magno labore“ mit allem Fleiß sein Tagewerk gethan hat, auch teilnehmen zu sehen an den Gütern des Schönen, Edlen und Guten. Er soll an Kunst und Wissenschaft, er soll an allen Fortschritten der Intelligenz Anteil haben. Es soll vor Allem von aller jener Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, die ihn sittlich frei und zum bewußten Träger seines eigenen Thuns und Handelns zu machen vermag, Keiner ausgeschlossen werden, sofern ihn nach solcher Einsicht verlangt. Die Ethik wäre des Diadems der Gerechtigkeit verlustig, wollte sie auch nur der geringsten Einen nicht berufen halten, teilzunehmen an den Werken der Nächstenliebe und Humanität.

Just das Erfahren alles gemeinsamen Gedanken-Gutes ist des Menschen Freiheit. Ihm es schmälern, ihm es erschweren, ihm es neiden wollen, stimmt nicht zum Gerechtsein. Rüstet die Menschen aus, mit eigenem Auge die Lebenswirklichkeiten zu schauen und zu vergleichen und ihre Werte zu messen, und lehrt sie auch deren Zusammenhang kennen. Verlangt nicht, daß sie dieses Zusammenhangs unkundig, „wahr“ nennen sollen, was ihrem Erfahren nach eben nicht wahr sein kann! Fordert nicht, daß sie gerecht nennen sollen, was ihnen ungerecht erscheint! Heischt nicht, daß sie Nächstenliebe nennen, was ihnen Herzlosigkeit däucht! Zeigt ihnen aber auch den Weg, der jene ethischen Werte aus ihren soziologischen Bedingungen entstehen läßt. Sagt ihnen, daß nur Arbeit Brot bringt; sagt ihnen, daß es gar keinen Schatten eines Rechts giebt, die Frau, die Hälfte des Menschengeschlechts, mit anderem Maße zu messen, als den Mann; sagt ihnen, daß es soziale Gesetze giebt, so unumstößlich als die der Mathematik. Mit einem Wort, „erzieht die Menschheit für die Erde!“, sorgt, daß sie die Gesetze des Lebens zuerst kennen lernen, rüstet sie aus, erst sich in den realen Aufgaben des täglichen Lebens zurechtzufinden, dann werden sie nach den Schätzen des Daseins, nach dem Glück der Zufriedenheit, nach der Freude am Wissen, nach der Wohlthat des Gutseins, nach dem beruhigenden Genuß, das Rechte gethan zu haben, ihre durstenden und verlangenden Hände so sicher und mit so unabweislichem Verlangen von selbst ausstrecken, wie die Kinder nach dem Glanz und den Lichtern des Christbaums, denn böse ist niemand gern.

Hingeschüttet sind die Ideale der Nächsten-Liebe, der Nächsten-Gerechtigkeit, der Nächsten-Fürsorge in das menschliche Gemeinschaftsleben! Aufgehäuft liegt das Material höchster und feinster Sympathien in der Gemeinschaft der Gatten! Ausgebreitet liegt im Familienkreis die Freude und der unerschöpfliche Reiz an dem Aufwachsen und Erblühen der Kindheit! Tausendfältig bieten dem Fleiß, der Tüchtigkeit und der Menschenkraft sich Lebens-Arbeit und Lebens-Aufgaben dar! Groß, mächtig und gewaltig ist der Aufschwung und die Begeisterung der Volksseele für alles, was ihre gemeinsamen Interessen an Kunst, Wissenschaft, Allgemeinwohl und Gedeihen des Vaterlands angeht und fördert. Nur eins fehlt, es ist die Teilnahme Aller, das Berufensein Aller, die Freiheit Aller, über diesen Zusammenhang der Dinge nicht durch die Brille des Nächsten sehen, nicht im Zurechtfinden im Leben vom Anderen abhängig und der Sklave des Urteils des Anderen zu sein, sondern mit festem, bewußten, eigenen und sicheren Blick, mit der Freiheit des eigenen Urteils die Werte zu messen und die Güter abzuschätzen, die das Leben bietet. Gebt allen Menschen diese Freiheit und bald wird das Volk den Weizen seiner erblich-gemeinsamen Werte zu trennen wissen von der Spreu der Macht des Stärkeren und dem Mattglanz aufgehäuften Goldes.

*) Von jenen Zukunfts-Utopien, in denen der Durchschnitts-Mensch mit dem 2 Kilo Gehirn-Gewicht von den vom Chemiker aus den Elementen des Eiweißes hergestellten Pastillen lebt, sollten ernste Leute doch nicht reden.

Die rote Fahne.

Von C. Henke.

In Magdeburg wurde, wie der „Vorwärts“ in Nr. 119 schreibt, ein Ehepaar zu je 2 Wochen Haft verurteilt, weil es bei einem Ausfluge eine rote Fahne am Kinderwagen angebracht hatte. Beide Eltern mußten am Pfingstheiligabend die Haft antreten, so daß also keiner von beiden zur Pflege der Kinder von 7 und $1^1/_4$ Jahren zurückbleiben konnte.

Für jeden Denkenden und Menschlichfühlenden sprechen die Thatsachen so deutlich, daß es hier keines Kommentars bedarf, zumal es ja eine Thorheit wäre, wenn man sich nutz- und zwecklos der so wachsamen Justiz zur freundlichen Bestrafung empfehlen, der dummen Motte gleich in die Flamme fliegen wollte. Wenn Opfer gebracht werden, dann sollen sie einer großen Sache, aber nicht der Spielerei, oder dem Vorwitz gebracht werden. Daß das kleine Würmchen von $1^1/_4$ Jahren allein bleiben muß, wollen wir nicht hoffen; giebt es doch glücklicherweise immer noch Menschen genug, denen die mittelbare Mitbestrafung kleiner Kinder für Thorheiten und Fehler der Eltern Mitgefühl erweckt.

Die Angelegenheit soll nun der Ausgangspunkt weiterer Betrachtungen sein, welche in der Hoffnung niedergeschrieben werden, daß die hübsche Anzahl vernünftiger Sozialdemokraten, welche die „Ethische Kultur“ lesen, so weit ihre Stimme reicht, protestieren gegen die Albernheiten der verschiedensten Art, welche eine Unzahl Opfer heischen, die schließlich nur die sozialdemokratischen Ideen diskreditieren.

Wenn man nämlich die Gerichtsverhandlungen, Bestrafungen u. s. w. gelesen hat, dann kommt man zu der Überzeugung, daß eine Art Herostratentum, jene krankhafte Eitelkeit die Ursache vieler Verfehlungen bildet, welche stets nur geistig weniger entwickelten Menschen eigen ist. Aber auch jenes falsche Märtyrertum, welches oft durch Thorheit, oder grobe Ungeschicklichkeit erworben wurde, der keine Spur des Heroismus anhaftet, welcher uns bei wahren Märtyrern so ergreift, ist Ursache vieler Thorheiten. Häufig auch fordert die angeführte kindische Eitelkeit, zum Reden unfähige Leute heraus, oratorische Clownkunststückchen nachzumachen, welche dem geübten Paragraphenspringer prächtig gelungen sind, wobei aber jene Nachahmer gewöhnlich mit kühnem aber ungeschicktem Satze ins Verderben springen.

Selbstverständlich handelt es sich hierbei nicht darum, jene Verunglückten — so nur kann man die armen Menschen nennen — zu verhöhnen, sondern die Zahl der juristischen Unglücksfälle zu vermindern, wozu es am besten scheint, die Triebfeder zu vielen Thorheiten, die Eitelkeit, durch sarkastischen Spott, das beste Mittel hierzu, zu lähmen. Dies ist auch eine sozial-ethische That. Inwieweit die sozialdemokratische Presse selbst ihrer Pflicht, ihre eigenen Anhänger vor Unvorsichtigkeit zu bewahren, erfüllt, kann nur der kontrollieren, der sie in ihrer Gesamtheit täglich von A bis Z studieren kann. Da aber der „Vorwärts“ der eigentliche Urquell aller parteisozialdemokratischen Weisheit ist, kann man ihn wohl als typisch betrachten. Nun muß der Wahrheit gemäß anerkannt werden, daß sehr häufig Warnungen in jenem Blatte standen, dies oder jenes nicht zu thun u. s. w. Wenn man aber einer Schar von Kindern sagt: Springt nicht von der Treppe, ihr brecht Euch sonst Hals und Beine, und man springt gelegentlich selbst einmal, oder zeigt ihnen an Festtagen Bilderchen, auf denen solche Springer verherrlicht werden, so ist es doch kein Wunder, wenn der eine oder andere auch einmal einen Saltomortale macht. Und dergleichen kommt nur zu häufig vor, wie jetzt nachzuweisen versucht werden soll.

Zwei der am häufigsten bestraften Delikte sind die Beleidigung und der grobe Unfug. Daß bei beiden Arten nur in den seltensten Fällen die Verurteilungen mit dem allgemeinen Rechtsbewußtsein übereinstimmen, und nur juristische Findigkeit da etwas entdecken kann, wo der einfache Menschenverstand nichts Böses sieht, daß der Dolus eventualis &c. eine so unheimliche Rolle spielt, sind Thatsachen, mit denen aber gerechnet werden muß, und mit denen geschickt zu rechnen gerade das echte Genie verrät. Selbst der Laie, wenn er nur ein bißchen Scharfsinn besitzt, muß sich sagen, daß der Quell, aus dem juristische Weisheit quillt, schier unerschöpflich ist. Wer kennt nicht die Worte Richelieu's, welche ein Hohn auf das natürliche Rechtsbewußtsein waren, und heute noch vielen als Ideal voranleuchten. Da sind zunächst die Beleidigungen aller Art, welche ein wenig betrachtet werden sollen; natürlich nur die mit sozialpolitischem Hintergrunde. Hier will eigentlich jeder nur einen Fehler, einen Mangel im gesellschaftlichen Leben angreifen, vielleicht auch verhöhnen. Gewöhnlich aber bleibt man nicht beim Abstrakten, sondern verirrt sich auf das persönliche Gebiet. Die Ueberwachung der Versammlungen z. B., welche von allen, nicht nur den radikalen Elementen recht unangenehm empfunden wird, lenkt den Groll auf die Beamten, denen die, gewiß nicht heiß ersehnte, Rolle des Überwachens zukommandirt wurde. Mit welchen Bemerkungen, welchen Mienen, heimlichem Zischeln werden diese Menschen, die nur ihre Pflicht erfüllen, ihre Arbeit leisten, und bis hinauf in die höheren Chargen mehr beengt sind in ihrem Thun, als mancher Arbeiter, oft empfangen. Es ist ein wahres Spießrutenlaufen. Was ist da zu verwundern, wenn die Charaktere jener Menschen sich verhärten, wenn sie, da man ihnen mit ungerechtem Hasse und Hohne entgegenkommt, alle Sinne anstrengen, um etwas zu entdecken, durch das sie an die Stelle des Hohnes Furcht setzen können. Wie man hineinruft in den Wald, die Stimme daraus wiederhallt. Richte man doch seinen Groll gegen das Vereinsgesetz, welches mancher Beamte vielleicht ebenso schwer empfindet, wie die Versammelten. Sorge man doch bei den Wahlen dafür, daß diese Schranke der politischen Thätigkeit niedergerissen werde. Der Beamte muß seinen Bericht machen, wehe ihm, wenn ihm Lässigkeit nachgewiesen werden kann. Dies soll hier an einem Beispiele gezeigt werden. In der Gewerkschaft, welcher Verfasser dieses vor über 20 Jahren angehörte, war stets „berwachung, und zwar ausschließlich durch Polizeioffiziere. Die Beamten traten durchweg mit der größten Höflichkeit, einige nur etwas mehr militärisch auf. Unser Vorsitzender, selbst ein höflicher und gebildeter Mann, hätte gar nicht unhöflich sein können, und so fanden die notwendigen amtlichen Gespräche stets in gefälliger Form statt. Die Gewerkschaftsversammlungen waren meist schwach besucht, so daß die öfter kommenden Beamten die Mitglieder, wie auch die Gewohnheitsredner kannten. Da war nun einer, ein vorschneller Feuerkopf, auf dessen Reden schon niemand mehr hörte, weil er zu oft sprach, so daß er selbst beim bösesten Willen kein Unheil oder gar keine Revolution hätte anrichten können. Eines Abends nach Schluß der Versammlung nahm der anwesende Polizeileutenant den Vorsitzenden bei Seite und sagte zu ihm: Warnen Sie doch den W. davor, solch unsinniges Zeug zu sprechen, wie er es heute wieder gesprochen hat. Ich weiß, da ich alle Anwesenden kenne, daß ich selbst nichts zu fürchten habe, sonst hätte ich ihn wohl sistiren müssen. Diese wohlwollende, menschenfreundliche Warnung, durch den Vorsitzenden übertragen, hatte gute Wirkung. Diesem Vorkommnisse ließen sich noch viele ähnliche hinzufügen, man kann deren oft erleben, wenn man nur neben vielem Bösen auch das viele Gute sehen will. So ist es aber überall. Man richte seine Angriffe gegen Thatsachen, Verhältnisse, Gesetze und zeige, wie Übel, welche aus dem Organismus herausgewachsen sind, beseitigt werden können, ohne à la Eisenbart gleich das Ganze zu zerstören.

Harmloser sind die Verunglückungen. welche auf dem Gebiete des groben Unfugsparagraphen vorkommen, und bei denen man stets Mitleid mit den juristisch Verunglückten empfinden kann. Sind denn so hohe Strafen nötig, wenn jemand, um auch einmal öffentlich zu reden, ein Hoch auf die Völkerbefreiende ausbringt; oder um gesehen zu werden, einen roten Lappen schwenkt. Grade von wirklichen Sozialdemokraten kann man angesichts solcher Spielereien die Worte hören: Albernheit, Narrheit oder dergl. Möchten doch die herostratischen Genossen sich ein Beispiel an den Führern nehmen, die gewiß auch nicht mit der roten Fahne in der Hand spazieren gehen; die sogar durch ihr höfliches Auftreten, ihre Liebenswürdigkeit im Umgange mit der Bourgeoisie, allen als Leuchte vorangehen, so daß Graf Limburg-Stirum und Herr von Buchka dem einen, in der Umsturzdebatte, sogar das Zeugnis eines sympathischen, resp. persönlich schätzbaren Menschen ausstellen konnten. Gleiches Recht für Alle. Haben die Führer das Recht rücksichtsvoll und liebenswürdig gegen die andere Klasse zu sein, so haben die andern es auch, selbst wenn von einzelnen aus taktischen Gründen das Gegenteil gewünscht wird.

Doch nun zur Fahne. Viele Sozialdemokraten sind wirklich der Ansicht, man müsse Reklame machen, und halten hierzu die Fahne, die roten Dekorationen, die Einhüllung der Büsten, ja sogar die roten Bänder und Schleifen an Totenkränzen für notwendig. Wenn nun eine rote, reklamehafte Spekulation auf die Sinne schon allen ethischen Grundsätzen widerstrebt, im besonderen der Vernunft Hohn spricht, so muß man mit Zorn und Abscheu gegen die Tendenz sich wenden, welche selbst am Grabe, wo doch jeder Mensch seine Nichtigkeit fühlen sollte, ihr verzerrtes Bild zeigt. Hier verbindet sich die Thorheit mit etwas Niedrigerem, mit dem ein Ideal, wie der demokratische Sozialismus in Wirklichkeit ist, nichts gemein hat. Mögen mancherlei veraltete Gebräuche der heutigen Gesellschaft, die Verschiedenartigkeit der Bestattung u. s. w. auch dem sozialistischen Geiste zuwider sein, so können sie doch nie so verletzend wirken, wie der Parteihaß am Grabe.

Wir wenden uns hinweg von diesem Bilde menschlicher Verirrung, und suchen zum Schlusse die Frage zu beantworten, ob überhaupt der Fahnenkultus sich schickt für Menschen, welche, wie die Dinge liegen, und wie sie selbst erklärt haben, auf geistigem Gebiete allein den Kampf gegen die alte Ordnung führen können und wollen.

Was ist die Fahne? Ein Feldzeichen, vorangetragen im persönlichen Kampfe, damit jeder weiß, auf welcher Seite er fechten kann. Was im bürgerlichen Kampfe die Fahne, das ist im geistigen Parteikampfe das Programm, die Idee. Der rote Stoff ist zwecklos, und was zwecklos ist, ist Spielerei. Spielerei treiben aber nur Kinder, oder sollten nur Kinder treiben. Stellen sich Erwachsene mit Kindern auf eine Stufe, so dürfte es sich empfehlen, sie wie Kinder zu strafen, vielleicht so, daß man ihnen aufgiebt, 50 mal abzuschreiben: Ich soll nicht mit der Fahne spielen.

Aber dem Einzelnen ist nicht immer ein Vorwurf zu machen; er spielt manchmal gedankenlos mit. Wie mag jenes Ehepaar zu der Übertretung gekommen sein? Sie sind vielleicht in einem Vereine gewesen, in welchem Kinder Fahnen geschenkt erhielten. Nach Kinderart will der kleine Eigentümer, dem eine bunte mit dem Reichsadler vielleicht lieber gewesen wäre, sein Prachtstück sehen lassen. Die Eltern sind so unvorsichtig und schwach, dem Kinde zu willfahren.

Nun kommt die große Haupt- und Staatsaktion. Hier hilft also nur eins: Den roten Lappen weg! Wenn die Sozialdemokratie auf diese Spielereien angewiesen ist, dann mag sie nur ruhig einpacken. Aber Pflicht der maßgebenden Personen wäre es, einem Brauche in der Partei zu steuern, der vielen verderblich wird. Wagt man dies vielleicht nicht? Oder versagt hier, einer Spielerei gegenüber, die berühmte Parteidisziplin?

Vermischtes.

Macaulay über Verkürzung der Arbeitszeit. Die Berliner „Volksztg." erinnert an eine Rede des berühmten Geschichtsschreibers und Führers der Whigopposition, die derselbe am 22. Mai 1846 in einer Debatte über Verkürzung der Arbeitszeit im englischen Parlament hielt. „Gewiß," meinte Macaulay, „in sieben Tagen schafft man mehr als in sechs Tagen, „aber ich glaube fest, daß ein Mann am Ende von zwanzig Jahren mit einer Arbeit von sieben Tagen in der Woche viel weniger geschaffen haben wird, als mit einer Arbeit von sechs Tagen in der Woche." . . . „Ich leugne, daß eine große Gesellschaft, in welcher die Kinder fünfzehn oder zwölf Stunden täglich arbeiten, in der Lebenszeit einer Generation ebenso viel schaffen würde, als wenn jene Kinder viel gearbeitet hätten. Wenn wir den Menschen bloß aus einem Handelsgesichtspunkt betrachten, wenn wir ihn bloß als eine Maschine zur Erzeugung von Wollengarn und Calico betrachten, dann lassen Sie uns nicht vergessen, welch' eine Art von Mechanismus, wie zart und wunderbar gebaut, er ist . . . Würden Sie den freien Arbeiter Englands wie ein bloßes Rad oder wie eine Rolle behandeln? Verlassen Sie sich darauf, daß angestrengte Arbeit, welche zu früh im Leben beginnt, jeden Tag zu lange fortgesetzt wird, das Wachstum des Körpers hemmt, das Wachstum des Geistes hemmt, keine Zeit für gesunde Bewegung, keine Zeit für geistige Ausbildung übrig läßt, jenen hohen Eigenschaften, welche unser Vaterland groß gemacht haben, schaden muß. Ihre überarbeiteten Kinder werden ein schwaches und unedles Ge-

schlecht von Männern, die Väter einer noch schwächeren und noch unedleren Nachkommenschaft werden, und es wird nicht so lange dauern, so muß die Entartung des Arbeiters eben die Unternehmungen, welchen seine leibliche und geistige Kraft geopfert wird, auf das Schädlichste berühren."

Macaulay weiß, daß die Ruhe nach der Arbeit nur dieser selbst zu Gute kommt. „Wenn der Gewerbfleiß feiert, während der Pflug in der Furche steht, während die Börse schweigt, während sich kein Rauch von der Fabrik erhebt, geht ein Prozeß vor sich, welcher für den Reichtum der Völker genau ebenso wichtig ist, wie irgend ein Prozeß, der sich an geschäftigeren Tagen vollzieht. Der Mensch, die Maschine aller Maschinen, die Maschine, im Vergleich zu der alle Erfindungen der Watt's und Arkwright's wertlos sind, bringt sich in Ordnung und gewinnt neue Spannkraft, so daß er am Montag zu seinen Arbeiten mit hellerem Verstande, mit lebhafterem Geiste, mit erhöhter Körperthätigkeit zurückkehrt. Niemals werde ich glauben, daß das, was eine Bevölkerung kräftiger, gesunder, weiser und besser macht genüge, sie schließlich ärmer machen zu können. Sie versuchen uns, besorgt zu machen, indem Sie uns erzählen, daß die Kinder in einigen deutschen Fabriken an jedem Tage siebenzehn Stunden arbeiten, so angestrengt arbeiten, daß unter Tausenden nicht Eines zu finden ist, welches eine solche Größe erreicht, um in das Heer zugelassen werden zu können. Sie fragen dann, ob wir, wenn wir dieses Gesetz annehmen, gegen eine Mitbewerbung wie diese uns möglicherweise behaupten können? Mein Herr, ich lache bei dem Gedanken an eine solche Mitbewerbung. Wenn wir jemals gezwungen sind, die erste Stelle unter den Handelsvölkern aufzugeben, so werden wir sie nicht an ein Geschlecht entarteter Zwerge verlieren, sondern an irgend ein Volk, welches an Geist und Körper ausgezeichnet kräftig ist."

Briefkasten.

Frau Hanna Bieber-Böhm schreibt unter dem 18. Mai hinsichtlich des in Nr. 20 unseres Blattes erschienenen Artikels von Prof. W. Foerster („Zur Sexual-Ethik und Frauen-Befreiung") Folgendes:

„Einen Satz in diesem Artikel möchte ich nicht unterschreiben. Seite 156 heißt es: „oder man glaubt gar, die gesteigerten Schwierigkeiten durch verschärfte Zwangs- und Strafmaßregeln, diese armseligen und greuelvollen Notbehelfe der Menschheit, bewältigen zu können". Die besseren Elemente sind für Erwägungen mit der Zeit zu haben. Die schlechten Egoisten werden freiwillig nie die Schädigung Anderer aufgeben, sobald ihr eingebildeter Vorteil in Frage kommt. Um uns vor solchen Elementen zu schützen, müssen wir gerechtere Gesetze erstreben, die natürlich stets nur durch Zwangs- und Strafmaßregeln zum Ausdruck kommen können. Jede Erziehung zur Sittlichkeit — auch in den von Ihnen gewünschten und von uns Frauen voll gebilligten Wegen — wird vereitelt, solange die Gesetze auf seiten des Schlechten stehen wie bisher. Auch ich sehne die Zeit herbei, wo die Menschheit über das Stadium der Kindheit hinaus sein wird, in dem Strafen noch nötig sind."

Prof. W. Foerster erwidert hierauf Folgendes: „Meine oben aufgeführten Worte richten sich keineswegs gegen gesetzgeberische Maßregeln überhaupt. Gegen sittliche Erkrankung und Verbildung wird die Menschheit eines gewissen Schutzes auch durch Gesetze und Ordnungsmaßregeln wohl nie ganz entbehren können. In Übergangszeiten wird sogar mitunter geschärfte Notwehr erforderlich sein; aber ich halte es für unumgänglich, bei irgend welchen Verschärfungen dieser Art, sofort auch an eine sittliche Verfeinerung der Art des Zwanges zu denken und aufs äußerste jegliche, auch die mittelbarste, Anerkennung und Stärkung der jetzigen Art des Zwingens und Strafens zu vermeiden; denn ich halte dieselbe, insbesondere das ganze jetzige Gefängniswesen, für sittlich unerträglich und überhaupt die jetzigen Beziehungen zwischen der Art des Übels und der Art der Gegenwirkung durch Strafe für vollständig unweise und veraltet. Über diese hochwichtigen Fragen der Sozialethik wird baldigst eingehender in diesen Blättern zu reden sein."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 13. Juni 1896. | Nr. 24.

Inhalt: Worauf beruht die soziale Reform? Von Fr. Wörishoffer. — Die Ehre auf der Degenspitze. Von einem Freunde deutscher Gesittung (Schluß). — Der Fall Thröner und die Ethik. Von F. Staudinger. — Vermischtes: Das Festmahl der Konfektionäre. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. — An die Mitarbeiter.

Worauf beruht die soziale Reform?

Von Oberregierungsrat Dr. Fr. Wörishoffer in Karlsruhe.

Herr Professor Sohm-Leipzig hat in der Sitzung vom 28. Mai d. J. des evang.-sozialen Kongresses in Stuttgart nach der Berichterstattung der Presse geäußert, soziale Neuordnung beruhe auf dem Grundsatze: Du sollst hergeben, was Du hast. Man hat derartiges wohl schon hundertmale gehört, ohne daß man sich veranlaßt gefühlt hätte, dagegen öffentlich Einsprache zu erheben. Aehnliches wurde meist von Solchen ausgesprochen, die sich auf sozialpolitischem Gebiete in der Regel nur mit Redewendungen abfinden wie: die soziale Bewegung gehe auf das Teilen hinaus, oder, es müsse auf der Welt Reiche und Arme geben, oder man könne auf der Welt nicht alles gleich machen, oder die Professoren, Geistlichen und andere Leute, die vom praktischen Leben nichts verstünden, glaubten, alle Menschen seien von Natur aus gleich, oder mit anderen Redewendungen von der gleichen geistigen Höhe. Wer könnte auch wohl Neigung empfinden, auf solche Äußerungen eine Antwort zu geben? Es ist ein zu hartes und zu aussichtsloses Stück Arbeit, mit Leuten zu rechten, die nicht über einige allgemeine Wahrheiten hinaus kommen, und die in jedem tieferen Eindringen einen Widerspruch mit diesen allgemeinen Wahrheiten wittern, die das Alpha und Omega des eigenen Erkennens bilden. Die Sache nimmt aber sogleich eine andere Gestalt an, wenn von einem Manne von der geistigen Bedeutung des Herrn Professor Sohm, zugleich von einem Manne, der den Fragen der sozialen Reform mit ebenso viel Verständnis wie Hingebung gegenübersteht, ein Ausspruch wie der obige gethan wird. Wenn auch ohne Zweifel Herr Professor Sohm seine Äußerung nicht in dem Sinne der oben angedeuteten Art der Beurteilung gethan hat, und ich von der Geschmacklosigkeit, ihn in dieser Sache hier belehren zu wollen, weit entfernt bin, so ist doch eine kurze Richtigstellung hinsichtlich der Grundlage und des Erfolges aller sozialen Reform vielleicht nicht ganz überflüssig, weil leider die Zahl derer, die auf diesem Gebiete für Mißverständnisse empfänglich sind, auch in Kreisen, in denen man sie in solchen Fragen nicht vermuten sollte, oft überraschend groß ist.

Besteht denn aber überhaupt alle soziale Reform auf dem Grundsatze: Du sollst hergeben, was Du hast? Ganz gewiß nicht. Wenn das ihre Grundlage wäre, müßte man sie geradezu für aussichtslos erklären. Wenn auch Viele recht viel und mehr haben, als sie brauchen oder brauchen können, so würde mit dem Zuviel sich doch entfernt kein genügender sozialer Ausgleich schaffen lassen. Welche Macht wäre auch überhaupt im stande von diesem Boden aus praktische Reformen durchzuführen? So wörtlich hat Herr Professor Sohm sicherlich seinen Ausspruch nicht verstanden. Er hat wohl nur sagen wollen, daß soziale Reform darin bestehe, daß die sozial mächtigen Klassen von den Machtmitteln, denen sie die Gewinnung ihrer Lage verdanken, allmählich etwas mehr hergeben müssen, damit auch den sozial schwachen Klassen ein Aufsteigen ermöglicht werde. Aber auch in dieser Beschränkung ist ein weiteres kurzes Eingehen auf die Sache nötig. Denn auf einem in etwas stürmischer Entwickelung begriffenen Gebiete sind alle Definitionen wegen ihrer Starrheit leicht mißverständlich und gefährlich.

Die soziale Bewegung unserer Zeit unterscheidet sich von allen früheren sozialen Bewegungen dadurch, daß man früher im wesentlichen um Anteilnahme an den vorhandenen Gütern kämpfte, während heute es sich mehr um die Güter handelt, die noch nicht vorhanden sind, die aber vorhanden sein könnten. Man kann es kaum vermeiden eine triviale Wahrheit auszusprechen, wenn man darauf hinweist, daß der größte Teil unserer heutigen sozialen Mißstände darin besteht, daß ein Überfluß an Gütern vorhanden ist, und daß dieser Überfluß noch weiter gesteigert werden könnte, daß diesem Überflusse aber keine Abnehmer gegenüber stehen. Die agrarischen Notstände bestehen in dem Überflusse an allen Arten von Nahrungsmitteln, deren Erzeugung innerhalb der Weltwirtschaft noch weiter vermehrt werden kann, wenn nur Preise gelöst werden, welche für die verwendete Arbeit die bescheidenste Vergütung übrig lassen. Der Industrie stehen Rohstoffe für die weitgehendsten Steigerungen der Produktion zur Verfügung. Die Menge der erzeugten Waren wächst jetzt schon beständig. Daß der Verbrauch mit dieser Zunahme nicht gleichen Schritt halten kann, ist der größte Mißstand auf diesem Gebiete. Schon mit den jetzigen Hilfsmitteln kann viel mehr erzeugt werden, als thatsächlich erzeugt wird. Die Ausdehnung dieser Hilfsmittel würde jederzeit mit der größten Raschheit eintreten, wenn nur ein Schimmer von Aussicht wäre, daß ein solches Tempo wirtschaftlich zulässig wäre. Kein Zweifel besteht ferner darüber, daß die überall thätige Erfindungsgabe diese Hilfsmittel selbst verbessern und vermehren würde, wenn nur eine dementsprechende Produktionssteigerung sich nicht gänzlich von dem realen Boden des vorhandenen Bedarfes entfernen würde. Und doch wie groß ist der Bedarf an Nahrungsmitteln, Kleidung, sonstigen Industrieprodukten, Wohnung und an Hilfsmitteln zur Verschönerung und Veredlung des Lebens, der nicht befriedigt werden kann, weil ihm eine genügende Kaufkraft nicht zur Seite steht. Und wie groß ist auf der anderen Seite wieder die Summe von Arbeitskraft, die gar nicht, oder unzweckmäßig und nicht lohnend verwendet wird, die sich aber gerne zur Verfügung stellt, wenn man ihr nur die Befriedigung ihrer ganz legitimen Bedürfnisse ermöglicht. Welche Vermehrung der Produktion und welche Steigerung des ganzen Kulturzustandes würde nicht aus einer solchen

Erhöhung der Kaufkraft erwachsen, und wie würde nicht Ursache und Wirkung sich steigern, was jetzt allerdings auch, aber nur sehr unvollkommen und unter den größten Schwierigkeiten der Fall ist? Warum geschieht nun seitens der Gesellschaft und ihrer berufenen Organe nicht das Nötige, um die einem solchen Ausgleiche im Wege stehenden Hemmnisse zu beseitigen?

Die Sozialdemokratie hat diesen schwächsten Punkt unserer Gesellschaftsordnung längst herausgefunden. Sie hat sich so recht eigentlich auf diesen inneren Widersprüchen aufgebaut und sie hat in ihren Werken von allgemein anerkannter wissenschaftlicher Bedeutung — nur von dieser Seite der Thätigkeit der Partei ist hier die Rede — ihnen eine kritische Durcharbeitung zu teil werden lassen, die, wenn sie auch nicht frei von Schwächen ist, doch noch auf lange Zeiten hinaus tiefgehenden Einfluß ausüben wird. Die Sozialdemokratie hat sich die Freiheit genommen, dies zu thun, trotzdem ihr von manchen ihrer Gegner „wissenschaftlich" nachgewiesen wurde, daß sie aus lauter inferioren Menschen bestehe. Dieser Weg führt sicherlich nicht weiter.

Freilich mit der Kritik der schwachen Seiten unserer Gesellschaftsordnung ist die wissenschaftliche Leistung der Sozialdemokratie erschöpft. Was sie an positiven Vorschlägen zur Verbesserung beigebracht hat, ist kaum der Erwähnung wert. Der Zukunftsstaat mit seinen Grundlagen u. s. w. wird wohl von einem großen Teile der Sozialdemokratie selbst nicht ernst genommen. Ihre denkenden Köpfe wenigstens haben sicherlich keinen Zweifel darüber, daß organisch Gewordenes nicht durch irgend etwas künstlich Gemachtes ersetzt werden kann. Kann sie aber weiter nichts sagen, als daß die jetzigen sozialen Zustände nicht von jeher bestanden haben und nicht bis an das Ende der Dinge bestehen, sondern daß sie in allmählicher Entwickelung besseren Zuständen weichen müssen, so sagt sie nichts Anderes als was der größte Teil der denkenden Menschen überhaupt ebenfalls für selbstverständlich hält. Alle öffentliche Thätigkeit besteht eigentlich nur in der allmählichen Ueberführung vorhandener, geschichtlich gewordener und deswegen zur Zeit berechtigter Zustände in werdende bessere Zustände. Daß diese Ueberführung in dem Sinne erfolge, daß immer weitere Kreise an den Fortschritten und Segnungen des Kulturlebens teilnehmen, das macht innerhalb dieser ganzen Thätigkeit das Wesen der sozialen Reform aus. Sie geht dabei von der Überzeugung aus, daß es zu der Erreichung dieses Zweckes der Sozialdemokratie nicht bedürfe, daß vielmehr die Gesellschaft genügend intellektuelle und sittliche Kräfte in sich berge, um der ganzen Entwickelung diese Richtung im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit zu geben. Es muß aber zugegeben werden, daß der wissenschaftlichen Seite der Sozialdemokratie das Verdienst zukommt, die Kritik unserer gesellschaftlichen Zustände vertieft zu haben und daß das Bestehen dieser Partei an sich widerstrebende Kreise der Bevölkerung den Zielen der sozialen Reform geneigter gemacht hat.

Die soziale Reformbewegung, welcher täglich neue sittliche und intellektuelle Kräfte dienstbar gemacht werden, hat gegenüber den inneren Widersprüchen unserer Wirthschaftsordnung das Ziel, die weitere Entwickelung nach der Richtung zu beeinflussen, daß der vorhandenen Arbeitskraft ihre Verwertung zur zufriedenstellenden Befriedigung vorhandener Bedürfnisse, der Produktion die ihr potentiell innewohnende Expansionskraft ermöglicht werde, und daß der Arbeit ein hiermit steigender Anteil an ihren Früchten zufällt. Sie hat für die Erreichung dieses Zieles freilich kein so bequemes Mittel, wie die Sozialdemokratie, welche die jetzige kapitalistische Ordnung einfach auf dem Papiere wegdekretiert. Die soziale Reformbewegung kann gar nicht anders als ihrer aus dem geschichtlichen Werden und aus der Natur der Menschen und der Verhältnisse geschöpften Überzeugung gemäß die bestehenden Verhältnisse ohne irgendwelchen Rückhalt anzuerkennen. Sie verzichtet, weil sie es für durchaus unfruchtbar hält, auch darauf der schwerwiegendsten Wirkung unserer Verhältnisse direkt zu Leibe zu gehen, welche Wirkung darin besteht, daß jetzt nicht produziert werden kann wo Bedarf ist, und nicht von denen, die Bedarf haben, sondern daß nur produziert werden kann, wenn irgend jemand Gewinn davon hat, und daß auch nur unter dieser Bedingung die zur Verfügung stehende Arbeitskraft auf Verwendung rechnen kann. Die soziale Reformbewegung lebt aber der festen Überzeugung, daß auch dieses Hindernis des wirtschaftlichen Fortschreitens der unteren Klassen mehr und mehr beseitigt werden kann, wenn fortschreitend durch Schutzmaßregeln zu Gunsten dieser Klassen in Bezug auf ihre Arbeitskraft, ihre Gesundheit, ihr Familienleben, ihre Wohnungen, die Sicherung ihrer Existenz, ihre fachliche und allgemeine Ausbildung u. a. m., ihre eigene Widerstandskraft gegenüber den Schwierigkeiten ihrer Lage gestärkt wird. Geschieht dies, so wird die fernere Entwickelung dahin führen, daß die Früchte der künftigen wirtschaftlichen Fortschritte zu einem größeren Teile den unteren und zu einem kleineren Teile den oberen Klassen zufallen, als dies jetzt der Fall ist. Schon jetzt ist ein erfreulicher Anfang nach den verschiedensten Richtungen gemacht. Ein treues Stehen zu dem Staate, als dem allein denkbaren Träger des Gedankens der sozialen Reform wird weiter führen. Davon, daß die oberen Klassen das zur Verbesserung der Lage der unteren Klassen Nötige hergeben müssen, kann keine Rede sein. Das wäre keine gesunde Grundlage, und trotz des großen Reichtums Einzelner würde der Reichtum der oberen Klassen hierzu doch noch lange nicht ausreichen. Manche glauben zwar, mit einem Ausgleiche nach dieser Richtung sei in der sozialen Versicherungsgesetzgebung, die den Arbeitgebern so große Leistungen zu Gunsten der Arbeiter auferlegte, schon der Anfang gemacht. Allerdings handelt es sich hier im ganzen um enorme Summen, die den Arbeitern gegen früher mehr zufließen. Von den bezahlten Löhnen betragen diese Beiträge der Arbeitgeber aber nur 3—4 pCt. derselben im Mittel. Je nach der Gefährlichkeit der einzelnen Industriezweige ist es allerdings bei einer Zahl von Betrieben etwas weniger, bei einer kleinen Zahl besonders gefährlicher Betriebe auch erheblich mehr. Die Beiträge zu den Krankenkassen und für Unfallversicherung müßte man eigentlich an diesem Prozentsatze noch zu einem großen Teile abziehen, da schon früher Beiträge der Unternehmer zu den Krankenkassen in großer Ausdehnung üblich waren, und da die frühere private Unfallversicherung ganz erhebliche Kosten verursachte. Aber auch, wenn man diese Abzüge nicht macht, so ist doch eine indirekte Lohnaufbesserung von 3—4 pCt. in mehr als einem Jahrzehnt nicht viel. Bei den kleinsten Lohnkämpfen handelt es sich um größere Aufbesserungen. Und in welchem Verhältnisse hat sich denn das Einkommen der anderen Klassen in diesem Zeitraume erhöht? Mit den Beiträgen für die Arbeiterversicherung allein kann man jedenfalls nicht begründen, daß die soziale Reform darin bestehe: Du sollst hergeben, was Du hast.

Viel richtiger würde man sagen können: Die soziale Reform besteht in denjenigen Maßnahmen, welche bezwecken, die Früchte der ferneren künftigen wirtschaftlichen Fortschritte in größerem Umfange den unteren und den diesen nahestehenden mittleren Schichten und in geringerem Umfange den oberen Schichten der Gesellschaft zuzuweisen, als dies jetzt der Fall ist. Auch eine solche Erklärung hat, wie ich wohl einsehe, ihre Schwächen. Wenn aber ein namhafter Gelehrter das nicht ganz unbedenkliche Wagnis unternehmen darf, das Wesen einer solchen in steter Bewegung begriffenen Materie in wenigen Worten auszudrücken, so wird ein gewöhnlicher im praktischen Leben stehender Mensch es auch thun dürfen.

Die Ehre auf der Degenspitze.

Von einem Freunde deutscher Gesittung.

II. (Schluß.)

Vor dem bürgerlichen Gesetz gilt, im Einklang mit Religion und Gesittung, das Duell als strafwürdiges Verbrechen, in den militärischen und ihnen zunächststehenden Kreisen dagegen, die sich auf ihr Christentum eben so viel

wie auf ihre edlere Lebensart einbilden, wird es nicht nur als zulässig angesehen, sondern jede Ablehnung desselben als standeswidrig gebrandmarkt. Wer unter den dorthin gehörenden vorkommendenfalls den religiösen und bürgerlichen Pflichten den Vorzug giebt, wird als unwürdig aus der Gemeinschaft ausgestoßen, die auf sogenannte Satisfaktionsfähigkeit hält und es als ihr Vorrecht betrachtet, wirkliche oder vermeintliche Ehrverletzungen mit Blut abzuwaschen, trotzdem solches der bürgerlichen Ordnung und dem allgemeinen Rechtsbewußtsein widerspricht. Allerdings wird dem beleidigten Rechtsgefühl der Mitwelt durch eine gewisse Bestrafung des Schuldigen genügt, jedoch mehr in der Form eines Abfindens als im Sinne einer wirklich den gesetzlichen Bestimmungen entsprechenden Strafe, wie sie zur Wahrung des Lebens jedes Staatsangehörigen festgestellt ist. Die solchenfalls statthabende Milderung der rechtlich geforderten Sühne wirkt aber ganz besonders erbitternd auf die unbeteiligten Kreise der staatlichen Gemeinschaft, wenn der mit Schonung behandelte zugleich auch der Beleidiger ist, während der Beleidigte dem rechtswidrigen Kampfe erlegen, sei es durch Einbuße seines Lebens oder seiner gesunden Gliedmaßen. Dieser offenbare Mißstand fordert unbedingt die Frage heraus, warum dem Duellunwesen eine Begünstigung zu Teil werden soll, die einem gesunden Rechtsverhältnis zuwiderläuft, einem Rechtsverhältnis, dessen Heiligkeit gleichwohl in den wenn auch sehr gemilderten Bestrafungen unleugbar anerkannt wird.

Unter den im Hinblick hierauf vorgebrachten Rechtfertigungsgründen steht bekanntlich die Behauptung obenan, das Duell gebe dem auf Handhabung der Waffen angewiesenen Stande die beste Gelegenheit seine Tapferkeit zu bewähren. Fadenscheiniger dürfte wohl kaum jemals ein Einwand gefunden werden. Ist denn die von Einzelnen in einem Ausnahmefall bewiesene Tapferkeit zugleich eine Bürgschaft für die gleiche Tüchtigkeit bei all den Übrigen, die niemals in eine derartige außergewöhnliche Lage kommen? Kriegerische Tüchtigkeit bildet zudem keineswegs ein Monopol der duellfähigen höheren Sphären, sie ist ein Erfordernis des Heeres in seiner Gesamtheit, größtenteils aus Leuten gebildet, denen die Beteiligung am Duellsport keineswegs zusteht. Die Giltigkeit dieser Tapferkeitsprobe aber zugegeben, so müßte doch jeder, dessen Tapferkeit in wirklicher Kriegslage über allen Zweifel sich behauptete, von der eventuellen Nachprobe im Duell befreit sein, wenn er, persönlich über das Duellvorurteil erhaben, bei etwaigen Ehrenhändeln sich weigert, den vom Gesetz und der Religion verbotenen Blutweg zu betreten. Die Anhänger des Duells sind hierin anderer Meinung. Es giebt Fälle von Männern, die im Kriege 1870/71 glänzende Proben echter Tapferkeit abgelegt; als sie jedoch bei vorgekommenen Konflikten im Privatleben Großmut geübt, wurden sie, unter dem Vorgeben, die Standesehre verletzt zu haben, aus der betreffenden Gemeinschaft gestoßen, weil sie dem Beleidiger keine Forderung zugehen ließen.

Ein derartiger Zwang auf die freie Überzeugung kennzeichnet so recht das Unreife und Verworrene der dem Duellwesen gehörenden sittlichen Anschauungen, wie dies ein evangelisches Wort in der Rüge gegen solche ausspricht, die da meinen, der Mensch sei des Sabbaths wegen da, nicht der Sabbath des Menschen wegen. Der vorhin angedeutete Widerstreit geläuterter Gefühle und einer besseren Einsicht mit den noch bestehenden Duellvorurteilen hat zum bekannten Erlaß vom 2. Mai 1874 über Ehrengerichte der Offiziere im preußischen Heere geführt, mit der Aufgabe, die Zulässigkeit der Duelle zu prüfen. Ward dadurch auch manchem unnötigen Duell zweifellos vorgebeugt, so blieb doch bei der so gestalteten Institution immer noch reichlicher Spielraum für das Duell übrig. Bei der damaligen gehobenen Stimmung nach dem glücklichen Feldzuge, wo die Tapferkeit der deutschen Heere sich in glänzendster Weise bewährt hatte, war der rechte Augenblick, um mit dem Duellwesen ganz zu brechen, wie dies 200 Jahre früher bereits in Schweden geschehen war. Dessen staatskluger König Karl XI. aus dem Geschlechte der Pfälzer, ein Zeitgenosse unseres großen Kurfürsten und wie dieser auf die Durchführung einer allgemein geordneten Rechtspflege bedacht, erließ 1682 eine Verordnung gegen den Duellunfug, deren pünktlich und gewissenhaft eingehaltene Befolgung dem Lande zu einem bis heute dauernd verbliebenen Segen gedieh. Bei der endlich vollzogenen Einigung Deutschlands wäre die gleiche That an der Zeit gewesen, um die Rechtsbräuche aller Staatsangehörigen mit dem Gesetz und dem allgemeinen sittlichen Gefühl in Einklang zu bringen.

Bewirkt wäre dies unzweifelhaft, wenn jene Maßregel die Ehrengerichte in der ihnen wahrhaft zukömmlichen Bedeutung gefaßt hätte. Statt sie nämlich darüber entscheiden zu lassen, ob der vorgekommene Konflikt auf dem Kampfplatze geschlichtet werden müsse, hätten sie, ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß, an Stelle des Austrags mit den Waffen treten sollen. So gefaßt üben die Ehrengerichte, wo sie bräuchlich geworden, eine heilsame Wirkung, sowohl durch genaue Ermittelung des Schuldverhältnisses, wie auch durch den wesentlichen Umstand, daß gewisse Kollisionen, die ihrer Natur nach nicht vor die Öffentlichkeit gehören, in einer den Beteiligten weniger peinlichen Weise ausgeglichen werden können.

Auf eine solche Lösung der Duellfrage hatte der bekannte Staatsmann und Historiker G. L. von Maurer bereits 1870 in seiner „Geschichte der Städteverfassung" hingewiesen, wo er, das Beispiel der nordischen Kulturvölker hierin erörternd, die Hoffnung aussprach: es müsse doch dem gebildeten Deutschland im Laufe dieses Jahrhunderts möglich werden, durch Einführung von Ehrengerichten mit den geeigneten Ehrenstrafen dem Duellunfug ebenso zu steuern, wie es jenen germanischen Staatsgemeinschaften schon so viel früher gelungen war. Und was er befürwortete, war der deutschen Bildung unseres Jahrhunderts keineswegs eine Neuheit. Von sachverständiger Seite war diese wichtige Angelegenheit bereits 1827 ins Auge gefaßt worden von einem Mann, dessen redliche und von wahrhafter Rechtseinsicht beseelte Bemühungen um Verbesserung der Militärgerichtsordnung leider an den überkommenen Vorurteilen und der in den Zeiten der heiligen Allianz herrschenden Vorliebe für halbe Maßregeln scheiterten. Es war dies der Generalauditeur der preußischen Armee Dr. Carl Friccius, seiner Zeit selbst am Feldzuge 1813 beteiligt, der in seiner für besagten Zweck ausgearbeiteten Denkschrift dem Duellunwesen der Offiziers- und ihnen nahestehender Kreise durch Einrichtung von Ehrengerichten, selbstverständlich in der vorhin gedachten entschiedenen Fassung, ein Ende zu machen hoffte. Über ein halbes Jahrhundert ist nun dahingegangen, seitdem Friccius seine Vorschläge gemacht, und ein Vierteljahrhundert, seitdem v. Maurer, von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehend, zum Bruch mit jenem einer untergegangenen Kulturperiode angehörenden Mißbrauch aufgefordert, und wiederum tritt die Frage an uns heran: ob jener gesetzwidrige und das allgemeine Rechtsbewußtsein kränkende Unfug noch immer bestehen solle? —

Bei den öffentlichen Debatten über das Duellunwesen ist mehrfach auf verschärfte Strafbestimmungen gedrungen worden. Mit Recht ward dagegen eingewendet, daß dies keineswegs die bezweckte Abhilfe verbürge. Nicht an der Unzulänglichkeit der Gesetze hat das Fortbestehen der Duelle gelegen, sondern an der Nachgiebigkeit gegen die betreffenden Vorurteile: in der von obenher den Übertretern so gut wie zugesicherten Strafmilderung durch nie ausbleibendes Begnadigen und in der amtlichen Laufbahn durch die, sei es thatsächliche oder scheinbare, Bevorzugung derer, die bei Ehrenhändeln lieber gegen das Gesetz verstoßen, als eine Forderung unterlassen oder ablehnen. Unter diesen giebt es zweifellos viele, die solches wider Gewissen und bessere Einsicht thun, aber ihre Stellung aus ökonomischen Gründen nicht gefährden möchten und aus Furcht, für feige gehalten zu werden, den pflichtgemäßen Gehorsam gegen das Gesetz und die Treue gegen die eigene Überzeugung hintansetzen. Dieser Zwiespalt läßt sich nur heben, indem man dem Gesetze entgegenkommt, statt es umgehen zu

helfen. Dazu bietet die Reform des Ehrengerichts in der hier empfohlenen Richtung eine wirksame Handhabe. Manche Konflikte sind durch Waffen geschlichtet worden, weil sie Dinge betrafen, die sich für öffentliche Gerichtsverhandlungen nicht eignen. Vor Ehrengerichten mit der von uns angegebenen Kompetenz würde derlei mit der erforderlichen Rücksicht erledigt, davon ganz zu schweigen, daß die gegenseitige Achtung der Kollidierenden bei einer Berufung auf einen solchen Ausgleich ganz anders zur Geltung kommt, als beim Duell, wo das Rachegelüste allemal ein wesentliches Übergewicht hat. Für manche Anhänger des Duells hat dieses freilich keine Bedeutung; es ist aber wohl der Mühe wert, denen eine Erlösung zu bringen, die dem gesellschaftlichen Zwange des Duellbrauches widerwillig Folge leisten und nur in Ermangelung eines geeigneten Auswegs ihre bessere Überzeugung zum Opfer bringen. So lange der hier vorgeschlagene Ausweg, dem Duellunfug ein Ende zu machen, noch unbetreten ist, hat das Beibehalten des abscheulichen Brauches jedenfalls keine praktische Rechtfertigung.

III.

Von einer praktischen Erforderlichkeit der Studentenduelle kann erst recht keine Rede sein. Ganz abgesehen von all den auswärtigen Hochschulen, die den Unfug nicht kennen, spricht ihnen an den deutschen Universitäten die Überzahl all der Studenten das Urteil, die ihre akademische Lehrzeit pflichtgetreu zurücklegen, ohne sich an diesem Treiben und dem ihm angehörenden Couleur-Firlefanz zu beteiligen. Auch gegen die akademischen Duelle bestehen Strafen, wie gegen die in den „satisfaktionsfähigen“ Kreisen vorkommenden, mit der nämtichen Läßigkeit gehandhabt, wie bei diesen. Sehr begreiflich: was den effektiven Offizieren und Reserveoffizieren recht, muß den angehenden Reservelieutenants billig sein. Ob das mit Zeitverlust, eventuellen Leibschäden, mangelhaften Kenntnissen und unzulänglicher sittlicher Ausbildung erkauft wird, danach wird weniger gefragt; es gehört einmal zu den akademischen Gepflogenheiten, von Leuten aus den besten Familien aufrecht gehalten, in Vers und Prosa reichlich herausgestrichen, als handle es sich um eines der wichtigsten Lebensgüter. Bei der nun endlich allgemeiner gewordenen Einsicht über den Duellunfug überhaupt, steht zu hoffen, daß auch dessen akademischer Fortbestand allgemach der gänzlichen Beseitigung entgegenreift.

Zur Förderung dieses aufs innigste zu wünschenden Zieles empfiehlt es sich ganz besonders, das fatale Treiben noch mehr und entschiedener, als es zeitweilig ohnehin geschieht, zum Gegenstande spezieller Behandlung in den Witzblättern zu machen; beiläufig schon deshalb, weil diese Litteratur häufig die einzige Lektüre der betreffenden Herren ausmacht. Den Dämonen des Spottes bietet diese Ausgeburt knabenhaften Übermutes und romantisch-verlogener Prahlsucht die üppigste Ausbeute. Man denke nur an die maßlose Wichtigkeit, womit das Ganze betrieben wird: die Vorübungen auf dem Fechtboden, deren gewissenhafter Besuch; die Ungeduld auf eine geeignete Gelegenheit, seine Ehre in Blut zu waschen; die kurpfuscherliche Pflege der davongetragenen Narben mit einer Salbe, welche die erhaltene Tätowierung möglichst dauerhaft macht; das dem ganzen Treiben zu Grunde liegende Strebertum im Hinblick auf die bei Staatsdiensten, sei es thatsächliche oder gemutmaßte Bevorzugung derer, die an akademischen Duellen beteiligt gewesen, wobei nicht zu übersehen, daß Personagen wie Herr v. Hassenpflug und Mühler und viele andere von gleicher Güte, ihrer Zeit zu den „schneidigsten“ Ausübern des Duellsports gehörten. Viel Hübsches ließe sich den sogenannten Pro-patria-Mensuren entnehmen, wo es sich weder um Beleidigung noch um irgend welche Ehrenfrage handelt, sondern um etwas, das mit Stiergefechten und Hahnenkämpfen auf gleicher Linie steht. Brauchbar wäre auch das Verhalten der akademischen Behörden, die statthabenden und wie öffentliche Lustbarkeiten vorher kundgewordenen Duellen gegenüber ein Auge zudrücken, statt ihrer Pflicht gemäß kräftig dagegen einzuschreiten, und ebenso die Behutsamkeit, womit etliche Kathederherren sich über den Unfug aussprechen, wenn sie den Mut haben, ihn einer ernsten Erörterung in Wort oder Schrift zu unterziehen, sei es, daß sie das heikle Ding mit allgemeinen Verwerfungsphrasen umschleichen, oder mit nötiger Reverenz gegen Christentum und bürgerliche Ordnung ihm eine Notfallberechtigung zuerkennen. Wo man es anpackt, zeigt das Duelltreiben über und über so viel des Lächerlichen, welches ihm, geschickt verwertet, recht bald den Garaus machen müßte.

Allerdings wurzelt die akademische Ritterspielerei weit und tief in den militärischen Verhältnissen. Wird das Übel hier entfernt, so kann der Rückschlag auf die akademischen Bräuche nicht ausbleiben. Statt dies jedoch abzuwarten, wäre es unzweifelhaft ehrenvoller, wenn die Studentenschaft ganz unabhängig hiervon dahin käme, die Unsitte — aber selbstverständlich radikal, ohne die Albernheit der auf „Renommierschmisse“ abzielenden relativ harmloseren Mensuren zu behalten — durch freien Beschluß abzuschaffen.

Eine derartige Erwartung zu hegen, enthält nichts Unerhörtes. Anfang der 60er Jahre, bald nach dem dänisch-deutschen Kriege, hatte die Studentenschaft mehrerer Universitäten den biedersinnigen Entschluß gefaßt, bei Gelegenheit des eben bevorstehenden Leipziger Turnfestes eine Antiduell-Versammlung abzuhalten in der ausgesprochenen Absicht, mit aller Kraft auf die Hinweggräumung der abscheulichen Unsitte hinzuwirken. Es blieb damals bei den löblichen Ansätzen, aber die bald darauf stattgehabten Feldzüge, denen wir die schließliche Einigung Deutschlands verdanken, führten zu einer wesentlichen Abnahme der akademischen Duelle, wie des Couleur-Treibens überhaupt. Auch die jugendlichen Gemüter waren von ernsteren Dingen erfüllt, und alles ließ ein völliges Schwinden des ganzen Unwesens erwarten. Mit der inzwischen eingetretenen Rückwärtserei kam das Couleurwesen mit allem Drum und Dran wieder in Schwung; der Zusammenhang akademischer Verhältnisse mit den militärischen wurde wiederum straffer. Die Vorgänge aus jüngster Zeit, welche allgemach die allgemeine Erbitterung gegen das Duellunwesen heraufbeschworen, stellen aber zweifellos auch an die Studentenschaft die Frage: ob es ihr noch länger statthaft sein kann, dem Phantom einer durch Duelle zu bewährenden Tüchtigkeit nachzujagen, wo derlei Verhalten aufhört, als eine Ehrenthat gelten zu dürfen?

Wir trauen der deutschen Studentenschaft so viel Entschlossenheit zu, daß viele derer, die aus Unerfahrenheit und von der Mode verleitet, dem Duellvorurteil gefröhnt, nunmehr von sich aus die erhoffte Umkehr anbahnen werden. Sie werden es daran nicht fehlen lassen, wenn sie zur Einsicht kommen, daß es einen edleren Mut erfordert, sich von einem verwerflichen Brauch loszusagen, als ihm willig Gefolgschaft zu leisten. Auch ihnen wird einleuchten, daß bei unserer heutigen Bildung der Begriff der Ehre von dem Urteil Anderer vollkommen unabhängig geworden; bei allen wahrhaft gesitteten Menschen gilt nunmehr für ehrenhaft, in seinem Thun nur von dem, was man für gut und recht hält, sich leiten zu lassen, ohne Rücksicht auf Gewinn oder Schaden, unbeeinflußt durch Feigheit oder Eitelkeit. Was aber namentlich die Wahrung der persönlichen Ehre anbelangt, wofür man langehin im Duell ein wirksames Mittel hat sehen wollen, so werden die bisher in solchem Vorurteil befangenen jungen Leute gar bald erkennen, daß die sittliche Kraft, die sie bei der Lossagung vom Duellunwesen bethätigen, ihnen eine Haltung verleiht, die ihnen ganz von selbst die Achtung der Mitmenschen zugleich mit der diesen zukömmlichen Rücksichtnahme sichert. Kommt es dazu, was ja freilich nur eine Frage der Zeit ist, so wird das Gesamtleben unserer Universitäten ein eben so gesundes sein, wie es an all den Hochschulen der abendländischen Kulturwelt ist, wo man auch auf Ehre zu halten weiß, ohne sie jemals auf die Degenspitze zu heften.

Der Fall Thröner und die Ethik.

Von Professor Dr. F. Staudinger in Worms.

Der Fall Thröner hat das sittliche Bewußtsein denkender und fühlender Menschen mit Recht in ungewöhnlichem Grade erregt und die Frage aufwerfen lassen, ob denn nicht er gegenüber der Staatsregierung im Recht war, ob diese moralisch handelte, als sie ihn strafte. Der Fall ist auch unserer Beachtung wert.

Der Rekrut Thröner verabscheut den Krieg — wie wir; er hält ihn für unsittlich — wie wir. Er sagt: Der Beihilfe zu einer unsittlichen Handlung, und wenn sie zehnmal staatlich sanktioniert wäre, darf ich mich nicht schuldig machen, wenn ich meine innere Ehre, mein besseres Selbst nicht verlieren will. Darum weigere ich den Dienst mit der Waffe, werde aus mir was da will.

Ist der Mann nicht ideal angelegt, charaktervoll, überzeugungstreu? Zieht er nicht die strengen Folgerungen aus seinen Überzeugungen, die viele andere aus Feigheit, aus Furcht vor den Nachteilen, die an ihm eben wieder so exemplarisch zur Schau gestellt werden, nicht zu ziehen wagen?

Das ist zweifellos die eine Seite der Münze, und davon ist gar nichts hinwegzuthun. Aber die Münze hat eine Kehrseite.

Ein Volk kann und darf, so lange es dem gewaltsamen Angriff von Nachbarvölkern ausgesetzt ist, nicht unterlassen, seine Mitglieder waffentüchtig zu machen, um im Notfalle der Gefahr begegnen zu können. Wie es unter den heutigen Verhältnissen eine Polizei braucht, die das Leben und Eigentum des einzelnen Bürgers gegen Verletzung von seiten eines anderen schützen muß, so braucht es noch eine Waffenmacht zum Schutze des Ganzen nach außen.

Braucht eine Gemeinschaft aber noch solchen Schutz, dann ist auch jedes dazu berufene Gemeinschaftsglied gebunden und verpflichtet, an der Verteidigung der Volksgemeinschaft mitzuwirken und an den dazu nötigen Vorbereitungen teilzunehmen. Eine Weigerung ist da durchaus pflichtwidrig, und es kann niemandem gestattet werden, sich seiner Waffenpflicht aus irgend einem Vorwande zu entziehen. Die Staatsregierung hat also ganz Recht, wenn sie gegen Jemanden, der das versucht, in strengster Weise einschreitet.

Auch diese Kehrseite ist in sich völlig klar und unwiderleglich. Wir haben einen Fall vor uns, in dem jeder Standpunkt im Recht, und jeder vom Standpunkte des Anderen ein Verbrecher ist. Vom Standpunkte aus, den Thröner einnimmt, ist er ein Märtyrer reinerer sittlicher Überzeugung, die Staatsregierung eine Vertreterin unsittlicher Institutionen. Vom Standpunkte der heutigen realen Volksgemeinschaft ist die Staatsregierung die sittliche Vertreterin der Gesamtordnung gegenüber einem renitenten Querkopf.

Wie aber können wir solchen schneidenden Widerstreit praktisch lösen? Unsere Überzeugung, daß der Krieg unsittlich sei, wirft uns zu Thröner hinüber und läßt uns selbst ihm gegenüber als sittlich schwach und arm erscheinen; unsere Überzeugung, daß der Staat eine sittlich notwendige Schutzpflicht hat, wirft uns wieder auf die andere Seite und läßt uns Thröners Schicksal als bedauerlich vielleicht, aber doch gerechtfertigt und selbstverschuldet erscheinen. In den Besprechungen, die ich in der letzten Zeit gelesen, machte sich vielfach eine gewisse Unsicherheit und Ratlosikeit der Beurteilung geltend. Die einen fühlten wohl, in Thröners Verhalten stecke etwas sittlich Großes; sie fühlten aber auch, daß das den realen sittlichen Gewalten gegenüber sich nicht behaupten lasse und neigten auf deren Seite. Andere suchten entschiedener für Thröner einzutreten, ohne daß ihnen jedoch das „warum?" klar wurde; sie blieben im Individualismus der Ethik stecken. Aber bei Thröner, dem Mennoniten, ist es keineswegs ein ethisch-individualistischer Zug, sondern das Gefühl der höheren Autorität seines Standpunkts, der ihn individuell stark macht, den über ihn verhängten Plagen zu trotzen.

Ich glaube, diesen Fall können wir nicht beurteilen ohne in die tiefste Prinzipienfrage der Ethik einzutreten, und zwar in die Frage, worin die Norm sittlichen Verhaltens gründe und bestehe. Die Frage dagegen, ob diese Norm aus göttlicher Autorität oder aus Anlagen unserer Seele stamme, lassen wir ganz unbeachtet. Wesentlich ist uns nur die Frage, ob es eine sittliche Norm giebt, die raum- und zeitlos unbedingt gilt, die wir nur zu erkennen haben, um ihr in unserem sittlichen Bewußtsein untergeordnet zu sein; oder ob die sittliche Norm selber bedingt ist durch die jeweiligen Verhältnisse der Menschengemeinschaft.

Ich stehe nicht an, mich zu dieser letzteren Theorie, welche ich für die wissenschaftlich und praktisch allein mögliche halte, zu bekennen. Die Ethik selber hat sich ihrem Wesen nach erweitert und entwickelt, in dem Maße, als die Bedürfnisse der Menschengemeinschaften sich erweitert und entwickelt haben. Dieser Gedanke der Menschengemeinschaft, in der alle Ethik in ihrem letzten Ende wurzelt, (auch die Ethik des Reiches Gottes) giebt freilich auch ein Gesetz an die Hand, aber nicht ein Gesetz dessen, was unbedingt sein soll, sondern ein Naturgesetz, nach dem sich die Entwickelung auch der Ethik vollzieht. Der Gedanke einer Ordnung aller derjenigen Zwecke, welche in der Menschengemeinschaft entweder zusammen zu wirken haben oder in Kollision treten können, beherrscht nämlich latent oder bewußt alle sittlichen und gesetzlichen Entwickelungen. Einerseits sind es Kollisionen von Zwecken und Zweckgruppen, welche zu Änderungen und Umordnungen treiben. In dem Maße andererseits, in dem die Zwecke einzelner Kreise mehr und mehr ineinandergreifen und aufeinander einwirken, in dem Maße vergrößern sich die Zweckgemeinschaften — gleichviel ob dieselben ursprünglich durch Unterwerfung einer Gemeinschaft unter die andere oder durch friedlichen Zusammenschluß entstehen. — Und jemehr die Zweckgemeinschaften sich vergrößern, umsomehr wachsen dieselben rückwirkend innerlich zusammen, falls die Entwickelung danach angethan ist, neue gemeinschaftliche Zwecke innerhalb derselben in genügendem Maße auszubilden und Einzelzwecke mit einander in Beziehung treten zu lassen. Wo diese letztere Entwickelung nicht mit der Zusammenschweißung großer Völkermassen durch elementare Bewegungen, Eroberung ꝛc. Schritt hält, da tritt nach Nachlassen der zusammenschmiedenden Kräfte notwendig wieder Atomisierung ein. Wo auf der anderen Seite aber die Beziehungen von Mensch zu Mensch bereits voreilend über vorhandene Gemeinschaftsgrenzen hinausspringen, da knüpfen sich auch bereits sittliche Beziehungen an über die gegebenen Gemeinschaften hinaus, und bis zu einem gewissen Grade erstarkt, können sie nicht nur gebietend für die Ordnung der Verhältnisse zwischen den Nationen auftreten, internationale Vereinbarungen, Schiedsgerichte erzwingen, wo sonst roher Kampf entschied; nein, sie können sogar gegebene Gemeinschaften in Gemeinschaften höherer Ordnung ganz oder teilweise auflösen. Das geschah z. B. bei der Bildung der modernen Nationalitäten unter Aufsaugung der einst selbständigen Einzelländer.

Diese realen Beziehungen realer Zweckverbindungen sind meines Erachtens die realen Unterlagen, auf der sich die Ethik gebildet und in Gesetz, Sitte und sittlichem Bewußtsein festgelegt hat. „Die" Ethik ist in jedem Zeitmoment, in jeder Gemeinschaft, ja in jeder Gruppe der Gemeinschaften das unbewußtere oder bewußtere System derjenigen Grundsätze, welche den notwendigen Lebensbedingungen der Gemeinschaft entsprechen. Sie halten das Individuum fest, darum, weil es niemals ein isoliertes Individuum ist und sein kann, sondern mit tausendfachem, dem Blicke meist verborgenem Wurzelgeflechte in der Gemeinschaft gefangen ist, weil es selbst nur „Ich", nur Individuum ist durch die Gemeinschaft und ihre Eigenart. Und darum wird für den Einzelmenschen dasjenige Pflicht, was von dem Standpunkte der Gesamtheit nur Lebensbedingung genannt werden darf.

An kleinen, relativ geringen, oft nichtigen Zwecken dienenden Gemeinschaften, Schützenvereinen, Turnvereinen, Sportvereinen, studentischen Korporationen kann man diese Einwirkung der

Lebensbedingungen der Gemeinschaft auf das Pflichtbewußtsein der Individuen deutlich erkennen, deutlicher als im Großen. Man muß da oft mit Erstaunen sehen, in wie intensiver Weise — leider oft höhere Pflichten verdunkelnd — das Lebensinteresse des Vereins zum Pflichtbewußtsein für den Einzelnen wird, und wie sich ungezwungen aus dem Gemeinschaftsleben, sobald dies nur ein wenig rege ist, ein Solidaritätsbewußtsein, ein Eifer, eine Hingabe entwickeln, die oft besserer Ziele wert wären.

Es kommt uns hier nun natürlich nicht darauf an, die verschiedenen Zwecke und Zweckgemeinschaften auf ihren sittlichen Wert kritisch vergleichend zu untersuchen. Worauf es uns ankommt, ist, hier an einigen Fällen den Boden zu zeigen, auf dem sich das, was wir „sittliches Bewußtsein“, „Pflichtbewußtsein“ nennen, entwickelt, entwickeln muß und auf dem es allein Kraft und Bedeutung erlangen kann.

Nichts ist irriger, als der so allgemein verbreitete Glaube, als bestehe die Ethik aus einer Summe oder einem System sittlicher Vorschriften, welches von klugen Männern ausgearbeitet ist, und nun nur mitgeteilt und eingeübt zu werden braucht. Eine Unmasse sittlicher Lehren und Vorschriften werden so eingeübt und mitgeteilt und bleiben doch ein toter Besitz, wenn nicht das lebendige Leben in all seinen Beziehungen sie assimilieren und in Fleisch und Blut verwandeln kann. Was auch vorschauende Geister bereits erdachten, was auch große geschichtliche Perioden einmal in einer größeren Masse zu lebendigem Fühlen zu erwecken vermochten, es wird ein totes Dasein führen im Mund und Gedächtnis der Menschen, ohne Einfluß auf das Leben, wenn die Verhältnisse andere Impulse des Gemeinschaftslebens erwecken. Was war aus dem Gedanken der Gotteskindschaft aller Menschen und der Herstellung eines Gottesreichs auf Erden, der die ersten Christen belebte, zur Zeit der Kreuzzüge geworden? Er hing hoch oben im Himmel, und an seine Stelle war die Kampfgemeinschaft der Christenheit gegen die Ungläubigen getreten, die kurz zuvor die zerrissene Christenheit mit dem Untergange bedroht hatten, und die nun, als der Solidaritätsgedanke in dieser Wurzel gefaßt hatte, mit blutdürstiger Begeisterung bis über das Meer hin verfolgt wurden? Was ist der Gedanke vom Reichen, der nicht ins Himmelreich kommt, bei dem christlichen Feudalherrn oder Fabrikbesitzer der modernen Zeit? Aber der war einmal sehr ernst gemeint; und ich vermute, die um Pfarrer Naumann nehmen ihn auch heute wieder ernster.

Die Gemeinschaftsverhältnisse machen es, daß eine Lehre sittlich kräftig und wirksam sein kann, und die Gemeinschaftsentwickelung bedingt zugleich das Entstehen derjenigen sittlichen Kräfte, welche die neuen Zweckbedürfnissen entsprechenden Lehren mit Wucht und Nachdruck in die Massen tragen. Die gegebenen Bedürfnisse der Zweckordnung sind es also, die, im Gegensatz zu gegebenen Individualinteressen, als sittliche Mächte durch die Geschichte schreiten und sittliche Ideale einer vollkommeneren reineren Ordnung der Zwecke, eines Reichs der Zwecke, eines Reiches Gottes auf Erden in die Welt gebären.

Wer diese Anschauung versteht und teilt, der wird sich in Bezug auf sein individuelles Handeln stets sagen, daß er niemals die gegebene Ordnung überspringen kann und darf, sondern seine Handlungen ihr gemäß einzurichten hat. Er wird also ruhig sagen müssen, daß bei unserer heutigen Ordnung der Zwecke, wo noch getrennte, zuweilen in Kollision geratende Zweckgemeinschaften, die heutigen Nationen, bestehen, seine Pflicht unbedingt die ist, seine Gemeinschaft bei einer solchen Kollision vor Nachteil und Untergang schützen zu helfen. Er wird sich vielleicht, wenn er bereits im Denken vorgeschritten und im Willen gut ist, sagen, daß die Ausgleichung solcher Kollisionen durch den Krieg heute schon vermeidlich sein könnte; er wird verstehen, daß die Zweckgemeinschaft, welche heute thatsächlich bereits die Kulturvölker in tausendfachen Fäden verknüpft, nicht roh zerrissen werden darf, ohne die schlimmsten sittlichen Schädigungen für die ganze große Kulturgemeinschaft im Gefolge zu haben; und er wird darum, was an ihm ist, mitwirken zu einem Zustand, der den Krieg als Ausgleicher internationaler Streitigkeiten moralisch und völkerrechtlich in die Acht erklärt.

Seine Individualpflicht, dem Schutze der Gemeinschaft gegenüber, kann also der Mensch unter keinen Umständen von den Idealgedanken einer Menschheitsgemeinschaft ableiten, da derselbe noch nicht reale Grundlage des Lebens geworden ist. Aber unter allen Umständen muß er aus ihm die Pflicht herleiten, an einer Änderung der realen Grundlagen unseres sittlichen Lebens mitzuarbeiten. Und was da für die Einzelfrage des Krieges gilt, das gilt für die soziale Frage in ihrer ganzen Ausdehnung, von der die Friedensfrage nur ein Teilstück ist.

Das ist der Standpunkt der Entwickelungsethik. Aber es gibt noch einen anderen Standpunkt: den der absoluten Ethik. Nach dieser bedeutet „die Idee eines Reichs der Zwecke“, die für unsere Auffassung den Leitfaden der Entwickelung bildet, „alles Ernstes: daß alle Zwecke aller Menschen, ja aller vernünftigen Wesen von Urbeginn bis in alle Ewigkeit in einer einzigen Ordnung zusammenstehend gedacht werden sollen.“ Gleichviel, ob dieser Gedanke der göttlichen Autorität entspringt, wie bei dem Mennoniten, oder der Vernunft, wie bei Kant und bei dem Verf. obigen Satzes, Prof. Natorp in Marburg (der ihn in einer Polemik gegen einen ihn kritisirenden Aufsatz von mir im Archiv f. Syst. Philosophie, II 2, 1896, aussprach): wer ihn teilt, ist strenge gebunden, denn ihm entfließen die sittlichen Vorschriften nicht mehr aus gegebenen Verhältnissen, sondern aus dem ein für allemal gegebenen sittlichen Reiche, dem Gottesreiche oder dem Reiche der reinen Vernunft. Zwar mag es ihm oft schwer werden, die Forderungen dieses Reiches richtig zu erkennen; die Aufgabe ist auch ihm in dieser Hinsicht eine unendliche. Aber wenn er eine solche erkannt hat, so fließt ihm die persönliche Verpflichtung aus diesem Idealreiche, nicht aus dem Reiche des Gegebenen. Praktisch wird das ja meist irrelevant bleiben. In unserem Falle aber ist das anders. Hier fällt die Antwort praktisch durchaus verschieden aus, je nachdem ich meine Pflicht aus den gegebenen Gesellschaftsverhältnissen, oder aus einem ein für allemal normgebenden Ideal ableite. Falls Natorp also sagt: „Krieg ist absolut unsittlich“, so muß er, der Norm entsprechend, jeder Teilnahme an einem Kriege ablehnend gegenüberstehen, komme deshalb über ihn, was da wolle. Er muß es machen wie Thröner. Nur dann kann der Vertreter dieses Standpunktes hoffen, des Krieges Herr zu werden, wenn, durch das sittliche Beispiel angefeuert, einer nach dem anderen zum Märtyrer wird, bis endlich die sittliche Einsicht, der sittliche Wille siegt. Aber ein Bekenner dieser Theorie darf keine Konzessionen an Gegebenes machen, die bei ihm stets Konzessionen an das Unsittliche wären; er darf nicht sagen, daß der Krieg unter gewissen Umständen dem „fauleren Frieden“ vorgezogen werden könnte, sobald er den Krieg für absolut unsittlich erklärt hat.

Der Vertreter dieser Ansicht muß darum, wenn er konsequent sein will, ein Fanatiker sein, für den es keine Nachgiebigkeit giebt. Daran scheitert aber sein Streben praktisch und zeigt, daß die Theorie selbst falsch ist. Die Menschen haben freilich bislang zumeist in der Theorie auf dem Standpunkte der absoluten Ethik gestanden; die von den Kirchen ausgebildete Sittenlehre ist trotz aller Abschwächungen, die man versucht hat, eine Theorie der absoluten Ethik; das Sittliche wird hergeleitet aus dem Willen Gottes, oder aus dem Begriff des Reiches Gottes, in dem die sittlichen Normen ein für allemal fest begründet sind. In der Praxis aber hat diese Ableitung zu keiner Zeit für eine größere Menschenmasse gegolten; die thatsächlich lebenskräftigen sittlichen Triebfedern sind allemal aus den Grundbedürfnissen realer Zweckzusammenhänge herausgeboren, und zwar ebensowohl die zu Neuerungen drängenden Triebfedern wie die konservativen; und wenn in der Weltgeschichte ein Ideal ganze Massen erfaßt, beherrscht und zu den gewaltigsten Umgestaltungen getrieben hat, so waren es bei näherem Besehen stets Ideale, die aus den Kollisionen gegebener Zweck-

zusammenhänge herausgeboren waren, niemals reine Folgerungen aus einer absoluten Ethik. Die Menschenwelt hätte nie bestehen können, wenn der Einzelne wirklich sittlich verbunden wäre, die Richtschnur seines Handelns einer absoluten Ethik zu entnehmen.

Daß trotzdem der vulgäre Satz, es könne etwas in der Theorie richtig, in der Praxis aber falsch sein, seinerseits eine Thorheit ist, darin hat allerdings Kant völlig recht. Wenn Theorie und Praxis nicht stimmen, so ist stets bei einer von beiden oder bei beiden ein Fehler gemacht worden. Aber nicht immer irrt die Praxis; in unserem Falle irrt die Theorie der absoluten Ethik, welche das sittliche Entwickelungsgesetz zu einem System ewiger Normalgebote umbiegt. Der Fall Thröner ist einer der seltenen Fälle, die diese Ethik eklatant ad absurdum führen.

Wir sind am Schluß. Was wir zu Anfang als zwei Seiten einer und derselben Münze gekennzeichnet hatten, hat sich uns nunmehr als Folge zweier grundverschiedener Betrachtungsweisen des sittlichen Problems enthüllt. Wir werden darum ruhig sagen: Von unserem sittlichen Standpunkte verwerfen wir Thröners Handlungsweise als ethisch falsch (nicht als sittlich „verwerflich"). Gäbe es aber eine absolute Ethik, so hätte er nicht nur individuell recht, sondern auch objektiv richtig gehandelt.

Eine schwere Kollision der praktischen Pflichtübung ergiebt sich darum weder für uns noch für den Mennoniten. Wir sind sittlich verbunden, Kriegsdienst zu leisten; dieser muß dies vom Standpunkt seiner Ethik verwerfen und die Folgen auf sich nehmen. Wohl aber besteht ein Widerstreit schwerster und schmerzlichster Art für den fühlenden Staatsbeamten, der Thröner strafen muß, weil die willkürliche Weigerung des Waffendienstes nicht ungestraft bleiben darf, und der das Bewußtsein hat, daß der Mann von seinem Standpunkte aus entschieden moralisch recht gehandelt hat. Hier müßte die Billigkeit einen Ausweg finden, den die starre Gerechtigkeit nicht finden kann, einen Ausweg, der freilich nicht geeignet sein darf zu willkürlicher Nachahmung des gegebenen Beispiels zu reizen.

Vermischtes.

Das Festmahl der Konfektionäre. In dem Hauptrestaurant der Berliner Gewerbeausstellung veranstaltete am 30. Mai die Gruppe II. (Bekleidungsindustrie) ein Festmahl, welches der Vorstand der Gruppe, nach dem Bericht der Berliner Volkszeitung, mit folgendem Trinkspruch einleitete:

„Der Gedanke, nach 25 Jahren des Friedens der Welt zu zeigen, in welchem Maße sich die Berliner Industrie in diesem Zeitraum gehoben und vervollkommnet hat, fand vom ersten Tage ab in der Bekleidungsindustrie begeisterte Anhänger. Gerade unsere Industrie hat seit dem Kriege einen so außerordentlichen Aufschwung genommen, daß, abgesehen von den zwei Millionen Menschen, welche wir in Berlin und seiner Umgebung zu kleiden haben, Käufer aus allen Ländern der Welt jetzt regelmäßig unsern Markt besuchen, während ebensoviel Tausende von Geschäftsverbindungen durch Vermittelung von Agenten und Reisenden angeknüpft wurden und sich von Jahr zu Jahr fester geschlossen haben. Dank der Zuverlässigkeit der Berliner Fabrikanten und der Fähigkeit, sich den Bedürfnissen eines jeden Marktes und seinen Gewohnheiten anzupassen. Jeder einzelne von uns beteiligte sich nicht etwa in dem Glauben, einen pekuniären Vorteil sofort einzuheimsen, sondern in dem Gefühle des Dankes für die mitdurchlebten Großthaten und in dem Wunsche, eine Veranstaltung zu unterstützen, welche den Ruhm unserer Vaterstadt Berlin in alle Welt hinaus künden mußte, wenn das, was Berlin leistet und leisten kann, würdig und sachgemäß zur Veranschaulichung gebracht würde."

Wer im Gegensatz zu dem Festredner auf dem Standpunkte steht, daß der kulturelle und vaterländische Ruhm einer Industrie nicht auf der Größe ihres Profites, sondern auf der Größe ihres Anteils an der gesunden Entfaltung menschlichen Lebens beruht, wer mit Edmondo de Amicis der Überzeugung ist, daß das Vaterland nicht nur die Erde, die Geschichte, die Fahne, sondern vor allem menschliches Fleisch und Blut ist, der wird zugeben, daß diese Verherrlichung der Berliner Konfektionsindustrie denn doch den Gipfel der Unverfrorenheit erreicht — angesichts des grauenvollen Menschenelends, das in den letzten Monaten gerade im Bereiche dieser Industrie enthüllt worden ist.

Der Redner schildert in seinem Hymnus die großen Eroberungszüge der Berliner Bekleidungsindustrie seit 25 Jahren mit Worten des Dankes für die miterlebten militärischen Großthaten — aber während unter den militärischen Festrednern des vergangenen Jahres Keiner war, der nicht in erster Linie pietätvoll der tapferen Gefallenen gedacht hätte, findet der Konfektionär kein Wort des Schmerzes für die tausend „gefallenen" Opfer seiner siegreichen Industrie, kein Wort des Dankes für die thränenreiche Entbehrung derer, die mit 6—8 Mk. Wochenlohn Tag und Nacht hindurch die Triumphe der Berliner Konfektion erringen helfen, kein Wort der Hoffnung, daß ein Teil der Riesengewinne dem sozialen Frieden dargebracht werden würde.

Es wird wahrhaftig Zeit, daß die öffentliche Meinung solche Gesinnungsroheit auch gesellschaftlich ächtet und vor allem der rücksichtslosen Gewinnsucht die patriotische Heuchlermaske abreißt. Die heutige Konfektionsindustrie mit ihren Hungerlöhnen und ihrer Prostitution ist kein Ruhm, sondern ein Schandfleck unserer Stadt, und wenn es gelänge, statt der Hütten der Afrikaner in der Kolonialausstellung eine Ausstellung von hausindustriellen Höhlen der Berliner Konfektion zu veranstalten in Verbindung mit öffentlichen Vorträgen über das Verhalten der Großkonfektionäre gegenüber der Arbeiterbewegung — so würden die Besucher gewiß die Prachtsäle der Bekleidungsindustrie mit Grauen durchwandern und jedenfalls einen tiefwirkenden Einblick in die „nationale" Bedeutung dieser Industrie bekommen. So allein würde „sachgemäß und würdig zur Veranschaulichung gebracht, was Berlin leistet und leisten kann." F.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Maibericht I. Der von der Kommission für Arbeiterstatistik befürwortete Vorschlag des Achtuhrladenschlusses fand in der sozialen Gruppe eine eingehende Besprechung, bei der Herr Rechtsanwalt Dr. Bieber das Referat, Herr Kommerzien-Rat Hugo Lissauer das Korreferat übernommen hatte. Der Referent forderte unter Berufung auf den Beschluß des Gesellschaftstages, daß die Abteilungen nach genauer Prüfung der Sachlage für Verkürzungen der Arbeitszeit eintreten möchten, zum Anschluß an die Liga für gesetzliche Durchführung des Achtuhrladenschlusses auf, indem er auch für alle diejenigen, die nicht Prinzipale oder Handlungsgehilfen seien, aber wohl Konsumenten und Wähler, das Recht in Anspruch nahm, mitzureden. Alle Gründe, die für die Verkürzung der Arbeitszeit sprächen, gälten auch für den Achtuhrladenschluß, der doch in Verbindung mit der Zulassung der Laden-Öffnung um 5 Uhr morgens bei $1\frac{1}{2}$ stündiger Mittagspause nichts anderes bedeute, als die Festsetzung eines $13\frac{1}{2}$ stündigen Maximalarbeitstages für Handlungsgehilfen. Dagegen hätten in Berlin 50 pCt. der Ladengeschäfte jetzt eine Arbeitszeit von 14 Stunden, 18 pCt. von 15 Stunden, 21 pCt. von 16 Stunden, $6\frac{1}{2}$ pCt sogar über 16 Stunden. Die Vorschläge der Kommission seien auch keineswegs absolut schematisch, da die Landespolizei die Berechtigung erhalten solle, andere Eröffnungs- und Schlußstunden für Ladengeschäfte nach besonderen Verhältnissen und Erwägungen zuzulassen, da ferner für 14 Tage vor Weihnachten und außerdem noch für 16 Tage im Jahre die Verkaufszeit von 8—10 Uhr freigegeben werden und dem Käufer im Laden noch eine halbstündige Frist zum Abschluß eines Geschäftes bleiben solle. Das Interesse der Fach- und Fortbildungsschulen, sowie die Notwendigkeit der Einschränkung der Lehrlingsausbeutung erforderten dringend feste gesetzliche Maßnahmen. Die bisher dagegen erhobenen Einwände seien nicht durchschlagend. Weder sei ein Rückgang des Konsums zu befürchten, denn das Publikum werde sich nicht nur bei Entnahme von Luxusartikeln, sondern auch von Bedarfswaren bald an die neue Ordnung, wie bei den meisten Vorschriften in betreff der Sonntagsruhe, gewöhnen, noch glaube er, daß der Charakter Berlins als einer Weltstadt unter dem zeitigen Ladenschluß leiden werde: die Fremden seien abends um 8 Uhr in Theatern und Erholungsstätten, aber kaum in den Läden. Es bleibe nur der Vorwurf der Schablonisierung und der Widerwille gegen einen staatlichen Eingriff in die Gewerbsverhältnisse übrig. Aber wer soziale Verbesserung wolle, müsse auch die Mittel wollen. Wo freie Entschließung und gewissenhafte Durchführung derselben fehle, wie bei der Beschränkung der Kinderarbeit, der Schonung der Wöchnerinnen in Fabriken u. a. m., müsse eben Zwang eintreten.

Der Korreferent sprach, obwohl Anhänger einer Verkürzung der Arbeitszeit, gegen den Entwurf. Er gab zu, daß die Arbeitszeit der Handlungsgehilfen übermäßig lang sei, insbesondere daß das Interesse der Fortbildung einen früheren Geschäftsschluß erfordere, aber man dürfe nicht einseitig mit Reglementierung des Handelsstandes allein vorgehen. Die Betriebe ohne Ladengeschäft würden dadurch bevorzugt. Richtiger wäre es, obwohl nach seiner Ansicht unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwer durchführbar, eine allgemeine Geschäftsschlußzeit festzusetzen. Aber die industriellen Betriebe ließen sich nicht unter die Schablone zwängen. Der besondere Charakter jedes Geschäftes, ob Engros- Detail- oder Saisongeschäft, ob großstädtisch oder kleinstädtisch, ob auf Fabrikarbeit oder Hausindustrie gestützt, verlange verschiedene Behandlung. Aus der Statistik wies Redner nach, daß im Reiche von 3 600 000 Gewerbtreibenden nach

der Zählung von 1895 über 75 pCt. (nämlich 2 422 000) ohne Gehilfen arbeiteten, in Berlin von 132 200 Gewerbebetrieben 102 000, also ca. 80 pCt. ohne Gehilfen. Ebenso seien unter den Berliner 25 304 offenen Ladengeschäften 16 552 ohne Gehilfen, 5083 mit einer Hilfskraft und nur 3669 mit mehr als einem Gehilfen. Daraus folge, daß der gesetzliche Achtuhrladenschluß gerade die kleinen Geschäftsleute, die schon Sorgen genug hätten, in ihrer Erwerbsthätigkeit beschränke. Das ethische Prinzip aber verlange Gerechtigkeit gegen jedermann, nicht nur gegen die Angestellten. Nur scheinbar sei es richtig, daß der Konsum durch derartige gesetzliche Maßregeln nicht eingeschränkt werde; das Syndikat der Tabaksinteressenten habe nachgewiesen, daß der Umsatz der Zigarrenläden durch die Sonntagsruhe zurückgegangen sei. Gerade die ärmsten Konsumenten würden in ihrer Einkaufszeit betroffen. Die staatlicherseits vorgeschlagene Festlegung des Maximalarbeitstages auf 13½ Stunden sei noch viel zu hoch gegriffen und erfülle garnicht den Zweck der Arbeitsverringerung. Selbst bei zehnstündiger Arbeitszeit könnte in großen Geschäften durch Schichtwechsel der Gehilfen ohne Achtuhrschluß das Interesse der Prinzipale und der Angestellten gleichmäßig gewahrt werden. Für die letzteren sei zuerst die Möglichkeit zu schaffen, daß sie die Zeit von 8—11 Uhr ohne Wirtshaus, das ihnen Heizung, Beleuchtung, Cigarren, Speise und Trank liefere, in angemessener Weise verbringen könnten. Redner erklärt sich für einen Freund der obligatorischen Fortbildungsschule. Jeder Betrieb aber müsse sich seine Arbeitszeit nach seinen eigenen Bedürfnissen einrichten können; die staatlichen Betriebe sollten nur vorangehen, dann werde Handel und Industrie bald folgen. Bis dahin aber sei in erster Linie der kleine Gewerbetreibende ohne Gehilfen, der 80 pCt. des gesamten Standes ausmache, zu schützen und nicht in seinem kärglichen Erwerbe noch mehr zu beeinträchtigen. Wenn man den Angestellten das Leben erleichtern wolle, so dürfe es durch keine Maßregeln geschehen, die dem kleinen Gewerbetreibenden, der Frau und Kinder habe, dasselbe erschwere. Der Vorteil einer Achtuhrschlußstunde falle den großen Unternehmern und den Bazaren zu, die schon heut durch ihre Organisation zu einem früheren Verkaufsschluß gezwungen seien. Von allen Gewerbetreibenden, die für die Gewerbesteuer in Preußen in Betracht kommen, seien 451 480 steuerfrei, da sie ein Einkommen unter 1500 Mark haben, 352 000 haben ein solches von 1500—4000 Mk., sodaß auf alle höheren gewerblichen Einkommen nur ca. 94 000 Gewerbetreibende entfallen. Das ethische Prinzip verlange Schutz und Fürsorge für die Schwachen, und das seien in erster Linie die sich kümmerlich ernährenden kleinen Gewerbetreibenden.

Hr. Heymann wendet sich gegen die statistischen Zahlen des Korreferenten, in denen alle Marktfrauen, Agenten, Hausierer u. s. w. mit einbegriffen seien. Die Verkürzung der Arbeitszeit sei ein Gebot der Notwendigkeit. Ein Schichtwechsel der Angestellten könne nur bei einer ganz minimalen Anzahl von Geschäften in Frage kommen. Die Festsetzung eines Maximalarbeitstages könne augenblicklich nur auf dem Umweg des Achtuhrladenschlusses erreicht werden. Hr Zander bestreitet die Anwendbarkeit des Beispiels der anglo-amerikanischen Verhältnisse auf Europa. Dort sei der Arbeiter von 5 oder 6 Uhr ab frei, daher sei der Achtuhrschluß der Geschäfte durchführbar. In jedem Betriebe gäbe es Wochen der Steigerung und Wochen des Stillstandes, keine Behörde könne rasch genug die Bedürfnisse der Industrie beurteilen. Er sei gegen jede Vergewaltigung des Handelsstandes. Nachdem Hr. Thumann und Hr. Simmel sich für den Achtuhrschluß ausgesprochen, macht Rechtsanwalt Gerhard darauf aufmerksam, daß die Argumente gegen den Achtuhrschluß dieselben seien, die s. Z. gegen alles soziale Eingreifen der Staatsgewalt in die Erwerbsthätigkeit (z. B. die Kinder- und Frauenarbeit u. ä.) geltend gemacht worden wären. Ethische Freiwilligkeit sei ja schöner, aber, wo sie fehle, sei schablonisierender Zwang nicht zu vermeiden. Die sogenannte Saisonarbeit führe zur Überarbeitung der Prinzipale, wie der Angestellten und ihre Einschränkung sei segensreich. Auch der Kleingewerbtreibende und gehilfenlose Ladeninhaber müsse zu seinem eigenen sittlichen und intellektuellen Vorteil gezwungen werden, die Last des Geschäftes zeitweilig abzuschütteln. Die Gemeinden hätten die Verpflichtung, durch Fortbildungsschulen, Lesehallen u. dgl. für den richtigen Gebrauch der Freizeit der Angestellten zu sorgen. Dr. Fr. W. Foerster sprach sich ebenfalls für den Achtuhrschluß aus. Die heutige Unzufriedenheit der Arbeiterwelt sei nicht zum geringsten Teile die Folge der Steigerung ihrer geistigen Bedürfnisse und der dadurch geschärften Empfindung ihrer Differenz von den „Gebildeten“. Die Befürchtung, daß die Gehilfen mit ihrer Freizeit nichts rechtes anzufangen wissen würden, sei unnötig; in Australien hätten gerade die Schankwirte gegen den Achtstundentag protestiert, der ihnen die Gäste entzöge. Es handele sich nicht so sehr um Einschränkung der Willkür der Prinzipale, als derjenigen des Publikums. Der Nachweis, daß der Kleinhandel mit Lebensmitteln u. s. w. dadurch Schaden erleiden würde, sei durch den bloßen Hinweis auf den Rückgang des Cigarrenverkaufs durch die Sonntagsruhe nicht erbracht. Rechtsanwalt Stern beklagte, daß man nach dem Zugeständnis des Hrn. Heymann auf einem Umwege ein begehrenswertes Ziel erreichen wolle. In der Forderung der Verkürzung der Arbeitszeit seien Referent und Korreferent einig, warum wolle man nicht, was würdiger und ethischer wäre, diese direkt fordern, statt den Achtuhrschluß vorzuschieben? Saisonarbeit hänge übrigens garnicht vom Einzelnen, sondern von der internationalen Geschäftslage ab. Geheimrat Foerster weist darauf hin, daß eine noch erheblichere Verkürzung der Arbeitszeit, als die durch den Achtuhrladenschluß begrenzte, gewiß wünschenswert sei; aber, wenn man, statt diese allgemeine, immerhin schematische Maßregel einzuführen, die Verkürzung der Arbeitszeit in allen Läden polizeilich sichern wolle, werde dies zu viel drückenderem Zwange im Einzelnen und zu unsäglichen Unredlichkeitsversuchungen führen. Die allgemeine Ladenschluß-Stunde, die vor allem auch die schädlichen Gewohnheiten des Publikums reguliere, werde eine große Wohlthat werden, und einzelne schematische Härten und Unsachlichkeiten der Maßregeln würden bald abgeschliffen werden. Nachdem noch Hr. Schlesinger (Eberswalde) als Arbeitgeber, die Ansichten des Vorredners bestätigend, für den Achtuhrschluß eingetreten, weil sowohl der Prinzipal, wie der Angestellte für seine völlige Leistungsfähigkeit die Verkürzung der Arbeitszeit brauche, erhalten die Referenten das Schlußwort, in dem jeder von ihnen seinen Standpunkt im wesentlichen gegen die erhobenen Einwände aufrecht erhält.

Dr. R. Penzig.

An die Mitarbeiter.

Der Herausgeber der E. K. hat am 5. Juni seine dreimonatliche Festungshaft in Weichselmünde angetreten und erbittet für alle an ihn gerichteten Sendungen die Adresse: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW., Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 20. Juni 1896.	Nr. 25.

Inhalt: Preußen und Süddeutschland. — Die Wissenschaft dem Volke! Von J. Tews. III. — Zur sozialen Reform. Von Wilh. Foerster. — Patriotische Ethik und Erziehung zum Frieden. — Bücherbesprechungen: Käthe Schirrmacher, Herrenmoral und Frauenhalbheit (Jeannette Schwerin). Max Hirsch, Der wissenschaftliche Centralverein und die Humboldtakademie (R. Penzig). — Eine Volksuniversität in Zürich. — Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur.

Preußen und Süddeutschland.

Die nationalen Zeitungen in Preußen sind sehr entrüstet über den Moskauer Protest des bayrischen Thronfolgers, noch mehr aber über die zustimmende Haltung der süddeutschen Presse. Der ganze Vorfall scheint ihnen ein neuer Beweis für die erschreckende Abnahme des Reichsgedankens jenseits der Maingrenze zu sein. Die Deutung ist falsch.

Der süddeutsche Prinz, der noch vor wenigen Jahren vor den deutschen Turnern in München mit begeisterten Worten das gemeinsame Vaterland der geeinigten Stämme feierte, wollte er wirklich das Losungswort zu neuer Entfremdung aussprechen? Hat er das Ansehen Deutschlands im Auslande geschädigt, indem er betonte, daß die deutschen Fürsten nicht das „Gefolge“ des kaiserlichen Prinzen bilden? Ganz im Gegenteil. Wieviel mächtiger erhebt sich das deutsche Kaisertum, wenn ihm kraftvolle Männer im Bewußtsein gleichberechtigter Würde zur Seite stehen! Oder wird man etwa in Rußland angesichts dieser stolzen Wahrung der Unabhängigkeit die Hoffnung fassen, daß der bayrische Fürst in einem deutsch-russischen Kriege im „Gefolge“ des Zaren gehen wird?

Wer längere Zeit in Süddeutschland gelebt hat, der wird wissen, daß der Reichsgedanke dort ebenso lebendig ist wie in Preußen. Der Begründer des neuen Reiches hat nirgends so dankbare und gläubige Verehrer wie in Süddeutschland. Der scheinbare Partikularismus dort ist nichts anderes als ein wachsender Ingrimm über den Niedergang der deutschen Kultur unter dem Drucke der preußischen Reaktion. Die zunehmende Unterordnung des bürgerlichen Lebens unter die Gesichtspunkte der militärischen Disziplin und Schneidigkeit hat die Entfremdung vorbereitet, die Umsturzvorlage und alle folgenden Versuche, erwachsene und mündige Staatsbürger in „Gefolge“ zu verwandeln, haben sie zu vollem Bewußtsein gebracht.

Zur Zeit der größten Erniedrigung Preußens gab es einen weitblickenden preußischen Minister, welcher das bäuerliche Volk aus der Erbunterthänigkeit löste, damit es aus bloßem Gefolge der Gutsherren zur freien Kampfgenossenschaft erhoben werde; dieser Minister war nämlich der veralteten Ansicht, daß nur ein freies Volk das köstliche Gut der Freiheit schätzen und bis zum letzten Blutstropfen verteidigen werde, — solche Minister sind in Preußen ausgestorben; in der polizeilichen Bevormundung, in der gerichtlichen und disziplinarischen Verfolgung gipfelt die Staatsweisheit, — und wenn dann einst die Stunde der Gefahr kommt, dann werden uns vielleicht die Bayern, Schwaben und Badenser heraushauen müssen, weil man bei uns das Bedürfniß nach Freiheit und die Männerwürde aus der Reihe der staatserhaltenden Kräfte gestrichen hat. . . . . F.

Die Wissenschaft dem Volke!

Von J. Tews.

III.

Die Erneuerung der Lehrstoffe für den Volksunterricht.

Die Schule ist eine Veranstaltung, die wertvollsten Errungenschaften unserer Kultur auf das werdende Geschlecht zu übertragen. Man streitet oft darüber, ob sie mehr Lehr- oder mehr Erziehungsanstalt sei. Ein Streit um Worte. Eine Erziehung ohne Unterricht ist eben so undenkbar, wie ein Unterricht ohne Erziehung. Aber in unserer Zeit, wo auch im Arbeiterhause das Elementarste der eigentlichen Erziehung zu einem guten Teile geleistet wird und es nur gewisser praktischer Nachhilfemaßnahmen seitens der Schule bedarf, um diese pädagogische Leistung des Hauses auf alle Kinder auszudehnen, thut die Schule gut, den Teil der Erziehung an die Spitze zu stellen, der durch Mitteilung und innerliche Aneignung der Kulturgüter bewirkt wird. Auf diesem Gebiete liegen die eigentlichen Aufgaben der Schule, diejenigen, welche vom Hause in den meisten Fällen nicht übernommen werden können, während auf dem Gebiete äußerer Anleitung die Schule als Massenanstalt immer mangelhaft arbeitet und, falls sie nach dieser Seite besonders sich zu bethätigen strebt, unfehlbar in Drill und Schablonentum ausartet.

Es ist erfreulich, daß die Volksschullehrerschaft sich mit allem Ernste anschickt, in eine Untersuchung darüber einzutreten, ob die Lehrstoffe der Volksschule dem Kulturstandpunkte der Gegenwart in jeder Beziehung entsprechen. Die vom 24. bis 28. v. M. in Hamburg abgehaltene deutsche Lehrerversammlung, die von 7—8000 Teilnehmern besucht war — die offizielle Teilnehmerliste weist 7508 Namen auf —, hatte in den Mittelpunkt ihrer Verhandlungen die Frage gestellt: „Welche Stoffe sind nach den Forderungen der Gegenwart in den Lehrplan der Volksschule einzufügen bezw. aus demselben zu entfernen? Der Verfasser dieser Zeilen war mit dem grundlegenden Referat beauftragt, dem sich die Versammlung durch Annahme der vorgelegten Leitsätze in allen wesentlichen Punkten anschloß. Damit ist für die Lehrerschaft die Frage nicht erledigt, sondern eben erst in das

offizielle Arbeitsprogramm ihrer organisierten Vertretung eingestellt worden. Der deutsche Lehrerverein, der gegenwärtig ca. 70 000 Mitglieder zählt, und die großen Landesvereine Sachsens und Bayerns mit zusammen 20 000 Mitgliedern werden die praktischen Konsequenzen aus den Hamburger Beschlüssen ziehen und im Sinne derselben die Frage zu beantworten suchen, was dem Volksschüler gegenwärtig an Kulturgut übermittelt werden kann bezw. geboten werden muß.

Es bedarf keiner näheren Begründung, daß dies keine interne Schulfrage ist. Gewiß wird man den Schulmännern bei der Beantwortung derselben immer die erste Stimme zugestehen. Aber ebenso wenig wie Bäcker, Fleischer und Köche allein darüber befinden, was wir essen sollen, ebenso wenig haben die Erzieher allein die Geisteskost für die Jugend auszuwählen. Das ist vielmehr eine Angelegenheit der ganzen Menschheit oder, da das Kulturgut immer in nationalen Formen auftritt, eine Angelegenheit der Nation, und es ist deswegen notwendig, alle Kreise unseres Volkes aufzurufen und aufzufordern, der Frage ins Gesicht zu sehen und an ihrer Beantwortung sich zu beteiligen. Bisher ist ein solcher Aufruf nicht ergangen, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß viele Männer und Frauen, die dem pädagogischen Berufe fernstehen, sich sehr eifrig um einzelne Reformen des Volksschulunterrichts bemüht haben. Im großen und ganzen aber ist die Volksschule unseren Gebildeten eine fremde Welt, eine Sache, die sie wenig angeht; sie ist ihnen die Schule für die „anderen" Leute; sie selbst schicken ihre Kinder mit wenigen Ausnahmen nicht hinein.

Nach welchen Gesichtspunkten muß denn der Lehrstoff der Volksschule ausgewählt werden? Die Frage beantwortet sich von selbst, wenn man über den Zweck der Schule im klaren ist. Leider liegt die Sache nun so, daß zwar die Parteien und Interessengruppen genau wissen, was sie von der Schule wollen, daß aber die Wünsche des Einen denen des Anderen vielfach diametral entgegenstehen. Wir finden nur bei wenigen den Begriff von der Schule entwickelt, den wir für den allein richtigen halten. Die Schule soll die Elemente der gesamten Kultur vermitteln, nicht nur diejenigen einer einzelnen abgegrenzten Sphäre. Allen alles! Das ist das Losungswort, das für die allgemeinste Kulturanstalt im Staate ausgegeben werden muß. Daß diese Forderung in Bezug auf den Umfang des Lehrstoffs eine sehr relative ist, versteht sich von selbst. Die Aufnahmefähigkeit der verschiedenen Individuen und die verfügbare Zeit stecken der Schulthätigkeit sehr enge Grenzen. Es kann von den Elementen nur das Wertvollste übermittelt werden. Aber wer soll das Richteramt bei der Auswahl dieses Besten ausüben? Die Besten, die am höchsten Emporgestiegenen. Diese Berufenen aber darf man nicht in einem einzelnen Stande, etwa nur bei den Schulmännern oder den Theologen oder den Philosophen und Staatsmännern suchen. Diese sind auch Parteien in der Beurteilung unserer Kultur. Die Einen wollen den religiösen, die Andern den nationalen, wieder Andere den ethischen, den ästhetischen und den wirtschaftlichen Kulturbestandteilen den Vorzug geben. So entstehen die verschiedenen Karrikaturen der allgemeinen Bildungsanstalt, aus denen nicht ganze Menschen, sondern priesterlich oder soldatisch oder gewerblich zugestutzte junge Wesen hervorgehen. Der Mensch als solcher darf aber nicht von früher Jugend an in den Bannkreis gewisser engbegrenzter Kulturgebiete eingeschlossen werden. Will man das, so mag man es wenigstens deutlich auf die Firma der Bildungsanstalten setzen, wie es bei den geistlichen Knabenkonvikten und den Kadettenanstalten geschieht. Unzulässig aber erscheint es, unter dem Deckmantel allgemeiner Menschenbildung beispielsweise einseitig kirchliche Kultur zu übermitteln, wie es in einem großen Teile unserer deutschen Volksschulen bisher noch geschieht, oder eine für die sogenannte Charakterbildung zurechtgemachte Bildung als allgemeine Menschenbildung anzupreisen, wie es gewisse einseitige Richtungen in unserer theoretischen Pädagogik thun. Erst in ihrer Gesamtheit vermögen die einzelnen Zweige unserer Kultur den Menschen ganz zu entwickeln und zu einem Wesen zu machen, das auch auf bescheidener Bildungshöhe das Bild der Harmonie darbietet, dem nichts Menschliches gänzlich fremd bleibt und dessen Inneres für alles Schöne, Hohe und Gute aufgeschlossen ist.

Diesen Begriff der Volksbildung muß man den verschiedenen Parteiforderungen gegenüber zunächst zur Geltung bringen, ehe man an eine Stoffauswahl für den Volksunterricht herantreten kann. Das ist die erste und wichtigste „Forderung" der Gegenwart auf diesem Gebiete.

Mustert man die in den einzelnen deutschen Staaten allerdings sehr ungleichen Lehrpläne nach diesen Gesichtspunkten, so stößt man überall auf gewaltige Mängel, hier mehr (besonders im Osten), dort weniger (im Centrum und im Westen). Der allgemeinste Mangel unserer Volksschullehrpläne ist der, daß sie „keinen Anschluß haben". Sie gleichen gewissen Kleinbahnen, die in tote Punkte auslaufen. Sie enthalten die Stoffe für bestimmte bescheidene Bildungsbedürfnisse, aber sie berücksichtigen nicht, daß ein nicht geringer Prozentsatz der Jugend an diesen Punkten nicht stehen bleiben kann und will, sondern seine Ausbildung auf weiterführenden Anstalten fortsetzen soll. Aber auch für die mit der Volksschule Abschließenden genügen in der Regel die Pläne nicht. Sie leiden an großen Einseitigkeiten, die im einzelnen so weit gehen, daß z. B. für die württembergischen Schulen vorgeschrieben ist, von den 26 wöchentlichen Lehrstunden müsse ein volles Drittel auf die Religion kommen. Darüber bleiben große, in unserer Kultur durchaus nicht an letzter Stelle stehende Gebiete ganz ausgeschlossen. Daneben tritt vielfach die mit den Verhältnissen der Gegenwart schwer vereinbare Tendenz hervor, für das „Volk" eine besondere, den angeblich niederen Bedürfnissen entsprechende Gesamtbildung zu schaffen, für den „gemeinen Mann" recht fürsorglich zu wählen und zu sichten, um ihm alles fern zu halten, was ihm angeblich nicht frommt.

Daß die Volksschule isoliert neben den mittleren und höheren Lehranstalten steht und daß in ihren unteren und mittleren Klassen auf die Anforderungen in jenen Anstalten gar nicht oder noch viel zu wenig Rücksicht genommen wird, ist in den Spalten dieser Zeitschrift wiederholt beklagt worden. Wir gehen für diesmal darauf nicht ein.

Einseitigkeiten! Bedeutsame Faktoren in unserm Kulturleben sind die Staats-, Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse. Sie müssen darum im Volksunterricht vertreten sein und zwar nach Maßgabe ihrer Bedeutung. Soziale Fragen schwirren in der Luft. Beim ersten Schritt ins Leben und oft schon viel früher wird jeder junge Staatsbürger sozialen Pflichten und Rechten gegenübergestellt. Und die Schule? Sie entwickelt das soziale Pflichtbewußtsein im Rahmen der religiösen Belehrung gewiß recht stark, aber auch das Verständnis für die Formen, in denen der gute Wille sich heute bethätigen muß? Kaum! Und die wirtschaftlichen Grundlagen unserer Kultur? Sie sind andere als vor ein und zwei Menschenaltern. Wer heute oben bleiben will, muß auch als „Besitzloser" einen festen Boden zu gewinnen suchen für die Zeiten der Not und des Alters. Das erfordert eine genügende Kenntnis unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, ein bedeutendes Anpassungsvermögen beim Wechsel der Beschäftigung und eine genügende technische Ausbildung. Die Schule vermag den Einzelbedürfnissen hier nicht zu folgen, aber sie vermag die allgemeinen Grundlagen zu geben, wie es durch Einführung in die soziale Gesetzgebung, in die Elemente der Wirtschaftslehre, der Buchführung &c., durch Handfertigkeitsunterricht, hauswirtschaftliche Unterweisung und Gesundheitslehre möglich ist. Auch in dieser Beziehung finden sich Lücken und Mängel in bedenklicher Zahl.

Aber schwerer lastet auf dem Volksunterricht doch das Vorurteil der geringeren geistigen Bedürfnisse der sogenannten unteren Volksklassen und das Bemühen, zwischen Gebildeten

und Ungebildeten eine feste Grenze zu ziehen, bezw. aufrecht zu erhalten. Diese Grenze ist aber im deutschen Reiche seit Einführung des gleichen allgemeinen Wahlrechts immer mehr geschwunden. Das Bewußtsein der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit, das auch durch das gleiche politische Recht geweckt und genährt worden ist, hat den Bildungstrieb gewaltig angeregt. Die Massen verlangen nach dem geistigen Kapital, das die Nation, das die Menschheit besitzt, und in diesem Verlangen erblicken alle Einsichtigen die sicherste Gewähr für einen weiteren Fortschritt unserer Kultur und für eine Ueberbrückung jetzt bestehender sozialer Gegensätze. Der gemeinsame geistige Besitz begründet das Gefühl der Zusammengehörigkeit noch mehr als der gemeinsame vaterländische Boden, und er weist jedem Mitgliede der Nation eine Stellung an, die von äußeren Verhältnissen weniger abhängig ist. In dieser Beziehung ist die Kunst ebenso wichtig als die Wissenschaft. Sie ist die ältere Lehrerin der Menschheit. Sie weiß den Menschen bereits auf einer Stufe zu fesseln, auf der er der Wissenschaft noch blöde und stumpf gegenübersteht, und sie behält auch auf den höchsten Stufen der Bildung die größere Macht. Die Kunstpflege steht in unseren Schulen aber vielfach ebensowenig auf der Höhe der Zeit, als die Pflege der Wissenschaft. Aber es ist weniger absichtliche Zurückhaltung, wie man sie auf wissenschaftlichem Gebiete so vielfach trifft, besonders im Religions-, Geschichts- und naturwissenschaftlichen Unterricht und in den für diese Fächer abgefaßten Hilfsbüchern. Die übergroße Vorsicht in der Behandlung wichtiger naturwissenschaftlicher Lehren und geschichtlicher Thatsachen ist nicht das Schlimmste auf diesem Gebiete.

Ein neuer Lehrplan für die Volksschule muß mit diesen Einseitigkeiten und Vorurteilen brechen. Er darf den Respekt vor der Kultur als einem gegebenen Faktor ebensowenig vermissen lassen, als die Achtung vor der ganzen Menschennatur und allen Teilen des Volkes. Nur dann kann die Volksschule die allgemeine Bildungsanstalt werden, in der alle das Fundament für ihre weitere Entwickelung legen. Was in dieser Beziehung an der gegenwärtigen Volksschule mangelhaft ist, muß von den verschiedensten Seiten untersucht werden. Die Volksschullehrerschaft hat in der Hamburger Versammlung ihre Stellung zur Sache in einer Reihe von Leitsätzen ausgedrückt, die in ihrem allgemeinen Teile folgende Urteile und Forderungen enthalten:

a) Die deutsche Volksschule, an welche die obligatorische Fortbildungsschule als ein notwendiges Glied des Volksbildungsorganismus sich anfügt, hat die Aufgabe, die ihr anvertrauten Kinder, nach Maßgabe ihrer Geisteskräfte und der verfügbaren Zeit, zu vollwertigen Gliedern der gegenwärtigen nationalen Kulturgemeinschaft zu erziehen.
b) Der Volksunterricht ist darum so zu gestalten, daß der Weg zu den Kulturschätzen der Nation, soweit möglich, jedem Kinde geebnet, die praktische Verwertung des Kulturgutes erleichtert, das Verständnis für das Gemeinschaftsleben angebahnt und das lebendige Bewußtsein der sozialen und staatsbürgerlichen Pflichten begründet wird.
c) Der Unterricht in den unteren und mittleren Volksschulklassen ist so zu gestalten, daß derselbe die Grundlage der Bildung für alle Volksklassen enthalte und den unmittelbaren Übergang zu allen höheren Lehranstalten gestatte.
d) Auf der Oberstufe der Volksschule ist die Vorbildung für das Gemeinschaftsleben und die praktischen Lebensaufgaben des Einzelnen mehr als bisher zu betonen.
e) Einer Mehrbelastung der Jugend ist durch Ausscheidung aller Lehrstoffe, welche lediglich der sogenannten Formalbildung dienen sollen, vorzubeugen.
f) Dagegen darf die Einführung in die dem allgemeinen Verständnis zugänglichen wissenschaftlichen Anschauungen der Gegenwart, sowie die ethische und ästhetische Bildung der Jugend keine Beschränkung erleiden.
g) Eingehendere Belehrungen über die Grundlagen des staatlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Lebens der Gegenwart sind in der obligatorischen Fortbildungsschule, deren Schüler bereits im praktischen Leben stehen, zu vermitteln.

Andere berufene Kreise werden gewiß bereit sein, ihre Stellung hierzu zu erklären. Es ist eine der ernstesten Pflichten der Besten unseres Volkes, mitzuarbeiten an der Neugestaltung des Volksunterrichts. Was die Jugend lernt und treibt, bestimmt zu einem guten Teile die Zukunft eines Volkes. Hat schon die in sehr bescheidenen Grenzen gehaltene Reform der höheren Schulen in Deutschland die Geister jahrelang intensiv beschäftigt, wieviel mehr sollte die Volksschulfrage es thun, an deren gedeihlicher Lösung, wenn nicht die gesamte Jugend, so doch reichlich 95 Prozent derselben beteiligt sind. Versäumen die Berufenen es mitzuarbeiten, so mögen sie später sich auch nicht beschweren über das, was die Schulbehörden und die Lehrer nach eigenstem und bestem Ermessen festsetzen. Eine rechte Volksschule kann nur vom Volke selbst geschaffen werden; weder der Priester, noch der Pädagoge versteht die Volksseele ganz.

Eine solche aus dem Volke herausgeborene Schule wird dann auch die Wertschätzung erfahren, die zu ihrem Gedeihen notwendig ist, und die Männer und Frauen an sich zu ziehen wissen, die zu Pflegern und Pflanzern der Kultursaaten geeignet sind. Denn das darf bei aller Wichtigkeit der Lehrplanfrage nicht übersehen werden, daß erst die lebendige Persönlichkeit des Lehrers dem Kulturgut Leben einhaucht. Nur ein von seiner Aufgabe ganz durchdrungener Lehrerstand bietet die Gewähr, daß die von den Vätern geschaffene Kultur in den Söhnen und Enkeln zur Vererbung und Fortentwickelung kommt. Aber diesen Lehrerstand werden wir in dem Maße haben, als es uns gelingt, unsere Erziehungsaufgabe so groß und rein zu fassen, wie sie vor dem Geiste aller wahrhaft großen Menschen steht. Große Aufgaben ziehen die für sie geeigneten Kräfte heran. Man gebe der Erziehung ein großes Ziel, und die Mittel und Kräfte werden sich finden. Wir haben dieses Ziel seit lange. Aber es schwebt nur wenigen vor und diese wenigen haben nicht die Macht, es zu verwirklichen. Sollen unsere Erziehungsideale in den Erziehungseinrichtungen wie den Erziehern Gestalt gewinnen, so müssen sie in das Volk selbst getragen werden, sie dürfen nicht Wünsche und Hoffnungen weniger Auserwählten bleiben, sondern müssen Volkswille und Volksforderung werden.

Zur sozialen Reform.

Von Prof. Wilhelm Foerster in Berlin.

Zu den höchst wohlthuenden Darlegungen des Herrn Dr. Wörishoffer in Nr. 24 d. Bl. möchte ich mir erlauben, einige Bemerkungen über soziale Reform hinzuzufügen, die dem richtigen „Fachmann“ sicherlich die bekannte Redewendung von dem „nicht durch Sachverständnis getrübten Urteil“ entlocken werden.

Ich sage aber sofort dem „Fachmann“, der vielleicht auch schon auf Dr. Wörishoffer's Ansichten sehr überlegen herabgeblickt hat: Es geht keine Blindheit über diejenige Undeutlichkeit des allgemeinen geistigen Sehens, welche durch anhaltende und ausschließliche fachmännische Beschäftigung mit abgesonderten Gruppen von Thatsachen erzeugt wird.

Diese intellektuelle Blindheit ist ein Martyrium, welchem gerade viele der „Besten“ vorübergehend oder andauernd ausgesetzt sind, und welches jeder gewissenhafte Denker zeitweise schon an sich selber wahrgenommen haben wird.

Nur aus dieser Erfahrung kann ich es mir erklären, daß über das Wesen der sozialen Reform zur Zeit in so weiten, praktisch oder theoretisch dabei interessierten oder da-

mit beschäftigten Kreisen noch so fundamentale Unklarheiten obwalten können, wie diejenigen, die Herr Dr. Wörishoffer zur Sprache bringt und zum Teil widerlegt.

Aussprüche, wie die Behauptung „soziale Neuordnung beruhe auf dem Grundsatze: Du sollst hergeben, was Du hast“, können, gleichviel ob ein sonst bedeutender Mann sie wirklich gemacht hat oder ob sie nur mißverständlich auf dessen Konto als bare Münze weithin verbreitet worden sind, nicht scharf genug verurteilt und nicht ernst genug von allen Seiten beleuchtet werden.

Da es zweifellos feststeht, daß die Hergabe des gesamten in der Kulturwelt vorhandenen Ueberschusses oder Vorrats an Gütern und Geld nicht dazu ausreicht, für die wirtschaftliche Lage der Gesamtheit mehr als ganz momentane und unzureichende Verbesserungen herbeizuführen, so ist ebenfalls klar, daß auch eine andauernde Verminderung der gegenwärtig noch fortgehenden Gewinne oder Ueberschüsse der oberen und eines Teiles der mittleren Klassen an sich nicht die Lösung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten bringen und nicht das Wesen der sozialen Reform ausmachen kann, sondern daß der Kern der Reform in ganz anderen Maßregeln liegen muß, nämlich in künftigen gemeinsamen wirtschaftlichen Fortschritten, worin auch die Erklärung des Herrn Wörishoffer gipfelt.

Die gesamte Produktivität der menschlichen Arbeit, ihr wirklicher Netto-Ertrag muß durch Verminderung der zahllosen unnötigen Verluste und Arbeitsvergeudungen jeder Art gehoben werden, natürlich nicht in solcher Weise, daß die enormen Steigerungen, deren dieser Ertrag bei vernünftig organisierter Wirtschaft fähig ist, auch wieder in einer Weise zur Verteilung gelangen, welche die große Menge am Rande der schmäligsten Unsicherheiten der Existenz festhält und an anderen Stellen die Ansammlungen von Kraft- und Güter-Vorräten oder von Promessen auf Arbeitsleistungen und Güterlieferungen noch weiter und zwar an einzelnen Stellen ins Sinnlose sich steigern läßt, sondern in solcher Weise, daß in erster Stelle für die Gesamtheit, die Reichen einbegriffen, ein befriedigender Grad von wirtschaftlicher und sozialer Sicherheit geschaffen wird, so daß niemand mehr verhungern oder auch nur Not an der ihm gemäßen Ernährung u. s. w. leiden kann, wenn er es nicht will.

Innerhalb einer solchen gesicherten Wirtschaftsorganisation mögen dann auch noch maßvolle Ungleichheiten der Beteiligung an dem Mehr-Ertrage, der über dieses unerläßliche Minimum hinaus von der Gesamtheit errungen wird, also verschiedene Grade des Überschuß-Erwerbes oder des Reichwerdens eintreten, vielleicht sogar eine Zeitlang, d. h. etwa so lange die in nächster Zeit ins Leben tretenden Generationen noch existieren, noch ähnliche Möglichkeiten des Reichwerdens fortbestehen, wie jetzt. Eine vernünftige, d. h. echt sozial und wissenschaftlich-solidarisch organisierte Weltwirtschaft würde sich diese großartige Toleranz leisten können, und sie würde gut daran thun, denn das würde einerseits den Entwickelungsbedingungen der neuen Organisationen, andererseits der Schnelligkeit der Bekehrung Aller zu der Verachtung und Vermeidung jedes Übermaßes von Profitmachen und Schätzesammeln zu gute kommen.

Bei näherer Betrachtung der Ursachen dieses gegenwärtig fast überall wuchernden Übels sieht man auch deutlich, daß zum überwiegend größten Teil die allgemeine Unsicherheit daran schuld ist. Jeder will hauptsächlich deshalb immer noch mehr haben, um für die fernste Zukunft seines Lebens nicht nur die Existenz, sondern die größtmögliche Annehmlichkeit derselben und fürs Alter womöglich im höchsten Grade zu sichern und zwar nicht bloß für sich, sondern — und das giebt ihm die Gewissensberuhigung und den Anstrich von Idealismus — für die Seinigen und womöglich für eine wachsende Anzahl der Seinigen, ja ganze Generationen derselben. Das stolze Wort Fausts: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn“, wird von den Geldsammlern von jeher in obigem Sinne interpretiert. Späte Enkel sollen noch dankbar des Mannes gedenken, der sich einst in rastloser Arbeit ehrlich und aufopferungsvoll abgequält oder der sich nicht gescheut hat, sein eigenes tieferes Lebensglück, d. h. den Frieden seines Gewissens, leichtfertig hasardierend oder gar in hartherziger Beraubung Anderer einzusetzen, um jenen die Lebensnöte zu ersparen oder zu mildern. Es ist merkwürdig zu sehen, in welchen traditionellen Formen in den Sitzen alten Reichtums, wie in manchen Städten Hollands und der Schweiz, seit Jahrhunderten diese Gesichtspunkte herrschen. Wie fehlerhaft oft diese Rechnung ist, und wie viel neue Lebensnot tieferer Art gerade dadurch entsteht, daß die äußeren Bedingungen einzelner Existenzen unter allen Umständen gesichert erscheinen, während rings umher der Kampf ums Dasein tobt, will ich hier nicht erörtern. Genug, jene Motive von immerhin sozialer Art sind von größtem Gewichte bei der Erwerbsgestaltung der Menschen, und es ist einleuchtend, daß sie immer mehr an Stärke zunehmen mußten, je komplizierter die Bedingungen einer reichlich gesicherten Existenz und je größer die Gefahren und Unsicherheiten für die Aufrechthaltung einer gewissen Vermögensstellung gegenüber dem Ansturm der Profitsucht der Anderen geworden sind. Gelingt es aber, durch Ausbreitung und Sicherung ethischer Kultur und durch edle solidarische Organisation des Wirtschaftsbetriebes, nach welcher ungezählte Scharen der profitsüchtigen Daseinskämpfer, die so gern grundehrlich sein möchten, in tiefster Seele verlangen, eine unvergleichlich größere Sicherheit der Existenz für jeden Einzelnen herbeizuführen, dann wird der heiße Paroxysmus des Geldmachens sehr schnell auf ein gesundes Maß des wirtschaftlichen Ehrgeizes und derjenigen Ungleichheiten der Bedürfnisse zurückgehen, welche mit den Verschiedenheiten der geistigen und sittlichen Organisation der Menschen in natürlichem Zusammenhange bleiben. Der öde „Protzen“-Luxus und die innere Not und Verkümmerung seiner Träger wird dann von selbst verschwinden.

Wie soll nun aber jene höhere, echt soziale Organisation der wirtschaftlichen Arbeit zustande kommen, welche diese Entwickelung, die „aufs innigste zu wünschen“ ist, herbeiführt. Ich meine, durch eine immer innigere Verbindung der Wissenschaft mit der wirtschaftlichen Produktion und durch gleichzeitige Bekämpfung der regellosen blinden Concurrenz auf allen diesen Gebieten. Der Nachweis kann erbracht werden, daß die anscheinend auch durch unorganisierten Wetteifer eingetretene Steigerung der wirtschaftlichen Erträge hundertfältig aufgewogen wird durch die unsäglichen Arbeits- und Güter-Vergeudungen, welche der Mangel an weitblickender und wissenschaftlich vertiefender Organisation der menschlichen Arbeit auf allen Gebieten mit sich bringt.

Diese soziale Reform kommt aber, obwohl alle Welt danach verlangt, bloß deßhalb nicht in Gang, weil die besitzenden Schichten in der thörichtsten Weise mit der Drohung geängstigt worden sind und noch immer werden: „Ihr müßt hergeben, was Ihr habt und was Ihr noch immer im Uebermaß gewinnt.“

Der gegenwärtige Stand der Dinge, in welchem sich die gewaltigen Machtmittel der Besitzenden noch gegen jede tiefere soziale Verbesserung stemmen, weil sie durch fehlerhafte Formulierung der Ziele derselben irritiert werden, bietet also den für die Vernunft äußerst schmerzlichen Anblick dar, daß Maßregeln und Gesichtspunkte, welche für die wirkliche Reform unwesentlich sind, leidenschaftlich in den Vordergrund gerückt werden, und daß dadurch der Widerstand gegen ein gemeinsames verständnisvolles Beginnen mit dem Notwendigen und Wesentlichen vielfach ins Ungemessene gesteigert wird.

Auf dem Gebiete der agrarischen Agitation hat es auch die Sozialdemokratie schon eingesehen, daß es verkehrt ist, die Aufhebung des Privat-Eigentums an Grund und Boden — eines Eigentums, an welchem der Mensch am allermeisten hängt — als Ziel hinzustellen, daß vielmehr die soziale Organisation der landwirtschaftlichen Arbeit und Produktivität das Ziel ist, dessen Erreichung allen andern vernünftigen Entwickelungen auf diesem Gebiete vorangehen muß.

Patriotische Lyrik und Erziehung zum Frieden.

Der ungarische Kultusminister Dr. Wlassics untersagte kürzlich die Einführung eines von einem ungarischen Gesanglehrer verfaßten Liederbuches, das ältere, aus früherer Zeit stammende Lieder mit verletzenden Ausdrücken gegen das Deutschtum enthält, für sämtliche ungarische Schulen und sprach in dem betreffenden Erlasse die Erwartung aus, die Lehrer würden auch außerhalb der Schule ihren Einfluß aufbieten, damit das fragliche Liederbuch auch in gesellschaftlichen Kreisen keinen Eingang finde. Dieses Beispiel völkerverbindender Gesinnung mitten in einem von Rassenhaß zerissenen Lande wird sicher weithin die edelste Wirkung thun. Großmut ist der erste Schritt zur internationalen Abrüstung. Wann wird sich ein deutscher Kultusminister finden, der endlich einmal die „aus früheren Zeiten stammende" barbarische Lyrik aus der Schule verbannt, mit der unsere Jugend zu einem überreizten Patriotismus erzogen wird?

Wir fanden kürzlich in der „Versöhnung" unter dem Titel „Nationalismus und Erziehung zum Frieden" einen Aufsatz über die Verkehrtheiten unserer patriotischen Erziehung, der die Roheit unserer franzosenfeindlichen Lyrik mit folgenden treffenden Bemerkungen an den Pranger stellt:

... Wenn in französischen Schulbüchern der Rachekrieg gegen Deutschland gepredigt wird, so ist das gewiß tief zu bedauern. Aber nichts Besseres thun wir, die wir doch die Sieger waren, wenn wir unseren Kindern vom „Erbfeind" vorreden, wenn wir sie in Zeiten des Friedens Lieder lernen und deklamieren lassen, in denen es heißt:

„Es jauchzen die Trompeten auf
Und die Standarte fliegt:
„Marsch, Marsch, in Gottes Namen drauf!
Haut ein, bis alles liegt!"

oder wenn wir noch heute lernen lassen:

„Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut;
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache;
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut."

wenn Paris „die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd" genannt wird und von „ihrem Raub" gesprochen wird. Was sollen unseren Kindern solche Worte, die allenfalls in der Zeit des Krieges ihre Berechtigung hatten, was soll ihnen vor allen Dingen diese widersinnige Verdrehung, daß die Unterthanen der Napoleonen in Bausch und Bogen Räuber, Mörder und Mädchenschänder seien, während die Verantwortung doch nur ihre Vergewaltiger trifft, die sie mit Gewalt in den Krieg treiben? Thun wir etwas Besseres als die französischen Chauvisten, wenn wir fortgesetzt unsere Kinder Verse lernen lassen wie:

„Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand;
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund."

oder Verse wie:

„Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut, —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache."

oder

„Nun nach Frankreich! Nun nach Frankreich,
Ins Franzosenparadies!
Straft das Land der bösen Heiden!"

oder

„Ihr Schützen, Gott segne euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß!"

oder

„Die Reiter, sie fühlen das deutsche Blut,
Franzosen zu töten, das deucht ihnen gut."

oder

„Aber horch! der freche Franke
Neidet unser Glück und schnaubt."

oder

„Hei, lustige Streife! Hei köstlicher Scherz,
Wenn der Maire seine Bücklinge macht!
Doch freudiger wächst dem Ulanen das Herz,
Wenn die Schlacht durch die Ebene kracht."

oder

„Und besser kam's. Gewehre um! So spart ihr manchen Schuß.
Die Franzen hüpfen dutzendweis gleich Fröschen in den Fluß.
An dreißigtausend kamen um, da war die Jagd vorbei."

oder die mit Rücksicht auf die Franzosen ergangene liebenswürdige Einladung:

„Erwürgt die fluchbeladnen Schergen!
Zermalmt das frevle Mordgeschlecht!"

oder

„Bei Lützen auf der Aue, er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Athem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.
Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!
Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg;
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Und hinterdrein ließ klingen sein Hussa der Held.
Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!"

und was der kampfesfreudigen Ermahnungen des „Vater Arndt" und seiner Geistesverwandten noch mehr sind. Ich entsinne mich, daß einem meiner Lehrer, der sonst kein lässiger Franzosenhetzer war, dieses Lied vom Feldmarschall doch über die Schnur ging und als eine große Roheit erschien. Wenn man in einem gerechten Kriege einen Sieg gewinnt, so hat man ja gewiß ein Recht, sich zu freuen; aber dieses Schwelgen in der Ausmalung des Elends, das den Feind betroffen, diese Freude am Dreinhauen ist durchaus nichts Edleres als das wilde Behagen, mit dem Raufbolde und Straßenjungen prahlen, daß sie so und so vielen das Nasenbein zertrümmert oder die Augen blau geschlagen haben. Aber unsere Kinder müssen das lernen, singen und sagen. Sie müssen die alten widrigen Phrasen wiederkauen vom „welschen Bubentand" und „welschem Trug", von dem „alten Babel an der Seine" und „ihrem frechen Lustgesange", dem das „keusche deutsche Ohr" sich natürlich verschließt, vom „welschen Banditenheer" und von „gallischen Bösewichtern", von der „Schlange im Westen", „die mit Sirenensange den frommen deutschen Geist vergiften möchte", von den „Schelmfranzosen", von dem „Sündenpfuhl" Paris, der „Schule des Verrats und der Tücke", alle diese unfeinen, rohen Ausdrücke, die zu jener Zeit in Schwung kamen, als bei Burschenschaftern und Turnern die Teutomanie ausbrach und übertriebene Derbheit für teutsche Biederkeit und Treue galten. Ich habe schon wiederholt erklärt, daß ich solche Uebertreibungen des Nationalgefühls im Lichte der damaligen Zeit verstehen kann; für uns aber haben sie doch etwas verteufelt Lächerliches und für unsere Kinder etwas im höchsten Grade Verderbliches. Heutzutage glaubt ja doch kein vernünftiger Mensch, daß eine Nation an sich geistig und moralisch tiefer stehe als die andere, wir wissen ja doch sehr gut, daß so gleichmäßig entwickelte Kulturnationen wie Franzosen, Engländer, Skandinavier und Deutsche einander in sittlicher und intellektueller Hinsicht im ganzen durchaus ebenbürtig sind, wenn auch in einzelnen Dingen ein Volk dem andern voraus ist. Wenn Paris eine etwas anrüchige Dame ist, so sind Wien, Berlin, London, Kopenhagen, Stockholm und Christiania keine zweifellosen Ehrenjungfrauen. Die Nationalität ist sittlich indifferent wie das Temperament; wie ein Phlegmatiker nicht eo ipso moralischer ist als ein Choleriker, so ist der Holländer nicht als solcher schon sittlicher als der Franzose oder Spanier.

Unsere Erziehung, namentlich unsere Schulerziehung, erweckt nur zu oft die Vermutung, als wenn es ihr darauf ankäme, zuerst und besonders stark das Gefühl der nationalen Separierung zu kultivieren und nur, soweit die nationale Absonderung es zuläßt, im Kinde den Menschen heranzubilden. Der im allgemeinen höchst dürftige Geschichtsunterricht bietet den Kindern nicht Weltgeschichte und nicht Kulturgeschichte, die bei den Schülern gerade die Gleichheit menschlichen Strebens und menschlichen Schicksals und somit die Solidarität der menschlichen Interessen naheführen könnten, sondern er besteht zu neun Zehnteilen in nationaler Kriegs- und Dynastiengeschichte. Vom Ausland ist in der Regel nur dann die Rede, wenn es sich um Verbrechen desselben gegen Deutschland handelt, dagegen werden die Kriegszüge deutscher Kaiser ins Ausland als zweifelloseste Heldenthaten charakterisiert oder doch mit schonendster Milde behandelt, und solche Fälschung und bewußte Irreleitung der Kinder nennen hohe und höchste Unterrichtsbehörden dann nationalen Unterricht und rühmen sich dessen als einer herrlichen und selbstverständlichen Sache. Die Einfälle Ludwigs XIV. in Deutschland, die Verwüstung der Pfalz, die Wegnahme Straßburgs &c. sind gewiß Verbrechen der schändlichsten Art; aber ich vermag nicht einzusehen, inwiefern die Eroberungszüge solcher Kriegsführer wie Karls des Großen und Friedrich Barbarossas eine freundlichere Beurteilung verdienen. Eine sogenannte „Kulturmission", wie sie Karl mit der Unterwerfung der freien, heidnischen Sachsen erfüllt haben soll, ließe sich natürlich auch für Ludwig XIV. heraustüfteln, und seine Verwüstung der

Pfalz war jedenfalls nicht scheußlicher als die Hinrichtung der 4000 Sachsen zu Verden a. d. Aller oder die Zerstörung Mailands. Aber Karl und Friedrich sind „nationale Helden“; Ludwig XIV. ist es ja auch für die französischen Nationalisten. Das herangewachsene Kind verläßt die Schule fast immer mit einem bloßen oder doch wenig bekleideten Namen- und Zahlengerippe, das zusammengefügt ist aus den Anfangs- und Endjahren der Kriege und Regierungszeiten und den Jahreszahlen großer Schlachten. Der Schüler muß die Vorstellung mit ins Leben hinausnehmen, daß Kriege, Feldherren und Fürsten, und unter diesen weit vor allen die besonders kriegerischen Fürsten die eigentlichen, die einzigen Weltbeweger seien. Ist es da ein Wunder, wenn sich fürs ganze Leben die Vorstellung festsetzt, der Krieg sei der erste und mächtigste Faktor der geschichtlichen Entwickelung und darum aus der Geschichte der Menschheit garnicht wegzudenken? Seit langem sind einsichtige Pädagogen bemüht, dieser Art von Geschichtsunterricht ein Ende zu machen; aber diejenigen, die diese Reform zu Gunsten einer gewissen Kriegs- und Dynastiengeschichte hindern, wissen wohl, was sie rühren: wenn den Kindern deutlich und ausführlich zum Bewußtsein gebracht würde, was alles in der Welt neben den Kriegen und ohne die Kriege und trotz der Kriege geschieht, dann würden sie sehr bald in diesen Kriegen nicht mehr etwas Normales, nicht mehr eine gesunde, regelmäßige Emotion, sondern eine unnötige Ausschreitung menschlicher Leidenschaften erblicken.

Die in den Schulen gebräuchlichen Lesebücher für Oberklassen haben eine sehr vielseitige Bestimmung: sie sollen aus den verschiedensten Gebieten des Wissens, aus Geographie und Geschichte, aus Physik und Chemie, aus Zoologie, Botanik, Mineralogie, Technologie u. a. m. die interessantesten und wissenswertesten Dinge bringen, und sie sollen vor allen Dingen das Beste und Charakteristischste von den Schätzen der nationalen Litteratur enthalten. Schlägt man aber ein solches Buch auf, so wird man nicht selten finden, daß $^1/_5$ bis $^1/_3$ des ganzen Buches von Kriegen und Schlachten, kriegerischen Fürsten und ihren Feldherren mit Beschlag belegt sind. Alle Register des kriegerischen Nationalismus werden da aufgezogen; nahezu sämtliche Feldherren aller Kriege bilden den häufigsten Umgang des Kindes; um die Seydlitz und Ziethen, Schwerin und von Keith, Blücher und Gneisenau, York und Scharnhorst, Moltke und Roon &c. &c. weiß es vortrefflich Bescheid; aber wenn man das Kind nach ebenso vielen Forschern und Entdeckern, Erfindern und Reformatoren, Künstlern und Dichtern und anderen großen Wohlthätern der Menschheit fragen würde, so dürfte man schlechte Erfahrungen machen; von solch unnützen Gesellen ist in dieser Art von Lesebüchern wenig zu finden. Dazu ist das über Kriege und Kriegsfürsten Mitgeteilte noch nicht einmal objektive, verbürgte Geschichte, sondern in den meisten Fällen ein ganz entstellter, tendenziöser Anekdotenkram, ganz ähnlich jenen famosen Neu-Ruppiner Schlachtenbildern, auf denen man von splitternden Granaten umflogene Generale oder Fürsten sieht, ferner ein paar verwundete Feinde, denen ein Arzt sofort zur Hilfe eilt, und im übrigen lauter fröhlich begeisterte Gesichter. Wereschagin'sche Bilder und Suttner'sche Schilderungen sind in diesen Lesebüchern nicht beliebt. Von weggerissenen Unterkiefern, von entfleischten Gliedmaßen, von gespaltenen Leibern, aus denen die Eingeweide hervortreten, von Verwundeten, die nach tagelanger Qual ohne Hilfe sterben oder auch noch lebend verscharrt oder von den Rädern über sie hinwegjagender Batterien zermalmt werden, von den verzehrenden Krankheiten, die die Einen, von den bestialischen Neigungen und Gesinnungen, die die Andern in die Heimat zurückbringen, von alledem und tausend ähnlichen Dingen ist natürlich in diesen Büchern nicht die Rede. Da sind alle Kriege wirklich nur Spaziergänge nach Paris oder Berlin oder sonst wohin, Spaziergänge, die sich von anderen nur dadurch unterscheiden, daß es bei ihnen „x Tote und y Verwundete“ gab.

Auch der naturwissenschaftliche Unterricht übermittelt unseren Kindern eine Art der Weltbetrachtung, die der Friedensidee, wie überhaupt den humanen Fortschrittsgedanken nicht förderlich sein kann. In den meisten Schulen wird die Natur noch in biblisch-theologischer Weise betrachtet; so wie Gott die Tiere und Pflanzen am ersten Tage geschaffen und gesondert hat, so bleibt es bis zum jüngsten Tag.

Das Schaf hat der liebe Gott gemacht, damit der Mensch es verzehre, und das Gras, damit es vom Schaf gefressen werde. Die Blüten haben so und so viel Staubfäden, die Insekten 4 Flügel und 2 Fühler &c. und damit ist es gut. Daß die Staubfäden zu Blütenblättern werden können im Laufe der Entwickelung, daß Flügel mit einander verwachsen und auch ganz verkümmern, daß Beine sich zu Fühlern umbilden &c. kurz, daß alles in der Natur in ewigem Flusse begriffen ist, davon bekommen nur wenige Kinder eine Ahnung. Was wunder, daß die Kinder das Weltall mit einem grausigen Konservatismus auffassen lernen, daß ihnen alles in einer niederschmetternden, lähmenden Starrheit erscheint, und auch die Grenzpfähle als vom lieben Gott errichtete ewige Säulen gelten, die höchstens die Souveräne einmal zu ihrem Vorteil verrücken dürfen? Was wunder, daß Kinder, die von der Entwickelung und ihren Gesetzen nichts vernommen haben, uns als Erwachsene mit jenem Satz entgegenkommen, in dem die Dummheit aller Zeiten und Völker konzentriert ist, mit dem Satze nämlich: „Es ist immer so gewesen und wird auch immer so bleiben!“

Bücherbesprechungen.

Dr. Käthe Schirrmacher. Herrenmoral und Frauenhalbheit. (Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben von Gustav Dahms. Heft 10 [Schlußheft] Berlin 1896).

In zwei Briefen, deren Inhalt dem Doppelthema entspricht, deckt die Verfasserin die sittlichen Schäden auf, an denen die Anschauungen der Männer und Frauen kranken. Sie zeigt in dem ersten Brief, der von „Herrenmoral“ spricht, wie der Wille zur Macht sich in den Willen zur Sittlichkeit umwandeln muß, soll das Verhältnis vom Mann zum Weib den Ansprüchen der Ethik gerecht werden. — Sie zeigt in dem zweiten Brief, wie „Frauenhalbheit“ im Empfinden und Denken die Frauen im Kreise anerzogener und angeerbter Anschauungen haltlos umhertreibt. In knappen, klaren Worten verteidigt sie das Recht der Frau als einer sich selbst bestimmenden Persönlichkeit, verlangt aber auch von ihr den Mut zur Arbeit und zur wissenschaftlichen Erkenntnis des Lebens und seiner Forderungen. — Als eine der größten und gefährlichsten Halbheiten bezeichnet sie die ablehnende Haltung, die Frauen meistens gegenüber der Sittlichkeitsfrage einnehmen. Sie beweist, daß gerade die gebildete und geschützte Frau die Verpflichtung hat, diesem Kernpunkt der Frauenfrage ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken und ihn in mutiger und umfassender Arbeit umzugestalten. Nichts Menschliches ist ihr fremd und entlegen. Sie zieht es in den Kreis ihrer Betrachtungen, wenn es dazu dienen kann, diese dunkle Seite des Frauenlebens zu erhellen. Schlechte Lohnverhältnisse, mangelhafte Erziehung, alle die vielen Faktoren, aus denen sich ein modernes Frauenschicksal zusammensetzt, sie werden in glänzender Diktion und unerbittlicher Kritik gekennzeichnet. Mit Ironie und Scharfsinn und einer staunenswerten geistigen Geschmeidigkeit führt sie den Kampf gegen eine Welt von Vorurteilen. Man entschuldigt es, daß sie im heiligen Eifer der Frau sogar den „Revolver“ in die Hand drückt. Aber von dieser Schärfe abgesehen, ist die Schrift von jener wahren Empfindung für Frauenrecht und Frauenehre durchdrungen, die leider noch so oft von ihrer entarteten Schwester Empfindelei verdrängt wird.

Der frische Ton der Abhandlung wirkt um so eindringlicher, als er an die alltäglichsten Dinge des Lebens anknüpft, die jeder oft gethan hat, ohne sich Rechenschaft davon zu geben, inwieweit sie zur Vertiefung oder Verflachung des sittlichen Lebens beitragen. Der Gedankenlosigkeit, welche schon die Alten als Inertia geißelten, wird ein schwerer Schlag versetzt, freilich nur bei denen, welche nicht mehr so gedankenlos sind, um der Schrift volle Beachtung zu schenken.

Jeannette Schwerin.

Dr. Max Hirsch, Der wissenschaftliche Centralverein und die Humboldt-Akademie, Skizze ihrer Thätigkeit und Entwickelung 1878–1896. Ein Beitrag zur Volkshochschulfrage. Berlin 1896.

Die Berliner Gewerbeausstellung hat ihre Aufgabe richtig dahin verstanden, daß sie nicht nur zeigen will, was der Fleiß und die Geschicklichkeit des Bürgers zu schaffen im stande ist, sondern auch wie dieser zu den Kenntnissen und der Bildung gelangt, die ihn zu tüchtigem Können befähigen. Darum ist der Darstellung des Bildungs- und Unterrichtswesens, soweit sich dasselbe äußerlich darstellen läßt, ein reichlicher Raum gewährt worden und alle die Anstalten, die ihre mühsame und langwierige tägliche Arbeit an der Fortbildung der Jugend und aller Lernbegierigen in der der Öffentlichkeit abholden Dämmerung der Schulen und Akademien still und bescheiden betreiben, treten ausnahmsweise einmal an das helle Tageslicht hervor und gönnen dem Publikum einen Einblick in ihre stille Wirksamkeit. So gehört in die Schmetterlingssammlung neben dem farbenprächtigen Falter auch die unansehnliche Raupe und die muß es sich schon gefallen lassen, aufgeblasen zu werden, wenn das liebe Publikum sie nicht unbemerkt lassen soll. Glücklicherweise ist ein Unterschied zwischen der Aufgeblasenheit der Raupe und der des Frosches; das Wort soll also beileibe keinen Tadel bedeuten! Die bescheidene Skizze des Generalsekretärs des wissenschaftlichen Zentralvereins, die sich hauptsächlich mit der Geschichte der Berliner Humboldtakademie beschäftigt, wird allen denen willkommen sein, die sich für die neuerdings modern gewordene Frage der Volkshochschulen und der Universitätsausdehnung interessieren. Was von allen Kennern der Verhältnisse vorausgesagt wurde, daß nämlich nicht die sklavische Nachahmung norwegischer oder englischer Vorbilder, sondern ein Fortbauen auf den bereits längst gelegten Grundlagen unserer nationalen Bildung zum Ziele führen werde, das wird hier anschaulich an einem

kleinen Beispiel nachgewiesen. Aber auch die Gegner jener „Universitätsausdehnung“, die von ihr etwa eine Verflachung der Wissenschaft und die Verbreitung der Halbbildung fürchten, werden die Berechtigung der Humboldt-Akademie als einer „notwendigen Entwickelungsstufe im modernen Bildungssystem“ zugeben können, wie sie auf S. 8 unserer Schrift entwickelt ist. Da heißt es: „Den Volksbildungsvereinen gebührt die hochwichtige Fortbildung der großen, nur elementar vorgebildeten Klassen — den staatlichen Hochschulen, als oberster Spitze, im wesentlichen die wissenschaftliche Fachbildung der künftigen Staatsdiener und Angehörigen der gelehrten Berufe. Zwischen diesen beiden Klassen und Bildungssphären steht aber eine zahl- und bedeutungsreiche dritte, hauptsächlich modernen Ursprungs, welche den höheren leitenden Stellungen in dem gewaltigen Wirtschaftsgetriebe und der Selbstverwaltung entspricht, für deren schulmäßige Vorbildung Staat und Stadt mehr und mehr durch mittlere und höhere Lehranstalten gesorgt haben, für deren litterarische Bedürfnisse ein erheblicher Teil der Presse und des Buchhandels arbeitet, deren Weiterbildung durch die in ihrer Unmittelbarkeit und Frische unersetzliche mündliche Lehre aber bisher bei uns fast gänzlich fehlte. Diese Lehre in systematischer, ernster, echt wissenschaftlicher, aber zugleich anregender Weise zu bieten, eine Akademie in alt-athenischem Sinne, nicht Gelehrte und Staatsdiener, sondern praktisch-idealgesinnte, dem Gemeinwohl zugewandte Bürger bildend, eine freie Laienhochschule darzustellen — das ist die sicherlich eigenartige und bedeutsame Aufgabe einer Lehranstalt, wie unsere Humboldt-Akademie es ist.“

Über die Grundsätze der Lehrmethode, die äußere und innere Entwickelung der Lehrcyklen und Kurse, die Zusammensetzung der Docentenschaft, die interessante Hörerstatistik u. s. w. bitten wir alle Freunde der Volksbildung, die Schrift selber nachzulesen. Dann dürfte der Wunsch des Verfassers in Erfüllung gehen, daß die wachsende geistige und materielle Beteiligung unserer ideal gesinnten Mitbürger die volle Entfaltung des noch unscheinbaren Keims ermögliche.

Dr. R. Penzig.

Eine Volksuniversität in Zürich.

Auf der Zusammenkunft der Schweizer Gesellschaft für ethische Kultur in Schinznach (vgl. den Bericht) lag der Plan einer Volksuniversität vor, der in edler Sprache von den weitesten Gesichtspunkten aus die Notwendigkeit eines solchen Unternehmens begründet. Da die betreffenden Darlegungen auch für Deutschland sachanregend sind, so geben wir sie im Auszuge wieder:

..... „Es handelt sich um die Einpflanzung wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen gerade bei denjenigen Volkskreisen, bei denen dieselben bisher nicht zu ihrem Rechte kamen. Wie jeder Bürger auch über sein persönliches Interesse hinaus Anteil nehmen muß an den politischen Fragen seiner Gemeinde und seines Vaterlandes, so hat er als Mensch das Recht und die Verpflichtung, sich um die großen Fragen und Fortschritte der Menschheit zu bekümmern. Dieses Gefühl ist vielfach verloren gegangen, weil die materiellen Verhältnisse schon seit langer Zeit die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft in einen nur Wenigen zugänglichen Luxus verwandelt haben. Allein es ist an der Zeit, daß auch die minder Begüterten endlich das ihnen rechtlich zustehende volle Maß an dem geistigen Erbe und an der geistigen Blüte der Gesamtheit erhalten; denn auf diesem Gebiete ist doch sicherlich eine den Besitzverhältnissen folgende Ungleichheit am allerwenigsten gerechtfertigt.

Für einen solchen Zweck aber wird unseres Erachtens mit Einzelvorträgen nur wenig erreicht. Durch diese können wohl Leute von „allgemeiner Bildung“ Anregung zu selbständiger Beschäftigung auf verschiedenen Wissensgebieten gewinnen, nicht aber diejenigen, welchen im Laufe der Jahre bei harter Arbeit ums tägliche Brot auch noch jenes bescheidene Maß von Wissen abhanden gekommen ist, das man ihnen in ihrer Jugend gegönnt hat. Es ist erforderlich, daß die Lernenden nicht nur an die Oberfläche der Wissensgebiete herangeführt werden, sondern es müssen ihnen gleichzeitig Einblicke in deren Tiefen eröffnet und die Mittel in sie einzudringen an die Hand gegeben werden. Es muß nicht nur ein neugieriges Interesse geweckt, sondern dieses zu einem wissensbegierigen gestaltet werden, das zu einem liebevollen Durchdringen zwingend hinführt. Dazu ist aber unbedingt notwendig, daß Hörer und Vortragende in nähere persönliche Berührung treten, als das System der Einzelvorträge es gestattet. Der Hörer muß das Vertrauen gewinnen, daß er in seinem Streben nach Wahrheit und Klarheit einen erfahrenen und stets bereiten Führer vor sich hat. — Wirken die Einzelvorträge, zumal für den ungeschulten Geist, vielfach verwirrend und zersplitternd, so soll dem gegenüber das Bewußtsein von dem innigen Zusammenhange alles Menschlichen und Natürlichen endlich wieder allgemeinen Eingang finden, um denjenigen, welche den Glauben an eine sittliche Weltordnung nun einmal verloren haben, in der klaren Erkenntnis dieses Zusammenhanges Ersatz zu bieten. Die Verkörperung dieser universellen Idee soll ihnen die Stätte bieten, an der sie Belehrung suchen können für alle ihnen aufsteigenden Fragen und Zweifel — soweit es in menschlicher Macht steht, eine Antwort zu erteilen. Das von uns geplante Unternehmen soll daher eine Universität sein in des Wortes ausgedehntester Bedeutung, eine Universität, welche nicht nur alle Wissenschaft zu vereinigen bestrebt ist, sondern sie auch Allen, ohne Ausnahme, zu teil werden lassen will. Diese Universität soll denjenigen wahren Jüngern der Wissenschaft gewidmet sein, die nicht nur nach ihr streben, um zugleich auch von ihr zu leben, sondern die es als das höhere Ziel ansehen, für sie zu leben!

Die Einwände, welche gegen eine solche weitgehende Nutzbarmachung der wissenschaftlichen Gesamtarbeit erhoben werden, bedürfen in unserer demokratischen Zeit kaum mehr ernstlicher Widerlegung. Denn wir haben es ja längst nicht mehr mit der Bekämpfung der Dunkelheit zu thun, sondern eben jenem Halbdunkel von Begriffen erleuchtend abzuhelfen, das durch die oberflächliche Kenntnis einseitiger wissenschaftlicher Resultate erzeugt wird. Zudem handelt es sich gar nicht um die Verbreitung von Wissen als Selbstzweck, sondern vielmehr um die dadurch zu erzielende höhere Charakterbildung in der nationalen und menschlichen Gemeinschaft. Und gewiß wird eine solche wechselwirkend auch den vom guten Willen des steuerzahlenden Volkes abhängigen Hochschulen zu statten kommen, wenn sich die Erkenntnis von ihrem hohen Nutzen in den breitesten Schichten befestigt.

In der Einrichtung von Volkshochschulen sind uns Dänemark, England und Amerika längst vorangegangen. Freilich sind die betr. Einrichtungen sehr verschieden, wenn ihnen auch das Ziel einer höheren Bildung für alle Volkskreise gemeinsam ist. Das dänische System ähnelt in seinen Äußerlichkeiten mehr höheren, ziemlich gleichmäßig organisierten Fachschulen mit einem bescheidenen Ausmaß von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung; meist mit Alumnaten versehen, schließen sie während der Zeit ihrer Benützung jede Berufsthätigkeit aus. Bei einer vorwiegend agrarischen, durchschnittlich wohlhabenden Bevölkerung läßt sich dies auch durchführen. Doch schon regt sich auch in Dänemark Unzufriedenheit mit dem in mehr als 50jähriger Übung veralteten System: man verlangt nach einem Mehr von idealer Kost und drängt auf Umwandlung in der Richtung des englischen Systems.

Die englische „erweiterte Hochschulbildung“ (extension of university teaching) will vor allem Anregung zu einer edlen geistigen Thätigkeit bieten. Wie rein geistige Arbeit der leiblichen Auffrischung durch körperliche Übungen bedarf, so soll auch der in rein körperlicher Arbeit zur Unthätigkeit verurteilte Geist wieder zur Bethätigung angeregt werden. Gerade bei den schwersten Berufen, wie Bergleuten und Fabrikarbeitern, hat die Bewegung den größten Anklang gefunden, und mit großen materiellen Opfern haben sie die Einrichtung auch in den ungünstigsten Zeiten erhalten. England hält dabei das Prinzip der vollen Lernfreiheit aufrecht und überläßt den Hörern die Auswahl der Wissensgebiete. Man befolgt dort den Grundsatz, daß die Hochschule überall die Lernenden selbst aufsucht, anstatt sich von ihnen suchen zu lassen. Wo irgend Aussicht auf genügende Beteiligung sich zeigt, da ist auch ein Vortragender rasch gefunden, und die neue Pflegstätte der Wissenschaft tritt ins Leben. In den Kreisen der Dozenten und Studenten hat sich vielfach eine wahre Begeisterung für diesen Volkslehrberuf herausgebildet, und so hat England in 25jähriger Arbeit nicht nur das Volksschulwesen anderer Länder eingeholt, sondern in diesem höheren Volksbildungsgebiete die fortgeschrittensten Nationen bedeutend überflügelt. Institute wie Toynbee-Hall und People's Palace, mit ungeheuren Mitteln lediglich in den Dienst der allgemeinen Volksbildung gestellt, sind Musteranstalten für die civilisierte Welt. Man hat dort mit dem der Nation eigentümlichen praktischen Sinn eingesehen, daß nicht die Überlegenheit der Waffen, sondern die des Geistes in der Zukunft die Geschicke der Völker entscheiden wird.

In Amerika geht man sogar noch weiter: um auch ganz isoliert lebenden Personen die Wohlthat einer geistigen Beschäftigung zu gewähren, treten die dortigen Volkshochschulen mit solchen Wissensdurstigen sogar in brieflichen Verkehr. So bizarr es vielleicht klingen mag, so ist es doch ein beredtes Zeugnis für den durch ein solches System erzeugten Geist, daß — ein Viehknecht in Arizona in seinen Mußestunden Arabisch treibt. — Die Universität Chicago bietet z. B. im Winter 1895/96 im ganzen 118 Kurse (92 sechs- und 26 zwölfstündige) von 61 Dozenten an.

Deutschland hat bis jetzt nur in Gestalt der sich ziemlich ausschließlich auf dem Gebiet der allgemeinen Bildung bewegenden Humboldt-Akademie in Berlin einen schwachen Versuch aufzuweisen. Im letzten Winter aber ist Wien mit einem trefflichen Anfang im großen Stil in die Schranken getreten: 58 Kurse sind von insgesamt 6178 Hörern, wovon 20 % dem Arbeiterstande angehörig, besucht worden.

Auch in Bern wurden im letzten Winter Versuche gemacht, die einer lebhaften Anteilnahme der Bevölkerung begegneten; in Zürich haben die stark besuchten Vorlesungen des Herrn Professor Pernet im Vorjahr das Bedürfnis klar erwiesen; — und sogar in Rußland hat die Universität Odessa mit zweijährigen (bisher von ca. 1200 Hörern besuchten) Kursen einen erfolgreichen Anfang aufzuweisen. . . .

„Die gewaltigen Ergebnisse der Naturwissenschaften sollen in ihrer organischen Verbindung dem Leben nutzbar gemacht, in den Dienst der Volkswohlfahrt, der Volksgesundheit und der Erziehung gestellt werden. Die Geisteswissenschaften aber sollen in einer dem rein mechanischen Lernen entrückten Weise, kulturgeschichtlich und ethisch behandelt, den Sinn für die höheren Lebensaufgaben wecken und durch die Hinführung zum Verständnis der Künste bildend einwirken. Deshalb ist auch in unserem Plane die enge Verbindung mit dem Kunstleben und die größere Nutzbarmachung unserer wissenschaftlichen Bücherschätze vorgesehen. — Das Wirken der zu dieser Aufgabe sich berufen fühlenden Lehrkräfte wird auch für diese selbst und für die wissenschaftliche Forschung gewiß kein Schaden sein. Denn abgesehen davon, daß ihnen oftmals der Beifall und die Dankbarkeit wissens-

durstiger Volksgenossen mehr Befriedigung verschaffen wird, als die jetzige akademische Lehrthätigkeit, erscheint es dringend geboten, daß die Wissenschaft die notwendige, durch eine wachsende Spezialisierung verloren gegangene Fühlung mit dem Leben zurückgewinne, wenn sie nicht in die Bahnen der mittelalterlichen Scholastik wieder hineingedrängt werden soll." . . .

Der Aufruf, der eine Reihe gemeinnütziger Gesellschaften zu gemeinsamem Vorgehen einladet, schließt mit der Devise:
Das ganze Volk, erfüllt von dem Lichte der Wissenschaft!
Die Wissenschaft, getragen von der Anteilnahme des ganzen Volkes!

Schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur.

(Nach Berichten der „Züricher Post" und der „Neuen Züricher Zeitung".)

Das altberühmte Bad Schinznach im Aargau ist für Zusammenkünfte, wie die, welche letzten Sonntag dort stattfand, ein wie wenige geeigneter Ort. Von allen Seiten mit den Bahnzügen leicht zu erreichen, in ländlicher Abgeschiedenheit dem lärmenden Treiben der Städte entzogen, mit schönen Räumlichkeiten und allen Bequemlichkeiten eines angesehenen Badeortes ausgestattet und im stande, nach geistiger Arbeit auch der leiblichen Seite Erfrischung und Erholung zu bieten, ist Bad Schinznach ein köstlicher Ruheport für geistige Sammlung und für die stille Vorbereitung von Plänen, die sich später auf der lauten Bühne des Lebens als probehaltig bewähren sollen. Etwa hundert Herren und Damen aus den Kantonen der Ost-, Mittel- und West-Schweiz, hauptsächlich aus St. Gallen, Zürich, Bern und Basel, hatten sich bei herrlichem Wetter eingefunden, um der „ethischen Bewegung" in weiteren Kreisen einen neuen Anstoß zu geben. Um 11 Uhr begannen die Verhandlungen im kleinen Saale, die in Abwesenheit des durch Unwohlsein verhinderten Herrn Prof. Haggenmacher von Herrn Gustav Maier geleitet wurden. Der Vorsitzende entbot den Anwesenden einen freundlichen Willkomm und erinnerte dann an die helvetische Gesellschaft, die im letzten Jahrhundert von zürcherischen und baslerischen Patrioten gegründet worden und trotz ihrem aristokratischen Charakter auch eine „ethische Gesellschaft" gewesen ist. Die Worte, die J. C. von Orelli 1822 über diese Gesellschaft gesprochen, können auch für uns noch als Programm gelten.

Ein schön gezeichnetes Bild der Ziele der ethischen Gesellschaft gab Herr Pfarrer Pflüger von Dußnang. Er gehört zu der Generation jüngerer Pfarrer, die einen starken Drang in sich fühlen, ins soziale Leben der Gegenwart als lebendig wirkende Kräfte hinauszutreten und dem Volk nicht bloß Tröster zu sein, sondern mitzuarbeiten am großen Werke der sozialen Reform. Sie begnügen sich nicht damit, in ihren freien Stunden ihren Kohl im Pfarrgarten zu pflanzen und würdevoll herablassend das Sametkäppchen zu lüften, wenn am Zaun ein Schäflein ihrer Herde mit respektvollem Gruß vorübergeht; sie benutzen ihre Muße zu gründlichen Studien über die gesellschaftlichen Zustände, um als wohlgerüstete Streiter sich in die Reihen der sozialen Kämpfer zu stellen. Pfarrer Pflüger ist ein Typus dieser arbeitsfreudigen Pastorengeneration, eine sympatische Erscheinung, die in ihrem ganzen Auftreten begeisterten Idealismus, überzeugte und überzeugende Wahrheit atmet. Er bot — wir müssen uns leider aus räumlichen Verhältnissen mit Andeutungen begnügen — eine Übersicht über die ethischen Bewegungen der Geschichte, von den griechischen Philosophen bis zur jüngsten, deren Träger die ethischen Gesellschaften in Amerika, England, Deutschland und die jüngste, die schweizerische sind. Die größte aller ethischen Bewegungen sieht er in der Arbeiterbewegung, deren sittlicher Wert meist unterschätzt wird. Wohl sind auch andere Bestrebungen, wie die der gemeinnützigen Gesellschaften aller Art, ethischer Natur, aber sie machen unsere Gesellschaft nicht überflüssig, denn deren Zweck ist es, die Ethik auf allen Gebieten zu sammeln, zusammenzufassen und auf das Volksleben befruchtend zurückzuwirken, nicht mit Gedanken nur, sondern auch mit der That*). Die Wärme des schönen Vortrags weckte lebhaften Beifall.

In der Debatte wünschte Prof. Vetter eine gründliche Erörterung der Prinzipien der ethischen Gesellschaft; sie müsse entschieden Stellung nehmen gegen den mit den Interessen der Gesamtheit in Widerspruch stehenden Kapitalismus und den Konfessionalismus. Man dürfe sich nicht nur mit der Pflege von Gedanken und Gefühlen begnügen, sondern müsse aggressiv vorgehen. Von mehreren Rednern wurde indessen betont, daß dieser Kampf gegen den unberechtigten Kapitalismus und Konfessionalismus bereits im Programm enthalten sei, eine lange Debatte über die Einzelprinzipien würde ins Uferlose führen. Man ging deshalb, dem sanften Druck des Vorsitzenden nachgebend, zur Besprechung des Projektes einer in Zürich zu gründenden Volks-Universität über.

Auch diese Anregung gab zu einem lebhaften Meinungsaustausch Anlaß, indem sie zum Teil scharf bekämpft wurde. So von dem Sanitätsreferent Herrn Dr. Schmid (Bern), der darin ein Katheder-Produkt erblickt und die Ausdehnung der Hochschulbildung das Ende der ethischen Bewegung nennt, ebenso von Herrn Redakteur Dr. Wettstein (Zürich), der nicht will, daß man mit der Volksbildung an der Spitze beginne und dadurch den Ausbau der Volksschule schädige. „Unser Volk will diese vorgeschlagenen Kurse nicht." Dagegen wurde das Projekt von Prof. Vetter, Pfr. Pflüger, Prof. Dodel, Stadtrat Schrag, Landrat Gschwind, Schulinspektor Wyß, Redakteur Dr. H. Müller u. a. befürwortet, wobei namentlich betont wurde, daß man sich bei der Ausführung des Projekts insbesondere auch auf die Arbeiterschaft stützen solle. Herr Dr. Müller meinte, es sei nicht einmal wünschenswert, daß die Kapitalisten das Unternehmen unterstützen.

Von einer sofortigen Erledigung des Gegenstandes wurde abgesehen und beschlossen, die Sache einer Versammlung aus weiteren Kreisen in Zürich vorzulegen. Ein gemütliches Bankett, mit einem Spaziergang auf die Habsburg schloß den Tag, der keinem der Teilnehmer ohne bleibende Anregungen vergangen ist.

*) Der Vortrag wird in der nächsten Nummer zum Abdruck gebracht werden. D. Red.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die „Ethische Kultur" erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2224) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 27. Juni 1896.	Nr. 26.

Inhalt: Der Fall Thröner und die Ethik. Von P. Natorp. — Idealer Anarchismus. Vom Herausgeber. — Auf halbem Wege gefallen. Von Peter Rosegger. — Vermischtes: Zur Pathologie des Nationalismus. — Bücherbesprechungen: Gustav Thudichum, Weib oder Persönlichkeit (Fr. W. Foerster). Leopold Jacoby, Cunita (Gustav Maier). — Aus der ethischen Bewegung: Jena. — Aufruf.

„Der Fall Thröner und die Ethik."

Bemerkungen zu F. Staudingers Aufsatz in Nr. 24 von Prof. Dr. P. Natorp in Marburg.

Freund Staudinger ruft mir ein „Hic Rhodus, hic salta!" zu. Ich habe nämlich irgendwo die *unbedingte Geltung sittlicher Gesetze* verteidigt, und als Beispiel den Satz gebraucht: „*Krieg ist an sich und unbedingt unsittlich.*" Warum ziehe ich daraus nun nicht die Folgerung, für meine Person nicht bloß jede Teilnahme am Krieg, sondern überhaupt jedes Verhalten, welches die Zulässigkeit des Krieges anzuerkennen scheint, unbedingt abzulehnen; z. B. Steuerzahlung für Militärzwecke; folgerecht aber die Zugehörigkeit zu einem Staate überhaupt, der unter irgend welchen Umständen die Beteiligung am Krieg oder Beisteuer dazu mir zur Pflicht macht? Denn schon durch die bloße Staatsangehörigkeit erkenne ich ja die Gesetze und Einrichtungen des Staates stillschweigend, als Beamter sogar ausdrücklich unter meinem Eide, an.

Ich vermute, daß sich der nachdenkende Leser die Antwort schon gegeben hat. Um aber nicht den Vornehmen zu spielen und zugleich wenn auch noch so wenig zur Klärung der Sache beizutragen, will ich mich nicht weigern, selbst Rede zu stehen.

Der Satz „Krieg ist an sich und unbedingt unsittlich" besagt, so wie ich ihn aussprach und begründete, nicht mehr und nicht weniger als: daß von dem Augenblick an, wo der Gedanke des Sittlichen klar erfaßt ist, als unausweichliche Konsequenz daraus fließt: *Krieg soll nicht sein.* Er war nicht vordem etwas Sittliches und ist dann zu etwas Unsittlichem geworden, sondern seine Verwerflichkeit folgt aus dem Grundgesetze des Sittlichen mit einer Konsequenz, die von zeitlichen Bedingungen ebensowenig abhängt, wie die Wahrheit des Satzes: $2 \times 2 = 4$.

Die Einsicht, daß Krieg an sich nicht sein sollte, ist nicht erst eine Errungenschaft unseres, durch sittliche Klarheit keineswegs hervorragenden Zeitalters. Sie ist fast so alt wie die reinere Erkenntnis des Sittlichen überhaupt. Wir alle haben sie sozusagen mit der Muttermilch eingesogen, da man uns von früh auf das Gebot einprägte: Du sollst nicht töten, und uns lehrte, in den Menschen unsere Brüder zu sehen. Die Menschen der Zeiten, die jenes ganz absolute Gebot aufstellten und es unter den heiligsten Vermächtnissen von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, haben an seine bedingungslose Wahrheit gewiß treuherziger geglaubt als die Menschen von heute, auch wenn sie vielleicht skrupelloser töteten und den Todesstreich empfingen. In der That, welcher sittliche Grund, der heute gegen den Krieg spricht, hätte nicht von jeher, seit es ein menschlich-sittliches Bewußtsein giebt, ihn verurteilt? Also nicht einmal in der Erkenntnis dessen, was in Hinsicht des Krieges sittlich recht ist und nicht, ist ein sonderlicher Fortschritt, etwa von den jüdischen Propheten bis heute, zu bemerken. Wäre das aber, so wäre darum noch lange nicht richtig, daß der Krieg zu irgend einer Zeit sittlich recht *gewesen* und erst neuerlich zum Unrecht *geworden*, ja es so ganz auch heute noch nicht sei.

Dagegen ist ein Unterschied nicht zu verkennen, was die *Möglichkeit der Verwirklichung* der so alten sittlichen Forderung betrifft. Es sind, nach der Überzeugung vieler, nicht bloß Möglichkeiten, sondern nahezu zwingende Antriebe, den Krieg auszuschließen, in diesen letzten Zeiten hervorgetreten, an die früher nicht gedacht werden konnte. Staudinger selbst hat darüber (in Nr. 3 dieses Jahrgangs) so vortrefflich gehandelt, daß ich den Leser nur daran zu erinnern brauche.

Das ist aber etwas ganz anderes, als daß sich der *Inhalt der sittlichen Forderung* geändert hätte. Gab es vordem keine Möglichkeit, dem Kriege auszuweichen, können selbst heute noch Verwickelungen eintreten, die ihn unvermeidlich machen, kann daher die Rücksicht auf den immerhin möglichen Krieg aus den Gesetzen und Einrichtungen der Staaten vorläufig nicht verschwinden, so ist der Einzelne, der nach Lage der Umstände darein willigt oder irgendwie dazu mitwirkt, dafür sittlich nicht verantwortlich zu machen. Ist doch vieles sittlich Geforderte zur Zeit nicht zu ermöglichen, vieles Unrechte nicht zu vermeiden. Alles, was Staudinger anführt, im Sinne einer Modifikation der sittlichen Verpflichtung durch die jeweilige Entwickelungshöhe der Gemeinschaft, scheint mir nur diese einfache Wahrheit zu bestätigen, dagegen für eine Änderung des Inhalts des sittlichen Gebotes nicht das geringste zu beweisen.

Indessen, wenn ich für meine Person doch anerkenne, daß das Aufhören des Krieges schon jetzt ein Gegenstand ernster Erwägung sein müsse, folgen daraus für mich persönlich nicht vielleicht doch die genannten praktischen Konsequenzen?

Gewiß — wenn ich das Martyrium für den geeignetsten Weg der sittlichen Propaganda halte; oder wenn ich, als Mennonit, als Anhänger Tolstois, oder einfach als Christ, mein Vaterland im Himmel habe, die sittliche Pflicht gegen das irdische Vaterland dagegen entweder gar nicht anerkenne oder doch nicht eben hoch veranschlage; mit einem Worte, wenn ich ethischer Individualist, und folgerecht idealer Anarchist bin.

Allein wenn nun von diesen Voraussetzungen keine zutrifft? Wenn ich ein irdisches Vaterland und als dies Vaterland den *Staat* anerkenne? Wenn ich meine sittliche Pflicht überhaupt als Pflicht, zwar nicht gegen die Gemeinschaft,

aber doch in und mit ihr auffasse, und danach meine konkrete sittliche Aufgabe mir bestimme?

Das ist für mich die einzig ernste Frage, und es wundert mich, daß nicht auch Staudinger sie nur hier gesehen hat. Bin ich vielleicht dem Staatsgesetze *überhaupt* sittlich verbunden? Verbunden also auch da, wo es mit dem absoluten Sittengesetz *nicht* im Einklang steht?

Keine Staatsverfassung kann den höchsten sittlichen Forderungen je unbedingt gemäß sein. Daraus folgt unweigerlich eins von beiden: entweder der Anarchismus, oder die Notwendigkeit, dem Staatsgesetz selbst da nachzuhandeln, wo es dem Sittengesetz vor der Hand nicht entspricht.

Ich täusche mich nicht darüber, daß ein gewisser hoch idealer Anarchismus unter unseren Gebildeten Fortschritte macht, ja manchen ohne sein Wissen und Wollen mit fortreißt. Ich will es nicht zurückhalten, daß ich auch aus der „Ethischen Kultur" bisweilen diesen Eindruck mitgenommen habe. Ein Wort, wie das von Wörishoffer (in Nr. 24), der ein „*treues Stehen zu dem Staate, als dem allein denkbaren Träger des Gedankens der sozialen Reform*" anempfiehlt, nimmt sich in der „Ethischen Kultur" fast wie ein Fremdling aus.

Was mich betrifft, so wüßte ich dem Anarchismus nicht auch nur die Spitze des kleinen Fingers zu reichen. Wo die bestehenden Gesetze und Einrichtungen des Staates mit den sittlichen Forderungen nicht im Einklang sind, da halte ich es gewiß für Pflicht, mit der sittlichen Kritik nicht zurückzuhalten. Ich verstehe darunter aber nicht: die sittliche Überzeugung unter allen Umständen und auf jede beliebige Weise zu „bekennen" und was immer dafür zu leiden; sondern sie in strenger wissenschaftlicher und praktischer *Arbeit* zu *begründen und darzustellen*, und sie so durch ruhige Vernunft und die Logik der Thatsachen, fernab von allem Fanatismus, zu propagiren. In jedem Fall aber halte ich für Pflicht, den Gesetzen des Staats zu gehorchen, solange sie in Geltung stehen. Denn jeder, gleichviel ob aktive oder passive Widerstand gegen die staatliche Exekutive ist ein Angriff auf den Bestand des Staates; ich aber halte ein „treues Stehen zum Staat" als dem „allein denkbaren Träger" des *gemeinsamen sittlichen Fortschritts* der Menschheit für eine sittliche Pflicht ersten Ranges. Die *ganze* sittliche Arbeit ist so viel als nur möglich auf den Boden des Staats zu stellen.

In dieser Haltung stärke ich mich von Zeit zu Zeit durch die Lesung von *Platons „Kriton"*. Seht da einen „Märtyrer": Sokrates im Kerker, am Morgen seiner Hinrichtung. Der Freund hat ihm den Weg zur Flucht geebnet, er weigert sich, ihn zu gehen. Weshalb? Um durch sein Martyrium der Sache, für die er leidet, eine Gloriole zu verschaffen? Nein, sondern aus dem höchst nüchternen Grunde: weil man *dem Staate Gehorsam schuldet*, weil „geschlichtete Rechtssachen gültig bleiben müssen", wenn anders *der Staat bestehen soll*. So steht dieser Mann zum Staate; zu dem Staate, der ihn soeben, offenbar widerrechtlich, unvernünftig, unsittlich, verurteilt hat; an dessen Gesetzen und Einrichtungen er zeitlebens die unerbittlichste Kritik geübt, von dem er ebendeswegen nicht wert erklärt worden ist zu leben, da er es nicht über sich brachte, auf solche Kritik zu verzichten. Gegen diesen Staat fühlt sich dieser Mann verpflichtet zum Gehorsam bis zum Giftbecher. Durch Ungehorsam gegen ihn, würde er, wie er meint, den Spruch der Richter nachträglich wahr machen; denn wer das Gesetz des Staates verderbe, der sei in der That ein „Jugendverderber" und der schwersten Strafe schuldig. Und wer den irdischen Gesetzen nicht Treue gehalten, den werden auch „ihre Brüder, die Gesetze im Hades" — bei Platon ständiges Gleichnis für das „unsichtbare" Sittengesetz — nicht lossprechen!

Mit wem halten wir es, mit dem Mennoniten Thröner oder mit dem Philosophen Sokrates?

Ich stelle mich auf Seite des Fachmanns.

Verlasse ich also den Standpunkt der „absoluten" Moral? Sicherlich, wenn man darunter versteht, daß wir das absolute Ziel gleichsam in der Luftlinie erfliegen sollten. Das ist aber, wie man sieht, nicht die Meinung. Es ist doch zweierlei, das Ziel, und der Weg dahin. Das Ziel muß feststehn, sonst wüßten wir garnicht, wo aus noch ein. Aber damit allein wissen wir allerdings noch nicht den Weg. Wir müssen auch den Boden kennen, auf dem wir, als arme Erdenkinder, mit diesem Häuflein Muskeln und Nerven, in Müh und Arbeit uns fortzuschaffen haben. Da geht's oft abwärts, während das Ziel leuchtend droben liegt, es geht seitab und zurück, und wir wissen doch, es liegt vor uns. Und hätten wir die wächsernen Schwingen, die uns in grader Linie zu ihm zu tragen verheißen, die Sonne des Ideals selbst würde sie uns zerschmelzen und uns elend hinabstürzen.

Stände ich bloß als Einzelner dem Ideal gegenüber, ich könnte denken es in grader Linie zu erreichen. Aber mein Streben steht in der Gemeinschaft. Wollte ich selbst, ich könnte nicht von ihr los. Würde ich mir zum Ziele setzen, bloß meine Seele zu erretten, ebendamit würde ich sie verlieren. Also muß ich an der Gemeinschaft halten. Und zwänge sie mich zu dem Wahnsinn des Krieges, lieber wollte ich sogar ihren Wahnsinn mit ihr teilen, als von ihr lassen. Allein ich würde besonnen bleiben, und keinen Augenblick ablassen zu erklären: *Es ist ein Wahnsinn.*

Idealer Anarchismus.

Vom Herausgeber.

Das von Prof. Staudinger und Prof. Natorp behandelte Problem wäre noch von einem vermittelnden Standpunkt aus zu besprechen; heute möchte ich Herrn Prof. Natorp einige Worte zur Erläuterung unserer Stellungnahme gegenüber dem *heutigen Staate* erwidern. Folgende Äußerung seines Aufsatzes regt mich dazu an:

„Ich täusche mich nicht darüber, daß ein gewisser hoch idealer Anarchismus unter unseren Gebildeten Fortschritte macht, ja manchen ohne sein Wissen und Wollen mit fortreißt. Ich will es nicht zurückhalten, daß ich auch aus der „Ethischen Kultur" bisweilen diesen Eindruck mitgenommen habe. Ein Wort, wie das von Wörishoffer (in Nr. 24), der ein „*treues Stehen zu dem Staate, als dem allein denkbaren Träger des Gedankens der sozialen Reform*" anempfiehlt, nimmt sich in der „Ethischen Kultur" fast wie ein Fremdling aus."

Herr Prof. Natorp hat nicht ganz Unrecht. In der That stehen viele Ethiker der Anschauung sehr nahe, welche er als idealen Anarchismus bezeichnet — obwohl wir diese Bezeichnung ablehnen, weil in ihr die Hauptsache verschwiegen wird, daß gerade der erstrebte ideale Zustand den höchsten Grad von Herrschaft, nämlich die sittliche Bändigung der rohen Kraft verwirklichen soll. Im übrigen aber ist meines Erachtens selbstverständlich, daß jede Stärkung der sittlichen Selbstgesetzgebung zugleich einen Vorstoß gegen die äußerliche Zwangsordnung des staatlichen und kirchlichen Autoritätswesens bedeutet; weitblickende Träger der bestehenden Staatsverwaltung sehen dieser Ablösung durchaus mit Vertrauen entgegen, weil eine höhere Vorstellung vom Wesen menschlicher Ordnung ihnen die Augen öffnet über die wachsende Unmöglichkeit, dem immer verwickelteren Ineinandergreifen der Menschenkräfte und den dadurch gesteigerten Anforderungen an die Selbstthätigkeit des Einzelnen, mit Bevormundung und autoritärer Bewachung zu genügen.

Zu diesen Männern gehört doch wohl auch Herr Dr. Wörishoffer, und ich denke, er fühlt sich auf unserem Boden nicht als Fremdling, sondern unter treuen Mitarbeitern. Allerdings will ich nicht verschweigen, daß ich nicht mit ihm den „Staat als den einzig denkbaren Träger der sozialen Reform" betrachten kann. Gewiß kann zunächst gesetzlicher Arbeiterschutz nur vom heutigen Staate ausgehen. Aber die Schutzgesetzgebung ist doch nur eine Vorarbeit der sozialen Reform. *Die eigentlichen Träger der sozialen Reform sind vielmehr die auf Selbsthilfe beruhenden Organisationen der Arbeiter.* Alle wahre gesellschaftliche Erneuerung muß *Massendasein in persönliches Leben* umwandeln und dem Ganzen selbstständige Kräfte erwecken, statt die Lasten der Vormünder zu verdoppeln. Nicht für die

Arbeiter, sondern durch die Arbeiter muß das Werk vollbracht werden. Somit ist Freiheit die Lebensluft der sozialen Neuordnung und die Solidarität der arbeitenden Klasse das Hauptfundament ihrer sozialen Emporentwickelung.

Von diesem Gesichtspunkte aus dürfen wir bei allem Gehorsam gegen die vorhandenen Gesetze nicht zum heutigen Staate stehen und seine Machtstellung verstärken — steht er doch unter dem Einfluß reformfeindlicher Klassen — sondern wir müssen alles aufbieten, um ihn im Interesse der wahren Ordnung, d. i. einer gerechten Verteilung von Ertrag und Arbeit, zur äußersten Zurückhaltung zu bestimmen. Herr Dr. Wörishoffer muß das selbst wünschen. Seine Fabrikinspektionsberichte treten alljährlich warm für die Koalitionsfreiheit der Arbeiter ein. Was sagt der Staat dazu? Zu staatlichen Schutzgesetzen ist er gern bereit. Da bietet die Regiernng dem ganzen Reichstag die Stirn. Aber wenn der Reichstag reichsgesetzliche Gewährleistung der Vereinsfreiheit fordert, dann hüllt sich die Regierung in Schweigen. Sollen wir auch hier treu zu diesem Staate stehen und seine Machtstärken? Nein. Denn ein Schutzgesetz gegen den Staat und sein autoritäres Eingreifen in die soziale Bewegung ist heute noch dringender als alle Schutzgesetze gegen die Unternehmer! Was bedeuten einige wenige Schutzgesetze, die mühsam den machthabenden Klassen abgerungen sind, gegenüber der gewaltigen Reformarbeit, welche eine knebelfreie Arbeiterbewegung zustande bringen kann! Höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit, Arbeitslosenversicherung, Aufhebung der Hausindustrie, konsumgenossenschaftliche Organisation mit ihren weitreichenden Aussichten — das alles kann auf dem Boden der vollen Koalitionsfreiheit durch die sittigende Selbsthilfe der bedrückten Klassen entwickelt werden.

Daß die deutsche Arbeiterorganisation und damit auch die soziale Reform in Deutschland noch so unentwickelt ist — das verdanken wir großenteils dem allzu treuen Stehen zu **dem** Staate, dessen Machtkonzentration und straffe Disziplin in feindlichstem Gegensatz zur freien Bewegung neugeborener Volkskräfte steht. Wenn Herr Prof. Natorp „die ganze sittliche Arbeit soviel als nur möglich auf den Boden des Staates stellen“ will — eines Staates, dessen wirtschaftliche Träger zur Zeit die Agrarier und die Großindustriellen vom Schlage des Herrn von Stumm sind — nun, so steht er nicht mehr auf dem Boden der Thatsachen, sondern ist ein Bürger eines Idealstaates, der da kommen soll.

Im übrigen stehen wir Herrn Prof. Natorp näher als er vielleicht glaubt. Auch wir kämpfen für Ordnung und nicht für Unordnung. Weg darum mit dem bösen und hier verwirrenden Worte „Arnachismus“! Edle Gemeinschaftsordnung erscheint auch uns als der Lebensboden aller sittlichen Kräfte. Aber warum identifiziert Natorp Staat und soziale Ordnung? Eine auf Freiheit und Selbstgesetzgebung gegründete Gemeinsamkeit gebietet über viel reichere Mittel der gegenseitigen Erziehung und über viel festere Bande des Zusammenschlusses, als das alte Autoritätswesen, Staat genannt, welches mit der rohesten Unordnung auf sittlichem Gebiete durchaus verträglich ist.

Auf halbem Wege gefallen.

Eine Erzählung von Peter Rosegger.

In einer Tischgesellschaft von ernsten Männern kam eines Abends das Gespräch auf die Welttauglichkeit des Evangeliums. Mehrere der Anwesenden behaupteten, die christliche Lehre trage nicht allein die Bürgschaft der ewigen Seligkeit in sich, sondern auch das Glück auf Erden, den Frieden in der Gesellschaft, das Gedeihen jedes Einzelnen.

Einer war da, der solches bestritt. „Wenn jedermann nach der christlichen Lehre lebt,“ sagte dieser, „dann vielleicht. Dann gebe ich's zu, daß sie auch auf Erden zum Glücke führen kann. Anders ist es, wenn nur Einzelne darnach leben. Für diese ist sie dann durchaus nicht förderlich, der Einzelne geht vielmehr zeitlich daran zu Grunde. Vorausgesetzt, daß es möglich ist, die hohe Lehre in ihrer ganzen Strenge zu befolgen, macht sie den Menschen für die Aufgaben und Bestrebungen der modernen Gesellschaft ganz und gar unfähig, ja kann — mißverstanden — auf Irrungen und Abwege führen, wovon ich ein Beispiel aus dem Leben zu erzählen wüßte.“

Hierauf sagte ein anderer: „Wenn Sie ein Beispiel wissen, daß die Befolgung der christlichen Lehre auf Abwege führt, so weiß ich hunderte und tausende von Beispielen, daß die Nichtbefolgung derselben zum Verderben führt.“

Nun, das sei selbstverständlich, meinten mehrere, und sei längst bewiesen. Interessant jedoch dürfte der Ausnahmsfall sein, wenn ihn jener erzählen wolle.

Der Aufgeforderte sprach: „Da wohl nicht zu befürchten steht, daß das Schicksal des Helden meiner Geschichte einen von uns der christlichen Lehre noch mehr entfremden könnte, als es, wie wir uns kennen, wahrscheinlich ohnehin schon der Fall ist, und da sich von uns wohl überhaupt keiner so wörtlich in die Bergpredigt einlassen wird, als es mein Herr Eberhard gethan, so werde ich die Geschichte wohl ohne jeglichen Widerspruch erzählen dürfen. Die Lehre, wenn man schon eine daraus ziehen wollte, könnte ja immerhin die sein: der Eine ging an der Befolgung des Christentums nur deshalb zu Grunde, weil es nicht auch die Übrigen befolgten.“

Und hierauf begann er zu erzählen:

Im Landstädtchen K. lebte ein junger Buchhandlungsgehilfe Namens Eberhard Roland. Er war einige Jahre vorher aus einem Nachbarsorte eingewandert, nachdem er dort seine Mutter und seine Schwester begraben hatte. Das waren seine einzigen Verwandten gewesen, er hatte ihnen wacker leiden geholfen. Die Rolande waren einst eine geachtete Bürgersfamilie gewesen und dann von einem unermeßlichen Unglück heimgesucht worden. Ein Roland war nämlich einer schweren Gewaltthat wegen zum Tode verurteilt und dann durch den Strang hingerichtet worden. Das war der Großvater des Eberhard gewesen. Von jener Zeit an war es mit der Familie abwärts gegangen, sie war entehrt, gemieden, verachtet. Das Geschäft stockte, ging zu Grunde, die Familie verarmte, brachte sich viele Jahre lang zwar redlich, aber kümmerlich durch. Man hatte nichts einzuwenden gegen die fleißigen Leute, daß aber jener Roland gehenkt worden war, blieb ihnen unvergessen und blitzte bei jeder Gelegenheit hervor. Eberhards Vater war als Leinweber in jungen Jahren gestorben, der Sohn hatte die Buchbinderei gelernt und mit diesem Handwerk Mutter und Schwester recht und schlecht ernährt, bis beide bei einer Seuche in einer und derselben Woche gestorben waren.

Seither wohnte Eberhard in der Stadt K., wo er vom Buchbinder zum Buchhändler aufstrebte, nachdem er es vorher mit mehreren anderen Erwerbsarten vergebens versucht hatte. Er war ein unruhiger Geist und sprang in Gegensätzen hin und her. Von einigermaßen beschaulicher und sogar schwärmerischer Naturanlage trug er sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, in ein Mönchskloster zu gehen, bis er in ein Bankgeschäft als Briefschreiber eintrat. In kurzer Zeit war er Buchhalter und hatte sich etliche hundert Thaler Vermögen erspart. Da mietete er sich vor der Stadt einen Heuschoppen und begann mit Holz und Kohlen zu handeln. Als höchst anständiger Geschäftsmann bald bekannt, begann der Handel zu blühen, aus dem Schoppen ward ein stattliches Magazin, dem sich größere Lager anschlossen; aus dem schlichten Buchbinderjungen war ein geachteter Kaufmann geworden. Bei dem allem blieb es aber nicht; von hübscher Gestalt und freundlichem Wesen gewann er die einzige Tochter des Bankinhabers, bei dem er in Diensten gestanden, und wurde ein wohlgesetzter Ehemann und Hausvater. Ein Jahr später kam ein kleines Kind und ein großer Treffer, er hatte in der Staatslotterie das Hauptlos gezogen. Jetzt war er auf einmal ein halber Millionär und er wußte eigentlich selbst nicht, wie das zugegangen.

Nun hatte in ihm aber sachte eine Änderung stattgefunden, die er wohl selber erst etwas spät bemerkt. Einst in armen Kreisen lebend, war er sehr mitleidig gewesen, und hatte er schon in der That nur wenig Gutes thun können für die Notleidenden, so hatte er für sie doch stets ein warmes Herz,

man dem Heiland auf dem ganzen Wege nachfolgt, so kommt man in den Himmel, wenn man auf halbem Wege ablenkt, so kommt man in den Kerker. Gelitten muß es in beiden Fällen sein. Wer nicht **unschuldig** will leiden, der muß büßen!

Vermischtes.

Zur Pathologie des Nationalismus. Wir entnehmen der „Allgemeinen Deutschen Universitätszeitung" folgende Mitteilung aus Wien.

„Eine von den Wiener arisch-nationalen Studenten einberufene Protestversammlung gegen die ungarische Milleniumsfeier wurde von der Polizei verboten. Statt dessen wird nun eine Entschließung „nach kurzer Rücksprache beschlossen" und veröffentlicht, deren Inhalt kurz folgender ist. Da die Magyaren bei ihrer Invasion, die angeblich vor 1000 Jahren stattfand, das übrige Europa verheerten und durch Mord und Raub, durch Sengen und Brennen zur Plage unserer Vorfahren wurden, da sie stets die arischen Völker nicht mongolischen Ursprunges zu knechten bestrebt waren, da sie durch ihr unverfroren-anmaßendes Benehmen, sowie durch ihre rohe Unduldsamkeit, mit der sie alles nicht magyarische beschimpfen, jeden nationalen Arier von Rechts- und Billigkeitsgefühl empören müssen .... so erachtet es die Wiener arisch-nationale Studentenschaft als ihre heilige Pflicht, durch ihre Vertreter feierlich gegen das sogenannte Millenium Stellung zu nehmen ...."

An der Spitze dieser Resolution steht ein Vertreter der deutschen und der reichsdeutschen Studentenschaft. In einem Augenblick, in welchem ein ungarischer Minister eine Reihe älterer deutschfeindlicher Volkslieder aus dem Schulgebrauch entfernen läßt, um nicht alte Gehässigkeiten wachzuhalten — da wissen die germanischen Jünglinge nichts besseres, als längst zerrissene Schuldscheine wieder zusammenzuflicken. Ließen sich nicht vielleicht durch indogermanische Sprachforschung noch ältere Sünden der Mongolen am arischen Stamme nachweisen? Unglaubliche Kinderei! Und für die Erhaltung eines solchen Deutschtums im Auslande soll man sich begeistern und Schulvereine bilden! F.

Bücherbesprechungen.

Weib oder Persönlichkeit? Von Gustav Thudichum. München 1896. Staegmeyr'sche Verlagshandlung.

Eine sehr klare und förderliche Betrachtung. Der Verfasser wendet sich gegen diejenigen Gegner der Frauenbefreiung, denen „jeder Schritt vorwärts zur Persönlichkeit zugleich ein Rückschritt in der Weiblichkeit" ist und weist nach, daß allein die entwickelte Persönlichkeit eine vollkommene Frau sein könne. Sehr anziehend entwickelt der Verfasser seinen Begriff der Persönlichkeit. Jeder, der ein ernstes Bemühen zeigt, persönliche Ideale zu verwirklichen oder auch nur die ihm von anderen gestellten Aufgaben selbstdenkend und selbstthätig zu lösen, ist ihm „Persönlichkeit" — mithin auch „jede Frau, welche die Erziehung ihrer Kinder oder die Besorgung ihrer Hauswirtschaft unter dem Gesichtspunkt einer Lebensaufgabe auffaßt." Keine Persönlichkeit haben dagegen jene Frauen, die ohne jeden Lebensplan dahinvegetieren, schlechthin als Frauen, mögen sie auch noch soviel „Bildung" besitzen, d. h. jenes tote Wissen, das man für Geld auf Reisen, in Theatern, Kunstausstellungen und aus Romanen möglichst mühelos erwirbt ..."

Denjenigen, welche von der geistigen Befreiung der Frau die Anmut der weiblichen Hingebung bedroht sehen, antwortet der Verfasser sehr treffend: „Die Wahrnehmung, daß das liebe Gretchen das alte nicht mehr ist, müssen wir hier richtig erklären. In den letzten drei Jahrzehnten hat es bedeutend zugenommen an Weisheit und Willensstärke. Gretchen reflektiert jetzt viel über sein Schicksal; es verlangt größere Garantien für die Zukunft, besonders gegen den Verrat seiner Liebe. Es sieht voraus, dieser kann geradezu vernichtend auf sein Leben wirken. Es verlangt darum nach einer Verkettung nicht nur der Geschlechter, sondern auch der beiderseitigen Persönlichkeit ... Aber an Liebesfähigkeit hat es darum nicht im mindesten eingebüßt. Wenn es mit seiner Liebe zurückhaltender geworden, so liegt das nur am Manne ... Die Perle warmherziger Weibesliebe muß eine Zeitlang im tiefen Meer versenkt werden, wie auch Völker zeitweise ihre Kronen versenkten, weil kein würdiger Träger lebte."

Wird aber durch die Gleichstellung der Frau nicht der Konkurrenzkampf um den Beruf ins Maßlose gesteigert werden? Der Verfasser antwortet hier mit einer sehr wertvollen Betrachtung. Der höhere soziale Geist, der sich in der Anerkennung des Rechtes der Frau auf persönliches Leben kundgiebt, dieser Geist wird auch zu einer gesunderen Ordnung und Sicherung der menschlichen Arbeit führen und dadurch den Konkurrenzkampf mildern.

Auch in der Frage des Wahlrechts der Frauen hat der Verfasser bis zu Ende durchgedacht und daher eine klare Formulierung der entscheidenden Argumente gefunden. „Sollen die urteilslosen Wählermassen noch vergrößert werden?" so wird gefragt. Im Gegenteil! lautet seine Antwort. Der Frau Freiheit geben, heißt ihre Persönlichkeit anerkennen. Persönlichkeiten allein teilen die Masse ... Der Sinn der Frauenbewegung ist der, viele selbstdenkende Frauen heranzubilden, die das größte Interesse daran haben, daß im Lande die Ordnung aufrecht erhalten bleibt; daß Recht vor Gewalt gehe."

Zum Schluß wird gezeigt, in welchem Sinne die Frauenfrage die dringendste vaterländische Frage überhaupt sei: durch die Befreiung der Frau werden nicht nur zahlreiche wirtschaftliche Kräfte frei, sondern vor allem jenes Maß sittlicher und gedanklicher Kraft, durch die allein eine sinngemäße und vor allem friedliche Veränderung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse ermöglicht wird.

Wir wünschen der anziehenden und lichtvollen Schrift die weiteste Verbreitung; zur Aufklärung vorurteilsvoller Männer — und Frauen ist sie ganz besonders geeignet. Fr. W. Foerster.

Leopold Jacoby, Cunita. Ein Gedicht aus Indien. Zürich und Leipzig. Verlag von Karl Henckell & Co. Preis geh. 1,50 Mk.

Ada Negri. Ein Vortrag von Karl Henckell. Ebendas. Preis 50 Pf.

Habent sua fata libelli! Als vor zehn Jahren der nun auf dem Rehalp-Friedhofe in Zürich von einem schweren Leben ausruhende Dichter seine Cunita nach Europa herübersandte, das Produkt einer glücklichen dreijährigen Muße seines amerikanischen Aufenthaltes, da war der kunstsinnige Verleger Richter in Hamburg so entzückt von der Dichtung, daß er sie nicht nur sofort telegraphisch in seinen Verlag annahm, sondern in einer Prachtausgabe der Welt übergeben zu sollen glaubte. Der prächtig gezeichnete blaue Deckel des feinen Quartbandes war, um mit einem Worte Ludwig Speidels zu sprechen, der „goldene Sarg" der lieblichen Cunita. Es fruchtete nichts, daß die berufensten Kenner Indiens, ein Otto v. Boethlingk und Max Müller im Einklang mit feinsinnigen Kritikern, wie Friedr. Theod. Vischer, und mit der gesamten höheren Litteraturkritik das Werk mit Begeisterung aufnahmen, der Prachtband für 10 Mk. wurde nicht gekauft. In schmerzlichen Stunden hat Jacoby an seinem Lebensabend oftmals mir bitter geklagt über die dadurch bewirkte Verborgenheit seiner Schöpfung, die Verborgenheit zumal gegenüber denjenigen, für die zunächst er es geschaffen, für die, da mühselig und beladen, wie über die Unmöglichkeit, den Verleger zu einer Volksausgabe zu bewegen. Wie so oft, so mußte auch hier der Dichter sterben, damit sein Werk zum Leben gelange; über seinem offenen Grabe reichten sich die Freunde die Hände und erwarben das Verlagsrecht durch Ankauf des noch vorhandenen Vorrats.

So stellt diese Volksausgabe der Cunita ein Grabdenkmal dar, und durch Stoffwechsel wird sich hoffentlich ihr Ertrag wiederum in ein Grabdenkmal für den Dichter verwandeln. Möge sie jetzt in alle Hände gelangen: am traulichen Familientisch, im angeregten Freundeskreise wird sie schöne Stunden hervorrufen, und die Lieblichkeit der Schilderungen in Verbindung mit der ernst humanitären Grundtendenz, der Blick in die Vergangenheit mit dem froh erlösenden Ausblick in die Zukunft wird sicherlich die jungen und die alten Herzen erfreuen und erfrischen. Ja, vielleicht ermuntert das Wohlgefallen an dem schönen Werke manchen Ethiker, sich des blöden Gebrauches von Geschenken in Gestalt von welkenden Blumenspenden und magenverderbenden Bonbonnièren mehr und mehr zu entschlagen und eine Zeitlang guten Freunden und Freundinnen die (im Preise auf 6 Mk. herabgesetzte) Prachtausgabe der Cunita statt dessen zu verehren.

Die äußere Ausstattung der neuen Ausgabe (die geschmückt ist mit dem wohlgelungenen letzten Bildnis des Dichters) macht der jungen Verlagsfirma Karl Henckell & Co. alle Ehre, als deren Erstlingsgabe sie zugleich mit einem Vortrage des Mitinhabers und Dichters Karl Henckell über Ada Negri (ebenfalls mit deren Bildnis) verheißend in die Welt tritt. Wir glauben in dem neuen Verlag somit einen ethischen par excellence begrüßen zu dürfen und freuen uns aufrichtig, wenn die Dichter der Neuzeit sich anschicken, nicht nur im „Himmel des Zeus" zu leben (was bei lebendigem Leibe recht schwierig ist), sondern die ihnen am Herzen liegenden Interessen selbst mit Kraft und Umsicht in die Hand zu nehmen.

Mögen Genuß und Freude an der Lyrik dadurch wachsen in deutschen Landen und die beiden Werkchen zahlreiche Leser finden in allen Volkskreisen, wie sie es sicherlich verdienen! Vor allem hoffen wir, daß die Cunita jetzt auch in die Arbeiterkreise eindringen werde, wie es der Dichter so lebhaft gewünscht hat. Gustav Maier.

Aus der ethischen Bewegung.

Die Gesellschaft für ethische Kultur in Jena hatte am Abend des 8. Juni zu einer öffentlichen Versammlung eingeladen, in welcher Herr Geh. Regierungsrat Prof. Wilhelm Foerster aus Berlin einen Vortrag über das Thema hielt: „Die Wissenschaft und die soziale Bewegung".

Der Vortragende begann mit Worten pietätvollen Gedenkens an drei hohe Männer, deren Namen mit der Geschichte Jenas in der Zeit vor nahe hundert Jahren innig verbunden seien, und zu denen die Mitglieder der ethischen Gesellschaften mit besonderer Liebe und Verehrung empor blicken, weil sie unter den Vätern der neuen ethischen Bewegung hervorragende Stellen einnehmen: Schiller, insbesondere durch seine Briefe über die ästhetische Erziehung, Goethe, insbesondere durch die sozial-ethischen Gestaltungen in Wilhelm Meisters Wanderjahren und Fichte durch sein ganzes reformatorisches Denken und Wirken auf sozial-pädagogischem, nationalem und weltbürgerlichem Boden.

Wenn man mit solchen Männern die geistigen Gipfel der Gegenwart vergleicht, so kommen wir uns als ein Geschlecht von Pygmäen vor.

Diesen Niedergang unterzieht der Vortragende einer kurzen Betrachtung. Es ist zweifellos, daß die jähe Entwickelung der Naturwissenschaft und der Technik einen großen Anteil trägt an einem gewissen moralischen Verfall, an einem Herabsinken von den menschenfreundlichen, erhabenen, vertrauenden Ueberzeugungen, welche besonders in der Frage der ethischen Entwickelung jene drei Männer beledten. Angesichts der Steigerung der sozialen Schwierigkeiten, welche mit der technischen Entwickelung verbunden ist, hat die Menschen ein Zagen befallen und ein Fragen: wo soll das noch hinaus mit den immer maßloseren Forderungen des Gleichseins? Diese Bangigkeit hat weite Kreise der Menschen von jenem hohen Idealismus abwendig gemacht; die gebildeten und besitzenden Schichten der Bevölkerung sind vielfach von einer Benommenheit und Kurzsichtigkeit der Beurteilung in menschlichen Dingen und sozialen Fragen erfaßt, die sie eines Teils in eine gewisse geistige und sittliche Trägheit versinken läßt, andern Teils eine Unruhe, Furcht und Reizbarkeit ihnen einflößt, welche das bekannte Wort, daß der Deutsche nichts fürchtet als Gott, vollständig Lügen straft. Trotz vieler guten Absichten und edlen Regungen lassen die leitenden Kreise unseres Volkes sich vielfach den geistigen Horizont mit dichten Wolken aus Wahngebilden trüben, und das pflichtmäßige Wollen zerschellt an den Klippen unglückseliger Augenblickserregungen.

Aus eben diesen Kreisen muß jetzt auch der Mann der Wissenschaft, wenn er sich mit der sozialen Bewegung beschäftigt, sich Mahnungen gefallen lassen, wie „Schuster, bleib' bei deinem Leisten“ und Ähnliches. Selbst solche Männer der Wissenschaft, welche ihr ganzes Denken und Forschen der Ergründung der Gesetze des sittlichen und wirtschaftlichen Lebens widmen, werden von Regierungsmännern und Männern der wirtschaftlichen Praxis der Überhebung geziehen, wenn sie sich nicht darauf beschränken, dasjenige, was zur Zeit gilt, zusammenfassend zu lehren, sondern auch mit Kritik und an der Hand konsequenter Schlußfolgerungen fragen: was sollte gelten? und: was hat kein dauerndes Geltungsrecht? Am schlimmsten aber geht es in dieser Hinsicht einem Manne der Wissenschaft, wenn seine offenkundige Lebensarbeit außerhalb der Erde liegt, wie es bei dem vor Ihnen stehenden Redner der Fall zu sein scheint. Ich könnte mir hier ziemlich leicht helfen, wenn ich auf Archimedes hinwiese, dessen bekannter Ausspruch sich so fassen und deuten läßt: „Außerhalb der Erde soll derjenige stehen, der die Erde in Bewegung setzen will“. Ich bin nicht so anspruchsvoll, die Erde in Bewegung setzen zu wollen, aber ein Körnchen Wahrheit ist in dieser Form des Ausspruches enthalten. Ganz außerhalb der Erde liegt aber das Arbeitsgebiet des Astronomen keinesfalls; fast alle seine Aufgaben machen sogar ein recht festes Stehen auf der Erde zur Grundbedingung auch der Technik seiner Arbeit. Die Astronomie ist es ja, welche zuerst die Menschen auf der Erde ordentlich orientieren half, welche jetzt noch die Schiffe leitet und überall auf der Erde für zahllose technische und wissenschaftliche Aufgaben, Bestimmungen der Zeit und Richtungsmessungen in fundamentaler Weise liefert. Der Astronom muß also auf dieser Erde erst recht zu Hause sein, was ihn allerdings an sich noch nicht befähigt, auch die Menschen korrigieren zu helfen.

Aber die grandiosen Ausblicke, welche die Erforschung des Werdens der Sternkunde in die ganze kulturgeschichtliche Entwickelung der Menschheit eröffnet, geben dem astronomischen Forscher besondere Anhaltspunkte bei der Beurteilung der allgemeinen wissenschaftlichen und sozialen Entwickelung, während andererseits die Sternkunde als ein Teil der großen naturwissenschaftlichen Arbeit auch eminent beteiligt ist an der Aufgabe der sozialen Organisation der menschlichen Arbeit überhaupt.

Der besondere Einblick in die kulturgeschichtlichen Entwickelungsvorgänge, deren stetiger Zusammenhang uns auf keine andere Weise so erhebend entgegentritt als bei der Erforschung des Werdens der naturwissenschaftlichen Welt-Erkenntnis, hat an sich schon eine außerordentlich wichtige Bedeutung für die soziale Bewegung. Gegenüber dem Nihilismus, welcher sich u. A. in Schopenhauers Philosophie hinsichtlich des „Fortschrittes der Menschheit“ breit gemacht hat, kann es nicht nachdrücklich genug ausgesprochen werden, daß in den vier- bis fünftausend Jahren der Menschheits-Entwickelung, die wir einigermaßen überblicken, die Erforschung der Welt in dem Sinne eines immer bewährteren Vorauswissens und einer immer gesicherteren Bemeisterung gewisser Naturvorgänge, gesteigert bis zur schöpferischen Hervorrufung neuer Naturerscheinungen, in einer Stetigkeit und Gesetzmäßigkeit emporgewachsen ist, welche den Wissenden mit ganz derselben Stimmung erfüllt, die der Gläubige „fromm“ nennt. Der Vortragende schildert beispielsweise in Kürze den ergreifenden Zusammenhang uralten ethischen Denkens über die Weltharmonie und die Weltseele mit der Entwickelung der astronomischen Welterkenntniß. Er erklärt die Ignorierung dieser großartigen Gesamtheit geschichtlicher Erfahrungen für eine der elendesten Seiten pessimistischer Ungenauigkeit.

Aus der Geschichte, insbesondere der Geschichte der Naturwissenschaft, wird die sittliche Überzeugung gewonnen, daß menschliches Zusammenwirken nicht bloß großartigster Gesamtleistungen fähig ist, sondern daß die leitenden Kräfte und Gesetze dieses Zusammenwirkens schon fast unbewußt einer höheren Bestimmung im Sinne einer fortschreitenden Organisierung und Harmonisierung der umgebenden Welt, einschließlich der Menschenwelt, dienen. Und diese sittliche Überzeugung ist eine der wesentlichen Grundlagen und die größte Stärke der ganzen sozialen Bewegung; das Bewußtsein einer höheren Bestimmung des Zusammenwirkens giebt jedem Einzelnen erst die rechte Weihe des Lebens und der Gesamtheit das rechte Pflichtgefühl gegen jeden Einzelnen.

Die Naturwissenschaft wird sodann in der sozialen Bewegung eine hohe erziehliche Bedeutung haben durch die Disziplinierung des Denkens, welche das Geheimnis ihrer Erfolge ist, leider aber nach außen hin vielfach ein Geheimnis geblieben ist, und zwar nicht zum wenigsten dadurch, daß die Naturforscher im sozialen Leben und gegenüber den anderen Seiten menschlicher Geistesbedürfnisse sich häufig als die allergrößten Stümper des Denkens und Urteilens erweisen. Nicht selten sieht man sie mit dem Dünkel von Emporkömmlingen auftreten, die durch einen hochentwickelten wissenschaftlich-technischen und sozialen Apparat des Zusammenwirkens ohne tiefere eigene Geisteskultur zu großen, nur scheinbar individuellen Erfolgen gekommen sind. Trotzdem wird jene Genauigkeits-Disziplin und jene fast unbewußte echt soziale Organisation der naturwissenschaftlichen Arbeit von Tag zu Tag mehr, und zwar sowohl von den naturwissenschaftlichen Arbeitern selber, als von der übrigen wissenschaftlichen Welt in ihrer hohen Bedeutung für die soziale Bewegung und die gesamte ethische Kultur gewürdigt.

Ueberhaupt liefert eine tiefere Betrachtung der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, welche in der Naturwissenschaft trotz vieler auch ihr noch anklebenden Mängel und Inkonsequenzen schon eine gewisse Höhe erreicht hat, die besten Beweisgründe gegen den launischen Kleinmut, mit welchem Viele schon in dem Beginn der Organisation der wirtschaftlichen Arbeit Einschränkungen der sittlichen Freiheit und Gefährdungen der Kraft-Entwickelung der Menschheit erblicken wollen. Das Beste und Tiefste wird im wissenschaftlichen Zusammenwirken überwiegend von solchen geleistet, denen im echt sozialen Geiste eine Sicherheit der Lebenslage von der Gesamtheit gewährt ist, und bei denen hierdurch, frei von jeder niederen Stachelung durch unmittelbare Zwecke und Erfolge, das höchste Pflichtgefühl, der reinste Idealismus in Erscheinung tritt. Sie nennen das schlicht und unklar „der Wahrheit um der Wahrheit willen“ dienen, in Wirklichkeit dienen sie „dem Geiste und der Bestimmung der Menschheit“, die ihnen durch soziales Zusammenwirken die edle Lebenssicherheit gewährt. Aber nicht bloß auf diesen Höhen der Wissenschaft, sondern auch schon bei vielen der schlichtesten Mitarbeiter, denen noch wenig von jener Sicherheit zu gute kommt, ist jene Idealität des Zusammenwirkens schon stark genug, um sie zu Hingebungen und zu Leistungen zu treiben, denen man in der wirtschaftlichen Welt fast nur in den schlichtesten Mitarbeiterkreisen, viel seltener auf den Höhen begegnet, wo immer mehr die elende antisoziale Profitsucht herrscht, leider auch schon auf dem Wege des Patentwesens u. s. w. die Reinheit der wissenschaftlichen Arbeit gefährdend.

Die Naturwissenschaft wird endlich für die soziale Bewegung von mächtiger Bedeutung dadurch werden, daß sie die technische Leistungsfähigkeit der wirtschaftlichen Betriebe — von der Roh-Gewinnung der stofflichen Grundlagen durch alle Stufen der Verfeinerung und Verwertung hindurch bis zur Organisation des Austausches und überhaupt bis zur Organisation der Güter- und Menschen-Bewegung und -Verteilung — durch ihre genauen Maßbestimmungen, durch weitblickendes sorgfältiges und kritisches Denken und Rechnen und durch ihren sozialen Geist belebt und befruchtet. In dieser Beziehung ist noch unsäglich viel zu thun. Wir befinden uns damit, wie Wilhelm von Siemens (London) es noch vor wenigen Jahren mit Schmerz und Ungeduld aussprach, erst im Anfang der Anfänge.

(Schluß folgt.)

Aufruf!

Deutsche Frauen und deutsche Männer!

Werdet Euch der drohenden Gefahr bewußt, die zur Stunde über den wichtigsten Interessen der **deutschen Familie** schwebt!

In kürzester Frist soll das bürgerliche Gesetzbuch von Euren Volksvertretern sanktionirt werden, trotzdem dessen Familienrecht von Tausenden und aber Tausenden, Frauen und Männern, als unwürdig, als unzeitgemäß als kulturhemmend verworfen wird.

Die deutsche Frau soll wiederum nach dem neuen Gesetze in der Ehe so gut wie unmündig dastehen, während sie als Unverheiratete vom 21. Jahre an selbständig, verfügungsfähig, handlungsfähig gewesen ist.

Die deutsche Ehefrau soll zu jedem Rechtsgeschäfte, zu jeder Unterschrift, ja sogar zum Broterwerb für ihre Kinder der Zustimmung ihres Gatten bedürfen, deren weder die österreichischen, russischen, skandinavischen, noch die englischen und amerikanischen Ehefrauen nach ihren Gesetzgebungen benötigen.

Die deutsche Ehefrau, die deutsche Mutter soll also unter dauernder Bevormundung stehen!

Die deutsche Ehefrau soll nach dem Gesetze keinen Besitz, keine Nutznießung, keine Verwaltung ihres Eigentums

haben, außer durch Ausnahmeverträge, welche sowohl dem Wesen der Ehe, wie dem deutschen Volksempfinden widerstreben.

Nicht der eigene Wille der Frau, nicht ihr sittlich-freier Entschluß, der die Ehe adeln würde, giebt ihr Eigentum dem Manne zur Verwaltung hin, sondern allein Zwang des Gesetzes, welcher die Ehe herabwürdigt. — Solchen Zwang verwerfen alle modernen Gesetzgebungen anderer Völker. Die russischen, ein großer Teil der italienischen, die ungarischen und auch die stammverwandten österreichischen, skandinavischen, englischen und amerikanischen Frauen sind Herrinnen ihres Eigentums: **170 Millionen Menschen** haben sich heute zur **Gütertrennung** bekehrt; nur 60 Millionen leben noch unter der, auf Herrschaft roher Kraft basierten Verwaltung des Frauengutes durch den Mann, die in der Anschauung überwundener Kulturepochen wurzeln.

Trotzdem will unser neues Gesetz dieses überlebte Prinzip wieder auf den Schild erheben!

Diese Gesetzesnorm liefert im ungünstigen Falle einem verschwenderischen, einem gewaltthätigen, einem böswilligen Manne die Frau auf Gnade und Ungnade aus und kann zu einem unerhörten Zwangsmittel dienen, um eine unglückliche Frau samt ihren Kindern in den unerträglichsten Verhältnissen festzubannen. Denn der Schutz, den das Gesetz für solche Fälle bietet, ist nicht nur durchaus unzulänglich, nein, seine Anrufung bedeutet zudem die gänzliche Zerrüttung aller Familienbande.

Der deutschen Frau soll das Recht an ihren Kindern auch im künftigen Gesetze noch vorenthalten werden: es spricht von elterlicher Gewalt, die Ausübung dieser Gewalt aber steht allein dem Vater zu; er allein verfügt und entscheidet über alle Lebens- und Erziehungsfragen der Kinder. — Sogar die uneheliche Mutter hat keine elterliche Gewalt über ihr Kind, obwohl ihr allein die Sorge für das Kind auferlegt ist.

Diese beiden Faktoren:

Machtlosigkeit über ihr Vermögen,
Machtlosigkeit über ihre Kinder

sind aber die Unterpfande für die fortgesetzte Hörigkeit der Frau. Denn kann die Frau bei pekuniärer Abhängigkeit, wird sie um den Preis des Leidens ihrer Kinder ihre persönlichen Rechte wahren wollen?

Der deutschen Ehe wird demnach — eine Schmach gegenüber den anderen Nationen — durch die projektierte Gesetzgebung aufs neue das Siegel eines Dienstbarkeits- und Voigteiverhältnisses aufgedrückt. Sie drängt unser Volksleben weit zurück, — heraus aus den Reihen derjenigen Kulturvölker, welche aus den heiligsten und innigsten Beziehungen der Menschen Zwang und Gesetzesdruck ausmerzen, und die Freiheit als Bedingung der Sittlichkeit, die Gleichberechtigung als Voraussetzung dauernder Liebe, die Liebe als Basis der Familie anerkennen.

An hunderttausend Bürger des deutschen Reiches, nicht Frauen allein, auch die Vertreter von Wissenschaft, Kunst, Politik und praktischen Berufen haben in geschlossener Reihe Protest eingelegt gegen das Familienrecht im Entwurfe. Die Reichstagskommission ist, freilich in beschränkter Majorität, über den Notschrei unserer Frauen, über das Gewicht der Namen von Männern, welche in der ganzen Welt mit Achtung und Ehrfurcht genannt werden, verständnislos hinweggegangen. Man glaubt, unserer Bewegung die Bedeutung rauben zu können unter dem Vorgeben, die größere Masse der deutschen Frauen verlange keine bessere Stellung — mit anderen Worten: sie verdiene sie nicht. —

Demgegenüber, **Ihr** Frauen **Alle**, wenn Ihr lebenslange Unmündigkeit als eine Schmach für Euer Geschlecht begreift, — ob Euch auch vielleicht ein günstiges Geschick davor bewahrt habe, die ganze Schwere jener Ketten zu empfinden, in die das Gesetz Euch schmiedet, — gedenkt jener anderen Frauen, die von ihnen wund gerieben und zu Boden gedrückt werden. Erkennt es als eine sittliche Pflicht an, für Euch und sie die Stimme laut zu erheben und den **Willen** der deutschen Frauen zur Änderung ihrer Lage **unzweifelhaft kund** zu thun!

Und Ihr, gerecht denkende deutsche Männer, die Ihr Söhne, Gatten, Väter seid, und Eure Mütter, Gattinnen, Töchter nicht geringer achtet, als fremde Nationen die ihren: erhebt auch Eure Stimmen für Menschenrecht und Würde deutscher Frauen!

Ermahnt Euren Reichstag an seine Pflicht!

Verlangt vom Parlamente, welches den Willen der Nation zu repräsentieren hat, Änderung jener Bestimmungen im Gesetze, ehe sie auf Menschenalter hinaus in Kraft treten!

In letzter Stunde, deutsches Volk, sei aufgerufen zur Wahrung deiner **Ehre!**

Resolution.

Die Arbeiten der Kommission zur Beratung des bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich haben in Bezug auf das Familienrecht nicht zu den von einem großen Teile der Nation erstrebten Änderungen des Entwurfs geführt.

Insbesondere die von deutschen Frauen veranstalteten verschiedenen, in ihren Prinzipien aber vollkommen übereinstimmenden Petitionen haben vor der Kommission nicht die verdiente Würdigung und Berücksichtigung gefunden, wiewohl sie berechtigten und in durchaus maßvoller Weise geäußerten Interessen eines großen Teiles der Nation Ausdruck gaben.

Es ist daher einem Hohen Reichstage aufs dringlichste anheim zu geben, auf der Materie „Familienrecht“ bei der bevorstehenden zweiten Lesung im Plenum mit besonderem Nachdrucke zu verweilen, die von Seiten der Frauen vorgebrachten, von vielen tausend Männern, darunter vielen geistigen Führern des deutschen Volkes, namentlich unterstützten Wünsche und Änderungsvorschläge nochmals einer ernsten Prüfung zu unterziehen und die erstrebten, von unserer Zeit und unserer Kultur gebieterisch verlangten Umformungen im Familienrechte zu verfügen.

Die Rechtskommission des „Bundes deutscher Frauenvereine“

Frau Hanna Bieber-Böhm, C, Kaiser Wilhelmstr. 39. — Frau Minna Cauer, W, Nettelbeckstr. 21. — Frau Sera Proelß, W, Lutherstr. 51. — Marie Raschke, Königgrätzerstr. 88, Berlin.

Frau Marie Stritt, Seidnitzerstr. 28. — Cäcilie Dose, Winckelmannstr. 1, Dresden.

Frau Heidfeld, Danzig. — Anita Augspurg, cand. jur., München, Kaulbachstr. 51a.

Sämtliche Kommissionsmitglieder verabfolgen Listenbogen zu der geplanten Unterschriftensammlung.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 4. Juli 1896.	Nr. 27.

Inhalt: Schutzzoll und Weltwirtschaft. — Die Grundgedanken der ethischen Bewegung. Von Paul Pflüger. — Zur Reform des religiösen Jugendunterrichts. Von einer Mutter. — Die zweite Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine in Cassel. Von Marie Stritt. — Sozialwissenschaften und Universitätsstudium. — Vermischtes: Der Bund der Industriellen. — Bücherbesprechung: S. Alexander, Die Ausdehnung der Krankenversicherungspflicht auf die Hausindustriellen (Jeannette Schwerin).

Schutzzoll und Weltwirtschaft.

Am 27. Juni haben die englischen Freihändler das fünfzigjährige Jubiläum der Aufhebung der Kornzölle gefeiert. Leider ließen gerade in den letzten Wochen eine Reihe drohender Anzeichen erkennen, wie wenig noch die weltwirtschaftlichen Gesichtspunkte der „Anti-Cornlaw-League“ im Völkerverkehr zur Anerkennung gelangt sind. Der englische Minister Chamberlain trägt sich mit dem Gedanken, England und seine Kolonien in einen großen Schutzzollverein zusammenzufassen; in den Bezirken, in denen einst Cobden und John Bright ihre begeistertsten Anhänger fanden, reden heute die Arbeitgeber vom Schutz der nationalen Arbeit gegenüber der deutschen Konkurrenz, und die Führer der englischen Arbeiterschaft zögern nicht, einer Politik ihre Zustimmung in Aussicht zu stellen, welche die Weltstellung der englischen Industrie und damit die mühsam erkämpfte Lebenshaltung des englischen Arbeiters vor den Gefahren des ausländischen Wettbewerbs zu sichern verspricht. In Amerika ist kürzlich der Hochschutzzöllner Mac Kinley unter stürmischen patriotischen Kundgebungen von der republikanischen Partei fast einstimmig zum Kandidaten der Präsidentschaft gewählt worden. Auch in Frankreich versucht neuerdings eine starke agrarische Strömung die öffentliche Meinung für ein System gesteigerten Schutzzolles zu gewinnen.

Wohin soll das führen? Allem Anschein nach sollen die Zeiten der Waffenkämpfe durch ein Zeitalter der wirtschaftlichen Völkerkriege abgelöst werden. Die Selbsttäuschung des nationalen Egoismus wirkt in beiden Fällen gleich verheerend. Man schwelgt in einem kurzen Augenblick der Macht und Sicherheit und vergißt, daß das eigene Beispiel des Mißtrauens und der Selbstsucht nur so lange schützt, bis die Andern es nachahmen und einen allgemeinen Zustand des gegenseitigen Überbietens heraufbeschwören, welcher der nationalen Lebensentfaltung viel gefährlicher wird, als eine vertrauensvolle und großmütige Zurückhaltung, welche allerorten sittliche Entschließungen frei macht, die selbstsüchtigen Gelüste lähmt und damit den Kulturleistungen der eigenen Nation sichere Verkehrsstraßen über die ganze Erde bahnt.

Die Zollkriegspolitik führt auch darin dem Militarismus verwandte Wirkungen herbei, daß sie „zum Schutz der nationalen Arbeit“ unter den durch unauflösliche kulturelle Wechselwirkung verbundenen Nationen einen Wetteifer in der gegenseitigen Verkehrsbelastung entfesselt, welche die nationale Arbeit mit einer wachsenden Unsicherheit und Unberechenbarkeit der allgemeinen Weltverhältnisse umgiebt und sich lähmend auf allen gesunden Unternehmungsgeist legt. Da stehen dann plötzlich die Fabriken still, der Handel stockt, das Heer der Arbeitslosen wandert auf den Landstraßen und in dem Bilde ihres Elends offenbart sich ergreifend, wie widersinnig das Evangelium vom „gesunden nationalen Egoismus“, und wie innig wir Erdenbewohner alle auf einander angewiesen sind. Als Bismarck die deutschen Grenzen gegen die englische Industrie sperrte, als die amerikanische Mac Kinley-Bill in Wirksamkeit trat, da lagen jedesmal Tausende von englischen Arbeitern auf der Straße; wenn Chamberlain die große britische Zollsperre erreichen sollte, dann wird eine verheerende Krisis über die deutsche Industrie hereinbrechen; wenn dann Japan und China gegen das britische Weltreich eine Schutzzollmauer errichten, so wird in England wieder Verzweiflung von Tausenden Chamberlain fluchen, und der Augenblick, in welchem Amerika die europäische Konkurrenz ausweist, wird in Europa der Anfang des Zusammenbruches zahlloser blühender Industrien werden. So geht es weiter nach dem Grundsatze: „Jeder für sich und der Teufel hole den Letzten.“ Und dieses fortrollende Erdbeben nennt sich „Schutzpolitik!“ Als ob nicht gerade die Verrohung des Völkerverkehrs durch die Zöllnerei den Produkten des heimischen Fleißes jenen einzig wirksamen Schutz raubte, der in der Anbahnung völkerverbindender Rücksichten und Verständigungen liegt!

In der nationalökonomischen Diskussion über die Zollfrage gelten diese Gesichtspunkte als wertlos. Man erhebt sich nicht über den engnationalen Standpunkt und streitet im wesentlichen nur darüber, ob der Schutzzoll in der That zur Steigerung der wirtschaftlichen Arbeit dient, oder ob ihre Intensität nicht gerade durch den Stachel der Konkurrenz wach gehalten wird. Ob eine durch das Hazardspiel nationaler Rücksichtslosigkeiten emporgetriebene Volkswirtschaft nicht einst den Weltmarkt verbaut finden könnte durch die gleichen Barrikaden welche ihr selbst zu rascher Blüte geholfen, und ob die nationale Arbeit dann in der Sicherung ihres Ertrages und in dem gesunden Wachstum ihrer Aufgaben nicht ungleich bedrohter sein müsse, als wenn man sich beim Streben nach Reichtum nicht dem Teufel verschrieben hätte, der nun in Gestalt der Zollrache plötzlich dem aufsteigenden Leben in den Weg tritt — alle solche Erwägungen fallen nicht in den Rahmen der modernen Staatsweisheit. Unsere Staatsmänner kommen und gehen zu rasch, um sich einer weltgeschichtlichen Verantwortlichkeit bewußt zu werden. In der Politik bringen heute nur große Aktionen und schnellsichtbare Erfolge zu Würde und Einfluß; oder wäre ein Staatsmann selbstlos genug, um mitten unter den Forderungen des Tages in vorschauendem Sinne der Zukunft zu dienen, für die doch ein Anderer verantwortlich zeichnet? Doch lassen wir uns dadurch nicht entmutigen immer und immer wieder zu betonen, daß im Völkerleben der gleiche unentrinnbare Zusammenhang zwischen Schuld und Schicksal besteht, welcher das Einzeldasein durchwirkt. Oder ist es etwa denkbar, daß eine Nation ungestraft anderen Nationen eigensüchtig die

wirtschaftliche Gemeinschaft kündigt, um ungestört ihre eigenen wirtschaftlichen Kräfte pflegen zu können und dann plötzlich beim Export wieder alle Vorteile des internationalen Gütermarktes für die eigene Bereicherung in Anspruch zu nehmen? Nein — jede Lockerung der Solidarität der Kulturwelt, jede Kündigung der weltwirtschaftlichen Gemeinschaft fällt schließlich auf den Urheber selbst zurück, indem unrettbar eines Tages an ihn die Reihe kommt, die Folgen seiner auflösenden Politik am eigenen Leibe zu spüren. Wer zum Schutzzoll greift, der wird durch den Schutzzoll umkommen.

In der modernen Kulturwelt wenigstens stehen alle Sperrversuche unter diesem Verhängnis. Im 17. Jahrhundert konnte Colbert noch ungestraft Frankreichs Grenzen gegen alle fremden Industrieprodukte abschließen und doch darauf rechnen, daß die Absatzländer nicht in der Lage seien, Gleiches mit Gleichem zu erwidern. Das Testament politique de Jean Baptiste Colbert (Haag 1694) läßt den großen Staatsmann sagen:

„Ich weiß wohl, daß man, um meine Meinung zu widerlegen, einwendet, daß, wenn wir uns auf den Fuß setzen, ohne die Ausländer fertig zu werden, diese dasselbe hinsichtlich unserer thun werden; so daß es angemessener wäre, die Dinge so gehen zu lassen, wie sie sind und wie sie immer waren. Aber um so zu reden, muß einem unbekannt sein, daß wir niemand brauchen, daß unsere Nachbarn aber uns brauchen. Das Königreich hat mit wenigen Ausnahmen alles in seinem Innern; aber in den Nachbarstaaten verhält es sich nicht ebenso: sie haben weder Wein noch Korn, noch Hanf, noch Branntwein und sie sind durchaus gezwungen, sich an uns zu wenden, um diese Artikel zu haben . . .“

Trotzdem hatten Frankreichs Diplomaten andauernd die äußerste Geschicklichkeit anzuwenden, um ohne Gewährung von Gegenkonzessionen den französischen Waren den Eingang in fremde Länder zu sichern. Als der Papst Alexander VII. zur Vergeltung den Import französischer Waren für den Kirchenstaat verbot, da gelang es Colbert nur durch die rücksichtslosesten Repressalien und die ganze Machtentfaltung des roi soleil, die Maßregel rückgängig zu machen. Ein Colbert und ein Ludwig XIV. sind heute unmöglich, und damit fehlt auch die Grundbedingung für eine gewisse Lebensfähigkeit der protektionistischen Wegelagererpolitik. Und was das Entscheidende ist: Es giebt heute kein Gemeinwesen mehr, dessen Politiker mit dem französischen Minister sagen könnten: „Wir brauchen niemand — aber die anderen brauchen uns.“ Tausend Fäden wechselseitiger wirtschaftlicher Abhängigkeit spinnen heute eine Weltgemeinschaft, die keinen mehr auf Kosten des anderen glücklich werden läßt, und jedes Vergehen gegen diese unsichtbare Solidarität rächt sich so sichtbar, daß der Fehltritt nur ein neuer Beitrag zur Erkenntnis des rechten Weges wird. Deutschland hat wenige Jahre nach der Begründung des Reiches eine hohe Schutzmauer gegen das Ausland aufgerichtet, um selber ein gewerblich exportierender Staat zu werden; das Ziel ist erreicht; wir haben eine große Bevölkerung, die wir nur durch den Absatz unserer Arbeit auf ausländischen Märkten ernähren können — nun aber kommt die Rache der Ausgesperrten und sagt: „Deutschland hat uns einst ausgewiesen, um wirtschaftlich zu erstarken — jetzt wollen wir unsererseits Deutschland aussperren, um ungestört zu gedeihen!“ So erfüllt sich das Wort des Propheten: Am deutschen Wesen — wird die Welt genesen!

Besteht nun aber nicht inmitten der Not der internationalen Interessenjagd das Recht und die Pflicht zum nationalen Egoismus? Dürfen uns die oben entwickelten idealen Gesichtspunkte schon heute an dem rücksichtslosen Kampf um die wirtschaftliche Selbsterhaltung irre machen? Wie soll ein Volk von der Stufe der bloß agrarischen Produktion zu gewerblicher Arbeit aufsteigen, wenn es die Früchte seines ungeübten Fleißes nicht vor der Konkurrenz der hochentwickelten Industriestaaten schützen darf? Nun, auf dem Boden der Völkerverständigung ist Raum genug zur Berücksichtigung solcher besonderen Bedürfnisse; was wir fordern ist ja nur, daß sie sich zur Geltung bringen nicht durch eine einseitige und schonungslose Barrikadenpolitik, sondern durch Leistung und Gegenleistung in der Form des Vertrages, — weil jeder andere Schutzversuch fortzeugend Böses gebären muß.

Uebrigens wird die Notwendigkeit solcher Schutzmaßregeln durchaus übertrieben. Gerade wer für den großen Unterschied der Völkerindividualitäten ein Auge hat und den Besonderheiten ihrer geschichtlichen Erziehung, ihrer geographischen und geologischen Lage Rechnung trägt, der wird nicht daran zweifeln, daß jedes Volk den sichersten Schutz seiner nationalen Arbeit in der weisen Anpassung seiner wirtschaftlichen Aufgaben an seine eigentümliche technische und künstlerische Begabung, in der sorgfältigen Ausnutzung seiner klimatischen Vorteile und endlich in der wirtschaftlichen Verwertung seiner besonderen geistigen und sittlichen Kräfte finden wird. Eine agrarische oder gewerbliche Arbeit, welche sich auf diesen natürlichen und geschichtlichen Grundlagen erhebt, hat von vornherein eine natürliche Ueberlegenheit über jeden ausländischen Wettbewerb und jeder Schutzzoll kann hier nur dazu dienen, die volle Intensität der heimischen Kräfte zu schwächen. Erfahrungsgemäß hat z. B. die schon kräftig vordringende schlesische Baumwollindustrie durch unsere Schutzzollpolitik an Spannkraft und Unternehmungsgeist eingebüßt. Siegreich wird das Ausland nur dort sein, wo wir die günstigeren Lebensbedingungen eines fremden Arbeitszweiges durch künstliche Züchtung zu ersetzen suchen. Solche künstlich am Leben erhaltene Arbeitszweige verdanken aber auch ihr Bestehen weniger volkswirtschaftlichen, als strategischen Gesichtspunkten: man will im Kriegsfalle unabhängig von der Zufuhr des Auslandes werden, — eine Utopie, die deutlich zeigt, wie sehr gerade der Militarismus die Volksindividualität nivelliert, und wie erst die internationale Arbeitsteilung in der Weltwirtschaft dem Wetteifer der nationalen Begabungen vollen Spielraum schaffen wird, — während heute in der allgemeinen Angst des bewaffneten Friedens die Fruchtbarmachung der besonderen Anlagen unterbleibt, weil man sich auf allen Gebieten von den gegenwärtigen und zukünftigen „Erbfeinden“ unabhängig machen muß.

Es ist hier nicht der Ort, ein eingehendes Bild der internationalen Arbeitsteilung zu entwerfen. Aber sie wird kommen, denn sie bedeutet die einzig zweckmäßige Ausbeutung der Naturkräfte und die einzig fruchtbare Organisation der Menschenkräfte. Die Frage des Schutzes der nationalen Arbeit geht damit ihrer einfachsten Lösung entgegen.

Wir haben im Vorstehenden die wirtschaftlichen Widersinnigkeiten der Schutzzollpolitik angedeutet. Es liegen aber auch ethische Gründe vor, die im tiefsten Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Frage stehen. Die wirtschaftlichen Gründe betreffen die nächstliegenden Zweckmäßigkeitserwägungen und decken technische Schwierigkeiten und Widersprüche auf; die ethischen Gründe enthalten die Lebensbedingungen alles wirtschaftlichen Zusammenwirkens; an ihnen müssen daher zu letzter Entscheidung alle technischen Maßregeln der wirtschaftlichen Ordnung geprüft werden.

Wir nennen das Schutzzollsystem ethisch anfechtbar, weil es die Verpflichtungen bricht, welche sich aus der wechselseitigen Aushilfe der Kulturvölker ergeben. Man braucht diese kulturellen Zusammenhänge nur ins Licht des allgemeinen Bewußtseins zu heben, so wird sich das Rechtsgefühl und das Gewissen unaufhaltsam der realen Erweiterung menschlicher Lebensgemeinschaft anpassen. Wir fühlen heute soziale Pflichten gegenüber den Arbeitern, weil unser Auge in die Werkstätten der Kulturherrlichkeiten gefallen ist, und weil unser natürliches Gefühl der Dankbarkeit erregt nach Befriedigung drängt beim Anblick der elend gelohnten Mühsal, welche die Kohle ans Licht bringt, das Eisen schmiedet, die Maschinen bedient, die Gewebe zusammenfügt und das tägliche Brot backt. Aber wird diese Pietät vor den Grenzpfählen Halt machen? Die Amerikaner machten mit ihrer Mac Kinley Bill zahlreiche englische Familienväter arbeitslos oder verursachten starke Lohnherabsetzungen. Und doch hatten bis zum Erstarken der amerikanischen Industrie die Baumwollenspinner von Lancashire für Amerika gearbeitet und ihre Existenz auf das ausländische Bedürfnis nach ihren Leistungen gegründet — nun hieß es auf einmal: „Ihr seid entlassen, sucht Euch Kunden in anderen Erdteilen!“

Ist der Protest gegen diese Roheiten nicht ganz besonders zeitgemäß in dem Augenblicke, in welchem das Pflichtgefühl gegen die Arbeitslosen innerhalb der nationalen Volkswirtschaft erwacht und die Idee der staatlichen Arbeitslosenversicherung hervorbringt? Von dieser Stufe der sozialen Gewissensentwickelung ist es nur ein Schritt zu der Erwägung: darf eine Nation ohne jede Rücksicht und Entschädigung eine fremde Industrie, die bisher für sie gearbeitet hat, plötzlich in eine schwere Krisis der Arbeitslosigkeit versetzen? Ist es nicht unabweisbar, daß hier an Stelle der schonungslosen Kündigung die Verständigung über die geeignetsten Formen der gegenseitigen ökonomischen Ergänzung treten muß und treten wird?

Wohl haben wir kein Mittel, eine Nation von der Politik des Egoismus zurückzureißen aber die — unerbittliche Logik der von uns vertretenen Forderungen giebt uns Humor, mit hoffender Geduld das verblendete Spiel der Menschlein zu ertragen, welche die Gesellschaft mit dem Gottesgedanken zusammenhalten wollen, mit tausend Zungen die Allmacht und Allgegenwart Gottes preisen und dann doch in der Menschheitsentwickelung die alleinige Allmacht und Allgegenwart Beelzebubs anbeten.

Wie können wir der Vernunft die Bahn frei machen? Wir wollen die Vergangenheit weder preisen noch lästern, aber auch ihren Roheitsgehalt nicht beschönigen, weil die nationale Flagge darüber weht; wir wollen aus ihren unentrinnbaren Zusammenhängen lernen und in unermüdlicher Aufklärung mit unsern Gesichtspunkten die Kleingläubigkeit und Kurzsichtigkeit besiegen, denn wir wissen, „daß kein Wort in diesem Geiste gesprochen verloren ist und daß sich selbst unter dem Scheine äußerer Erfolglosigkeit oft tiefe Wirkungen auf die nahe und ferne Zukunft verbergen."

Und wir erblicken ja überall Vorboten des neuen Geistes. In einer Zeitschrift desselben Landes, in welchem sich jetzt von neuem nationale Beschränktheit und Rücksichtslosigkeit breit macht, in England, schrieb kürzlich Hodgson Pratt folgende Betrachtung über die Niederlage der englischen Politik in Transvaal:

„Wenn wir in unserer Einbildung und unserer Überhebung — weil wir eine „Imperial race" sind, wie uns die Zeitungen sagen — keine Lehre der Reue aus diesem Ereignis ziehen, sondern einen Geist des Zornes und der Wiedervergeltung schöpfen, dann — wehe uns Laßt uns die Thatsache erwägen, daß unser wunderbares Wachstum an Macht und Reichtum in der Vergangenheit nicht nur dem Mute und dem Selbstvertrauen, sondern auch der Achtung vor dem Rechte und der Vertragstreue zuzuschreiben ist. Der starke Arm ist nicht die einzige Bedingung des Erfolges auf dieser Welt; im Gegenteil, was er vollbringt, kann furchtbare Strafe nach sich ziehen, wenn er nicht durch den Sinn der Pflicht und durch ein erleuchtetes Gewissen gestählt ist. — Die Lehre, die aus jenem Ereignis hervorgeht, ist sicherlich diese: daß die beispiellose Ausdehnung der britischen Macht die Nation mit einem Hochmuth erfüllt hat, wie er „vor dem Falle" kommt. Die Engländer glauben sich so groß und gut, daß jede Rasse und jeder Stamm ihre patentierte „Civilisation" als Gottesgeschenk annehmen müssen, eine Civilisation, die im Grunde aus Rum und Gewehren besteht. — Es kann aber kein Staat und kein Reich wahrhaft vor Gefahren sicher sein, wenn es allgemeines Mistrauen einflößt, und es kann nur wirklich gedeihen, wenn seine Politik auf der Gerechtigkeit und auf Rücksichtnahme auf die Ansprüche seiner Mitbewerber gegründet ist."

F.

Die Grundgedanken der ethischen Bewegung.

Festrede am Jahresfest der Schweiz. Gesellschaft für Ethische Kultur, Sonntag, den 7. Juni 1896 im Bade Schinznach (Kt. Aargau) von Pfarrer Paul Pflüger.

Es ist geweihter Boden, auf dem wir stehen! Eine Stätte, von der seit Jahrhunderten reicher Segen ausgeströmt ist auf hunderte und tausende kranker Erdenpilger. Wie viel Schmerz ist hier gelindert, wie viel leibliches und geistiges Weh gehoben worden! Wie viel Erfrischung des Gemüts, Erhebung der Seele, Aufschwung des Geistes ist hier mit der leiblichen Genesung gespendet worden! Denn der Gesundbrunnen für des Leibes Siechtum ist immer auch ein lebendiger Quell gemütlicher und geistiger Stärkung und Verjüngung. Mens sana in corpore sano! Ein gesunder Geist nur in einem gesunden Leibe! —

Und noch in besonderer Weise hat dieses Bad Schinznach eine historische und ethische Weihe empfangen durch die festlichen Versammlungen der „helvetischen Gesellschaft" in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, sie ist geweiht für alle Zeiten." Hier nun hat eine Fülle von edlen Männern in denkwürdigen Zusammenkünften getagt und herzerhebenden Geistesaustausch gepflogen und so ist Schinznach in einer unerfreulichen Periode der Geschichte des Schweizervolks ein befruchtender Quell geistigen Lebens geworden. Diese „helvetische Gesellschaft" darf mit Fug und Recht eine ethische Gesellschaft genannt werden, wenn sie auch in verschiedener Hinsicht von unserer neu gegründeten ethischen Gesellschaft sich unterschieden hat.

Jede Zeit hat eben ihre ethische Bewegung; und zwar sowohl eine instinktive unbewußte, als eine willkürliche bewußte Bewegung des sittlichen Lebens und beide stehen in engem Zusammenhang miteinander. In jeder Periode der Kulturgeschichte findet eine unbewußte ethische Bewegung statt, eine Entwickelung der sittlichen Anschauungen und Begriffe, eine Verfeinerung der Sitten, eine Komplizierung der gesellschaftlichen Wechselbeziehungen, eine ethische Urbanisierung von physischer und psychischer Rohnatur, eine Humanisierung der menschlichen Raubtierinstinkte, wobei nicht geleugnet werden soll, daß diese Entwickelung keine gleichmäßige und gradlinige ist, sondern eine Kurve beschreibt, aber im großen und ganzen doch die aufsteigende Richtung beibehält.

Neben der unbewußten unwillkürlichen sittlichen Entwickelung können wir fast zu allen Zeiten absichtlich gewollte ethische Bewegungen konstatieren, d. h. Anstrengungen und Wirksamkeiten geistig hochstehender Individuen oder Assoziationen zur intensiveren Pflege ethischer Prinzipien. Es giebt auch auf dem Gebiete des ethischen Lebens Kraftpersonen, welche die sittlichen Aspirationen und Tendenzen eines Zeitalters energisch und klar bewußt wie in einem Brennpunkte in sich konzentrieren, und schöpferische Genies, die auf bisher der sittlichen Beleuchtung unzugängliche Gebiete ein neues helles Licht ethischer Beurteilung werfen und dem Reiche des Sittlichen weite Gebiete erschließen und neue Bahnen öffnen.

Das Altertum und das Mittelalter hat seine ethischen Bewegungen gehabt, so gut wie die Neuzeit. Früher hatten die ethischen Bestrebungen in der Regel einen religiösen Anstrich oder besser gesagt, die ethische Bewegung vollzog sich meist in der Form von religiösen und kirchlichen Reformationen. Die sogenannten Religionsstifter waren sozusagen ausnahmslos *Reformatoren*, welche ihre nationale Religion *ethisch vertieft und gereinigt* haben. Herrliche Beispiele für die religiös-ethische Bewegung im Altertum sind die Propheten Israels, von Amos und Hosea an bis zum Höhepunkt und Abschluß des jüdischen Prophetentums: Jesu von Nazareth. Aber auch *ethische Bewegungen außerhalb der Religion und Kirche* finden sich da und dort im Altertum. Wir erinnern da an die Wirksamkeit Gautama-Buddhas, der ein ethisches Leben *ohne Gottesglauben* predigte und eine tiefgehende ethische Bewegung im fernen Osten hervorgerufen hat, in der Folgezeit allerdings mit seiner Lehre und seinem Leben — im Gegensatz zu seinen Ideen — zum Mittelpunkt einer phantastischen Weltreligion geworden ist. Wir erinnern ferner an die Philosophen Griechenlands, wo zuerst die ethischen Fragen zum Gegenstand unabhängiger Forschung und Wissenschaft gemacht worden sind. Insbesondere ist von der philosophischen Schule, die unter dem Namen *Stoa* bekannt ist, nicht bloß die Moralphilosophie so intensiv wie niemals sonst betrieben worden, sondern es ist von ihr aus auch eine fruchtbare praktische Wirkung auf weitere Kreise ausgegangen. —

Auch das *Mittelalter* hatte seine ethischen Bewegungen. Der *Islam* kann als eine Ethisierung des naturwüchsigen Gestirndienstes der Beduinen Arabiens aufgefaßt werden. Und in der christlichen Kirche, die im *großen und ganzen* je länger je mehr den Idealismus

des Urchristentums einbüßte und den moralischen Gehalt — gelinde gesagt — verlor, machten sich doch fast in allen Jahrhunderten ethische Unterströmungen, sittliche Reformbestrebungen geltend, die einen gewissen Abschluß in den aus sittlichen Impulsen hervorgegangenen Reformationen des 16. Jahrhunderts gefunden haben. —

Reich an ethischen Bewegungen innerhalb und vorzugsweise außerhalb der offiziellen Kirchen war das 18. Jahrhundert. Die in England entstandene und über Frankreich nach Deutschland verpflanzte Aufklärung nahm besonders im deutschen Sprachgebiet eine ethische Färbung an. Die Philosophie wandte sich nach langem Unterbruche wieder ethischen Untersuchungen zu; es genügt an Namen wie Shaftesbury, Hume, Smith, Rousseau und vor allem Kant zu erinnern, der durch die Betonung des „Kategorischen Imperativs" einen tiefgründigen sittlichen Einfluß auf seine Zeit ausübte. Eine hochbedeutsame und weitverzweigte, von der Kirche ganz unabhängige Gesellschaft zur Pflege des sittlichen Lebens entstand am Anfang des letzten Jahrhunderts, der Freimaurerorden, den man füglich eine Gesellschaft für ethische Kultur nennen darf. Verwandte Erscheinungen waren der 1776 von Weishaupt gestiftete Illuminatenorden und andere teilweise geheime Gesellschaften, die alle einem ethischen Bedürfnis jener Zeit entsproßten und in ihrer Art sich die Pflege sittlicher Ideale zur ausgesprochenen Aufgabe machten. Gerade die „helvetische Gesellschaft", die im Jahre 1761 durch Menschenfreunde aus Zürich und Basel ins Leben gerufen wurde, ist in diesen Zusammenhang einzureihen. Einen gewissen Abschluß und ein welthistorisches Facit fanden diese Bewegungen alle in der auf der Wende des Jahrhunderts ausbrechenden Revolution, deren Entstehung durch unsittlich gewordene soziale Verhältnisse verschuldet und durch ethische Rückwirkungen mitherbeigeführt worden ist, und in der neben häßlichen Leidenschaften eine Fülle ethischer Kräfte ausgelöst worden sind.

Das 19. Jahrhundert, das wir nunmehr schon fast ganz überschauen können, weist eine Reihe von Bewegungen auf, die sich die Herbeiführung besserer sittlicher und sozialer Zustände zur Aufgabe machen. Man denke an die mancherlei Arten von Reformbestrebungen, von denen jede irgend ein partielles Gebiet des sittlichen Lebens beschlägt, die Antisklavereibewegung in England und Amerika, die Temperenzbewegung in den germanischen Ländern, den Kampf gegen die Prostitution, überhaupt die ganze „Frauenbewegung", die mannigfaltigen Bestrebungen auf dem Gebiet der Schule und Pädagogik, die in den letzten Jahren erstarkte Friedensbewegung, die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des Strafrechts- und Gefängniswesens, die Tierschutzbestrebungen ꝛc. Am wichtigsten von allen ethischen Bewegungen ist ohne Zweifel die soziale Bewegung des Proletariats, deren Ziele nicht bloß ökonomische, sondern in erster Linie sittliche sind, nicht bloß eine Befreiung und Erhebung des vierten Standes, sondern eine Erhöhung des ganzen Kulturniveaus, und die durch Organisation vorher stumpfsinniger und geistesträger Massen, in denen sie das Gefühl der Solidarität und Menschenwürde geweckt und Hoffnungen und Ideale eingepflanzt hat, für die sittliche und soziale Hebung breiter Volksschichten geradezu Großartiges geleistet hat.

(Schluß folgt.)

Die Reform des religiösen Jugendunterrichts.

Von einer Mutter.

Eine scharfe und ablehnende Besprechung des von dem Pfarrer Steudel herausgegebenen biblischen Lehrbuches „Religiöser Jugendunterricht" (Auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung bearbeitet für sämtliche evangelische Lehr-Anstalten. Heilbronn, Max Kielmann.) in Nr. 20 der „Christlichen Welt" rührt offenbar aus der Feder eines „durch Sachkenntnis getrübten" Pädagogen und Kirchenmannes her.

Denn wenn er aus pädagogischen Gründen es verwirft, den Kindern ein durch historische Forschung von Aberglauben und Halluzinationen möglichst gereinigtes, möglichst würdiges Bild der altjüdischen Geschichte zu geben, und wenn er wiederum an anderer Stelle sagt: „Der Religionsunterricht der Schule hat nicht Theologie, nicht historisches Wissen und Kritik zu dozieren; er soll Gesinnungs-Unterricht sein durch und durch." — So muß ein unbefangener Laie wohl fragen: Nun, und warum zieht er nicht hieraus die einzig mögliche, die letzte Konsequenz? Diese Konsequenz kann unmöglich die sein, daß wir fortfahren, unsere Kinder zu beladen mit Geschichten und Charaktertypen, welche unverändert in der natürlichen Roheit des Altertums fast keinen moralischen oder pädagogischen Wert haben, wenn es auch einem taktvollen und geistreichen Lehrer gelingen mag, den ethischen Kern aus einem Wust von Barbarei und Häßlichkeit herauszuschälen.

Daß der Religions-Unterricht ein Gesinnungs-Unterricht sei, durch und durch, fordert der Pädagoge von dem Lehrenden. Was heißt das? Versteht man in der gebildeten Welt denn nicht unter Religion die Beschäftigung mit übersinnlichen Dingen? Mit Dingen, in denen ein jedes Menschenherz nur seine eigenen Offenbarungen und Bedürfnisse haben kann, sobald es zu einiger Reife und selbständigem Denken gekommen ist?

Wer darf es denn überhaupt wagen, anders als in poetischer Form, oder der eines frommen Wunsches, den Unmündigen einen Gott und ein Jenseits, Lohn und Strafe auszumalen oder ihnen Unsterblichkeit der Seele zu versprechen, ohne sich an der Freiheit, der Unabhängigkeit, der Wahrhaftigkeit und dem Verantwortlichkeits-Gefühl des Einzelnen zu versündigen?

Es ist klar, daß wir eine Pflege und Festigung der Gesinnung nicht an so Schwankendes und Wandelbares, nicht an das willkürliche Bild einer unerforschlichen Gottheit knüpfen dürfen; denn diese Pfeiler haben sich von jeher als unzuverlässig erwiesen. Doch auch wenn wir das sorgfältige und tapfere Werk Steudels lesen, insbesondere den ersten Teil, überkommt uns ein Grausen vor der Nüchternheit und relativen Bedeutungslosigkeit dieses Lehrstoffes, wenn wir ihn uns als tägliche Nahrung der Kindesseele denken. Was sind uns denn diese durch pietätvolle Tradition unverhältnismäßig aufgebauschten Helden und Patriarchen des Judentums? Verstehen wir etwa aus ihnen heraus besser die Gestalt und die Lehren Christi, als aus der Geschichte der indischen, chinesischen und griechischen Philosophen, Helden und Märtyrer? Und als eine Vorbereitung für das Verständnis des neuen Testaments will ja die christliche Welt das alte Testament angesehen wissen.

Ja, wenn auf die unvergleichliche Erscheinung der Propheten, ihrer im Laufe der Jahrhunderte steigenden ethischen Klarheit, auf ihren hohen moralischen Mut gegenüber den herrschenden Klassen ein viel stärkeres Gewicht gelegt würde, als es durchschnittlich auf den Schulen geschieht, so läge der Gewinn schon auf der Hand. Aber wer mag es wagen, solche als revolutionär geltende Betrachtungen in den jungen Herzen anzuregen? Der Giftbecher in dieser oder jener Gestalt steht noch immer bereit.

Was bleibt uns übrig, als die Pflege der Gesinnung und des Charakters, mit einem Wort: ethische Erziehung anzuknüpfen an eine allgemeine Geschichte der Welt, der Natur und der Kultur? Welch überreiches konfessionsloses und unerschöpfliches Feld der Belehrung und Erkenntnis für jedes Kindesalter, und wie vernachlässigt und unausgebeutet in diesem Sinne. Diese Folgerung muß auch wohl die Kirche aus dem Studium der Steudelschen Arbeit ziehen, wenn es ihr mehr um die Menschheit, als um ihre Macht zu thun ist. Und in diesem Sinne begrüßen wir das Buch nicht nur als eine bedeutungsvolle Förderung, sondern den zweiten Teil desselben auch als einen wertvollen Beitrag zur Jugenderziehung durch vorurteilsfreie Weltgeschichte, die durch die Darstellung einfacher Menschlichkeit und Seelennot des Messias nicht nur von ihrer rührenden Macht nichts einbüßt, sondern sie den Kinderseelen tausendmal vertrauter und verständlicher macht, als die noch vielfach herrschende heidnische Annahme einer göttlichen Abkunft.

Ein Unterricht in obigem Sinne darf freilich nicht in die Hände eines bloßen Fachmannes gelegt werden, denn das ist nach jetzigen Begriffen nur einer, der seine Kenntnisse dem Schulkollegium zur Prüfung vorgelegt hat, der allerdings auch gelernt hat, Kompromisse zu schließen, der gegen die Fragen der ernsteren Kinder und gegen Gewissensbedenken gewandt ein Notdach zu errichten versteht. Reife und freimütige Männer und Frauen brauchen wir, wo es gilt, Seelen zu bilden und zu vertiefen, sie mit eigener Wärme und kraftvoller Überzeugung und Klarheit zu durchdringen, sie ganz verstehen zu lehren, was der Mensch dem Menschen und sich selber schuldet.

Solche Lehrkräfte dürften uns in nicht zu ferner Zeit hervorwachsen aus dem Zusammenbruch des Alten, Unhaltbaren; und darum sei dem edlen Vorkämpfer Steudel ein Dank der Gesinnungsgenossen für die heilsame Erschütterung des Baufälligen gebracht.

Die zweite Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine in Cassel.

Von *Marie Stritt* in Dresden.

Von der Redaktion zu einem kurzen Bericht über die Eindrücke des letzten deutschen Frauentages aufgefordert, erscheint es mir in diesem Falle eine besonders angenehme Pflicht, dieser Aufforderung nachzukommen. Es waren erfreuliche und in hohem Maße befriedigende Eindrücke, die wir von diesen drei bewegten Tagen mit nach Hause nahmen, denen das sonnige, strahlende Pfingstwetter, das wir nach der langen trüben Regenzeit als freundliches Omen begrüßten, die Signatur aufprägte. Nachdem sich auf der vorjährigen Generalversammlung in München manche unliebsamen Meinungsdifferenzen, auch manche tiefergehenden Konflikte zwischen der „fortschrittlichen" und der „gemäßigten" Frauenbewegung offenbart hatten, die dann von der Presse in gewohnter Weise vergrößert und von Uneingeweihten gänzlich mißverstanden wurden, nachdem — der erste Bundestag sozusagen in einer Dissonanz ausgeklungen war, kam vielleicht manche der Delegierten mit etwas zagendem Herzen und in bänglicher Erwartung der Dinge, die sich diesmal entwickeln würden, nach Cassel — geschieden aber sind aus der heiteren, gastfreundlichen Stadt gewiß alle in gehobener Stimmung, in hoffnungsfreudigem Vertrauen auf die Zukunft des Bundes und — trotz der trüben Gegenwart — auch auf die Zukunft der deutschen Frauenwelt.

Wenn auch noch wenig positive, äußere, so waren für die Eingeweihten umso größere innere Erfolge zu konstatieren. Die Bedeutung einer festen, einheitlichen Organisation als unerläßlicher Grundbedingung jeder großen sozialen Bewegung ist den für die Hebung und den Fortschritt ihres Geschlechtes arbeitenden Frauen jedenfalls klar geworden — sie haben in dieser Beziehung theoretisch und praktisch in dem einen Jahr entschieden viel gelernt. Bei aller Verschiedenheit der Bestrebungen waren die Blicke doch immer auf das große Ganze gerichtet — von kleinlicher Betonung der Sonderinteressen, von engherzigem Vereinsegoismus war kaum mehr etwas zu merken. Der schöne Grundgedanke des Bundes, das Interesse und die Thätigkeit der einzelnen Vereine auf jenen Arbeitsgebieten zu vereinigen, „zu denen alle von Herzen ihre Zustimmung geben können", hat feste Wurzel gefaßt und kam bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck. Daß diese Arbeitsgebiete sich so schnell und in geradezu überraschendem Umfang *erweitert* haben, so daß sie beinahe schon den ganzen Kreis der modernen Frauenbestrebungen umfassen, ist ein lebendiger, überzeugender Beweis dafür, wie sehr sich in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit auch der Ideen- und Interessenkreis der einzelnen Bundesvereine erweitert hat.

Die Erkenntnis, daß man in der Frauenfrage, wenngleich in der praktischen Arbeit naturgemäß auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt, doch im Grunde genommen gar nicht einseitig arbeiten *kann*, daß all die verschiedenen Einzelfragen, in welche dieselbe zerfällt, die Erwerbsfrage, die Erziehungsfrage, die Rechtsfrage, die Sittlichkeitsfrage u. s. w. im innigsten Zusammenhang stehen, daß also, wer an der Lösung der einen Frage arbeitet, auch zu allen anderen Bestrebungen, selbst zu den weitgehendsten, stillschweigend „seine Zustimmung giebt" — die Erkenntnis der Solidarität *aller* Fraueninteressen und der Solidarität des ganzen weiblichen Geschlechtes, der sich unsere bürgerliche Frauenbewegung zu ihrem Schaden so lange verschlossen hat, bricht sich endlich überall Bahn, und das ist das große, gar nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst *des Bundes*.

Ueber das Programm der drei Sitzungstage und den Verlauf der Verhandlungen haben die Blätter seinerzeit ausführlich berichtet. Auch die öffentlichen Vorträge, die Arbeiten und Berichte der Kommissionen, die Thätigkeit und Verdienste einzelner Vereine und Persönlichkeiten sind eingehend besprochen und gewürdigt worden. — In letzterer Beziehung war übrigens ebenfalls ein erfreulicher Forschritt zu konstatieren. Der sonst bei Frauentagen übliche, dem Begeisterungsbedürfnis des weiblichen Geschlechtes entspringende, immer gut gemeinte, aber oft recht taktlos wirkende *Personenkultus* machte sich diesmal viel weniger bemerkbar, was von allen Seiten und wohl nicht zum wenigsten von denjenigen mit Genugthuung empfunden wurde, die seit so vielen Jahren diesem Kultus standhaft standhalten mußten. Wieder ein Beweis, daß wir *reifer*, d. h. *sachlicher* geworden sind.

Die bisher ziemlich lose Organisation der einzelnen Kommissionen wurde in Anbetracht des vergrößerten Arbeitsgebietes erweitert und in ein festeres Gefüge gebracht. Zu den bestehenden Kommissionen (1. für Errichtung von Kinderhorten, 2. für Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren, 3. für Bekämpfung der gewerblichen Prostitution, 4. für Propaganda in der Mäßigkeitssache, 5. für die Agitation gegen das Familienrecht des neuen bürgerlichen Gesetzbuches) traten noch zwei neue hinzu, die auf Antrag des Vereins Frauenwohl-Berlin gebildet wurden: eine Kommission für Erziehungsfragen und eine für Untersuchung der sozialen Lage der Handlungsgehilfinnen.

Das Hauptinteresse konzentrierte sich naturgemäß auf die Verhandlungen über den Gesetzentwurf. Der Bericht von Fräulein Auguste Schmidt über die bisher unternommenen Schritte kennzeichnete zugleich die Situation in großen, klaren Zügen. Eine erneute Agitation in Wort und Schrift, geleitet von der Rechtskommission des Bundes, und von den Bundesvereinen, entsprechend den verschiedenen lokalen Verhältnissen in den einzelnen Städten, auf verschiedene Weise ins Werk zu setzen, wurde auf einen Dringlichkeitsantrag des Dresdener Rechtsschutzvereins für Frauen mit großer Mehrheit beschlossen, und zunächst der tiefen Enttäuschung der Frauen über die Beschlüsse der Reichstagskommission in einer Resolution an die letztere Ausdruck gegeben. Die Agitation ist gegenwärtig in vollem Gange, mündliche und schriftliche Kundgebungen, Protestversammlungen und eine Massenpetition sollen noch in letzter Stunde die Volksvertreter an ihre Pflicht mahnen. Ein Erfolg, wenigstens ein augenblicklicher, ist freilich mehr als zweifelhaft.

In freien, an die Kommissionssitzungen anschließenden Vereinigungen wurden am letzten Tage noch verschiedene andere, bisher nicht in das Arbeitsgebiet des Bundes aufgenommene Zweige sozialer Frauenthätigkeit beraten. Die Diskussionen über öffentliche Armenpflege, Hilfsvereine für weibliche Angestellte, Volksunterhaltungs-Abende u. s. w. boten eine Fülle neuer Anregungen für die Delegierten. In einer dieser freien Vereinigungen, die, wenngleich nicht allzu zahlreich besucht, doch äußerst animiert verlief, wurde auch das *Frauenstimmrecht* besprochen. Es war wohl das erste Mal, daß dieser Gegenstand offiziell auf dem Programm eines deutschen Frauentages erschien, und es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß dies gerade in einem Augenblick geschah, wo die bisherige gesetzliche Hörigkeit der deutschen Frauen durch die Annahme des neuen Gesetzentwurfes eine neue Sanktion auf unabsehbare Zeit hinaus erhalten soll. Angesichts der schlimmen Erfahrungen der letzten Zeit werden wohl auch sie über kurz oder lang, gleich ihren Schwestern in anderen Kulturstaaten, den Mut finden, ja dazu gedrängt werden, die letzten Konsequenzen ihrer Bestrebungen zu ziehen, und in den Kampf um ihre *Bürgerrechte* eintreten, da ihnen ohne diese sogar ihre *Menschenrechte* vorenthalten werden.

Sozialwissenschaften und Universitätsstudium.

Prof. Ferd. Tönnies veröffentlicht in den letzten beiden Nummern der „Akademischen Rundschau" eine eingehende Betrachtung über den Zustand und die Aufgaben des sozialwissenschaftlichen Studiums auf den deutschen Universitäten. Er bespricht die neueren Gebiete und widmet zum Schluß dem Verhältnis von Parteipolitik und wissenschaftlicher Erfassung des sozialen Problems folgende würdige und eindrucksvolle Worte:

Dem echten Gelehrten wird Takt und Gewissen verwehren, irgend so etwas wie Partei-Politik in seinen Unterricht hineinzumischen. Ob sein Einfluß außerhalb der Schulräume den Studierenden zum Besten diene, wird wesentlich durch den sittlichen Gehalt seiner Persönlichkeit bedingt sein. Der politische

Denker und Soziologe ist, der Idee und den Regeln seiner Kunst gemäß, zum Richter aller Parteien berufen; er muß sie kennen und verstehen lernen als soziale Erscheinungen, als Wirkungen ihrer Ursachen, ihre Träger und Führer als durch soziale und individuelle Umstände bedingt. Als Richter wird er immer über den Parteien stehen, und wenn er doch, sei es wegen besonderer Neigung für gewisse Ausdrücke des politischen Lebens, sei es aus dem Sinne der Gerechtigkeit, einer Partei sich selber zuneigt — am übelsten wird ihm eigene Interessen-Politik anstehen — so wird er, wenn nicht sein Temperament stärker ist als seine Philosophie, immer als ein moderierendes, ja kritisierendes Element innerhalb dieser Partei thätig sein. Eine Staatsregierung unter heute gegebenen Verhältnissen, wenn sie nicht, ihre eigene intellektuelle Unfähigkeit empfindend, den Intellekt als solchen und das Wissen fürchtet, kann sich nichts besseres wünschen, als möglichst viele politische Denker in den Reihen der Parteien. Gegen das Giftige des Parteigeistes giebt es kein besseres Heilmittel als wissenschaftliches Studium des sozialen und politischen Lebens, insbesondere als die streng kausale Betrachtung der uns umgebenden Wirklichkeit. Wenn diese „revolutionär" wirkt, das heißt die Einsicht befördert, daß gewissen Übeln rasch und energisch gewehrt werden müsse — wie unsäglicher Trübsal kann durch solche Einsicht vorgebeugt werden! Man weiß, wie es der Stadt erging, deren Behörden immer glaubten, das Wasser ihrer Wasserleitung thue keinen Schaden, der Gesundheitszustand sei befriedigend, die Hygieniker seien „Theoretiker", also keine Mark Banko wert. Man kennt auch die Geschichte des „Volksfeindes" in Hendrik Ibsens Drama.

Gegen alles Scheinbare aber und Trügerische allgemeiner Theorien, die mit unreifem Geiste aufgenommen, nachgebetet und wie Schablonen angewandt werden, giebt es insonderheit keine stärkere Hemmung als das exakte Detailstudium des wirklichen sozialen Lebens; keine gesundere Kost giebt es zur Stärkung des besonnenen Urteils, zur Ernährung des wissenschaftlichen Gewissens. In diesem Sinne ist vorzüglich wichtig und gerade für Studierende von praktischer Bedeutung, dasjenige Gebiet im weiten Felde der Soziologie, das man als Statistik zu bezeichnen pflegt. Wenn sie mit strenger Methode gehandhabt wird, so gewöhnt sie, so gut, wie nur irgendwelche experimentelle Naturwissenschaft, an Methode überhaupt, sie wird dem Soziologen und Politiker in seiner Weise das ruhige Auge, die sichere Hand verleihen und den überlegenden Sinn, wodurch von je der Arzt sich ausgezeichnet hat.

Die Statistik: sagen wir um sie richtig zu begrenzen (denn auch Zählungen und Rechnungen der Naturforscher werden heute Statistik genannt) die Moralstatistik ist historisch nichts als eine „Hilfswissenschaft" der Geschichte, thatsächlich nichts als ein Anhängsel der Nationalökonomie. Sie muß emanzipiert und auf eigene Füße gestellt werden — das ist vorläufig der größte Dienst, den wir für Soziologie von den Verwaltern des höhern Unterrichtswesens erwarten können, den wir auch verlangen müssen. Diese Forderung ist im unmittelbaren gesellschaftlichen und Staatsinteresse dringend. Die Bedeutung des statistischen Wissens ist längst anerkannt und steht unerschütterlich fest, wenn auch wenig danach gehandelt wird. Von Zeit zu Zeit ertönen gerechte und ungerechte Klagen über die Mängel der Statistik. Große Mängel liegen in der Art der Ansammlung, der Aufbereitung und Ordnung des Materiales, größere in der ungenügenden Analyse und Verwertung des massenhaft aufgehäuften. Beide Arten haben in einem Mangel ihre Hauptursache — in dem Mangel an Statistikern. Geschulte und oft nur allzu ungeschulte Schreiberkräfte werden zu Arbeiten herangezogen, die wissenschaftliche Sorgfalt, Genauigkeit, Wahrheitsliebe, oft und zwar bei allen höheren Arten der Arbeit, auch wissenschaftliches Urteil, Gewandtheit der Methode erfordern. Es ist als ob man zu Observatoren der Sternwarten junge Handwerker ernennen wollte, oder als ob man Füsiliere zur Anfertigung von Generalstabskarten heranzöge.

Wir brauchen mehr Statistiker, die es ihrer Neigung und ihrem Berufe nach sind. Der Beruf des Statistikers ist in seiner Anlage ein idealer Beruf. Denn wenn jede andere Erkenntnis den Menschen erhebt, der sie pflegt und der an ihr teilnimmt, am meisten aber den der sie erwirbt, so ganz vorzugsweise diese Erkenntnis der Zusammenhänge unseres eigenen Lebens und Geistes mit unsern Mitbürgern und Mitmenschen, der Bedingtheit unseres täglichen Lebens, der Bedeutung unseres geringsten Thuns. Ich wüßte nicht, was mehr geeignet wäre, jenen unerschütterlichen Ernst, der in den Tiefen der Seele verharrt unter allen Stürmen und Erregungen, den Ernst, der die eigentliche Errungenschaft und Mitgift des Mannes von gelehrtem Stande sein sollte, hervorzubringen, als dies Studium, das nach den Regeln der induktiven Methode und des Calculs die erhabene Anschauung Spinozas bewahrheitet und ausdehnt, aus der er sagt: „Die menschlichen Leidenschaften . . . an sich betrachtet, erfolgen aus derselben Notwendigkeit und Kraft der Natur, wie alle übrigen einzelnen Thatsachen; und stehen folglich unter gewissen Ursachen, aus denen sie verstanden werden, und haben gewisse Eigenschaften, die unserer Erkenntnis ebenso würdig sind wie die Eigenschaften irgend einer anderen Sache, an deren reiner Betrachtung wir uns erfreuen. Daher werde ich . . . die menschlichen Handlungen und Neigungen ebenso betrachten, als wenn die Rede von Linien, Flächen oder von Körpern wäre" (Eth. III. praef.).

Hier eröffnet sich nun ein schönes Feld für die sozialwissenschaftlichen Vereine der Universitäten. Jede studentische Verbindung sollte in erster Linie einen sittlichen Zweck sich vorsetzen, einen Zweck, dem ihre Genossenschaft, ihre Ordnung und Thätigkeit diene. Denn dessen bedarf der Jüngling am meisten, außer der von seinen Lehrern gegebenen Lehre. In der Begründung jener Vereine ist ohne Zweifel der „neue soziale Geist", die ethische Denkungsart mit thätig gewesen, die als Bestimmung des Gelehrten erkennt, zur Reinigung des privaten und öffentlichen Lebens, zur Gerechtigkeit und zur Veredelung der Sitten an sich selber und an seiner Umgebung zu arbeiten. Aber jene Vereine wollen wissenschaftliche Vereine sein. Dieses Wollen können sie nicht strenge genug verstehen. Zerstörung und Ausscheidung der Phrase, gründliche und innige Belehrung müssen sie sich zur Aufgabe machen. „Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urteil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer, nach dem Gedachten handeln unbequem." Diese Sätze sollten, wenn es nach meinem Wunsche ginge, den Wahlspruch dieser willkommenen Vereine bilden, und so mögen sie auch den Schluß des Lehrbriefes Wilhelm Meisters beherzigen: „Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des ächten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen spricht die That. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert sich dem Meister."

Argwöhnischen aber und greisenhaften Stimmen wird ein deutscher Bursch, ebenso wie der Mann der Wissenschaft, der er werden will, seine Stirne trotzig entgegensetzen. Gerade und wahr gegen seine Freunde und Feinde! Vorsicht in Wahl der Freunde. Nachsicht in Abwehr der Feinde! Was aber die notwendigen Feinde angeht, so finde ich ein gutes Wort in einem jüngst erschienenen Buche, das gerade für Studenten vieles Merkwürdige, ja Bedeutende enthält*):

„Die müssen Feinde sein, die die Knechtschaft wollen,
Die müssen Feinde sein, die die Wahrheit fürchten,
Die müssen Feinde sein, die das Recht verdrehen,
Die müssen Feinde sein, die von der Ehre weichen."

Vermischtes.

Der Bund der Industriellen hat kürzlich in Berlin seine erste Generalversammlung abgehalten. Seinem Wesen nach muß auch dieser Bund ein Schutzverband gegen agrarische Übergriffe sein, was sich auch dadurch bestätigt, daß der Vorsitzende es als Hauptaufgabe der neuen Organisation bezeichnete, den Abschluß neuer Handelsverträge vorzubereiten — und doch war die ganze Diskussion dieser Industriellen über die Frage der Arbeitseinstellungen voll der gröbsten agrarischen Übergriffe: das Autoritätswesen und die patriarchalischen Gesichtspunkte des Feudalismus siegten über die Errungenschaft der bürgerlichen Epoche, welche das Arbeitsverhältnis als einen Vertrag gleichberechtigter Parteien behandeln muß. „Der Arbeitgeber", so sagte der Fabrikbesitzer O. Weigert — ein verdienstvoller und sozialdenkender Mann — „hat die dringende Pflicht, dem Arbeiter alles das zu geben, was ihm zukommt. Auf der anderen Seite aber müsse man mit Entschiedenheit gegen alles Front machen, was darauf hinauslaufe, die Autorität zu untergraben . . . . ." Was also dem Arbeiter zukommt, das hat im wesentlichen einseitig der Unternehmer zu bestimmen; in diesem Sinne bezeichnet denn auch der Redner die

*) Friedrich Reuter, Die Erlanger Burschenschaft 1816—1833. Ein Beitrag zur inneren Geschichte der Restaurationszeit. Erlangen, Mencke 1896.

Forderung, die zehnstündige Arbeitszeit in eine neun- oder achtstündige herabzusetzen, „als unberechtigt und mit Entschiedenheit zurückzuweisen“. Wie tiefberechtigt vielmehr diese Forderungen, auch vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte sind, das mag eine Erfahrung beweisen, die sich aus der Sterblichkeitsstatistik der englischen „Vereinigten Maschinenarbeiter“ ergiebt, von der Brentano im März 1890 Kenntnis genommen hat. Die Maschinenbauer zahlen Begräbnisgelder beim Tode eines Mitgliedes und seiner Gattin. Seit Decennien veröffentlichten sie mit Rücksicht hierauf in ihrem Jahresberichte das Durchschnittsalter der gestorbenen Männer und ihrer gestorbenen Frauen. Nach dem Jahresbericht von 1871 betrug das der Männer 38¼, das der Frauen 37½ Jahr. Im Jahre 1872 erlangten die Maschinenbauer die Abkürzung des Arbeitstages auf 9 Stunden. Seitdem hat sich das Durchschnittsalter der gestorbenen Männer konstant gehoben. Nach dem Jahresbericht von 1889 betrug es 48¼. Ein Teil dieser Hebung ist unzweifelhaft den allgemeinen sanitären Verbesserungen zu danken; aber höchstens die Hälfte; die andere Hälfte kommt auf die Abkürzung des Arbeitstages. Während das Durchschnittsalter der gestorbenen Männer um 10 Jahre stieg, stieg nämlich das der Frauen nur um die Hälfte, von 37½ auf 43. Für die älteren Arbeiter, die nunmehr um eine Stunde weniger arbeiteten, bedeutete dies also eine Verlängerung des Lebens um volle 5 Jahre; für die Volkswirtschaft bedeutete es eine Verbesserung des Verhältnisses der im produktionsfähigen Alter stehenden Personen zu dem nicht produktionsfähigen Kindes- und Jugendalter.

Heute ist der „gänzlich unberechtigte“ Neunstundentag in den großen englischen Industrien fast allgemein, der Betrag geleisteter Arbeit aber nirgends vermindert. Im Jahre 1891 hat der Grafschaftsrat von London den Achtstundentag für alle städtischen Betriebe eingeführt und bestimmt, daß die Stadtverwaltung ihre Bezüge nur bei solchen Unternehmungen decken solle, die ebenfalls die Achtstundengrenze einhielten. Alljährlich mehrt sich in England die Zahl der Einzelunternehmen, welche aus wirtschaftlichen Gründen den Achtstundentag einführen. Der Aufseher der Maschinenfabrik von William Mather zu Salford, der auch in Amerika und in Sachsen thätig gewesen, erklärte 1890 im Beisein eines der Teilhaber der Firma die relativ geringere Arbeitszeit der amerikanischen Arbeiter als Ursache ihrer größeren Leistungsfähigkeit, er habe ganz dieselbe Beobachtung in der Fabrik zu Salford gemacht, so oft kürzer gearbeitet worden sei und plädiere daher für den allmählichen Fortschritt zum Achtstundentag. —

Wir wollen aus den Verhandlungen des Bundes der Industriellen noch einen anderen Gegenstand herausgreifen. Fabrikbesitzer Weigert hatte als Referent über Arbeitseinstellungen eine Resolution beantragt, welche einen Unterschied machte zwischen „berechtigten und unberechtigten“ Streiks. Hiergegen wandten sich fast alle Redner in der Diskussion, es sei bedenklich, irgend eine Arbeitseinstellung als berechtigt hinzustellen. Die Resolution wurde abgelehnt. Gegen diesen befangenen Autoritätsstandpunkt äußerte sich im Jahre 1867 Sir Francis Croßley, ein großer englischer Unternehmer, in einer Debatte über die Stellung der Gesetzgebung zu den Arbeitseinstellungen folgendermaßen: „Man findet draußen die unvernünftige Anschauung verbreitet, daß die Arbeiter nicht berechtigt seien, ihre Arbeit zum möglichst hohen Preise zu verkaufen; aber man darf nicht vergessen, daß Arbeit das einzige Ding ist, welches sie zu verkaufen haben. Es ist ein großer Irrtum seitens der Arbeitgeber, anzunehmen, daß immer die niedrigst bezahlte Arbeit die billigste sei . . . . . Wenn man nicht so sehr bestrebt wäre, die Preise der Arbeiter zu drücken, und einen versöhnlicheren Geist zeigte, so würden weniger Ausstände und Gesetzesverletzungen zu beklagen sein.“ Diese Ansicht bestätigt Henry Maudsley, einer jener Arbeiterführer, die neben den großen Kapitalisten Manchesters die mächtigsten Männer in Lancashire sind und denen viele Tausende folgen: „Meine Ansicht ist, daß der Lohn des Arbeiters das sein sollte, was er in geordnetem und gesetzlichem Kampfe das Kapital zu bezahlen zwingen kann. Man hat eingewendet, daß dies zu einem fortwährenden Kriegszustande in der Industrie führen müsse. Wenn dies der Fall ist, so sind daran allein die Kapitalisten schuld. Wenn sie von dem Piedestal herabsteigen, auf dem die Mehrzahl noch steht und sich einfach als Kaufleute betrachten, die sich auf dem Markte befinden, um den Preis, zu dem die Arbeit käuflich ist, festzustellen, und sie das gleiche Recht der Nachforschung, das sie selbst beanspruchen und ausüben, den Arbeitern zugestehen — — so werden wir mit Arbeitsausständen wenig zu thun haben.“ —

Wenn der Bund der Industriellen es wirklich als seine Hauptaufgabe betrachtet, den Abschluß neuer Handelsverträge vorzubereiten, so soll er sich vor allem für den bevorstehenden Kampf seine natürlichen Bundesgenossen, die Arbeiter, sichern. Da aber der Arbeiter nicht mehr „Gefolge“ sein will, so soll man sich doch auf den Boden dieser Thatsache stellen und ihm die volle Gleichberechtigung gewähren, statt ihn durch Autoritätsgethue zu erbittern. Oder haben die kurzsichtigen Herren schon vergessen, daß die neuere deutsche Handelsvertragspolitik ohne die politischen Vertreter der Arbeiterschaft nicht zu stande gekommen wäre? F.

Bücherbesprechung.

Die Ausdehnung der Krankenversicherungspflicht auf die Hausindustriellen (S. Berliner Ärzte-Korrespondenz, I. Jahrg. No. 6. S. 34—35 von S. Alexander).

Der Herr Verfasser weist auf die Sitzungen der Gewerbedeputation vom 12. und 13. Mai d. J. hin, die sich mit dem Antrage der Armendirektion und einiger Ortskrankenkassen auf Ausdehnung der Krankenversicherungspflicht auf die Hausindustriellen befaßt hat. „Obwohl der Antrag in der ersten Sitzung im Prinzip genehmigt worden war, haben sich bei der Detailberatung so große Schwierigkeiten ergeben, daß die Beschlußfassung vertagt worden ist.“ Nachdem er dann eine Erklärung des Begriffes der Hausindustrie giebt, und unserer Meinung nach, mit Recht die angenommene Zahl von 60—70 000 versicherungsfähiger Personen als zu gering bemängelt, geht er auf die Frage über, ob denn für den Versicherungszwang der Hausindustriellen ein Bedürfnis vorliege. Er glaubt das verneinen zu können, weil von den Hausindustriellen selbst noch niemals diese Bedürfnisfrage aufgestellt worden sei und „bei der Geneigtheit aller Bevölkerungsklassen zur Koalition auch die Hausindustriellen veranlaßt worden wären, sich zu vereinigen und ihre Stimme zu erheben.“ Diese Ansicht entspricht nicht den thatsächlichen Verhältnissen. Wer mit Gewerkschaftsorganisationen vertraut ist, weiß, wie schwer, ja fast unmöglich oft die Koalition dort wird, wo das Gewerk mit Hausindustrie belastet ist. Die Hausindustriellen, die abgesondert in ihren Häusern sitzen und zum größten Teil mit Anspannung aller Kräfte um einen notdürftigen Lebensunterhalt ringen, haben keine Fühlung mit den organisirten Arbeitern ihres Gewerbes. Sie sind geistig und körperlich zu abgearbeitet, um den Gedanken der Organisation aufnehmen zu können und für ihn Opfer zu bringen, für die sie im Augenblick noch keinen greifbaren Gewinn erblicken. Dazu kommt, daß der größte Teil der Hausindustriellen, wie z. B. in der Wäsche- und Konfektionsbranche, aus Frauen besteht, die oft genug das Wort Organisation noch nie gehört haben. Man muß durch jahrelange Armenpflege gerade als Frau der Frau nahe getreten sein, um zu wissen, wie alles, was nicht unmittelbar mit dem Verdienst des Tages zusammenhängt, mit der verzehrenden Sorge um Existenzmöglichkeit, von der Hand gewiesen wird, weil jeder Gedanke, jeder Pulsschlag der despotischen Arbeit gehört. Wir verweisen auf die Erhebungen des Einigungsamtes und die Protokolle über die Verhandlungen der Kommission für Arbeiterstatistik über die Verhältnisse in der Kleiderkonfektion (Nr. 10) und in der Wäschekonfektion (Nr. 11). Drucksachen der Kommission für Arbeiterstatistik. Berlin, Karl Heymanns Verlag 1896.

Das sind die wahren Gründe, aus denen sich bis jetzt keine Koalition der Hausindustriellen ermöglichen ließ, nicht aber die „gemischte Gesellschaft“, „von dem in elendesten wirtschaftlichen Verhältnissen lebenden Proletariat bis zur aristokratischen Geheimratstochter.“ Freilich ist diese letzte oft eine bittere Zugabe, da sie die Löhne drückt, aber ihr Einfluß ist doch ein geringer und würde sich immer weniger geltend machen, wenn sie sich durch ein Gesetz, wie z. B. die Krankenversicherungspflicht nach außen hin zu dem Stande der Arbeiterin bekennen müßte. Wieviel hergebrachter Unwahrheit würde damit ein Ende bereitet werden! Wenn weiterhin gesagt wird, „daß gebrechliche Arbeiter und Arbeiterinnen, welche der Armenpflege längst zur Last gefallen sind, durch einen kleinen Nebenverdienst sich ein menschenwürdiges Dasein erkämpfen“, so muß doch sehr bezweifelt werden, ob ein Lohn, der in 10, 12 und 14stündiger Arbeitszeit erarbeitet wird, als ein Nebenverdienst angesehen werden kann. Ebenso müssen wir uns wundern, daß diese „gebrechlichen Arbeiter und Arbeiterinnen“ der Armenlast anheimgefallen sein sollen, da ja nach dem § 1 des preußischen Ausführungsgesetzes vom 8. März 1871 die Zwangsarmenpflege in Deutschland erst dann eintritt, wenn jemand außer Stande ist, sich und seinen nicht arbeitsfähigen Angehörigen den notdürftigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Der Maßstab dafür wird in dem Mindestmaß der Lebenshaltung der arbeitenden Bevölkerung gefunden. Solange der Arbeiter und die Arbeiterin dieses Mindestmaß noch erarbeiten kann, tritt die Zwangsarmenpflege nicht ein. Sie thut es aber auch dann noch nicht, wenn, wie in der stillen Zeit der Konfektionsbranche, von einem Mindestmaß der Lebenshaltung gar nicht mehr die Rede sein kann. Freilich, in Krankheitsfällen, in denen der Hausindustrielle auch nicht mehr in der Ortskrankenkasse ist, weil er von seinem kärglichen Verdienst sich nicht noch die wöchentliche Steuer erübrigen konnte, oder weil die 13 Wochen abgelaufen waren, ohne ihm Genesung zu bringen, tritt die Zwangsarmenpflege mit ihren nivellierenden Bestimmungen ein. Sie behandelt den Würdigen wie den Unwürdigen gleich, sie entzieht beiden z. B. das Wahlrecht. Mag das Motiv der Armenverwaltung bei Einbringung des oben erwähnten Antrages ein „egoistisches“ sein

oder nicht, die Wirkungen, die er hervorbringen würde, wären gewiß sozialethische von großer Bedeutung. Es würden der Armenpflege eine große Anzahl von Existenzen entzogen, die es verdienen als tüchtige Arbeiter Anspruch auf eine staatliche Versicherung zu haben, ohne den beschämenden Bestimmungen der Armenpflege zu unterliegen.

Man könnte uns entgegnen, daß wir selbst Frauen als den weitaus größten Teil der Hausindustiellen bezeichnet haben, und daß für diese eine Bestimmung wie die Entziehung des Wahlrechts nicht in Betracht käme. Nein, vorläufig nicht. Aber solange die Armenverwaltung noch nicht über genügende Mittel verfügt, um das Loos der Witwen und Waisen besser zu gestalten, so lange sollte ein Weg, der die Verwaltung entlasten kann, gern und freudig eingeschlagen werden. Von allem abgesehen, würde die Ausdehnung der Krankenversicherungspflicht auf die Hausindustiellen nicht nur eine Erleichterung der augenblicklichen Lage der Arbeiter sein, sondern auch einen Schritt vorwärts auf dem Wege andeuten, die Hausindustrie zu beschränken, und besonders in der weiblichen Hausindustrie eine Organisation der schwächsten aller Arbeiterinnen von Staatswegen zu ermöglichen. Hier wo es am schwersten ist, soziale Schäden zu bessern, gerade hier sollte kein Mittel im Interesse der „salus publica" unversucht gelassen werden.

Der Herr Verfasser sagt zum Schluß seines Aufsatzes, daß er den Ausführungen absichtlich einen allgemeinen, sozialpolitischen Charakter gegeben habe, damit nicht der Vorwurf erhoben werden könne, auch diese Frage durch „die ärztliche Parteibrille" betrachtet zu haben. Er führt dann aber, und in einem Blatte, das im besonderen den Interessen des ärztlichen Standes gewidmet ist, mit voller Berechtigung, die ärztlichen Interessen ins Feld, die seiner Meinung noch schwer von einem solchen Krankengesetz betroffen werden. Ohne uns auf eine Kritik seiner Vorschläge einzulassen, die ja nur von zuständiger Seite beleuchtet werden können, möchten wir doch darauf hinweisen, welche Gefahr darin liegt, wenn Fragen, die das Gemeinwohl betreffen, von einseitigem Interessestandpunkt behandelt werden. Ein solcher färbt immer ab und läßt auch sozialpolitische Ansichten in einer bestimmten Beleuchtung erscheinen. Nur mit Hilfe nationalökonomisch-wissenschaftlicher Methode, nur mit Betonung sozialethischer Grundsätze lassen sich solche Fragen entscheiden. Sie greifen tief in die Lebensbedingungen der verschiedensten Volkskreise ein und können daher nicht einseitig entschieden werden, wenn ihre Lösung eine vernunftgemäße sein, und der Gerechtigkeit entsprechen soll.

Der Verfasser wünscht eine „Koalition der Berliner Kollegen", damit die Gefahr ärztlicher Behandlung bei minderwertigen Sätzen vermieden werde. Er beklagt, daß das Zustandekommen einer solchen Koalition aussichtslos sei. Ist ihm nicht die leise Ironie aufgefallen, die in diesem Satze liegt, wenn er ihn mit seiner obenerwähnten Behauptung vergleicht, nach der die Hausindustiellen kein Bedürfnis zur Zwangsversicherung fühlten, denn sonst würden sie sich koalieren. Hier zeigt es sich, daß man nicht immer kann, wie man möchte, und daß die Nicht-Existenz einer Sache noch kein Beweis für oder gegen eine Bedürfnisfrage ist.

Berlin. Jeannette Schwerin.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 11. Juli 1896. | Nr. 28.

Inhalt: Vor dem Bankerott. Von Fr. Staudinger. — Die Grundgedanken der ethischen Bewegung. Von Paul Pflüger. — „Teufis." Von Gustav Maier. II. — Zur Wirksamkeit M. v. Egidy's. Vermischtes: Christentum und Frauenwürde. Zur Ethik in der Kommunalverwaltung. — Aus der ethischen Bewegung: Jena.

Vor dem Bankerott.

Von Professor Dr. F. Staudinger in Worms.

Es war vor einigen Monaten, als ich mich in dem frischgrünenden Garten eines Städtchens droben am Gebirge befand. Da rollte ein Wagen vor mit flotten, noblen Pferden bespannt; ein mir bekannter Herr mit seiner Frau stiegen nebst zwei Freunden aus und schritten vom Diener gefolgt in den Garten herein.

„Die Weinkarte, Kellner!" — „Sillery!" hieß es nach einem flüchtigen Blick darauf. Und die Pfropfen knallten um die Wette, Gelächter ertönte von dem fröhlichen Plätzchen unter der Laube, Scherzreden schallten bis zu uns herüber, die wir mit einem Glase Bier des Lebens Kürze süßten. — „Ja, so fröhlich kann man doch nur bei Champagner sein", meinte ein biederer Bürger seufzend, sein Glas Bier zum Munde führend. „Wer das Geld hätte!" Da wälzte sich eine egelartige glatte Gestalt, die ich vorher nicht bemerkt hatte, — es war ein Agent aus meiner Heimatstadt — zu mir herüber, und flüsterte mir zu: „Wenn der Esel wüßte, wie es steht! In ein paar Tagen muß der Herr X. seinen Bankerott anzeigen; ich weiß es gewiß! Drum thut er heut so geschwollen." In der That! es war so.

Das fiel mir so recht lebhaft wieder ein, als ich die Reichstagsverhandlungen zum bürgerlichen Gesetzbuch las. Der Gesetzesvorschlag, war gewiß in gar vieler Hinsicht für modernen Laiengeschmack recht altbacken; sagen wir geradezu: mehr rückwärts, als vorwärts gewandt. Und ich freute mich wirklich, als ich dieser Tage meine oft mündlich vertretene Meinung mehrfach in Zeitschriften geäußert fand, daß eine Zeit, die im Fluß ist, wie die unsrige, zur Codification eines Dauer beanspruchenden Gesetzes so ungeeignet sei, wie nur möglich.

Aber die Reichstagsmajorität wollte nicht abwarten. Sie peitschte die Paragraphen durch — um dem deutschen Volke ein Gesetzbuch zu geben, das bereits Antiquariat ist, wenn es in Kraft treten soll; dem vielleicht gar nicht unverändert in Kraft zu treten beschieden sein wird, wenn der Zeitwagen in gleichem Tempo weiter saust.*)

Warum geschah das? mußte ich mich fragen. War's noch ein ohnmächtiger Versuch, dem brausenden Zuge der Zeit ein paar Planken auf die Schienen zu werfen, damit er entgleise?

Aber nein! Das glauben wir nicht. Solchen Unterfangens halten wir die Herren auch der entscheidenden Parteien nicht für fähig. Wir glauben vielmehr, und zu ihrer Ehre glauben wir's: sie hatten Champagner getrunken; von jenem Champagner, den jener Herr getrunken hatte. Die psychologische Frage steht ja da offen, ob der es that, um den Außenstehenden noch seine Solvenz vorzuspiegeln, in der Hoffnung, ein unerwarteter Credit könne ihm darauf hin noch werden; oder ob es so die letzte Verzweiflungsthat war: „Morgen sind wir ja doch fertig, da wollen wir uns heute noch einmal zeigen, wie wir sind."

Wir neigen der letzteren Ansicht zu. Die beiden maßgebenden Parteien, die dem Entwurfe zur Annahme verhalfen, handelten wenigstens so, als wüßten sie selber, daß in wenigen Tagen ihr Bankerott bevorsteht. Wenn ja auch Tage im Völkerleben etwas länger als Wahlperioden sein mögen; wofern das Gefühl, daß es bald aus sei, vorhanden ist, kommt doch bei dem, der nicht innerlich fest ist, jene Stimmung, die sich würdelos dem Augenblicke hingiebt. Und das haben denn die betreffenden Parteien gründlich gethan. Oder kann man es anders als würdelos nennen, wenn eine große Partei, die an der Spitze der „staatserhaltenden" zu marschieren wähnt, ihre Zustimmung zum bürgerlichen Gesetzbuch von der Hasenfrage abhängig macht? Und was soll man von der anderen großen Partei halten, die einst so feurig auf demokratischem Rößlein sich tummelte und die nun thränentriefend erklären konnte: Um das ganze bürgerliche Gesetzbuch nicht zu gefährden, müsse sie sich in der Hasenfrage vor der heroischen Entschlossenheit der Konservativen beugen.

Wir haben schon manche uns niederdrückende Scene im Reichstag miterlebt. Daß bei den Justizgesetzen ganze Reihen von denen, die erst die absolute Unmöglichkeit der Nachgiebigkeit bewiesen hatten, wie Mohnköpfe vor dem Willen des Gewaltigen fielen, war nicht groß. Daß dieselben Leute, die das Sozialistengesetz nach Hödels Attentat als Preisgebung aller liberalen Grundsätze verwarfen, diese Grundsätze nach Nobilings Attentat ohne Scham verleugneten, war nicht schön. Und der berühmte Kuhhandel in der Militärvorlage von 1893 war auch nicht fein. — Aber es waren doch immer noch Sophokles'sche Tragödien im Verhältniß zu dem Satyrspiel, das heute im Reichstag von jenen Parteien aufgeführt worden ist.

Es ist ja schon ein eigen Gefühl, wenn man die Reichsregierung, die man gewiß nicht eines überstürzend reformerischen Strebens zeihen kann, als Vertreterin des Fortschritts gegenüber den ausschlaggebenden Reichstagsparteien leuchten sieht. Es ist seltsam, sogar Herrn von Stumm, den stock-

*) Wir möchten doch nicht unterlassen, hier sofort ergänzend zu bemerken, daß viele echt liberale Männer im Reichstag und im Lande, teils nach juristischen und formalen, teils nach politischen Gesichtspunkten das jetzige Zustandekommen des Gesetzbuches begrüßt haben. Der „Kampf ums Recht" ist nunmehr fast vollständig auf den einheitlichen und nach seinen Wahlrechts-Grundlagen günstigsten Boden der Reichsgesetzgebung verlegt. Es wird jetzt an dem deutschen Volke sein, auf diesem Boden sofort die Verbesserungsarbeit zu beginnen und jedenfalls bei den nächsten Wahlen für einen Reichstag zu sorgen, der unsere Zukunft späterhin vor den großen Unvollkommenheiten des jetzigen Abschlusses der Arbeit bewahren hilft.

Der Herausgeber.

steifen Reaktionär, gegen noch reaktionärere Richtungen mit Herrn Bebel in Gemeinschaft kämpfen zu sehen, ihn, der nicht zum wenigsten mit seiner Phalanx daran schuld ist, daß Herr von Berlepsch in der Versenkung verschwand, der letzte, der sozialer Reformarbeit auch nur ein wenig geneigt war.

Aber all dies sind wenigstens ernste, prinzipielle Dinge, die in ernstem prinzipiellen Meinungsstreit entschieden werden müssen. In diese ernste Entwickelung solche Farcen bringen: das kann man doch nur, wenn es einem nicht mehr wahrhaft ernst um seine Sache ist, wenn man den wirtschaftlichen und politischen Bankerott vor sich sehend, sich aus dem moralischen Bankerott schon vorher nichts macht.

Das ist die Empfindung, die einen da überkommt. Das ganze Gebahren der Parteien, wie sie heute im Reichstage zu jeder reaktionären Verschlimmbesserung zu haben sind, könnte einen ja an sich schon manchmal mutlos machen. Aber wenn man dann auf der anderen Seite sieht, wie überall um uns herum einer nach dem anderen aufwacht aus dem Traume und, wenn auch noch anfangs geblendet und unsicher, doch der Sonne entgegenzusehen beginnt, dann erwacht neuer Mut.

Mögen darum jene ruhig weiter rückwärts drängen. Durch solche Orgien der Selbstentwürdigung, wie sie sie da eben gefeiert haben, zeigt sich doch, wie wenig inneren Halt sie noch haben. Solch leichtfertiges Selbstvergessen ist doch nur möglich: „vor dem Bankerott."

Die Grundgedanken der ethischen Bewegung.

Von Pfarrer Paul Pflüger in Dußnang (Kt. Aargau).

(Schluß.)

Man sieht, so sehr der Materialismus und Mammonismus im allgemeinen unser kapitalistisches Zeitalter beherrscht, es fehlt nicht an einer gewaltigen sozial-ethischen Unterströmung. Aus ihr hervorgegangen ist nun auch in neuerer Zeit die ganz spezifisch das Beiwort „ethisch" tragende Bewegung, deren jüngster Sproß unsere „schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur" ist. Es ist Ihnen bekannt, daß diese unsere „ethische Bewegung" ihren Ausgangspunkt in Nordamerika hat, wo Dr. Felix Adler schon Ende der siebziger Jahre die erste „Society" for Ethical Culture gründete. Nachdem eine Anzahl ähnlicher Gesellschaften in der Union ins Leben getreten waren, verpflanzte sich die Bewegung nach England. Auch hier bildeten sich eine Reihe von Genossenschaften zur Pflege der Ethik, der Moral, in theoretischer wie praktischer Beziehung. Diese Vereine richteten Vorträge ein, Werktagskurse fürs Volk über ethische, soziale und pädagogische Fächer, regten die Gründung von „Nachbarschaftsgilden" an und beteiligten sich an verschiedenen Bestrebungen humanitärer und sozialethischer Art. Das Organ für ihre Bestrebungen ist (seit 1890) das International Journal of Ethics, das auch deutsche Gelehrte wie Gizycki, Paulsen, Cohen, zu seinen Mitarbeitern zählt. Denn auch in Deutschland faßte diese moderne „ethische Bewegung" Boden. Die erste deutsche „Gesellschaft für ethische Kultur" wurde im Oktober 1892 in Berlin gegründet. Bald folgten in andern deutschen Städten weitere Vereine, die unter sich Fühlung haben. Im August 1893 fand in Eisenach der 1. ethische Kongreß statt, auf dem die Gründung eines die zivilisierten Länder umfassenden „ethischen Bundes" beschlossen und sogar die Organisierung einer Akademie für ethische Kultur angeregt wurde. Inzwischen haben sich ethische Gesellschaften in Wien und Venedig gebildet und endlich hat im Januar dieses Jahres unsere Ethische Gesellschaft der Schweiz sich konstituiert.

Und nun, welches sind die Grundgedanken der neuesten „ethischen Bewegung"? Welches sind die Zwecke und Ziele der „ethischen Gesellschaften, in denen sozusagen ihre Existenzberechtigung liegt? Warum zu den vielen bestehenden Gesellschaften, die der Förderung sittlicher Ideale gewidmet sind, noch eine neue fügen? Wir hören ja von verschiedenen Seiten die Bemerkung, diese „ethischen Gesellschaften" seien zum mindesten überflüssig. „Die Kirche ist meine ethische Gesellschaft" sagte mir neulich ein Geistlicher; „der Sozialismus ist meine ethische Gesellschaft", schrieb mir unlängst ein sozialistischer Redakteur; „die Loge ist unsere ethische Gesellschaft", las ich kürzlich in einem Freimaurerorgan; „die schweiz. gemeinnützige Gesellschaft ist meine ethische Gesellschaft" belehrte mich jemand vor wenigen Tagen.

Wir leben nun trotz alledem der gegründeten Überzeugung, daß alle die bisherigen Bestrebungen und Institute unsere „ethischen Gesellschaften" keineswegs überflüssig machen, und haben die Gewißheit, daß unserer Gesellschaft für ethische Kultur wichtige und nicht länger zu vernachlässigende Aufgaben gestellt sind, die sonst noch gar nirgends in Angriff genommen worden sind.

Eine ernste Aufgabe der ethischen Gesellschaften liegt darin, ihren Mitgliedern und weiteren Kreisen die Forschungen der wissenschaftlichen Ethik zu vermitteln. Es giebt eine Wissenschaft, die sich mit nichts anderem als den Fragen des sittlichen Lebens befaßt, und diese Wissenschaft, die humane Ethik, ist denn auch schon, bei aller Divergenz der Forscher im Einzelnen, zu einer Reihe von gesicherten Resultaten gelangt. Selbst die Existenz dieser Wissenschaft, der hervorragende Denker ihre Lebensarbeit gewidmet haben, ist vielen auch sogenannten Gebildeten unbekannt; von den Leistungen und Ergebnissen der Moralwissenschaft ist aus den Hörsälen der Hochschulen so gut wie nichts ins Volk gedrungen. Die Ergebnisse der Naturkunde, der historischen und anderer Wissenschaften werden popularisiert und in allem Volke verbreitet.

Die Ethik, die Wissenschaft der richtigen Lebensführung, die am allerersten für das Volksleben fruktifiziert werden sollte, gerade sie thront in einsamer Höhe und ist bis anhin ohne Vermittelung mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens geblieben. Die ethischen Gesellschaften machen es sich daher zur Aufgabe, in Fühlung mit den Forschungen der Moralphilosophie zu bleiben und deren Ergebnisse zu popularisieren. In ihren Versammlungen sollen daher die Grundlagen und Prinzipien der Ethik, das Verhältnis der Moral zur Sitte, zum Recht, zur Volkswirtschaft, die psychologische Voraussetzungen der Moral, die Entwickelung von Sitte und Sittlichkeit und andere prinzipielle und moralgeschichtliche, allgemeine und spezielle Fragen erörtert werden.

Fast Jedermann gehört heutzutage einer Berufsgenossenschaft oder wissenschaftlichen Vereinigung an, wo er für sein Wissen und Können — in Theorie und Praxis — Anregung und Weiterbildung findet. Zur ganzen Bildung des Menschen gehört aber nicht bloß die wissenschaftliche oder berufliche, sondern ebensosehr die ethische Schulung.

Die ethischen Gesellschaften bezwecken aber keineswegs ein bloß akademisches Studium der ins Gebiet der Ethik einschlagenden Fragen, vielmehr betrachten sie als höchstes Ziel die Durchdringung aller Lebensverhältnisse mit ethischem Geiste, die Regelung des praktischen, individuellen und sozialen Lebens nach ethischen Gesichtspunkten. Sie wollen darauf hinwirken, daß die Inkongruenz zwischen den Ergebnissen der ethischen Wissenschaften und dem gegenwärtigen Stand des moralischen Lebens ausgeglichen werde, mit anderen Worten, daß die öffentliche und private Moral auf ein höheres Niveau gebracht werde, statt tiefer zu sinken. Es gilt die Forderungen der Ethik nicht bloß in der Kinderstube, sondern auch im öffentlichen Leben, in der Volkswirtschaft, in der Politik und im Recht zu verwirklichen; selbst die Jugenderziehung hat zu einseitig die intellektuelle Ausbildung des Zöglings im Auge gehabt und bedarf der Ergänzung und Vertiefung durch größere Berücksichtigung des ethischen Faktors.

Nicht, daß es bis anhin an ethischen Bestrebungen gemangelt hätte; aber die meisten sind religiös oder politisch gefärbt, sie stehen im Dienst einer Partei oder Konfession, sodann sind sie unendlich zersplittert und laufen in zahllose Zweige und Zweiglein auseinander. Diese Teilung der Arbeit auf ethischem Gebiete hat ja gewiß ihre Vorteile und ist bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich, aber ander-

seits hat der Menschengeist — auf dem Gebiete der ethischen Lebensäußerungen wie der wissenschaftlichen Erkenntnis — ein Bedürfnis nach Einheit und Totalität.

Die ethischen Gesellschaften nun pflegen nicht bloß dies oder jenes Spezialgebiet des moralischen Lebens, sondern ihr Interesse gilt dem ethischen Wirken als solchem und seinem Fortschritt auf allen Lebensgebieten; sie wenden ihre Teilnahme nicht einseitig nur einer Art von ethischen Bestrebungen zu, lassen vielmehr den verschiedensten ethischen und sozialen Bethätigungen Förderung angedeihen, ohne daß es ausgeschlossen sein müßte, daß eine ethische Gesellschaft auf irgend einem Gebiet praktischer Ethik vorzugsweise sich bethätige. Es soll in den ethischen Gesellschaften das Ganze des ethisch-sozialen Lebens der Gegenwart ins Auge gefaßt werden. Durch die Referate Sachkundiger soll Aufklärung gegeben und Interesse geweckt werden, sowohl über den Riesenkampf gegen den Pauperismus wie über die Erweiterung der Volksbildung, über Strafrechtsreform wie über die Friedensbewegung u. s. w.

Die ethischen Gesellschaften wollen überhaupt die ethische Kultur fördern, d. h. auf das sittliche wie wirtschaftliche Ziel „freier Menschlichkeit in menschlicher Gemeinschaft hinarbeiten", einen Idealzustand herbeiführen helfen, in welchem Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.

Was uns bisher fehlte, war eine Gemeinschaft derer, die sich in dem Streben der Förderung und Stärkung des ethischen Lebens zusammenfinden, da nicht nach dem Glaubensbekenntnis und der Weltanschauung der Glieder gefragt wird, da vielmehr die Wertschätzung und Pflege der ethischen Güter und Aufgaben das punctum saliens der Vereinigung und das einigende Band der Mitglieder bildet. Diese Lücke möchten die Gesellschaften für ethische Kultur ausfüllen.

Nicht als ob nun die Glieder der ethischen Gesellschaften nicht irgend welchen kirchlichen Gemeinschaften oder politischen Parteien angehören dürften, vielmehr ist es Keinem benommen, dieser oder jener politischen oder kirchlichen Fraktion sich anzuschließen. Aber die Gesellschaft als solche betrachtet die kirchliche, philosophische oder politische Richtung ihrer Mitglieder als irrelevant hinsichtlich des summum bonum, des höchsten Gutes sittlichen Lebens, dessen Pflege ihr einzig am Herzen liegt.

Dieser Grundsatz findet sich bei den ethischen Gesellschaften nicht zufällig, vielmehr hängt er zusammen sowohl mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Ethik, als auch mit einer an Hand der Geschichte der letzten Jahrhunderte wie durch den modernen Weltverkehr gewonnenen Lebenserfahrung, daß nämlich hohe sittliche Lebensführung sich von jeher bei den Vertretern der verschiedensten religiösen und politischen Standpunkte, wie bei Menschen, die aller Kirche oder Politik fernstehen, gefunden hat, und daß das Ideal sittlicher Güte sich verhältnismäßig unabhängig von metaphysischen oder politischen Anschauungen realisieren kann.

Wir bestreiten nicht, daß die Moral eines Volkes in vielen Beziehungen zu dessen Religion steht, aber wir sind überzeugt, daß der Zusammenhang von Weltanschauung und Moral gewöhnlich überschätzt wird, indem häufig die Blüte moralischer Tüchtigkeit als das Monopol irgend einer bestimmten Konfession vorausgesetzt oder erwartet wird.

Da die metaphysischen Anschauungen der Völker einem großen Wandel unterworfen sind, ist es ein Glück, daß das Vorhandensein und Gedeihen ethischen Lebens von metaphysischen Voraussetzungen unabhängig ist. Wenn die Moral mit irgend einer historisch überlieferten Konfession stehen und fallen würde, wäre das angesichts der Thatsache, daß die Religion bei Vielen unserer Gebildeten und Ungebildeten ihre Zugkraft eingebüßt hat und daß Viele die kirchlichen Lehren nicht mehr als Richtschnur für Glauben und Denken acceptieren, in höchstem Grade fatal: aber es läßt sich der Beweis historisch wie logisch erbringen, daß das nicht der Fall ist.

Dazu kommt, daß die Kirche selbst in verschiedene Konfessionen und Sondergemeinschaften gespalten ist und die verschiedensten Richtungen innerhalb derselben einander bekämpfen.

Dem Bedürfnis nach Einigung und Verständigung, das viele Gemüter erfüllt, kommt die Kirche nicht entgegen, und nach ihrer ganzen historischen Entwickelung wie gegenwärtigen Beschaffenheit ist sie auch gar nicht imstande, die Zerklüftungen zu überbrücken. Es sind eben die von der Kirche in die Mitte gerückten Glaubensvorstellungen, die von den Einen als unantastbar festgehalten, von Anderen aus innerster Überzeugung bekämpft werden, und ebenso Viele gleichgiltig lassen. Die Gesellschaften für ethische Kultur sind geeignet, einen Einigungspunkt für Gutgesinnte zu bilden, da sie das ethische Leben, Güte und Gerechtigkeit, an sich, ohne Bezugnahme auf trennende politische und religiöse Schablonen kultivieren, und da sie ihren Mitgliedern zur Pflicht machen, die ethischen Bestrebungen jederzeit und aller Orten als solche zu schätzen, ohne Rücksicht, von wem sie ausgehen. Nicht ein Dogma, sondern das sittliche Lebensideal bildet das Objekt der ethischen Gesellschaften. Und wenn in unseren Gesellschaften vom Glauben die Rede ist, so handelt es sich um den Glauben an den moralischen Fortschritt der Menschheit, den Glauben an den absoluten Wert des Guten und den Glauben an die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Moral, einen Glauben, der in hohem Grade an das Wissen heranreicht.

Die Förderung der ethischen Grundsätze ist für die Menschheit vom größten Wert.

Nicht, was du „glaubst", aber was du bist, ist wertvoll für den Mitmenschen, nicht daß du diese oder jene Weltanschauung hast, sondern daß du gut gesinnt bist — daran hat die Menschheit das größte Interesse. Darum betrachten die ethischen Gesellschaften das Verhältnis des Menschen zur Menschheit als die Hauptsache, auf die alles ankommt.

Nachdem durch die Entstehung der kapitalistischen Wirtschaft und anderseits durch die Loslösung eines Teiles des Volkes von religiös-ethischen Einflüssen eine große Gefahr für den ethischen Fortschritt entstanden war, rufen die tieferen Schäden, welche sich in der modernen Kultur eingestellt hatten, zu einer intensiveren Pflege des ethischen Lebens auf; die neue Zeit bedarf vielfach neuer Mittel und Wege, nachdem die alten Wege zum Teil ausgefahren sind.

Es scheint nun glücklicherweise eine immer höher anschwellende Flutwelle ethischer Bestrebungen die Lande zu durchziehen.

Gerade der kapitalistische Industrialismus, bezw. das ihm eignende Prinzip der weitgehenden Arbeitsteilung und das Zusammenarbeiten im Großbetrieb entwickelten den gesellschaftlichen Einheitsgedanken, das soziale Denken; die Entfremdung Vieler vom Kultus begünstigte das Aufkommen einer humanen Ethik als Wissenschaft, von der wir eine Konsolidierung und Systematisierung der ethischen Grundsätze zu erwarten haben.

Zur Pflege der Ethik ist jedermann berufen, was man von der Wissenschaft nicht sagen kann. Sie ist eine gemeinsame Sache aller Menschen.

Die ethische Gesellschaft sei ein Sammelpunkt von Idealisten verschiedener Färbung. Der Umgang mit Geistesedeln verschiedener politischer und philosophischer Observanz ist dazu angethan, den Gesichtskreis zu erweitern, während der ununterbrochene Aufenthalt in einer auf den gleichen politischen oder kirchlichen Ton gestimmten Vereinigung nur zu leicht engherzig und fanatisch macht.

In principiis unitas in dubiis libertas, in omnibus caritas sei auch der Wahlspruch der ethischen Gesellschaften: in der Betonung des ethischen und sozialen Fortschrittes Einigkeit, in Beziehung auf politische und kirchliche Glaubensbekenntnisse Freiheit, in der Behandlung aller Fragen und in jeder Hinsicht walte Liebe, Freundschaft, Hochsinn.

Möge es gelingen, die ethische Gesellschaft zu einer Hochburg wahrhaft freien Geistes und zu einem Vorposten fortschrittlich-ethischer Lebensauffassung zu gestalten!

„Trusts."

Moderne Auswüchse der Gründungsthätigkeit in Deutschland.

Von Gustav Maier in Zürich.

II.

Meine Ausführungen in Nr. 23 der „Ethischen Kultur" haben mir von einigen Seiten den Vorwurf zugezogen, daß sie für den Nichtfachmann zu viel voraussetzen. Ich sehe die Berechtigung dieses Einwandes vollkommen ein, und da ich in diesen Blättern im wesentlichen für Nichtfachleute zu schreiben habe, so will ich mich den Versuch nicht reuen lassen, an einem neuerlichen Beispiel den Sachverhalt so klar als möglich darzustellen. Leider sind ja diese Beispiele augenblicklich rasch zur Hand; fast jeder Tag bringt neue Erscheinungen, und diese verändern sich, wie ich meine, keineswegs nach der besseren Seite hin.

Am 19. Juni wurden in Frankfurt a. M. die Aktien einer „Bank für industrielle Unternehmungen" emittiert. Während bis jetzt in den meisten Fällen der Sitz dieser Unternehmungen ins Ausland verlegt wurde, domiziliert diese Gesellschaft in Frankfurt selbst. Während bis jetzt diese Trust-Unternehmungen sich im wesentlichen auf ein bestimmtes Gebiet beschränkten, wie z. B. Eisenbahnpapiere oder elektrische Unternehmungen oder dergl. und somit noch von einer gewissen logischen Berechtigung der Zusammenfassung gleichartiger Betriebe die Rede sein konnte, finden wir hier schon einen weiten Rahmen für alle möglichen industriellen Anlagen. Der Gegenstand des Unternehmens ist nämlich: „der Erwerb und die Wiederveräußerung von Aktien und Obligationen industrieller Unternehmungen und von Eisenbahngesellschaften, die Beleihung von Aktien und Obligationen und die Beteiligung an der Errichtung von Aktiengesellschaften, welche industrielle Unternehmungen oder den Bau und Betrieb von Eisenbahnen zum Gegenstand haben." Die Aufgabe des neuen Instituts ist also so weit gefaßt, wie nur denkbar; es verdient nicht einmal den Namen des Trust, da jeder Organisations-Gedanke fehlt und charakterisiert sich einfach als kleiner „Crédit mobilier."*) Thatsächlich bestehen auch die ersten Anlagen in der Hälfte des Kapitals einer Preßhefe- und Spiritusfabrik, dem vierten Teil des Kapitals einer Blei- und Silberhütte und zirka ebensoviel des Kapitals einer Portland-Cementfabrik. Eine buntere Mischung von Industrie, wie Preßhefe und Spiritus, Blei und Silber mit Cement, ist kaum zu erdenken. Was in aller Welt soll das für einen Sinn haben?

Der Sinn könnte nur der sein, daß auf diesem Wege indirekt Werte ins Publikum gebracht werden, bei denen es aus dem einen oder dem anderen Grunde direkt nicht möglich oder rätlich erscheint, sei es, daß, wie bei der Preßhefefabrik, die Höhe des Kapitals für die Einführung an der Börse nicht ausreicht, sei es, daß Gründe vorliegen, um das Publikum nicht mit jener absoluten Offenheit über die Lage der betreffenden Unternehmungen aufzuklären, wie es nötig ist und wie das Gesetz es klar vorschreibt. Das Gesetz verlangt die ganz genaue Detaillierung der Gründungsvorgänge und die spezifizierte Veröffentlichung der Bilanzen ꝛc. der dem Publikum angebotenen Unternehmungen. Hier aber finden wir indirekt drei industrielle Unternehmungen an der Börse eingeführt, von deren zweien uns nichts, gar nichts gesagt wird, als daß sie, „Abschreibungen unberücksichtigt", in den letzten drei Jahren so und so viel verdient haben. Das ist so gut, wie gar nichts**), da je nach dem die nötigen Abschreibungen den größten Teil dieser Gewinne aufgezehrt haben können. Warum giebt man denn nicht wenigstens die Netto-Gewinne an? — Bei dem dritten Unternehmen, das noch zudem sein Kapital von 2 500 000 Mk. sofort auf 1 800 000 Mk. reduziert hat (warum denn?), erfahren wir überhaupt nur, daß es im letzten Jahre eine Dividende von 6 pCt. auf das ursprüngliche Kapital „ausgeworfen" hat (der Ausdruck ist sehr eigentümlich: wurde sie auch bezahlt?).

Auf so vage Angaben hin würde die Kotierung jeder dieser Einzelunternehmungen selbstredend an der Hand des Gesetzes von der Börse zurückgewiesen werden müssen; warum soll sie in der Trustform indirekt gestattet sein? Wird die letztere zur Mode, so kann auf diesem Wege überhaupt Alles kotiert werden. Die neue Bank allein könnte durch Ausgabe weiterer Aktien und Obligationen jedes noch so kleine oder noch so dunkle Industriepapier mittelbar ins Publikum bringen. Man wird zwar einwenden wollen, daß ja die Bilanzen dieser sämtlichen Gesellschaften nach unserem Aktiengesetz veröffentlicht werden müssen, und daß das interessierte Publikum sich diese verschaffen kann. Allein erstens beschränkt sich der Geschäftskreis gar nicht auf inländische Unternehmungen (ausländische sind zu solchen Veröffentlichungen in Deutschland bis jetzt nicht verpflichtet)*) und zweitens ist jene Anforderung schwierig zu erfüllen und wird auch nicht erfüllt. Das Gesetz verlangt mit Recht alle Anhaltspunkte direkt, offen und unmittelbar im Zusammenhang mit der Emission. — Auch die Entschuldigung, daß es sich lediglich um Teile der betreffenden Aktienkapitale handelt, ist nicht stichhaltig, denn die neue Bank kann morgen nach ihrem Statute auch den Rest der betreffenden Aktien ankaufen.

Wenn man sich fragt, wozu diese Pot-pourris von Trust-Gesellschaften gegründet werden, so vermag man also nur die Antwort zu finden, daß die Absicht vorliegt, an und für sich nicht börsengängige Werte an der Börse zu vertreiben. Daran ändert der Umstand nichts, wenn es sich etwa darum handelt, bereits vorhandene Engagements von Banken und Bankhäusern auf diese Weise abzustoßen. Im letzteren Falle ist es ein notgedrungenes, im anderen ein freiwilliges Geschäft; in beiden Fällen aber wird mit einem verhältnismäßig hohen, sicherlich aber nicht genügend in seiner Begründung nachgewiesenen Aufgeld (hier 15 pCt.) dem Publikum ein zu gewissen Zeiten sehr schwer realisierbarer, mit doppelten Unkosten (durch doppelte Gehalte und Tantièmen) belasteter Wert hinausgegeben. Thatsächlich ist auch diese Emission sofort nach Eröffnung wegen starker Überzeichnung wieder geschlossen worden, und nur diejenigen erhalten einen Teil ihrer Anmeldungen, die sich zum Behalten der Aktien auf einige Zeit verpflichten. (Man nennt das „Sperrstücke", die meist solange im Verwahr der Emissionshäuser bleiben müssen.**)

Meine Tendenz bei diesen Ausführungen würde indessen ganz falsch beurteilt werden, wenn man glaubte, es sei mir darum zu thun, lediglich gegen diese Erscheinung der „Trustgesellschaften" zu Felde zu ziehen. Diese sind mir vielmehr nichts anderes, als ein Symptom der augenblicklich wieder im Aufsteigen begriffenen Gründerära. Ebenso ferne liegt mir eine Animosität gegen die Börse an und für sich; ich stelle im Gegenteil die Aufgaben dieser Institution und damit des Bankgeschäfts so hoch, daß ich sie durch solche Erscheinungen nicht verunziert und diskreditiert sehen möchte.

Die Aufgabe der Börse und der sie bildenden Bankwelt ist, die großen nationalen und internationalen Beziehungen des Geldmarktes zu regeln, unbeschäftigtes Kapital dahin zu lenken, wo es nützliche Beschäftigung findet, mit Einem Worte: das letzte Reservoir der allgemeinen Wirtschaftsthätigkeit zu sein. In diesem Sinne wird sie sehr wohl dahin gelangen können, Anleihen fremder Länder dem heimischen Kapitalmarkte zuzuführen oder Bedürfnisse des eigenen Landes auf fremden Märkten zu befriedigen. In dieses Gebiet fällt sicherlich auch die Aufgabe, große Kapitalien der Industrie dienstbar zu machen, und die Gewinne, die aus solchen Unternehmungen fließen, können als ein legitimes Äquivalent für das damit verbundene Risiko betrachtet werden, sofern sie sich in mäßigen Grenzen bewegen. Der moderne „Trust" hat in diesem System keinen Raum! — Er ist eine Wucherpflanze!

Nie und nimmer sollte die Gründerei Hauptzweck der Börsenthätigkeit werden. Man hat die Krise vom Jahre 1873 nach der Hand damit begründet, daß vorher ein zu großer Teil der Bankgewinne (ca. 20—25 pCt.) aus dem Emissions- und Gründungsgeschäft geflossen sei. Das ist ungesund, weil es

---

*) Der Typus des „Crédit mobilier" wurde im Jahre 1852 durch die bekannten Gründer Gebrüder Péreire in Paris eingeführt. Er unterscheidet sich von allen anderen Banken dadurch, daß ihm der Charakter der direkten Arbeit und Nützlichkeit gänzlich abgeht: es ist die reine Spekulations- und Gründerbank, die gewöhnlich auch bei der nächsten Krise zusammenbricht.

**) Die „Abschreibung" ist einfach ein Teil der Unkosten und zwar ein sehr wesentlicher. Alle Gebäude und Maschinen verbrauchen sich in einer gewissen Zeit oder werden bei der rasch fortschreitenden Technik schon lange vor dem vollendeten Gebrauch wertlos. Ehe diesem Umstande durch Zurückstellung eines bestimmten Betrages für die Erneuerung Rechnung getragen ist, kann überhaupt von „Gewinn" nicht die Rede sein und die Bezeichnung: „Gewinn ohne Berücksichtigung der Abschreibung" stellt daher die Absicht einer Verschleierung gegenüber dem unerfahrenen Publikum dar.

*) Das am 1. Juli d. J. in Kraft getretene neue Börsengesetz enthält eine solche Verpflichtung der Bekanntmachung auch für ausländische Papiere für die Dauer von 5 Jahren: auch diese aber würde die unter dem Deckmantel der Trusts eingeschmuggelten Werte nicht treffen.

**) Nach der Börsentechnik ist jede erste Emission mehr oder weniger nur Komödie. Um ein Papier wirklich zu „placieren", ist es unerläßlich, daß das Papier sofort „steigt." Solches „Steigen" ist aber in den allermeisten Fällen kein natürliches: es wird von den Emissionsfirmen selbst gemacht. Dieser Umstand wird von den vielen parasitischen Mitläufern der Börse (man nennt sie „Konzertzeichner") ausgenützt, um auf Kosten der Emittenten rasche Gewinne einzustreichen. Um sich davor zu schützen, hat man das System erfunden, nur denjenigen Zeichnern Zuteilung zu machen, die sich zum Behalten der Werte auf bestimmte Zeit verpflichten (meist mehrere Monate). In solcher Verpflichtung aber liegt natürlich eine sehr große Gefahr.

vorübergehend ist und das ganze Erwerbsleben den schärfsten Rückschlägen aussetzt. Es ist auch ungesund, weil es naturgemäß die Aufmerksamkeit der Bankwelt von den einzig dauernden kleinen Gewinnen ihrer regelmäßigen Thätigkeit abziehen *muß*. Wer in Einem Tage Hunderttausende zu verdienen oder zu verlieren hat, pflegt sich nicht mehr so ernst um den Erwerb durch solide Arbeit zu kümmern.

Es ist aber am allerungesundesten, wenn es zum *Selbstzweck* wird. Ich möchte hier zum besseren Verständnis die diesbezügliche Börsenthätigkeit mit dem Baugewerbe vergleichen. Wenn dieses, dem Bedürfnis nachkommend, für Herstellung guter und gesunder Wohnungen sorgt, so erfüllt es eine hohe wirtschaftliche Aufgabe. Wenn es aber in fieberhafter Hast Straßen auf Straßen errichtet, nur um mit meist ungenügenden Mitteln Geld zu verdienen, so entstehen jene verderblichen Baukrisen, die von Zeit zu Zeit unsere Großstädte verwüsten und nicht nur große Kapitalien vernichten, sondern auch schlechte und gefährliche Wohnungen ins Dasein rufen. Wenn die Börse geeignete Unternehmungen, die für das Einzelkapital zu groß werden, in Aktiengesellschaften verwandelt, oder wenn sie Kapitalien zusammenzieht, um nützliche industrielle oder Verkehrseinrichtungen ins Leben zu rufen, so erfüllt sie ihre natürliche Funktion. Wenn sie aber — wie jetzt wieder geschieht — einhergeht, wie ein hungriger Leu, um Objekte für Gründungen *aufzusuchen*, lediglich zu dem Zwecke, ein Aufgeld in die Tasche zu stecken, so überschreitet sie ihre natürliche Funktion und schafft Verderben anstatt Wohlstand.

Unser ganzes Aktienwesen trägt bei all seinen Vorzügen den großen Nachteil an sich, daß es den Kapitalbesitzer vollständig von dem Interesse an dem betreffenden Unternehmen trennt. Es macht die Aktie zu einem von der erwerbenden Thätigkeit ganz unabhängigen Papier: ich kenne viele Personen, die noch niemals auch nur die Fabrikate der industriellen Unternehmungen gesehen haben, oder die noch nicht einmal die geographische Lage der Fabriken kennen, an denen sie beteiligt sind. Maßgebend ist lediglich das Auf und Nieder des Kurszettels, das sehr oft von ganz persönlichen Faktoren abhängt. — Darin liegt eine große Gefahr für das Aktienwesen überhaupt und, wie mir scheint, einer der Hauptgründe, warum es allmählich durch das Genossenschaftswesen abgelöst werden wird, das in weit höherem Maße die Kapitalbeteiligung mit dem moralischen Interesse verbindet. Sicherlich wird dies mehr und mehr der Fall sein bei allen kleineren, auf lokalen Interessen begründeten Unternehmungen, die an sich durch den unverhältnismäßig teuren Betrieb der Aktienform allzu sehr belastet und sehr oft dadurch bei innerer Gesundheit unrentabel gemacht, ja ruiniert werden. Deshalb haben Gesetz und Gebrauch gut gethan, den Börsenverkehr in diesen Werten zu beschränken; die Trustform vermag auch dieser löblichen Tendenz, wie wir gesehen, ein Schnippchen zu schlagen.

Es liegt meines Erachtens im Interesse zumeist derjenigen Kreise, denen an der Erhaltung und Reinhaltung der notwendigen wirtschaftlichen Funktionen der Börse gelegen ist, diese Gefahr zu beschränken und dem *rein berufsmäßigen Gründertum entgegenzutreten*. Solcher Elemente giebt es zur Genüge, wie die Reihe von achtbaren Firmen beweist, deren Namen niemals unter derartigen Prospekten zu finden sind, und die sich mit dem rein legitimen Bankgeschäft befassen. Die Blüte des Gründertums als Beruf wird zwar eine Zeit lang einzelne, besonders findige und geschickte Individuen oder Organismen bereichern, in ihrem Rückschlag aber die ganze Institution der Börse und der Bankwelt, wie die Erfahrung gelehrt hat, auf Jahre und Jahrzehnte hinaus auch in der legitimen Finanzthätigkeit schädigen und lahm legen, außerdem aber sie dem öffentlichen Mißtrauen preisgeben. Darunter leiden dann am meisten gerade jene zahlreichen achtbaren Elemente innerhalb der Börsenkreise, denn diejenigen, welche die meist unbewußte Ursache solcher Katastrophen sind, wissen sich entweder rechtzeitig zurückzuziehen oder sie gehen in deren Strudel selbst mit unter. Das letztere ist sogar die Regel: von den großen Gründern der 70er Jahre steht kaum Einer mehr auf der Bildfläche, aber mit ihrem eigenen Ruin haben sie zahllose leichtgläubige Existenzen vernichtet.

Alle Gesetze sind hier relativ unwirksam; es ist *die öffentliche Meinung, das öffentliche Gewissen, das zur Gesundung führen muß*, und deshalb möchten wir mit diesen Ausführungen wiederholt die Anregung geben, daß die Presse, voran die Fachpresse, in ihrem eigenen Interesse und in dem der Börse selbst, dem professionellen Gründertum, mehr als sie bisher gethan, *prinzipiell* entgegenträte und sich nicht auf sogenannte „sachliche" Informationen und gelegentliche warnende, dem großen Publikum ganz unverständliche Hinterthürchen beschränkte. Dazu bietet ihr die beginnende Einbürgerung der „Trustgesellschaften" eine ganz unanfechtbare Gelegenheit!

Man suchte sich in jüngster Zeit zur Entschuldigung der gesteigerten Gründerei auf das am 1. Juli in Kraft tretende neue Börsengesetz zu berufen, ja diesem sogar sophistisch eine gewisse Verantwortlichkeit dafür aufzubürden. Man fühlt dabei nicht, welches Armutszeugnis man sich damit selbst, und welches Zeugnis der Inferiorität man gleichzeitig all' diesen vor Thorschluß überstürzten Emissionen ausstellt. Das Publikum hätte Ursache, *allen* diesen Emissionen der „letzten Stunde" zu mißtrauen. Daß dazu vielfach gegründete Veranlassung vorliegt, gedenke ich demnächst in diesen Blättern an einer kleinen Blumenlese von Beispielen zahlenmäßig nachzuweisen.

Zur Wirksamkeit M. v. Egidy's.

Herr von Egidy hat zur besonderen Freude aller seiner Gesinnungsgenossen die litterarische Verbindung mit Prof. Lehmann-Hohenberg wieder gelöst und giebt vom 1. Juli ab die „Versöhnung" als Monatsschrift unter seiner alleinigen Leitung heraus. Professor Lehmann-Hohenberg vermochte sich nicht ohne Vorbehalt zu den freiheitlichen Grundsätzen seines Freundes zu bekennen — was uns nicht abhalten soll, die großen Verdienste zu würdigen, welche sich jener begeisterte Gelehrte um die geistige und sittliche Aufrüttelung weiter Kreise unseres Volkes erworben hat. Die „Versöhnung" in ihrer neuen Gestalt enthält kein Wort, das nicht auch jedem Ethiker aus der Seele gesprochen ist. Alles ist tapfer, klar und herzgewinnend gesagt. Die uns vorliegende Nummer beleuchtet unsere gemeinsamen Aufgaben in so wertvoller Weise, daß wir unsern Lesern auszugsweise einige Proben geben möchten. Ist es doch ganz und gar das Ziel unseres eigenen Wirkens, was Herr von Egidy in den Eingangsworten unter dem Namen „Versöhnung" entwickelt:

„Versöhnung heißt nicht Übertünchung der Gebrechen unserer Zeit; nicht Verschleierung der Mißstände, die unser heutiges System zeitigt; nicht Vertuschung der Verfehlungen Einzelner; nicht Beschönigung der Unthaten Gewaltiger, nicht erklügelte Überbrückung von Gegensätzen, nicht ein unnatürlicher Ausgleich notwendiger Verschiedenheit; nicht, nirgends, auf keinem Gebiet und bei keiner Gelegenheit ein Pakt mit dem Unvollkommneren, sobald eine vollkommnere Erkenntnis uns beherrscht; kein Friede mit dem Übel; keine Nachgiebigkeit (Konzession) gegenüber der Halbheit, der Unduldsamkeit, der Herrschsucht, der Regierwut, dem Führerdünkel, der Ungesittung, dem Vorurteil; kein Zugeständnis gegenüber der Tyrannei eines Dogmas, auf welchem Gebiet immer es sein entwickelungfeindliches Unwesen zur Geltung bringen will: Konfession, Moral, Gesundheitslehre, Volkswirtschaft, Wissenschaft, Kunst.

Versöhnung heißt allerdings auch nicht: unausgesetztes Herabwürdigen der nun einmal noch vorhandenen, darum mit Würde zu ertragenden Gebrechen der Gegenwart; heißt nicht: verständnisloses Verurteilen Derer, die noch nicht auf dem vorgeschrittneren Entwicklungsstandpunkt stehen und demgemäß allerhand Verfehlungen begehen; heißt nicht: einseitiges oder gar selbstüberhebendes Vertreten nur des eigenen Standpunktes; heißt nicht: Blindheit gegenüber dem Wert Anderer.

Versöhnung heißt: Erkenntnis, daß wir Deutschen ein zusammengehöriges Volk, und daß die Kulturvölker eine zusammengehörige Kulturwelt bilden. Versöhnung heißt: klar, thatentschlossen, rückhaltlos, gradlinig, mutig jede — *jede* — Folgerung ziehen, die sich aus dieser Erkenntnis ergiebt. Versöhnung heißt: Verständigung unter Denen, die ehrlich dem Volksganzen dienen, und aus dieser Verständigung heraus *Verwirklichung* unserer vollkommneren Erkenntnis. Wer da fühlt, welcher Ernst, welcher Wille, welche Kraft, welche Klarheit sich mit dem so gefaßten Begriff verbindet, der wird in diesem Gedanken die siegende Macht begrüßen, die den ersehnten Wandel in sich birgt. Darum: „Versöhnung" das Banner, unter dem wir treu unsere Pflicht thun wollen; Jeder auf seinem Posten."

Besonders begrüßen wir den Leitartikel „Ehrliche Religion", in welchem Egidy sich scharf von allen den Bestrebungen scheidet, welche die sittliche Erneuerung der Kulturwelt auf dem Boden *einer neuen Weltanschauung zu verwirklichen trachten*. Die ausschließlichen Weltanschauungskämpfer bezeichnen ja jede ethische Bewegung als lebensunfähig, welche den Herd ihrer Begeisterung nicht in der religiösen Gefühlswelt hat. Egidy spricht von der notwendigen Toleranz gegen die Glaubensgebilde der „Grübler und Klügler" und sagt dann:

„Sie haben ein Recht darauf, sich solche Gebilde zu machen, so lange ihre, durch übernommene Lehren angeregte Phantasie danach verlangt; sie haben ein entschiedenes Recht, weiter zu forschen, wenn sie innere Befestigung darin finden; sie haben sogar die Pflicht, an ihren Gebilden festzuhalten, wenn in diesen Vorstellungen allein sie Trieb und Kraft zum Gutseinwollen finden. Aber darüber müssen sich die Grübler und Klügler klar sein, daß dieses ihr Innenleben nur Einbildungs-, nur Vorstellungs-, für ganz ehrliche Menschen sogar nur Wahnleben ist. Diese Einsicht wird sie vor der Vermessenheit bewahren, die Ergebnisse ihrer Gebilde gar zu glaubenseifrig auf Andere übertragen oder gar sie der Jugend in einem Konfirmations-

gelübde aufdrängen zu wollen; diese Einsicht wird auch dem unreifen Zustand von heute ein Ende machen, wonach gewisse Glaubensrichtungen als höchst vornehm, einige als noch allenfalls statthaft, andere aber als verrucht gelten, und wonach den Trägern der abweichenden Anschauungen eine jenachdem verschiedene staatliche Behandlung zu teil wird. ... *Es ist durchaus nicht Vorbedingung für eine Andersgestaltung unserer Zustände, daß wir uns in einer übereinstimmenden oder auch nur übereinstimmenderen Vorstellung vom Wesen aller Dinge zusammengefunden; es ist also auch nicht Hauptaufgabe der Gegenwart, diese Übereinstimmung anzustreben.* Sind wir erst durch ein gemeinsames Wirken an der Erneuerung unseres Gesamtlebens zu einer gewissen Abklärung gelangt, dann findet sich die große Mehrheit, und allmählich finden sich Alle ganz von selbst in einer gleichmäßigeren Innenanschauung zusammen; der Zwiespalt von heute und mit ihm der gesamte Konfessionalismus schwindet. Für jetzt kommt es darauf an, die Menschen in eine Gedankenrichtung hineinzubringen, die sie das Unzulängliche der Gegenwart und die sich für sie daraus ergebende Pflicht, Wandel zu schaffen, erkennen läßt. In diese Bahn des Erkennens darf Jeder und soll Jeder sein persönliches Bekenntnis, wie auch immer es laute, mit hineinnehmen."

Charakteristisch für die weitverbreitete Unklarheit in der so wichtigen Frage sind die Worte, welche kürzlich einer der Mitkämpfer Egidy's — P. Nordheim — diesem zurief:

„Dann wird der Augenblick da sein, Ihrem Volke das zu werden, wofür Sie jetzt schon viele halten, für einen Reformator, der seinen Volksgenossen das Höchste bietet, was vom Himmel herabzuholen ist, die beseligende Befriedigung des religiösen Bedürfnisses. Nur eine natürliche Religion kann dies bewirken, und Sie, Herr von Egidy, sind zum Verkünder derselben berufen."

Nordheim hat das Entscheidende der neuen Auffassung garnicht verstanden. Daß die „beseligende Befriedigung des religiösen Bedürfnisses" nicht mehr durch Mittelspersonen, sondern durch den allerpersönlichsten Geistesaufschwung vom Himmel geholt werden müsse, daß die Zeit der Heerdenreligionen vorüber und die Zeit der mündigen Weltbetrachtung angebrochen sei, daß daher auch der Erneuerer des gemeinsamen Lebens nicht in der Sprache seiner individuellen Weltauslegung reden dürfe, sondern an gemeinsame Gefühle und Gedanken anknüpfen müsse — das ist gerade das Wesen des neuen sozialen Geistes, der sich in einer höheren Achtung vor dem Heiligtum der Persönlichkeit und in einem deutlicheren Erfassen des wirklich Gemeinsamen kund giebt. —

Neben der allgemeinen Eingangsbetrachtung bespricht Egidy auch konkrete Tagesfragen. Seinen Bemerkungen über den evangelisch sozialen Congreß in Stuttgart entnehmen wir folgende Worte:

„Wenig schön war es, wie gelegentlich des evangelisch-sozialen Kongresses auf das Telegramm geantwortet wurde. Spitze Redewendungen, die den tosenden Erguß eines verhaltenen Grolls entfachen, sind dieser „zahlreich besuchtesten und besten wissenschaftlichen Versammlung, die es zur Zeit in Deutschland giebt", nicht würdig. Es wäre zu beklagen, wenn dieser Ton ein Bestandteil der „allgemeinen Grundstimmung eines Sozialismus der Gebildeten" würde. Fast scheint es so. Die Art, wie der derzeitige erste Vertreter der vornehmsten Bildungsstätte Preußens, der Rektor der Universität Berlin, Herr Geheimrath Wagner, den politischen Meinungskampf zu einem persönlichen gestaltet, genügt nicht den Anforderungen, die das Volk an seine Gebildetsten zu stellen berechtigt ist. Freiherr von Stumm wandelt soziale und politische Irrbahnen, aber er ist, wenn selbst eine gewisse Eitelkeit, die sich in der Rolle eines Führers auf diesem Irrwege gefällt, ihn beherrschen sollte, ein Mann, dem niemand mit der Art von Geringschätzung begegnen darf, die Geheimrat Wagner dem Freiherrn von Stumm gegenüber an den Tag legt; wer es thut, setzt sich der Gefahr aus, daß ihm eine ebenso wegwerfende Behandlung zu teil wird; eine solche aber verdient Geheimrat Wagner ebensowenig, wie sein Gegner. ...

Der Monatsschrift soll stets ein Wort an die Jugend beigegeben werden; ein sehr schöner und fruchtbarer Gedanke; die erste Jugendbetrachtung trägt das Motto „Lerne mit dem Herzen denken" und schließt mit folgender Mahnung:

„Jetzt geht es in die Ferien. Genießt sie; genießt sie mit gutem Gewissen. Das gute Gewissen ist auch dann schon berechtigt, wenn man sich vornimmt, aber ganz ernst vornimmt, nach den Ferien in dem Allen besser zu sein, worin man es bisher noch fehlen ließ. Genießt dankbar; genießt mit Bewußtsein. Übt euch im Sichbewußtwerden des Guten, das uns geboten wird. Und wenn es euch recht gut geht, dann erinnert euch eurer Kameraden und Freundinnen oder der anderen Kinder im Hause, die vielleicht nicht so schöne Ferien haben. Manche von euch verbringen die Ferien in guter Luft auf dem Lande. Vielleicht ist noch ein leeres Bett da, und am Tisch ist allemal noch Platz für das blasse Kind von drüben. Ob ich wohl mit der Mutter spreche? ob ich wohl den Vater frage? Dein Herz soll dir Antwort geben — lerne mit dem Herzen denken.

Wir wünschen dem Unternehmen in allen Kreisen unseres Volkes und auch jenseits der Grenzpfähle die verdiente Wirkung.

F.

Vermischtes.

Christentum und Frauenwürde. Vergeblich sind alle Versuche gewesen, den deutschen Frauen im neuen bürgerlichen Gesetzbuche die ihrer Würde entsprechende Stellung zu sichern. Der Unverstand der kirchlichen Parteien hat einen glänzenden Sieg errungen. Und doch hat das Christentum selten eine so vernichtende Niederlage erlitten. Denn vor Aller Augen liegt es nun klar, daß sich der Fortschritt des sittlichen Bewußtseins *außerhalb des christlichen Gedankenkreises* vollzieht, daß die Lebensweisheit der kirchlichen Tradition den sittlichen Problemen der modernen Kultur nicht mehr gewachsen ist. Und wenn bisher christliches Gemütsleben und christliche Erziehung gerade in der deutschen Frauenwelt die stärksten Wurzeln hatte, so werden die Betroffenen nunmehr mit Recht ein tiefes Mißtrauen gegen den sittlichen Führerberuf eines religiösen Systems fassen, das seinen Bekennern für eine würdige Ordnung der heiligsten und verantwortungsvollsten Beziehungen so wenig Licht zu spenden vermag. Und dieses Mißtrauen wird unserm ganzen Volksleben zum Heile werden, weil es überhaupt die Autorität jeder solchen Ethik untergräbt, deren Maßstab nicht in der freien Einsicht in das lebendige Entwicklungsgesetz, sondern in der Autorität einer ergreifenden historischen Persönlichkeit und des sie umgebenden Geschehens liegt. Gerade die edelsten und pflichttreuesten Mütter werden ihre Söhne dem Einflusse jener noch so ungeklärten und unreifen Tradition entziehen, um ihre Ritterlichkeit vor der Ansteckung durch das Herrenrecht einer heiliggesprochenen Vergangenheit zu bewahren. Die deutschen Frauen wissen, welche Fülle von Frauenentwürdigung hinter den Paragraphen des neuen Familienrechtes steckt, sie wissen, daß die neuen Ehescheidungsbestimmungen der Frau im Geiste des Mittelalters die Seele absprechen, weil sie ihr Leben einem ungeliebten Manne opfern, sie wissen, daß die rechtliche Gebundenheit die Frau in Situationen bringt und hülflos festhält, in denen sie ihre Würde preisgeben muß, sie wissen endlich, wie sehr der männliche Bevormundungsgeist die Stellung der erziehenden Mutter untergräbt. Daß der ganze *Widerspruch* gegen alle diese entwürdigenden Bestimmungen von *den* Kreisen getragen wurde, welche den Wirkungen des Christentums fern stehen, während ihre Gesetzwerdung den *christlichen* Parteien zu verdanken sein wird — das dürfte der Sache der Befreiung des sittlichen Denkens aus der religiösen und dogmatischen Gebundenheit einen ganz unberechenbaren Dienst leisten; das wird uns schließlich in unserm Kampfe gegen die Knechtung der Schule durch die Kirche den begeisterten Zuzug der Frauenbewegung bringen. F.

Zur Ethik in der Kommunalverwaltung bringt ein Aufsatz der „Sozialen Praxis" (Nr. 38) unter dem Titel „Interessenkonflikte der Gemeindevertreter" eine Reihe wertvoller Mitteilungen, denen wir auszugsweise Folgendes entnehmen. Es handelt sich um die Versuche, bei Vergebung kommunaler Lieferungen, bei geschäftlichen Beziehungen der Gemeinden zu Pferdebahngesellschaften, rc. die Beteiligung von Gemeindevertretern als Geschäftsinhaber oder als Aktionäre zu verhüten. In diesem Sinne hatte der Magistrat von Frankfurt a. M. der Beteiligung von Stadtverordneten an Lieferungen für die Kommune seine Genehmigung versagt. Es wurde darauf am 9. Juni in der Stadtverordnetenversammlung die Interpellation eingebracht, ob der Magistrat jeden Stadtverordneten grundsätzlich von städtischen Vergebungen ausschließen wolle. Aus der Mitte der Versammlung wurde betont, daß ein solcher Grundsatz doch ein unberechtigtes Mißtrauen gegenüber den Stadtverordneten zeige. Der Magistrat *sei verpflichtet, die Stadtverordneten für anständige Menschen zu halten.* Beide Bürgermeister traten mit aller Energie dem Versuche entgegen, aus der Angelegenheit eine Ehrenfrage zu machen und damit die Einführung einer strengeren Verwaltungspraxis zu hintertreiben. Der Zweck der Maßregel gehe dahin, bei kommunalen Vergebungen den *bösen Schein* zu vermeiden, als ob Stadtverordnete bevorzugt würden.

Was aber das Vertrauen zu den einzelnen Personen betreffe, so dürfe sich niemand dadurch gekränkt fühlen, wenn zur Vermeidung *bösen Scheines* für die Regel alle Stadtverordneten gleichmäßig ausgeschlossen würden. Zu dem ebenfalls in der Versammlung vorgebrachten Einwand, daß ein solcher Ausschluß eine Strafe auf das Stadtverordneten-Mandat darstelle, bemerkt die „Frankfurter Zeitung" in einer den Magistrat unterstützenden Ausführung, welche auch für andere Gemeinden Geltung beanspruchen darf, folgendes:

Man kann den Standpunkt begreifen, daß der Ausschluß von jeder Lieferung für die Stadt manchen tüchtigen Mann in den Konflikt der Pflichten bringen kann, ob er der aktiven Teilnahme an der städtischen Verwaltung fernbleiben solle oder auf materielle Güter

durch die Beteiligung an städtischen Arbeiten verzichten müsse. Aber man wird doch andererseits auch unumwunden zugeben, daß die etwaigen Vorteile, die hier und da aus dem Fortfall solcher Konflikte für das Gemeinwohl erwachsen können, bei weitem weniger wichtig wären, als das absolute Bewußtsein der Bürgerschaft, daß deren Vertreter durch keinerlei Rücksichten auf ihre persönlichen Geldfragen beeinflußt sind, sobald sie über städtische Dinge zu entscheiden haben. Auf dieser Linie aber hält der Magistrat

In Leipzig haben sich die Klagen über die Mißstände, welche dadurch entstehen, daß ein großer und unbekannter Teil der Stadtverordneten Aufsichtsräte oder Aktionäre dortiger Pferdebahn-Gesellschaften sind, zu einem Antrage von Professor Bücher und Genossen verdichtet, welcher am 10. Juni zur Verhandlung gelangte. Der Antrag will den Mitgliedern beider Gemeindekollegien die Mitgliedschaft in dem Aufsichts- oder Verwaltungsrat jeder Erwerbsgesellschaft untersagen, welche zu der Stadt in einem Vertrags- oder Konzessionsverhältnis steht. In der Debatte über diesen Antrag wurde auch hier wie in Frankfurt geltend gemacht, daß die Beschränkung eine Strafe für Annahme des Stadtverordneten-Mandats darstellen würde, zumal in vielen Berufszweigen die Stadtgemeinde der größte Arbeitgeber sei (schwerwiegender kann eigentlich die Bedeutsamkeit des Interessen-Konflikts gar nicht veranschaulicht werden). Endlich fügte der Referent noch die Beruhigung hinzu, daß auch schon in dem gegenwärtigen Rechtszustande die Stadtverordneten nach Pflicht und Gewissen, und nicht nach persönlichem Vorteil die Entscheidung zu treffen hätten. Vergebens hob der Antragsteller Professor Bücher hervor, daß gerade, um den einzelnen Gemeindevertreter vor einem Konflikte zwischen Gemeinsinn und persönlichem Vorteile zu bewahren, sein Antrag gestellt sei. Vergebens warf er die Frage auf, ob denn bei der bevorstehenden Niederstimmung seiner Anträge, da man sich doch auf das geltende Recht berufe, sich nicht wenigstens diejenigen Stadtverordneten der Stimme enthalten müßten, welche schon jetzt als Lieferanten in geschäftlicher Beziehung zur Stadtgemeinde ständen. Die Frage wurde vom Vorsteher verneint und der Ausschußantrag gegen den Bücherschen mit 40 gegen 16 Stimmen (1 Bücher, 8 sozialistische, 7 fernere Stadtverordnete) angenommen. Unter dem Eindruck dieser Verhandlungen in Großstädten beginnt nun auch in kleineren Städten das Gewissen sich zu regen. Als sich in Ruhrort an der Debatte über den Kostenpunkt einer städtischen Submission ein Stadtverordneter beteiligte und es im Laufe der Verhandlung bekannt wurde, daß er die Arbeiten auszuführen habe, wurde aus der Mitte der Versammlung betont, daß derselbe als Interessent sich an den Beratungen nicht beteiligen dürfe. Der Protest drang nicht durch; die Rheinisch-Westfälische Zeitung betont, daß es eine Bestimmung darüber nicht gebe, verlangt aber, daß eine solche getroffen werde: „Man muß auch den Schein einer Ungenauigkeit, welcher in der Bürgerschaft vielfach Mißdeutungen, falsche Auffassungen und schließlich Unzufriedenheit erzeugt, zu vermeiden suchen."

Die „Soziale Praxis" schließt ihre Mitteilungen mit den Worten: Es ist aber anzuerkennen, daß schon die offene Besprechung der Frage in der Stadtverordneten-Versammlung einen wertvollen Fortschritt bedeutet. Während früher jedem, der solche Dinge zur Sprache brachte, der Vorwurf persönlicher Gehässigkeit gemacht wurde, ist der Ruhrorter Vorfall auch in der „Rhein.-Westf. Zeitung", die doch als pronouzirtes Unternehmerblatt gilt, in streng sachlicher Weise besprochen worden.

Aus der ethischen Bewegung.

Schluß des Vortrags von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin) gehalten in Jena am 8. Juni 1896.

(„Die Wissenschaft und die soziale Bewegung.")

Es ist an der Zeit, daß die Gesamtheit sich gründlicher um alles dasjenige bekümmert, was auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Arbeit vorgeht.

Der unentwickelte Stand der Organisation derselben und die atemlose blinde Hast der Konkurrenz verhindern es, daß die weitgehende „freie" Teilung der Arbeit, welche nach der Überwindung der Sklavenwirtschaft und der feudalen und zünftigen Zwangszustände dort eingetreten ist, wirklich der Gemeinschaft und dem Einzelnen zum Segen gereicht. Das ruhelose Räderwerk aller dieser industriellen Betriebe, aller dieser Verkehrs- und Umsatz-Einrichtungen, in denen im einzelnen so viel Fleiß, so viel Findigkeit, so viel scheinbare Zweckmäßigkeit sich entwickelt hat, ist — infolge des wilden Wettkampfes, der die Betriebe im Gange halten muß, wenn er nicht unterliegen soll — immer unverträglicher geworden mit der schöpferischen Freiheit und umfassenden Weisheit echt wissenschaftlicher und sozialer Lebens- und Arbeits-Gestaltung. Es wird in geschäftskluger, aber kurzsichtiger Routine immer nur weiter gestümpert, und die vielen neuen Kunststücke von „glänzenden" wissenschaftlichen Entdeckungen und daran geknüpften technischen Erfindungen, welche auf gewissen Gebieten üppig emporsprießen, gelangen nur selten dazu, fundamentale Verbesserungen hervorzurufen. Meistens entarten auch sie sehr bald wieder zu bloßer Plusmacherei.

Selbst da, wo die Zwangsgemeinschaft, der Staat, zum Betriebs-Unternehmer geworden ist, z. B. im Eisenbahnwesen, fehlt es meistens an einer wahrhaft zweckmäßigen, rationell produktiven und zugleich menschenfreundlichen Handhabung und Weiterentwickelung. Aus fiskalischer Profitsucht, die vielfach noch schnöder ist, als die private, läßt man vielfach unerträgliche Mängel fortbestehen, die das Publikum gedankenlos und geduldig hinnimmt, wie die Unbilden des Wetters. — Auch die großen Schwankungen des Weltmarktes, z. B. bei den wichtigsten Rohstoffen, läßt man sich in ähnlicher Weise kleinmütig gefallen, obwohl sie nur zum Teil von natürlichen Ursachen, zum größten Teil von der spekulativen Ausbeutung herrühren. Die industrielle Arbeit insbesondere erleidet dabei wahre Brandschatzungen sowohl beim Steigen als beim Fallen der Rohmaterialpreise, und die unseligen Arbeitslosigkeiten sind die Folgen dieser keineswegs natürlichen, vielfach lediglich „gemachten" Zustände. Ein merkwürdiges Beispiel von der, aus dem Mangel an Solidarität der Kulturländer hervorgehenden, Planlosigkeit und Verständnislosigkeit der Regierungen ist auch der Gedanke, staatliche Versicherungen gegen Arbeitslosigkeit einzurichten, während es doch das nächstliegende und das allein heilbringende ist, daß die Kulturgemeinschaft sich um die Ursachen jener ökonomischen Krisen gründlich bekümmert und denselben an die Wurzel geht, nicht aber ein Kompliment vor der „Unvermeidlichkeit derselben auf Erden" macht. Es ist ja längst erwiesen, daß durch die Schwankungen der natürlichen Bedingungen die Bilanz der Natur-Erträge um so weniger beeinflußt werden kann, je umfassender die Kultur auf der ganzen Erde solidarisch organisiert ist. Die alsdann eintretenden natürlichen Ausgleichungen könnten außerdem noch mehr gesichert werden durch Erleichterungen der Transporte mit Hilfe gewisser Umwandlungen des Brutto-Materials in gesonderte, zu bestimmten Verwertungen und zum Transporte geeignetere Formationen seiner wesentlichen Bestandteile, wie es u. a. Wilhelm von Siemens für die Kohlen vorschwebte und wie es auch für die Nährstoffe sehr nahe liegt, in unvollkommener Weise auch schon geschieht. Verbesserungen aller dieser Zustände, wenigstens im Sinne einer rationelleren Organisation, könnten schon durch Vergesellschaftungen der jetzigen wirtschaftlichen Großmächte in Gestalt von Kartellen, Syndikaten u. dergl. herbeigeführt werden, wie sie in den einzelnen Ländern, ja sogar auf internationalem Boden sich zu entwickeln begonnen haben, manchmal auch schon in solchen Formen und in solchem Geiste, daß man aus der größeren Sicherheit des Gesamtbetriebes die Anfänge eines höheren sozialen Pflichtgefühls und konsequenteren Denkens hervorkeimen sah. Mitten in dem allgemeinen Kampfe ums Dasein ist aber die Gefahr sehr groß, daß solche mehr oder minder monopolistischen Verbände von Kapitalkräften entarten, nämlich in raffinierter Gewinnsucht den sozialen Zusammenhalt und den sicheren kaufmännischen Blick verlieren, weil so hohe Geisteskräfte und so große Hingebungen, wie sie zur Leitung so umfassender Unternehmungen schließlich unerläßlich werden, auf die Dauer für den noch so sehr vergoldeten Dienst eines antisozialen Mammonismus nicht zu haben sind. Immerhin haben einzelne solcher Versuche doch schon wichtige Vorarbeiten und Versuchsergebnisse für echt soziale Organisationen ähnlicher Art geliefert, wie sie nun aus den genossenschaftlichen Verbänden von unten aus emporzuwachsen beginnen. Bei diesen wird der wirtschaftliche und soziale Erfolg schließlich ganz davon abhängen, ob der Geist selbstloser Treue und Gerechtigkeit, des Gewissensfriedens und der Sympathie, welcher vielfach aus den tiefen Nöten der unteren Klassen seine größte Stärke schöpft, auch beim Emporsteigen erhalten bleibt.

Dem Organisieren der wirtschaftlichen Arbeit wird von abgeneigter Seite entgegengehalten, daß die Kraftverluste, Reibungen und Vergeudungen aller Art, welche man der blinden Konkurrenz nicht mit Unrecht Schuld gebe, wahrscheinlich aufgewogen, möglicherweise übertroffen werden würden durch die großen Personal-Aufwände und Erschwernisse jeder Art, wie sie in den Organisationen unvermeidlich wären. Sehr richtig, wenn man die gegenwärtigen bureaukratischen oder auch korporativen und merkantilen Organisationen mit allen ihren Kautelen, Kontrollen und aus verkehrten Grundsätzen hervorgehenden Kleinlichkeiten oder mit ihren aus übermäßigen Zentralisationen entstehenden Erschwernissen dabei vor Augen hat. Ist das Ganze aber von edlem sozialen Geiste durchdrungen, fühlt sich dann jeder einzelne wohl und sicher im Arm liebevoller Gerechtigkeit der Gemeinschaft, dann wird sich eine Fähigkeit der Hingebung und reibungsfreien, harmonischen Zusammenwirkens entwickeln, welche die menschlichen Organisationen aus Mechanismen zu Organismen macht. Und diese werden an der Hand der Wissenschaft mit einer freien und sicheren Gestaltung der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit spielend zu stande kommen. Es ist aber klar, daß die Erfüllung aller dieser Hoffnungen wesentlich von der Ausbreitung ethischer Kultur in allen Schichten der Bevölkerungen abhängig sein wird. — Und hier öffnet sich der Übergang von der Darlegung der hohen Bedeutung der Naturwissenschaft für die soziale Bewegung zu der Würdigung der Mitarbeit der anderen Wissenschaften sowie überhaupt zu den Aufgaben der Gesamtheit der wissenschaftlichen Institutionen auf dem Gebiete der sozialen Bewegung.

Bereits im Eingange des Vortrags wurde angedeutet, daß die jähe Entwickelung der Naturforschung und der auf ihren Ergebnissen aufgebauten Technik eine Mitschuld an einem gewissen sittlichen Verfall trage. Die Bedeutung der Natur-Erkenntnis für den ganzen Menschen ist stark überschätzt worden. Ich darf dies so sicher aus-

sprechen, weil ich Naturforscher bin, und nachdem ich den unschätzbaren Wert hervorgehoben habe, den die Geschichte, die Methode und die praktische Fruchtbarkeit der Naturforschung für die ganze soziale Bewegung hat und haben wird.

Die Ergebnisse der Naturwissenschaft sind relativ arm an geistiger Befriedigung für die einzelne Menschenseele. Unbeschreiblich beglückend ist nur die Beteiligung an ihren Arbeiten, auch an den schlichtesten derselben, durch das Bewußtsein, zu einem großen Ganzen von herrlichster Gesetzmäßigkeit sein Scherflein beizutragen. Den jeweiligen Ergebnissen aber wohnt keine umfassende Befriedigung inne, sondern nur ein Wahrscheinlichkeitscharakter von steigendem Sicherheitsgrade, aber begrenzter Tragweite. Über diese Grenzen hinaus baut die Seele ihre selbstgeschaffenen Idealgebilde, sei es von streng mathematischer, sei es von philosophischer oder religiöser Art, seien es die Gebilde der Schönheit. Mit Hülfe dieser von großen Seelen geschaffenen Idealgebilde oder aus eigener Schöpfungskraft gestaltet sich die einzelne Seele oder gestalten sich gleichfühlende Seelen übereinstimmend eine Weltanschauung, in der sie ihre individuellste Befriedigung finden.

(Die nächsten sechs Absätze sind nach den Angaben des Redners etwas mehr ausgeführt, als es in dem kurzen Vortrage geschehen konnte.)

Wenn eine solche innere Weltanschauung mit der stufenweise fortschreitenden Welt-Erkenntnis der Naturwissenschaft in Konflikt tritt, dann ergeben sich je nach den Besonderheiten der Personen und der Umstände verschiedene Entwickelungen. Die solideste und folgerichtigste scheint darin zu bestehen, daß für die Würdigung der Vorgänge in der umgebenden Welt und für die Regelung der Beziehungen zu dieser umgebenden Natur und Menschenwelt die durch unabhängige Erfahrungen vielartiger Gemeinschaften begründeten und bestätigten Ergebnisse der Naturwissenschaft zum Anhalt genommen werden und die ideale Weltanschauung sich auf die harmonische Selbstgewißheit in der Innenwelt zurückzieht, wo sie jedenfalls in der selbstgemäßen Beantwortung derjenigen Fragen, auf welche die Naturforschung keine Antwort giebt, eine dauernde Berechtigung und Realität behält.

Je mehr dabei diese ideale Weltanschauung sich den Ergebnissen methodischen Erkennens der äußeren Weltvorgänge anpaßt, desto größer wird im allgemeinen ihre Stabilität und demzufolge auch ihre sittliche Kraft sein. Es giebt aber hierbei auch zahlreiche Verschiedenheiten der Ausgleichungen bis zu einem völlig unabhängigen Nebeneinander der Welterkenntnis und der inneren idealen Weltanschauung, wobei auch die sittliche Stärke der letzteren ziemlich unberührt bleiben kann.

Selten wird es vorkommen, daß die Selbstgewißheit der Innen-Anschauung, wie sicher und dominierend sie auch häufig in Worten auftritt, in dem Verhalten zur Außenwelt, einschließlich der Menschenwelt, sich wirklich an die Stelle der aus der gemeinsamen Erfahrung der Menschheit wissenschaftlich abgeleiteten Lehren und Normen setzt. Den Grenzfall eines solchen Verhaltens bilden die halluzinatorischen Erscheinungen, in denen der Mensch seine Innen-Anschauungen mit derselben oder noch größerer Deutlichkeit, als seine Sinneswahrnehmungen, in der Außenwelt verwirklicht vor sich zu haben wähnt. Einen Grenzfall entgegengesetzter Art würde es bilden, wenn jemand unter dem Eindruck ergreifend machtvoller Leistungen der naturwissenschaftlichen Arbeit jedes Denkergebnis, welches nicht auf demselben methodischen Wege wie jene zu stande kommt oder Bestätigung findet, als nichtig oder thöricht erachten wollte. Er würde sich dann nicht nur große Herrlichkeit des Innenlebens versagen, sondern auch dem Fortschreiten der naturwissenschaftlichen Erkenntnisarbeit selber die entscheidendsten Beflügelungen verkümmern. Er würde endlich auch, sobald sein Geistesleben nicht etwa mit ganzer Intensität von der Freude an der Technik der Erkenntnisarbeit ausgefüllt wäre, in Gefahr gerathen, von den niederen körperlichen Regungen übermäßig beherrscht zu werden.

Diesem Grenzfall hat sich offenbar ein Teil der Kulturwelt in den Zeiten überschwänglichster Bewunderung der geistigen Bedeutung des Naturwissens stark genähert. Viele innere Weltanschauungen religiösen oder philosophischen Charakters, besonders die ersteren, waren durch die glänzenden Erfolge der gesetzmäßigen, so vollkommen unantastbar aussehenden Erkenntnisarbeit der Naturforschung ins Wanken gekommen, und da, wo keine erhebende Beteiligung an den hohen geistigen Freuden jener Arbeit die Seele erfüllte, war in weiten Kreisen geistige Leere und demnach größere Abhängigkeit von allen niederen Regungen, bestenfalls pessimistische „Verneinung des Willens zum Leben“, meistens auch nicht gerade asketisch gefärbt, eingetreten.

Es ist völlig verkehrt, wenn die Wahrnehmung solcher Wirkungen zu herabsetzenden Gegenwirkungen gegen die naturwissenschaftliche Arbeit geführt und sogar vereinzelte Naturforscher ins Wackeln hinsichtlich der bewährtesten naturwissenschaftlichen Ueberzeugungen gebracht hat. „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ heißt das Gewerbe menschenfeindlicher Dämonen. Wir wollen gegen alle erneuten Verdummungsversuche auch die naturwissenschaftliche Geistesarbeit, nicht bloß ihre Technik hochhalten, aber es ist zugleich gemeinsame Pflicht, daß wir uns alle um die Bekämpfung und Heilung von Irrungen und Mißverständnissen der vorerwähnten Art bemühen.

Dazu ist es erforderlich, in allen Stufen der Erziehung und des Unterrichts neben der Verbreitung und dem Verständnis des Naturwissens auch das Wissen vom Menschen und allen seinen idealen Hervorbringungen in Vergangenheit und Gegenwart, vor allem auch den geschichtlichen Sinn und die geschichtliche Wahrhaftigkeit, endlich aber als die wahre Grundlage und zugleich die Vollendung der ethischen Kultur, die ästhetische Erziehung, ganz im Geiste Schillers, zu pflegen.

Die Universitäten und die anderen Hochschulen können in dieser Hinsicht nicht alles thun, zumal da ihnen durch die Abzweigung und die traurige geistige Isolierung der Lehrerseminare der Einfluß auf die Lehrerbildung für einen überwiegenden und unaussprechlich wichtigen Teil der Schulen verkümmert ist; aber die Universitäts- und Hochschul-Lehrer, denen von der Gesamtheit vergleichsweise so sichere und sorgenfreie Lebensstellungen gewährt werden, und deren geistige und sittliche Freiheit auch in Deutschland noch von den Regierungen gegen die unseligen Urteilsverwirrungen der sozialen und kirchlichen Autoritätsfanatiker geschützt werden, sie haben die heilige Aufgabe, soweit es ihre unmittelbaren Pflichten des hohen Lehr- und Forschungs-Berufes irgend gestatten, sich überall an die Spitze der Bestrebungen zu stellen, welche auf die weiteste Verbreitung und die sorgfältigste Pflege der Geisteskultur und des Wissens in obigem Sinne, und zwar in allen Volksschichten gerichtet sind. Nicht die Hochschulen als solche können und sollen in diesem Sinne wirken; viele ihrer Lehrer würden nach Naturell und Arbeitsrichtung dazu nicht geeignet sein, und manche der tiefsten Forschungen und Lehrwirkungen könnten zum Schaden des Ganzen leiden, wenn die Hochschulen als solche in die Weite und Unruhe der großen Volksbildungsbewegung hineingezogen würden. Aber sie sollen die Burgen des Geistes sein, der diese Bewegung durchdringen soll.

Das populäre Vortrags- und Fortbildungswesen ist überall, auch in England und Frankreich noch, hinsichtlich seiner Lehrstoffe sowie seiner Methode und Formgebung erst im Anfang der Entwickelung.

Seine pädagogische und gedankliche Vervollkommnung und Vertiefung soll und wird in Zukunft auch für die Lehrer und Denker der Hochschulen, die bisher vielfach jenem eifrigen, aber zerfahrenen Betriebe mit vornehmer Kritik und Abneigung gegenübergestanden haben, eine ernste, hochwichtige Aufgabe bilden, wie es auch in Deutschland schon Alexander von Humboldt, Helmholtz u. a. erkannt und durch ihre eigene Bethätigung besiegelt haben.

Aber ebenso, wie das im ersten Teile meines Vortrags geforderte engere Zusammenwirken der Naturwissenschaft und der wirtschaftlichen Arbeit nur dadurch zur vollen Fruchtbarkeit gelangen wird, daß endlich freie wirtschaftliche Verbände aus eigener Kraft und Erfahrung wissenschaftliche Aufgaben stellen und zu deren Lösung ein wissenschaftliches Personal organisieren, welches sich ganz und voll den erforderlichen Maßbestimmungen und Spezial-Forschungen widmet, ohne die Fühlung mit dem umfassenderen Geiste der Hochschulen zu verlieren, ganz ebenso wird auch die hohe Aufgabe der allgemeinen Hebung der Geisteskultur durch persönliche und litterarische Unterweisung der weitesten Kreise, schließlich mit Hilfe der Organisierung freier Gemeinschaften für ethische Kultur und anderer, verwandter Gemeinschaften am entscheidendsten gefördert werden.

Diese Gemeinschaften müssen aber auch wirklich frei sein, frei von jeder korporativen Enge, frei von jeglichem Partei-Interesse politischer, sozialer, kirchlicher Art, frei von jeglichem Personen-Kultus, dagegen in sittlicher Freiheit gebunden und geleitet von den Gesetzen und Mahnungen des feinsten individuellen und sozialen Gewissens in allen kleinen und großen Dingen des Lebens.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 18. Juli 1896.	Nr. 29.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Über den Gewissenszwang der Parteien. Von Ferd. Heigl. — Was ist Buddhismus? Von Ludwig Büchner. — Streiflichter: Zur Diskussion über die sozialistische Wirksamkeit der Geistlichen. Nationalliberale Ethik. — Vermischtes. — Bücherbesprechung: J. Wychgram, Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen (Ernst Schultze). — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. — Die internationale ethische Zusammenkunft in Zürich.

Über den Gewissenszwang der Parteien.

Von Ferd. Heigl in Zürich.

Wenn man sich aus dem politischen Leben cum laude seiner Parteigenossen zurückgezogen hat und auch von seinen Gegnern als ehrlicher Mann anerkannt ist, darf man mit der Hoffnung, daß es nicht unbeachtet bleibe, auch einmal ein Wort wagen, welches nicht angenehm an die Ohren der Zeit-, auch nicht an die der Parteigenossen klingt. Und das will ich jetzt thun, indem ich diese Zeilen an die „Ethische Kultur" sende, wohin sie gehören. Handelt es sich doch um ein Stück Ethik in unserem politischen Leben! Ich will sprechen von der Preisgabe der persönlichen Selbständigkeit, welche die Angehörigkeit zu einer politischen Partei vielfach mit sich bringt und die sich namentlich oft in der Stellung des einzelnen Abgeordneten zu seiner Fraktion ausprägt. Die Partei ist es, der man die Aufstellung als Kandidat, im Falle des Sieges das Amt als Abgeordneter verdankt und in deren Fraktion man dann eintritt. Es ist selbstverständlich, daß man als ehrlicher Mann auch wirklich das Programm derjenigen Partei teilt, von der man sich aufstellen und wählen läßt. Allein es giebt im Laufe der Mandatsdauer gar manche Fragen, die sich ein Mann unbeschadet seiner principiellen Stellung im politischen Leben sehr verschieden von dem beantworten kann, was seine Gesinnungsgenossen zu ihnen sagen. Da wird nun eine Fraktionssitzung gehalten und in dieser entscheidet die Majorität über die Haltung, welche die ganze Fraktion zur vorliegenden Frage einzunehmen, wie jedes einzelne Mitglied der Fraktion zu stimmen hat. Das ist Fraktionszwang und wird befolgt. Die Verhandlungen des Landtags oder Reichstags, in welcher der beiden Körperschaften wir uns eben befinden, sind nach dieser Hinsicht reine Komödie, gehalten nur für die Außenstehenden, für das Volk, welches sie in den Zeitungen liest und durch sie in seinem Urteile für die Ansichten der einzelnen Parteien gewonnen werden soll. Für den Abgeordneten selbst haben sie keine Bedeutung, der ist durch seinen Fraktionsbeschluß gebunden; die Redner der „anderen Seite" mögen noch so überzeugend auf ihn einwirken; auch gegen seine individuelle Überzeugung stimmt er mit seiner Fraktion. Das nennt man Parteidisciplin, und daß er dieser genügt hat, dessen ist er getröstet. Allein was steht höher, die Partei oder das Vaterland? Ist es sittlich, eine Stimme abzugeben, die im Widerspruche mit unserer eigentlichen, wenn auch von Außen unkontrollierbaren Ueberzeugung steht? Im bayrischen Landtage, dessen gesetzliche Ordnung mir als Bayer am Nächsten liegt, schwört der Abgeordnete bei seinem Eintritte sogar einen Eid, daß er bei seinen Abstimmungen nur des Landes Wohlfahrt im Auge habe, allein selbst da, wo, wie im Reichstage, dieser Schwur nicht zu leisten ist, frage ich: ist es nicht die sittliche Pflicht des Menschen, die sich bei so hohem Amte, wie dem eines Abgeordneten nur noch steigert, all sein äußeres Thun stets in Uebereinstimmung mit seiner wirklichen Überzeugung zu halten, mit einem Worte wahrhaft zu sein? Ist es sittlich, seine Selbständigkeit, die Selbständigkeit seiner Gesinnung, seines Handelns zu verkaufen um der Zugehörigkeit zu einer Partei willen, dem Diktate einer Fraktionsmajorität zu gehorchen, das unserem Inneren widerspricht? Nur die Lehre von der Parteidisciplin konnte bisher so viele sonst ehrenwerte Männer gefangen nehmen, sie über die innere Regung hinwegtäuschen, welche einer solchen Unwahrhaftigkeit sich naturgemäß entgegenstellen muß; bei Manchem freilich mochte es auch Schwäche sein, welche den unlieben Auseinandersetzungen innerhalb der Partei über seine entgegengesetzte Abstimmung, den Angriffen der eigenen Parteipresse, den Verdächtigungen bei den Wählern aus dem Wege zu gehen suchte. Allein das kann nicht zum Frommen des Vaterlandes gereichen: zu einem Volksvertreter braucht man einen Mann, einen ganzen Mann, einen solchen, der nicht, während er von Freiheit spricht, die eigene Freiheit an die Befehle einer Partei verloren hat, der den sittlichen Mut besitzt, die Tyrannei in jeder Gestalt, auch die seiner Gesinnungsgenossen und politischen Freunde zu bekämpfen, der für seine Ueberzeugung auch gegen das Lager einzustehen so kühn ist, bei dessen Fahnen er sich sonst befindet. Wie unzugänglich der Parteiegoismus, wie beschränkt oft sein Horizont gegenüber den großen Interessen des Vaterlandes bei uns in Deutschland ist, davon habe ich ein Beispiel in meinem eigenen Leben und ich bekenne: ich war zu schwach, das, was ich damals als das einzig Richtige und Gute erkannte und erstrebte, auch gegen den erklärten Willen meiner Parteifreunde zu Ende zu führen und seine Consequenzen zu ziehen. Ich gebe das Beispiel, da der damals von mir ausgesprochene Gedanke vielleicht, wenn sich die Zeiten wiederholen, noch einmal von Nutzen sein kann.

Bismarck hatte aus Anlaß der Septennatsvorlage den Reichstag, der dieselbe ablehnte, aufgelöst. Entrüstet über jenen brutalen Akt und das, was darum und daran hing, dachte ich mir keine bessere Antwort, als daß das deutsche Volk, um dessen Budgetrecht es sich damals, wenn auch nicht formell, so doch virtuell handelte, dem Manne dieselben Abgeordneten wieder zusende, die ihm damals ihr Nein entgegengestellt, die Rechte des Volkes gewahrt hatten. Diese Anerkennung wäre die beste Demonstration gewesen. Der Wahlkreis Fürth, um welchen sich seinerzeit Nationalliberale, Deutschfreisinnige, Demokraten und Sozialdemokraten gestritten hatten, war damals durch den deutschfreisinnigen Freiherrn von Stauffenberg vertreten. Die damalige demokratische Leitung des Wahlkreises hatte mich, der ich damals Anwalt in Bamberg war, angegangen, wieder der Kandidat der Demokratie zu sein.

Ich schrieb an den dortigen Führer folgenden Brief:

„Bevor Sie mit unseren Freunden an die Proklamation einer eigenen Kandidatur gehen, gebe ich Ihnen folgendes aus wahrhaft demokratischem Herzen Kommende zur Erwägung:

Durch die neuesten Ereignisse ist die Freiheit auf das Höchste gefährdet, das Empfinden aller selbständig denkenden Männer auf das Tiefste verletzt.

Darf es bei diesem Kampfe um die Gerechtsame des Volkes, bei dem die Entscheidung nicht von den Zufälligkeiten einer Stichwahl abhängen darf, noch die Unterschiede zwischen Deutschfreisinnigen, Volkspartei und Sozialdemokraten geben?

Müssen nicht in dieser Stunde der Gefahr alle freiheitlich gesinnten und wirklichen Männer zusammenstehen, um sofort im ersten Angriffe der ihnen gewordenen Herausforderung die gebührende Antwort zu erteilen?

Ich würde des Vorschlages sein, bei dieser Wahl sollten in jedem Wahlkreise alle freiheitlich gesinnten Männer sofort für jenen Abgeordneten stimmen, der im letzten Wahlkampfe den freiheitlichen Sieg auf sich vereinigt hat.

Wie mächtig ist die ganze Opposition, wenn sie überall vereint in den Wahlkampf tritt!

Wie gefährden wir aber die große Sache durch gegenseitiges Befehden oder doch schon durch bloße Konkurrenzmacherei!

Diese Parole, durch ganz Deutschland ausgegeben, sichert uns Allen den Sieg!

Ich glaube, wir werden durch diese Anregung Größeres leisten, als durch meine Kandidatur.

Diese Worte schreibt Ihnen aus voller Seele

mit demokratischem Gruße

Ihr

treuer Freund Heigl."

Diese Worte fanden aber keinen Anklang, meine Kandidatur wurde proklamiert, ich fügte mich der Parteidisciplin und der selbstmörderische Kampf, den die Opposition in Deutschland, sehr zu Schadenfreude der Reaktion oft über Unterschiede führt, die erst in später Zukunft zur Geltung kommen, ging wieder los. Das Schicksal der Septennatsvorlage ist bekannt — der neue Reichstag nahm sie an.

Indem ich mich so selbst schuldig bekenne, dem Gewissenszwange, den meine Freunde auf mich ausübten, unterlegen zu sein, glaube ich umsomehr Anspruch darauf zu haben, gehört zu werden, wenn ich diesen Gewissenszwang beklage und eine patriotische Pflicht erfülle, indem ich ihn, wie jeden anderen bekämpfe.

Was ist Buddhismus?

Von Professor Dr. Ludwig Büchner in Darmstadt.

Besiegung des „Atman" oder des „Selbst" scheint nach der Darstellung, welche soeben Paul Carus von den buddhistischen Lehren nach den Quellen gegeben hat,*) die Hauptaufgabe dieser Weltreligion gewesen zu sein. Nach brahmanischen Schulen bedeutet das Wort das metaphysische, die Sinnesthätigkeit bewirkende Wesen des Menschen, während Buddha die Existenz eines Atman in diesem Sinne leugnet und behauptet, daß das Suchen nach einem solchen unrecht sei oder in eine falsche Richtung führe. Gäbe es einen solchen Atman, so wäre derselbe nach seiner Meinung imstande, auch nach Entfernung aller Sinne oder nach Vernichtung des Körpers dessen Funktionen besser auszuüben, als mit demselben.

Wie man sieht, hängt dieses eng mit der Frage nach der Persönlichkeit der Seele oder der Unsterblichkeit zusammen, welche nach der Ansicht der Brahmanen ohne die Annahme eines „Atman" in ihrem Sinne undenkbar ist, während Buddha die Seele als ein abgesondertes oder für sich bestehendes Selbst nicht gelten läßt und das Gerede der Brahmanen von einer Vereinigung mit dem, von dem sie weder etwas wissen, noch etwas gesehen haben, als „inhaltsleeres und eitles Geschwätz" bezeichnet.

„Nur durch Unwissenheit und Täuschung geben sich die Menschen dem Traume hin, daß ihre Seelen abgetrennte und selbsteigene Wesen sind."

Nur die Werke, die der Mensch verrichtet hat, oder seine Gedanken bleiben; aber sein Selbst unterliegt dem allgemeinen Gesetz des Entstehens und Vergehens. Wem es gelungen ist, sich von der Täuschung des Selbst zu befreien, dem öffnen sich die Thore der Unsterblichkeit in der Seligkeit des Nirwana. „Selbst ist der Tod, und Wahrheit ist Leben. Das Hängen am Selbst ist beständiges Sterben, aber das Streben in der Wahrheit ist eine Teilnahme am Nirwana, welches ewiges Leben ist." — „Selig, wer den Frieden des Nirwana gefunden hat. Er hat Ruhe gefunden in den Widerwärtigkeiten des Lebens. Er steht über allem Wechsel; er steht über Geburt und Tod; er bleibt unberührt von den Übeln des Lebens." — „Wandle auf dem edlen Pfade der Rechtschaffenheit und du wirst erkennen, daß im Selbst der Tod liegt, während Wahrheit Unsterblichkeit gewährt." — „Wie alle Dinge in ihrem Ursprung eines Wesens sind, so entwickeln sie sich auch nach einem Gesetz und sind bestimmt für ein Ziel. Und dieses Ziel ist „Nirwana" oder das gänzliche Erlöschen der Selbstsucht, welches gleichbedeutend ist mit Erlösung vom Übel und höchster Seligkeit.

Über die eigentliche Bedeutung des Nirwana mit Bezug auf persönliche Fortdauer ist bekanntlich viel Streit unter den Gelehrten geführt worden. Jedenfalls bedeutet es die ewige Ruhe des zu dem seligen Zustand des Erleuchtetseins oder des Seelenfriedens vorgedrungenen Buddha nach dem Tode. Die Frage, ob Nirwana eine endgültige Auslöschung der Persönlichkeit sei, scheint Buddha selbst mehr oder weniger ausweichend oder unbestimmt beantwortet zu haben. „Einige," so heißt es in der Anrede Buddhas an den König Bimbisara zu Rajagrisa, „sagen, daß das Ich den Tod überdauert, andere sagen, daß es vergeht; und beide Teile irren." „Für den gewöhnlichen Menschen ist Tod, was der Besieger des Selbst als ewiges Leben erkennt." Indessen dürfte ein Zustand, in welchem alle Begierden abgeschworen sind, in welchem das Ende alles Sehnens da und absolute Ruhe erreicht ist, kaum besser oder anders, denn als wirklicher Tod anzusehen sein. Was aber dem Nirwana in den Augen der Inder einen ganz besonderen Werth verlieh und verleihen mußte, war der Umstand, daß es zugleich den Qualen der in den altindischen Glaubenskreisen eine so große Rolle spielenden „Wiedergeburt" ein Ende machte. Auf eine Frage, welche die Brüder und Schwestern einiger Gestorbenen in dem Dorfe Nadila bezüglich des Schicksals ihrer toten Verwandten an den Buddha richteten, antwortete derselbe:

„Wer nach Zerstörung der Lust, Habgier und Selbstsucht aus dem Leben scheidet, braucht den Tod nicht zu fürchten. Er wird in keinem Zustand der Qual wiedergeboren. — — Wenn er stirbt, wird nichts von ihm zurückbleiben, als seine guten Gedanken, seine rechtschaffenen Handlungen und die Seligkeit, welche der Wahrheit und Gerechtigkeit entstammt. — — — Für mich ist die Hölle zerstört, und es giebt für mich keine Wiedergeburt als Tier oder Gespenst oder an irgend einem Ort der Qual. Ich bin bekehrt; ich kann nicht mehr in einem Zustand des Leidens wiedergeboren werden, und meine schließliche Erlösung ist sicher."

Wie in der Unsterblichkeitsfrage, so ist auch über den atheistischen Charakter der Buddha-Religion viel Streit geführt worden. Wenn die Worte, welche Buddha nach der aus den Quellen geschöpften Mittheilung von Carus an Anathapindika in der Stadt Rajagriha gerichtet hat, richtig sind, so kann darüber kein Zweifel sein. „Wer," fragt Buddha, „ist es, der unser Leben gestaltet? Ist es Ischwara, ein persönlicher Schöpfer? Wenn Ischwara der Schöpfer

*) Das Evangelium Buddha's. Nach alten Quellen erzählt von Paul Carus. Aus dem Englischen übersetzt von Gauß. Newyork, Leipzig und Chicago 1895.

wäre, so sollten alle Dinge sich stillschweigend seiner Macht unterordnen. Sie würden thönernen Gefäßen in der Hand des Töpfers gleichen; und wenn dem so wäre, wie wäre es möglich, Tugend zu üben? Wenn die Welt von Ischwara geschaffen wäre, sollte es kein solches Ding wie Leid oder Unglück oder Sünde geben; denn alle Thaten, gut oder bös, müßten von ihm ausgehen. Wenn nicht, so gäbe es noch eine andere Ursache außer ihm, und er wäre nicht der Alleinige. So siehst du also, daß die Vorstellung von Ischwara hinfällig ist — — — Laßt uns darum den Irrthum der Anbetung Ischwaras aufgeben; laßt uns nicht uns selbst verlieren in eitlem Grübeln über unnütze Spitzfindigkeiten u. s. w." „Das Gesetz von Ursache und Wirkung beherrscht Alles, in der physischen wie in der moralischen Welt."

Auch in allen anderen Beziehungen trat Buddha der Brahmanen-Religion gegenüber als ächter Freigeist auf und verwarf in Übereinstimmung mit seiner Lehre Wunder, Opfer, Gebet, Beschwörung, Priestertum, Offenbarung, Kasten-Einteilung u. s. w. Alle Menschen sind in seinen Augen als solche gleich. „Meine Lehre," sagt er, „ist rein und macht keinen Unterschied zwischen Vornehm und Gering, zwischen Reich und Arm — — Meine Lehre ist dem Himmel gleich, in welchem Raum ist für die Aufnahme Aller u. s. w. „Selig bist du, Prakriti," sagt er zu einem Mädchen aus der niederen Matanga-Kaste, die ihm zu trinken gegeben hatte, „denn obschon du eine Matanga bist, wirst du doch ein Vorbild für vornehme Männer und Frauen sein. Du bist von niederer Kaste, aber Brahmanen werden von dir lernen u. s. w."

Dem Brahmanen-Obersten Kutadanta, welcher Gottesverehrung und Opfergaben als das Wesen der Religion bezeichnet hatte, antwortete Buddha: „Größer als das Opfern von Ochsen ist das Aufgeben der Selbstsucht. Wer den Göttern seine sündigen Begierden opfert, wird die Nutzlosigkeit des Schlachtens von Tieren auf dem Altar erkennen. Besser als die Verehrung der Götter ist die Beobachtung des Gesetzes der Gerechtigkeit." Aber der Brahmane läßt sich nicht abweisen und hält seinem Gegner vor, daß ihm aus dessen Lehren das Nichts entgegenstarre, worauf ihm Buddha nachweist, daß sein Irrthum in dem Hängen am Selbst beruhe. „Wer am Selbst hängt, muß durch die endlosen Wanderungen des Todes gehen; er stirbt beständig. Denn die Natur des Selbst ist fortgesetzter Tod." — — „Vor Jahren warst Du ein kleines Kind, dann ein Knabe, dann ein Jüngling. Jetzt bist Du ein Mann. Welches ist nun das wahre Selbst, um dessen Erhaltung du so besorgt bist, das von gestern oder das von heute oder das von morgen?" Schließlich läßt sich Kutadanta überzeugen und wird ein Jünger Buddhas.

Wie die Opfer, so verwirft Buddha auch die Wunder. „Das Verlangen, Wunder zu thun," sagt er, „entspringt entweder der Habsucht oder der Eitelkeit." — — „Das Unterfangen von Beschwörern und Wunderthätern ist Betrug." Seinen Jüngern verbot er förmlich, Wunder irgend welcher Art zu verrichten oder sich zu Beschwörungen und Besprechungen herbeizulassen. „Wer den Versuch macht, Wunder zu thun, hat meine Lehre nicht verstanden." — — „Wer sich übermenschlicher Vollkommenheit rühmt, ist mein Jünger nicht mehr." — — „Wer den vergänglichen Freuden der Welt entsagt für den ewigen Segen der Heiligkeit, vollbringt das einzige Wunder, welches wirklich ein Wunder genannt werden kann."

Ahnungen, Sterndeuterei, Wahrsagerei, Auslegung von Träumen und Vorzeichen sind in den Augen Buddhas bedeutungslos und seinen Anhängern verboten. Die Wahrheit allein ist es, der sie zu folgen haben. „Die Wahrheit ist ewig. Sie kennt weder Geburt noch Tod, weder Anfang noch Ende. Jauchzet der Wahrheit entgegen, ihr Sterblichen und lasset sie einziehen in eure Seelen. — — Die Wahrheit ist Buddha, unser Meister, Lehrer und Herr — — die Wahrheit ist das Wesen und letzte Ziel alles Daseins; sie ist ewig und wird bestehen, selbst wenn Himmel und Erde vergehen — — Selig ist, wer auf dem Pfad der Wahrheit wandelt u. s. w."

Auch in seinen Ansichten über Weltbildung und Weltentwickelung scheint Buddha bereits das Richtige geahnt zu haben: „Als in den Wirbeln werdender Welten die ersten festen Gestalten der Sonne, der Erde und des Mondes erschienen," so heißt es in einem aus den heiligen Schriften der Buddhisten zusammengestellten Schluß-Kapitel, „bewegte sich die Wahrheit in dem Weltenstaub und erfüllte das All mit flammendem Licht. Aber es war kein Auge vorhanden, das Licht zu sehen, kein Ohr, der Wahrheit zu lauschen, kein Geist, ihre Bedeutung zu erkennen; und in den unermeßlichen Räumen des Seins fand sich keine Stätte, wo die Wahrheit in all ihrer Herrlichkeit wohnen konnte. Als im Laufe weiterer Entwickelung der Dinge die Zeit erfüllet war, entstand Empfindung, und Sinneswahrnehmung kam zum Vorschein. Eine neue Welt des Seelenlebens trat ins Dasein, voller Sehnen, mit mächtigen Leidenschaften und voll unbesiegbarer Willenskraft. Da spaltete sich die Welt in Freude und Schmerz, Selbst und Nichtselbst, Freund und Feind, Haß und Liebe — — — Und die Vernunft erschien auf dem Kampfplatz des Lebens. Sie begann die natürlichen Triebe des Selbst zu leiten; sie ergriff das Scepter der Welt und unterjochte die rohe Kraft der Tiere und die Macht der Elemente. — — Aber sie entfesselte auch die rohen Leidenschaften der Menschen, bis der große Erlöser in der Person Buddhas erschien, um die Menschen die rechte Anwendung der Vernunft und die darauf begründete Wahrheit zu lehren u. s. w."

Auch sozialistische Anwandlungen scheint Buddha gehabt zu haben, wie aus dem Gleichnis von dem durch nichts zu sättigenden Hund am Hof des tyrannischen Königs hervorgeht. Alle Fütterung war vergeblich, um das furchtbare Heulen der Bestie zu stillen. Da erklärte der in Gestalt eines Jägers am Hof erschienene Gott Indra, der den Hund mitgebracht hatte, auf Befragen, daß der Hund heulen würde, so lange es noch hungrige Leute im Königreich gäbe, und so lange seine Feinde Ungerechtigkeit üben und die Armen bedrücken würden. Da erinnerte sich der König seiner Übelthaten, bereute und fing an, den Lehren der Gerechtigkeit Gehör zu schenken.

Als Buddha in seinem achtzigsten Lebensjahre zum Sterben kam, ermahnte er seine Jünger, bei Niemand Hülfe zu suchen, als bei sich selbst, und die Erlösung nur in der Wahrheit zu finden. Das Drängen seines Lieblingsschülers Ananda, am Leben zu bleiben, wies er mit den Worten zurück: „Wie wäre es mir denn möglich, Ananda, zu bleiben, wenn Alles, was geboren ist oder besteht, in sich selber die eingeborene Notwendigkeit der Wiederauflösung trägt? Wie wäre es denn möglich, daß dieser mein Körper nicht aufgelöst würde? Das kann nicht sein. Ich, o Ananda, habe dieses sterbliche Sein abgeschüttelt, es verworfen und aufgegeben. — —" „Mache dir darum keine Unruhe und weine nicht. Habe ich dir denn nicht schon oft gesagt, daß es in der ureigensten Natur der Dinge liegt, daß wir von dem, was uns lieb und wert ist, getrennt werden, und daß wir es verlassen müssen? Warum sollte ich diesen Leib aus Fleisch erhalten, wenn doch der Leib des vortrefflichen Gesetzes fortdauern wird? Ich bin bereit! Nachdem ich meinen Zweck erfüllt und das Werk, das mir vorgesetzt ist, gethan habe, sehne ich mich nach Ruhe."

Auf die Frage Anandas, wer künftig sein und seiner Jünger Lehrer sein solle, antwortete Buddha: „Ich bin nicht der erste Buddha, der auf diese Erde kam, noch werde ich der letzte sein. Gautama Siddhartha wird sterben, aber Buddha wird leben, denn Buddha ist die Wahrheit und die Wahrheit kann nicht sterben. Wer an die Wahrheit glaubt, und ihr gemäß lebt, ist mein Jünger, und ich werde ihn lehren. — — — Wenn ich hingegangen sein werde, lasset die Wahrheit, welche ich verkündet habe, samt den Ordensregeln euer Lehrer sein."

Seine letzten Worte waren: „Zerfall haftet an allen

zusammengesetzten Dingen, aber die Wahrheit wird ewig bleiben. Schaffet eure Seligkeit mit Fleiß.“ Ein mächtiges Erdbeben und Gewitter begleitete den Eingang Buddhas in das Nirwana. —

So lebte, lehrte und starb nach den Mitteilungen der buddhistischen Evangelien der große Menschenfreund und Religionsstifter. Die vielfachen, darin enthaltenen Anklänge an das Christentum haben verschiedene Forscher und Gelehrte veranlaßt, an einen inneren Zusammenhang beider Religionssysteme zu glauben; auch haben sie den Versuch gemacht, dies im Einzelnen nachzuweisen. Der Verfasser der Schrift, der wir Vorstehendes entnommen haben, spricht sich darüber am Schlusse seiner Auseinandersetzungen folgendermaßen aus:

„Das Christentum ist dem Buddhismus in vielen Punkten ähnlich. Die Ethik Christi ist wahrhaft erhebend und erinnert die Buddhisten an die erhabenen Lehren Buddhas. Aber während die christliche Ethik unvermittelt dasteht und thatsächlich auf außerweltliche Offenbarung zurückgeführt wird, erscheint die buddhistische Moral als natürliche Folge der buddhistischen Weltanschauung. Die Buddhisten verhalten sich ablehnend gegen die Dogmen des Christentums, sofern dieselben im Widerspruch mit der Wissenschaft stehen.“

Mit anderen Worten: Die buddhistische Ethik ruht auf sich selbst, die christliche auf der Liebe zu Gott und der Hoffnung ewiger Belohnung.

Streiflichter.

Zur Diskussion über die sozialistische Wirksamkeit der Geistlichen. Pfarrer Paul Göhre erklärt in seinem neuesten Buche über „die evangelisch soziale Bewegung“ seine Zustimmung zu dem Satze: „Politische Pastoren sind ein Unding.“ Die sozialversöhnende Aufgabe der Geistlichen ist seiner Ansicht nach unvereinbar mit der politischen Agitation. Diese Stellungnahme eines der verdienstvollsten Vertreter der sozialen Seelsorge hat natürlich unter den Christlich Sozialen aufs neue eine lebhafte Diskussion entfacht. Um Mißverständnissen vorzubeugen, hat Göhre nun in Nr. 39 der „Sozialen Praxis“ noch einmal seinen Standpunkt erläutert. Wir wollen seinen Gedankengang kurz mitteilen, denn auch für uns ist diese Streitfrage von Interesse. Sind doch auch in unserm Kreise oft die Gesichtspunkte besprochen worden, welche für die politische Wirksamkeit des Ethikers maßgebend sein müssen.

Göhre zeigt zunächst, daß in den „proletarisch gerichteten“ Pastoren der notwendige Rückschlag der idealgesinnten Elemente gegen die bisherige Obrigkeitspolitik der Kirche zum Ausdruck kam. Aber er wirft die Frage auf, ob es wünschenswert sei, daß Geistliche dauernd die Vertretung irgend einer sozialen Interessenschicht oder politischen Gruppe auf sich nehmen. Er sagt:

„Unser politisches Leben erschöpft sich in wirtschaftlichen Interessenkämpfen. Alles, was an ihm nicht danach aussieht, ist heutzutage Nebensache. Das wirtschaftliche Interesse der in einer Partei vertretenen sozialen Schicht ist alles, das Interesse anderer, das Wohl und Wehe des gemeinsamen Ganzen ist nichts oder fast nichts. Was hat unter diesen Umständen der Geistliche für ein Interesse daran, einer von diesen Parteien besonders zu dienen? Er ist nicht Großindustrieller, Grundbesitzer, Kaufmann, Handwerker, Arbeiter. Er findet bei keiner dieser Gruppen, was ihn politisch befriedigen könnte.“

Mit Recht führt Göhre dann weiter aus, daß der Geistliche kraft seiner Bildung und seines Berufes stets noch zu sehr „Ethiker“ bleibe, zu wenig verblendet gegen das Recht „der Anderen“ sei, um irgend einer Partei als robuster Kämpfer dienen zu können. „Das Gewissen macht ihn feig“ könnte man mit Hamlet sagen. So wird ihn jede Partei mißtrauisch bei Seite schieben. Den entscheidenden Gesichtspunkt aber formuliert Göhre in folgenden Worten:

Mit einem solchen ausschließlichen und einseitigen Eintreten für eine bestimmte Partei und bestimmte soziale Interessenschicht würde sich der Geistliche übrigens auch in seinem Amte innerlich und darum dauernd unmöglich machen. Er steht von Berufswegen auf einer höheren Warte als der einer politischen Partei. Er hat Menschen zu dienen, nicht politischen und sozialen Mächten. Der Mensch als lebensvolle Einheit, mit seinem persönlichen Glück und Unglück, seinem Streben, Suchen, Zweifeln, seinen körperlichen und seelischen Nöten, seinem ganzen in Empfindungen und Wollen auf- und niedergehenden Innern ist sein Arbeitsgebiet. Wo immer es möglich ist, da hat er ihm zu dienen mit Rat, Trost, geistigem wie gemütlichem Meinungsaustausch. Jedes Glied seiner Gemeinde hat als zunächst religiöse Persönlichkeit Anrecht auf seine religiöse und ethische Dienstleistung, mag dieses Gemeindeglied einer sozialen Schicht angehören, welcher es will. Ja, es muß des evangelischen Geistlichen höchster Wunsch und Ehrgeiz sein, daß möglichst viele, ja alle Gemeindeglieder von diesem Anrecht Gebrauch machen. Die aber verhindert er einfach, wenn er ein ausgeprägt politischer Charakter, d. h. in unseren Tagen mehr oder weniger Führer in Klassenkämpfen ist. Denn er vernichtet das persönliche Vertrauen aller derjenigen, die er als Parteiführer im Interesse seiner Partei rücksichtslos bekämpfen muß. Er verrät also sein Amt und seine Pflicht, anstatt ihm zu dienen, anstatt sie zu erfüllen.

Diese Sätze bezeichnen treffend die Gründe, welche für die Wirksamkeit des geistlichen oder weltlichen Ethikers eine Stellung über den Parteien erfordern. Er soll den Interessengeist zum Bewußtsein der sozialen Lebenseinheit erweitern und kann für diese erziehende Arbeit nur dann das Vertrauen aller Streitenden gewinnen, wenn er nicht als Schutzherr oder Vorkämpfer einer besonderen Gruppe auftritt, sondern als ein ganzer Menschenfreund, welcher die Lust des Parteisieges und der Vergeltung innerlich überwunden hat und zum Berater für alle geworden ist. Die christlich soziale Bewegung darf daher auch nicht, wie Naumann es will, in erster Linie eine Arbeiterbewegung sein, sie muß sich vielmehr des inneren und äußeren Lebens aller Volksgenossen mit gleicher Sorgfalt annehmen. So müssen wir auch dem Prediger von Soden widersprechen, wenn er auf dem letzten evangelisch sozialen Kongresse sagte, daß die Kirche dazu da sei, den Unterdrückten zu helfen, da die machthabenden Klassen sich schon selber helfen würden. Als ob den Massen nicht gerade dadurch am wirksamsten geholfen würde, daß man ihren Rechten im Gewissen der Machthabenden Platz schafft. Gerade das Gegenteil des Sodenschen Satzes ist richtig. Die herrschenden Klassen sind zur Zeit vielmehr „von Gott verlassen“ als die unteren. Sie bedürfen des Seelenarztes am allerdringendsten, können sich am wenigsten selbst helfen. Der Arzt aber muß ihr Vertrauen zu gewinnen wissen. Als Richard Löwenherz einmal lebensgefährlich erkrankte, da schickte ihm sein Todfeind Saladin seinen Leibarzt. Der König, der die Ritterlichkeit seines Gegners kannte, zögerte keinen Augenblick, dem Arzt sein Vertrauen zu schenken. Das aber war eine Ausnahme. Wenn der Geistliche sich in edler, aber einseitiger Hingebung zum Leibarzt der Arbeiterbewegung macht, so kann er nicht verlangen, daß die Gegner vertrauensvoll seinen Rat und seine Arzeneien annehmen. Und doch ist die geistige und sittliche Überwindung dieser Gegner ungleich wichtiger als ein siegreicher Riesenstreik.

Die Diskussion über diese Frage ist durch viele Mißverständnisse so verwickelt geworden. Gewiß ist die Befreiung der Arbeit die dringendste Gerechtigkeitsfrage der Gegenwart. Es ist daher selbstverständlich, daß die Fragen des Arbeiterschutzes und der Koalitionsfreiheit heute im Vordergrunde des Interesses gerade beim geistlichen Seelsorger stehen. Und die sozialversöhnende Thätigkeit darf gewiß nicht darin bestehen, daß die Not der Massen und die Gewissenlosigkeit der Machthabenden beschönigt wird. Aber der Genius des echten Volksfreundes wird sich darin zeigen, daß ihm der Kampf für die Erlösung der Geknechteten zugleich ein Kampf für die Menschenwürde der Herrschenden ist und daß diejenigen, die aus eigener Schuld oder aus äußerem Zwange Unrecht *thun*, seinem Herzen fast noch näher stehen, als diejenigen, welche Unrecht *leiden*. So wird er ein Auge bekommen für die Trostlosigkeit der Mühseligen und Goldbeladenen in der oberen Welt und er wird vom Kapitalismus nicht mehr in Donnerworten, sondern in jenem Schmerzenston sprechen, der die Selbstgewißheit am unfehlbarsten zur Besinnung bringt. Gerade weil die oberen Gesellschaftskreise die Sozialreform vielfach noch als einen Angriff auf ihre ganze Lebenshaltung, als einen Eingriff in ihre Rechte betrachten und weil das Schlagwort von der Expropriation der Expropriateure wie die Ankündigung einer weltgeschichtlichen Blutrache klingt, so ist es heiligste Pflicht des Mannes, der sich Seelsorger nennt, durch den Takt seines Auftretens und die Zucht seiner Redegewohnheiten die neue Ordnung als ein schützendes Dach für Alle zu erweisen und darzuthun, daß die Not des vierten Standes in Wahrheit ein Notstand der ganzen Volksgemeinschaft ist.

Von diesen Gesichtspunkten aus ist es denn auch völlig kurzsichtig, wenn Pfarrer Bonus in der „christlichen Welt“ (Nr. 23) in einer sonst ernsten Besprechung des Göhreschen Standpunktes sich die launische Wendung entschlüpfen läßt:

„Es soll nicht pastoral sein, Partei zu nehmen. Nun wohl, es ist sicherlich auch nicht pastoral zu töten. Aber wenn einer überfallen wird, und der Pastor sieht's, so lobe ich den Pastor, der dreinschlägt.“

Dies Gleichnis ist deshalb höchst irreleitend, weil im Klassenkampfe Recht und Unrecht, Schuld und Irrtum, äußerer Zwang und Selbstsucht nicht so deutlich verteilt ist, wie in jenem einfachen Falle. Die heutigen Zustände sind nicht das Werk einer

planvoll teuflischen Ausbeutung, sondern das Ergebnis einer technischen Entwickelung von so überwältigender Schnelligkeit und Macht der Leistungen, daß ihr die ordnende Weisheit und der soziale Geist der Menschheit noch nicht gewachsen war. Es handelt sich also nicht darum, Überfallene vor Räubern zu schützen, sondern darum, eine unentwickelte Ordnung des Zusammenwirkens, welche Keinen so handeln läßt, wie er es in seinen besten Augenblicken möchte, durch einen gemeinsamen Aufschwung des Vertrauens und der Verträglichkeit in edlere Formen zu bringen.

Natürlich gehört hierzu nicht nur innere Läuterung, sondern auch äußere Umgestaltung durch politische Thätigkeit. Nur sollen die politischen Einrichtungen nicht mehr Trophäen des Sieges einer Volksgruppe über die andere, sondern Monumente der Verständigung über die Erfordernisse des gemeinsamen Daseins sein. Im Sinne dieser Aufgabe ist der Parteipastor und der Parteiethiker ein Unding; der Seelsorger aber, der aufrichtig und folgerichtig an Alle denkt, dessen Politik ist ein untrennbarer Teil seiner Pflichtausübung. Mit Recht sagt daher auch Göhre am Schlusse seines Aufsatzes:

„Ja, heißt denn Nächstenliebe pflegen nur, in der Kirche mit schönen Worten ihr Idealbild zeichnen? Nur dem an die Thür klopfenden Bettler eine Suppe schenken? Für die Ärmsten in der Gemeinde zu Weihnacht eine Bescheerung veranstalten? Oder ist das alles nicht geradezu nur eine minderwertige, wenn auch notwendige Form der Nächstenliebe? Ist nicht die viel höher und edler, die, in der Erkenntnis, daß die Not unserer Zeit vorwiegend Massennot ist und ihre Quellen auf wirtschaftlichem Gebiete, in wirtschaftlichen Vorbildungen liegen, hintritt und dementsprechend vor allem wirtschaftliche Reformen fordert? Der Geistliche, der auch nur einen Funken echter Nächstenliebe nach Jesu Vorbild in der Seele hat, muß kraft seines Amtes auch von der Kanzel herab auf solche Reformen dringen, muß Kritik üben an den Zuständen, die das Elend hervorgerufen haben, Kritik aber auch an den sozialpolitischen Parteien die, indem sie einseitig das Interesse eines einzelnen Standes brutal verfolgen, das Elend nur noch vergrößern und verlängern. Noch mehr, er muß alle lebendigen Christen auffordern, sich zu organisieren, und um ihres Gewissens willen mit aller Kraft durch sozialpolitische Thaten diesen Mißständen zu Leibe zu gehen, bis die Arbeit gethan ist. Das nenne ich ernstlich und gründlich Nächstenliebe pflegen; das ist auch soziale Thätigkeit, wozu den Geistlichen sein Amt und seine Pflicht einfach zwingen". F.

Nationalliberale Ethik. Die Berliner „Nationalztg." brachte kürzlich im Hinblick auf den im September stattfindenden nationalliberalen Parteitag an leitender Stelle die Zuschrift eines Parteigenossen, der seiner Partei sittliche Einkehr predigt und zum Schlusse folgende Betrachtung anstellt:

„Allzusehr sind neuerdings der Politik die ethischen Gesichtspunkte fremd geworden. Was einem Jeden am nützlichsten ist, das erstrebt er, und der biegsame Verstand findet stets Gründe, dies als das allgemein Nützliche zu verteidigen. Gerade darin liegt aber die hohe sittliche Bedeutung des Staates, daß er den Bürger zum Gemeinsinn anhält, ihm Opfer zum Wohl der Allgemeinheit auferlegt. Die besitzenden Klassen haben ernste Pflichten, eine Wahrheit, gegen die leider von freisinniger Seite viel gefehlt wird. Auch eine Politik des Geschehenlassens ist nichts Anderes, als die des natürlichen Interesses des wirtschaftlich Stärkeren, so sehr man auch bemüht ist, sie als für Alle gleichmäßig vorteilhaft hinzustellen. Die nationalliberale Partei hat ehedem in Staatsgesinnung den anderen Parteien oft ein Beispiel gegeben; in der Gegenwart könnte sie von Neuem im Sinne ihrer Vergangenheit handeln. In einigen Monaten wird der Parteitag zusammentreten; er muß den Versuch machen, die Partei zu reorganisieren. Nicht mit glanz- und geräuschvollen Festen, nur mit ernster politischer Arbeit könnten wir würdig das Jubiläum des Reichs feiern."

Wie dringend notwendig eine solche Einkehr ist, das hat erst jüngst wieder die Haltung der Nationalliberalen bei den Arbeiterschutzdebatten bewiesen. Der ehemalige Nationalliberale, Landrichter Kullmann, stellte dies Verfahren in Nr. 37 der „Zukunft" mit folgenden Worten an den Pranger:

„Die deutsche Sozialreform hat nach der Meinung des Herrn Bueck „eine bedauerliche Wendung genommen", „die Thätigkeit der Kommission für Arbeiterstatistik ist jetzt nicht eine segensreiche für unser Erwerbsleben". Er hat die Sozialpolitik gern unterstützt, aber der Maximalarbeitstag für das Bäckergewerbe hat ihm die Augen geöffnet. „Bei solchem Schutze der Arbeiter muß man auch an einen Schutz der Betriebe denken." Der Ladenschluß wird „unsere Nation von ernster Arbeit abziehen und die Folge werden geringere Leistungen sein". Ja, wenn ein Mensch nur von fünf Uhr morgens bis acht Uhr abends arbeiten darf, so wird die Arbeit zur Spielerei, die ernste Menschen nicht befriedigt und deshalb dem Schlaraffenleben Vorschub leistet. Das meinte auch Herr von Eynern: „Die wirtschaftlich Schwachen wollen arbeiten, um zu erstarken, und die Kommission raubt ihnen die Möglichkeit, ihre geistigen und körperlichen Kräfte zu entfalten." „Jedem wird ein Polizist beigegeben, der ihm vorschreibt, wann er arbeiten darf und wann nicht." Er hat Recht: es ist wirklich unglaublich, daß der Staat Leute, die arbeiten wollen, zum Bummelleben zwingt! Sie finden ja jetzt schon die größte Schwierigkeit bei ihrem Arbeitdrange, dem die Prinzipale den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzen, — und nun stellt sich auch noch der Staat ihnen in den Weg und will ihnen ihr Vergnügen nicht lassen! Schon die Sonntagsruhe war ein solcher unberechtigter Eingriff; jetzt soll das Übel durch den Ladenschluß noch gesteigert werden!

In der That, die leichtfertige und gedankenlose Art, in der die Sozialreform von nationalliberaler Seite behandelt wird, ist eine Schmach für unsere ganze Volksvertretung. Für jede militärische Mehrforderung sind die Herren zu haben, sobald aber durch Schutzmaßregeln gegen übermäßige Ausbeutung dem Vaterlande wehrhafte Männer erhalten werden sollen — dann sind die fadenscheinigsten Argumente gerade gut genug, um das nackte Interessentum mit dem Mäntelchen der nationalen Wohlfahrt zu verhüllen. Die Freisinnigen haben allerdings in neuerer Zeit nicht viel für die Arbeiter gethan, aber sie haben ihnen wenigstens nicht ihre Bürgerrechte angetastet und ihre Selbsthilfe geknebelt, während die Nationalliberalen die Palme der Skrupellosigkeit errungen haben, indem sie sowohl der Schutzgesetzgebung Halt boten als auch durch eine lärmende und unehrliche Denunziation allerorten Polizei und Staatsanwalt auf die Arbeiterbewegung hetzten.

Ob es wirklich einzelnen ernsteren Männern in der Partei gelingen wird, im Sinne solcher Betrachtungen eine Umkehr durchzusetzen? Ob sich die Herren klar machen werden, daß gerade sie die Politik am stärksten den ethischen Gesichtspunkten entfremdet haben, indem sie den eisernen Kanzler überall unterstützt haben, wo er die Gesittungsinteressen den augenblicklichen nationalen Bedürfnissen unterordnete? Ob sie wohl fühlen werden, wie viel tausend Deutsche sie der nationalen Idee entfremdet haben durch den Mißbrauch, den ihr Klassenpatriotismus damit getrieben hat? Ob sie wohl gemerkt haben, in wie hohem Grade die von ihnen angestiftete und bejubelte Umsturzvorlage das Ansehen Deutschlands im Auslande untergraben hat?

Deutschlands sittliche Wiedergeburt vollzog sich einst unter dem Zeichen jener echten nationalen Idee, wie sie Fichte mit gewaltigen Worten in seinem Volke lebendig machte: Nach ihm hat die Volksidee die Menschenwürde in jedem Einzelnen gegenüber der Übermacht der bevorrechteten Klassen zu wahren. Mit dieser vaterländischen Idee haben allerdings die sozialpolitischen Engherzigkeiten und die Wahlrechtsattentate des gegenwärtigen Nationalliberalismus keine Gemeinschaft.

Zweifeln darf man allerdings auch, ob irgend eine wirtschaftspolitische Partei jemals im Stande sein wird, die Idee des Volksganzen zu vertreten. Die ethische Idee kann nur in dem Maße für das politische Leben maßgebend werden, als die Leitung der Geschicke der Nation an Stelle der Parteivertreter den Vertrauensmännern des ganzen Volkes in die Hand gegeben wird.

F.

Vermischtes.

Das Ministerium Berlepsch erhält in Nr. 41 der „Sozialen Praxis" einen Nachruf, dessen Schlußworte folgenden wichtigen Gesichtspunkt aufstellen:

„Der Minister von Berlepsch ist schließlich gescheitert, weil er in der zweiten Periode seiner Amtszeit sich eine unlösbare Aufgabe gestellt hatte. Die wichtigste Mission, welche eine Zeit zu erfüllen hat, ist kein Gegenstand, der zum Hindurchwinden geeignet wäre. In unserer Zeit kann daher die Sozialpolitik nur als Seele der Gesamtpolitik oder garnicht betrieben werden. Der Minister für Sozialpolitik kann nicht den Bergarbeiterschutz in das Programm aufnehmen und die Ausführung von dem Belieben eines Abgeordnetenhauses abhängig machen, welches ein bloßer Ausschuß der besitzenden Klassen ist. Es ist nicht möglich, als bescheidener Ressortminister für das Wohl der arbeitenden Klassen einzutreten und dabei mit der Gesamtpolitik eine Gesetzesvorlage mitzumachen, welche den Freunden des Arbeiterstandes den Mund verbinden will. Es hat keinen Sinn, eine allmähliche Beschränkung der Arbeitszeit herbeizuführen, aber die Maßregeln zur Hebung des Bildungsniveaus, welche allein erst den Gewinn freier Stunden sittlich wertvoll macht, einer Gesamtpolitik zu überlassen, die sich mit den Mächten der Finsterniß verbündet. Darum kann in unserer Zeit der Minister für Sozialpolitik nicht darauf verzichten, daß seine Absichten für die Klangfarbe der Regierung bestimmend sind. Er ist es, der alle Ressorts der Staatsverwaltung mit dem belebenden Gedanken zu durchdringen hat, daß der Staat um aller seiner Glieder willen da ist. Daß auch

die auswärtige Politik hiervon nicht auszunehmen ist, daß ein Staat, der große soziale Reformen heraufführen will, dies so wenig ohne Einfluß auf seine Nachbarstaaten thun kann, wie zu anderen Zeiten andere Reformen ohne solche Beeinflussung geschaffen oder gestützt werden konnten, das war in der ersten Periode des Ministeriums Berlepsch deutlich erkannt. Die erste Arbeiterschutz-Konferenz ist nur darum erfolglos geblieben, weil sie die einzige geblieben ist. Jede auswärtige Politik, welche wiederum in den Dienst innerer Verwaltungsinteressen gestellt wird, wird auf diesen Gedanken zurückgreifen müssen.

Darin aber liegt überhaupt die Bedeutung des Ministeriums Berlepsch. Das Abwärtsgleiten während der letzten Jahre hat für weite Kreise die verlockende Versuchung geboten, den kühnen Gedankenflug seiner Anfangszeit zu verspotten. Der Mann, der diesen Gedankenflug ein zweites Mal wagen wird, ohne abwärts zu gleiten, wird der Staatsmann der Zukunft sein."

Der Glaube an den Fortschritt. Einem Zweifler an der Friedensbewegung, der an die Langsamkeit alles menschlichen Fortschrittes erinnert, antwortet Frau von Suttner (Nr. 6 ihrer Zeitschrift „Die Waffen nieder") in einem sehr eindrucksvollen Briefe, dem wir folgende Schlußworte entnehmen:

„. . . Natürlich kann mit der Abrüstung — besonders eines einzelnen — nicht begonnen werden, aber so wie die ins Unabsehbare steigende Rüstung die Folge des herrschenden Staatsanarchiezustandes ist, so würde die Abrüstung die Folge des Rechtszustandes der Staaten sein. Freilich, wenn die Abrüstung als Objekt ins Auge gefaßt und ernstlich gewollt würde, so würde man gleichzeitig dafür sorgen, daß ihre Bedingung — der Rechtszustand — verwirklicht würde; gerade so wie man, um den Rechtszustand einzusetzen (Tribunal, Verträge, Föderation), auch für die vorgehende Versöhnung sorgen würde, welche eine Bedingung zum Abschluß von Allianzen wäre; dann bleibt es sich so ziemlich gleich, von welcher Seite man ein Werk, das erstehen soll, anpackt — am besten, von mehreren Seiten auf einmal — aber überhaupt angepackt muß es werden. Und wenn man uns Evolutionsgläubigen nur nicht immer sagen wollte, daß die Fortschritte der Kultur langsam vor sich gehen, als ob wir das nicht wüßten! — aber darum die Schritte den nächsten Generationen zu überlassen und selber stille stehen, ist keine richtige Anwendung der Erkenntnis von der Langsamkeit der allgemeinen Fortbewegung; denn wir sollen doch auch wissen, daß dieses winzige Von-der-Stelle-rücken des Ganzen das Resultat der größten Eile und größten Kraftanspannung der einzelnen Teilchen ist."

Wir möchten diesen Sätzen noch folgende Worte F. A. Langes hinzufügen: „Wir wissen auch, daß alles Große in der Geschichte stets von Trägern einer Idee ausging, die weit über die bisherige Erfahrung hinausgriff. Wir wissen, daß auch das Ringen der Vorzeit nicht verloren ist, und daß wir uns auch im schlimmsten Falle mit unserem Eifer für eine bessere Zukunft der Menschheit einer würdigen Reihe von Vorgängern anschließen und glücklichere Nachfolger haben werden. Wir wissen aber auch, daß niemals, nie seit den Anfängen der Geschichte, die Gesamtheit der geistigen und materiellen Bedingungen des Völkerlebens eine so große innere Umwandlung unter der schwachen Hülle der bestehenden Formen erlitten hat, als in den letzten hundert Jahren. Daß früher oder später diese Umwandlung der Geister sich auch ihr Recht in den Gestaltungen des Lebens erringen wird, ist außer Zweifel und wir können daher getrost von der Zuversicht ausgehen, daß wir in einer Epoche leben, welche mehr als irgend eine bisherige dazu angethan ist, unserm Ideal eine gewisse Geltung im Leben zu erkämpfen."

Gegen das Schlagwort-Unwesen wenden sich einige treffende Bemerkungen in Nr. 3 der neuerschienenen Zeitschrift: „Der Eigene." Es heißt dort: „Ich liebe das Wort Anarchismus nicht. Ich halte es nicht zum mindesten für ein Renommierwort einiger Salonradikalen, für das hunderte ehrliche aber beschränkte Köpfe büßen. Ich liebe auch das Wort Sozialismus nicht, ich liebe überhaupt alle diese Bezeichnungen nicht, die stillschweigend alle möglichen und unmöglichen Auffassungen zugelassen haben und uns nicht vorwärts bringen; sie tragen alle den Humor der babylonischen Sprachverwirrung in sich, statt Anknüpfungen zu positiver Arbeit zu bieten. Unter einem Radikalstichwort zu hausen scheint mir eine recht billige Wohnart zu bedeuten. Politisch denken heißt arbeiten! Arbeiten aber heißt entwickeln; arbeiten heißt auf ein Gegebenes, das überwunden werden soll, in der ihm innewohnenden Richtung Bezug nehmen, es mit sich selbst besiegen. Wir alle sind nicht so schlecht, als es von den verschiedenen Parteiecken aus scheint. Es streiten vielmehr unter dem großen Geschichtsmotto: „Mißverständnis" die verwandtesten Kräfte gegeneinander. Man kann getrost die Rollen vertauschen und wir haben uns nicht über einen Abzug an Ehrlichkeit zu beklagen. . . . Der positiven Aufgabe aber bummeln unsere unseligen Schlagwörter wie eitle Müßiggänger in den Weg. Es mag je nachdem Mut dazu gehören, den Namen Anarchismus beizubehalten: es gehört noch mehr Mut dazu — Mut gegen sich selbst — ihn fallen zu lassen. Und wenn es ein Name à tout prix sein soll, so bin ich nicht bange, daß wir auch das unzweideutige Wort finden werden, das Alles auf einen Brennpunkt bezieht."

Bücherbesprechung.

Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen. Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. Leipzig. R. Voigtländers Verlag. Jährlich 4 Hefte. Preis in Deutschland 10 Mark. Heft I und II 212 S.

Für die Beurteilung der Verhältnisse des öffentlichen Lebens ist es immer von Vorteil, wenn man die gleichen Verhältnisse in andern Ländern zum mindesten oberflächlich kennt, denn dadurch schärft und erweitert sich der Blick und die Beurteilung wird eine sichere. Das gilt namentlich auch für das Schulwesen. Wer unser Schulwesen richtig beurteilen und vielleicht auch Besserungsvorschläge machen will, der sollte über die Lage der Dinge in der Schweiz, in England, in Amerika u. s. w. unterrichtet sein. — Nun ist aber eine ständige Orientierung darüber um so schwerer, als — ganz abgesehen von der wenig ergiebigen Buch-Litteratur über diesen Gegenstand — die Verhältnisse sich gerade in den wichtigeren in Betracht kommenden Staaten sehr schnell ändern. Nur eine Zeitschrift wie die vorliegende kann da helfend eingreifen, so lange nicht zu hoffen ist — womit es vorerst noch sehr gute Wege hat — daß auch bei uns eine staatliche Behörde ins Leben gerufen wird, deren Aufgabe es ist, sich beständig über die Zustände und Bewegungen des Unterrichtswesens in der ganzen Welt zu unterrichten und darüber jährlich ausführlichen Bericht zu erstatten. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen eine solche Einrichtung in dem Bureau of Education, einem Teile des Department of the Interior in Washington.

Die „Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen" betont in ihrem Einführungsartikel mit Recht, daß von der Überlegenheit über unsere Nachbarvölker, die unsere Volks- und Schulbildung vor 25 Jahren auszeichnete, nicht mehr die Rede sein kann, und daß dies ein Grund mehr ist, weshalb man die Bildungs- und Erziehungseinrichtungen anderer Völker mit Aufmerksamkeit verfolgen müsse. Den Einwendungen, daß man nicht so viel auf das Ausland sehen solle, begegnet sie mit dem Einwurf: „Wird nicht gerade im Heere, das doch von allen großen Einrichtungen am meisten nationales Gepräge trägt, mit rastloser Aufmerksamkeit alles verfolgt, was die fremden Völker auf militärischem Gebiete schaffen?"

Der Plan der Zeitschrift ist ein sehr reichhaltiger, denn selbstverständlich sollen alle Bildungseinrichtungen, von der Universität herab bis zur Volksschule, behandelt werden; und nicht nur sie selbst, sondern auch die Verhältnisse, aus denen sie sich entwickelt haben, und die Bedingungen, die dafür maßgebend gewesen sind. Deshalb hat sie sich einen großen Kreis von Mitarbeitern (es sind etwa 100) gesichert, die den verschiedensten Nationen und den verschiedensten Berufen angehören. Die beiden vorliegenden Hefte lassen denn auch an Gründlichkeit und Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig. Wir finden hier Aufsätze über das Unterrichtswesen der Schweiz, über die Ecole Normale Supérieure in Paris, über den gegenwärtigen Stand des Erziehungswesens in England, über die neuesten Bewegungen im Unterrichtswesen von Nordamerika, über die Stellung der Frau an der englischen Universität u. a. An diese größeren Abhandlungen reihen sich sog. Mitteilungen (kleinere Aufsätze über das medizinische Institut für Frauen zu St. Petersburg, Bemerkungen über die letzten französischen Universitätskongresse), auf diese folgt eine „Rundschau", in der kleinere Nachrichten gegeben werden und endlich eine ganz vorzügliche Bücherschau, die die neueren Erscheinungen auf den in Betracht kommenden Gebieten einer genaueren Besprechung unterzieht.

Für die Anhänger der ethischen Bewegung hat die Zeitschrift einen nicht zu unterschätzenden Wert. Denn wer sich bewußt ist, daß die Fragen der ethischen Kultur so wesentlich Erziehungsfragen sind, muß bestrebt sein, in das Wesen und die Methode der Erziehung von den untersten bis zu den höchsten Stufen sich einen genauen Einblick zu verschaffen. Deshalb würden meiner Ansicht nach die Abteilungen der D. G. E. K. gut thun, die Zeitschrift für ihre Lesesäle anzuschaffen und ihr in den pädagogischen Gruppen, wo solche bestehen, eine eingehende Betrachtung zu widmen. Sie würden damit zeigen, daß sie sie in ihrer Bedeutung zu würdigen wissen — mehr als die Königliche Bibliothek zu Berlin, in deren Zeitschriftenlesesaal auf die zahlreichen Anfragen bezüglich der „Deutschen Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen" immer noch (viele Monate nach dem Erscheinen des ersten Heftes) die lakonische Antwort erteilt wird: „Halten wir nicht.

Berlin. Ernst Schultze.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Maibericht II. Die Beseitigung der Wohnungsnot oder vielmehr des Mieterelendes in der Großstadt kam anläßlich eines Vortrages des Ingenieurs G. Lilienthal in der sozialen Gruppe zur Besprechung. Der Redner berichtete über die bisherige Thätigkeit der Baugenossenschaft „Freie Scholle“. Das Ideal derselben ist nach englischem Vorbilde das durch die Selbsthilfe der Arbeiter erworbene Einfamilienhaus mit Garten von mindestens 30 Quadratruthen. Das Kapital wird aufgebracht durch die Ausgabe von Geschäftsanteilen zu 50 Mark, die durch wöchentliche Zahlung von 50 Pfennig gesammelt werden und die Anwartschaft auf ein Häuschen im Werte von 2500 Mark inkl. Land verleihen, ferner durch monatliche Beiträge von 6 Prozent der Bausumme (150 Mark jährlich) zur Amortisation der Bauschuld. Die Häuser gehen zwar nicht in den Privatbesitz der Genossen über, aber das Recht der Benutzung ist unkündbar und geht bei Todesfällen auf die Erben über. Anstatt der einen Stube fünf Treppen hoch im Hinterhaus, die der Arbeiter jetzt für 150 Mark mietweise haben kann, erhält er ein Häuschen mit Stube und Kammer, Küche und Schuppen im eigenen Garten. Das ist natürlich nur möglich durch billigen Erwerb von Grund und Boden in der Nähe Berlins (die Genossenschaft hat denselben zunächst in Alt-Glienicke, Station Adlershof der Görlitzer Bahn erworben) und durch Ausschaltung des Unternehmergewinnes. Da die Genossen meist Bauhandwerker sind, so bauen sie unter technischer Oberleitung ihre Häuser selbst und schaffen so beleihungsfähige Objekte, worauf jedes solide Bankhaus Vorschüsse zur weiteren Vergrößerung und Ausbreitung gewährt. Dadurch wird für die Genossen dauernde Arbeitsgelegenheit geschaffen und zwar nicht nur auf bautechnischem Gebiete, sondern für alle Gewerbe, die den Bedürfnissen des täglichen Lebens dienen. Gleichzeitig mit der Herstellung der Wohnstätten werden 8 Morgen für gemeinnützige Zwecke der Kolonie reserviert, nämlich für ein Kinderheim, ein Lokal zur Unterhaltung und Belehrung durch Zeitungen, Vorträge, Bibliothek, ein Verkaufslokal für den Konsumverein, der seine Kellereien den Genossen zur Verfügung stellt und Werkstätten für zeitweilig Arbeitslose. Bei einem Ausscheiden aus der Genossenschaft erhält der Ausscheidende seine Anteile mit Zinsen zurück. Der Redner erläuterte seinen Vortrag in dankenswerter Weise durch Aufzeigen der Baupläne, Grundrisse und Ansichten der geplanten Heimstätten und schloß mit einem Appell an die Besitzenden, die hier, ohne selbst auf den Erwerb einer Wohnung zu reflektieren, durch Erwerbung von Geschäftsanteilen ein gemeinnütziges Werk ohne Risiko fördern könnten.

In der Monatsversammlung sprach, nachdem der Vorsitzende über den Gesellschaftstag berichtet, die Subvention des städtischen Magistrats von 3000 Mark für die Lesehalle dankend begrüßt, und den verhältnißmäßig guten Erfolg des von Herrn Dr Penzig gehaltenen pädagogischen Vortragscyklus konstatiert hatte, Hr. Dr. jur. et phil. Koehne über das geschichtliche Thema: „Liebe und Haß im Verhältnis der höheren und niederen Stände in Deutschland zur Zeit des Mittelalters.“ Das Verhältnis der Stände zu einander sei für die Geschichte der Humanität sehr wichtig. Die Römer und Griechen hätten es, obwohl schon die Stoa die Brüderlichkeit aller Menschen theoretisch proklamierte, doch nur zu der Humanität eines nationalen Staates auf Grundlage der Sklaverei der Barbaren gebracht. Auch die alten Germanen seien von Humanität weit entfernt gewesen. Neben der ersten ständischen Unterscheidung von Freien und Unfreien habe der Fremde rechtlos gestanden. Kriegsgefangene wurden geopfert oder versklavt. Nur da, wo mehrere Generationen von Sklaven auf einander folgten und denselben ein gewisser Landbesitz zuteil geworden, habe sich der ursprüngliche Haß und die Grausamkeit gemildert. Mit dem Eindringen des Christentums sei die Sklaverei nicht verdrängt worden; wohl habe die Kirche die milde Behandlung der Sklaven gefordert und ihre Freilassung als verdienstlichen Akt hingestellt, aber einen grundsätzlichen Anstoß habe sie an der Sklaverei nicht genommen. Allmälig sei der Uebergang vom Sklaven zum Hörigen erfolgt, gleichzeitig mit der Bildung eines Berufskriegerstandes. Adel, Bauern und Klerus, also Wehr-, Nähr- und Lehrstand hätten oft in gutem Einvernehmen gelebt, wenn auch das Stegreifrittertum mit der Devise: „rustica gens optima flens, pessima gaudens“ niemals ganz verschwunden wäre. Übrigens sei der Städter oft nicht besser als der Ritter gewesen. In den Städten sei es oft zu ständischen Differenzen gekommen, die Oligarchie der Adelsgeschlechter und Gilden sei durch die der Zünfte abgelöst worden. Der Bauernkrieg habe nur zur Verschlimmerung der Verhältnisse beigetragen. Was indeß das Mittelalter verabsäumt, das müsse die Neuzeit endlich zu leisten versuchen, nämlich Versöhnung aller Stände zu einem einheitlichen Volksganzen.

In der Gruppe für ethische Bildung endlich sprach der Begründer des „Deutschen Vereins für internationale Friedenspropaganda“, Hr. Dr. E. Löwenthal über die Friedensgesellschaften und den Weg zum bleibenden Frieden. Nachdem er die konventionellen Entschuldigungen des Kriegs als eines notwendigen Übels oder reinigenden Gewitters zurückgewiesen, wandte sich der Redner gegen das von den Friedensgesellschaften empfohlene Prinzip des fakultativen Schiedsgerichts. Gegenüber der wichtigsten Aufgabe der Unterdrückung des systematischen Massenmords gebe es nur einen Weg, der zum Ziele führe: ein völkerrechtliches Uebereinkommen der Nationen über ein ständiges und obligatorisches Friedensgericht. Von der deutschen Friedensgesellschaft habe er sich aus diesem Grunde trennen müssen, weil jene an dem fakultativen Schiedsgericht festhalte. Übrigens sei, wie das Beispiel Englands zeige, wo drei Friedensgesellschaften neben einander wirkten, eine straffe Zentralisation nicht nötig. Hr. Dr. Koehne trat für die Friedensgesellschaft ein, die wenigstens das Mögliche erstrebe. Bei Einführung des obligatorischen Friedensgerichts und entsprechender Abrüstung der zivilisierten Staaten sei das Übergewicht der unzivilisierten Völker zu befürchten. Für die Friedenssache sei einiges auch von der steigenden Vervollkommnung der Kriegstechnik zu erwarten. Auch Hr. Schäfer hielt die Gründe für ein Getrenntmarschieren der verschiedenen Friedensgesellschaften nicht für durchschlagend und warnte vor Zersplitterung der Kräfte. Zur politischen Lage meinte er einen Krieg des Deutschtums gegen das Slaventum in Oesterreich und Rußland noch voraussagen zu müssen. Er habe beim Redner den Nachweis vermißt, wie man zum dauernden Frieden gelangen solle. Nur intensive und langdauernde Bearbeitung der öffentlichen Meinung und Weckung der Thatkraft könne zum Ziele führen. Hr. Geh. Regierungsrath Foerster dankte dem Redner für seine Ausführungen, obwohl er auch die Differenzen nicht groß genug finde, um eine Spaltung der Friedensgesellschaften zu rechtfertigen. Nur vor der öffentlichen Verketzerung der andersmeinenden Freunde müsse man sich hüten. Das fakultative Schiedsgericht habe in den letzten 10 Jahren schon viel Zündstoff aus dem Wege geräumt, und jeder Aufschub sei schon ein Gewinn für die Zivilisation. Die obligatorische Verpflichtung, unter allen Umständen von kriegerischer Entscheidung abzusehen, und die Abrüstung liege noch in weiter Ferne. Dem Vorredner gegenüber betonte er die Notwendigkeit, sich mit dem Slaventum vertragen zu lernen, das gewaltige Kulturfortschritte gemacht habe, während das Deutschtum häufig die Schuld an den Differenzen trage. Die Pflege der internationalen, politischen und ökonomischen, Organisation der Völker werde den Friedenszustand allmälig herbeiführen. Die leidenschaftliche Bezeichnung des Krieges als „Massenmord“ könne er nicht billigen. Schlimmer als das „Morden“ (d. h. Töten) seien die Verheerungen des Militarismus. Die Gefahr der unzivilisierten Völker werde das geeinigte Europa mit einem kleinen Teil seiner augenblicklichen Streitkräfte abzuwehren im Stande sein. Die Armee müsse allmälig, wie das ja bei der technischen Waffe schon gelegentlich vorkomme, zu Friedensaufgaben übergeführt werden. Hr. Jaffé beklagte die steten Unkenrufe von einem unabwendbaren zukünftigen Kriege. Dagegen lasse die großartige Entwickelung der Verkehrstechnik, die Verbreitung der Kenntnis der Kultursprachen und fremden Litteraturen, endlich die Verlegung der Entscheidung über Krieg und Frieden auf eine breite Basis die Erhaltung des Friedens wahrscheinlich erscheinen. Der Friedenszustand sei die Krönung des ethischen Gebäudes, nicht ihr Grundstein; darum sollten die Friedensgesellschaften sich in corpore den ethischen Gesellschaften eingliedern. Nachdem noch Hr. Prof. Foerster auf die großartige Beteiligung der Geistlichkeit in England und Nordamerika an der Friedensbewegung hingewiesen und das Verhalten der Staatskirche in Deutschland dem gegenübergestellt hatte, gab Hr. Dr. Löwenthal seiner Befriedigung darüber Ausdruck, daß die Friedensidee hier offenbar Sympathie finde. Das fakultative Schiedsgericht halte er aber dennoch für eine Halbheit. So gut die Staaten von ihren Bürgern den rückhaltlosen Verzicht auf Selbsthilfe und die Anrufung der ordentlichen Gerichte verlangten, ebenso müßten sie selbst mit gutem Beispiel vorangehen.

Dr. R. Penzig.

Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse.

der internationalen Zusammenkunft in Zürich

vom 25. August bis 11. September 1896.

Es wird hiermit bekannt gemacht, daß in Verbindung mit der internationalen Zusammenkunft von Mitgliedern des ethischen Bundes, welche am 6. September 1896 in Zürich stattfindet, die folgenden ethisch-sozialwissenschaftlichen Vortragskurse veranstaltet werden.

1. Ethische Prinzipienlehre, Prof. Harald Höffding (Kopenhagen), acht Vorträge in der Zeit vom 25. bis 31. August.
2. Beiträge zur Sozial-Pädagogik, Prof. Staudinger (Worms), zwei Vorträge am 4. und 5. September.
3. Volkstümliche Universitätsbewegung, Dr. Emil Reich (Wien), ein Vortrag am 3. Septbr.
4. Über Erziehung, Oberstlieutenant a. D. von Egidy (Berlin), sechs Vorträge in der Zeit vom 25. bis 31. August.
5. Naturwissenschaft und Lebensführung, Prof. Wilhelm Foerster (Berlin), vier Vorträge in der Zeit vom 2. bis 5. September.
6. Die ersten Moral-Unterweisungen der Kinder, Dr. R. Penzig, zwei Vorträge am 3. und 4. September.

7. Zur Reform der Methoden des höheren Unterrichts, Dr. M. Saitschik (Zürich), zwei Vorträge am 1. und 2. September.
8. Die Grundthatsachen des sozialen Lebens, Prof. Ferd. Tönnies (Kiel), sechs Vorträge in der Zeit vom 31. August bis 5. September.
9. Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert, Prof. Werner Sombart (Breslau), acht Vorträge in der Zeit v. 25. bis 29. Aug.
10. Die Sozialpolitik in der Verwaltung von Staat und Gemeinde, Dr. J. Jastrow (Berlin), sechs Vorträge in der Zeit v. 31. Aug. bis 5. Septbr.
11. Über Genossenschaftswesen, Landrat Stefan Gschwind (Baselland), zwei Vorträge am 1. und 2. September.
12. Soziale Entwickelung in Geld und Kreditwesen, Handel, Industrie und Haushalt, Gustav Maier (Zürich), 4 Vorträge in der Zeit vom 27. bis 31. August.

Diese Vorträge werden Männern und Frauen zugänglich sein, im allgemeinen gegen ein Honorar, welches für eine einzelne Vortragsstunde 1 Fr., für mehr als eine Vortragsstunde ½ Fr. pro Stunde betragen wird. Ermäßigung dieses Honorars auf die Hälfte wird Lehrern, Studierenden und Mitgliedern von Bildungsvereinen ohne Weiteres gewährt, weitergehende Ermäßigung Jedermann auf besonderen Antrag. Solche Anträge, sowie sonstige Anfragen und Meldungen sind zu richten an das Sekretariat der ethisch-sozialwissenschaftlichen Kurse in Zürich V, bei welchem auch alles Nähere hinsichtlich der Lokalitäten und Tagesstunden der Vorträge, sowie hinsichtlich der während der Dauer der Kurse und der Zusammenkunft stattfindenden geselligen und Diskussions-Veranstaltungen zu erfahren ist.

Das Komitee der ethischen Gesellschaften in Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Anfang Juli 1896. J. A.:
Wilh. Foerster. Gustav Maier.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährl. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2274.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 25. Juli 1896. | Nr. 30.

Inhalt: Kaffeeklatsch-politik. — Absolute Ethik oder Entwickelungsethik. Antwort an Prof. Dr. Natorp von F. Staudinger. — Lebensspiegelungen. — Geschlechtliche Sklaverei und soziale Ethik. — Vermischtes. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin.

Kaffeeklatschpolitik.

Der deutsche Philister wehrt sich heute noch gegen jedes Eingreifen der Frau in den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, weil er von dem weiblichen Gefühlsleben eine Gefährdung der politischen Sachlichkeit durch persönliche Gesichtspunkte fürchtet. Aber welches Vorbild der Sachlichkeit giebt denn heute die Männerpolitik? Während die deutschen Frauen in jüngster Zeit mit Würde und Ernst in die Öffentlichkeit getreten sind und mit höheren Kulturforderungen in die Gesetzgebungsarbeit hineingeleuchtet haben, sinkt der Männerkampf der politischen Parteien täglich mehr auf das Niveau jener Kaffeeschlachten herab, in denen das Gefühl der eigenen Überlegenheit um so höher schwillt, je mehr man die persönlichen Blößen der Anderen in eine lächerliche oder peinliche Beleuchtung zur rücken weiß.

Nachdem endlich das öde Gezänk verstummt ist, mit dem sich die Parteien wechselseitig Hammerstein und Friedmann als Symptome ihres moralischen Verfalls und als Beweise für die Hohlheit ihrer Politik höhnisch vor Augen gehalten haben — hat sich neuerdings der große Kampf zwischen Agrariertum und Liberalismus auf die Frage zugespitzt: Ist Herr von Ploetz, der Vorsitzende des Bundes der Landwirte, selbstlos oder nicht? Da hat kürzlich eine gutinformierte Base den Klatschfreunden die Nachricht zugetragen — wer weiß, durch welche Kette von Dienstmädchen und Hausknechten ihr die frohe Botschaft zu Ohren kam — daß Herr von Ploetz sich seine Agitation mit mehr als 20000 Mark bezahlen lasse. Der Jubel über diese Nachricht war in liberalen Kreisen so groß, als ob Deutschland eine neue Stufe zum Industriestaat erstiegen habe. Die Gegner der Agrarier brachten die Meldung an leitender Stelle und triumphierten, daß es mit der Fabel von der Selbstlosigkeit des Herrn von Ploetz nunmehr zu Ende sei. Herr von Ploetz aber dementierte die Nachricht. Nun wird es darauf ankommen, ob es einer findigen Kaffeeschwester durch irgend eine andere Entdeckung gelingt, Herrn von Ploetz dennoch als einen ganz mittelmäßigen Charakter zu erweisen. Die Organe des Bundes der Landwirte beantworten diese Taktik natürlich mit unflätigen Ausfällen gegen die „Verjudung" der Gegner und so rollt die Lawine der Beschimpfungen weiter:

Wohin soll dies Treiben führen?

Wahrlich, Zorn und Scham muß jedem Vaterlandsfreunde zu Gesicht steigen, wenn er angesichts der tiefernsten Aufgaben der Gegenwart Tag für Tag einen solchen Wetteifer in der kleinlichsten und würdelosesten Auffassung des politischen Wirkens entfesselt sieht. Man fragt sich, ob es denn wirklich erwachsene Männer des neunzehnten Jahrhunderts sind, die da mit solchen Kinderzänkereien den Kampf um die Leitung der deutschen Geschicke führen. Oder ist es vielleicht ein Verhängnis alles politischen Wirkens, daß haltungsvolle Männer darin Narren, Fanatiker oder Schelme werden müssen? Man sagt, daß der notwendige soziale Interessenausgleich sich unvermeidlich in diesen entwürdigenden Formen vollziehe, und daß in dieser Arena jeder seinen besseren Menschen ausziehen müsse, um sich und sein Recht zu behaupten. Aber kann es denn wahr sein, daß wir wieder kindisch werden müssen, um die dringendste Aufgabe gereifter Menschlichkeit zu lösen und den gerechten Ausgleich von Recht und Pflicht, von Ertrag und Arbeit herzustellen? Kann es wahr sein, daß die Politik als verantwortungsvollstes Gestaltungswerk des ordnenden Menschen zugleich eine Schule der Charakterverderbnis sein muß?

Der Zwiespalt löst sich, wenn wir bedenken, daß die bisherige Politik nur zum allerkleinsten Teile wirkliche soziale Ordnungsarbeit ist und in Wahrheit ein Würfelspiel der Selbstsucht, um den Einen auf Kosten des Andern zu erheben und von Zeit zu Zeit über den verzweifelten Wettkampf von Feilschen, Drohen und Drücken einen Schein von Gleichgewicht und Einheit zu breiten.

Diese Politik muß allerdings unfehlbar die Menschennatur verwildern, und man müßte am Fortschritt verzweifeln, wenn sie wirklich die einzige Form des gesellschaftlichen Interessenausgleiches wäre. Aber was uns unfehlbar aus diesem Labyrinth der Verfeindung hinausführen wird, das ist ein Licht, welches der Vergangenheit noch nicht leuchtete und heute von der wachsenden Verdichtung menschlicher Arbeitsgemeinschaft genährt wird: Die Einsicht, daß die Moral die erfolgreichste Politik ist.

Als der florentinische Staatsmann Machiavelli inmitten der verheerenden Parteikämpfe der Renaissance-Zeit alle seine Gedanken sehnsüchtig der Erneuerung des Gemeingeistes in seinem Vaterlande zuwandte, da erschienen ihm der unbeugsame Herrscherwille und der bluttriefende Dolch des Cesare Borgia als die einzigen Hoffnungszeichen einer Einigung Italiens. Und als die kleinliche Zerrissenheit der deutschen Stämme alle Einheitsmühen zu vereiteln schien, da bat der Dichter Geibel aus der Seele von Tausenden das Schicksal um einen Mann, „einen Nibelungenenkel, der die Zeit, den tollgewordnen Renner, mit eherner Faust regier' und ehernem Schenkel". Alle diese ersehnten Einheitsmittel vermochten nichts Dauerhaftes zu wirken, weil sie den Geist der rücksichtslosen Gewalt, der doch gerade bekämpft werden sollte, durch die ehrenvolle Mission, die sie ihm in die Hand gaben, erst recht zu Ansehen und Würde brachten. Unser verblendetes Parteitreiben kann durch keine Eisenmenschen gebändigt werden, sondern nur dadurch, daß die Bekenner des Friedens immer und immer wieder mit dem Gedanken der realen Solidarität aller Interessen in die Nacht der auflösenden Augenblickspolitik hineinleuchten und das Bewußtsein wecken, daß die wirtschaftliche Gesundheit und Sicherung irgend einer Volksgruppe um so höher steigt, je berechenbarer alle Gemeinschaftsbeziehungen durch den Geist gegen-

seitiger Aushilfe und Rücksicht werden, während die Verwilderung der öffentlichen Sitten allen Gliedern des Volksganzen die Lebenssäfte unterbindet. Alle die Befreiungen und Heilungen, welche heute die einzelnen Gruppen für sich verlangen und einander in gegenseitiger Verhöhnung entgegenschreien — sie sind doch allein dauernd durchführbar auf dem Boden der Verständigung und der Fürsorge Aller für Alle. Die Freihändler brauchen zur Verwirklichung ihres Programms ebenso sehr einen sittlichen Aufschwung der Gesamtheit wie die Agrarier, welche bei der Gemeinschaft Rat und Hilfe gegen die Erschütterungen suchen, in welche ihre Lebenshaltung durch die Weltwirtschaft versetzt ist; was bleibt da also den Zornigen und Gereizten anderes übrig, als jene Solidarität, an die sie doch alle appellieren, allmählich lebendig zu machen durch einen ersten Schritt der Großmut und Selbstbeschränkung gegenüber den Gegnern — woraus dann alle weiteren Schritte der Einigung folgen werden, da die Menschennatur genug Gottesfunken in sich hat, um von der Großmut noch mehr angesteckt zu werden als von der Roheit. F.

Absolute Ethik oder Entwickelungsethik.

Antwort an Prof. Dr. Natorp von F. Staudinger, Worms.

Wohl darf ich einem Gefühle des Dankes an meinen lieben Freund im Persönlichen und Praktischen und Gegner im Absoluten Ausdruck geben, daß er nicht den Vornehmen gespielt, sondern geantwortet hat, obwohl er wußte, daß mir der Inhalt seiner Antwort nicht zweifelhaft sein konnte. Es ist gut, wenn derlei Prinzipienfragen nicht ausschließlich in wissenschaftlichen Zeitschriften, sondern auch vor einer breiteren Öffentlichkeit verhandelt werden, zumal da die Beantwortung der Streitfrage doch praktisch von einiger Wichtigkeit sein dürfte, wenn auch speziell Natorp gegenüber der Unterschied wesentlich auf die Theorie beschränkt bleibt.

Denn was dieser zur Begründung seines Standpunktes schreibt, kann ich, wie er sich wohl bewußt war, fast durchaus unterschreiben. Ich sagte ihm, er müsse konsequenter Weise Thröners Standpunkt einnehmen. Darauf antwortete er: „Wenn ich nun ein irdisches Vaterland anerkenne? Wenn ich meine sittliche Pflicht zwar nicht als Pflicht gegen die Gemeinschaft, aber doch in ihr und mit ihr auffasse und demnach meinen konkreten sittlichen Standpunkt bestimme?"

Die Erwiderung lautet: Dann thut Natorp gar nichts Anderes, als was auch ich thue; er argumentiert ebenso, wie ich es (Nr. 24 S. 190, a unten, b oben) gethan habe. Praktisch leitet er also auch seine konkrete sittliche Verpflichtung nicht aus dem Absoluten sondern dem Gegebenen ab und macht dieses somit zur Norm seines Verhaltens. Das aber haben die Menschen, so hatte ich behauptet, stets in ihrer Mehrzahl gethan und haben es thun müssen, sonst wären sie zum Anarchismus, zur Auflösung jeden Gemeinschaftslebens gelangt.

Den Anarchismus haßt Natorp; er möchte ihm nicht die Spitze des kleinen Fingers reichen. Ob er ihm prinzipiell nicht weit mehr reicht? Wir werden sehen. Aber wir wollen bekennen, daß wir in der Abweisung desselben praktisch mit ihm einig sind, obwohl wir auf den ersten Blick anarchistischer erscheinen möchten als er.

Prinzipiell stehe ich dem Anarchismus in allem, was nicht das Individuum als solches, sondern seine Beziehungen zu Anderen, zur Gemeinschaft angeht, feindlich gegenüber, wie Natorp, und glaube, daß die Ordnung und Regelung der Gemeinschaftsbeziehungen nicht der Feind, sondern die Bedingung persönlicher Freiheit ist. Damit sage ich allerdings nicht, daß jede Ordnung, welche einerseits die Pflichten gebiert, auch andererseits Freiheit schafft, ich sage nicht, daß sie in jedem Falle „staatliche Ordnung" sein müsse, und ich sage auch umgekehrt nicht, daß es „in jedem Falle" Pflicht sei, den Gesetzen des Staates zu gehorchen. Zwar habe ich selber gesagt: „Gegebene Gesetze sind verbindlich, bis sie geändert sind; wenn man sie für unrecht hält, so erstreckt sich die sittliche Pflicht darauf, auf ihre gesetzliche Aenderung hinzuwirken." Allein selbst dieser scheinbar ganz allgemeine Satz setzt eine Bedingung stillschweigend voraus, unter der solche Unterwerfung unter das gegebene Gesetz erst möglich ist. Es muß mir nämlich ermöglicht sein, auf gesetzlichem Wege solche Beseitigung oder Änderung zu erstreben. Freiheit der Meinungsäußerung und gleicher Einfluß aller Mündigen auf die Gesetzgebung sind die Hauptfaktoren dieser Bedingung. Wo sie fehlen, da ruht stets die Möglichkeit von solchen Konflikten mit dem Gesetze in der Tiefe, die man nicht in jedem Falle als unsittlich brandmarken kann. Man braucht da noch nicht an Revolutionen, Staatsstreiche u. dgl. zu denken. Natorp zeigt ja selber, daß der nämliche Sokrates, der das ungerechte Urteil ruhig über sich ergehen ließ, durchaus nicht auf die Freiheit der Meinungsäußerung verzichtet hatte, die ihm das Urteil zuzog. Und als man den ersten Christen gebot, der Statue des Kaisers göttliche Ehren zu erweisen, und als diese es ablehnten: handelten sie da unsittlich? Ich glaube nicht; selbst nach heutigen sittlichen Begriffen nicht. Uebrigens sagt Natorp, trotz obengenannten, so exklusiv klingenden Satzes selbst: die sittliche Arbeit sei „so viel als möglich" auf den Boden des Staates zu stellen. Darin stimme ich vollkommen bei und glaube darum auch nicht, ihn zu korrigieren, sondern nur ein mögliches Mißverständniß abzuwehren, wenn ich betone, daß es nicht immer von unserem guten Willen abhängt, ob und wie weit wir unsere sittliche Arbeit auf den Boden des Staates stellen können, der doch nur einen Teil der Gemeinschaftspflichten repräsentiert. Auch hier kann eine absolute Norm nicht aufgestellt werden.

Diese absolute Norm möchte nun Natorp trotzdem festhalten. Sie soll als sittliches Ziel feststehen, wenn auch das Ziel nicht mit den Flügeln des Dädalus in der Luftlinie zu erfliegen, sondern die Einzelhandlungen je nach den gegebenen praktischen Bedürfnissen der konkreten Gemeinschaft abzumessen sind. Wir könnten es uns da leicht machen und sagen: Faktisch steht denn doch das sogenannte Ziel stets in der Luft; normgebend ist es thatsächlich nicht, wenn das Gegebene immer und immer wieder die sittliche Praxis bestimmen muß.

Indeß, da hätten wir es uns vielleicht zu leicht gemacht. Natorp und denen, die gleich ihm denken, schwebt das Ideal eines vollkommenen Reichs der Zwecke vor, das die Richtlinie für die Gestaltung unserer wirklichen Verhältnisse herzugeben hat. Mögen diese auch immer unvollkommen bleiben, unser sittliches Urteil über sie, ob sie gut oder schlecht sind, hängt von dem Idealbegriffe des Sittlichen ab, der — mögen wir ihn auch nur unvollkommen erkennen — in absoluter Realität das ewige Richtmaß bildet.

Hierauf müssen wir eingehen. Aber wir müssen da, um Mißverständnisse auszuschließen, betonen, daß wir jetzt einen ganz anderen Gegenstand der Betrachtung vor Augen haben als vorher. Vorhin hatten wir die Frage vor uns, ob unsere sittlichen Pflichten, also die sittlichen Willensbestimmungen der Individuen einer absoluten Norm oder gegebenen Gemeinschaftsbedürfnissen entstammen. Diese ist zugegebenermaßen in letzterem Sinne zu beantworten. Nun aber tritt die Frage an uns heran, ob und wie weit die Verhältnisse, die Gemeinschaftsordnungen und Gemeinschaftsforderungen selbst sittlich normal oder anormal sind.

Hier scheint Natorp unangreifbar zu sein. Denn in der That beurteilen wir die Verhältnisse, die staatlichen Einrichtungen und Gesetze danach, ob sie recht oder unrecht seien, und das Gefühl und Bewußtsein, ein Gesetz sei ungerecht, ist, einmal allgemein geworden, der Hebel, der es aus den Angeln hebt. Auch die strengsten Marxisten, Marx und Engels an der Spitze, so entschieden sie „die Moralpauke" aus der Untersuchung der wirtschaftlichen Verhältnisse verbannt wissen wollen, können nicht umhin, sobald sie praktisch werden, sittliche Urteile zu fällen über die neuen Ideale, die Pflichten der Arbeiter, die sittlichen Folgen perverser Zustände, die Habgier des Kapitals, das bei Erwartung hoher Prozente göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen tritt. Sie legen also auch einen sittlichen Maßstab an die Verhältnisse an; wenn sie dieselben untersuchen, untersuchen sie auch zugleich die in den Verhältnissen vergegenständlichten Grundlagen und Wurzeln sittlichen Handelns. Auch sie scheinen also wider Willen eine sittliche Norm als Maßstab in sich zu tragen.

Und in der That giebt es einen Begriff, der ein allgemeines, scheinbar absolutes Gepräge trägt, weil er aus der Zweckgemeinschaft selber entspringt. Mögen wir unser Problem psychologisch aus dem Zweckbewußtsein oder kritisch aus dem Begriff der Zweckgemeinschaft heraus betrachten, oder mögen wir historisch die gegebenen Gemeinschaften und die ihnen entsprechenden sittlichen Anschauungen verfolgen, von allen Seiten stoßen wir auf denselben Gedanken: Die Zweckordnung ist der Keimpunkt aller sittlichen Verpflichtung. Sollte darum nicht der allgemeine Gedanke vollkommener Zweckordnung Norm und Richtmaß abgeben können und müssen, nach dem wir gegebene Zweckordnungen als sittlich oder unsittlich beurteilen?

Indeß da stellt sich uns sofort eine große Menge von Schwierigkeiten entgegen. Zunächst macht uns die abstrakte Thatsache schon irre, daß — wie ich Natorp gegenüber schon an anderem Orte eingewandt habe — der Gedanke der Zweckordnung nur da keimen kann, wo entweder verschiedene Zwecke in Collision treten oder verschiedene Menschen zusammenarbeiten müssen, um denselben Zweck zu erreichen (Gemeinschaftszwecke). Wenn, was abstrakt genommen,

doch denkbar wäre, alle einzelnen Zwecke wie Schnüre nebeneinander herliefen, ohne irgendwie zusammen zu geraten, so wäre eine Zweckordnung überflüssig; der Gedanke einer solchen wäre nie entstanden und eine sittliche Forderung nie gestellt worden. Das beweist aber, daß die sittliche Norm selbst in ihrer letzten Wurzel von ganz konkreten Bedingungen abhängig ist, also nicht rein formal und absolut sein kann.

Setzen wir aber kollidierende Zwecke voraus, so ergiebt sich, — wenn wir wieder ganz abstrakte, obwohl logisch denkbare Fälle ins Auge fassen, — daß die sittliche Norm ganz anders aussähe, wenn Jeder seine Zwecke isoliert verfolgen müßte, keinen in Gemeinschaft mit Anderen zu erreichen hätte, als wenn das Umgekehrte der Fall wäre. Im ersten Falle wäre eine „allgemeine" Zweckordnung eine reine polizeiliche Ordnung, in der Jedem sein Zweckgebiet abgesteckt wäre, damit er gehindert würde, mit dem Nebenmenschen in Kollision zu kommen. — Wäre es das? — Nein, selbst in der Abstraktion nicht, denn es müßte immer doch wenigstens ein allgemeiner Gemeinschaftszweck für alle Menschen unterschoben werden, vermöge dessen sie sich solcher Polizeiordnung fügten. Das widerspricht aber der Voraussetzung. Diejenige Zweckordnung, die streng logisch aus der Voraussetzung völlig vereinzelter, aber event. kollidierender Individualzwecke folgt, ist — der Kampf. Der Kampf eines Jeden gegen Jeden, mit dem er in Kollision gerät: das ist der sittliche Zustand, der der Voraussetzung gemäß ist.

Nehmen wir den umgekehrten Fall, als ob es gar keine Individualzwecke sondern nur völlig geschlossene, organisch ineinandergreifende Gemeinschaftszwecke gäbe, die das Thun des Einzelnen völlig beherrschten. Da es nach dieser Annahme nicht möglich wäre, daß Individuen unter einander oder ihre Zwecke mit den Gemeinschaftszwecken, sowie Gemeinschaftszwecke mit Gemeinschaftszwecken in Kollision kämen, so wäre jenes völlig harmonische „Reich der Zwecke" da, in dem jeder Einzelwille in den Bedürfnissen der Gemeinschaft einerseits wurzelte, anderseits aufginge. Da wäre jeder Kampfzustand unmöglich, jedes Widerstreben des Willens gegen die Ordnung besiegt. Die Sittlichkeit thronte rein und ideal verwirklicht über der Menschheit. Das wäre also der ersehnte Normalzustand.

Wäre er das wirklich? Wir haben bei unserer vorhergehenden Abstraktion gesehen, daß wir, um selbst eine polizeiliche Regelung der Zwecke zu erzielen, die Fiktion wenigstens eines Gemeinschaftszweckes unterschieben mußten, wenn wir nicht mit eherner Notwendigkeit den Zustand des Kampfes Aller gegen Alle als Konsequenz herausbekommen wollten. Eine gleiche Unterschiebung haben wir auch eben gemacht. Wir haben trotz allem individuell fühlende und wollende Menschen voraussetzen müssen; und denen müssen wir wenigstens eine individuelle Zweckgruppe stillschweigend zugestehen: daß sie nämlich für ihr Individuum das nutzen und brauchen, was sie in dem großen, einheitlichen Zweckorganismus erarbeiten. Läßt man diese Fiktion weg, so bleibt ein organischer Mechanismus, aber die Menschen darin verschwinden — und damit auch die Sittlichkeit.

Diese Abstraktionen sind aber doch nicht ganz unnütz. Sie können uns helfen, bei der Anwendung auf das Wirkliche den Motoren der Sittlichkeit auf die Spur zu kommen. In der Wirklichkeit finden wir nämlich einerseits massenhafte Individualzwecke, die jeder Gemeinschaftlichkeit spotten und andererseits Gemeinschaftszwecke — vor allem Erwerbs- und Schutzzwecke — die durchaus jeden Individualismus ausschließen und Zusammenarbeiten vieler Individuen gebieterisch fordern. Diese letzteren sind es nun, wie wir aus obiger Abstraktion erkennen, welche das eigentlich sittigende Element in der Menschengeschichte bilden, von deren Entwickelung der sittliche Stand der Individuen abhängt. Aber die ersteren sind es, welche die letzteren notwendig machen. Ohne Hunger und Durst, höchst individuelle Bedürfnisse, wären die Menschen nicht dazu gekommen, sich zur Befriedigung dieser Bedürfnisse zu verbinden und die dafür nötigen Veranstaltungen zu ordnen, zu schützen, die Individualzwecke nachher, je nach dem Bedürfnisse der geschaffenen Ordnungen einzuschränken und die Individuen zum Dienste an den Gemeinschaftszwecken anzuhalten, also sittliche Verpflichtungen zu schaffen.

Der Quellpunkt der Sittlichkeit liegt damit nach seinen beiden Seiten blank und offen vor uns. Damit ist aber auch die Frage der absoluten Ethik, sollte ich meinen, entschieden. Man nenne mir eine menschliche Vernunft und wäre sie die höchste, welche a priori anzugeben vermöchte, welche Zwecke notwendig und allgemein aus dem bloßen Begriff des Reichs der Zwecke als individuell und welche als gemeinschaftlich zu bestimmen wären. Selbst Hunger und Liebe, die individuell allgemeinsten Zweckquellen, selbst Verbindung der Geschlechter, Schutz der Erwerbsgruppen, die allgemeinsten Gemeinschaftszwecke sind nicht aus der Abstraktion sondern nur aus der konkreten Erfahrung zu bestimmen. Nur in der konkreten Wirklichkeit haben sich aber auch stets die Gemeinschaftszwecke selber entwickelt, weiterentwickelt, kompliziert, aufgelöst und verändert. Wenn sie, wie wir gesehen haben, das bestimmende Richtmaß für die Pflichten sind, sein müssen, so muß danach die sittliche Norm von der Art abhängen, wie sich Gemeinschaftszwecke und Einzelzwecke im Verhältnis zu einander entwickelt haben. Eine absolute Norm ist da gänzlich ausgeschlossen. Dagegen ist recht wohl das Ideal einer Norm möglich, welche auf jeweils gegebener Grundlage erwächst. Solche Idealnormen sittlicher Gemeinschaften haben z. B. Plato, Thomas Morus und viele Neuere ausgedacht; man nennt sie Utopien. Aber selbst bei diesen, die doch bereits in so vielen Dingen von der Wirklichkeit abstrahieren müssen, zeigt sich, daß sie in hohem Grade von der Entwickelung der Gesellschaft abhängig sind. Die Utopie des Plato ruhte notwendig auf ganz anderen gesellschaftlichen Voraussetzungen als die des Thomas Morus, diese wieder auf anderen als die Fouriers, und diese wieder auf anderen als die der modernen Utopisten. Sie mußten anders sein, je nach der Entwickelung der Gesellschaftszwecke und der Perspektive, aus der die Verfasser diese sehen mußten.

Ganz dasselbe aber, was bei den Utopien gilt, trifft auch bei abstrakten Pflicht- und Tugendbegriffen zu. Der Begriff der Gerechtigkeit, so allgemein er aussieht, ist z. B. ganz verschieden, je nachdem er auf das Verhältnis des Herrn und des Sklaven oder auf Verhältnisse gleichberechtigter Menschen angewandt wird.

Von der ganzen absoluten Ethik bleibt darum als allgemeiner Bestandteil nur das Entwickelungsgesetz selbst zurück, welches zeigt, daß die persönliche Sittlichkeit stets aus der Zweckordnung keimt, daß eine Ordnung, wo solche nicht bestände, sich aus den Zweckkollisionen oder der Notwendigkeit des Ineinandergreifens von Zwecken ergäbe. So hat es zwar, wie gezeigt, keine absolute Bedeutung, aber es ist in der That der die Menschen selbst unbewußt beherrschende Blickpunkt, nach dem sie schauen, wenn sie von sittlicher Ordnung reden. Es ist gleichsam der Augenpunkt, nach dem wir die Zwecke gruppieren, wie wir perspektivisch sehen, wenn wir die Augen aufmachen. Und wie der Zeichner bewußt die Gestalten seiner Zeichnung perspektivisch gruppiert, so müssen auch wir das Zweckgesetz anwenden, sobald wir bewußt an die Ordnung einer Gemeinschaft herantreten.

Das ist die Bedeutung, die das Zweckgesetz als Leitfaden hat. Und wenn z. B. heute die Sozialisten aus der Unordnung der Produktionsverhältnisse die Mehrzahl unserer ökonomischen und zugleich sittlichen Mißstände herleiten, wenn sie ferner die Beseitigung dieser Unordnung durch gesellschaftliche Regelung der Produktion auf Grundlage der Gleichberechtigung der Individuen erstreben: so thun sie thatsächlich gar nichts Anderes, als daß sie das Gesetz der Ordnung als Leitfaden ihres Strebens benutzen.

Nun ist aber die gegebene Ordnung nicht stets, ja sie ist nur in den seltensten Fällen ein Produkt bewußten Willens. Indem die Menschen neue Zwecke entwickeln, vorhandene modifizieren, deren Ineinandergreifen ändern, ahnen sie meist gar nicht, welche Folgen das für die Gesamtheit der Zweckverbindungen haben muß, besonders dann nicht, wenn die bewußten Handlungen isoliert bleiben und erst deren massenhaftes Auftreten ein gegenseitiges Aufeinander- und Ineinanderwirken bedingt. Wir nennen vielleicht die sich daraus ergebenden Zustände auch sittlich und unsittlich, jenachdem sie rückwirkend böse oder gute Folgen für die Einzelnen haben oder diese zu bösen und guten Willensbestimmungen veranlassen. Aber streng genommen sind sie natürlich geworden, und daher ebenso wenig sittlich und unsittlich, wie Sonnenschein und Hagelschlag sittlich und unsittlich sind. Auch bei bewußt geschaffenen Gesetzen und Einrichtungen kann man nur soweit von sittlich und unsittlich reden, als deren sittliche Tragweite den Urhebern bekannt sein konnte. Das ist aber z. B. bei Gesetzen, die oft aus dem Zusammenwirken verschiedenartigster Motive, verschiedenstes Parteiinteressen zu Stande kommen, oft, ja meist nicht der Fall. Obwohl bewußt geschaffen, sind sie doch nicht so sehr bewußte als unbewußte, natürliche Resultate verschiedener Kräfte.

Und dabei dürfen wir ein wesentlich Ding nicht vergessen. Die absolute Ethik muß von aller Verschiedenheit der natürlich gewordenen Zweckgemeinschaften und Zweckordnungen absehen, wenn sie auch nur scheinbar absolut bleiben will. In Wahrheit aber haben sich die menschlichen Zwecke noch niemals in einer einzigen Zweckgemeinschaft vereinigt, die alle Menschen umfaßt. Erst Ansätze zu einer solchen sind vorhanden, und diese stammen aus allerjüngster Zeit, der Zeit des Weltverkehrs. Die thatsächlichen Zweckgemeinschaften sind teils nebeneinander, teils ineinander ge-

worden, teils greifen die Zwecke von einer Gemeinschaft in die andere über, und aus jedem derartigen Verhältnisse ergeben sich einerseits Pflichten für die Beteiligten, andererseits aber Collisionen zwischen ganzen Gemeinschaften, die ohne jede bewußte, also sittlich zur Verantwortung zu ziehende Mitwirkung der Menschen entstehen können.

Sobald da nun nicht höhere Gemeinschaftszwecke zwischen den Gemeinschaften sich ausgebildet haben, die zu einem friedlichen Ausgleiche der Collisionen drängen, so bleibt als einzige Losung der Kampf, der Krieg. Erst neuerdings, wo mit der Entwickelung der Weltgemeinschaft der Menschen, mit der feinen differenzierten Organisation im Innern der Staaten die Erschütterungen des Krieges weit allseitiger und verderblicher als je zuvor sich geltend machen, und wo mit diesen Verhältnissen einerseits das Bewußtsein solcher Verderblichkeit allgemeiner, andererseits aber das Bewußtsein der Unabwendbarkeit des Krieges im Schwinden begriffen ist, kann man ruhig sagen: Der Krieg ist unsittlich. Denn man kann ihn heute vermeiden. Bei der Entwickelung von Nomaden- oder Bauernvölkern war oft nur die Wahl, von Menschenüberfluß innerhalb der gegebenen Grenzen erdrückt zu werden, zu verhungern, oder mit gewaffneter Hand sich Bahn zu brechen in ein anderes Gebiet. Da war der Krieg unvermeidliches natürliches Ergebniß gegebener Faktoren. Nur obengenannte Umstände ermöglichen es uns, den Krieg heute für unsittlich erklären zu können, zumal wir wissen, daß wir heute, wenn nicht die kapitalistischen Produktionshemmungen vorhanden wären, mit leichter Mühe Lebensunterhalt für weit mehr Menschen erzeugen könnten, als deren leben. Diese Umstände machen heute bereits den Krieg vermeidbar und müssen ihn bei gesunder Weiterentwickelung einst ebenso unmöglich machen, wie es ein mittelalterlicher Fehdekrieg in der großen Zweckgemeinschaft der Nationen heute schon ist. Und aus diesen Umständen, nicht aus einem nebelhaften Reiche unmöglicher absoluter Zweckordnung, keimt für uns die Pflicht und der Wille, dem Kriege entgegenzuwirken, die Einsicht in die Verhältnisse, die ihn vermeidbar machen, zu mehren, und dort Bollwerke gegen seine Wiederkehr errichten zu helfen.

Aber wir sind leider noch weit davon entfernt, daß dieser Gedanke Allgemeingut der zivilisierten Menschheit wäre. Natorp meint, „wir alle" hätten die Einsicht, daß Krieg „an sich" nicht sein sollte, mit der Muttermilch eingesogen. Das stimmt wohl für ihn, für mich, für viele Andere. Aber wir alle sind nicht Alle, noch lange nicht. Der Mann der da kürzlich den Krieg als den großen Vater alles Guten pries, gehörte nicht zu uns, Feldmarschall v. Moltke auch nicht, und so recht viele heute — leider — noch nicht.

Wenn zwar einzelne vorschauende Geister schon längst den Krieg, wie viele andere Mißstände für verderblich und verwerflich angesehen haben, so kann man daraus noch lange nicht schließen, daß diese Verwerflichkeit aus dem Grundgesetze des Sittlichen folge wie 2 mal 2 = 4.

Das ist eben der grundlegende Irrthum, daß man praktische Wahrheiten in jeder Hinsicht wie theoretische Wahrheiten allgemeinster Ordnung behandeln will. Ich will hier nicht auf die Frage eingehen, ob nicht, ganz streng genommen, auch diese allgemeinsten theoretischen Wahrheiten sich in Relationen auflösen, ob also nicht der Satz F. A. Langes giltig ist, daß absolute Wahrheiten stets falsch sind, Relationen dagegen genau sein können. In jedem Falle aber haben die Wahrheiten der Ethik, mit Ausnahme des allenthalben in ihrer Entwickelung zu verfolgenden Entwickelungsgesetzes nichts, gar nichts mit Abstraktionen der Größenverhältnisse wie $2 \times 2 = 4$ gemein. Die Ethik ist ein Produkt der Entwickelung, und also ebenso Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis, wie z. B. die Entwickelung der Pflanzen und Tiere, oder auf menschlichem Gebiete die Entwickelung der Baustile, der Webetechnik, der Staaten Gegenstände wissenschaftlichen Erkennens sind.

Ich kann daher, so sehr sich auch das Bewußtsein eines absoluten Ethikers aufbäumen mag, in keinem Falle sagen: die Menschenfresserei war eine unsittliche Institution. Sie ist eine natürliche gewordene und mit natürlichen, bezw. gesellschaftlichen Bedingungen wieder verschwindende Institution, die heute für uns und unsere Gesellschaft durchaus unsittlich geworden ist, ebenso wie es unsittlich geworden ist, den freien Geschlechtsverkehr der Naturvölker zu pflegen, nackt herumzulaufen rc. Man würde es mir heute mit Recht als einen sittlichen Makel anrechnen, wollte ich mit den Meinen in einer Erdhöhle wohnen, sie gar nicht oder mit rohen Fellen bekleiden. Aber damals war all das doch keineswegs unsittlich und kann auch heute nicht für jene Zeit als unsittlich bezeichnet werden.

Ich kann freilich sagen: Die Vorstellungen der Naturvölker von Sonne und Mond sind falsch gewesen, ich kann aber nicht sagen, die gesellschaftlichen Institutionen derselben, ihre Bekleidung, ihre Wohnung, ihr Nahrungserwerb sind falsch oder gar unsittlich gewesen. Sonne und Mond bewegen sich, wie sie sich eben bewegen, und für die Feststellung ihres Bewegungsstandes zu einer gegebenen Zeit kann nur eine Antwort richtig sein, alle übrigen müssen falsch sein. Wohl hat sich unsere Erkenntnis ebenso entwickelt, wie unsere Sittlichkeit, und wir halten darum heute vieles für falsch, was man früher für richtig hielt, wie wir heute vieles für unsittlich halten, was man früher für erlaubt ansah. Aber damit ist die Parallele auch zu Ende. Wer behauptet, was wir heute für sittlich richtig halten, müsse, falls es wirklich sittlich richtig sei, für alle Zeit gelten, argumentiert meines Erachtens ebenso, wie etwa ein Geometer argumentieren würde, der uns sagte: Wenn diese Karte der Gemarkung Worms die ich entworfen habe, wirklich genau ist, so ist sie auch für die Zeit des Ariovist giltig gewesen. Diese Parallele drückt den Fehler der absoluten Ethik wohl am augenfälligsten aus.

Darum hat die Ethik als Wissenschaft nicht deduktiv, sondern entwickelungsgeschichtlich zu verfahren, sobald sie mehr beansprucht als bloß die allgemeinen, für konkrete Fälle gar nichts entscheidenden und normierenden Folgerungen aus dem Entwickelungsgesetz zu ziehen. Wenn man dies Gesetz der Ordnung der Zwecke ein Normalgesetz nennen mag, so doch nie in dem absoluten Sinne, daß sich daraus allgemein verbindliche Pflichten, oder allgemein giltige sittliche Verhältnisse ableiten ließen, sondern nur in demselben Sinn, wie die Naturwissenschaft heute von Gesetzen der Anpassung und der Vererbung redet.

Nach diesem Gesetze, das freilich nicht bloß die ethische sondern auch die ökonomische Seite der Zweckentwickelung betrifft, können wir allenthalben in der Geschichte sehen, daß mit Ausbildung von zweckentsprechenderen Gemeinschaftsordnungen auch die individuelle Sittlichkeit — nach der Entwickelungsstufe bemessen — fester wurde, daß aber stets, wo die Zweckordnungen in Verwirrung geriethen, auch die Sittlichkeit sich zersetzte. Die gewonnene Erforschung dieser Zusammenhänge ist die Hauptaufgabe und die wirklich nutzbringende Aufgabe der Ethik, weit mehr als die Betrachtung dessen, was Plato und die Stoa u. s. w. lehrten, sobald man diese Schulen losgelöst von ihrer Zeit und deren Entwickelungsstand betrachtet. Vor allem hat sie aber die heutigen konkreten wirtschaftlichen und sonstigen Lebensbedingungen zu erforschen, auf ihre Zusammenhänge hin zu prüfen, und danach die sittlichen Anschauungen, Lebensführungen, Verpflichtungen aufzusuchen, die dem entsprechen, und hieraus erst, minder gebietend, als einsichtspendend und leitend auf die sittlichen Bedürfnisse und die dazu notwendigen Veränderungen hinzuweisen, die sich aus jenen ergeben. Das ist ihre objektive Aufgabe: Sie ist schwierig, und übersteigt bei weitem die Kräfte des Einzelnen; sie ist um so schwieriger, je verwickelter einerseits die Zwecke ineinandergreifen, und je ordnungsloser und ungeregelter ihr Zusammenwirken ist.

Aber es ist die einzige Möglichkeit, um zu objektiven Feststellungen zu kommen. Wohl wird da stets eine Masse von Dingen streitig bleiben, wie in aller Wissenschaft. Ja das wird hier noch mehr der Fall sein, da der Streit um die sittlichen Prinzipien Hand in Hand mit dem Streit um die materiellen Interessen geht, und von diesem nicht loszulösen ist. Das ist ein Hindernis schwerster Art für ruhige wissenschaftliche Betrachtung; aber es trägt auch sein Gegengewicht mit sich. Die thatsächliche Entwickelung unserer Zwecke und Zweckverbindungen drängt die Menschen immermehr dazu, sich mit den Lebensbeziehungen der Gegenwart bekannt zu machen, und dies immer weiter greifende Interesse fördert die sittliche Einsicht selbst.

So können aus dem Studium der gegenwärtigen Entwickelung und aus der Erkenntnis der in ihr vorhandenen schrillen Dissonanzen zwischen dem Ineinanderwirken der Zwecke und der Ordnung derselben sich allmählich sicherere und allgemeiner anerkannte Richtlinien ergeben; und es kann die Einsicht und der Wille erstarken, uns zu wirtschaftlich und damit auch sittlich besseren Zuständen hinüberzuführen.

Das kann aber eine absolute Ethik als solche nicht. Wohl kann ihr Anhänger, sie außer Acht lassend, auf den Boden der Wirklichkeit herabsteigen und von hier aus seine sittlichen Ideale konkret entwerfen. Will er sie aber wirklich im Ernst aus dem absoluten Gedanken einer Zweckgemeinschaft ableiten, so wird er in Wahrheit doch nichts Anderes thun, als daß er seine individuellen, wenn auch noch so geläuterten sittlichen Vorstellungen zur Würde eines absoluten Maßstabes erhebt. Thut er aber das, dann reicht er, fürchte ich, dem Anarchismus weit mehr als die bloße Fingerspitze, wenn nicht in Praxi, so doch, wider seinen Willen, im Prinzip

Nicht jedem ist es gegeben, sich mit so erfreulicher Entschiedenheit, wie Natorp, im praktischen auf den Boden des Gegebenen zu stellen, oder, wenn das richtiger sein sollte, in seine absolute Ethik das Gegebene so einzuordnen. Wie weit es ein Anhänger des Absoluten thun will, dafür fehlt aus dem Absoluten heraus jedes Richtmaß. Darum werden sich, wenn dies Prinzip gelten soll, gar verschiedene absolute Ethiken bilden, die sich weit grimmiger befehden müssen, als Lehren, die sich bewußt sind, daß sie auf gegebenen Boden erwachsen und nur von hier aus zu begründen und zu berichtigen sind. Und wenn nun ein idealer oder auch ein nicht idealer Anarchist glaubt, er müsse in der That sein Ziel in der Luftlinie erfliegen? Mit welchem Rechte könnten wir ihn dann, selbst wenn er unsere eigene absolute Ethik unterschrieben hätte, auch nur eines sittlichen Irrtums zeihen?

Sollte nicht alles dieses, wenn nicht schon der Umstand allein, daß ein so energischer Denker, wie Natorp gezwungen ist, den Knoten zu durchhauen und sich stracks zur gegebenen Gemeinschaft auf die Erde zurückzuwenden, dazu zwingen einzusehen, das auch das Ziel selber nicht in der Luft liegt, sondern aus dem Erdboden erwächst, so ideal es sich auch im Sonnenglanze spiegeln mag?

Lebensspiegelungen.*)

Der barmherzige Samariter.

Es zog ein Mann von seiner Heimat nach der Hauptstadt des Landes, und als er schon die Türme der großen Stadt sehen konnte, erblickten ihn die Wegelagerer und schlugen ihn nieder, in der Hoffnung, viel Geld bei ihm zu finden, beraubten ihn und flohen.

Als der Wanderer betäubt und blutend am Boden lag, zog zuerst ein Almosenpfleger vorüber, sah dem Besinnungslosen aufmerksam ins Gesicht und sagte zufrieden vor sich hin: „Bei uns hat er den Unterstützungswohnsitz nicht." Es verging eine kleine Weile, dann fuhr ein Arzt in seiner Kalesche vorbei, sah den Halbtoten, ließ halten, ging prüfend um ihn herum, sagte halblaut: Das ist Polizei- und Medizinalangelegenheit des XII. Reviers, rief dann im Einsteigen seinem Kutscher zu: „Friedrich erinnern Sie mich daran, daß ich den Fall im Wachtlokal Nr. 12 anmelde," und fuhr davon.

Aber über eine kleine Weile kam der Ortsdiener von Pfifflingheim, er wollte nach seinem Weizen sehen, und als er auf den Bewußtlosen traf, dachte er erschrocken: „Oh, der liegt ja auf unserer Gemarkung, das wird Scherereien geben!" Als er aber näher zusah, erkannte er, daß der Verwundete nur mit dem Fuße auf dem Boden seiner Gemeinde, sonst mit der ganzen Länge seines Körpers auf dem Gebiete der Stadt lag. Da ging er getröstet weiter und sagte: „Das ist noch gut abgelaufen."

Als aber der Verwundete aus seiner Betäubung erwachte, stand der barmherzige Samariter neben ihm und erbarmte sich seiner.

Würde.

Natürlich, Würde imponiert!

Hut ab! ein würdiger Mann geht vorüber. Aber ich gäbe etwas darum, wenn ich seine Frau nur eine Viertelstunde in dieser Angelegenheit sprechen könnte. Ich weiß es, daß er ein ganzes Haus in Atem hält, um seine Würde aufrecht zu erhalten, daß er selbst keinen Finger regt, um die klassische Form nicht zu zerstören; ja glaubt es mir, schwört auf mich, er kann nicht an andere denken, denn er ist würdig.

O Schelm, o Schelm! weißt du es wirklich nicht, daß deine Würde nur aus der trüben, gallertigen, zähen Masse deines Egoismus zu einem glänzenden Überzug herauskandiert ist?

O Schauspieler! O würdiger Komödiant! Wenn du eines Tages, an dem du ernst und gehalten über die Kaiserstraße gehst und in den großen Ladenscheiben still und prüfend dein Bild auffängst, dir ganz unerwartet entdeckst, daß ein ödes, inhaltsloses, würdevolles Nichts, ein Nichts sich wiederspiegelt? Und dein Geist von jener Stunde an täglich das häßliche Subtraktionsexempel sich aufgeben und widerwillig lösen muß: „Was bleibt übrig, wenn man von mir die Würde abzieht?" „Nichts!"

Nein, sage mir, was wirst du thun, wenn du aufdeckst, daß du kein Mann von Würde, sondern ein armer Egoist bist, der gedankenlos wie ein Wallfisch den weiten Rachen öffnet und ein Meer von Liebe, Entbehrung und Aufopferung hinunterschluckt, wie alle Welt die Luft als das ihr zugehörige und notwendige Lebenselement traumhaft-danklos einatmet? O würdiger Mann! o Schelm! o armer Mann!!

*) Aus: „Vom Tage", Lebensspiegelungen von H. Oeser, Basel 1895, C. Detloff.

Geschlechtliche Sklaverei und soziale Ethik.

Über obigen Gegenstand veröffentlichte kürzlich Prof. Ferd. Vetter (Bern) in den Schweizerischen Blättern für Wirtschafts- und Sozialpolitik einen Aufsatz, der ein tiefernstes Problem in so würdiger und klarer Weise beleuchtet, daß wir unsere Leser auszugsweise damit bekannt machen möchten.

„Es handelt sich um die Frage" — so beginnt der Verfasser — „darf der Sozialist, der als solcher wirken will, sich die geschlechtliche Sklaverei zu nutze machen, unter der das Weib bei den besitzlosen Klassen steht?

K. M., Redaktor der „Tagwacht", des Organs der Arbeiterunion, war der Notzucht angeklagt, begangen an einem sechzehnjährigen Mädchen. Nach zuverlässigen Angaben aktenkundiger Personen hat M. seine Stellung als Vertrauensmann der Arbeiterschaft dazu benutzt, die arme Arbeiterin, die von ihm Rat und Hilfe erwartete, sich zu willen zu machen, und hat den Widerstand, den sie ihm geleistet zu haben beteuert, durch Anwendung des äußersten moralischen Zwanges besiegt. Das Geschworenengericht sprach nach mehrtägiger Verhandlung M. von der Anklage auf Notzucht frei, jedoch unter Auflegung der Kosten und Verweigerung jeder Entschädigung für die ausgestandene mehrwöchentliche Haft.

Nach M.s Freisprechung stellte die von der Arbeiterunion gewählte Redaktionskommission der „Tagwacht" einhellig den Antrag, den Genossen, der übrigens schon früher für Sittlichkeitsvergehen bestraft und insbesondere wegen Notzuchtversuchs in Untersuchung gezogen, folglich als Rückfälliger zu betrachten war, zum Rücktritt von der Leitung des Parteiblatts zu veranlassen, gegebenenfalls ihn ohne Entschädigung seiner Stelle zu entsetzen. Und nun begab es sich, daß dieser Antrag von der Delegiertenversammlung sämtlicher Vereine der Arbeiterunion mit 35 gegen 21 Stimmen abgelehnt und ein Gegenantrag angenommen ward, wonach die Arbeiterschaft sich nicht veranlaßt sah, M. ihr Vertrauen zu entziehen. Die Antwort hierauf war der Rücktritt der Redaktionskommission von ihrer Stellung, sowie der Austritt einer Anzahl von Vereinen aus der Arbeiterunion. Daran knüpfte sich eine heftige Preßfehde, indem M. in seiner „Tagwacht" die Vorhaltungen seiner Gegner mit den maßlosesten Schmähungen derselben erwiderte und deren Austritt aus der Union unter Schaffung einer neuen Organisation als Verrat an der Partei hinstellte.

Das für uns Merkwürdige war nun bei diesen Händeln, mit welchen Gründen M. und seine Freunde die Verteidigung führten. M. selbst kommentierte das Zutrauensvotum der Delegiertenmehrheit dahin, es sei „der proletarischen Arbeiterschaft nicht eingefallen, der konventionellen bürgerlichen Moralheuchelei eine Konzession zu machen." Sie „stehe nicht auf dem Standpunkt, daß der außereheliche geschlechtliche Verkehr eines Unverheirateten eine Sünde oder ein Verbrechen sei." Sie „verlange nicht den Wahnsinn, daß ihre Vorkämpfer Heilige sein sollten" („Tagw.", 8. April). Ein wissenschaftlich gebildeter Mediziner und bekannter Arbeiterfreund, Dr. W., erklärte vor einer Arbeiterversammlung, wie uns berichtet wird, unter Berufung auf seine Fachbildung, der geschlechtliche Verkehr mit „Mädchen" sei für den unverheirateten Mann eine Notwendigkeit und jedenfalls andern Befriedigungen des Triebes vorzuziehen; sicher folge auch seine Zuhörerschaft — sie bestand zum großen Teil aus noch ganz jungen Leuten — dieser Notwendigkeit, wie er selber es thue u. s. w. Derselbe Verteidiger M.s berief sich auch vor Arbeiterinnen auf diese Notwendigkeit, die bei M. eine besonders starke sei. Die Arbeiterinnenvereine erklärten sich denn auch in ihrer großen Mehrheit für das Verbleiben M.s in seiner Stellung.

Wir stehen also vor der Thatsache, daß das Vergehen M.s mit der jungen Proletarierin von den meisten organisierten Arbeitern und Arbeiterinnen der Stadt Bern als ein sehr entschuldbares Ergebnis einer Naturnotwendigkeit angesehen wird, das der Achtung und Stellung eines Wortführers der Proletarier in der Oeffentlichkeit keinen Eintrag thun darf, und daß es als heuchlerisches Moralphilistertum gilt, wenn man speziell dem Sozialdemokraten dieses Verhalten gegenüber einem armen Kinde des Volkes zum schweren Vorwurf macht.

Wenn außerdem von M. und den Seinigen der Versuch gemacht wird, die sittliche Strenge der Gegner als Kennzeichen und Ausfluß einer ängstlichen, zurückgebliebenen Herren-Sozialpolitik hinzustellen, die in der Person des proletarisch-sozialdemokratischen Tagwachtredaktors im Grunde nur die echte, frische und grundsatztreue proletarische Bewegung verfolge und unterdrücke, so ist das natürlich eine auf leichtgläubige Parteigenossen berechnete Verschiebung des Streitgegenstandes, und richtig daran ist nur, daß es auch unter den Sozialdemokraten anständige und unanständige, sittliche und unsittliche Menschen giebt, und daß die Sittenlosigkeit, besonders wenn sie mit Frechheit verbunden ist, in Kampfzeiten leicht bei der urteilslosen Menge einen vorübergehenden Anhang und Erfolg gewinnt.

Die Erfolge der Sittenlosigkeit bedeuten aber auf die Länge Schädigungen der Partei, die sie erringt, besonders bei derjenigen Partei, die so ganz auf das sittliche Verhalten ihrer Genossen, auf eine neue höhere Sittlichkeit der Gesellschaft gestellt ist wie die sozialdemokratische. Das in Rede stehende Vergehen nun und seine Rechtfertigung erscheinen als der Ausfluß einer Gesinnung, die wir nicht nur im gewöhnlichen, sondern ganz besonders im sozialen Sinne unsittlich nennen müssen, als der Ausfluß der rücksichtslosesten, antisozialen Herrenmoral.

Ob man nun Handlungen und Bräuche früherer und jetziger Zeit unsittlich oder sittlich zu nennen habe, das hängt lediglich davon ab, ob sie mit schlechtem oder aber mit gutem Gewissen geübt, d. h. ob sie als Verletzung der Rechte anderer empfunden werden oder nicht. Die Menschenrechte und folglich auch die Anschauungen über das, was andern gegenüber recht und unrecht ist, haben sich aber im Laufe der Jahrhunderte, und ganz besonders auf dem in Rede stehenden Gebiete, sehr geändert. Noch das Mittelalter, das zudem in den hergebrachten Volksbräuchen und in den ihm neu zugeführten Religionsurkunden die Vorbilder der Polygamie und der Rechtlosigkeit des Sklaven und des Weibes vorfand, konnte vom rein vernünftigen Standpunkt aus mit gutem Gewissen den außerehelichen Geschlechtsverkehr üben, wenn es sich mit dem allerdings höheren Standpunkt der allgemeinen Menschenwürde, von welchem aus die Kirche von Zeit zu Zeit das Gewissen zu schärfen suchte, abzufinden wußte, wozu es ja viele Wege gab. Die bäuerliche Geliebte des Ritters war an Ehre und Heiratsfähigkeit bei den Ihrigen kaum merklich geschädigt; die feile Frau war jedenfalls nicht schlimmer daran als die Angehörige anderer niederer Stände, z. B. die Tänzerin oder die Scharfrichterstochter; ein gewisses Standesgefühl hielt auch sie noch aufrecht, und im Himmelreich sodann, zu dem ja überhaupt das Erdenleben mit seinen unvollkommenen Einrichtungen und Standesunterschieden nur ein vorbereitender Prüfungsstand war, saßen die Magdalenen und Samariterinnen mit den Aposteln und Heiligen zu Tische.

Ganz anders heute Die wenigstens theoretische Aufhebung der Standesunterschiede und allgemeine Gleichberechtigung, wie sie die Reformation und die Revolution verkündeten, hat auch mit der Standesehre und Standesmoral früherer Zeiten aufgeräumt. Derselbe ungeschriebene Kodex regelt heute den Liebesverkehr und seine Folgen für das gesellschaftliche Leben in allen Ständen. Wenn bei uns auf dem Lande der voreheliche Verkehr noch Regel ist, in der Stadt der außereheliche überhaupt, so sind doch die Folgen der nicht durch eine Ehe zum Abschluß gebrachten Geschlechtsgemeinschaft für den weiblichen Teil überall dieselben: gesellschaftliche Aechtung. Das betrogene und sitzengebliebene Mädchen, besonders wenn es dazu noch die Lasten der Mutterschaft zu tragen hat, ist dort fast ebenso verachtet wie die Dirne hier, und meist wird aus dem erstern die letztere, während der erste Verführer und alle seine Nachfolger gesellschaftlich in vollen Ehren bleiben.

Dura lex, sed lex. Gewiß wird dieses Gesetz, das man bisher, abgesehen von jenem vielberufenen Anfang einer Sanktion der Geschlechtsklaverei des Weibes, wonach „die Nachforschung nach der Vaterschaft untersagt“ ist, noch nirgends aufzuschreiben gewagt hat, bald einmal menschlicheren und gerechteren Anschauungen von Liebe und Ehe weichen müssen. Es muß eine Zeit kommen, wo kein Verkehr zwischen zwei gesunden Leuten verschiedenen Geschlechts mehr Schande und Unglück bringen kann, der auf einer herzlichen Zuneigung und dem beiderseits verbindlich kundzugebenden Entschlusse beruht, für die Erziehung einer bescheidenen Nachkommenschaft sorgen zu wollen, eine Zeit zugleich, wo bei gesunderen wirtschaftlichen Verhältnissen diese Sorge leichter zu tragen, und wo das Weib, ökonomisch selbständig gleich dem Manne, seine Zuneigung ohne materielle Rücksichten zu verschenken, aber auch sie ohne Nachteil für sich und die Nachkommenschaft wieder zurückzuziehen befähigt und berechtigt ist. Die Folge wird jedenfalls auch in Zukunft die vorherrschende Fortdauer der lebenslänglichen Einehe sein, außerdem aber das Aufhören oder sehr starke Zurückgehen der Prostitution, des Kindsmordes, der Hysterie, der unglücklichen Ehen, der Geschlechtskrankheiten und all der Lüge und Unwahrheit, deren Schlangengezücht heute mehr als je das gepriesene Paradies der Liebe und der Ehe vergiftet

Aber so weit sind wir einstweilen noch nicht. Die Ehe, als staatlich privilegierte Monopolanstalt für geschlechtliche Freuden, kommt als solche verhältnismäßig nur wenigen zu gute, da sie ökonomisch und moralisch zu sehr erschwert ist; vor und neben ihr gehen eine Menge von geschlechtlichen Beziehungen her, die aber alle das gemein haben, daß sie das Weib, das sich darauf einläßt, gesellschaftlich heruntersetzen, ja vernichten.

Wie hat sich nun dem gegenüber der überzeugte Vertreter und Verfechter einer künftigen wahreren und gerechteren Gesellschaftsordnung zu verhalten?

Die erste soziale Regel für den modernen Menschen ist: Achte die Rechte der andern gleich den deinigen! Richte dein Thun und Lassen so ein, daß es, von allen andern geübt, das Recht aller auf Leben und Glück nicht verkürzt! Daraus folgt, daß ich unterlassen muß, was das Glück eines anderen Menschen, oder was, von jedermann gethan, das Glück der Gesamtheit schmälert. Wenn ich also um eines Genusses willen einen anderen Menschen gesellschaftlich herunterdrücken oder vernichten helfe, so handle ich antisozial, unsittlich, und der teuflische Trost „Sie ist die erste nicht!“, dem sich vielleicht der wiederholt oder gewerbsmäßig Fehlbaren gegenüber die Selbstentschuldigung: „Ich bin der erste nicht!“ beigesellt, hält nicht Stand vor dem Zeugnis des Gewissens, daß eben durch die Wiederholung das Übel zum Übel wird. . . .

Die Einwendungen des Mediziners W., der in unserm Falle den Geschlechtsgenuß als eine unumgängliche, von jedermann befolgte Naturnotwendigkeit hingestellt hat, scheinen uns unstichhaltig. Wenn W., wie man uns mitteilt, in jener Versammlung einen Angreifer Ms. geradezu aufforderte, zu gestehen, daß er vor seiner Verheiratung dieser Notwendigkeit auch nachgegeben, so darf ihm hier erwidert werden, daß nach unserer persönlichen Erfahrung der Verzicht des gesunden und willensstarken Mannes auf den Genuß jedes Weibes vor der Heirat, sogar bis in die Dreißigerjahre hinein, keinen Nachteil mit sich bringt, der sich mit den Schädigungen des jugendlichen Körpers und Charakters durch die üblichen proleptischen Vaterfreuden — ganz gleichviel ob sie zur Vaterschaft führen oder nicht — irgendwie vergleichen ließe, ja daß auch die Gefahr gewohnheitsmäßiger Onanie (die übrigens neuerdings von einem anderen Mediziner als kleineres Übel geradezu empfohlen wird!*) bei festem und reinem Willen keine unvermeidliche und jedenfalls keine so große ist wie die anderen Gefahren, die auf die lüsterne Jugend lauern. — Die Einwürfe Ms. selbst aber, daß man nicht die bürgerliche Moralheuchelei mitmachen, nicht den außerehelichen Geschlechtsverkehr zur Sünde und zum Verbrechen stempeln, nicht Heiligkeit von den Vertretern der Arbeiterschaft verlangen solle, sind eitel frivole Verdrehungen. Unsere Enthaltsamkeit soll eben keine Heuchelei sein, sondern auf der ehrlichen Überzeugung von der Schädlichkeit des Gegenteils beruhen; Prostitution und geschlechtliche Gewaltthat sind uns nicht als Sünde gegen Gott, sondern als schweres Unrecht gegen Menschen verhaßt, und Heilige wollen wir damit noch lange nicht sein, sondern nur gewissenhafte Menschen und überzeugungstreue Sozialisten. . . .

Die Befreiung des Weibes von der geschlechtlichen Sklaverei wird die große That des kommenden Jahrhunderts sein, größer und dringender als die Befreiung der Negersklaven für Amerika es war; wir haben sie vorzubereiten durch Erziehung der jungen Männer zur Selbstbeherrschung, der jungen Mädchen zur Selbständigkeit; sie wird ihnen einst wieder geben, was uns fehlt: gutes Gewissen und Zukunftsfreudigkeit im Liebes- und Eheleben. Es ist dafür auch gar nicht mehr nöthig, daß dieses Liebes- und Eheleben dermaßen der Mittelpunkt des jugendlichen Fühlens beim Weibe und namentlich auch beim Manne bleibe, wie dies gegenwärtig unter dem Einfluß der Prüderie und Heimlichkeit, unter dem Einfluß des Christentums und unserer teilweise aus einem Mißverständnis des klassischen Altertums hervorgegangenen erotischen Literatur der Fall ist und jene Vorstellung von einer besonderen Geschlechtsehre des Weibes erzeugt hat, die heute ebenso unhaltbar ist als die der Standesehre beim Manne. Das lebhafte Gefühl für seine Menschenpflicht soll auch für das Weib künftig das „zentrale Gebiet“ sein, wovon Laura Marholm spricht; die gesunde Natur wird schon dafür sorgen, daß es diese Pflicht in Wirklichkeit hauptsächlich, und zwar allgemeiner und besser als jetzt, als Gattin und Mutter erfüllt.

Aber weg einstweilen mit der Herrenmoral und ihren Vertretern aus der Führerschaft der Arbeiter! Weg mit einer Volksbeglückung, die aus Sklaven Lumpen macht! Unser Volk braucht wieder sittliche Ideale, nachdem man ihm allzulange nur materielle gezeigt; es braucht sittliche Männer, nicht Demagogen; es braucht wieder etwas zum Glauben und Hoffen, nicht mehr bloß zum Wünschen und Beneiden; es braucht die Überzeugung davon und die Beispiele dafür, daß es noch etwas Höheres giebt als acht Stunden schlafen und zweispännig ausfahren. Eine neue höhere Sittlichkeit für Männer und Frauen, eine wahrhafte „ethische Kultur“, wie sie gegenwärtig von ernsten gelehrten Männern verlangt wird, aber, um zu gedeihen, aus dem tiefen Sehnen des Volkes nach dem Höhern und Bessern hervorgehen muß, brauchen wir, und kein ekler Bodensatz der alten übermütigen Herrenwillkür und einseitigen Männerherrschaft darf sie uns verunreinigen. Wenn die Überzeugung davon unter dem Eindruck der gegenwärtigen Vorgänge in unserer Arbeiterschaft sich Bahn bricht, dann sind die jüngsten Erfahrungen der hiesigen Arbeiterunion nicht fruchtlos und wohl auch die Betrachtung, die wir als Fernerstehender von einem etwas höhern Standpunkt aus daran zu knüpfen uns gedrängt fühlten, nicht ungerechtfertigt gewesen.

Vermischtes.

Ein Sozialdemokrat über Vaterlandsliebe. In der Diskussion, welche sich an den Vortrag des Prof. Sohm über den „Arbeiterstand und die Sozialdemokratie“ im evangelischen Arbeiterverein in Leipzig anschloß, wies der Redakteur der sozialdemokratischen Leipziger Volkszeitung, Herr Lorenz, den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit mit folgenden bemerkenswerten Worten zurück:

„. . . Und selbst die Nationalitätsidee! Auch sie haben wir nicht zu fürchten, auch sie dürfen wir konsequent zu Ende denken. Meine Herren! Es ist nicht allein die einheitliche Farbe auf der Landkarte, die ein Reich, eine Nation, ein Volk macht. Die Einheit eines Volkes wird vielmehr bedingt durch die Einheit und Gemeinsamkeit im Fühlen der Herzen und Denken der Geister, durch die Gemeinsamkeit in Freud und Leid. Diese Einheit und Gemeinsamkeit sind heute aber aufgehoben. Durch wen? Durch den Arbeiter etwa, den Arbeiterstand? Woher stammt denn das Massenelend? Durch Urzeugung sind sie nicht entsproßt aus deutscher Erde; sie sind im deutschen Lande nicht autochthon — erdgeboren —, als Drachensaat in deutsche Erde von einem tückischen Schicksal gesäet. Sie wissen es selber, meine Herren: das Proletariat, das Massenelend sind nur die Kehrseite kapitalistischen Glanzes. Das deutsche Reich, so wie es heute ist, an dessen Eingang der Gründungsschwindel und das Sozialistengesetz gestanden haben, ist nur eine Zwingburg des

*) Hans Baake, Der sozialistische Akademiker. Berlin, Selbstverlag. 1896. — Wir möchten die Verantwortung für einen solchen Rat der Jugend gegenüber nicht zu tragen haben.

Kapitalismus *) Wir wollen und müssen es aber zu etwas Besserem machen. Das deutsche Land soll ein Heim des deutschen Volkes werden. Auch wir lieben dieses Land, dem wir doch entsprossen sind, dessen Natur wir in uns tragen. Und wenn mir auch jemand sagt, er hasse den Ort, da seine Wiege gestanden hat, oder er sei ihm gleichgiltig, so glaube ich ihm gar nicht, er täuscht sich selber. Er sieht wohl nur sein Land in schlechtem Zustande, geschändet von Gewalten, die aber gar nicht zur Natur dieses Landes gehören; und darum glaubt er hassen zu müssen, wo er eigentlich liebt. Er haßt aus Liebe. Ein jeder muß ja seine Heimat lieben, deren Natur er, wohin er auch kommen mag, in sich trägt, wie man Vater und Mutter liebt, denen man entsprossen ist. Allerdings soll diese Liebe nicht dazu verführen, die anderen Völker zu mißachten und zu hassen. Die Universalität, das Verständnis und die Neigung für andere Sitten und Neigungen, der Wunsch, mit anderen Völkern in friedlichem Bunde an der Förderung der Menschheit zu arbeiten — das ist ein echt deutscher Zug. Meine Herren! Im tiefsten Grunde kann die Sozialdemokratie es für sich in Anspruch nehmen, in unserer Zeit die Fortpflanzerin und Trägerin der Ideen zu sein, an denen die Größten unseres Volkes sich nur jemals begeistert, für die sie gearbeitet haben. Man muß nur die Sozialdemokratie in ihrem tiefinnersten Wesen zu begreifen suchen, man muß ihr auf den Grund kommen und nicht an der Oberfläche haften bleiben; man darf nicht nach Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten vorschnell ein böses Urteil fällen."

Saure Arbeit. Wir müssen, wenn wir etwas leisten sollen, uns zur Vollkommnung, oft mit Arbeiten beschäftigen, welche uns an sich kein oder wenig Interesse, wenn nicht gar Abneigung einflößen und nur als Uebung, als Vorbereitung auf den (gewählten oder aufgedrungenen) Beruf, auf die eigentliche That gelten. Goethe spricht sich (am 12. April 1829) über dieses Thema Eckermann gegenüber aus, indem er klagt, daß man im Leben so viel durch „falsche Tendenzen" gehindert wird. Dennoch giebt er zu, daß er durch solche „falschen Tendenzen" an Einsicht gewonnen habe. „Und das ist der Vorteil, den wir aus jeder falschen Tendenz ziehen. Wer mit unzulänglichem Talent sich in der Musik bemüht, wird freilich nie ein Meister werden, aber er wird dabei lernen, dasjenige zu erkennen und zu schätzen, was der Meister gemacht hat. Aber nicht bloß das unzulängliche Talent, auch der angehende Meister hat für seinen Beruf, welcher es auch sei, Metier-Schwierigkeiten durchzumachen. Das ist die anstrengendste Arbeit, die vom Genie am ehesten, immer im ernsten Hinblick auf das Ziel, überwunden wird. Aber auch die kleineren Talente werden an dem, was ihm anfänglich sauer wird, mit der Zeit Vergnügen finden, schon weil wir lieben, was uns Mühe gemacht und dann ein Resultat von Bedeutung für uns herbeiführt, und es wird, was früher als verlorene Mühe angesehen worden, später als schätzenswerthe Förderung erscheinen.

E. T—ch.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Junibericht. Den Moralunterricht in Italien schilderte Hr. Dr. Penzig vor der pädagogischen Gruppe an der Hand zahlreicher Lehrbücher, die dort augenblicklich im Gebrauch sind. Nach der Verlesung einiger Zuschriften von Professor Sante Ferrari, Genua und Prof. F. Buttrini, Genua, die hauptsächlich über den Mangel geeigneter Lehrkräfte für den Moralunterricht klagen und die Qualität desselben als sehr verschieden erkennen lassen, gab der Redner eine Übersicht über die italienische Lehrverfassung. An den dreiklassigen Elementar- und Fortbildungsschulen (Scuole elementari è tecniche) sei je eine Stunde wöchentlich der Besprechung der „Rechte und Pflichten des Bürgers" gewidmet, also weit mehr Verfassungskunde als Rechts- oder Sittenlehre; in den Lehrerseminarien (Scuole normali magistrali) würde nur eine ausführlichere Besprechung der Rechte und Pflichten gepflegt; an den fünfklassigen Vorschulen für das Lyceum (ginnasii) und an den Gymnasien selbst (licei) seien zwei Stunden wöchentlich einer Art Propädeutik der Philosophie zugewiesen, die Psychologie, Logik und Ethik umfaßt, während der Moralunterricht an den Realschulen (instituti technici) seit 1892 wieder aufgehoben worden sei. Im Verlaufe seines Vortrages verlas der Redner, um den Hörern die Möglichkeit eigenen Urteils zu geben, ausgewählte Stellen aus den vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts herausgegebenen Instruktionen und Programmen und besprach die Elementarbücher (doveri i diritti del cittadino) von Sereagiotto, Ventali, Allievo, Clelia Fochi (für Mädchenschulen), ferner die für die höheren Schulen bestimmten Handbücher der philosophischen Ethik von Errera, Oddi, Zanotti und Dandolo. Den Elementarbüchern sei meist der Vorwurf zu machen, daß sie von dem Extrem der trockenen Belehrung über die Verfassung bis zu dem des schöneebnerischen Moralpredigens schwanken; die Aufzählung historischer Beispiele sei ungleichmäßig und häufig unkritisch, auch dränge sich das Anekdotenhafte bei vielen Büchern bis zum Lächerlichen hervor. Die philosophischen Lehrbücher trügen alle den Stempel der religiösen, politischen und sozialen Privatansichten ihrer Verfasser: ein Lehrbuch der Moral, wie es der ethischen Gesellschaft vorschwebe, sei, vielleicht mit Ausnahme der Appunti di Filosofia von Dandolo, nirgends vorhanden. So baue z. B. Oddi seine Ethik auf religiöse Sanktion, führe den Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und vertrete gegenüber dem Sozialismus die Theorie von der gottgeordneten Obrigkeit. Dagegen gebe Dandolo in der That zunächst eine leichtverständliche Moralpsychologie und bespreche in durchaus wissenschaftlicher Weise die subjektive Moral (Willensfreiheit, Verantwortlichkeitsbewußtsein, Charakter, Tugend und Laster, Gewissen) dann die objektive (das Moralgesetz und das Gute, Rechte und Pflichten, Begriff von Nation, Staat, Regierung). Mehrere Kapitel davon übersetzte der Redner und schloß mit einem Hinweis auf die Wirksamkeit der ethischen Gesellschaft in Venedig, die ganz in unserem Sinne seit 1894 eine freie Volksschule eingerichtet habe, welche es innerhalb eines Jahres von 7 Hörern auf 381 gebracht hätte. —

In der sozialen Gruppe sprach Frau Jeannette Schwerin über weibliche Fabrikinspektoren. Nachdem die Rednerin das Wirken Dr. Percival's in England 1796 in der Baumwollenindustrie, Macaulay's wunderbare Rede für den zehnstündigen Arbeitstag und endlich die menschenfreundliche Arbeit Sir Robert Peel's für Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit gestreift, gab sie eine Übersicht über die Entwickelung des Fabrikinspektorats. Die Despotie der Maschine müsse durch eine erleuchtete Fabrikgesetzgebung eingeschränkt werden. In England habe 1844 die erste Enquete über Frauenarbeit stattgefunden, seit 1893 seien dort die ersten weiblichen Fabrikinspektoren (Miß Abraham und Petersen) fest angestellt und ihre Arbeit sei vortrefflich befunden worden. Ebenso habe Frankreich seit 2 Jahren 15 Fabrikinspektorinnen, 5 für Paris, 10 für die Departements. In Amerika amtierten 2 Arbeiterinnen als solche ebenfalls mit bestem Erfolg. In Deutschland habe das Ministerium v. Altenstein sich 1824 zum erstenmale mit der Kinderindustrie befaßt: aber männliche Fabrikinspektoren gäbe es erst seit 1871 in Baden, Sachsen und Preußen, nur sei in den letzten beiden Staaten die segensreiche Einrichtung paralysiert durch die Verbindung der technischen Kesselrevision mit dem Amte. Man könne aber ein vortrefflicher Ingenieur sein und doch der sittlichen Eigenschaften wie Takt, soziales Empfinden, Objektivität u. dgl., wie sie das Fabrikinspektorat fordere, ermangeln. Nur in Hessen seien die Frauen in der Gestalt von Assistentinnen daran beteiligt. Der Bund der deutschen Frauenvereine habe eine Petition an den Reichstag gerichtet, um endlich der Not der 600 000 arbeitenden Frauen, die bisher nur ein- bis zweimal Gelegenheit hätten, und zwar einem Manne gegenüber, zu klagen, ein Ende zu machen. In Baden habe man den Einfluß der Frau auf Umwegen nutzbar machen wollen, indem Mitglieder der Frauenvereine sich zur Entgegennahme von Klagen seitens der Arbeiterinnen bereit erklärt hätten. Das sei ein falscher Weg. Auch die bestmeinenden Frauen könnten ohne die Stütze des Amtes und gegenüber einer organisierten Arbeiterschaft nichts ausrichten. Es handele sich nicht etwa darum, der Frau ein neues Berufsfeld zu erschließen, sondern um Gerechtigkeit gegen die in ihrer Gesundheit und Moral schwer bedrohten Arbeiterinnen. Die „neue Frau" werde sich nicht in Aeußerlichkeiten zeigen, sondern als eine sich selbstbestimmende Persönlichkeit, die den Überschuß von Kraft und Liebe, den ihr das Haus lasse, für andere, insbesondere ihre Geschlechtsgenossinnen, dienstbar mache. Hr. Jaffé und Hr. Dr. Katzenstein vertraten der Rednerin gegenüber in der Diskussion die von Hrn. Oberregierungsrat Dr. Wörishoffer, Karlsruhe, (vgl. Eth. Kultur Nr. 9) erhobenen Einwände, namentlich in Beziehung auf die Fähigkeit der Frau, selbständig auch Behörden und Gerichten gegenüber die Interessen der Arbeiterinnen zu vertreten. Hr. Geheimrat Foerster betonte besonders die segensvolle Einwirkung, die durch weibliche Fabrikinspektoren auch den Frauen der Arbeitgeber zuteil werden würde. Die Frauen seien in diesen Ständen überwiegend hochkonservativ; das zeige sich nicht nur in ihrer starken Anhänglichkeit an religiöse Gedankengänge, sondern ebenso in der hartnäckigen Versteifung vieler gegen die soziale Reform. Auch Dr. Bieber beklagte die bisherige mangelhafte Erziehung der Frau zur Teilnahme am öffentlichen Leben, die durch das neue bürgerliche Gesetzbuch nicht aufgehoben werde. Frau Schwerin berief sich dagegen auf die durchaus selbständige Arbeit der Frau auch anläßlich des letzten Konfektionsarbeiterstreikes. Nicht der Fabrikinspektor sondern die Fabrikinspektion habe sich bisher bewährt. Eine Zwitterstellung der Frau zwischen Wohlfahrtspflege und Gewerbeinspektion, wie in Baden, könne auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden.

In Fortsetzung seines früheren Vortrages sprach Hr. Prof. Bruno Meyer vor der Monatsversammlung über den Sozialismus im alten (republikanischen) Rom. Die Servianische Centurienverfassung hatte dem Sozialismus der Königszeit den Todesstoß versetzt. Die Einordnung der Plebejer in die Heeresverfassung, der Gegensatz der Besitzenden und Besitzlosen unter den Plebejern selbst, endlich die Beseitigung des durch Übergriffe verhaßt gewordenen patriarchalischen Königstums und seine Ersetzung durch verantwortliche Verwaltungsbehörden mußte mit Notwendigkeit zum Verfall des alten sozialistischen Grundprinzips führen. Der Kampf der rechtlosen Plebejer gegen die bevorrechteten Altbürger nahm die ersten drittehalb Jahrhunderte in Anspruch; nach dem beispiellosen Aufschwung des in Eintracht erstarkten Gemeinwesens zur Weltmacht trat dann der zweite Gegensatz, der Besitzenden und Besitzlosen, zu denen sich die herabgekommene jeunesse dorée des Patriziats gesellte, in Aktion. Freilich ein Vorspiel hatte dieser Kampf schon in der durch die Schuld-

*) Wären wir nur erst soweit! Diese Zwingburg läßt sich allmählich zum Volkspalast ausbauen, die des Feudalismus nicht. Der Herausgeber.

knechtschaft hervorgerufenen Sezession auf den heiligen Berg gefunden, die durch einen Kompromiß beendigt wurde, aber gerade hier zeigte sich, daß der Sozialismus als solcher bereits tot war. Denn dieser setzt eine wesentlich gegensatzlose Gesamtheit als vorhanden voraus und duldet keine Kompromisse; die scheinbar volksfreundlichen Maßregeln (Aufteilung des ager publicus, Einsetzung der Volkstribunen, staatlicher billiger Verkauf von Korn und Salz) waren nur bestimmt, die Masse über den Tod des alten Sozialismus hinwegzutäuschen. So standen zwei Schemen einander gegenüber: ein Staatssozialismus, die galvanisierte Leiche des wirklichen Sozialismus und ein Plebejersozialismus, die rücksichtslose Vertretung materieller Interessen auf Kosten der sittlichen Persönlichkeit und des Staatszugehörigkeitsbewußtseins. Den Schuldenerlaß darf man weder als sozialistische Maßregel, noch als Gnadenakt betrachten, sondern als Liquidation einem augenblicklich zahlungsunfähigen Schuldner gegenüber, um ihn wieder geschäftsfähig zu machen. Das Volkstribunat war zwar zunächst auch nur ein fast lächerliches Beschwichtigungsmittel, erwies sich aber im Laufe der Zeit durch das Recht der Interzession, das die gesamte Staatsmaschinerie ins Stocken bringen konnte, als Nagel am Sarge der Patriziervormacht, freilich auch der Volksfreiheit. Die sozialistisch gefärbte Landverteilung kam erst nach langen Kämpfen (Sp. Cassius, Sp. Maelius) gerade gegen die Vertreter des alten Sozialismus, die Patrizier, zur Ausführung und blieb als isolierte Maßregel außerhalb des sozialistischen Systems ihrem Wesen nach unverstanden. Die Staatsumwälzung der Gracchen, nach traditioneller Anschauung der Höhepunkt des römischen Sozialismus, war in Wirklichkeit sein Ende, sein Bankbruch. Die produktive Grundlage der damaligen Gesellschaftsordnung, die Bodenbewirtschaftung, hatte durch den Großbetrieb mit menschlichen Maschinen, den Sklaven und einen raffiniert organisierten Getreide-Importhandel die Hufe des kleinen Mannes entwertet und den Abgrund zwischen einer überreichen Minderheit und der proletarisierten Masse aufgerissen. Tiberius Sempronius Gracchus, aus angesehener Familie, aber von plebejischer Abstammung, benutzte diese Sachlage, teils um sich an der Aristokratie für eine Ehrenkränkung zu rächen, teils aus dem Ehrgeiz des demokratischen Agitators und brachte als Volkstribun das Ackergesetz ein. Soweit dasselbe eine Fortsetzung der lizinischen Gesetzgebung war, war es berechtigt, wenn auch schwierig durchzuführen. Aber die Übertragung der richterlichen Gewalt an die zur Ausführung des Gesetzes gewählte Dreimänner-Kommission, in die sich Gracchus selbst wählen ließ, die verfassungsbrecherische Absetzung des dem Gesetz widersprechenden anderen Volkstribuns, sein ungesetzliches Auftreten mit einer Leibgarde seiner Anhänger, die Einziehung der attalischen Erbschaft zu Gunsten der neuen Landbesitzer, endlich sein Streben nach der verfassungswidrigen Wiederwahl in das Tribunat, forderte die Senatspartei zum offenen Kampf heraus. Nachdem der besonnene Konsul Scaevola ein gewaltsames Einschreiten abgelehnt hatte, erschlugen die ergrimmten Senatoren unter Führung des P. Cornelius Scipio Nasica den Tribun und 300 seiner Anhänger mit Knütteln. Im Jahre 129 wurde die Richterqualität der Dreimänner-Kommission durch P. Cornelius Scipio Numantinus wieder entzogen, was dieser freilich mit seinem durch Meuchelmord wenige Tage darauf geendeten Leben bezahlte. Der Bruder des Volkstribuns, C. Gracchus, aber war nicht mehr Volksführer, sondern Prätendent und Usurpator. Man war, nach Mommsen's Wort, nicht am Anfang, sondern am Ende der Volksfreiheit, nicht bei der Demokratie, sondern bei der Monarchie angelangt. — Eine Diskussion wurde dem hochinteressanten und formvollendeten Vortrage gegenüber nicht beliebt.

Den letzten Vortrag des Semesters hielt in der Gruppe für ethische Bildung Hr. Dr. **Herter** über **Politik und Moral**. Ausgehend von dem berüchtigten Buche Machiavellis: il principe gab der Redner zunächst eine Inhaltsübersicht der Schrift, besprach das Leben des Autors und kam zu dem Resultate, daß dasselbe keineswegs als Satire eines Republikaners auf die Tyrannei zu betrachten sei, sondern als ernst gemeinter Versuch, das Haus der Medicäer zur Einigung Italiens aufzurufen. Die mangelhafte Moral desselben sei aus den Zeitverhältnissen zu beurteilen, wenn auch nicht zu entschuldigen. Der Antimachiavell Friedrichs des Großen sei etwas phrasenhaft und nicht immer logisch, auch sei seine Praxis damit nicht immer im Einklang gewesen. Freilich habe sich die öffentliche Moral seitdem bedeutend geändert; die Empfehlung des Meuchelmordes sei nicht mehr möglich; so werde allmählich auch der Grundsatz, daß Macht vor Recht gehe, veralten. In einer ethischen Gesellschaft habe der Gegensatz zwischen Politik und Moral keine Berechtigung mehr. Hr. Dr. **Behrend** warf sich zum Verteidiger Machiavelli's auf, natürlich ohne die von ihm empfohlenen Mittel zu billigen. Er sei als Patriot und als Realpolitiker zu beurteilen. Bei der politischen Zerrissenheit Italiens habe er, böswilligen Gegnern gegenüber, Alles einsetzen zu müssen geglaubt, um sein Vaterland zur Einheit zu bringen. Ethik ohne Macht nütze im politischen Leben nichts. Auch Friedrich der Große habe die Grundsätze des Antimachiavell vernachlässigt, nicht, weil er so wollte, sondern weil er nicht anders konnte. Gegen diese Auffassung wandten sich alle andern Redner. Dr. **Koehne** bestritt, daß man bei moralischer Beurteilung öffentliches Recht und Privatrecht trennen könne. Friedrich der Große habe sich bei seinen Kriegen meist in der Defensive befunden; der Patriotismus Machiavelli's sei nicht weit her. Auch Dr. **Bieber** forderte für das öffentliche Leben dieselbe Ethik, wie für das Privatleben. Über den Wert des Werkes Friedrichs des Großen, insbesondere die Teilung Polens, sei das Urteil der Fachmänner sehr geteilt. Die Gewaltanwendung gegen den äußeren Gegner werde zu leicht auch im inneren Staatsleben beliebt. Die sittlichen Fortschritte im Verhalten gegen den politischen Gegner seit der damaligen Zeit seien übrigens doch sehr relativ; früher Meuchelmord, Rad und Galgen, jetzt Zuchthaus. Frl. **Freytag** hält es für psychologisch unmöglich, daß ein begeisterter Idealist, wie sich Machiavell in seinem Patriotismus zeige, das Buch über den Fürsten ernst gemeint habe; es sei als Ironie aufzufassen. Dagegen wendet sich Hr. Geheimrat **Foerster**. Die Stellung Friedrichs des Großen zu Machiavell zeige bereits einen bedeutenden Fortschritt der ethischen Entwickelung. Die Beurteilung dessen, was geschehen ist, dürfe nicht ausschließlich nach dem ethischen Katechismus erfolgen, wohl aber dessen, was geschehen soll. Das unethische Beispiel der Vergangenheit müsse demgemäß durch nachdrückliche und vollständige Darlegung aller seiner geschichtlichen Bedingtheiten und seiner schon erweislichen Nachwirkungen jedes vorbildlichen Charakters entkleidet werden, um die konsequente und rein ethische Beurteilung dessen, was geschehen **soll**, nicht zu trüben, sondern zu stützen. Aus der machiavellistischen Empfehlung des Meuchelmords sei eine ganze Kette solcher Verbrechen bis in die jüngste Zeit hinein hervorgegangen. Hr. **Jaffé** weist darauf hin, daß die Auffassung Frl. Freytags von manchen Gelehrten geteilt werde. Hr. Dr. Behrend habe Ethik und Bergpredigt verwechselt; die Ethik verbiete nicht das sich Wehren. Ein Staatsmann, der Politik und Moral vortrefflich zu vereinigen gewußt habe, sei Sir Robert Peel gewesen. Hr. Dr. **Penzig** erinnert an die Psychologie des Anarchismus, die ebenfalls hohen Idealismus mit Unmoral vereinige, ebenso an Nietzsche. Alle Ethik, auch die private, sei sozialen Ursprungs, deshalb könne kein Unterschied zwischen bürgerlicher und Staatsmoral gemacht werden, und darum habe auch der Einzelne nicht das letzte Entscheidungsrecht in ethischen Fragen. Prof. **Bruno Meyer** faßt Machiavelli's Buch auf als Blüte des höchstgetriebenen Individualismus, als Rezept für Übermenschen. In der äußeren Politik sanctioniere man Dinge nicht als moralisch berechtigt, sondern nur als leider noch unumgänglich notwendig. In seinem Schlußwort wies Dr. **Herter** darauf hin, daß schon die ähnlichen in den Kommentarien zu T. Livius ausgesprochenen Gedanken Machiavelli's die Annahme einer Satire unmöglich machen. Seine Ratschläge richteten sich auch nicht nur an Tyrannen, sondern an alle Machthaber. Die Ethik gewinne immer mehr Einfluß auf die Politik, wenn auch höheres Recht manchmal erfordere, daß das formale Gesetz durchbrochen werde. Dr. A. **Penzig**.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2221.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 1. August 1896.	Nr. 31.

Inhalt: Liebe und Frauenfrage. Von Marie Stritt. — Betrachtungen über einige Probleme der Sozialethik. Von Chr. Rappoport. II. — Renegat. Von G. Henke. — Zur Ethik in der Kommunalverwaltung. — Streiflichter. Zum Verständnis der Sozialdemokratie in Deutschland. — Vermischtes. — Aus der ethischen Bewegung: Die internationale Versammlung des ethischen Bundes in Zürich. — Bücherbesprechung: Julius Duboc, Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland (Anita Augspurg).

Liebe und Frauenfrage.

Von Frau Marie Stritt in Dresden.

Die seinerzeit auf Anregung und zum Teil in Erwiderung des interessanten Platter'schen Aufsatzes „Ein ethisches Problem" in Nr. 17 und 20 dieser Zeitschrift erschienenen vortrefflichen Artikel der Herren Prof. Dr. Foerster und Dr. Leopold Besser über „Sexual-Ethik und Frauen-Befreiung" geben mir Veranlassung, noch einiges über den Gegenstand zu sagen, der meiner Meinung nach den Kernpunkt der Erwiderung bildet. Es geschieht keineswegs in der Absicht, den oben erwähnten Ausführungen in irgend einem Punkt zu widersprechen, auch nicht eigentlich in der Absicht, dieselben zu ergänzen, sondern hauptsächlich, um auch den Standpunkt der Frauen selbst in einer Frage zu vertreten, die sie am allernächsten angeht und gar nicht genug von Männern und Frauen diskutiert werden kann — und dadurch vielleicht auch eine oder die andere berufenere Geschlechtsgenossin zu weiterer Meinungsäußerung über das angeregte Thema zu veranlassen.

Nach einer von den Gegnern der modernen Frauenbestrebungen bei jeder Gelegenheit geltend gemachten, leider noch ziemlich allgemein verbreiteten Anschauung soll die Frauenemanzipation den Untergang aller Weiblichkeit bedeuten, weibliche Eigenart verwischen, den Unterschied der Geschlechter aufheben, aus Frauen Männer machen wollen 2c. 2c. Diese offenbare Begriffsverwirrung muß umsomehr Wunder nehmen, als erwiesenermaßen die Befreiung aus drückenden materiellen und geistigen Fesseln für das männliche Geschlecht noch niemals dergleichen schreckliche Folgen, sondern im Gegenteil nur immer ein erhöhtes Bewußtsein und eine erhöhte Bethätigung männlicher Kraft und Eigenart nach sich gezogen hat und mit Naturnotwendigkeit nach sich ziehen mußte, da jedes Lebewesen sich in der Freiheit natürlicher, seinem ursprünglichen Wesen, seiner angeborenen Fähigkeit und Begabung gemäßer entwickelt als in der Unfreiheit. Der einfache, gesunde Menschenverstand müßte hieraus nun schließen, daß dieselbe Erscheinung auch bei der Befreiung des weiblichen Geschlechtes aus den tausendjährigen Fesseln seiner materiellen, sozialen und geistigen Hörigkeit zu Tage treten würde, daß also durch die Frauenemanzipation die weibliche Eigenart keineswegs verwischt, sondern erst zu erhöhter, zur rechten Geltung gebracht; nicht Mannweiber, sondern selbständige, selbstbewußte Frauenpersönlichkeiten geschaffen, daß die weibliche Natur nicht unterdrückt, sondern gerade die so lange verkannte und so oft verleugnete eigentliche Natur der Frau endlich zu ihrem Recht gelangen würde — daß also nicht der Untergang, sondern die Veredelung und Vervollkommnung aller echten Weiblichkeit das Ziel der Frauenemanzipation wäre.

Es war nun zwar nicht die vielverlästerte, vielverspottete Frauenlogik, die den so überraschenden entgegengesetzten Schluß gezogen hat, aber sie hat denselben auf Treu und Glauben hingenommen und die komische Angst vor dem Verlust der weiblichen Geschlechtseigentümlichkeiten auch auf die arme, an selbständiges Denken so wenig gewöhnte Weiblichkeit selbst übertragen, und die absurde Vorstellung, daß das Weib durch sein Vollmenschentum nicht nur nach dem deutschen Sprachgebrauch, sondern auch thatsächlich zu einem Neutrum würde, ist der natürliche Ausgangspunkt zu der weiteren Folgerung geworden, daß sie dann sowohl jeglicher Anziehungskraft auf den Mann, als auch der Fähigkeit, den Mann zu lieben, verlustig gehen würde.

Von unzähligen gelehrten Autoritäten, in mancher denkwürdigen Land- und Reichstagsdebatte ist schon die Frage, und zwar als Kardinalfrage der ganzen Frauenbewegung, erörtert worden, ob die unterrichtete, geistig arbeitende, einen wissenschaftlichen Beruf ausübende Frau noch irgendwelchen Reiz für den Mann haben könne, und das allgemeine Urteil neigt sich, wenigstens in Deutschland, bis jetzt noch bedenklich der Ansicht zu, daß sich blonde oder braune Locken um eine Stirn, hinter der Gedanken wohnen, weniger anmutig kräuseln würden, ein Mund, der klug zu reden weiß, nicht mehr lieblich zu lächeln, kein zärtliches Liebeswort mehr zu flüstern vermag. Laura Marholms vielbesprochenes Buch der Frauen, dessen Inhalt seine fragwürdigen Tendenzen selbst so glänzend und nachdrücklich widerlegte, wie keine der zum Teil sehr geistvollen Erwiderungen es vermochte, das von Feind und Freund als Produkt einer kranken Phantasie, als bedeutungsvolle pathologische Erscheinung unseres abgelebten Jahrhunderts angesehen wurde — dies merkwürdige, vielbesprochene Buch wurde nicht nur in den Kreisen jener traurigen fin de siècle-Männer und -Frauen mit Jubel begrüßt, die mit ihren trüben Augen nur den Zerfall, nicht den Wiederaufbau, nur das Ende, nicht den neuen, verheißungsvollen Anfang, nur den Tod, nicht das überall aufkeimende, aufblühende Leben zu sehen vermögen. Auch alle braven, überzeugungstreuen Philister, die an dieser besten aller Welten gar nichts auszusetzen wissen, haben dem Ausspruch Laura Marholm's: „Das moderne strebende Weib wolle des Mannes entraten", aus voller Ueberzeugung zugestimmt. Schien er ihnen doch, da er aus einem Frauenmunde kam, die willkommene Bestätigung der eigenen, teils in Unkenntnis, teils in absichtlicher Verkennung vorgefaßten und eigensinnig festgehaltenen Meinung zu bringen, daß die Liebe als einziger und ausschließlicher „Beruf" des Weibes sich mit etwaigen anderen Berufen ab-

solut nicht vereinen lasse, ja in schroffstem Widerspruch zu denselben stehe.

Ein ganz kleiner Teil der Schuld, daß ein so albernes, lächerliches Vorurteil platzgreifen konnte, daß man Liebe und Frauenfrage als zwei völlig getrennte Gebiete, das liebende und geliebte Weib, die Gattin und Mutter, von dem strebenden, seiner selbst bewußten, um seine Menschenrechte ringenden Weibe durch eine himmelweite Kluft getrennt wähnte — ein kleiner Teil der Schuld an diesem bedauerlichen Mißverständnis mag auch wohl die ersten Vorkämpferinnen in der Frauenbewegung treffen. In gerechter Entrüstung darüber, daß das Weib vom Manne bisher lediglich als Geschlechtswesen, als Mittel zur Fortpflanzung der Gattung angesehen wurde, daß sie daher für ihn immer nur in Verbindung mit Liebe und Ehe und Mutterschaft in Betracht kam und kommt, haben die endlich zum Bewußtsein ihrer selbst erwachten Frauen natürlich vor allem die Forderung auch nach einer geistigen und individuellen Auffassung ihrer menschlichen Persönlichkeit geltend gemacht und bei jeder Gelegenheit betont. So wurde im Programm der Frauenfrage das Verhältnis der Geschlechter zu einander in der ersten Zeit wohl etwas zu nebensächlich behandelt, wenigstens in Anbetracht seiner eminenten Bedeutung nicht oft und nicht nachdrücklich genug zur Sprache gebracht.

Der Umstand, daß unter den ersten Kämpferinnen, besonders in Deutschland, eine verhältnismäßig große Zahl unverheirateter Frauen waren (wie sehr natürlich, da eigentlich nur diese über ihre Zeit und Kräfte — und über ihre pekuniären Mittel frei verfügen konnten), daß ferner ein bedeutender Prozentsatz dem Lehrerinnenstande angehörte (wie ebenso natürlich, da bisher nur diesen Frauen die Möglichkeit zur Ausbildung und Verwertung geistiger Anlagen, wenn auch in beschränktem Maße, geboten war), der Umstand, daß daher der Schwerpunkt neben der materiellen vor allem auf die pädagogische Seite der Frauenfrage gelegt wurde, mag wohl auch das Seine dazu beigetragen haben, dieselbe in eine etwas einseitige, um nicht zu sagen falsche Beleuchtung zu setzen. Aber einmal ist die Bewegung seither schon längst in ein Stadium getreten, in dem alle Sonderinteressen und -Bestrebungen vor den großen, allgemeinen Gesichtspunkten zurücktreten müßten; zudem ist, in unausbleiblicher Folge der ökonomischen Entwickelung unserer Zeit, längst auch die verheiratete Frau in den Kampf ums Dasein und damit in den Kampf ihres Geschlechtes um seine Menschenrechte eingetreten; endlich aber ist es auch den unverheirateten weder jetzt noch früher jemals im Traume eingefallen, das Cölibat als Bedingung einer gedeihlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes zu erklären. Es ist eine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung, daß jene tapferen Frauen, weil ihr eigenes reiches, dem Wohl ihres Geschlechtes gewidmetes Leben nach einer anderen Seite seinen Schwerpunkt hatte, deshalb in frevelhafter Verblendung der Liebe und des Mannes überhaupt „entraten" wollten — ebenso aus der Luft gegriffen, wie die Behauptung, daß die Angriffe der Frauen gegen die bestehenden, allerdings vom Manne geschaffenen Zustände gegen die gesamte Männerwelt gerichtet seien, und daß in diesen Kreisen Männerfeindschaft und Männerhaß gepredigt würde. Der innigste Wunsch der strebenden Frauen ist ja auf die Bundesgenossenschaft des Mannes in dem Kampf um ihr Recht gerichtet, und es ist nicht ihre Schuld, daß dieser Wunsch, wenigstens in der bürgerlichen Welt, bis jetzt noch so schwachen Widerhall gefunden hat.

Diese grundfalschen Anschauungen und ihre möglichst allgemeine Verbreitung zu fördern, paßt vornehmlich jenen wackeren Anwälten und tapferen Rittern, welche die scheinbar bedrohte Natur zu schützen und für sie in die Schranken treten zu müssen glauben, ganz wunderschön in den Kram. Mutter Natur aber bedarf zum Glück keines Schutzes, sie schützt sich selbst am besten — keines Anwaltes, denn sie fällt sofort ihre Sentenz und straft jeden Frevel gegen ihren heiligen Geist an Leib und Leben — und keines Ritters — im Kampfe gegen Windmühlen!

Wie, das seiner selbst bewußt gewordene, also das allerweiblichste Weib sollte des Mannes entraten wollen, sie, die mit ihm auf gleichem Boden zu stehen, Hand in Hand mit ihm zu schreiten, Schulter an Schulter zu kämpfen begehrt? Sie, die nach den höchsten, ihr bisher vorenthaltenen Gütern strebt, nach Befriedigung ihres Wissens- und Thatendranges, nach einem ernsten Lebenszweck und Lebensinhalt, und nach einer harmonischen Lebensgestaltung, die sich in kühnem Mute gelüsten läßt „nach der Männer Bildung und Weisheit, Ruhm und Ehre" — sie sollte freiwillig auf das höchste Glück verzichten wollen, was die Erde für Mann und Weib zu bieten hat? Sie, die im Namen der ewigen Natur den Kampf gegen eine Welt der Unnatur, der Lüge und Heuchelei aufgenommen hat, sie sollte die Natur verleugnen und ihr ins Angesicht schlagen? Oder müßte man deshalb auf die Liebe und ihre Freuden verzichten, weil sie nicht mehr des ganzen Lebens ganzen Inhalt ausmacht? Thut oder that das etwa jemals der Mann? Oder wäre er etwa zur rechten, echten Liebe nicht mehr fähig, weil er außer ihr noch anderes Streben, andere Interessen, andere Ziele, andere Freuden und Genüsse kennt? — Eine so absurde Behauptung in Bezug auf den Mann aufzustellen, kommt niemand in den Sinn, während sie in Bezug auf die Frau noch ziemlich allgemeine Voraussetzung scheint.

Wohl ist die Liebe der Geschlechter die Krone, der höchste Schmuck des Lebens in seiner Blütezeit, aber nimmermehr des ganzen langen Lebens Inhalt, des Lebens Zweck oder Beruf — nimmermehr das Leben selbst. Nur weil das Leben der Frau bisher keinen anderen Zweck und Inhalt hatte und haben durfte, ist sie innerlich so verarmt und verkümmert. Und darum ist selbst ihre Liebe, das einzige, was sie zu geben hatte, oft so kümmerlich, so klein, so arm gewesen. Das befreite, das reichere, stärkere, größere Weib wird dem Manne auch eine reichere, stärkere, größere Liebe zu bieten haben.

Nur was man besitzt, darf man verschenken. Um sich also in Wahrheit liebend hinzugeben, muß das Weib sich erst selber angehören, muß sie erst in wirtschaftlicher, sozialer und sittlicher Beziehung Herrin ihrer selbst sein. Diese Wahrheit mag vorläufig mit dem Eigentumsrecht, das der Mann an das Weib zu haben glaubt, nicht recht in Einklang zu bringen sein, eine unanfechtbare Wahrheit bleibt sie darum doch. Und sie wird sich — langsam aber sicher, wie alle Wahrheiten — Eingang in die widerspenstigen Köpfe und Herzen erzwingen, und der Mann wird eines Tages mit freudigem Staunen gewahr werden, daß er unendlich gewonnen hat, wo er zu verlieren fürchtete. (Schluß folgt.)

Betrachtungen über einige Probleme der Sozialethik.

Von Dr. Chr. Rappoport (Paris).

II.

Die soziale Organisation und die Ethik.

Das moderne ethische Bewußtsein wird sich schwerlich mit den landläufigen allgemeinen moralischen Postulaten begnügen können. Die schönsten moralischen Maximen verlieren jedweden praktischen Wert, wenn sie in einer allzu abstrakten Form die Verschwommenheit und Unbestimmtheit eines Gemeinplatzes annehmen. Bei der Kompliziertheit des modernen Lebens und der skeptischen Geistesstimmung des modernen Menschen, besonders aber bei dem nicht wegzuleugnenden Interessenantagonismus zwischen Individuen und Gesellschaftsklassen in unserer heutigen Gesellschaftsorganisation giebt es nichts, das unfruchtbarer und unzweckmäßiger wäre, als den Leuten, die in 99 von 100 Fällen einen fürchterlichen und mitleiderregenden Kampf um ein jämmerliches Dasein führen, die ebenso allgemein bekannten wie allgemein vernachlässigten moralischen Gebote von Nächstenliebe und gegenseitiger Achtung so ohne weiteres ins Gesicht zu schleudern. Das dürfte sich

jeder aufrichtige Ethiker merken, wenn er den realen Genuß, den das Bewußtsein einer vollbrachten guten Handlung verschafft, der idealen selbstbetrügerischen und inhaltlosen Genügsamkeit, die das gedankliche Verweilen in einer Atmosphäre von schönen moralischen Begriffen und Worten mit sich bringen kann, vorzuziehen sich verpflichtet hält. Für ihn dürfte der schöne Klang der Worte durch den Mißton der Thatsachen des alltäglichen Lebens gänzlich zerstört, in ein hohles Nichts verwandelt werden. Nur der Oberflächliche oder der moralisch Taube wird den letzteren über den ersteren überhören.

Damit allgemeine moralische Forderungen einen praktischen Wert erlangen, müssen sie in die Sprache des alltäglichen Lebens übersetzt werden, müssen sie auf konkrete Verhältnisse unseres individuellen und sozialen Daseins bezogen werden. Dies aber erfordert selbstverständlich eine gründliche Revision, eine furchtlose Kritik unserer ethischen und sozialen Prinzipien und Ansichten. Diese Kritik wie die Übersetzung der allgemeinen moralischen Postulate aus dem Theoretischen ins Praktische erfordert gewöhnlich eine solche Anstrengung aller unserer Geisteskräfte, einen so bedeutenden moralischen Mut, ja in den meisten Fällen einen so verzehrenden, inneren Kampf, daß schon die ernste und eingehende Beschäftigung mit der Kritik der traditionellen Ethik eine moralische innere That, einen Befreiungsakt selbst darstellt.

Wo soll diese Kritik ansetzen? Wie soll der Prozeß der Umwandlung des allgemein Moralischen ins praktische Konkrete verwirklicht werden? Das sind vielleicht die wichtigsten Fragen der Sozialethik.

Es ist nicht nur unsere subjektive Ansicht*), wenn wir behaupten wollen, daß wir vor allem die sozialen Grundlagen unserer Existenz vom Standpunkte der Ethik vorurteilsfrei zu untersuchen haben, vorausgesetzt, daß wir das Ideal einer ethischen Lebensweise ganz ernst nehmen. Die Wichtigkeit dieser Vorarbeit ist leicht einzusehen. Es war eine Art von Leichtsinn, die Probleme: Gott, Seele, Unsterblichkeit lösen zu wollen, ohne vorher kritisch untersucht zu haben, ob wir überhaupt die Möglichkeit, die Erkenntnismittel zu derartigen Problemlösungen besitzen. Es ist nicht minder leichtsinnig, eine Moral aufbauen zu wollen, ohne vorhergehende Untersuchung, ob der soziale Boden fest genug ist, sie zu ertragen.

Wie einst der Königsberger Weise das philosophische Gebiet revolutionierte mit der Frage nach der Möglichkeit der Lösung metaphysischer Probleme, so vollzieht jeder Denkende eine moralische Revolution in seiner Lebensanschauung, in seinem ethischen Empfinden, wenn er sich ernst die Frage vorlegt und sie zu beantworten sucht: „Ist überhaupt meine moralische Existenz, mein Dasein, als moralische Persönlichkeit innerhalb der sozialen Organisation, in der ich zu leben und zu wirken volens nolens berufen bin, möglich?“ Mit anderen Worten: Ist die Möglichkeit einer Ethik mit der Existenz unserer heutigen sozialen Ordnung vereinbar?

Es dürfte für jeden klar sein, daß die Macht des Einzelnen der kollektiven Macht gegenüber verschwindend gering ist. Es ist daher kaum zu beweisen nötig, weil selbstverständlich, daß der gute Wille wie die gute Handlung des Einzelnen, im Großen und Ganzen wirkungslos bleiben muß, wenn sie sich nicht im Einklang mit der herrschenden Tendenz der Kollektivität befindet. Daraus folgt die allergrößte Wichtigkeit für die Zukunft der ethischen Bewegung, die moralische Natur der Kollektivität selbst, in der wir zu wirken berufen sind, genau zu untersuchen. Auf einem morschen Fundament kann nichts Solides gebaut werden, in einem Sumpfe wachsen keine Blumen. Die Gesellschaft ist das Fundament unserer ethischen Bewegung. Deshalb sind wir verpflichtet — und diese Pflicht ist eine der ersten und wichtigsten — vor allem dieses Fundament gründlich zu prüfen, denn sonst bauen wir Luftschlösser, in denen es nur hoffnungslose Schwärmer bequem haben sollen.

Zur Kritik der sozialen Grundlagen unserer Wirkung sollte uns noch ein anderer äußerst wichtiger Umstand kräftig bewegen. Unsere Gesellschaftsorganisation ist so eigenartig gestaltet, daß sie nicht allzu selten die an sich schönsten Absichten und Handlungsweisen ganz in ihr Gegenteil umschlagen läßt. Ebenso kommt auch der entgegengesetzte Fall auf Schritt und Tritt vor. Goethe's Wort vom Teufel, „der stets das Böse will und das Gute schafft“, wurde nicht ohne guten Grund auf unsere heutige Gesellschaftsordnung angewandt. Als ein allgemein bekanntes Beispiel für die Umwandlung des Guten in sein Gegenteil könnte noch das Almosengeben in jeder Form gelten. Nichts ist natürlicher und menschlicher als einen Appell an unsere Milde nicht mit einer groben und kalten Zurückweisung beantworten zu wollen. Und doch — behaupten Viele — erzielen wir durch das Almosengeben das Gegenteil von dem, was wir vorhaben: Wir vermehren Armut und Elend statt sie zu vermindern. Mag in diesem speziellen Fall des Almosengebens die Angst, widerwärtige Eigenschaften zu begünstigen, etwas übertrieben sein (in unserer Gesellschaft ist auch das unverschuldete Elend manchmal gezwungen, die Hand zu strecken), so bleibt doch vom Almosengeben wie von jedem andern Palliativmittel das richtig, daß es das entsprechende Übel nicht nur nicht beseitigen kann, sondern oft sogar seine Dauer begünstigt, indem es die Selbsttäuschung eines angeblichen Kampfes gegen dasselbe aufkommen läßt. Wir wollen nur noch eines und zwar ein allgemeineres Beispiel anführen. Unter einem despotischen Regime, wie es in Rußland und zum Teil in den meisten unserer Kulturländer noch existirt, unter welchem die elementarsten Volksrechte auf die ungerechteste und empörendste Weise verletzt werden oder verletzt werden könnten, glaubt mancher gewissenhafte Angestellte oder Beamte seine Pflicht zu erfüllen, indem er den Machthabern bei der Durchführung der ungerechtesten Maßregel ehrlich mithilft. Dabei wird oft, wenn auch je länger je seltener eine staunenerregende Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit zu Tage gefördert. Gewiß sind Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit die schönsten Dinge in der Welt. In dem gegebenen Falle aber werden sie durch eine politische und soziale Organisation verhängnisvoll. Unter einem solchen Regime erweist die Pflichtvergessenheit oft — objektiv genommen und vom sittlichen Standpunkte abgesehen — die besten Dienste. Der geistreiche Alexander Herzen stützte sich auf eine allgemein bekannte Thatsache, als er behauptete, daß in Rußland der unerträgliche Despotismus durch die Käuflichkeit der Beamten, wie durch eine Art Konstitution beschränkt sei. Nichts ist unter Umständen gefährlicher als die Selbstlosigkeit und die Begeisterung eines moralisch und intellektuell beschränkten Menschen. Folgt daraus, daß Begeisterung und Selbstlosigkeit etwas Schlimmes sei? Keineswegs. Es beweist nur, daß der soziale Boden, auf dem die Moralität der noch immer nicht überwundenen Sancta Simplicitas, die Brennholz für Scheiterhaufen eifrig zusammenträgt, sich entwickelt hat, durch und durch ungesund ist.

Der entgegengesetzte Fall, bei dem der böse Wille des Teufels das Gute zu schaffen gezwungen ist, wird am besten durch die so häufig vorkommenden fruchtlosen Bemühungen reaktionärer Art wie durch die Nutzlosigkeit von jeder Art Unterdrückung großer Ideen und bedeutender sozialer Strömungen bewiesen. In diesem verzweifelten Kampf des Minderwertigen und Abgelebten gegen das Neue und Bessere haben immer Reaktion und Unterdrückung früher oder später das Gegenteil von dem, was sie bezweckten, bewirkt. Die Unterdrückung hat manchen halben Wahrheiten oder ganzen Irrtümern zu einer vorübergehenden Größe verholfen, die besten Dienste aber hat sie den wirklich großen Ideen und Bewegungen erwiesen. Daß der Reaktionsteufel aus seinen historischen Niederlagen nichts lernen will und noch heute den traurigen Kampfesmut gegen den sozialen Fortschritt aufzugeben nicht im Stande ist, können wir nur von einem

*) Vergl. z. B. den Aufsatz von Dr. F. Staudinger: „Über einige Grundlagen der Kant'schen Philosophie“ im Archiv für systematische Philosophie Bd. II, Heft 2, S. 219 ff.

hohen moralischen Standpunkte, von dem Haß und Verfolgung, mögen sie auch objektiv als fördernd für das Gute unter Umständen sich erweisen, doch nie an sich wünschenswert sind, aufrichtig bedauern. Objektiv darf zugegeben werden, daß oft „der Teufel" die Geschäfte seiner Gegner am besten besorgt.

Gewiß entscheidet bei der moralischen Wertschätzung einer Handlung die reine Absicht, das individuelle Motiv, aber auch die objektive Natur einer Handlung, ihre Folgen für unser Lebensschicksal haben ihre Bedeutung. Und der Umstand, daß die besten Absichten die verhängnisvollsten Resultate haben können, daß allzu oft sogar das Gute durch das ihm Entgegengesetzte errungen werden muß, dürfte natürlicherweise den Verdacht hervorrufen, daß etwas faul im Dänemark der Moralität einer Gesellschaft sei, in der auf diese Weise die Dinge auf den Kopf gestellt werden können. Ist dieser Verdacht in Bezug auf unsere heutige Gesellschaftsordnung gerechtfertigt? Wir wollen diese Frage mit der an dieser Stelle gebotenen Kürze zu beantworten versuchen.

(Schluß folgt.)

Renegat.

Von C. Henke in Berlin.

Motto: Ach! So ein Schreier weiß nicht, warum.
Der beste Nachtwächter wird endlich stumm.
Es ahnet nicht so ein junger Maulheld,
Warum der Mensch am End' das Maul hält.
H. Heine.

Es sind üble Gedanken, welche das Wort Renegat, Abtrünniger, hervorruft, und eine traurige Erscheinung in der menschlichen Gesellschaft ist derjenige, auf den das Wort Renegat mit Recht angewendet werden darf. Abtrünnig sein, den Glauben, die Meinung wechseln, wie ein Kleidungsstück, heute für Freiheit, Recht und Wahrheit kämpfen, oder wenigstens reden, morgen die Notwendigkeit des Zwanges predigen, oder gar mit gekrümmtem Rücken vor denen sich winden, die man gestern bekämpfte, kurz, eine Wetterfahne sein, das ist charakterlos, ehrlos.

Aber, wenn je eine Bezeichnung leichtfertig gebraucht und von urteilslosen Massen nachgebetet wird, so ist es das Wort Abtrünnigkeit, und nur zu oft wird das Resultat folgerichtiger, geistiger, auf Erfahrung und Studium begründeter Entwicklung für den Unverstand eine Zielscheibe der Gehässigkeit; nur zu oft ist gerade dort, wo Oberflächlichkeit und Leichtsinn Charakterschwäche oder gar Schelmerei vermuten, Ueberzeugungstreue, Festigkeit und Wahrheit am echtesten zu finden. Besonders die edlere, hohen Zielen nachstrebende Jugend, welche ihren besten Trieben folgend, das Schöne auf der Welt verwirklichen möchte und alles im Lichte froher Hoffnungen erblickt, urteilt, ohne Wissen und Willen, ungerecht, sie sieht nicht die Schatten und Nachtseiten des Lebens und — der Menschen:

„Der bessere Mensch tritt in die Welt
Mit gläubigem Vertrauen,
Und hofft, was ihm die Seele schwellt
Auch außer sich zu schauen!" —

So glaubt der junge Schwärmer, es sei leicht, das Ideal des Guten und Schönen zu verwirklichen, es bedürfe nur der geeigneten Stimmen, um die ihn bewegenden Kräfte auch in allen übrigen wachzurufen, und viele glauben zu den berufenen Weckern zu gehören. Glückliche Schwärmer und — oft betrogene Thoren, die nur zu oft mit ihren Hoffnungen den inneren Frieden, und auf lange Zeit, oder für immer ihre Schaffensfreudigkeit verlieren:

Denn — „alles ist so klein und eng,
Hat man es erst erfahren,
Dann sucht man in dem Weltgedräng
Sich selbst nur zu bewahren;" —

und bei vielen erkaltet die Liebe zur Menschheit, das höchste Gut, die einzige Grundlage wahren Glückes. Nur wenige wahren sich „zu schönem Glück, mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick." Daß ein solcher begnadeter Weltmann ganz anders aussieht, als ein himmelstürmender Jüngling oder ein in der Entwickelung zurückgebliebener Mann, der nur manchmal ein längst verklungenes Freiheitslied singt, wenn der Becher alte Erinnerungen wachruft, ist natürlich, und sitzt dann einer im Kreise, der dem haltlosen Enthusiasmus des Jünglings oder des kindischen Alten eine kleine Ernüchterung bietet, in Gestalt vernünftiger Zurechtweisung, dann folgt oft das, halb im Scherz, halb im Ernst gesprochene Wort: Renegat.

Von solcher Seite ist ein derartiger kleiner Ausfall leicht zu verschmerzen; man freut sich über das warme Herz der Jugend, lacht das alte Kind herzlich aus und bemitleidet den alten Fanatiker, der nichts gelernt hat; aber Unwillen erregt es, wenn Menschen mit ihrer Ueberzeugungstreue prahlen, von denen man mit Bestimmtheit annehmen kann, oder die gar schon verraten haben, daß sie ihre, in der Jugend gehegten Ansichten nicht bewahren konnten, sich vielleicht gar nur beim Phrasendreschen beteiligen, um dann, wenn sie sich ungesehen wähnen, den Auguren gleich, zu lächeln.

Und solcher verachtungswürdiger Prinzipienreiter giebt es leider sehr viele. Ehrgeiz und Gewinnsucht halten sie scheinbar fest an den Idealen der Jugend; die reifere Erkenntnis, der sie sich kraft ihrer höheren Intelligenz und Entwickelung nicht entziehen können, führt sie zwar mit logischer Konsequenz zu dem Schlusse, daß dem Drängen der Wenigerentwickelten nicht nachgegeben werden kann, daß die Maschine sich zuschanden laufen muß, wenn nicht regulierend auf sie eingewirkt wird; dennoch aber halten sie, als echte Geschäftspolitiker, vor den Augen des Volkes, ohne dessen Verblendung sie nichts wären, scheinbar an alten Idealen fest, und nur der aufmerksame Beobachter sieht zuweilen durch ein Ritzchen ihrer verschlossenen Ehrbarkeit und Treue den Betrüger und Demagogen hindurchschimmern.

Ohne Zweifel begleitet echte wahre Begeisterung den Menschen bis ans Grab; durch die Nebel des Trübsinns hindurch, durch die Eiseshülle, welche trübe Erfahrungen um das Menschenherz gelagert haben, bricht oft ein Strahl des ewigen Lichtes, plötzlich, unerwartet, und wie das Gold sich treu erhält in allen Lagen, so bleibt ein in der Jugend von heiligem Feuer durchglühtes Menschenherz doch stets empfänglich für das Große und Schöne. Aber ein gereifter Mensch streckt nicht mehr die Arme verlangend nach Phantomen aus; ist die Zeit der Gährung vorbei, dann wird es ruhig im Gefäß, und die Güte des Weines zeigt sich nicht durch Poltern, sondern durch ruhige innere Kraft. Mäßig wird der Gereifte sich zeigen in der Liebe, wie im Hasse, zumal Verständnis, Verstehen das beste Mittel ist gegen tobenden Haß. Mit der wachsenden Gemütsruhe wächst die Urteilsfreiheit und führt zur Verständigung, zur Versöhnung, zum Gleichgewicht. Jedes Lebensalter hat seinen Vorzug: Die Jugend das beseligende Pathos, das Alter die Ruhe des Gemütes. Und diese Verschiedenheit ist die Grundbedingung aller Entwickelung. Das Feuer der Jugend ist die treibende Kraft, die ruhige Wärme des Alters ist die Herbstsonne, welche die Früchte reift und genießbar macht. Verständiges Alter und gesittete Jugend ehren und lieben sich gegenseitig, und so ist das Alte stets bemüht seinem Lieblinge, der Jugend, die Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, und wo dies nicht geht, warnend und ratend zur Seite zu stehen; die edlere Jugend aber folgt gern dem wohlgemeinten Rate, sich und den Mitmenschen zum Heile. Das Leben ist so weit und tief, daß jeder Mensch, vom Fürsten bis zum Bettler, immer nur einen begrenzten Standpunkt einnehmen, die Dinge nur von einer Seite betrachten kann. Nur wenige, mit Mitteln und vielen guten Eigenschaften ausgestattete, Menschen sind im Stande tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen, alles von allen Seiten aus zu betrachten. Wer aber nüchtern und mit ungetrübtem Blicke durch das Leben weiter geht, dem drängt sich die Erkenntnis von selbst auf, er sieht sich unvermutet auf einer höheren Warte und bemerkt mit Schreck und Freude, wenn er in die Tiefe blickt, wo die Nachkommenden gegen Windmühlenflügel kämpfen, daß er früher auch ein Narr war und jetzt klüger geworden ist.

Selbstverständlich ist die Möglichkeit geistiger Reife nicht allen Menschen gleichmäßig geboten. Der gut situirten Jugend ist die Bahn der Entwickelung frei gemacht durch Fernhalten der drückendsten Sorgen und Entbehrungen, sie fühlt auch weniger hart und eindringlich die Ungerechtigkeiten des Lebens und der Verhältnisse; die ihr gewährte Schulung und Erziehung macht ihr das Begreifen leichter u. s. w. Die unbemittelte Jugend geht all dieser Vorzüge von vornherein verlustig und wird, durch den harten Kampf ums Dasein, beständig neu in ihren egoistischen Gefühlen aufgeregt. Der unablässige Druck der Verhältnisse preßt sie gegen die harten Grenzen der Wirklichkeit und erzeugt immer neue Schmerzen, innere Kämpfe, welche das bessere Bewußtsein trüben und eine stete Kampfbereitschaft wachhalten. Nur wenigen ist es vergönnt, sich einen so hohen Grad von Lebensweisheit anzueignen, daß sie den immer wieder laut werdenden Ruf nach Glückseligkeit prompt verstummen lassen, die Schmerzen des Lebens durch Stoicismus lächelnd dulden können.

Eine hohe Einsicht, ein eiserner Wille gehört dazu, den stets von neuem andrängenden bösen Geistern zu wehren, und so sieht man, daß die weltzufriedenen Philosophen meist in behaglicher Lage sich befinden und von dort aus den Armen Besonnenheit, Geduld, manche wohl gar Entsagung predigen.

Unter Umständen macht ein solcher Ergebenheitsprediger einen komischen oder auch einen aufreizenden Eindruck; dumpfes Grollen wie ferner Donner wird vernehmlich, und wenn dann ein armer Philosoph sich bemüht, sein Tröpflein Oel in die Wogen zu gießen, dann darf er sicher nicht auf Wohlwollen rechnen, man nennt ihn einen Verräter seiner Klasse, einen Abtrünnigen. Wer dann am lebhaftesten auf einen solchen „Renegaten“ schimpfen kann, der wird ein Held, und, wenn das Glück ihm hold, sein Sprachorgan beweglich ist, ein Volksführer. Solche Volksführer gleichen den Müttern, welche ihre Kinder lehren, den Erdboden, auf den sie durch das Gesetz der Schwere hart auffielen, zu schelten, und die große Masse gleicht den Kindern; sie ist nicht zu belehren und muß sich von Fall zu Fall von selbst beruhigen. So entstehen in der Einbildung der Masse oft recht viele Renegaten, weil jeder, der nicht mit ihr mit dem Kopfe durch die Wand will, sondern durch Erfahrung gewitzigt, Auswege sucht, und hierzu die freundlich angebotene Hilfe anderer, glücklicherer Menschen nicht verschmäht, leichter zu beschimpfen, als zu widerlegen ist.

Und solche Renegatenfinder und Renegatenfresser sind selbst die schlimmsten Renegaten, sie renegieren unausgesetzt, was die Vernunft sie lehrte, und was sie bei anderer Gelegenheit selbst lehren: daß jeder Fortschritt sich organisch entwickelt hat. Solche prinzipienreitende Renegaten und Geschäftspolitiker sind aber ein großes Hemmnis für die wahre Aufklärung, indem sie das kaum erwachte Bewußtsein einzelner Volksgenossen gewissermaßen einkapseln in Doktrinen, und so den, an einer Stelle bewegten, Volkskörper wieder erstarren machen. Selbst unfähig, am Bestehenden den Hebel einzusetzen, stark interessiert am Fortbestehen der schreienden, von ihnen selbst aber kritisierten Mißverhältnisse, zeigen sie den geistig Tieferstehenden ein herrliches Land, verschweigen aber die Länge und Beschwerlichkeit des Weges, den erst folgende Generationen zurücklegen können.

Und warum glaubt das Volk solchen Auguren so leicht? Aus demselben Grunde, aus dem der Schlechtgenährte zum Alkohol greift; um die geistige Misere hinwegzutäuschen! Deshalb ist auch ein Hauptmittel zur Bekämpfung wirklicher Renegaten die Volkserziehung und Bildung im weitesten Sinne.

Nun sagt aber mancher und mit Recht, erst muß der Mensch satt sein, ehe wir ihn bilden können. Das ist unbedingt wahr; aber ebenso wahr ist auch, daß nur ein geistig höher entwickeltes Volk Zustände schaffen kann, bei denen jeder seine vernünftigen körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen vermag und daß eine geistig tote Masse stets passiv bleibt, selbst ihren eigensten Interessen gegenüber. So bleibt nichts weiter übrig, als daß alle Faktoren in der menschlichen Gesellschaft gleichmäßig bei der großen Kulturarbeit berücksichtigt werden und mitwirken müssen, und ceterum censeo, daß von uns allen die Irrtümer „verneint“ werden müssen, welche die Verschiedenartigkeit der Klassen in uns erzeugte und daß wir alle in diesem Sinne „Renegaten“ werden sollen.

Zur Ethik in der Kommunalverwaltung

bringt die Nummer der „Ethischen Kultur“ vom 11. Juli einen sehr dankenswerten Auszug aus einem Aufsatze der „Sozialen Praxis“ über Interessenkonflikte der Gemeindevertreter, dem ich noch Einiges hinzufügen möchte. Man möchte nach jenem Aufsatze veranlaßt sein, zu glauben, daß die in demselben besprochene Anregung erst jüngsten Datums sei. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Frage ist in Süd- und Mitteldeutschland keine neue. Als eingangs der achtziger Jahre die demokratische Partei in Bamberg die stark in ihre persönlichen Interessen verfahrene Stadtvertretung stürzte und in der Lage war, sie durch Männer aus ihrer Mitte zu ersetzen, war es ein die Gewählten verpflichtender Programmpunkt, keinerlei Arbeit oder Leistung für die Stadt oder eine der unter ihrer Verwaltung stehenden Stiftungen zu übernehmen oder beizubehalten. Dieses Programm wurde eingehalten, solange die demokratische Partei auf dem Rathause vertreten war. Auch in einer Residenzstadt Thüringens ist dieselbe Forderung schon vor Jahren, die sogenannte Unabhängigkeitsfrage, von einem der geistig hervorragendsten Bürger dieser Stadt in der Presse auf das lebhafteste aufgeworfen worden und führte sogar zu einem Beleidigungsprozeß, welcher über die mit solchen „Ehrenämtern“ verknüpften geschäftlichen Vorzüge überraschende Enthüllungen brachte. Doch blieb die Sache erfolglos. Der Aufsatz in der „Sozialen Praxis“ scheint mir die Frage aber nur von Einem Standpunkte und zwar dem minder wichtigen aus in das Auge zu fassen, und das veranlaßt mich, die Feder zu ergreifen. Weit wichtiger als die Rücksicht, die Gewissen der Gemeindevertreter vor einer Collision ihrer Interessen mit denen der Gemeinde zu bewahren, welcher sie ja leicht durch die Ablehnung jeder Arbeit für die letztere entgehen können, ist die Rücksicht auf das Gewissen des Bediensteten und Beamten eines solchen Gemeinwesens, welcher dieser Collision nicht entgehen kann. Denn seine Beförderung, seine Beibehaltung, seine Entlassung, seine Gehaltsangelegenheiten, liegen in den Händen der Gemeindevertreter, also auch derjenigen, deren Arbeiten für die Gemeinde er kontrollieren soll — jeder Feind in der Gemeindevertretung kann und wird ihm schaden. Wer kann billigerweise einem Manne, der in solcher Weise für sich und seine Familie abhängig ist, den Heroismus von Tugend zumuten, daß er diese Rücksicht auf sich selbst beiseite setzt? „Herr! führe uns nicht in Versuchung!“ wird täglich gebetet Wir dürfen aber auch unserseits niemanden in eine Versuchung führen, am wenigsten in eine solche, der er voraussichtlich nicht widerstehen kann. Wie es deshalb längst Grundsatz vernünftig geleiteter Gemeinden ist, Bedienstete, die mit dem Kassawesen zu thun haben, so auskömmlich zu bezahlen, daß ihnen die Versuchung, sich an anvertrautem Gute zu vergreifen, ferner gerückt, jedenfalls der Widerstand mehr erleichtert ist, so darf eine Gemeinde auch nicht durch die Vergebung von Arbeiten an die Herren des Schicksals ihrer Diener letztere in ein Dilemma bringen, dem sie erliegen müssen. Sie darf es nicht aus moralischer Rücksicht für ihre Diener, auch nicht aus Rücksicht auf sich selbst. Dieses ist der weitaus wichtigere Teil der Frage, die weitaus höhere, gebieterischer sich geltend machende ethische Forderung, als die zarte Rücksicht auf die Gewissen derer, die sich dieser Rücksicht möglichst entzogen zu sehen wünschen. Wäre unsere Tagespresse bisher mehr veranlaßt worden, dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zu schenken, ich bin überzeugt, die Erkenntnis des Unstatthaften, das sich in dieser Zwitterstellung der durch die Wahl ihrer Mitbürger zur Wahrung des Gemeindeinteresses Berufenen und doch von der Gemeinde Arbeit und Verdienst annehmenden, birgt, hätte sich schon längst in einer Weise geltend gemacht, welche es denselben moralisch unmöglich machte, gegen den Strom der also geweckten öffentlichen Meinung zu schwimmen. Allein unsere Tagespresse kann dieses ja nachholen und dazu anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Zürich, 15. Juli 1896. Ferdinand Heigl.

Streiflichter.

Zum Verständnis der Sozialdemokratie in Deutschland. In den Spalten dieser Zeitschrift ist mehrfach an der politischen und ethischen Haltung der deutschen Sozialdemokratie Kritik geübt worden. Die Pflicht der Unparteilichkeit mußte uns von jedem kritiklosen Kultus des Proletariates und seiner Führer

zurückhalten. Es darf jedoch nie vergessen werden, daß die Führerschaft dieser Partei nicht ein Verband selbständiger Männer, sondern in hohem Grade von urteilslosen und unerzogenen Massen abhängig ist; wer daher die Sozialdemokratie anders haben will, der muß sich vor allem gegen die *Ursachen der erbitterten und verzweifelten Stimmung der Massen* wenden, denn die jeweilige Tonart der Sozialdemokratie entspricht notwendig der herrschenden Stimmung der Wählermassen. Wollten die Führer Versöhnung und Ruhe predigen, während die Arbeiterschaft in der Aufregung über Rechtsverweigerung, Rechtsbeugung und brutale Behandlung seitens der Machthaber nach unversöhnlicher Fehde ruft, so würde die Arbeiterschaft Verrat schreien, ihre Führer absetzen und sich Männer wählen, deren Redeweise der augenblicklichen Stimmung der Gedrückten den zündendsten und drohendsten Ausdruck giebt. Das sittliche Gleichgewicht der sozialdemokratischen Parteiführer wird beständig gefährdet durch den Wettbewerb der Anarchisten, die jede besonnene Stellungnahme der Leitenden als Volksverrat brandmarken und die bisherigen Vertrauensmänner durch Schlagworte zu überbieten suchen. Dieser Wettbewerb tritt besonders auf gewerkschaftlichem Gebiete hervor. Werden die durch körperliche Überarbeitung in ihrer Bildung zurückgebliebenen Massen durch Gewissenlosigkeit und Härte der oberen Klassen verstockt, verzweifeln sie infolgedessen an der Möglichkeit, durch *Verständigung* vorwärts zu kommen, so werden dementsprechend auch stets die Apostel des blinden Klassenkampfes den Sieg über die Besonnenen davontragen, und es ist dann ganz widersinnig, sich bei der Beurteilung der modernen Arbeiterbewegung in erster Linie an die „gewissenlosen Hetzer" zu wenden, während doch die wirksamsten Volksverführer eben die Machthabenden sind, welche durch Klassenselbstsucht, Gewaltwirtschaft und hochmütiges Mißverstehen die erregten Massen denjenigen in die Arme treiben, welche die Sprache der Rache und des finsteren Mißtrauens am beredtesten gebrauchen. Zur Erläuterung dieser Gesichtspunkte wollen wir einige neuere Thatsachen zusammenstellen, die für jeden fühlenden und denkenden Menschen die wahren Volksverhetzer deutlich an den Pranger stellen.

In dem neuesten Bericht des preußischen Fabrikinspektors Dr. Sprenger findet sich folgende Mitteilung:

„Gegen die Einrichtung sauberer und an Zahl ausreichender *Aborte* sträubten sich einige Fabrikanten in der Befürchtung, die *Arbeiter möchten zu lange auf denselben verweilen und die Arbeit versäumen.* In einem Falle mußte aus Schicklichkeitsrücksichten auf die Entfernung einer *Schauöffnung* in einer *Klosetthür* gedrungen werden, durch welche man die Besucher des Aborts *kontrollieren* konnte."

Der „Vorwärts" bemerkt zu dieser Mitteilung mit vollem Recht:

„Diese Stelle aus dem amtlichen Bericht des königlich preußischen Gewerbeinspektors verdient als kulturhistorisches Dokument späteren Geschlechtern mit derselben Sorgfalt überliefert zu werden, wie seinerzeit die Zynismen, deren sich kurz vor der französischen Revolution manche Grandseigneurs schuldig gemacht haben. Man stelle sich die Qualen vor, die eine zehn-, zwölf- und vierzehnstündige Arbeitszeit in manchen Betrieben für den Ausgebeuteten mit sich bringen muß, wenn ihm der Aufenthalt an dem unappetitlichsten Orte der Fabrik eine *Erholung* däucht, und man messe den Grad von Profitsucht, der unsere Unternehmer erfüllt, an dem Argwohn ab, mit dem sie am Arbeiter das intimste Geschäft sorgfältig kontrollieren lassen, damit auch keine Minute ungenützt im Betriebe verloren geht. Hinfällig ist der etwa erhobene Einwand, daß man es hier mit einer ganz besonderen Abnormität zu thun habe, die vom Gewerbeinspektor etwa nur als Kuriosum angeführt worden sei. Wer den gewerkschaftlichen und Versammlungsteil unseres Blattes durchliest, wird durchaus nicht selten Klagen über eine derartige, die Menschenwürde in den Staub tretende Kontrolle vorfinden; vor kurzem erst konnten wir aus einer größeren Fabrik melden, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen 10 Pf. Strafe sowohl für den Fall, daß sie länger als fünf Minuten auf dem Abort bleiben, zu zahlen hätten, als auch für den Fall, daß sie das Kloset öfter als einmal am Tage aufsuchen."

Der ganze übrige Bericht des Gewerbeinspektors wimmelt von Mitteilungen über den Widerstand der Unternehmer gegen die notwendigsten Schutzvorrichtungen und gesundheitlichen Erleichterungen für die Arbeiter. Darf man angesichts solcher Zustände von den Arbeitern das Anerkenntnis verlangen, daß ja auch die Unternehmer das Beste ihrer Arbeiter wollten und im übrigen nichts als Opfer eines grausamen Systems seien? Gewiß steht der Einzelne unter dem Druck der Konkurrenz, aber es darf auch nicht beschönigt werden, daß die deutsche Unternehmerschaft zur Zeit — wie dies ja auch ihre parlamentarische Vertretung in den Arbeiterschutz-Debatten bewies — leider erst ein traurig kleines Quantum vorurteilsloser Menschlichkeit enthält.

Aber die private Thätigkeit der Unternehmer in der Volksverhetzung wird bei weitem übertroffen durch die Wirksamkeit der staatlichen Organe, gegen deren kurzsichtiges Gewalttreiben man den Vorwurf der Gewissenlosigkeit erheben müßte, wenn man nicht wüßte, daß die Idee der höheren Gerechtigkeit hier völlig untergegangen ist in dem Ideal des pflichttreuen Kampfes für die Autorität. Was soll man zu folgender Thatsache sagen, die leider in der bürgerlichen Presse fast ganz mit Schweigen übergangen worden ist. Der Redakteur des sozialdemokratischen Volksblattes für Harburg, Kauffmann, der wegen *Militärbeleidigung* zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt worden war, wurde die *Selbstbeschäftigung* verweigert, obendrein wurde er *geschoren* und in *Handschellen* zu einer Vernehmung nach Harburg transportiert. Gleichzeitig kommt aus Dortmund die Nachricht, daß dort einem anderen wegen *Majestätsbeleidigung* zu 5 Monaten Gefängnis verurteilten sozialdemokratischen Redakteur ebenfalls die *Selbstbeschäftigung* verweigert wurde. Von dieser Thatsache nimmt aus den Reihen der bürgerlichen Presse nur ein katholisches Blatt, die „Märkische Volksztg." mit folgenden entrüsteten Worten Notiz:

„Es scheint demnach wahrhaftig erst die Qualifikation eines Hammerstein nötig zu sein, um Ausnahmen rechtfertigen zu können. Diese unerhörte Behandlung eines Redakteurs, der nun gezwungen ist, mit *gemeinen Verbrechern*, Totschlägern und Räubern Stroh zu spinnen und Tabak zu zupfen, muß den Unwillen aller billig Denkenden hervorrufen. — Aber während die jungen rauflustigen Herren Studenten und die Herren Offiziere auf „Festung" kommen, völlige Bewegungsfreiheit haben, in der Stadt und im Festungsgebiete spazieren gehen dürfen, sich nach ihren Mitteln beköstigen können, erwartet den Mann der Feder, der *kein* Verbrechen begangen hat und der nur so kühn war, allzu offenkundige Mißstände zu kennzeichnen — den Mann erwartet der Verbrecherraum, er wird in Reih und Glied gestellt mit dem Mörder und Räuber, hat als Zellengenossen Strolche und Diebe, Menschen, die oft mit den ekelhaftesten Krankheiten behaftet sind und als Nahrung erhält er blauen Heinrich und Rumfutsch. Diese schreiende Ungerechtigkeit darf nicht weiter bestehen!"

Diese Entehrung von Männern, die nichts gethan haben, als daß sie ihrer Ueberzeugung einen vielleicht etwas leidenschaftlichen Ausdruck verliehen, ist in Wahrheit eine Entehrung der deutschen Kultur und eine Erniedrigung der Rechtspflege zur Rachepflege, gegen die laut und nachdrücklich protestiert werden muß.

Zum Kapitel der Ausnahmebehandlung von Sozialdemokraten ohne Ausnahmegesetz gehört auch die Internierung des sozialdemokratischen Redakteurs Rosenow in Chemnitz, dem nach Verbüßung seiner Gefängnishaft wegen Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen die königliche Amtshauptmannschaft eröffnete, daß ihm auf die Dauer von 2 Jahren der Besuch von 14 Chemnitzer Vororten verboten sei, da Wiederholung seiner strafbaren Handlungen zu befürchten sei. Indem man also Gesetzesparagraphen, welche die Rückkehr von Dieben, Raufbolden oder ähnlichen Elementen an den Ort der That verhindern sollen, auf sozialdemokratische Redakteure anwendet, erreicht man in Sachsen unter dem gemeinen Recht, was selbst unter dem Sozialistengesetz Schwierigkeiten gemacht hätte.

Die „Sächsische Arbeiterztg." schreibt hierzu.

„Wer mit den Chemnitzer Verhältnissen vertraut ist, weiß, daß einige der obengenannten Orte unmittelbar an der Stadtgrenze liegen, was dem Genossen Rosenow also ein Verlassen der Stadt fast zur Unmöglichkeit macht. Nicht nur läuft Rosenow Gefahr, einen einstündigen Spaziergang in der frischen Luft, den ein drei Monate Inhaftierter doch gewiß nötig hat, mit Schub und acht Tagen Kerkers büßen zu müssen, sondern er ist auch in seiner Thätigkeit als Journalist, die ihm nötig macht, bald hier, bald da Informationen einzuholen, in seiner Existenz und seinem Broterwerb auf das empfindlichste behindert.

Nachdem die sächsische Reaktion den Arbeitern das Wahlrecht genommen und ihre Fachvereine auf Schritt und Tritt geknebelt hat, wendet sie neuerdings ihr Interesse den aufblühenden Arbeiterkonsumvereinen in Sachsen zu, um auch diese Quelle der friedlichen Emporentwickelung zu verstopfen. Man will diese Konsumvereine durch hohe Besteuerung vernichten. Die „Volksvertretung" hat den Gemeinden gestattet, mit dieser Besteuerung vorzugehen. Der „Vorwärts" berichtet darüber, wie folgt:

„Die Gemeinden haben schon begonnen, die ergiebige Steuerquelle zu erschließen und werden den *Umsatz* der Konsumvereine mit einer Abgabe von durchschnittlich 3 Prozent belegen; so in Burgstädt (3 Prozent), Leutzsch (4 Prozent) u. a. *Diese 3—4 Prozent vom Umsatz bedeuten nicht weniger als ca 30—40 Prozent vom Reingewinn.* Hier, wo es sich um Arbeitervereine handelt, wird also eine Progression bis zur Hälfte des Netto-Einkommens für erträglich gehalten, während dem reaktionären Landtag eine Progression bis zu 4 Prozent bei der Staatseinkommensteuer schon bedenklich er-

schien! Die indirekte Besteuerung der Volkslebensmittel ist allerdings unbedenklicher.

Um welche Summen es sich bei diesen Steuerprojekten handelt, mag man daraus sehen, daß der Konsumverein Leipzig-Plagwitz z. B. in den zehn Jahren seines Bestehens 1884—94: 9 066 201 Mark Umsatz gemacht hat, davon allein 1894—95: 2 484 910 Mark; das würde bei einer Besteuerung von 3 Prozent ungefähr 75 000 Mark Umsatzsteuer ergeben haben."

Wir wollen für heute diese Blütenlese schließen. Der Leser wird gewiß der Bemerkung eines englischen Arbeiterführers zustimmen, der auf einer Reise durch Deutschland ähnliche Dinge beobachtete und sagte: „Now J see, how you make social-democrats!"

Zum Schluß wollen wir zur Kennzeichnung gewisser Kreise noch erwähnen, daß die „Hamburger Nachrichten" der Meinung sind, alle Bundesstaaten sollten dem Beispiel folgen, das Sachsen mit der Internierung des Redakteurs Rosenow gegeben habe. „Wenn" — so sagt das Organ altkanzlerischer Politik — „sich das Reich scheut, den Kampf mit der Sozialdemokratie aufzunehmen, so ist es Pflicht der Einzelstaaten, vor die Bresche zu treten und ihrerseits der Umsturzpartei mit allen Mitteln der Landesgesetzgebung entgegenzuwirken." Und zu den neuesten Wahlerfolgen der Sozialdemokratie schreibt dieses Organ für Faustrecht und soziale Barbarei Folgendes:

„. . . . Allerdings hat auch die frühere Politik nicht verhindern können, daß sozialdemokratische Abgeordnete in den Reichstag gelangten. Wenn sie aber die Sozialdemokratie als eine außerhalb des Staatsgefüges stehende Partei behandelte, so erreichte sie damit jedenfalls den Erfolg, daß die staatserhaltenden Parteien sich jederzeit der Staatsgefährlichkeit der Sozialdemokratie bewußt blieben. Dies Gefühl ist, wie sich immer deutlicher zeigt, fast völlig verloren gegangen. Die Sozialdemokratie wird als gleichberechtigter Faktor unseres politischen Lebens angesehen. Man geniert sich nicht mehr in der Gesellschaft der Umstürzler! Wohin dies allmählich führen muß, brauchen wir nicht erst nachzuweisen. Schon um der hier drohenden Gefahr zu begegnen, thut der Erlaß eines Spezialgesetzes gegen die Sozialdemokratie not, das diese wieder als staatsverbrecherische Partei stigmatisiert und das öffentliche Bewußtsein aufrüttelt."

Wie einst im alten Hellas die Priester des Zeus im Rauschen des heiligen Haines den Willen ihres Gottes erkannten, so werden unsere Ordnungshelden aus diesen Tönen vom Sachsenwalde die Gewißheit nehmen, daß sie auf dem rechten Wege sind. Gönnen wir den scheidenden Dämonen ihr letztes Grollen und freuen wir uns der nahenden Götterdämmerung.

F.

Vermischtes.

Internationales Amt für Arbeiterschutz. Der schweizerische Bundesrat hat von der Bundesversammlung den Auftrag zur Einberufung eines internationalen Arbeiterschutzkongresses erhalten. Ueber die Aufgaben dieses Kongresses hielt kürzlich der Regierungsrat Curti in St. Gallen in der dortigen staatswissenschaftlichen Gesellschaft einen Vortrag, in welchem er vor allem die Einsetzung eines internationalen Amtes für Arbeiterschutz befürwortete, und dessen Thätigkeit folgendermaßen bezeichnete:

Die erste Aufgabe sei die Sammlung und Herausgabe aller auf den Arbeiterschutz sich beziehenden Gesetze und anderer wichtiger Publikationen In diese Sammlung wären aufzunehmen alle Gesetze über Fabrikpolizei, im besonderen auch über den Schutz der Minderjährigen und der Frauen; über die Sonntagsruhe sowohl der Fabrikarbeiter als der in Wirtschaften und Ladengeschäften arbeitenden Personen beiderlei Geschlechtes; über schützende Maßregeln für die in der Hausindustrie Beschäftigten; über die Arbeitszeit, Nacht- und Sonntagsruhe in den Staatswerkstätten und Verkehrsanstalten (Post, Eisenbahnen, Schiffahrt, Trambahnen, Fuhrhalterei, Telegraph, Telephon); über die Haftpflicht in Fabriken, Gewerben und Verkehrsanstalten; über das Lehrlingswesen; über Arbeiterwohnungen; über die Versicherung industrieller und ländlicher Arbeiter gegen Unfall, Krankheit, Invalidität, Alter, Arbeitslosigkeit und über den Arbeitsnachweis; auch die den sozialpolitischen Gesetzentwürfen beigegebenen Begründungen, die parlamentarischen Verhandlungen darüber; ferner bezügliche Verordnungen, Regulative und einstige Gerichtsentscheide; sodann Auszüge aus Fabrikinspektoren- und Verwaltungsberichten und amtlichen Statistiken sollten Aufnahme finden. Diese Publikationen, sowie ein herauszugebendes Jahrbuch sollten den parlamentarischen, administrativen Behörden, statistischen Aemtern zugesendet und durch den Buchhandel auch sonst jedermann zugänglich gemacht werden. Das internationale Amt sollte auch als Auskunfts- und Vermittelungsstelle dienen. Es hätte sodann die jedes Jahr oder alle zwei Jahre stattfindenden Kongresse vorzubereiten. Die Kosten des internationalen Amtes hätten die beteiligten Staaten aufzubringen und würden verhältnismäßig unbedeutende sein. Als Sitz für das Amt schlägt Curti Brüssel oder Zürich vor, da beide Städte in neutralen Staaten und belebten Industriegebieten liegen.

Aus der ethischen Bewegung.

Die internationale Versammlung des ethischen Bundes in Zürich.

Vom 25. August bis 11. September 1896.

Während der Dauer der ethisch-sozialwissenschaftlichen Vortragskurse in Zürich (vom 25. August bis 5. September) wird allabendlich Gelegenheit zu geselligem Zusammensein der Teilnehmer gegeben sein. Ferner wird Freitag, den 28. August, abends, zu einer Zusammenkunft eingeladen werden, in welcher Fragen und Anregungen hinsichtlich der ethischen Bewegung überhaupt und des Verlaufes der Züricher Versammlung im Besonderen vorgebracht werden können. Dienstag, den 1. und Sonnabend, den 5. September, sollen Diskussions-Abende zu Fragen und Erörterungen über die Vorträge und zu sonstigen Besprechungen veranstaltet werden.

Sonntag, den 30. August, gemeinsame Seefahrt nach der Ufenau.

Die internationalen Verhandlungen des ethischen Bundes werden Sonntag, den 6. September, durch den Zusammentritt der Delegierten der nationalen Verbände eröffnet. Von ihnen wird zunächst das neue internationale Komitee des Bundes gewählt, wobei die Delegierten jedes Landes zusammen eine Stimme haben, während die Anzahl der Delegierten jeden Landes unbeschränkt ist. In derselben Delegierten-Versammlung wird die Tagesordnung für die ganze Dauer der Zusammenkunft festgesetzt. Die wesentlichen Grundlagen derselben werden vorläufig angenommen wie folgt:

Sonntag, den 6. September, abends, gesellige Zusammenkunft in weitestem Kreise von Mitgliedern und Freunden der ethischen Bewegung, sowohl zum festlichen Abschluß der Vortragskurse, als zur festlichen Begrüßung der auswärtigen Freunde.

Montag, den 7. September, vormittags und nachmittags, öffentliche Versammlung mit Berichterstattung der Delegierten über die ethische Bewegung in den einzelnen Ländern, sowie mit Diskussion der wesentlichen Punkte des Beratungs-Programms auf Grund von Referaten aus der Delegierten-Versammlung.

Dienstag und Mittwoch, den 8. und 9. September, Beratungen und Beschlußfassungen der Delegierten-Versammlungen, denen alle Mitglieder der organisierten ethischen Gemeinschaften beiwohnen können.

Donnerstag, den 10. September, zweite öffentliche Versammlung zur Berichterstattung über die Beratungsergebnisse und zu erläuternden Vorträgen und Diskussionen über dieselben, sowie über die Ausgaben und die Ausbreitung der ethischen Bewegung.

Der Entwurf des Berathungs-Programms der Delegierten-Versammlungen enthält hauptsächlich folgende Punkte:

1. Errichtung eines ständigen Bureaus und Sekretariats des ethischen Bundes in Zürich,
2. Einleitungen für die Begründung einer internationalen ethischen Akademie in Zürich,
3. Organisation der litterarischen und publizistischen Bethätigung des Bundes,
4. Stellungnahme zur ethischen Jugenderziehung, zur Arbeiterbewegung und Volksbildungsbewegung, zur Frauenbewegung, zur Friedensbewegung und zur internationalen Wirtschaftsorganisation,
5. Statut des Bundes und Periodizität der Versammlungen.

Am Vorabende der Zusammenkunft (Montag, den 24. August), Rendezvous im Hôtel Bellevue au lac. Adresse für vorherige Anfragen: Sekretariat der Zusammenkunft des ethischen Bundes in Zürich.

Juli 1896.

Im Auftrage:

Wilhelm Foerster. Gustav Maier. Arthur Pfungst.

Bücherbesprechung.

Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland. Geschichte und Kritik von Julius Duboc, Dr. phil. Leipzig 1896. Verlag v. Otto Wigand.

Die Broschüre giebt auf ihren 170 Seiten wenig Geschichte und viel Kritik. Dr. Duboc hat sich bereits in seinen früheren Publikationen als ein zu entschiedener Gegner der Frauenbewegung bekannt gemacht, als daß man seine Kritik derselben nicht selbst mit vorsichtiger Kritik aufnehmen sollte. — Man muß ihm jedoch zugestehen, daß er, solange er sich auf dem Boden der Geschichte bewegt, mit objektiver Darstellung sich begnügt, die Errungenschaften und die Berechtigung der Frauenbewegung in der Vergangenheit anerkennt, auch zugiebt, daß sie mit sicherem, wenn auch noch so langsamem Erfolge ihren Zielen zustrebt und gemäß historischen Gesetzen dieselben erreichen werde. Erst mit der Kritik dieser Ziele setzt seine subjektive Betrachtung und Darstellung ein und färbt nun die bestehenden und erwarteten Zustände ebenso einseitig negativ, wie man es häufig in Streitschriften entgegengesetzter Tendenz nach der positiven Seite findet. Der Schwerpunkt in den „50 Jahren deutscher Frauenfrage" liegt entschieden in dem Weck- und Mahnruf an die Männer, welchen bedeutend mehr als ein Viertel des Buches, — fast fünfzig Seiten — gewidmet ist und welche dazu aufgefordert werden, das unausweichlich drohende Verhängnis mit den jetzt noch zur Verfügung stehenden Gewaltmitteln hintanzuhalten. Duboc ist in der Handhabung seiner dem unverhülltesten Männer-Utilitätsprinzipe dienenden Beweisführung reizend naiv, begiebt

sich aber durch diese Naivetät zugleich des Anspruches einer philosophischen Betrachtung für seine Broschüre, den der Titel doch zu enthalten scheint: sie ist eben eine Polemik. Geradezu schamlos stellt sich Duboc's „Philosophie" dar in der Beurteilung der „doppelzüngigen" Moral, in der absoluten Verteidigung des „Herrenrechts" auf unbeschränkte geschlechtliche Freiheit gegenüber der ganz anders „beanlagten" — nicht etwa gewöhnten — Frau. Ähnliche Grundsätze wie die hier wiederum niedergelegten finden sich schon in einem früherhin in der „Neuen deutschen Rundschau" erschienenen Aufsatze „Quod licet bovi", in welchem er über das Geschlechtsleben des Weibes ebenso unumstößliche Dikta proklamiert hat, wie sein Kollege Dr. Fritz Schulze in Dresden über das Seelenleben desselben. Wir empfehlen dem Verfasser, auf diesem Gebiete seine Studien nicht an den Erfahrungen männlicher Autoritäten und seien es die glänzendsten medizinischen Namen, zu machen, sondern hierin auch die von Frauen vertretene Litteratur zu Rate zu ziehen, so etwa das „Frauenbuch" von Dr. Hope Adams, Stuttgart 1895 II. Aufl. Auch das Buch von Gabriele Reuter „Aus guter Familie" dürfte die Art, wie sich in Duboc's Kopfe die Frau malt, erheblich rektificieren. Duboc führt eine Anzahl von Urteilen gegen die geistigen und physischen Fähigkeiten der Frau von wissenschaftlichen Autoritäten an, ohne eine einzige der in der Überzahl befindlichen Stimmen zu ihren Gunsten zu citieren, er führt eine Menge der gängigen Gemeinplätze gegen die Bethätigung und Beteiligung der Frau an den Menschheitsfragen an, er citiert kaum eine dafür sprechende Thatsache, das alles raubt seinem Buche den Charakter einer objektiven Untersuchung, wie wir sie beispielsweise in dem Buche von Havelock Ellis „Mann und Frau" so wissenschaftlich korrekt begrüßen konnten.

In den ersten Kapiteln stützt sich Duboc im wesentlichen auf das treffliche Buch von Weinhold „die deutschen Frauen" und giebt an dessen leitender Hand einen kurzen historischen Überblick des deutschen Frauenlebens der älteren Zeiten. Leider ebenso summarisch behandelt er aber nachher auch die 50 Jahre, auf welche es dem Titel nach nun eigentlich in seinem Buche ankommen sollte. In den ersten Decennien ignoriert er z. B. eine so einflußreiche und thätige Erscheinung wie Amalie Schoppe in der im übrigen eingehend besprochenen „Hamburger" Bewegung. Er enthält sich jedes näheren Eingehens auf Details in Bezug auf die thatsächlichen Errungenschaften der deutschen Frauenbewegung in den zu besprechenden 50 Jahren, er giebt keine Daten über die Zahl und die Stellung der Frauen, welche sich wissenschaftlichen Berufen gewidmet haben, ärztliche Praxis ausüben rc.; er scheint nichts zu wissen von der Gründung eines Mädchengymnasiums in Karlsruhe, zweier Gymnasialkurse in Berlin und Leipzig. Er führt die Forderung der politischen Rechte der Frauen als eine Ultravaganz der jüngsten Zeit und der radikalsten Elemente an und scheint die gleiche Forderung als Äußerung der ersten deutschen Vorkämpferinnen Louise Otto-Peters und Amalie Schoppe in den 50er und 60er Jahren nicht zu kennen: das alles nebst vielen anderen Detailmängeln und Ungenauigkeiten stempelt denn doch die Duboc'sche Arbeit zu einer so oberflächlichen, daß sie die Litteratur der Frauenbewegung weder dauernd noch wertvoll bereichern dürfte. — An dieser Stelle ist ausführliche Besprechung vieler Einzelheiten unmöglich; daß Duboc in der Frauenbewegung überhaupt eine männerfeindliche Bewegung und in den um Menschenrechte kämpfenden Frauen Feindinnen des männlichen Geschlechtes sieht, kennzeichnet seinen Standpunkt zur Genüge; für die Leser dieser Blätter, welche in den kämpfenden Frauen Bundesgenossen erblicken und welche mit den vorzüglichen Artikeln zur Sexualetik von Prof. Foerster und Dr. Besser einverstanden waren, dürfte derselbe unverständlich und bedauerlich bleiben.

Anita Augspurg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Weichselmünde, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 8. August 1896.	Nr. 32.

Inhalt: Ketzerrichterei in der evangelischen Kirche. — Liebe und Frauenlage. Von Marie Stritt. (Schluß.) — Betrachtungen über einige Probleme der Sozialethik. Von Chr. Rapoport. II. (Schluß.) — Streiflichter: Eine Mahnung an Herrn Pfarrer Naumann. Fortschritte des internationalen Gedankens in der Sozialpolitik. — Vermischtes. — Aus der ethischen Bewegung: Wien. Schweiz.

Ketzerrichterei in der evangelischen Kirche.

In den letzten Jahren sind eine ganze Reihe überzeugungstreuer Geistlicher wegen freier Auslegung der Bekenntnisschriften ihres Amtes entsetzt worden. Auf Schrempf folgte Steudel und nun kommt die Nachricht, daß der Liegnitzer Pfarrer Ziegler, der Verfasser eines tapferen Buches über den „historischen Christus“, vom Breslauer Konsistorium seiner seelsorgerischen Thätigkeit enthoben ist, und zwar indem man ihn auf Grund einiger vorübergehender körperlicher Indispositionen zwangsweise pensionierte.

Die leitenden Kreise der evangelischen Kirche in Deutschland verwickeln sich immer tiefer in einen verhängnisvollen Widerspruch. Während sie durch eine willkürliche Ketzerrichterei in den Dienern der Kirche *Wahrhaftigkeit und Gewissenstreue, die Grundlagen aller sittlichen Gesundheit, in die Acht erklären* und damit die kräftigsten Charaktere von der kirchlichen Arbeit fernhalten — haben sie doch die Stirn, täglich lauter zu predigen, daß die schweren sittlichen Erkrankungen unseres Volkslebens nur durch eine Verstärkung des kirchlichen Einflusses, vor allem durch eine noch umfassendere kirchliche Durchdringung der sittlichen Jugenderziehung geheilt werden können. Wer die Geschichte der christlichen Kirche überblickt und bedenkt, daß das Evangelium im Munde von Persönlichkeiten ohne Halt und Wahrheitsgewissen jede denkbare sittliche Verirrung gut geheißen hat, wer ferner bedenkt, daß die Aussöhnung mit der Geisteskuechtung den Anfang aller inneren Knechtung bildet, der vermag die Verblendung kaum zu fassen, mit der hier eine Armee von gebrochenen Gewissen dem deutschen Volke zu seiner sittlichen Wiederaufrichtung angepriesen wird. Als Seelsorger einer großen Befreiungszeit brauchen wir wahrhaft freudige Männer und Frauen, die keinen Leidenszug irgend einer Gewissenssklaverei im Antlitz tragen!

In wie schwere Gewissenskonflikte die Orthodoxie die künftigen Seelsorger hineinzwingt, das ergiebt sich schon daraus, daß die Behörden heute die Studenten der Theologie nötigen, Universitäten zu besuchen, auf deren keiner mehr die in den Bekenntnisschriften niedergelegte Theologie gelehrt wird, während die Kirche dabei bleibt, sie in der Stunde der Ordination doch auf eben diese Bekenntnisse zu verpflichten. Mit dem Fortschritt der theologischen Wissenschaft auf den Hochschulen wird diese Gewissensnot im praktischen Seelsorgerberufe natürlich immer drückender und die Zahl der gebrochenen Charaktere immer größer. Ist das nicht ein ganz frevelhaftes Spiel mit Menschenseelen?

Wir bestreiten nicht, daß es in der evangelischen Kirche Deutschlands eine ganze Reihe würdiger und lauterer Charaktere giebt. Aber wer hätte je gehört, daß sie einem zweifelnden Jüngling ihres Berufes zuriefen: „Zweifle tapfer und redlich bis zu Ende!“ Wer wüßte nicht, daß die Aelteren den Jüngeren zuflüstern: „Auch uns kam einst die Stunde der Anfechtung, das geht vorüber, der Menschengeist entdeckt seine Grenzen und bescheidet sich.“ Da liegt der ganze Jammer: die Stunde der Anfechtung haben sie alle gehabt und die Lebensregung gesunden Wahrheitsbedürfnisses tapfer erstickt — darum aber können diese Unglücklichen nun auch die frohe Botschaft der Menschenwürde nie mehr in ihrer eigensten Herzenssprache verkündigen, sondern sie wandern weit fort aus dem Lande ihrer Erniedrigung und reden die begeisterte farbenreiche Sprache morgenländischer Weisheit; wo ihnen einmal eine eigene Überzeugung entschlüpft, da belegen sie diese schnell mit einem Ausspruch der heiligen Schrift, aus instinktiver Furcht, es könne sonst nicht überzeugend wirken. Oder sollte es wirklich unter ihnen Männer geben, welche die Stunde der Anfechtung und den Gewissensbruch nie durchgemacht haben? Wir glauben es nicht. Daß ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts sich die Zwangsjacke anlegen lasse ganz ohne Protest gegen die namenlose Ungerechtigkeit und die schmerzliche Begriffsverrenkung, mit der die christliche Ausschließlichkeit so vieles Hohe und Reine der Menschheitsentwicklung herabsetzt, um „*Einen zu bereichern unter Allen*“ und den ganzen Reichtum sittlichen Strebens in die ewige Litanei einer religiösen Tradition zu zwängen — das erscheint uns völlig unmöglich, wir denken zu hoch von der menschlichen Natur, um nicht zu behaupten, daß sich jeder gesunde junge Mensch mit Gottfried Keller's „grünem Heinrich“ einmal aus tiefster Seele auflehnt gegen diese Ueberhebung und „*die Bezeichnung der Wahrheit mit einem Menschennamen als einen Raub am unendlichen Gemeingute der Menschheit*“ empfindet. Unsere christlichen Seelsorger haben diese innere Stimme überhört, ihre Priesterweihe bedeutete das feierliche Versprechen, sich endgültig mit der Macht, dem Erfolge und der äußerlichen Ordnung zu verbünden gegen den furchtbaren Ernst der vollen Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Darum müssen wir ihren Ansprüchen auf die sittliche Führung der sich befreienden Menschheit die schärfste Zurückweisung entgegensetzen. *Denn wer die Ehrlichkeit aus dem geistigen Leben hinaustreibt, der wird sich auch dazu hergeben, sie aus der Politik oder aus der Volkswirtschaft oder aus dem Leben der Geschlechter zu verbannen.* Es ist kein Verlaß auf ihn. Das mag hart klingen. Aber wer diesen ganzen Zustand unserer Kirche einmal ganz bis zu Ende durchdenkt, den faßt ein Grauen über die sittliche Auszehrung, die trotz alles christlichen Sozialismus aus diesem Gemisch von tönender Überhebung und Gewissenssklaverei fortdauernd in das deutsche Volksleben eindringen muß.

Diese Betrachtungen wenden sich weder gegen die Religion noch gegen die kirchlichen Gemeinschaften. Enthält doch der ursprüngliche Gedanke des Protestantismus die tiefsittliche Auflehnung der Einzelseele gegen jede Glaubensvergewaltigung. Leider aber ist der Weg ins Freie verbaut worden durch den unseligen Starrsinn, mit welchem man den Glauben festgehalten hat, daß die moralische Ordnung auf bestimmten religiösen Vorstellungen ruhe und daß die sittliche Verbindlichkeit religiöser Natur sei. Im Bann dieses Irrtums mußte natürlich die lebendige Weiterentwicklung der Gewissensfreiheit ins Stocken kommen, denn über jedem Fortschritt der theologischen Kritik wachte das gemeingefährliche Mißtrauen, daß der Mensch über Nacht durch einen neuen Gedanken über Gott und Jenseits die moralische Zuverlässigkeit einbüßen könne. Welche Verfolgungen und Verleumdungen hat nicht die Schule Ritschls erlebt, weil sie die Göttlichkeit Christi leugnete und im Anschluß an Kantische Gedanken das moralische Bewußtsein zur Stätte der göttlichen Offenbarung machte! Und

doch haben auch die Theologen dieser Richtung die Erscheinung Christi mit trauriger Halbheit des Denkens aus dem natürlichen geschichtlichen Zusammenhange herausgehoben und als eine ganz besondere Offenbarungsthat Gottes zu beweisen gesucht, um doch für ihre Ethik als letzte Autorität ein religiöses Dogma und ein religiöses Erlebnis retten zu können. Von diesen Ritschlianern aber wird natürlich wiederum der Bekenner des „historischen Christus“ als ein Erzketzer geächtet; denn er hat ja für seine Ethik jede Brücke zur religiösen Offenbarung abgebrochen und kann daher die Verbindlichkeit des christlichen Lebensideals nur noch durch Appell an weltliche Gefühle und Gedanken erweisen — als ob die sittlichen Kräfte des Menschenherzens und die naturbändigende Wissenschaft nicht die unmittelbarsten Offenbarungen des ordnenden Weltgeistes wären!

Die ganze Kette von Ketzerverdächtigungen führt schließlich nirgends anders hin als nach Rom. Hält die protestantische Kirche fest an der Irrlehre von dem religiösen Ursprung alles moralischen Lebens, so muß sie auf Grund praktischer Notwendigkeiten mit der Inquisition der katholischen Kirche wetteifern; denn daß man die Grundlegung der moralischen Überzeugungen nicht der religiösen Phantasie und den religiösen Wandlungen des Einzelnen anvertrauen könne, sondern auf allgemein anerkannte Überzeugungen stützen müsse, darin stimmen wir mit der Orthodoxie ganz überein.

Der Protestantismus in Deutschland scheint den Weg nach Rom versuchen zu wollen. Dagegen zeigen sich im schweizerischen Protestantismus Ansätze einer hoffnungsvolleren Entwicklung. Eine jüngere Richtung der dortigen Geistlichkeit hat sich rückhaltlos auf den Boden der Verständigung mit der modernen Wissenschaft gestellt, ein angesehener Geistlicher ist ohne Konflikt mit seiner Behörde an die Spitze der dortigen Gesellschaft für ethische Kultur getreten und spricht öffentlich aus, daß die theologische Begründung der Ethik den modernen Kulturaufgaben nicht mehr gewachsen sei. Bedeutet diese Mitarbeit an der weltlichen Ethik etwa, daß die weiterblickenden Geistlichen das sinkende Schiff der Kirche verlassen und sich nach einem neuen Wirkungskreise umsehen? Ganz im Gegenteil. Diese Stellungnahme ist nur die letzte Konsequenz des echten und allein lebensfähigen Protestantismus. Denn erst, wenn die Moral auf den festen Boden vorurteilslosen Denkens und des reinmenschlichen Fühlens gestellt, wenn jede Furcht geschwunden ist, daß durch den vollen Triumph der intellektuellen Redlichkeit über den Autoritätsglauben die sittliche Persönlichkeit gefährdet werde — erst dann haben wir ein wahrhaft protestantisches Religionsleben, erst dann kann der Einzelne ungestört in seiner eigensten Gottesoffenbarung selig werden, erst dann wird der Zwiespalt zwischen Bekenntnis und Gewissensstimme beendet und das kirchliche Leben nicht länger eine Stätte der sittlichen Verderbnis sein. „Es handelt sich hier nicht“ — so sagt ein edler Schweizer — „um Atheismus und Freigeisterei, um Frivolität, Zweifelsucht und Weltschmerz und welche Spitznamen man alles erfunden hat für kränkliche Dinge! Es handelt sich um das Recht, ruhig zu bleiben im Gemüt, was auch die Ergebnisse des Nachdenkens und des Forschens sein mögen. Übrigens geht der Mensch in die Schule alle Tage, und keiner vermag mit Sicherheit vorauszusagen, was er am Abend seines Lebens glauben werde. Darum wollen wir unbedingte Freiheit des Gewissens nach allen Seiten. Dahin muß die Welt gelangen, daß sie mit eben der guten Ruhe, mit welcher sie einen neuen Stern am Himmel entdeckt, auch die Ergebnisse des geistigen Lebens hinnimmt und betrachtet, auf alles gefaßt und stets sich selbst gleich, als eine Menschheit, die in der Sonne steht und sagt: Hier steh' ich!“

F.

Liebe und Frauenfrage.

Von Frau Marie Stritt in Dresden.

(Schluß.)

Ein anderes Schreckgespenst der Frauenemanzipation, das zwar einen völlig entgegengesetzten, aber wenn möglich noch abstoßenderen Eindruck — vornehmlich auf die Frauenwelt — hervorruft, ist die freie Liebe. Wenn der Mann für seine Person diesem Gespenst gegenüber ziemlich viel Mut und Tapferkeit zeigt, so fürchtet er trotzdem die freie Liebe ebenfalls — nicht für sich, denn ihm schadet sie nach der landläufigen Meinung weniger — aber er fürchte sie umso mehr für die Frau.

Freiheit und Liebe, die höchsten Güter der Menschheit, die schönsten Worte, die unsere Sprache kennt, in einem Begriff vereinigt, müßten in einem unbefangenen, natürlichen Menschen eigentlich die idealsten Vorstellungen erwecken. Im wahren, edelsten Sinne des Wortes müßte eine freie Liebe nur die reinste, sittlichste Liebe bedeuten, die innigste Gemeinschaft zweier freien Menschen, die sich nicht um materieller oder conventioneller Rücksichten willen, sondern allein der allmächtigen Stimme ihrer Herzen folgend, vereinigten — den freien Vertrag zweier gleichberechtigten Kontrahenten, sich in gegenseitiger Zuneigung zu schützen und beizustehen und Freud' und Leid miteinander zu teilen. Ob diese beiden Kontrahenten dabei ein Gelöbnis ewiger Treue austauschten, das, wie tägliche Erfahrung lehrt, für den Liebenden ebenso überflüssig, wie für den nicht mehr Liebenden unwirksam ist — unter welchen Formalitäten der Vertrag abgeschlossen wird, ist sicher nicht in volkswirtschaftlicher Beziehung, wohl aber völlig belanglos für den sittlichen Wert und Gehalt eines solchen Bündnisses, das unter allen Umständen auch insoweit ein freies sein und bleiben müßte, daß es sich sofort wieder lösen läßt, wenn die erste und einzige Grundbedingung, die ihm seinen sittlichen Charakter verleiht — die gegenseitige Liebe — nicht mehr vorhanden ist.

So ungefähr müßte, wie gesagt, das Bild sein, das sich einem unbefangenen, natürlich denkenden und empfindenden Menschen unter dem Begriff der freien Liebe darstellt. Dank unserer heutigen Erziehung, die Mann und Weib gleicherweise verbildet, den ersteren so häufig künstlich verroht, letztere zur zimperlichen Puppe macht, Dank unseren gesamten unnatürlichen Zuständen sind aber diese unbefangenen, natürlichen Menschen beinahe so selten wie weiße Raben — und wir Anderen sind — leider — gewohnt, mit dem Begriff der freien Liebe Vorstellungen zu verbinden, die nicht das Geringste weder mit Freiheit noch mit Liebe zu thun haben. Darum wird derjenige, der es wagt, an das heikle Thema zu rühren, zunächst nicht das schöne Idealbild, sondern dessen häßliches Zerrbild ins Auge fassen müssen, wenn er einigermaßen auf Verständnis rechnen will.

Die freie Liebe nach unserem landläufigen Begriff bedeutet aber nichts weiter als Zuchtlosigkeit, schrankenlose Befriedigung der niedrigsten Triebe, völlige Unterwerfung des sittlichen Menschen unter die Herrschaft der Sinne, also schlimmste, entwürdigendste Tyrannei und Sklaverei. Nicht die innige Wahlverwandtschaft zweier gleichgestimmten Seelen, sondern eine flüchtige Laune, rohe Leidenschaft, ungezügelte Begierde führt Mann und Weib zu kurzem Rausch zusammen, nicht wahres, dauerndes Liebesglück, sondern wüste Vielweiberei und Vielmännerei ist das Ziel, dem sie zuführen muß.

Und derartige Zustände sollte die Frauenbewegung heraufbeschwören und fördern wollen? Es ist beinahe unfaßlich, daß ein solcher Widersinn von vernünftigen Menschen behauptet und von vernünftigen Menschen geglaubt, daß die Forderung nach gleicher Moral dahin aufgefaßt werden konnte, daß in Zukunft auch das Weib der zweifelhaften „Freiheit“ genießen soll, sich in der bisher nur dem Manne gestatteten Weise „auszutoben“. Nicht nach gleicher Unsittlichkeit, nach gleicher Sittlichkeit für beide Geschlechter geht diese Forderung, nicht zu dem heutigen, in dieser Beziehung recht niedrigen sittlichen Niveau des Mannes herunterzusteigen, sondern auch ihn zu einem höheren Niveau heraufzuheben, ist das Ziel der modernen Frauenbestrebungen, ein Ziel, das freilich weder durch Moralpredigten noch durch Polizeimaßregeln zu erreichen sein wird. Einzig und allein die Emanzipation der Frau, die Gleichberechtigung der Geschlechter auf allen Gebieten des Familien- und öffentlichen Lebens wird auch in den Beziehungen der Geschlechter in und außer der Ehe einen Wandel zum Besseren herbeiführen.

Die Zustände sind in dieser Hinsicht so trostlos unsittliche und unnatürliche geworden, daß der leidenschaftliche Eifer, mit dem dieselben gegen alle Reformgelüste, gegen jeden noch so zahmen und vorsichtigen Angriff verteidigt werden, fast komisch wirken müßte, wenn die Sache nicht so verzweifelt ernst wäre. Angesichts so vieler modernen Ehen und Eheschließungen, zumal unter den besitzenden Klassen, ist

ein Zweifel, ob diese Institution in ihrer gegenwärtigen Gestalt wirklich noch für heilig und unantastbar, für das Fundament aller Kultur und Sittlichkeit gelten kann, gewiß nicht unberechtigt. Es ist leider nicht gut möglich, durch Statistik nachzuweisen, wie hoch sich der Prozentsatz der aus wirklicher Neigung, aus wahrer „freier Liebe" geschlossenen Ehen beläuft — doch kann man wohl ohne Übertreibung behaupten, daß der weitaus größere Teil derselben aus anderen Motiven geschlossen wird. Es bedarf wohl kaum der schwarz auf weiß vorliegenden Beweise in Gestalt der immer mehr in Aufschwung kommenden Heiratsanzeigen, der zahllosen Heiratsvermittler, dieser modernen postillons d'amour, 2c. — die tägliche Erfahrung, unsere eigenen hergebrachten Begriffe und Ausdrücke, wie „eine gute oder schlechte Partie machen", sich „gut", d. h. mit einem gut situierten anderen Ich verheiraten, u. a. sind Beweis genug, daß die heilige Institution der Ehe für die meisten Menschen ein einfaches Erwerbsgeschäft geworden ist, das bald zum Vorteil des Mannes, bald zu dem der Frau, am liebsten zu beiderseitigem Vorteil geschlossen wird.

Manches junge Mädchen mag ja wohl in ihrer völligen Welt- und Lebens-Unkenntnis „die erste mißverstandene Regung ihres ungeschulten Herzens" für die eine, große, wahre Liebe ihres Herzens halten, im Ganzen aber läßt sich gewiß nicht leugnen, daß bei diesem Geschäft der Frau, als der wirtschaftlich Schwächeren, Abhängigen, oft eine recht klägliche, unwürdige Rolle zuerteilt ist. Oder könnte es etwas Kläglicheres, Entwürdigenderes geben, als die Anstrengungen unserer jüngeren und älteren jungen Mädchen, sich unter die Haube, d. h. in eine gute Versorgung oder eine gesellschaftliche Stellung zu bringen? Wo bleibt bei diesem mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln, Künsten und Kniffen betriebenen Werben um die Gunst des Mannes die weibliche Würde? Wo die Natur, auf die man sich in fortschrittsfeindlichen Kreisen so gerne beruft? Die Natur hat der Frau in diesem Fall ein Vorrecht eingeräumt, indem sie dem Mann in der Liebe die Rolle des Werbenden, ihr dagegen die Rolle der Wählenden zuerteilt, und es ist eine der beklagenswertesten Folgen der wirtschaftlichen Entwickelung unserer Zeit, daß dies einzig richtige und natürliche Verhältnis der Geschlechter verkehrt und die Frau durch ihre ökonomisch und sozial abhängige Stellung förmlich gezwungen wurde, sich ihres schönen Vorrechtes zu begeben.

Von Ehen, die auf solche Weise zu stande kommen, ist selten Gutes zu erwarten, und so ist es auch kein Zufall oder eine Modelaune, sondern ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß die moderne Litteratur — in erster Linie die dramatische, die an der unmittelbaren Quelle des Lebens schöpft — sich ihre Motive mit Vorliebe in der modernen Ehe sucht, die auch in der Wirklichkeit den Schauplatz der ergreifendsten Tragödien und Tragikomödien bildet, und — wie oft! — statt eines veredelnden, einen entsittlichenden Einfluß auf die Gatten selbst wie auf ihre Nachkommenschaft ausüben muß, abgesehen davon, daß auch die bisherige rechtliche Stellung von Mann und Frau in der Ehe, die Machtstellung einer-, die Hörigkeitsstellung andererseits, nicht eben zur sittlichen Befreiung der Geschlechter beitragen konnte.

Eine der vielen düsteren Prophezeihungen der Gegner der Frauenemanzipation wird daher auch wohl zuversichtlich in Erfüllung gehen. Die wirklich emanzipierte, d. h. aus ihrer wirtschaftlichen und moralischen Abhängigkeit erlöste Frau wird, selbst wenn mit dieser Erlösung zugleich der Druck unseres heutigen Familienrechtes von ihr genommen würde, in einer konventionellen Standes-, Geld- und Versorgungsheirat nicht mehr das Ziel ihrer Wünsche und das Glück ihres Lebens erblicken, sie wird in bezug auf derartige Bündnisse wirklich etwas „eheschen" werden, wie es heute schon so manche kluge, feinfühlige Frau nicht ohne Grund ist. Die Frau, die aus sich selber etwas kann und ist, hat es nicht nötig, sich um äußeren Vorteils willen, um Geld und Gut, Ehre und Ansehen, hinzugeben — ohne zu prüfen, an wen — oder sich gar mit ihrem Gelde den ersehnten Frauentitel zu kaufen — ohne zu fragen, von wem. Sie wird sich selber zu hoch halten, um einer flüchtigen Zufallslaune oder der tändelnden Herablassung eines gestreugen Herrn beglückter Gegenstand zu sein — und sie wird in einem höher entwickelten sittlichen Bewußtsein die traurigen Reste seiner besseren Gefühle verschmähen, die ihm nach einer unwürdig verlebten, leichtsinnig vergeudeten Jugend für die Gefährtin seines Lebens übrig blieben. In demselben Verhältnis, in dem die Emanzipation der Frau fortschreitet, werden auch derartige Ehen seltener werden. Doch wird das keinen Verlust, sondern einen hohen Gewinn für die Volkswohlfahrt und für die Menschheit bedeuten, denn um so häufiger werden dafür die aus wahrer Neigung, aus Übereinstimmung der Charaktere und sittlichen Anschauungen geschlossenen, wirklich heiligen Ehen werden, die keiner Zwangsmaßregeln und chinesischen Mauern bedürfen, um unantastbar und unlösbar zu sein, „bis der Tod sie scheidet", Ehen, aus denen ein an Leib und Seele gesünderes, kraftvolles, lebensfreudiges Geschlecht hervorgehen wird.

Viel schlimmer noch und trostloser als in der Ehe sind die heutigen Beziehungen der Geschlechter außer der Ehe, vor allem jene abscheuliche und empörende Institution, die zwar nicht durch unsere heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse geschaffen, aber durch dieselben eine so verhängnisvolle Förderung und weittragende Bedeutung erlangt hat, daß sie gleich einer eiternden Pestbeule am Mark unseres Volkskörpers zehrt und denselben langsam aber sicher zu zerstören droht — die einerseits so tief verachtete, andererseits für unentbehrlich erklärte, staatlich geschützte und als Gewerbe konzessionierte Prostitution. Es hieße nur tausendmal und unendlich viel besser Gesagtes wiederholen, wenn man alle die auf der Hand liegenden Gründe darlegen wollte, daß und weßhalb diese Institution, die zum weitaus größten Teil die notwendige, unausbleibliche Folge der wirtschaftlichen und sozialen Notlage der Frau ist, mit dieser Notlage zwar nie ganz verschwinden wird — so wenig wie andere Laster und Verbrechen durch bessere Zustände mit einem Schlage aus der Welt geschafft werden können — aber auf eine geringe Bedeutung beschränkt und ihres gesetzlichen Charakters verlustig gehen wird. Wenn der Frau erst andere Berufszweige offen stehen, und zwar nicht nur solche, die zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben eintragen, dann wird sie nicht mehr zu dem schrecklichen Gewerbe der Schande greifen müssen, um ihren Hunger zu stillen, zu dem einzigen Gewerbe, das unser humanes Zeitalter ihr bis jetzt ohne Widerspruch und Einschränkung gestattet hat.

Es liegt für denjenigen, der so felsenfest von der Vortrefflichkeit und sittlichen Notwendigkeit unserer gegenwärtigen Zustände überzeugt ist, nicht der geringste Grund vor, gegen die sogenannte freie — in Wahrheit unfreieste Liebe sein Anathema zu schleudern. Ja, wir können wohl getrost behaupten, wer unter Hinweis auf die drohende Gefahr dieser sog. freien Liebe gegen die Frauenemanzipation eifert, thut es entweder aus Unkenntnis oder — aus erbärmlicher Heuchelei. Denn diese freie Liebe paßt nicht nur durchaus in unsere heutigen Zustände herein und bildet die würdige, sozusagen notwendige Ergänzung derselben — sie besteht ja auch thatsächlich als dritte im Bunde neben der konventionellen Ehe, neben der Prostitution — zwar nicht staatlich anerkannt und gesetzlich geschützt wie diese beiden Einrichtungen, aber stillschweigend geduldet und von der Gesellschaft sanktioniert beim Manne, und getreu den geheiligten Prinzipien unserer landläufigen doppelten Moral, nur verpönt, verachtet beim Weibe.

Gegen diese doppelte Moral, die ebenso der Gerechtigkeit wie der Vernunft Hohn spricht, gegen die Schmach der Prostitution, ja auch gegen die heute so vielfach entheiligte, entwürdigte Ehe richten sich allerdings die Angriffe nicht nur der vorwärts strebenden Frauenwelt, sondern aller ehrlich denkenden Menschen. Aber die Triebfeder zu diesen Angriffen ist ebensowenig ein krankhaftes Bestreben, die Natur

zu verleugnen oder zu vergewaltigen, als das Verlangen, sich wüster Zuchtlosigkeit in die Arme zu werfen. Es ist im Gegentheil, zumal von seiten der Frau, gerade die Sehnsucht nach jener echten, wahren, freien, sittlichen Liebe, die allein ihres Vollmenschenthums würdig ist, eine Sehnsucht, die wohl in den meisten Frauen noch ganz unbewußt lebt, und vielleicht gerade deshalb nur umso mächtiger nach Erfüllung drängt, die aber in einzelnen weiter Schauenden bereits zu froher Zuversicht geworden ist.

Im Sinne dieser freien Liebe und dem sittlichen Bewußtsein eines geistig und sittlich höher entwickelten Menschengeschlechtes entsprechend, werden sich in den Beziehungen der Geschlechter zuversichtliche Wandlungen vollziehen, sowohl im Wesen, wie in der äußeren Form — „ein neuer, höherer Zustand der Gemeinschaft zwischen Mann und Weib" — wie der Dichter unserer Zeit, Gerhart Hauptmann, in seinen „Einsamen Menschen" sagt — „in welchem nicht das Tierische mehr die erste Rolle spielen wird, sondern das Menschliche, der Mensch den Menschen ehelichen wird, Freundschaft wird die Basis sein, auf der sich diese Liebe erheben wird, unlöslich, wundervoll, ein Wunderbau geradezu." Und der Dichter, als Prophet seiner Zeit, ahnt wohl noch mehr — „noch viel höheres, reicheres, freieres" — ein Zauberland, wohin ihm unsere beschränkte Phantasie nicht folgen kann. Eins aber wissen auch wir: Nur zugleich mit der Frau und durch die Frau kann und wird auch die Liebe, die Königin der Welt, die heute entthront, geknechtet und geknebelt, in unwürdigen Fesseln schmachtet, erlöst werden, und das Bild, das in Zukunft auf ihren Altären errichtet wird, es wird weder die Züge eines asketischen Nonnengesichts, noch die einer üppigen Bacchantin tragen — das edelste, reinste, freieste Menschenantlitz, dem schönen, keuschen Bild der schaumgeborenen Göttin gleichend, wird auf ein glücklicheres Geschlecht herniederlächeln und die Bündnisse segnen, die im Namen der ewigen Liebe, und nur in ihrem Namen geschlossen werden.

Betrachtungen über einige Probleme der Sozialethik.

Von Dr. Chr. Rappoport (Paris).

II.

(Schluß.)

Die Idealisten der guten alten Zeit befanden sich in einer sehr günstigen Lage in Bezug auf ihre Gewissenruhe. Auf allgemeinen Prinzipien, die die „glückliche" Fähigkeit besitzen, von den unbequemen Sorgen um das Besondere zu befreien, sich stützend, sahen sie in der sozialen Ordnung, in der sie aufgewachsen sind, die Ordnung tout court, die Ordnung. Sie priesen den „Rechtsstaat", der ein für allemal mit dem antiken Eroberungs- und mittelalterlichen Raufrechte gründlich aufgeräumt haben sollte. Das Prinzip galt für gut, und wenn es hie und da einer Besserung bedurfte, so konnte es für sie sich nur um die bessere Durchführung desselben handeln. Die Interessen der Individuen und der Gesellschaft galten für identisch, die der Gesellschaftsmitglieder standen für den Idealisten im vollen Einklang mit einander. Jede gesetzliche individuelle Bestrebung ist gut und trägt zum allgemeinen Wohlstande bei. Sogar die sogenannten Laster sind nicht absolut verwerflich. Der übermäßige Lump erhält Handel und Industrie, ernährt Tausende von Arbeitern. Was vor allem Noth thut, ist die unbeschränkte Freiheit der individuellen Initiative. Allgemeines Glück und Wohlstand werden unausbleiblich die Folgen dieser Freiheit sein. Ein ursprünglich kaufmännischer frommer Wunsch: laissez nous faire*) wurde zum Range einer weltbeglückenden Form laissez faire, laissez aller erhoben. Die Zukunft, die goldene Früchte für Alle im Überfluß bringen soll, war sicher und vielversprechend. So etwa spiegelte sich die entstehende kapitalistische Welt in den besten Köpfen des Jahrhunderts — von wenigen Ausnahmen abgesehen — wieder.

Bei einer solchen Auffassung gesellschaftlicher Zustände kann der heißeste Wunsch aller Aufgeklärten und Gebildeten nur der sein, im Interesse der „natürlichen" Entwicklung der Dinge ihr eine sichere und ruhige staatliche Grundlage zu schaffen. Ruhe und Ordnung wurden als die wünschenswertesten Dinge in der Welt, jede Unzufriedenheit dagegen — von Agitation und Aufrüttlung der Massen gar nicht zu sprechen — als die gefährlichsten betrachtet. Da Ruhe und Ordnung auch sonst im Einklang mit den Interessen der wohlhabenden und gebildeten Klassen sich befinden, so mußte der Gedanke der Harmonie der sich bekämpfenden Interessen und der Legitimität und Vernünftigkeit des Bestehenden gerade in diesen Klassen die weiteste Verbreitung finden. Männer der Wissenschaft, denen meistens nichts persönlich störender, unangenehmer und materiell schädlicher ist, als Unordnung und soziale Krisen, stimmten bereitwillig ein. Die „Wirrköpfe", die hie und da im Volke auftauchten und Unzufriedenheit predigten, wurden als „Aufwiegler und Hetzer" der Gesellschaftsklassen untereinander gebrandmarkt und als „gewissenlose Demagogen" auf den Kathedern wie auf den Märkten verschrieen.

In unserer Zeit ist das alles anders geworden. Wir haben alle oder beinahe alle den bequemen Glauben an die Harmonie der Interessen in unserer heutigen Gesellschaft für immer verloren. Wir verdanken hauptsächlich dem aufstrebenden Sozialismus eine gründliche Kritik der sozialen Widersprüche, die gegenwärtig das gesamte Volksleben beherrschen. Es ist kaum noch nötig, diese Kritik hier ausführlich zu wiederholen. Dazu ist die traurige Wirklichkeit überall da, uns diese Kritik in Erinnerung zu bringen und sie nötigenfalls zu bestätigen. Es ist für jeden Vorurteilslosen und durch persönliches Interesse nicht Verblendeten genügend festgestellt, daß ein schroffer Interessenantagonismus innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft thatsächlich herrscht, den ganz zu leugnen heute niemand mehr wagt. Jeder von uns ist entweder überzeugt oder kann sich leicht überzeugen lassen, daß unsere gesamte Lebensordnung sich gegenwärtig auf einem ungesunden sozialen Boden ausbaut. Arbeitsloser Genuß und genußlose Arbeit bilden das wesentliche Merkmal unserer Gesellschaftsordnung. Die schönsten Blüten menschlicher Kultur, Kunst und Wissenschaft, werden durch die schwerste und undankbarste Arbeit ganzer Volksschichten, die vom Genuß derselben durch ihre Lebenslage ausgeschlossen sind, erst ermöglicht. Und wenn wir auch von diesen so weit verbreiteten sozialen Widersprüchen absehen, so bleiben noch tausend andere übrig. Physische und moralische Entartung begegnen uns auf Schritt und Tritt in allen Gesellschaftsklassen, hier durch Armut und Überarbeit, dort durch Überfluß und Müßiggang hervorgerufen. Schon der einzige Umstand, daß die heutige Gesellschaftsordnung ohne den Militarismus (dessen Hauptttendenz, den Menschen zu einem willen- und gedankenlosen Vernichtungswerkzeug herabzuwürdigen) undenkbar ist, spricht laut genug gegen die Sittlichkeit einer derartigen Quasi-Ordnung. Sind in unserer heutigen Gesellschaft Lüge, Heuchelei, Verzicht auf Freiheit, Selbständigkeit und menschliche Würde, moralischer Indifferentismus nicht häufig die unentbehrlichsten Waffen im schonungslosen „Kampf ums Dasein", der fast jedem bei den gegebenen sozialen Grundlagen aufgezwungen wird? Wir würden nie endigen, wenn wir alles aufzählen wollten, was den elementaren Forderungen der einfachen Sittlichkeit in unserer sozialen Ordnung entschieden feindlich gegenüber tritt.

Die Ungerechtigkeit und die Antimoralität der herrschenden Gesellschaftsordnung ist so evident, daß deren Apologeten sogar in den meisten Fällen nicht wagen, auf Moral und Recht bei der Verteidigung des Status quo sich zu berufen. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, stützen sich dieselben auf die sogenannte Unvollkommenheit der menschlichen Natur, um die herrschende Ungerechtigkeit als ein notwendiges minimales Uebel zu erklären.

*) Siehe die diesbezüglichen Schriften von Prof. A. Onken-Bern.

Die Verteidiger des Bestehenden haben die richtige Empfindung, daß bei der Beurteilung der Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung von Recht und Sittlichkeit am wenigsten gesprochen werden dürfe. Darin haben sie vollkommen Recht. Mit keinen Sophismen in der Welt kann eine Gesellschaftsordnung rein gewaschen werden, welche — nach einer sehr mäßigen und durch die technische Fortschritte schon längst überholten Statistik — sechs Milliarden Menschenkräfte in der Form von Maschinen — eine ungeheure Armee von unermüdlich arbeitenden eisernen Sklaven! — besitzt*) und, dessen ungeachtet der großen Mehrheit der unter ihr lebenden Menschen die durchschnittliche Lebensdauer durch Überarbeit und Not um die Hälfte verkürzt. Eine Gesellschaft, die alle Mittel besitzt, den Menschen glücklich zu machen, die aber ihn einem grenzenlosen, physischen und moralischen Elend ausliefert, kann unmöglich als sittlich normal betrachtet werden. Was könnte man zu Gunsten einer Gesellschaft vom Standpunkte der Sittlichkeit sagen, für deren Bestand Ausbeutung, Militarismus, Prostitution, Heuchelei, jede Art Betrug u. s. w. von ihren Verteidigern selbst als unentbehrlich und notwendig erklärt werden? Nur durch die nackte Gewalt kann unsere Gesellschaftsordnung — ob mit Erfolg, das ist eine andere Frage — verteidigt werden. Die sogenannten Realpolitiker wissen es am besten.

Die angebliche Unvollkommenheit der menschlichen Natur, aus der die Unmöglichkeit einer jeden anderen Gesellschaftsordnung außer der herrschenden, d. h. der inhaltlich wirklich unmöglichen, gefolgert wird, ernst zu widerlegen, ist kaum nötig. Die Entwickelungsfähigkeit der menschlichen Natur ist eine ebenso bekannte Thatsache, wie die willkürliche Auffassung derselben, die den Apologeten des Bestehenden immer und überall eigen ist. Die wissenschaftliche Entwickelungslehre hat keinen Grund die menschliche Natur als eine Ausnahme aus der Gesamtnatur zu erklären. Die Natur hinderte nicht die Aufhebung der antiken Sklaverei und der Leibeigenschaft. Es ist höchst wahrscheinlich, ja gewiß, daß dieselbe Natur, auf die doch auch die Verteidiger der Vergangenheit sich beriefen, die Anwälte der modernen Sklaverei ebenso im Stich lassen wird, wie die der vergangenen Zeitalter. In unserer Zeit wird die Entwickelungsfähigkeit des Menschen, nicht nur theoretisch, sondern auf die konkreteste Weise in der geschichtlichen Praxis begründet durch den Kampf für bessere Zustände von Seiten derselben Massen, von denen man lehrte, daß ihr Sinn nach nichts Höherem stände als nach einem ewigen Herumbalgen der persönlichen Begehrlichkeiten. Dazu handelt es sich für jeden Gegner der herrschenden Ungerechtigkeit selbstverständlich nicht darum, die Menschen absolut vollkommen zu machen, sondern die Bedingungen zu schaffen — die sozialen Bedingungen, da die technischen schon längst da sind, — unter denen sie besser sein können, als es ihnen in den gegenwärtigen erlaubt ist.

Und sei auch dem so, so kann diese Unvollkommenheit der menschlichen Natur für den ethisch Gesinnten keineswegs als eine Ausrede dienen, sich von jeder moralischen Kritik der Gesellschaftsordnung, die er, wenn er ihr in irgend welcher Form den Krieg nicht erklärt, passiv und aktiv volens nolens stützt, loszusagen. Wäre der auf einer gewissen Höhe moralischer Entwickelung stehende Mensch vor die Alternative gestellt, entweder ein ununterbrochen unsittliches Dasein zu führen oder auf dasselbe gänzlich zu verzichten, so müßte er, durch seine höhere Natur gezwungen, den letzteren Ausgang wählen. Wäre diese Alternative gegeben, was in der Wirklichkeit nicht der Fall ist, so könnte und vielleicht sogar müßte eine pessimistische Welt- und Lebensanschauung entstehen, die nicht auf ein egoistisches Motiv der Unmöglichkeit des persönlichen Glückes, wie die von Schopenhauer und Hartmann, sondern auf die Unvereinbarkeit unserer moralischen Natur mit den Forderungen der sozialen Wirklichkeit sich gestützt hätte. Ihre Losung wäre — Selbstvernichtung des Menschen, um ihn von moralischer Entartung zu retten. — Zum Glück ist der physische Tod nicht nötig, um den Menschen vor einem moralischen zu retten. Die Geschichte und der gesunde Menschenverstand beweisen genügend die Änderungsfähigkeit der sozialen Organisation. Teilweise verändert sie sich thatsächlich in der gewollten Richtung vor unsern Augen tagtäglich.

Mit der Zeit wird ihre Umwandlung zur Bedingung ihrer Fortexistenz.

Und das ist gerade die höchste ethische Aufgabe unserer Zeit, alle unsere moralischen Kräfte, alle zweckmäßigen Mittel anzuwenden, um diejenige soziale Organisation umzugestalten, die die Ethik und ihre Forderungen zu einem theoretischen Dasein, zu einem Worte, sehr oft zu einer heuchlerischen Phrase verurteilt. Der moderne Mensch, der nicht im und vom Selbstbetruge leben will und kann, hat vor allem zwei Pflichten zu erfüllen:

1. Die herrschende soziale Organisation kritisch zu untersuchen und sie auf ihren moralischen Wert und ihre Existenzberechtigung zu prüfen.

2. Ist die herrschende soziale oder richtiger antisoziale Organisation — gewöhnlich die kapitalistische genannt — mit unseren elementarsten ethischen Forderungen unvereinbar, ihr den entschiedensten Kampf zu erklären.

*) Nach Herzka (Vergl. sein höchst interessantes Werk über die Gesetze der sozialen Entwickelung 1896), besitzt jede europäische Familie durchschnittlich etwa gegen 30 solcher Sklaven, sechs mal mehr als im Durchschnitte jede griechische Familie.

Streiflichter.

Eine Mahnung an Herrn Pfarrer Naumann. Ich habe es in dieser Zeitschrift schon mehrmals als höchst bedauerlich bezeichnet, daß der Führer der jüngeren Christlich-Sozialen das sittliche Urteil der ihm Gehör schenkenden Volkskreise dadurch verwirrt, daß gerade er als Erzieher und Wecker der sittlichen Volkskräfte für die äußere Politik Kanonenweisheit und völkertrennendes Mißtrauen predigt. Es ist mir von mancher Seite stark verübelt worden, daß ich dem hochverdienten Manne in scharfen Worten vorgeworfen habe, daß er sich in dieser Frage seiner schweren Verantwortlichkeit nicht genügend bewußt sei. — Doch muß ich bei der Notwendigkeit meines Protestes beharren, weil es viel verhängnisvoller ist, wenn ein Mann wie Naumann für Machtpolitik eintritt, als wenn ein Herr von Stumm dies thut; wenn der christliche Pfarrer die Kriegstrompete ansetzt, so muß sie ihm mit ganz anderem Nachdruck aus der Hand genommen werden, als wenn ein gewohnheitsmäßiger Eisenapostel dabei betroffen wird. Es scheint mir für die weitere Diskussion über diese Frage nicht unwichtig, daß auch aus anderen Kreisen, die ebenfalls das soziale Wirken Naumanns hochschätzen, scharfe und eindringliche Proteste gegen gefährliche Inkonsequenzen seines Auftretens laut werden.

Die Zeitschrift „Das 20ste Jahrhundert“ brachte im Juni einen Leitartikel von Dr. Schuchardt „über des Deutschen Volkes Not und seine Retter“, in welchem die auflösenden Wirkungen der Bismarck'schen Politik und ihr demoralisirender Einfluß auf die innere Entwickelung geschildert werden. Mit Recht verlangt der Verf., daß der Zusammenhang von Ursache und Wirkung hier nicht beschönigend verdeckt werden dürfe, wenn anders man überhaupt durch Erfahrung lernen wolle. Von diesem Gesichtspunkte verurteilt er dann Naumanns Verherrlichung der Bismarck'schen Politik mit folgenden Worten:

> „Nach all dem aber wird man ermessen können, was es bedeutet, wenn Naumann von Bismarck sagt: „Seine größten Leistungen liegen auf dem Gebiete der äußeren Politik. Hier ist er ein Meister gewesen, dem kaum einer gleicht. Er hat aus dem unbefriedigten Zustand der alten deutschen Bundesverfassung den Ausweg gewußt und hat die deutschen Staaten unter Preußens Führung geeinigt. Der Deutsche ist durch ihn und mit ihm ein anderer geworden als er vorher war.“ Oder: „Ohne Bismarck könnten wir an die innere Neugestaltung unseres deutschen Vaterlandes nicht denken, er hat die staatspolitische Arbeit vollbracht, nun aber kommt die wirtschaftspolitische Aufgabe.“ Es ist die unglückselige Einbildung, daß äußere und innere Politik getrennte Gebiete seien und daß ein Staatsmann auf einem dieser Gebiete hervorragendes leisten, auf dem andern aber ein Stümper sein könne, die hier auch an Naumann so unangenehm sich breit macht, und die wir bei einem Manne, der zum Reformator berufen sein will, am allerwenigsten entschuldigen dürfen.“

Unter dem Titel „Eine Mahnung an Pfarrer Naumann“ ist dann in den „hessischen Blättern“ (3. Juni) eine ähnliche Betrachtung von demselben Verfasser erschienen, aus der wir folgendes wiedergeben:

Eben weil Sie in diese Thätigkeit eingetreten sind, Herr Pfarrer, muß Ihnen jeder ehrlich Denkende zurufen: was Sie an Stumm tadeln, müssen Sie bei Bismarck erst recht geißeln, wenn Ihre ganze Arbeit nicht vergeblich, ja sogar schädlich sein soll. Sonst wird die größte Zerrütung gerade durch Sie gefestigt. . . .

Sie sagen nun den Sozialisten mit ruhig vernünftiger Offenheit, weshalb Sie nicht mit ihnen gehen können, und sagen es mit edelm Mannesmut dem Herrn v. Stumm, — sehr mit Recht, denn gerade „diese Art Patriotismus (wie sie von jener Gesellschaft vertreten wird), schlägt dem wahren Vaterlandsgefühle die tiefsten Wunden.“ Gewiß! Aber die treibende Kraft, um die sich diese und andere Sterne bewegen, erkennen Sie bis jetzt nicht! Wie ist das zu erklären? Nicht nur Stumm und die ganze übrige Gesellschaft der Ordnungsparteiler vertritt diesen Maul- und Hurra-Patriotismus. Der ist nicht minder bei den Christlich-Sozialen zu finden und ich verpflichte mich, Ihnen aus den Nummern der „Hilfe“ Hunderte von Stellen nachzuweisen, in denen er zum Ausdruck kommt. . . .

Also, Herr Pfarrer, öffnen Sie die Augen, so lange es noch Zeit ist, erkennen Sie den tausendfachen Stumm, damit Sie sich vom Baal der Gewalt losmachen, um nicht schließlich mit aller Arbeit in die Luft gestrichen zu haben, sonst werden einst die Sozialisten samt Herrn v. Stumm Sie mit Recht verklagen.

Wir sind nicht mit allen Ausführungen der genannten Aufsätze einverstanden. Die Mahnung an Herrn Pfarrer Naumann aber können wir Wort für Wort unterschreiben. Der christliche Geistliche beurteilt Bismarck nach denselben Gesichtspunkten, die Macchiavelli in seinen „Discorsi“ für den staatengründenden Fürsten aufstellt:

„Es ziemt sich wohl, daß wenn ihn die That angeklagt, der Erfolg ihn entschuldigt; und wenn dieser gut ist, wie bei Romulus, wird er ihn immer entschuldigen, denn den, welcher gewaltthätig ist, um zu zerstören, nicht den, der es ist, um aufzubauen, soll Vorwurf treffen.“

Macchiavelli aber war ein tieferer Denker als seine Nachfolger und Nachbeter. Es ist bisher, wie mir scheint, seinen Beurteilern entgangen, daß dieser meisterhafte Beobachter inmitten seiner Ausführungen über die Grundsätze der Staatengründung durch Gewalt (Discorsi) dem Zwiespalt seines Denkens folgende Worte leiht:

. . . . „Und da die Neugestaltung eines Gemeinwesens für ein freies politisches Leben einen guten Mann voraussetzt, durch Gewalt Fürst einer Republik zu werden aber einen schlechten Menschen voraussetzt, so wird man darum finden, daß es in den seltensten Fällen begegnet, daß ein guter Mann, wenn auch seine Zwecke gut, mit schlechten Mitteln Fürst werden möchte und ein Böser, der Fürst geworden, die Macht, die er auf schlechte Weise erworden, in guter Weise anwenden wird.“

Man sieht, Macchiavelli hat hier plötzlich gegenüber dem Bilde seines großen Bösewichts deutlich empfunden, daß es auf die Dauer unmöglich ist, aufbauende Arbeit mit zerstörenden Kräften zu vollbringen. Hieraus folgt auch, daß man in den Menschen, die man für das Werk der friedlichen Einigung erziehen will, nicht gleichzeitig Raubtierinstinkte und zähnefletschendes Mißtrauen gegen ihre Kulturnachbarn wecken darf. F.

Fortschritte des internationalen Gedankens in der Sozialpolitik. In den Spalten dieser Zeitschrift ist mehrfach gegen jenen engherzigen Patriotismus gekämpft worden, der von jedem Fortschritt der internationalen Verständigung eine Verflachung der nationalen Eigenart und eine Gefährdung der nationalen Interessen fürchtet und aus diesem Grunde natürlich auch eine „streng nationale“ Sozialpolitik wünscht. Umsomehr muß es von uns begrüßt werden, wenn sich endlich einmal aus dem nationalen Lager die Stimme eines weiterblickenden Mannes erhebt und den Kurzsichtigen zuruft, daß die internationale Politik zugleich die wahrhaft nationale ist, weil gegenüber der Thatsache, daß die Kulturarbeit in Wahrheit längst international ist, die Entfaltung der eigenen Volksgemeinschaft durch Völkervereinbarung weit mehr geschützt werden kann als durch die blinde Nationalsucht. Karl Jentsch, ein angesehener konservativer Schriftsteller, wirft in der „Wahrheit“ (Nr. 68) in einem Aufsatze über nationale Volkswirtschaftspolitik und internationale Sozialpolitik folgende Frage auf:

„Kann nicht unter Umständen eine internationale Sozialpolitik Bedingung einer nationalen Volkswirtschaftspolitik werden? Wir haben keine internationale Sozialpolitik; unser hochherziger Kaiser hat es versucht, eine einzuleiten, aber es ist nichts daraus geworden. Wir haben nicht einmal eine kräftige nationale Sozialpolitik; noch immer werden Arbeiter, die sich zur Erstrebung besserer Arbeitsbedingungen vereinigen, als verdächtige Menschen überwacht, und ihre Führer als halbe Verbrecher behandelt, und noch immer ist es um den Arbeiterschutz recht schwach bestellt. Ist es national, die ärmere Hälfte der Nation, die doch die bei weitem größere ist, in gesundheitsschädlichen Wohnungen und Arbeitsräumen und bei gesundheitsschädlichen Arbeitsarten degenerieren zu lassen? Gesund, frisch und kräftig kommt der Bäckerlehrling vom Lande, wo er von Agenten gekauft worden ist, und hat dann die Nacht hindurch in einer dunstigen und schmutzigen Werkstatt bei unerträglicher Hitze zu arbeiten und am Tage noch Lasten von Brot und Semmeln auszutragen, die ihn der Gefahr der Verkrüppelung aussetzen; mit 20 Jahren liegt er dann, mit der Schwindsucht oder der Krätze behaftet, im Krankenhause. Vor 30 Jahren sagte mir eine Breslauer Bäckersfrau: „Die Schinderei, die unsere Lehrjungen auszustehen haben, ist unerhört; aber es geht nicht anders, die Konkurrenz zwingt uns, so zu handeln; ich wundere mich nur, daß sich immer noch Eltern finden, die ihre Kinder dazu hergeben.“ Hier ist es die inländische, ja die örtliche Konkurrenz, die dazu zwingt, jungen Leuten ihre Gesundheit zu rauben und ihre Jugendkraft auszusaugen, in den Exportindustrieen ist es die internationale Konkurrenz. Ist es national, das so gehen zu lassen? Wäre es nicht am Ende nationaler, durch internationale Vereinbarungen die Arbeitsbedingungen so zu regeln, daß die gesunden Knochen, Lungen, Herzen, Mägen und Hirne unserer deutschen Arbeiter der Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie nicht mehr geopfert zu werden brauchten? Unmöglich mag das sein, aber undeutsch und wider unser nationales Interesse wäre es ganz gewiß nicht, wenn es möglich wäre!“

In der That, der konsequente nationale Gedanke muß heute völkerverbindend werden und wenn erst auf einem Gebiete die Notwendigkeit friedlicher Einigung als eine nationale Forderung aufgestellt ist, dann ist die Solidarität der Kulturwelt überhaupt als leitender Gesichtspunkt einer praktischen Nationalpolitik anerkannt; denn es ist klar, daß die stetige Durchführung einer internationalen Sozialpolitik unweigerlich fordert, daß auch auf allen anderen Gebieten des Völkerverkehrs mit dem Faustrecht und der nationalen Einbildung endgiltig gebrochen wird. Der deutsche Nationalismus ist zur Zeit ganz besonders weit von solchen Ausblicken entfernt. Wer hier aufklärend und erziehend wirken will, der muß an die großen sozialpolitischen Notwendigkeiten anknüpfen.

Uebrigens wird Herr Karl Jentsch von seinem eigensten Standpunkt noch einen Schritt weiter gehen müssen. Im Gegensatz zu dem verständnislosen Gerede unserer nationalen Presse, die für den Londoner internationalen Sozialistenkongreß nur die Phrase von der Vaterlandslosigkeit der roten Internationalen bereit hat, wird er die internationalen Agitatoren als die besten Vaterlandsverteidiger begrüßen müssen, weil sie durch ihre Mitarbeit an der internationalen Ausbreitung der Arbeiterorganisationen dazu helfen, daß unsere eigenen Volksgenossen nicht durch die Konkurrenz tierähnlicher Lebensansprüche auf jenen niedersten Stand der Lebenshaltung herabgedrückt werden, aus dem Verbrechertum, Alkoholismus und gewaltsame Empörung geboren werden. Die deutsche Arbeiterpresse handelte im besten Sinne national, als sie zu Geldsammlungen für die streikenden Arbeiter in Petersburg aufforderte; denn die körperliche und sittliche Emporentwickelung unseres Arbeiterstandes ist durch nichts so gefährdet, als durch die Lohndrückereien der östlichen Genügsamkeit. Ein nationales Werk that die deutsche Gewerkschaftskommission, als sie vor einem Jahre den Beschluß faßte, sich mit ihren finanziellen Mitteln an der internationalen Aufklärung der Arbeiter zu beteiligen. Sie hat Flugblätter in polnischer, czechischer und italienischer Sprache herausgegeben und über deren Bestimmung in einem Rundschreiben folgendes gesagt:

„Da die vom Ausland kommenden Arbeiter auch in ihrem Heimatlande kaum an der Arbeiterbewegung teilnehmen werden, weil sie, ebenso wie die bei uns auf der Stufe niedrigster Lebenshaltung stehenden Arbeiter, sich um öffentliche Angelegenheiten überhaupt nicht kümmern, so ist es Pflicht der organisierten Arbeiterschaft Deutschlands, dafür zu sorgen, daß diese Leute darauf aufmerksam gemacht werden, wie sie ausgenutzt werden, um dadurch veranlaßt zu werden, auch in ihrem Heimatlande im Sinne der Bestrebungen der deutschen Arbeiterschaft zu wirken.“

Man vergleiche mit diesen Bestrebungen den Patriotismus unserer Latifundienbesitzer, die durch Unterdrückung des Koalitionsrechtes und durch Heranziehung polnischer und russischer Arbeitskräfte die körperlichen und seelischen Bedürfnisse ihrer Arbeiter immer weiter herunterdrücken.

Das Vordringen dieser internationalen Gesichtspunkte erfaßt übrigens auch immer weitere Kreise der englischen Arbeiterschaft, der man früher nationalen Egoismus vorwarf. Für die streikenden Textilarbeiter in Cottbus bewilligten die englischen Baumwollspinner 4000 Mark; bedeutsam ist auch die Aufnahme, welche

jüngst der Aufruf der streikenden Solinger Messerarbeiter bei dem Sheffielder Gewerkschaftsrat gefunden hat; hier wurde in einer besonderen Sitzung die thatkräftigste Unterstützung zugesagt, ein Beschluß den der Sheffielder „Independent" ein bürgerliches Blatt, mit folgenden Worten begleitete:

„Dieser Appell bietet den Sheffielder Gewerkvereinen eine glänzende Gelegenheit, nach der sie so lange gesucht, ihren Solinger Brüdern ihre Freundschaft und ihr Bestreben zu beweisen, die Arbeiter in Deutschland in nähere Verbindung mit den im selben Beruf engagierten Arbeitern Sheffields zu bringen. Wir sind sicher, daß die Federmesserarbeiter in dieser Stadt niemals den deutschen Schleifer als ihren Feind betrachtet haben, sondern der Ansicht sind, daß die von den Fabrikanten am Ort so oft angerufene Konkurrenz Deutschlands sich hauptsächlich auf die rivalisierenden Unternehmer der beiden Nationen bezieht. Es steht daher zu hoffen, daß die Bemühungen der Sheffielder Gewerkvereine, den deutschen Brüdern zu helfen, dafür wirken werden, eine gemeinsame Grundlage zu schaffen, auf Grund deren die Arbeiter beider Länder sich behufs Besserung ihrer Arbeitsbedingungen verbünden können. Obwohl Sheffield und Solingen viele Meilen von einander getrennt sind, sind die Interessen doch identisch."

Auch die englischen Dockarbeiter bereiten ein internationales Vorgehen vor. Die Führer Tom Mann (für die Docker) und J. H. Wilson (für die Matrosen) haben verschiedene Nordseehäfen des Festlandes aufgesucht, um sich der Bundesgenossenschaft der dortigen Hafenarbeiter zu versichern. Beachtenswert ist es, daß diese Internationalisierung der Lohnkämpfe keine Verstärkung sondern eine Linderung der wirtschaftlichen Erschütterungen und der persönlichen Gehässigkeiten bringt. Die wachsende Einheitlichkeit des Vorgehens der Arbeiter nimmt dem Einzelunternehmer die Furcht vor der Konkurrenz. Im Sinne solcher friedlichen Entwickelung erklärt denn auch der neue Bundesverband der englischen Docker, es sei nicht die Absicht, eine allgemeine Arbeitseinstellung oder Geschäftsstörung herbeizuführen, sondern gerade durch ein Gesamtvorgehen die Verständigung in den einzelnen Häfen zu erleichtern. „Im Erwerbsleben sind wiederholt nach ernsten Konflikten und nachdem lange Kämpfe schreckliche Leiden verursacht, Einigungsämter gebildet worden. Wir wünschen den Arbeitern und ihren Familien diese Leiden und dem Publikum die aus der Geschäftsstörung sich ergebenden Nachteile zu ersparen, und geben daher kund, daß die Forderungen der Arbeiter in diesem Geiste formuliert werden und daß wir friedliche Verhandlungen im entsprechenden Sinne anzuknüpfen suchen."

Wir hoffen, mit dieser Zusammenstellung und den angeknüpften Betrachtungen einen kleinen Beitrag zur Würdigung der kulturellen Bedeutung des Londoner Arbeiterkongresses zu geben und werden in einer der nächsten Nummern die Fortschritte des internationalen Gedankens besprechen, welche dieser Kongreß gebracht hat.

F.

Vermischtes.

Eine Arbeiterschutzdebatte im englischen Parlament. Die demokratische Düsseldorfer „Bürgerzeitung" brachte neulich einen ausführlicheren Bericht über eine Debatte im englischen Parlament über die Reform der Bergwerksgesetzgebung. Wir wollen diese Debatte auch unsern Lesern zur Kenntnis bringen, da sie nicht nur den großen Gegensatz zwischen der sozialen Bildung der leitenden englischen Unternehmer und dem rücksichtslosen Interessengeist unserer industriellen Magnaten beleuchtet, sondern auch zeigt, wie irrig die sozialdemokratische Lehre ist, daß der politische Einfluß der Arbeiterschaft von der Zahl ihrer Parlamentssitze abhänge.

Der konservative Minister Ridley brachte kürzlich einen Gesetzentwurf ein mit einer Reihe durchgreifender Maßnahmen für den Schutz der Bergleute gegen die Lebens- und Gesundheitsgefahren ihres Betriebes. Diese Maßnahmen sollen unter ständiger Kontrolle und Mitwirkung der Arbeiter getroffen werden. In der Debatte empfahl Mr. Asquith, der liberale Vorgänger des Ministers, den Regierungsentwurf dringend, da er insbesondere das Leben der Arbeiter gegen die verheerenden Kohlenstaubexplosionen sichere. Der Entwurf folge allen Ergebnissen der modernen Wissenschaft und sollte für alle anderen Länder ein Beispiel sein. In der That sind die Vorschriften, die hier den Minenbesitzern gemacht werden, so minutiös und gründlich, enthalten so starke „Einschränkungen der individuellen Freiheit," daß kaum irgendwo gründlichere Arbeiterschutzmaßregeln existieren dürften. Und was die Hauptsache dabei ist, diese Bestimmungen stehen nicht bloß auf dem Papier, vielmehr bewachen die großen englischen Arbeiterorganisationen mit Argusaugen die genaue Ausführung. Kein derartiges Gesetz wird gemacht, ohne daß ein Ueberwachungs- und Schiedsgerichts-Komitee ernannt wird, in dem beide Parteien gleiche Stimmenzahl haben. In der Debatte über dieses Gesetz nahmen zuerst die Arbeiter das Wort:

Wilson, der von den internationalen Bergarbeiterkongressen bekannte Führer der Durhamer Bergleute, fand den Entwurf gut. Er sagte, er hätte das Haus mit Dingen beschäftigt gesehen, und zwar tage- und wochenlang, die sehr wohl hätten zurückgestellt werden können. Während Menschenleben zu Grunde gegangen seien bei den großen Bergunfällen der letzten Zeit, hätte das Haus Politik gespielt. Er hoffe deshalb, daß man nun Feuer dahinter machen werde. Das Haus würde ein gutes Werk thun, indem es den Entwurf auch ohne die strittigen Punkte annehme.

Mr. Haldane von Schottland sagte, er bedaure, daß das Gesetz nicht schärfer gegen Übergriffe der Unternehmer vorginge, von denen besonders die schottischen Bergleute zu leiden hätten. Dennoch gratuliere er dem Minister, daß er in der Frage der Anwendung von Explosivstoffen so energisch vorgehen wolle. Er sei der Meinung, daß man im Ministerium die Frage vom Standpunkte der Wissenschaft fortwährend im Auge behalten müsse.

Mr. Wilson-Falkick, Grundbesitzer, sagte, daß, wenn er und diejenigen, für die er spreche, keine Opposition gegen den Entwurf machten, so wünschten sie doch eine gründliche Berathung und Verbesserung. Selbst vom Standpunkte des Schutzes für Leben und Gesundheit seien noch große Mängel im Entwurf. Das Kohlengewerbe sei sehr im Niedergange begriffen. Nichtsdestoweniger würde er sein Bestes thun, das Gesetz zustande zu bringen. (Man vergleiche mit dieser noblen Art des englischen Unternehmers den wüsten Sturmlauf der Stumm, Möller, Bueck und Konsorten gegen deutsche Arbeiterschutzmaßregeln!)

M. Pickard, der bekannte Bergarbeiterführer, hätte lieber ein umfassendes Berggesetz gesehen, aber er sei doch überzeugt, daß der Entwurf einen wesentlichen Fortschritt bedeute und deshalb wollte er ihn annehmen.

Sir William Harcourt, der geistvolle liberale Parteiführer, wünschte dem konservativen Minister seine Überzeugung auszudrücken, daß dieses Gesetz die wichtigste gesetzgeberische Maßnahme der ganzen Session sei. Es sei ein reiches Maß von Uebereinstimmung unter den verschiedenen Interessenten vorhanden, und er hoffe nur, daß diese Harmonie auch in den Kommissionsberatungen andauern möge. Er habe nur das Wort ergriffen, um seine aufrichtige Hoffnung auszudrücken, daß in der Kommission keinerlei Versuch gemacht werde, die Sache zu verschleppen. Es sei zu bedauern, daß im Interesse der Beschleunigung des Arbeiterschutzes in dem gegenwärtigen konservativen Entwurfe einige Teile des von seinem (des Redners) früheren Ministerium eingebrachten Entwurfes hätte fallen gelassen werden müssen, was jetzt vorliege, sei das Minimum dessen, was vorläufig verlangt werden müsse.

Sir Charles Dilke meinte, der Entwurf sei der Lobsprüche, die die ihm zuteil geworden seien, bei weitem nicht wert. Was hier geboten werde, sei sehr kärglich. Aber die Bergleute seines Wahlbezirks (Forest of Dean), mit denen er eine Konferenz abgehalten, hätten sich entschlossen, bei der gegenwärtigen parlamentarischen Lage den Entwurf zu acceptieren, ohne für jetzt Verbesserungsvorschläge zu machen, damit keine Verzögerung für diesen wichtigen Teil des Arbeiterschutzes eintrete.

Sir F. Powell ist der Meinung, daß in England zwischen Bergwerksbesitzern und Bergleuten keine schroffe Gegnerschaft mehr bestehe; durch traurige Erfahrungen hätten beide Teile gelernt. Es sei eine Ehrenpflicht des Hauses, das Leben der braven Bergleute zu schützen, und er hoffe, daß der Minister in sehr kurzer Zeit eine Novelle zu diesem Gesetze einbringen werde, in welcher auch diejenigen Bestimmungen noch enthalten seien, die er für jetzt fallen gelassen habe.

John Burns, der „Sozialist", war der Meinung, daß die Verhandlungen der Kommission an einem einzigen Tage beendet sein könnten, wenn der Minister seinen Einfluß dahin geltend machen wolle. Er meine ferner, daß das Ministerium des Innern sehr wohl ein paar hundert oder auch ein paar tausend Pfund das Jahr für praktische Experimente auf diesem Gebiete draufgehen lassen könne. Auf diese Weise könne das Maximum von Sicherheit für Leben und Gesundheit erreicht werden. In 50 Jahren seien 5 Millionen Menschen mehr oder weniger schwer verunglückt, und um hier Einhalt zu thun, dürfe kein Geld gescheut werden. Das Ministerium scheine hier pekuniäre Bedenken zu haben; solche seien im 19. Jahrhundert nicht am Platze. (Lebhafter Beifall.)

Aus der ethischen Bewegung.

Wien. Dem neuesten Hefte der „Mitteilungen der ethischen Gesellschaft in Wien" entnehmen wir Folgendes. Die vom Bürgerschullehrer Zwilling geleiteten Kurse über Kindererziehung (17 Vorträge) waren zahlreich besucht. Aus den trefflichen Anregungen dieser Kurse greifen wir beispielsweise einen Satz aus dem Vortrage der Frau Marianne Hainisch über „Mütter und Kinder" heraus:

„Zornausbrüche schädigen die Kinder sehr. Diese machen uns ja alles nach. Das Sprechenlernen ist allein Nachahmung, und wenn wir sie beim Spiel beobachten, erkennen wir uns selbst wieder. Sind wir mit ihnen heftig, so lernen sie uns auch das ab.

Ein gutes Beispiel ist daher das wichtigste, beste Erziehungsmittel.

Halten wir diesen, von allen Erziehern in erste Reihe gestellten Grundsatz fest und sehen wir, welche Beispiele unsere heranwachsenden Knaben und Mädchen haben. — Nicht nur außerhalb des Hauses wüten die Parteikämpfe in der rohesten Art, nicht nur außerhalb desselben werden die Gegner mit Mitteln bekämpft, welche kein anständiger Mensch anwenden darf und welche aller Nächstenliebe Hohn sprechen, nicht nur außerhalb des Hauses weiß man die sachliche Gegnerschaft von persönlicher Gehässigkeit nicht zu trennen, sondern im Schoße der Familie werden die Beschimpfungen fortgesetzt, dort wird aller Parteihaß und alle Mißgunst und Verachtung dargelegt und den Kindesseelen eingeimpft, so daß sie oft hassen lernen, ehe sie zu lieben gewußt haben. Und doch ist innig lieben können der größte Segen eines Kinderherzens. Denn wie man in den Wald hineinruft, schallt's zurück. Liebe erweckt wieder Liebe. Umgebt ein Kind mit Liebe, lehrt es lieben, so wird es Jedermann offen und herzlich entgegentreten und dafür Freundliches empfangen. Herzenswärme wird sein kostbarstes Gut werden, denn sie öffnet die Herzen seiner Mitmenschen und wird es erfreuen und fördern. Darum möchte ich allen Müttern des Erdenrunds zurufen: „Wißt Ihr denn, welche unermeßliche Macht in Eueren Händen ruht, wißt Ihr denn, daß die Keime zu allen zukünftigen Menschen in Eueren Händen liegen? Seid Ihr Euch denn klar, daß all' die Männer, die sich oft so stolz über Euer Geschlecht erheben, Euer Werk sind.“ Fühlt Euch und handelt!“

Im Anschluß an diese Vorträge giebt die Ethische Gesellschaft ein Buch über Kindererziehung heraus — Viel dankbare Zustimmung fanden auch die von dem Lehrer Tluchor veranstalteten Elternkonferenzen, die in verschiedenen Stadtteilen abgehalten wurden und nach den Worten des Veranstalters folgenden Zweck hatten:

„In diesen Eltern- und Lehrer-Konferenzen wollen wir gemeinsam beraten, wie wir es anstellen sollen, um den Fehltritten des Kindes vorzubeugen, ihre Herzen rein zu erhalten und Geist und Leib zu möglichst guter Entwickelung zu bringen.

Ein arges Mißverständnis aber wäre es, wenn die Eltern denken würden, wir Lehrer hätten sie zu uns eingeladen, um ihnen gegenüber als die allein Lehrenden aufzutreten. Wir erwarten vielmehr, daß die Eltern auch uns an dem reichen Schatz ihrer Einzelbeobachtungen und Erfahrungen teilnehmen lassen, daß wir unsere Kenntnisse der einzelnen Kindesseelen bereichern, um besser die erzieherischen Wirkungen unserer Worte und Anleitungen beurteilen und zweckmäßigere Erziehungsmittel wählen zu können.

Tauschen wir also unsere Kenntnisse und Erfahrungen gegenseitig aus, so bilden wir einander für unsere gemeinsame Erziehungsaufgabe und der Segen unserer Einigkeit kommt unseren Kindern zu gute.

So wird es uns gelingen, die Jugend der Kinder zu einer heiteren und sonnigen zu gestalten, in der sich ihr Wesen freudig entfalten wird zu voller Kraft und Schönheit.“

In der letzten Sitzung berichtete Dr. Ofner über die Ergebnisse der Enquête über Frauenarbeit. Nach einleitenden Bemerken über ihre Genesis und die Anfeindungen, die das Unternehmen erfahren, über die Art, in der die Arbeiterinnen befragt wurden, entwirft der Vortragende eine systematische Darstellung von deren Lebensverhältnissen. Er berichtet ausführlich über Arbeitszeit, Arbeitsvermittelung, über die Behandlung der Arbeiterinnen in den Betrieben, die Arbeitsräume, über Zwischenmeisterei und Heimarbeit, über die illoyale Konkurrenz der Frauen aus dem Bürgerstande, die leidige Saisonarbeit. Beeinflußt von dem häufig notwendigen Aussetzen beträgt das durchschnittliche Jahreseinkommen der hiesigen Arbeiterinnen 150 bis 200 fl. Lebenshaltung und Sittlichkeit sind überaus schlecht, aber man erkennt nicht Leichtsinn, sondern den Druck der ökonomischen Abhängigkeit als die Ursache. Der Wert der Genossenschaften für die Arbeiterinnen ist gleich Null, das Gewerbeinspektorat wird durch neue, wenn auch weibliche Kräfte in seiner Leistungsfähigkeit erhöht werden müssen. Von der administrativen Gewalt erwartet der Vortragende die nachsichtslose Vertretung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, von den Legislativen ihre Ergänzung; von der Gesellschaft selbst, daß die Scham über so unwürdige Zustände sie zur Mitarbeit an deren Beseitigung veranlassen werde. (Stürmischer Beifall.)

In der darauffolgenden Diskussion wandte sich Herr Otto Lang gegen den Referenten. Man solle sich nicht gegen die Fabrikanten als Personen wenden, die der einzige bürgerliche Stand seien, der seit den Arbeiterschutzgesetzen zur Linderung der sozialen Not beitrage. Ist das die Aufgabe der Ethischen Gesellschaft, fragt der Redner, einer ganzen Klasse zu bestätigen, wie sehr ihr Unrecht geschähe, und sei es nicht vielmehr die, zu sagen, daß Besitz nicht adelt? (Sehr charakteristisch, wie sonst das Christentum, so soll hier die Ethik durch Beschönigung versöhnen.)

Abgeordneter Pernerstorfer entgegnet dem Vorredner. Der Referent hat nicht gegen die Fabrikanten als Menschen, sondern als Klasse gesprochen. Sicher sei, daß die Ausbeutung Seitens einzelner Fabrikanten über das Maß des Erlaubten hinausgehe. — Den Gründern der Ethischen Gesellschaft habe nicht als Ziel vorgeschwebt, einem „himmelblauen Idealismus“ nachzugehen, sie hat eine bedeutsame Aufgabe, wenn sie den guten Elementen der bürgerlichen Stände die Aufklarung in wirtschaftlichen Angelegenheiten gebe, die diesen heute noch fehlt. Ein Stück davon sei die Enquête gewesen; ein Unternehmen, das einzig dastehe, und auf das die Ethische Gesellschaft mit Stolz sehen kann.

Schweiz. Welche Stellung die ethische Bewegung bereits in der Schweiz errungen hat, das zeigt sich u. a. darin, daß das leitende sozialpolitische Organ der Schweiz seit Juli eine regelmäßige Beilage „Die ethische Bewegung“ bringt, in der Herr Gustav Maier über die Ziele und die Bethätigungen der ethischen Bewegung berichtet.

Vortragskurse und Kongreß in Zürich, Wohnung rc. betr.

Den Wünschen vieler Freunde entsprechend, teilen wir hierdurch mit, daß wir in der Lage sind, für solche Besucher, die billigere Station wünschen, in guten Familienpensionen Unterkunft mit voller Verpflegung zum Preise von Frs. 5—6 pro Tag bei mindestens 10—14tägiger Anwesenheit zu beschaffen. Vielleicht dürfte sich empfehlen, solche mit Rücksicht auf gesellige Veranstaltungen rc. ohne Abendbrot zu bedingen, was sich für Frs. 4—5 (je nach Qualität der Zimmer) wird ermöglichen lassen. Für eine begrenzte Zahl von Teilnehmern könnte auch bescheidene Pension zu ca. Frs. 4 (ohne Abendessen zu Frs. 3) beschafft werden. Jedoch können wir eine Verbindlichkeit unter Frs. 5 (resp. Frs. 4) nicht übernehmen. Anmeldungen werden bis spätestens 15. August an die Adresse: Gustav Maier, Zürich V., Mittelstr. 12, erbeten.

Das Komitee.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Weichselmünde, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 15. August 1896.	Nr. 33.

Inhalt: Vermehrung der Vorschulen. Von J. Tews. — Moderne Auswüchse der Gründungsthätigkeit in Deutschland. Von Gustav Maier. — Zur Frage der Freibibliotheken und Lesehallen. Von Arthur Pinugst. — Die diesjährige Lohnbewegung im Buchdruckergewerbe. Von Bruno Pörsch. — Streiflichter: Weltfrieden und Arbeiterbewegung Die Ächtung der Sozialdemokratie. — Vermischtes.

Vermehrung der Vorschulen.

Von J. Tews in Berlin.

Die gegenwärtigen Verhältnisse sind nicht dazu angethan, daß bedeutende soziale Fortschritte ohne lebhafte Gegenwehr der am Alten und Abgelebten Hängenden sich verwirklichen lassen. Auf vielen Gebieten macht der Gedanke der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit sogar offenbare Rückschritte, das ist in Bezug auf die Schule nahezu auf der ganzen Linie zu beobachten.

Der preußische Kultusminister liebt es nicht, in die bestehenden Verhältnisse mit rücksichtsloser Entschiedenheit einzugreifen. Dr. Bosse beschränkt sich vielmehr vielfach darauf, die von ihm als erwünscht angesehenen Entwickelungsbahnen lebhaft zu empfehlen. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Anschauungen des Ministers in sozialer Beziehung — das kirchliche Gebiet mag hier ganz unberücksichtigt bleiben — durchweg vorwärts drängen. So hat der Minister die Armenschulen mit aller Schärfe verurteilt, sich für die Befreiung der Dorflehrer von unangemessenen und das Lehramt stark beeinträchtigenden kirchlichen Dienstleistungen ausgesprochen, die Aufnahme der Lehrer in die Schulvertretungen empfohlen und schließlich auch auf die Aufhebung der kleinen Vorschulen gedrungen. Aber nirgends liegt der gemessene Befehl vor; der Chef der Unterrichtsverwaltung scheint der Meinung zu sein, man müsse das Gute und Rechte vor allen Dingen von oben herab empfehlen. Zweifellos ist das auch der Weg, die Vernünftigen und Vorurteilslosen für sich zu bewaffnen. Ob indessen auf diesem Wege große thatsächliche Erfolge zu erzielen sind, ist eine ganz andere Frage.

Gegenwärtig hat es fast den Anschein, als ob die Vertreter der Gegenseite überall im Vordringen begriffen sind. Die vom Ministerium verurteilten Armenschulen bestehen weiter, zumeist allerdings unter anderem Namen. Die feudalen Schulpatrone schreiben die Lehrerstellen, mit denen kirchliche Leistungen verbunden sind, sogleich so aus, daß an eine Ablösung derselben nicht zu denken ist. Gegen die Heranziehung der Fachleute zu den Schulvertretungen wehrt man sich mit Hand und Fuß, in der Großstadt fast noch mehr als auf dem Dorfe. Besonders aber werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, die der vollen Entwickelung der Volksschule im Wege stehenden Vorschulen unter allen Umständen über Wasser zu halten, und es sind teilweise Leute, die sich politisch und kirchlich liberal, wenn nicht gar radikal nennen, die die Schöpfungen eines Bethmann-Hollweg und Mühler vor dem Untergange bewahren. Humane, sozial geläuterte Denkweise ist eben von der politischen Parteistellung ganz unabhängig.

Die Vorschulen, die sich nicht aus eigenen Mitteln erhalten können, sollen aufgehoben werden. Folglich muß dafür gesorgt werden, daß sie sich erhalten. Auf die mehr internen Maßnahmen, durch welche das erreicht werden kann, soll hier nicht eingegangen werden. Aber die Besuchsziffer der Schulen läßt sich mit einiger Mühe erhöhen. Einem wohlhabenden Handwerker und Ackerbürger, den es kitzelt, etwas mehr zu sein als seinesgleichen, setzt man eine Fliege hinters Ohr, er könne doch seinen Sprößling nicht in die „Pantinenschule" schicken. Der Mann läßt sich breit schlagen und der Junge wird in die Vorschule gegeben. Ob er für den Besuch des Gymnasiums sich eignet oder nicht, kommt nicht in Betracht; er lernt mit den „Auserwählten" zusammen das ABC und Einmaleins und geht auch mit ihnen zusammen bei Cornelius Nepos und Julius Cäsar in die Schule, denn für die „Pantinenschule" ist er unter allen Umständen zu schade. Die sogenannten besseren Stände drängen ihren eigenen Unverstand und ihre eigenen Mißgriffe in der Kindererziehung den weniger Vorurteilsvollen, weil Minderbegüterten, förmlich auf. Warum entschließt sich ein Angehöriger der „besseren Gesellschaft" so selten, einen wenig begabten Sohn, wie es sein wahres Interesse erforderte, in die Volksschule und dann in die Werkstatt zu senden? Später würde man es vielleicht thun, aber dann ist es zu spät, und schließlich findet sich ja auch für den mäßigsten Mann aus „guter Familie" noch ein leidliches Amt. Die talentlosen Jungen aus anderen Kreisen, die man, um die Vorschulen zu füllen, auf den Gymnasialweg gelockt hat, müssen dagegen die Folgen eines verkehrten Bildungsweges in voller Schwere an sich erfahren.

Es ist ganz offen ersichtlich, daß für das Weiterbestehen der Vorschulen zur Zeit sehr eifrig agitiert wird. Wenn man den soeben erschienenen Jahrgang des statistischen Jahrbuchs der höheren Schulen durchblättert und die darin stehenden Ziffern mit denen der früheren Jahre vergleicht, so stößt man auf Dutzende von Vorschulen, die jahrelang eine ganz minimale Besuchsziffer aufzuweisen hatten, jetzt aber plötzlich namhaft in die Höhe gegangen sind. Sie sind damit vor dem Eingehen geschützt worden. Wie diese künstliche Belebung erfolgt ist, — das steht in dem Jahrbuch nicht. Einige Miniaturvorschulen, die lange mit 5—10 Schülern vegetiert hatten, sind allerdings auch im letzten Jahre wieder eingegangen. Dafür aber schießen neue Vorschulen besonders in den Berliner Vororten wie die Pilze aus der Erde. Und gerade hier, wo der größte Wohlstand neben bescheidensten Lebensverhältnissen und bitterster Armut sich findet, thäte eine einheitliche Volksschule so dringend not. Es ist ein Vergehen gegen das junge Geschlecht, es in den Jahren des frischen, vorurteilslosen Aufnehmens und Sichgebens sozial einzuengen und Vorurteile ihm aufzuzwingen. Die Väter und Mütter können vielleicht mit diesen Vorurteilen noch auskommen, ob die Kinder es einst ebenso gut können werden? Das ist doch sehr zu überlegen.

Aber das Wohl und Wehe des eigenen Kindes kann in dieser Angelegenheit nicht allein die Entscheidung beanspruchen. Schwerer noch wiegt die Rücksicht auf die große Menge der in den Volksschulen verbleibenden Kinder. Die Volksschule ist nun einmal die wichtigste und allgemeinste Kulturanstalt. Sie kann indessen ihre ganze civilisatorische Kraft nur da entfalten, wo sie nicht zu einer Elementarschule zweiter

Güte gestempelt wird, was durch Errichtung öffentlicher Standesschulen unbedingt geschieht. Die große Mehrheit der Jugend hat aber Anspruch auf vollwertige, in ihrer Art möglichst vollkommene Bildungsanstalten. Genügen die Volksschulen in ihrer gegenwärtigen Gestalt also für die Kinder der Begüterten nicht, so genügen sie für diejenigen der Unbegüterten erst recht nicht, und dann am allerwenigsten, wenn die Gemeinde selbst durch Errichtung einer Elementarschule erster Güte es ausspricht, daß die Volksschule einen guten Elementarunterricht nicht erteilt. Wer also für seine Kinder einen besonderen Unterricht neben dem allgemeinen Volksunterricht verlangt, muß auf Privatschulen und Privatunterricht verwiesen werden.

Die Männer und Frauen, die um die „Ethische Kultur“ sich scharen, sind oft aufgerufen worden zum Eintreten für eine Verbesserung der Jugenderziehung. Nach keiner Richtung hin ist die Mitwirkung aller unserer Freunde so notwendig als hier. Die Kämpfe der Gegenwart werden zum Teil auch die jetzt erwachsende Generation noch beschäftigen und vielleicht in viel größerem Maße als ihre Erzieher. Thun wir darum das Unsrige, ein Geschlecht zu erziehen, das nicht durch anerzogene Vorurteile gehindert wird, dem Andersdenkenden und Anderslebenden in wahrer Menschenliebe zu begegnen und auch in dem ehrlich strebenden Gegner den Bruder und Freund zu sehen. Wenn also auf anderen Seiten gegenwärtig mit besonderem Eifer daran gearbeitet wird, die Barrièren zwischen den einzelnen sozialen Schichten durch Pflege der Standesschulen noch zu befestigen und zu erhöhen, so wollen **wir** alles thun, um einer besseren und richtigeren Überzeugung Eingang zu schaffen. Die Vorschulen sind nicht die einzigen Verstöße gegen den modernen Volksbildungsgedanken, aber sie sind das offenbarste Hindernis für einen einheitlichen Aufbau unseres gesamten Schulwesens. Darum muß hier zunächst Hand angelegt werden. Mögen sich alle, die mit uns am Werke sind, dieser Pflicht bewußt bleiben, und wo sich ihnen Gelegenheit bietet, in diesem Sinne auch thätlich eingreifen.

Moderne Auswüchse der Gründungsthätigkeit in Deutschland.

Von Gustav Maier in Zürich.

III.

Ich habe am Schlusse von Art. II auf die zweifelhafte Qualität der meisten jüngsten Gründungen hingewiesen und will nun versuchen, dieses Urteil zu begründen.

Die Gründung eines bereits bestehenden Unternehmens vollzieht sich etwa in folgender Weise: Die Besitzer einer Fabrik oder dergl. verkaufen an einen Bankier ihr Anwesen zu einem vereinbarten Preise, der den beiderseitigen Wertschätzungen entspricht; natürlich werden sie das nicht thun, wenn sie nicht einen angemessenen Preis erhalten. Vor Inkrafttreten der Aktiengesetz-Novelle von 1884, und insbesondere in der Schwindelperiode zu Anfang der 70er Jahre, wurde nun dieser Ankaufspreis durch allerlei Manipulationen (durch Dazwischenschieben von Mittelspersonen, geheime Provisionsversprechen x.) von seiten der gründenden Firma sehr oft bedeutend erhöht, und es fehlte jede Kontrolle über die Höhe des Gründergewinnes. Die genannte Novelle ordnete daher bei schweren Strafen die Veröffentlichung des Uebernahmspreises und aller Gründungsvorgänge an. Dadurch wurde der **verschleierte** Gewinn bei solchen Geschäften unmöglich gemacht, die Aktie repräsentierte von nun ab den genauen Pari-Wert der Übernahme durch den Gründer (die deshalb an sich immer noch zu teuer sein kann) und dieser sah sich darauf verwiesen, seinen Gewinn in einem öffentlich bekannten Aufgeld (Agio) zu suchen. Das Urteil über die Berechtigung der Höhe dieses Aufgeldes wechselt in der öffentlichen Meinung sehr stark nach der Zeitlage. In Perioden des Aufschwungs wird lediglich die voraussichtliche **Rente** seiner Berechnung zu Grunde gelegt, ohne Berücksichtigung des inneren Wertes; in Niedergangszeiten pflegt man sich ängstlich auf den letzteren zu stützen und von der Rente ganz abzusehen; in den Tagen einer nüchternen Skepsis werden beide Momente gleichmäßig berücksichtigt. Gleicherweise wechseln diese Perioden in der Zugrundelegung desjenigen Zinsfußes, den man von einer Anlage in industriellen Werten beansprucht. Es ist klar, daß dieser Zinsfuß ansehnlich höher sein muß, als derjenige von Werten, die feste sichere Zinsen tragen: es ist etwas völlig verschiedenes, ob ich auf 3 oder 3½ pCt. sicher rechnen kann, oder ob ich auf ein schwankendes Ergebnis angewiesen bin, das heute vielleicht 10 pCt. ist, morgen die Hälfte oder vielleicht gar nichts. Wenn ich also jetzt mit 100 pCt. ein 3- oder 3½prozentiges Staatspapier bewerte, so werde ich eines ansehnlich höheren Erträgnisses bei einer Aktie bedürfen, um den gleichen Preis dafür zu zahlen. Je größer zu einer gewissen Zeit der Optimismus ist, desto kleiner wird diese Differenz: augenblicklich ist man bereits wieder bei einer Kapitalisierung des Aktien-Erträgnisses mit nur 5 pCt. angekommen, d. h. man bewertet eine Aktie, die **zur Zeit** 5 pCt. trägt, auf den gleichen Preis wie ein 3- oder 3½prozentiges Staatspapier. Auf dieser Bewertung baut sich die Berechnung des Agios auf: eine Aktie, die 10 pCt. trägt, wird auf 200 pCt., d. h. das Doppelte ihres Nennwertes, geschätzt und also bei einem Nennwert von 1000 Mk. mit 2000 Mk. bezahlt. Aus dieser Betrachtung erhellt die große Gefahr, die in solcher Bewertung liegt: trägt die gleiche Aktie im nächsten Jahre nur 7½ pCt., so fällt ihr Wert auf 150 pCt., d. h. sie bringt im Verkaufsfall einen Verlust von 500 Mk., vorausgesetzt, daß dann noch der gleiche Berechnungsmaßstab herrscht. Aber wie wir gesehen haben, wechselt dieser Maßstab je nach dem herrschenden Optimismus, und es können daraus viel empfindlichere Verluste entstehen. Am einleuchtendsten läßt sich dieses Risiko an dem Beispiel einer **Bank** nachweisen, weil dort die Verhältnisse klarer und durchsichtiger liegen, als bei einer industriellen Unternehmung. Denn die Bilanz der Bank giebt mir in weitester Ferne eine gewisse Übersicht über ihren Vermögensstand, während ich bei einer Fabrik z. B. erst noch das Anwesen selbst in der Nähe sehen müßte. Die Aktien einer Bank mit 10 pCt. Dividende und 25 pCt. Reservefonds wird man in optimistischen Zeiten, wie heute, etwa zu 200 pCt., in pessimistischen höchstens zu 125 pCt. bewerten. Die Aktien der Berliner Diskontogesellschaft z. B., die für das Jahr 1871 24 pCt. Dividende bezahlt hatte, standen Ende Dezember 1872 335 pCt., d. h. 2010 Mk. für die Aktie von 600 Mk. Nennwert. Trotzdem die Bank für das Jahr 1872 sogar 27 pCt. Dividende bei gewaltigen Reservestellungen erklärt hatte, standen die Aktien nach dem Krach, am 7. November 1873, nur mehr — 160 pCt. = 960 Mk. für die gleiche Aktie. — Aus dieser Vergleichung ergiebt sich das ungeheuere, mit dem Zinssatz festverzinslicher Werte gar nicht vergleichbare Risiko einer Anlage in Aktien: bei dem vorgenannten Beispiele hatte der Besitzer von Aktien des ersten und bestfundierten Instituts in Deutschland seinen Optimismus und den Vorteil einer Dividende von 144 Mk. und 162 Mk. in zwei Jahren mit einem Vermögensverlust von 1050 Mk. per Aktie von 600 Mk. zu büßen.

Aber selbst in ganz normalen Zeiten vollziehen sich solche Wandlungen. Die Aktien der Deutschen Gasglühlicht-A.-G. (Auer) in Berlin, die im vorigen Jahre 130 pCt. Dividende trugen, standen z. B. am 20. Juni in Berlin 983 pCt.,*) am 10. Juli bereits 820 pCt., d. h. die Aktie von 1000 Mk. war in 20 Tagen von einem Werte von 9830 Mk. auf einen solchen von 8200 Mk. zurückgegangen, und der Aktionär, der im vorigen Jahre 1300 Mk. Dividende eingenommen hatte, erleidet jetzt bereits einen höheren Kapitalverlust (1630 Mk.).

Diese optimistische Kapitalisierung hat aber immerhin noch eine gewisse Berechtigung bei **lange bestehenden** Unternehmungen. Wenn ich meinen Besitz an Aktien einer Bank oder Fabrik, die

---

*) Je höher dee Kurs einer Aktie steigt, desto mehr sinkt die Rate der Kapitalisieeung, weil das Papier nach Börsenausdeuck „zu schwer“ wied, d. h. weil relativ wenige Menschen in der Lage sind oder sich entschließen, für eine einzelne Aktie beinahe 10,000 Mk. auszugeben, und außerdem, weil die Größe des Risikos sich zu sehr aufdrängt. Das Agio bei der Auer-Gesellschaft ist um so horrender, als ihr Patent im Herbst 1900 abläuft, sie also selbst bei Fortdauee des gegenwärtigen hohen Erteägnisses in 5 Jahren nue 6500 Mk. Dividende pro Aktie bezahlen könnte gegenüber einem derzeitigen Aufgelde von 6—7000 Mk., das dann zum größten Teil auf dem Spiele steht. — Um dieses Risiko auf ein größeres Publikum abzuwälzen, d. h. die kleinen Leute in dieses Spiel hineinzuziehen und die schweren Aktien durch Teilung noch zu höherem Preise anzubringen, steht man jetzt im Begriff, füe dieselben einen Teust in London zu gründen und darauf £ 1 Aktien auszugeben. In Deutschland sind Aktien unter 1000 Mk. verboten; es ließe sich die Feage aufwerfen, ob derartige im Auslande vollzogene Manipulationen nicht ebenso gut mit Hilfe des Gesetzes zu treffen wären, wie z. B. ausländische Lotterien oder dee Handel mit ungestempelten Papieren. — Ein ähnliches Vorgehen liegt, allerdings auf etwas solideeem (inländischem) Wege, zur Zeit bei den Aktien der Nähmaschinenfabrik Seidel u. Naumann im Plan. Alle diese Tendenzen aber sind verwerflich, weil sie keinem wirtschaftlichen, sondern einem rein börsentechnischen Interesse, der leichteren Agiolage dienen.

mir bei bewährter solider Verwaltung jahrelang 10 pCt. Dividende bezahlt hat, zu 180 oder 200 pCt. rechne (und damit eine Kapitalisierung zu 50 pCt. zu Grunde lege), so mag ich im Vertrauen auf die innere Sicherheit und die erprobte Beständigkeit des Erträgnisses dazu berechtigt sein. Der kluge Mann wird freilich hier den möglichen Wechsel aller menschlichen Dinge in Betracht ziehen und zu dem Ergebnis gelangen, daß ein jährliches Mehrerträgnis von 1½—2 pCt. gegenüber dem Zinsfuß der Staatsanleihen selbst in diesem Falle keine genügende Versicherungsprämie gegen Kapitalverluste darstellt.

Ganz anders aber steht die Sache bei allen Neugründungen! Hier liegt stets nur eine relativ schwach begründete Hoffnung auf die Zukunft vor. Denn selbst wenn ein Unternehmen im Privatbesitz viele Jahre lang eine gute Rente abgeworfen hat, so ist es immer noch sehr zweifelhaft, ob es in der neuen Form, unter gleicher oder veränderter Leitung, bei vermehrten Verpflichtungen und Unkosten, dabei auch beharrt. Ja in vielen Fällen ist sogar die Frage sehr berechtigt, ob nicht gerade der Zweifel an dieser Fortdauer oder die Absicht eines übertriebenen Gewinnes es ist, was die Besitzer veranlaßt, ein zur Zeit so gewinnreiches Geschäft aus der Hand zu geben. Diese Vermutung nähert sich der Gewißheit in manchen Fällen, wo es sich um kleinere Unternehmungen handelt, deren Kapitalhöhe und Kreditstellung ganz leicht noch den Privatbesitz gestattet. — Aus diesem Grunde sind solche kleineren Unternehmungen auch beim Publikum nicht sonderlich beliebt.

Aber die Findigkeit der Gründer weiß sich auch da zu helfen. Eines ihrer Mittel ist, wie wir gesehen haben, der „Trust"; ein noch bequemeres und lucrativeres aber ist dieses: man macht die kleinen Unternehmungen künstlich zu großen! — bald sans phrase, bald mit dem Wink demnächstiger Vergrößerung. Die Börsen-Usancen in Frankfurt und Berlin schreiben ein Minimal-Kapital von einer Million für die Notierung vor: welch' prächtige Ausrede, das Kapital auch wirklich auf diese Summe zu bringen! — So zeigen denn die meisten der jüngsten Gründungen außerordentlich flüssige Bilanzen, oft sind gar keine Kreditoren da und werden noch Barbestände von mehreren hunderttausend Mark ausgewiesen. Das sieht dann für den Unerfahrenen furchtbar solide aus, dient aber im Grunde nur, bald mehr, bald weniger zur Verschleierung einer verwerflichen Unwahrhaftigkeit. Denn streng genommen kann man doch den eventuellen Mehrwert eines Unternehmens nur begründen auf das werbende Kapital desselben (d. h. den Wert von Gebäuden, Maschinen, Werkzeugen und mechanischen Kräften), etwa noch ein wenig auf den sehr unsicheren Wert von Patenten und den sehr unbestimmbaren und flüchtigen Wert einer sog. Kundschaft. Die Ausstände und die Waren aber gehen durchschnittlich nicht höher ein als zum Nennwert, sie begründen demnach kein Agio, unbedingt nicht aber das vorhandene Bargeld. Wenn also eine Aktiengesellschaft von 1 Million Mk. bei Waren-Vorräten und Ausständen von 400,000 Mk. ein werbendes Kapital von 600,000 Mk. hat und ich dafür ein Agio von 30 pCt. = 300,000 Mk. bezahle, so beträgt dieses in der That nicht 30, sondern 50 pCt. von letzterem. Wird aber dieses Geschäft, das mit 500,000 Mk. Kapital vollständig ausreichte, statt dessen aus Gründer-Übermut und Gewinnsucht mit 1 Million Kapital ausgestattet, so ergiebt sich das Kuriosum, daß ich für mein eigenes nutzlos daliegendes bares Geld zu Gunsten des Gründers ein Aufgeld bezahle. Es kann im vorliegenden Falle berechtigt sein, daß ich für die Kaufsumme der Gebäude, Maschinen rc. ein Aufgeld von 50 pCt. = 250,000 Mk. bezahle; niemals aber ist es berechtigt, daß ich für die unnötig eingezahlten 500,000 Mk. baren Geldes dem Herrn Gründer nochmals 250,000 Mk. in die Tasche jage. Oder mit andern Worten: ich bezahle ihm in diesem Falle für die Ueberlassung seines Geschäftes nicht 50 pCt., sondern 100 pCt. Aufgeld. Unter diesem Gesichtspunkte will ich in nachfolgender Tabelle ein halbes Dutzend der neuesten Gründungen, ganz aufs Geratewohl herausgegriffen, betrachten; ich lasse die Namen weg, da es mir um die Sache, nicht um Personen zu thun ist (wer sie kennen lernen will, wird sie an der Hand der Prospekte leicht auffinden).

Nr.	Art des Unternehmens	Emissions-Ort	Datum des Eintrags im Handelsregister	Datum der Emission	Aktien-Kapital	Betrag d. werbenden Kapit.	Betrag d. Barbest. i. d. Bilanz	verlangtes Agio	Gesamt-Betrag des Agios	% d. Agios a. d. werbende Kapital	verlangtes Agio a. unnöt. bar. Geld
					Mark	Mark	Mark	pCt.	Mark	pCt.	Mark
1.	Stahlröhrenwerk	Frankf. a. M.	7. April 96	24. Juni 96	1,000,000	480,000	315,000	25	250,000	52	79,000
2.	Lederfabrik	„	20. Mai „	18. „ „	1,000,000	231,000[1]	357,000	43	430,000	186	153,000
3.	Aktienbrauerei	Berlin	4. Juni „	20. „ „	1,000,000	681,000	131,000	22	220,000	32	29,000
4.[4]	Gußstahlkugelfabrik[2]	Dresden[3]	5. „ „	24. „ „	600,000	294,000	250,000	37½	225,000	77	94,000
5.[4]	Fahrradfabrik[5]	„	18.[7] „ „	24. „ „	850,000	564,000	230,000	47½	404,000	72	109,000
6.[4]	do.[6]	„	19.[7] „ „	23. „ „	1,100,000	569,000[6]	600,000	65	715,000	126	390,000
					5,550,000	2,819,000	1,883,000	40	2,244,000	79,6	854,000

[1]) Das Geschäft Nr. 2 besteht seit 4 Jahren und hat im letzten (dem seither besten) Jahre 12 pCt. verdient, aber nur auf ein Kapital von 574,000 Mk. — Die Emissionsfirma versichert, die Übernahme der Betriebswerte von 231,000 Mk. sei „sehr billig" erfolgt. Ob sie so billig ist, daß sie ein Benefice von — sage 430,000 Mk. (also fast die dreifache Zahlung) rechtfertigt? — Bezeichnend ist, daß der Kurs inzwischen auf 140 pCt. zurückgegangen ist, während derjenige von Nr. 1 auf 143 pCt. (18 pCt. über Emissionspreis) stieg. Dies ist natürlich kein Zeugnis für oder gegen den inneren Wert, sondern lediglich für die Geschicklichkeit der Emissionsfirma.

[2]) Der Prospekt dieser Gründung (Nr. 4) ist ein drastischer Beweis dafür, was man dem deutschen Publikum bieten darf. Es klingt fast humoristisch, dort zu lesen: „Der Betriebsgewinn vom Mai 1890 bis 1. März 1896 bezifferte sich, soweit das der Sachverständige bei der nach dem System der einfachen und ziemlich mangelhaft geführten Buchhaltung ungefähr (sic!) feststellen konnte (schon der Stil ist hier ein interessantes Zeugnis der Gründungshast!), auf 401,400 Mk. und verteilt sich auf die einzelnen Bilanzabschnitte, für welche die Vorbesitzer Inventur gemacht haben, wie folgt" rc. — Man bietet dem Publikum mit 37½ pCt. Agio (77 pCt. auf das werbende Kapital gerechnet) die Aktie eines Unternehmens an, dessen Vorbesitzer nach eigenem Geständnis eigentlich gar keine Kaufleute waren und in 5 Jahren nur zweimal Bilanz gemacht haben! —

[3]) Die drei letztgenannten Werte sind an der Dresdener Börse eingeführt worden, die, dem industriellen Charakter Sachsens entsprechend, in den letzten Jahren eine gewisse berechtigte Bedeutung auf dem industriellen Gebiete errungen, aber leider auch für solche Gründungen laxere Grundsätze hat und zu einer Art Aushilfsmittel, sozusagen zu einem Hotel 2. oder 3. Ranges in dieser Beziehung sich oftmals hergiebt. Ein Gründungsprospekt, wie der zu Nr. 4 (abgesehen von dem zu kleinen Kapital) wäre sicher weder in Berlin noch in Frankfurt angenommen worden. — An der Dresdener Börse blüht auch üppig die Agiotage (die künstliche Steigerung der Kurse): wenige Tage nach der Emission standen Nr. 4 20 pCt., Nr. 5 10 pCt., Nr. 6 gar 33 pCt. über den nicht billigen Emissionskursen: eine fernere fictive Wertsteigerung von insgesamt über 500,000 Mk.

[4]) Die Gründungen 4—6 beziehen sich auf die Fahrrad-Industrie, bezüglich deren sich (auch in England) ein gewisser Taumel neuerdings offenbart. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Zweig zur Zeit größere Chancen hat, allein wenn man die Prospekte und den Kurszettel ansieht, so möchte man meinen, daß alle diese Fabriken ein Monopol hätten und nicht vielmehr das sehr rasche Anwachsen der Konkurrenz sie naturgemäß bald auf die normale Höhe der Profite zurückführen müßte. — Inzwischen ist in Nordamerika bereits der Fahrrad-Krach ausgebrochen. Im Monat Juni sind dort 25 Fabriken in Konkurs geraten, und zu New-York werden täglich in großen Auktionen die feinsten Fahrräder zu ⅓ des früheren Preises verkauft. Der Rückschlag auf Europa ist nur eine Frage ganz kurzer Zeit, zumal die verschleuderten amerikanischen Maschinen sehr bald ihren Weg zu uns finden werden.

[5]) Bei dieser Gründung handelt es sich im Ganzen nur um 86,000 Mk. Maschinen und Werkzeuge. Der Nettogewinn betrug in den zwei Vorjahren 35,000 Mk., resp. 27,000 Mk. Die Kühnheit, dafür ein Aufgeld von über 400,000 Mk. zu verlangen, ist fast bewundernswürdig.

[6]) Hierbei sind im Ganzen nur 104,000 Mk. Maschinen enthalten, 114,000 Mk. kommen auf das Grundstück, 351,000 Mk. auf Gebäude (darunter ein kaum große Rente versprechendes „Villen-Gebäude mit Gartenanlagen"). Man erkauft also im Grunde die 104,000 Mk. Maschinen und die (gut bezahlte) 10jährige Mitwirkung der Vorbesitzer mit einem Aufgeld von 715,000 Mk.! Man hätte jedenfalls mit viel viel geringeren Opfern eine neue Fahrradfabrik begründet, sich Kundschaft dafür erworben und zweifelsohne nicht minder tüchtige Direktoren gewonnen. Aber — dann hätte man ja kein so fettes Gründungsobjekt gehabt! — In diesem Falle ist das Bedauerlichste, daß — während die anderen Gründungen von kleineren Bankhäusern und Banken ausgehen — wir unter diesem Prospekt die Firma einer der größten und angesehensten deutschen Banken finden müssen.

[7]) Man beachte die Hast! — Bei Nr. 5 und 6 muß der Prospekt längst gedruckt gewesen sein, als der Eintrag ins Handelsregister erfolgte! —

Nicht weniger als $2^1/_4$ Millionen Mk. Gründergewinn sind also hier auf 6 kleine mit einem werbenden Kapital von nicht voll 3 Mill. und einem Aktienkapital von $5^1/_2$ Mill. ausgestattete Gesellschaften verlangt worden, und diese $2^1/_4$ Mill. dürften seither durch Agiotage auf über 3 Mill. angewachsen sein. Nach einer neuerlichen Zusammenstellung der „Frkf. Ztg.“ sind im ersten Halbjahr 1896 im ganzen 70 solcher Gesellschaften mit einem Nominalkapital von 154 Mill. (gegen 60 Mill. im ganzen Jahre 1894) und einem verlangten Agio von über 50 Mill. gegründet worden. Da bescheiden gerechnet zum mindesten die Hälfte dieses Agios und der seitdem gesteigerten Kurswerte sich in der Zukunft als unberechtigt erweisen wird, so dürfte eine ungerechtfertigte Kapitalverschiebung von minimal 30 Millionen Mk. innerhalb 6 Monaten auf diesem einzigen Gebiete zu konstatieren sein.

Es wäre jedoch unrichtig, anzunehmen, daß mit diesen Beträgen die Gewinne Weniger zu Ungunsten Vieler erschöpft seien, denn in vielen Fällen haben die Vorbesitzer, sei es in Gestalt von direkten Bewertungen, sei es durch gut dotierte langjährige Anstellungsverträge, noch besonderen beträchtlichen Nutzen erzielt. Ebenso wäre es aber ungerecht, zu behaupten, daß diese Summen einzig in die Taschen der Gründer, d. h. der beteiligten Bank- und Börsenleute geflossen seien. Denn, ganz abgesehen von den verschwendeten Unkosten durch Überschreibung, Einführung, Prospekte, Reklame, Stempel ꝛc. kam sicherlich in vielen Fällen im Falle des Gelingens ein gewisser Teil des Gewinnes jenen Industriellen zu, die sich leichten Herzens dazu entschlossen, die mehr oder weniger soliden Schöpfungen ihres Fleißes der Sucht nach raschem Gewinn zu opfern. Beneiden wir sie darum nicht! Das alte gute Sprichwort: „wie gewonnen, so zerronnen!“ tritt auch hier nicht außer Kraft. Die Börsenleute sind meistens klüger als die Industriellen: manch einer unter ihnen, der jetzt im Bewußtsein seines plötzlichen Reichtums herumstolziert, wird vielleicht in einigen Jahren auf einem Haufen seiner eigenen entwerteten Aktien sitzen, seine eigene Gründerei aus voller Seele verwünschen und sich nach der alten Bescheidenheit seiner Stellung zurücksehnen, die dann meist auf immer dahin ist.

Und darin liegt meines Erachtens die allergrößte Gefahr solcher Gründungs-Epochen. Sie tragen den Geist schnöder blinder Gewinnsucht in Kreise hinein, die bisher an den Früchten redlicher Arbeit ihre Lebensfreude fanden; sie machen den braven strebsamen Industriellen zum vornehmen „Fabrikdirektor“ und vertiefen damit nur die Kluft zwischen Kapital und Arbeit. Sie schwächen die Wirkungen eines gesunden Individualismus im Erwerbsleben ab, ohne im geringsten durchschnittlich die wohlthätigen Folgen einer gesellschaftlichen Betriebsweise herbeizuführen. Sie leisten dem verhängnisvollen Zuge nach mühelosem Gewinn Vorschub und führen somit keineswegs zu einer Blüte der Industrie, sondern zu einem treibhausartigen Wachstum, das der erste kalte Windhauch vernichten wird. Sie ziehen immer weitere Kreise in den Bann dieser Zeitkrankheit und führen durch Übermut und Verschwendung oftmals zum Ruin. Denn nach feststehenden Erfahrungen ist jeder solcher müheloser Gewinn nur ein Darlehen, das gemeinhin unter schweren Opfern an Vermögen und Lebensglück über kurz oder lang unerbittlich zurückgefordert wird, gleich dem Gewinn an der Spielbank. —

Täuschen wir uns nicht! — Im Grunde ist es nicht so sehr der zufällige Umstand des neuen Börsengesetzes, der dieses Übermaß der Gewinnsucht erzeugt. Mit allen aufsteigenden Wirtschaftsperioden geht in der modernen Zeit die Gründerei Hand in Hand. Drüben in England ist sie — ohne neues Börsengesetz — im Schwange, wie bei uns; und auch diesseits geht seit dem 1. Juli das Gebahren lustig seinen Weg weiter. Wer tiefer hineinblickt, der hält sich und seine Kreise mit allen Kräften und trotz aller Verlockungen davon fern. Zu solcher Mäßigung beizutragen, ist der einzige Zweck meiner Ausführungen; denn auf eine Mäßigung der beutegierigen Gründerkreise zu hoffen, wäre vergeblicher Optimismus.

Zur Frage der Freibibliotheken und Lesehallen.

Von Dr. Arthur Pfungst in Frankfurt a. M.

Das hohe Interesse, welches in Deutschland der Errichtung von Freibibliotheken und Volkslesehallen zur Zeit entgegengebracht wird, und welches vor allem durch das energische Vorgehen der D. G. E. K. geweckt worden ist, dokumentiert sich auch in der einschlägigen Litteratur. Vor kurzem hat Dr. P. F. Aschrott, Landrichter in Berlin, ein Buch unter dem Titel: „Volksbibliothek und Volkslesehalle eine kommunale Veranstaltung“ *) erscheinen lassen, welches nach verschiedenen Seiten hin unsere vollste Beachtung verdient. Vor allem muß ausgesprochen werden, daß wohl niemand, der sich mit diesem wichtigen Gegenstande beschäftigt, das Buch aus der Hand legen dürfte, ohne reiche Anregung empfangen zu haben. Der Verfasser hat sich offenbar mit großer Hingebung mit der Materie vertraut gemacht; und es dürfte kaum eine Publikation geben, die auf kleinem Raum die Frage so erschöpfend nach allen Richtungen behandelt, wie die vorliegende. Wenn der Referent trotzdem zu einem anderen Urteil als der Verfasser dieses Buches in Bezug auf die in Deutschland zu errichtenden Volksbibliotheken und Lesehallen gelangt, dann wird er etwas weiter ausholen müssen, um seine Stellungnahme zu erklären und zu vertheidigen. Es muß vor allem betont werden, daß Aschrott's Publikation in erster Linie den Zweck verfolgt, dafür zu wirken, daß die in Deutschland zu begründenden Volksbibliotheken und Lesehallen künftig als **kommunale** Veranstaltungen ins Leben treten; und nachdem, was wir oben gesagt haben, brauchen wir wohl kaum speziell zu erwähnen, daß er reichhaltiges Material ins Feld führt, um für seine Idee, die zunächst viel Bestechendes hat, einzunehmen. Vor allem macht er darauf aufmerksam, daß diejenigen, welche die Einführung derartiger Einrichtungen in Deutschland mit dem Hinweis auf amerikanische und englische Vorbilder rechtfertigen, in der Regel unerwähnt lassen, daß die public libraries in diesen Ländern **kommunale** Einrichtungen sind und fährt fort: „Gerade das aber ist das Charakteristische derselben, daß sie aus öffentlichen Mitteln errichtet und erhalten werden. Und man legt besonders in England großes Gewicht darauf, immerfort zu betonen, daß die public library keine Wohlthätigkeitsanstalt, sondern der gemeinsame Besitz aller Einwohner ist; jeder Benutzer der public library soll das Gefühl haben, daß er aus seinen Mitteln die Anstalt mitgeschaffen hat, daß er zu seinem Teil Eigentümer derselben ist.“

Des weiteren polemisiert der Verfasser gegen die Art und Weise wie seither von einzelnen Abteilungen der D. G. E. K. bei der Errichtung von Lesehallen vorgegangen worden ist, und er gelangt zu der Annahme, daß es wohl kaum gelingen kann, auf dem Wege, der betreten worden ist, der großen Aufgabe gerecht zu werden, über Deutschland ein Netz von public libraries ähnlich wie in England und Amerika auszubreiten; und er exemplifiziert auf die in Berlin errichtete öffentliche Lesehalle, welche bereits im zweiten Jahre ihres Bestehens vor einem Defizit stehe, ohne die sehr notwendige Neuanschaffung von Büchern in Berücksichtigung zu ziehen. Wir müssen es uns versagen, alle weiteren Einwände des Verfassers hier anzuführen und verweisen Jeden, der sich überhaupt für die Angelegenheit interessiert, auf das Buch selbst. Nach unserer Ansicht hat der Verfasser die ganze Frage zu technisch behandelt. Die Aufgabe, welche sich die D. G. E. K. gesetzt hat, ist nicht identisch mit der, welche sich beispielsweise englische Städte mit der Errichtung von public libraries gesetzt haben.

Die D. G. E. K. sah sich vor eine ganz andere Aufgabe gestellt. Sie dachte in erster Linie nicht so sehr daran, die Bibliotheken und Lesehallen zu begründen, um den Volksgenossen Gelegenheit zu bieten, sich weiter zu bilden, bezw. zu unterhalten — sie stand vor allem und steht heute noch vor der Aufgabe die Volksgenossen einander zu nähern, sie an Duldung zu gewöhnen, sie auf gemeinsamem Boden zu vereinen, und so das Gemeinschaftsgefühl zu wecken. Dazu schienen vor allem die Volkslesehallen so sehr geeignet, weil sie mehr als jede andere Institution allen so recht vor Augen führen mußte, wie jede politische, wirtschaftliche, religiöse u. s. w. Richtung ein gleichberechtigter Faktor im Leben sei. In Demokratien wie Amerika und England ist dieses Gefühl schon weit mehr in alle Volksklassen eingedrungen, als in Deutschland, wo noch gar viel Mittelalterliches in den Köpfen spukt. Dr. Aschrott selbst erwähnt die für deutsche Verhältnisse so recht bezeichnende Thatsache, daß Leute, mit denen er über die Sache gesprochen habe, fast durchweg die Frage an ihn gerichtet hätten: „Sollen in der Lesehalle auch sozialdemokratische Zeitungen aufliegen?“ Das kennzeichnet schlagender als alle Auseinandersetzungen die von uns aufzustellende Behauptung, daß es durchaus noch nicht an der Zeit ist, in Deutschland Volkslesehallen durch Kommunen begründen und verwalten zu lassen. Es ist absolut keine Sicherheit in Deutschland vorhanden, daß solche Volkslesehallen frei von allen politischen und religiösen Tendenzen verwaltet werden würden.

Das ist die eine wichtige Seite der Frage. Eine zweite sehen wir darin, daß die herrschenden Klassen in Deutschland durchaus

*) Verlag von Otto Liebmann, Berlin W., Lützowstraße 27.

nicht in der Weise von der Nützlichkeit und Notwendigkeit von Volksbibliotheken und Volkslesehallen überzeugt sind, wie das in England und Amerika der Fall ist. Wenn es der Verfasser einmal unternähme, in irgend einer deutschen Stadt die Begründung einer Volkslesehalle vorzubereiten, und mit Angehörigen der besser situierten Klassen das Projekt zu besprechen, da würde er manche absonderliche Meinung zu hören bekommen; u. a. gewiß vielfach die, daß die Massen heutzutage schon viel zu aufgeklärt seien und daß die Errichtung von Volkslesehallen zu den unheilvollsten Konsequenzen führen müsse. Auf dem letzten Gesellschaftstage der D. G. E. K. sind über diesen Gegenstand ganz merkwürdige Dinge erzählt worden. So lange aber die herrschenden Klassen nicht von der Überzeugung durchdrungen sind, daß die Errichtung von Volkslesehallen eine Notwendigkeit für die Kulturentwickelung unseres Vaterlandes ist, so lange ist die Errichtung von tendenzfreien Einrichtungen dieser Art eine Unmöglichkeit. Nur durch die unentwegte Agitation einer Vereinigung, wie es die D. G. E. K. ist, kann es allmählich gelingen, die Geister mit jenen Überzeugungen zu erfüllen, welche einzig und allein ein gedeihliches Wirken auf dem beregten Gebiete verbürgen. Aber darum kann auch die D. G. E. K. heute noch nicht von anderen Faktoren, also beispielsweise von den Kommunen ersetzt werden in der Erfüllung dieser Kulturaufgabe. Wie es das Programm der D. G. E. K. überhaupt ist, sich selbst überflüssig zu machen, so ist es auch ihre Aufgabe alle Volkskreise so zu erziehen, daß die Vorbedingungen für das Gedeihen solcher Einrichtungen gegeben sind — mögen sie dann technisch auf die eine oder andere Weise organisiert werden.

Was nun die von dem Autor behaupteten Mißerfolge des Appells an die Privatwohlthätigkeit anbetrifft, so können wir seinen Schlußfolgerungen durchaus nicht beistimmen. In wenigen Jahren ist es doch thatsächlich gelungen Freibibliotheken mit Lesehallen in Freiburg, Frankfurt a. M., Berlin und Ulm zu begründen, während die Errichtung eines solchen Institutes in besonders großem Maßstab in Jena gesichert ist. In mehreren anderen Städten versprechen die Vorbereitungen besten Erfolg. Außerdem ist uns bekannt, daß in einer Reihe von Nachbarstädten von Frankfurt a. M. (wir nennen nur Worms, Darmstadt, Wiesbaden) wo noch keine Abteilungen der D. G. E. K. bestehen, ähnliche Gründungen aus der Bürgerschaft heraus geplant werden. Daß alle diese Anstalten sich immer wieder an die Opferwilligkeit der wohlhabenden Kreise wenden, ist doch selbstverständlich. Um auf das Beispiel des Verfassers zurückzugreifen, darf wohl behauptet werden, daß die Berliner Lesehalle auch fortfahren würde sich an die Opferwilligkeit der Bevölkerung zu wenden, wenn sie die doppelten Einnahmen gehabt hätte. Den Beweis hierfür bietet die Frankfurter Lesehalle, welche bei einer jährlichen festen Einnahme von 7—8000 Mark keineswegs ihre Bemühungen um Vermehrung ihrer Einkünfte eingestellt hat. Die Frankfurter Lesehalle hat sich einfach mit den wachsenden Einnahmen stets umfassendere Ziele gesteckt, und ist beispielsweise zur Zeit im Begriff eine Filiale in dem Stadtteil Bockenheim zu errichten. Es soll nicht bestritten werden, daß es viel bequemer wäre, wenn die Kommunen das Geld einfach zur Verfügung stellen würden. Es erscheint uns aber sehr zweifelhaft, daß Institute, die auf diese Weise begründet worden wären, einen solchen Erfolg hätten, wie die unter Kämpfen aller Art zu stande gebrachten Anstalten. Gerade in Frankfurt a. M. hat es sich gezeigt, daß die neu begründete Freibibliothek, welche von einer Anzahl begeisterter Bürger ins Leben gerufen worden ist, einen ungeahnten Erfolg hatte, von welchem u. a. die Thatsache Zeugnis ablegt, daß weit über 3000 Gratis-Abonnenten dieselbe benutzen. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß eine aus kommunalen Mitteln geschaffene Anstalt den gleichen Erfolg gehabt hätte, denn alles, was mühelos erreicht wird, wird nicht richtig geschätzt. Nach alledem sind wir der Meinung, daß die D. G. E. K. alle Veranlassung hat, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. Wenn die von ihr begründeten Freibibliotheken und Lesehallen in den verschiedensten Teilen Deutschlands die ungeheure Wichtigkeit derartiger Einrichtungen dargethan haben, dann wird vielleicht die Zeit gekommen sein, um die englischen und amerikanischen public libraries als kommunale Veranstaltungen nach Deutschland zu verpflanzen.

Die diesjährige Lohnbewegung im Buchdruckergewerbe.

Von Bruno Pörsch in Berlin.

Der große Ausstand der Buchdrucker im Jahre 1891/92, welcher die 9 stündige Arbeitszeit und eine 10 prozentige Lohnerhöhung erkämpfen wollte, verlief bekanntlich zu Ungunsten der Streikenden. Die Organisation der Gehilfen erholte sich jedoch bald wieder von dem erhaltenen Schlage und als am Anfange dieses Jahres, infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges, die Arbeiter fast aller Berufe in Lohnbewegungen eintraten, da gehörten die Buchdruckergehilfen nicht zu den Letzten.

Die Lohnbewegung derselben, welche soeben durch die General-Versammlung ihrer Organisation den Abschluß gefunden hat, ist nun in taktischer Beziehung für die gesamte deutsche gewerkschaftliche Arbeiterbewegung von großer Bedeutung gewesen, so daß es wohl angebracht ist, dieselbe näher zu behandeln. Abgesehen davon, daß in den Reihen der Buchdrucker selbst betreffs der angewandten taktischen Maßnahmen große Differenzen ausbrachen, hat auch die gewerkschaftliche und politische Arbeiterpresse sich mit den Vorgängen im Buchdruckergewerbe zum Teil eingehender befaßt und vielfach die Taktik der Gehilfenführer und Vertreter für verwerflich und nicht nachahmenswert erklärt.

Auf Grund einer Ende Februar in Leipzig stattgefundenen Gehilfen-Versammlung trat der Vorstand des Verbandes der deutschen Buchdrucker (Organisation der Gehilfen) mit der Vereinigung der Prinzipale wegen einer Revision des bisher geltenden Tarifs in Unterhandlungen. Am 11. März fand in Leipzig eine Zusammenkunft der Vertreter beider Organisationen statt und der Vorstand des Prinzipal-Vereins erklärte sich auch bereit, dem Wunsche der Gehilfen nachzukommen. Zu diesem Zwecke beabsichtigte man einen Tarifausschuß, bestehend aus Vertretern der Prinzipale und Gehilfen zu gleichen Teilen, zu bilden und rief man hierzu das Einigungsamt des Gewerbegerichts der Stadt Leipzig an, welches die Wahlen für die Gehilfenvertreter ausschreiben sollte. Dasselbe kam auch dem Ersuchen bereitwilligst nach. Die Prinzipale erhoben anfänglich bei dieser Zusammenkunft mit Nachdruck das Verlangen, den Tarif gesondert mit Vertretern von Verbands- und Nichtverbandsgehilfen zu vereinbaren, ließen diesen Wunsch jedoch später fallen und wollten nun nur zwei Nichtverbandsmitglieder ohne Stimmrecht zu den Verhandlungen zugezogen haben. — Hierdurch erkannten sie die Organisation an. — Die Wahlen fanden statt und am 15. April trat die gewählte Tarifkommission in Leipzig zu den Verhandlungen zusammen. Die Vertreter der Gehilfen stellten auf Grund der in Gehilfen-Versammlungen gefaßten Beschlüsse an die Prinzipale folgende Forderungen: „Neunstündige Arbeitszeit, 15 prozentige Erhöhung der Grundpositionen, 5 prozentige Erhöhung der Gewißgeldsätze. — Nach langem Markten, das drei Tage dauerte und oft an der Hartnäckigkeit beider Parteien zu scheitern drohte, erklärten sich die Prinzipale zu folgenden Zugeständnissen bereit: „$9\frac{1}{2}$ stündige Arbeitszeit inclusive der Pausen, Erhöhung der Grund-Tausendpreise um 2 Pfennige, gleich $7\frac{1}{2}$ %, statt $20\frac{1}{2}$ Mk. 21 Mk. Minimallohn, eine Erhöhung der Überstundenbezahlung, die dadurch eintritt, daß nunmehr der Preis der Überstunden gefunden wird durch die Dividierung des Tagesverdienstes mit 9, statt wie bisher mit 10. In Städten unter 20 000 Einwohnern kann auf Antrag der Majorität beider Parteien die bisherige Arbeitszeit bestehen bleiben. Der neue Tarif soll in den Hauptorten am Anfang Mai, in den anderen in dem letzten Drittel des Mai zur Einführung gelangen. Zur Ein- und Durchführung des Tarifs wird ein Tarifamt geschaffen und die unerledigt gebliebenen Anträge werden später verhandelt." Mit diesen Zugeständnissen erklärten sich die Gehilfen-Vertreter angesichts der Thatsache, daß die Prinzipale zu weiteren Konzessionen nicht bereit wären und alles zu scheitern drohte, einverstanden. — Am 15. Mai trat dann abermals der Tarifausschuß zur Erledigung der schon oben erwähnten Angelegenheiten zusammen und nach fünftägigen Verhandlungen kamen folgende Beschlüsse zustande:

„Der Tarif ist der von Prinzipalen und Gehilfen anerkannte Ausdruck dafür, was für die beiderseitigen Beziehungen und Leistungen im Deutschen Reich allgemein als gerecht und billig festzuhalten ist.

Er gilt auf die Dauer von fünf Jahren, d. h. vom 1. Juli 1896 bis 1. Juli 1901. Sollte jedoch nach Ablauf von drei Jahren, also bis zum 1. Juli 1899, festgestellt werden, daß die Zahl der den Tarif anerkennenden Prinzipale und der nach demselben arbeitenden Gehilfen nicht fortgesetzt größer geworden ist, so kann er bereits am 1. Juli 1899 für den 1. Oktober 1899 gekündigt werden. Obige Feststellung geschieht durch das Tarif-Amt. Wird der Tarif nicht mindestens 3 Monate vor Ablauf von mindestens 4 Prinzipals- oder 4 Gehilfenvertretern im Auftrag ihrer Kreise gekündigt, so verlängert er sich stets um ein Jahr.

Etwaige Anträge auf Abänderung einzelner Teile des Tarifs sind bis zum 1. Juli jedes Jahres — also eventuell erstmalig am 1. Juli 1899 — von mindestens 4 Prinzipals- oder 4 Gehilfenvertretern im Auftrag ihrer Kreise beim Tarif-Amte einzubringen und von diesem sofort zu veröffentlichen. Über die eingegangenen Anträge muß bis zum 1. Oktober des betreffenden Jahres vom Tarif-Aus-

schusse Beschluß gefaßt werden; die beschlossenen Abänderungen treten am darauffolgenden 1. Januar in Kraft.

Als Organ zur Festsetzung des Tarifs wird ein aus 9 Prinzipalen und 9 Gehilfen bestehender Ausschuß derart gebildet, daß für jeden der näher zu bezeichnenden Kreise ein Prinzipals- und ein Gehilfenmitglied, sowie je ein Stellvertreter derselben, die am Vororte wohnen und je ein zweiter Stellvertreter, der nicht am Vororte wohnen darf, mittelst getrennter Urabstimmung gewählt wird. Die Wahl erfolgt durch einfache Stimmenmehrheit. Wahlberechtigt und wahlfähig sind nur diejenigen Prinzipale, welche den Tarif anerkannt haben und diejenigen Gehilfen, welche in tariftreuen Druckereien arbeiten*). Dieser Ausschuß führt den Namen: Tarif-Ausschuß der deutschen Buchdrucker.

Zur Ausführung seiner Beschlüsse, sowie zur Vermittelung des Verkehrs der Tarifkontrahenten untereinander, behufs Aufrechterhaltung und Durchführung des festgestellten Tarifs errichtet der Tarif-Ausschuß ein Organ, welches an dem Vorort eines Kreises seinen Sitz hat und den Namen:

Tarif-Amt der deutschen Buchdrucker

führt. Dasselbe hat folgende Obliegenheiten:

1. die Ausführung der Beschlüsse des Tarif-Ausschusses;
2. die Aufstellung und alljährliche Veröffentlichung eines Verzeichnisses der den Tarif zahlenden Firmen;
3. die Anordnung von Maßnahmen zur Anerkennung und allgemeinen Durchführung des Tarifs;
4. die Vornahme statistischer Erhebungen über die Lohn-, Lehrlings- und Lebensverhältnisse an den einzelnen Druckorten und die Berichterstattung über die angestellten Ermittelungen;
5. die Vermittelung zwischen Prinzipalen und Gehilfen in allen Tarifangelegenheiten, soweit nicht die in § 47 vorgesehenen Schiedsgerichte in Betracht kommen, nachdem die Thätigkeit der am Vorort der betreffenden Kreise ansässigen Mitglieder des Tarif-Ausschusses erfolglos war;
6. die aktenmäßige Führung und Ordnung aller bei ihm eingehenden, den Tarif betreffenden Schriftstücke, sowie die Schaffung und Fortführung eines Tarifkommentars;
7. die Errichtung von Schiedsgerichten an den verschiedenen Druckorten, sowie die Aufstellung einer einheitlichen Geschäftsordnung für dieselben;
8. die Errichtung von Arbeitsnachweisen an den verschiedenen Druckorten, sowie die Aufstellung einer einheitlichen Geschäftsordnung für dieselben;
9. die Ausschreibung der Wahlen der Vertreter zum Tarif-Ausschuß;
10. die Entgegennahme der Abänderungsanträge zum Tarif, die Einberufung des Tarif-Ausschusses und Erledigung aller den Tarif betreffenden Angelegenheiten."

Außerdem wurde der Lokalzuschlag für eine größere Anzahl Orte erhöht.

Unterdessen war in den Reihen der Gehilfen eine bedeutende Opposition gegen die Tarifgemeinschaft und die Aufgaben des Tarifamtes entstanden, die zum Teil, wie bereits erwähnt, durch die Arbeiterpresse unterstützt wurde. Hauptsächlich waren es die Leipziger Prinzipale, die viel zu dem Entstehen der Opposition beitrugen, indem sie den neuen Tarif nicht am Anfang Mai zur Durchführung brachten, sondern die Annahme desselben von der General-Versammlung des Prinzipal-Vereins, die im Juni stattfinden sollte, abhängig machten, während derselbe in den meisten anderen größeren Orten bereits zur Durchführung gelangt war. Die Opposition führte aus, daß die Zugeständnisse der Prinzipale viel zu gering wären, daß die Tarifgemeinschaft die Bewegungsfreiheit der organisierten Gehilfen einschränke und Harmonieduselei bedeute, daß ferner durch eine von Begeisterung getragene Arbeitseinstellung, wie solche in anderen Berufen vorkäme, viel größere Erfolge zu verzeichnen gewesen wären. Die Leiter der Organisation und Gehilfen-Unterhändler wurden verdächtigt, als Verräter dargestellt und ihr Rücktritt verlangt. — Wären nun wirklich durch eine sofortige Arbeitseinstellung für die Gehilfen größere Erfolge als wie jetzt herausgekommen? Wir glauben diese Frage verneinen zu müssen. Die Behauptung der Opposition, daß bei einer Arbeitseinstellung die Prinzipale gleich in den ersten Tagen hätten kapitulieren und alle Forderungen bewilligen müssen, hat jeder Gewerkschaftsführer tausende Male gehört und eben so viel Mal ist dieselbe durch die folgenden Thatsachen widerlegt worden. Wir brauchen in dieser Beziehung nur die gewerkschaftlichen Kämpfe der letzten Zeit zu betrachten und wir werden finden, daß diese Behauptung vor dem Ausbruch einer jeden Arbeitseinstellung gemacht worden ist und trotzdem fiel die übergroße Mehrheit derselben ins Wasser, die Streikenden errangen garnichts. In Berlin sind in diesem Jahre wohl 75 % aller Kämpfe zu Ungunsten der Arbeiter verlaufen. Nehmen wir aber einmal wirklich an, daß die Prinzipale die Forderungen der Gehilfen infolge einer Arbeitseinstellung bewilligt hätten, würden dadurch die Gehilfen dieselben auch für die Dauer aufrecht zu halten imstande gewesen sein? Diese Frage ist wohl gleichsam zu verneinen. In den wenigen Berufen, die in der letzten Zeit wirklich Arbeitseinstellungen siegreich durchgeführt haben, hat man heute schon überall wieder mit Abzügen begonnen — wir erinnern nur an die Tischler, Zimmerer und Maurer Berlins — und in nicht allzu ferner Zeit, sowie die Konjunktur sich verschlechtert, wird die übergroße Mehrzahl wieder zu den Bedingungen arbeiten, die vor der Arbeitseinstellung maßgebend waren. Man vergesse hierbei ferner nicht, daß diese erwähnten Ausstände von den Arbeitern in der Regel nur deshalb unternommen wurden, um diejenigen Bedingungen zurück zu erobern, die man ihnen einst schon vor 10 oder 15 Jahren bewilligt hatte. Auch den Buchdrucker-Gehilfen wären, bei einer Verschlechterung der Geschäftslage, die durch eine Arbeitseinstellung eventuell errungenen Zugeständnisse wieder bald entrissen worden. Klagt man doch schon bei der Tarifgemeinschaft darüber, daß einige Geschäfte bei dem wirtschaftlichen Niedergange den Tarif zu durchbrechen suchen. Die geschlossene Tarifgemeinschaft kann daher nur zum Nutzen der Gehilfen sein, da sie von dem größten Teil der Prinzipale wohl eingehalten werden wird und eine Herabsetzung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse bei schlechter Geschäftslage nicht gut möglich ist, wie dieses in anderen Berufen regelmäßig geschieht. Der Hinweis der Opposition auf die Erfolge der Arbeiter anderer Berufe ist also sehr unglücklich gewählt und beweist wenig Sachkenntnisse. Die deutschen Arbeiter haben durch Arbeitseinstellungen bis jetzt nur äußerst minimale Erfolge zu verzeichnen gehabt. Ferner soll man bei der Frage der Arbeitseinstellung Folgendes nicht aus dem Auge lassen. Je mehr das Kapital sich konzentriert, je weniger Fälle kommen bei Arbeitseinstellung vor, wo wirklich jemand der Besiegte und der Sieger ist. Nachdem das Kapital in solchen Kämpfen tausende zugesetzt und den Streikenden beinahe das Geld ausgeht, sind beide Teile des Kampfes müde geworden und zu gegenseitigen Konzessionen bereit und dann kommen meistens derartige Erfolge heraus, wie die Buchdrucker Deutschlands sie ohne große Kämpfe errungen haben. Wir können daher die von den Leitern der Organisation und den Unterhändlern befolgte Taktik nur gut heißen und den Wunsch aussprechen, daß auch andere Berufe das ruhige und besonnene Vorgehen der Buchdrucker resp. deren Führer sich zum Vorbild nehmen, dann würden die deutschen Arbeiter auf dem gewerkschaftlichen Gebiete auch mehr Erfolge aufzuweisen haben, als wie bisher. Damit soll nun keineswegs gesagt sein, daß in Zukunft alle Streikes zu unterlassen sind — die Arbeiter werden wohl noch sehr oft dieses Mittel gebrauchen müssen — doch angesichts der Thatsachen, wie sie im Buchdruckergewerbe lagen, der Zugeständnisse 2c., war die Befürwortung der Arbeitseinstellung zu unterlassen, da sie ein Hazardspiel gewesen wäre.

Die unter den Gehilfen ausgebrochenen Differenzen sind nun durch die stattgefundene General-Versammlung der Gehilfenorganisation insoweit beigelegt worden, daß dieselbe die Tarifgemeinschaft anerkannt hat. Inwiefern die Behauptung der Opposition auf Thatsache beruht, daß Herr von Berlepsch die Vernichtung des Koalitionsrechts durch Schaffung obligatorischer Einigungsämter mit gesetzlicher Exekutive beabsichtigte und die Vorgänge im Buchdruckergewerbe (Einigungsamt, Schiedsgerichte 2c.) hierzu als Material und Grundlage dienen sollten, kann niemand kontrollieren. Nun ist Herr von Berlepsch gegenwärtig nicht mehr Minister und sollte sein Nachfolger wirklich mit einem derartigen Plane auftauchen, so wird die deutsche Arbeiterschaft wohl so viel Kraft besitzen, um eine Beschneidung des Koalitionsrechtes mit Erfolg abzuwehren, sonst wäre es traurig mit ihr bestellt.

*) Solche Gehilfen, welche in Buchdruckerorganisationen oder in Kassen u. dgl., die den Interessen der Tariforganisation nicht widersprechen, irgendwie thätig sind, sind arbeitenden Gehilfen gleich zu achten.

Streiflichter.

Weltfriede und Arbeiterbewegung. Auf dem internationalen Kongreß sozialistischer Organisationen in London wurde folgende Resolution zur Friedensfrage einstimmig angenommen:

„Die Hauptursache der Kriege sind in der kapitalistischen Gesellschaft nicht die religiösen oder nationalen, sondern die wirtschaftlichen Gegensätze der besitzenden Klasse in den verschiedenen Ländern. Wie sie Leben und Gesundheit der Arbeiter unablässig auf dem Schlachtfeld der Arbeit opfert, trägt sie auch keine Scheu, deren Blut fließen zu lassen, um durch Eroberung neuer Absatzgebiete sich neuen Gewinn zu verschaffen.

Die arbeitende Klasse aller Länder hat daher die Aufgabe, dieser Vergewaltigung durch die Kriege genau so entgegenzutreten, wie jeder

anderen Vergewaltigung, die von der besitzenden Klasse gegen sie verübt wird.

Zu diesem Zwecke muß sie die politische Macht erringen, um die kapitalistische Produktionsweise zu beseitigen und den Regierungen, den Werkzeugen der Kapitalistenklasse, gleichzeitig in allen Ländern die Mittel zu verweigern, die zur Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Zustandes dienen.

Die stehenden Heere, durch welche die Völker schon im Frieden ausgesaugt und deren Kosten auf die arbeitende Klasse abgewälzt werden, vermehren überdies nicht nur die Gefahr kriegerischer Zusammenstöße zwischen den Nationen, sondern dienen gleichzeitig zur immer brutaler werdenden Unterdrückung der Arbeiterklasse aller Länder. Deshalb verhallt auch erfolglos der Ruf: „Die Waffen nieder!“ wie jeder andere Appell an das Humanitätsgefühl der Kapitalistenklasse.

Nur die Arbeiterklasse kann ernstlich den Willen haben und sich die Macht erringen, den Weltfrieden zu schaffen.

Deshalb fordert sie:

1. Gleichzeitige Abschaffung der stehenden Heere in allen Staaten und Einführung der Volksbewaffnung.
2. Einrichtung von Schiedsgerichten, welche Streitigkeiten zwischen den Völkern friedlich zu schlichten haben.
3. Endgiltige Entscheidung über Krieg oder Frieden direkt durch das Volk für den Fall, daß die Regierungen nicht die Entscheidung des Schiedsgerichtes annehmen,

und sie protestiert gegen die Abschließung geheimer Staatsverträge.

Die Verwirklichung dieser Forderungen ist aber, wie jede ernstliche, zu Gunsten der Arbeiterklasse erhobene, nur dann zu erreichen, wenn sie sich maßgebenden Einfluß auf die Gesetzgebung erringt und durch Anschluß an den internationalen Sozialismus die wahre Verbrüderung der Völker herbeiführt.“

Diese Resolution ist so unreif und doktrinär, daß man sie im Interesse des Ansehens der Arbeiterbewegung herzlich bedauern muß. Die heutige Völkerspannung wird im wesentlichen als Folge des kapitalistischen Systems hingestellt; gänzlich unerwähnt bleibt, daß dieselbe gewaltige Entwickelung, welche unter dem Druck der internationalen Konkurrenz an Stelle der für lokalen Absatz arbeitenden Handwerker die moderne Lohnarbeiterklasse und die modernen Kapitalisten schuf, gleichzeitig den Völkerverkehr mit Telegraphen und Eisenbahnen um den Erdball führte und über die nationalen Wirtschaftsgemeinschaften jenes Netz gegenseitiger Abhängigkeit spannte, welches die kulturelle Grundlage für alle weiteren völkerverbindenden Gestaltungen geschaffen und das Bewußtsein der Einheit des Menschengeschlechtes mächtig gesteigert hat.

Nur kleinbürgerliches Banausentum kann die großartige Friedensbedeutung dieser Umwälzung übersehen. Geradezu demagogisch ist die Wendung, daß die kapitalistische Gesellschaft zur Eroberung neuer Absatzmärkte ohne Scheu das Blut der Arbeiter fließen lasse — als ob die modernen Kriege nicht ebensoviel Blut von den oberen Klassen forderten wie von den unteren!

Gewiß ist es richtig, daß der Weltfriede am stärksten gesichert sein wird, wenn erst die Interessensolidarität der Kulturwelt ihren festen Ausdruck in internationaler Organisation des Güterumsatzes gefunden hat. Aber diese kunstreichste Gestaltung des ordnenden Menschengeistes kann unmöglich in der Atmosphäre der allgemeinen Gereiztheit emporkommen. Sie hat den Weltfrieden zur Voraussetzung. Aber wenn die Arbeiterschaft zur Macht gelangt, kann sie dann nicht mühelos den Weltfrieden erzwingen? Sie wird nie zur Macht gelangen unter der Herrschaft des Militarismus, jeder wirkliche Fortschritt des Arbeiterschutzes und der Arbeiterfreihei kann sich nur an einen Fortschritt der internationalen Verständigung knüpfen. Und könnte überhaupt der Weltfriede das Ergebnis der Diktatur sein? Ist er nicht vielmehr die langsam reifende Frucht anderer Gewohnheiten des Denkens und Fühlens in allen kleinen und großen Beziehungen des Gemeinschaftslebens? Und hier kommen wir auf den entscheidenden Punkt. Die Wortführer der Arbeiterbewegung ahnen garnicht, wie tief sie selbst noch in dem Geiste stecken, aus dem sich Militarismus und Völkerüberhebung täglich neu erzeugen. Die geringschätzigen Phrasen, mit denen fortwährend die Kulturmission des Proletariats auf Kosten der kulturellen Arbeit der übrigen Menschheit gepriesen wird, sie sind doch nichts anderes als Wiederholungen der uralten Rede vom auserwählten Volke und haben nichts zu thun mit der Idee des Weltfriedens, der von jedem Beteiligten ehrliche Bescheidenheit zu Gunsten der gleichgeachtelen Mitarbeit der Anderen verlangt. Die Verhandlungen des Kongresses selbst waren teilweise von derselben wilden Leidenschaft und plumpen Gehässigkeit erfüllt, die heute noch das ganze menschliche Zusammenleben durchdringen und deren Abbild im Großen eben der bewaffnete Frieden der Kulturvölker ist. Solange sich also die Arbeiterschaft in den Formen ihres Auftretens und Urteilens selbst noch in so hohem Grade an die kriegerischen Instinkte wendet und die Summe der vorhandenen Maßlosigkeit vermehrt, hat sie kein Recht, für die Fortdauer des militärischen Gesellschaftszustandes allein ihre Gegner verantwortlich zu machen und sich selbst als Hort des Weltfriedens anzupreisen.

Die in Rede stehende Resolution schiebt übrigens ganz mit Unrecht dem Bürgertum ein wirtschaftliches Interesse an der Aufrechterhaltung des bewaffneten Friedens zu. Gerade in den Kreisen der gewerblichen Arbeit macht die Friedensidee die größten Fortschritte, weil diese Kreise von einem Kriege heute die stärkste Erschütterung der mühsam angeknüpften Verkehrsbeziehungen befürchten müssen. Aus diesem Grund verhallt der Ruf „die Waffen nieder“ durchaus nicht wirkungslos. Dieser Ruf wendet sich ja durchaus nicht nur an die Humanität, sondern er weckt die Völker zu dem Bewußtsein, daß der Kriegszustand heute den tiefsten und allgemeinsten Lebensinteressen der Kulturwelt entgegenwirkt. Daß aber auch der Appell an die Humanität keineswegs wirkungslos verhallt, dafür ist das lebendigste Zeugnis die moderne Arbeiterbewegung, welche alle die bisher erreichten Konzessionen ihrer freien Bewegung und ihrer Gleichberechtigung keineswegs ihrer noch höchst fragmentarischen Machtentwickelung verdankt — ist doch diese Macht erst ein Ergebnis jener Konzessionen — sondern vielmehr in erster Linie der steigenden Macht des Gewissens und der Humanität in den herrschenden Klassen, die ihre wirtschaftliche und politische Stärke unter dem Drucke der humanen Ideen nicht mit dem alten Uebermute ausnutzen konnten.

F.

Die Ächtung der Sozialdemokratie durch das Urteil des preußischen Oberverwaltungsgerichtes, anläßlich der Bestätigung des Strafmandates gegen den Kolberger Bürgermeister wegen Ueberlassung eines städtischen Saales für eine sozialistische Versammlung, wird natürlich von der gesamten Ordnungspresse als ein erlösender Spruch gefeiert — gewiß zu aufrichtiger Gewissensbedrängnis der armen überbürdeten Oberverwaltungsgerichtsräte, denen vielleicht am wenigsten von allen Deutschen Zeit gegönnt ist, sich über das Wesen und die Lebensbedingungen der sozialdemokratischen Partei zu informieren. Besonderes Interesse für die Ethiker hat folgende Auslassung des amtlichen osthavelländischen Kreisblattes:

„Hier wird also durch den über den Parteien stehenden, absolut sachlich erwägenden obersten Verwaltungsgerichtshof ganz unverblümt ausgesprochen, daß die Sozialdemokratie außerhalb des für alle Staatsbürger gemeinschaftlichen Rechtsbodens steht. Angesichts der Beurteilung und Begünstigung, welche diese Partei mehr und mehr von weiten Volkskreisen, und nur zu oft gerade von den sich einer „ethischen Kultur“ rühmenden, also gebildeten Klassen erfährt, kommt die richterliche Entscheidung zu sehr gelegener Zeit. Sie bereitet dem von freisinniger und ethischer Kurzsichtigkeit geflissentlich genährten Vorurteil, daß die Sozialdemokratie eine bürgerliche Reformpartei sei, ein jähes Ende. Somit spricht sie nicht bloß über den Kolberger Bürgermeister ein Verdikt, sondern auch über die heimlichen Gönner der Sozialdemokratie und vor allem über die Parteien, welche es den sozialdemokratischen Führern gestatten, im Reichstage eine Rolle zu spielen und den Staatsgedanken zu verhöhnen.

Und darin liegt die eigentliche Bedeutung der richterlichen Entscheidung. Mit Recht hat so oft der schneidige Kriegsminister, und nun auch eine unparteiische Körperschaft von dem Ansehen des obersten preußischen Verwaltungsgerichtshofes die Sozialdemokratie als staatsgefährliche Umsturzpartei bezeichnet. Die verschiedensten Erwägungen drängen dazu, jenen Elementen das Handwerk zu legen, die den deutschen Namen fortgesetzt vor der über deutsche Schlaffheit staunenden Welt zum Gespött machen.“

Nun — der deutsche Name hat sich die Achtung der Welt wahrhaftig durch andere Leistungen erworben, als durch die schwächliche Prügelpädagogik, mit der man bei uns heute zum Gespött des zivilisierten Auslandes unerzogene Massen der Allgemeinheit entfremdet. Wenn es wirklich wahr ist, daß das deutsche Volk von Erbfeinden umlagert ist, so üben doch unsere Staatserhaltenden geradezu Hochverrat, indem sie beständig auf allen Gassen ausrufen, daß die deutsche Nation zerfressen wird von einem inneren Erbfeind, der langsam eine Million Volksgenossen nach der andern zum Austritt aus der bestehenden Staatsordnung veranlaßte und in der Stunde der Gefahr natürlich dem äußeren Erbfeind brüderlich die Hand reichen werde. Es wird wirklich Zeit, einen Patriotenbund zu gründen, der dieses Gezeter öffentlich dementiert und dem Auslande eine bessere Meinung von unserm arbeitenden Volke beibringt, als unsere patriotischen Reaktionäre, die sich nicht schämen, die wackersten Mitarbeiter am Ruhm des deutschen Gewerbefleißes als gesellschaftsfeindliche und gewissenlose Aufrührer zu beschimpfen.

Was würden wir wohl sagen, wenn eine englische Zeitung erklärte, die organisierte Arbeiterklasse Englands stehe außerhalb der nationalen Gemeinschaft und sei jeder politischen und gesell-

schaftlichen Gleichberechtigung unwürdig? Würden wir nicht sagen, daß damit dem englischen Volkscharakter, der englischen Volkserziehung, und der englischen Verfassung das traurigste Armutszeugnis ausgestellt sei und daß der Engländer diese schmachvolle Thatsache lieber für sich behalten als in alle Welt verkünden solle?

Übrigens ist auch nicht abzusehen, wie der von jenem obersten Gerichtshofe ausgesprochenen Ächtung praktische Folge gegeben werden soll. Schon zur Zeit der Umsturzvorlage machte die „Soz. Praxis" in dieser Frage folgenden sehr treffenden Gesichtspunkt geltend:

„In den höchsten Behörden des Reiches sitzen Sozialdemokraten. Das Reichsversicherungsamt und die Kommission für Arbeiterstatistik, die beiden thätigsten sozialpolitischen Organe des Reiches, sind ohne Mitwirkung von Sozialdemokraten schon heute nicht mehr zu denken. Der „Reichsanzeiger" schöpft seine Kenntnis der Arbeiterbewegung aus dem „Vorwärts" und citiert ihn regelmäßig. Die amtliche Gewerbe-Inspektion ist auf Mitteilungen der Arbeiterpresse und der Arbeiterorganisationen angewiesen. Das Vertrauen, welches die Gewerbegerichte im Arbeiterstande genießen, beruht nicht bloß darauf, daß Arbeiter, sondern daß gerade sozialdemokratische Arbeiter an ihnen teilnehmen. Die Selbstverwaltung der Krankenkassen bräche zusammen, wenn man aus den Vorständen die sozialdemokratischen Mitglieder entfernen wollte. Da höre man doch endlich auf, so zu thun, als ob man diese Partei entbehren könnte! Wenn es heute keine Sozialdemokratie gäbe, so müßte eine Regierung, von Einseitigkeiten des Unternehmertums bedroht, aus dem bloßen Grunde der Selbsterhaltung als Gegengewicht eine ebenso energische Partei zur Wahrung der Arbeiterinteressen zu bilden suchen."

Das Organ des Herrn von Stumm ist allerdings konsequent genug, auch hier reinliche Auskehr zu fordern. Es sagt:

„Eine Frage aber wirft sich angesichts des Urteiles des Ober-Verwaltungsgerichts von selbst auf: wie ist es mit dem Grundgedanken desselben und mit der Staatseinheit vereinbar, daß ein aktiv an der sozialdemokratischen Agitation beteiligter Mann noch ein Lehramt an einer königlichen Universität bekleidet, und daß eine Einrichtung, wie die Reichskommission für Arbeiterstatistik, beibehalten wird, bei der die autoritative Mitwirkung eines Sozialdemokraten in dem Staatsorganismus nicht zu vermeiden ist?"

Man muß solche Offenherzigkeiten im Interesse der weiteren Klärung begrüßen und kann nur wünschen, daß demnächst auch unser Generalpostmeister, der den „Vorwärts" täglich in Tausenden von Exemplaren durchs Land verbreitet, von den Reaktionären zur Verantwortung gezogen wird, weil er einer außerhalb der Staatsordnung stehenden Partei die staatlichen Organe zur Verbreitung ihrer Ideen zur Verfügung stellt. Das wäre doch die volle Konsequenz dieser ganzen „staatserhaltenden" Auffassung, und dann würde doch auch dem Blindesten klar, welchen Namen eine Politik verdient, die Männern, welche von Morgens bis Abends im Dienste der nationalen Arbeit stehen, ihre Steuern zahlen, den Heeresdienst leisten und ihre Interessen in streng gesetzlicher Weise vertreten, die staatliche Gleichberechtigung und die bürgerlichen Freiheiten vorenthalten will. F.

Vermischtes.

Die „bürgerliche" Anschauung der sozialen Frage. „In der Gegenwart hat, wie Sie wissen, eine mehr oder weniger große Unzufriedenheit mit ihrer Lage fast alle Schichten der arbeitenden Klasse durchdrungen, derart, daß hieraus eine ernste Gefahr zu entstehen droht. Und thatsächlich ist die wirthschaftliche und soziale Lage dieser Klasse eine vielfach bedauernswerte und verbesserungsbedürftige gewesen und ist es in andern Ländern (sic!) immer noch. Bei uns ist, dank der edlen Fürsorge unseres großen Kaisers, die gesetzliche Unterstützung in allen Nöten des Lebens, als da sind Krankheit, Tod (?) Unfall, Alter und Invalidität eingeführt worden. Das ist eine wirksame Hilfe für die Arbeiter und zugleich ein mächtiger Schutz gegen ein allzustarkes Weitergreifen der sozialdemokratischen Ideen. Aber noch bestehen drückende Mißstände. Die traurigen häuslichen Zustände des Arbeiters sind oft die Hauptquelle der Armut. Meist wird in jugendlichem Alter geheiratet, ohne Erfahrung, ohne Besitz (!). Bald zeigt sich innerhalb der kahlen vier Wände das Gespenst des Elendes, der Not und es beginnt das bettelhafte Wesen des Proletariertums. Die Frau kann nicht kochen, weiß nicht zu wirtschaften. Diese durchaus notwendige Kraft (!) und die Gewöhnung an einen verständigen Einkauf und an Baarzahlung bei demselben, würde die Lage des Arbeiters außerordentlich verbessern. Dazu kommt oft, daß der Frau sowohl wie dem Manne, bald nach der Verheiratung, der Sinn für Sauberkeit, wenn sie denselben überhaupt hatten, abhanden kommt. Eins ergiebt sich da aus dem andern: Not, Gleichgültigkeit, Trägheit, Unsauberkeit, Branntweingenuß, Streit und Unfriede. Kein Trieb zur Weiterbildung, zur Anstrebung würdigerer Zustände (sic!). Dazu das Lesen sozialdemokratischer Schriften — und der sozialdemokratische unzufriedene Proletarier ist fertig!"

Die vorstehende wunderbare Analyse der Grundursachen unserer heutigen sozialen Frage findet sich in einer Logenrede vom Jahre 1896, und das erste Freimaurerische Blatt Deutschlands hält diese Auslassungen für bedeutend genug, um sie abzudrucken. Insofern liegt eine Berechtigung dazu vor, als diese Auffassung typisch ist für weite Kreise unseres deutschen Bürgertums. Man nimmt sich nicht die Mühe, über die Grundursachen der sozialen Mißstände nachzudenken und aufzuklären, begnügt sich, in loyaler Unterthänigkeit an den Symptomen herumzukurieren und empfiehlt dann (wie der oben citierte Redner thut) vor allem — „unentgeltliche Kochschulen mit Unterricht im Kochen, Einkaufen, im Sparen, in Ordnung und Sauberkeit, im Führen der Haushaltung, im Pflanzen von Gemüsen u. s. w., meinetwegen auch nebenbei im Nähen und Sticken." Im weiteren müsse man anstreben: „Hebung des Lehrerstandes und damit der Volksschulen, Vermehrung der Handwerker-, Gewerbe- und Arbeiter-Fortbildungsschulen und der Kleinkinderschulen, Errichtung von Volksbädern und den Bau gesunder Wohnungen für die niederen Klassen." „Phrasen nützen nichts," so schließt der Redner, „wir müssen handeln!" u. s. w., u. s. w.

Man möchte weinen, wenn man das liest, aber zweierlei Thränen. Thränen der Rührung über diese wohlmeinende kindliche Naivetät; aber auch Thränen zornmütiger Entrüstung über ein selbstgefälliges Philistertum, das in unglaublicher Unwissenheit und satter Verblendung einem Orkan mit Sonnenschirmchen begegnet. — Wenn sich der unleugbar vorhandene gute Wille innerhalb des deutschen Freimaurertums mit dem Streben nach tieferem Verständnis paarte, dann wäre von dieser Seite wohl etwas zu erwarten. Aber leider scheint die Aussicht dafür sehr gering.

M.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Anserate. Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 22. August 1896.	Nr. 34.

Inhalt: Ethische Streifzüge diesseits und jenseits des Oceans. Von F. Staudinger. I. — Über den Gewissenszwang der Parteien. I. Von August Heine. II. Von Ferd. Heigl. — Laiengedanken über die Strafen. Von Theodor Hundhausen. — Streiflichter: Zur Sozialpolitik der Kölnischen Zeitung. — Vermischtes. — Auskunftsbuch über Wohlfahrtseinrichtungen. — Bücherbesprechung: Leon Riotor, Le Sage Empereur, Poème légendaire (Gustav Maier).

Ethische Streifzüge diesseits und jenseits des Oceans.

Von Professor Dr. F. Staudinger in Worms.

I.

Der Gedanke der Gesellschaften für ethische Kultur ist uns bekanntlich von Nordamerika gekommen, und von dorther hat sich auch der Name herüberverpflanzt. Dieser wäre allerdings nach Bernstein (Neue Zeit 1893/94 I. S. 5 Anm.) nicht ganz richtig übertragen, da ethical culture füglich mit „ethische Bildung" übersetzt werden müßte. Im Endziel kommt das allerdings auf dasselbe heraus.

Nicht auf dasselbe heraus käme es jedoch, wenn der von Bernstein a. a. O. angegebene Entstehungsgrund und das Motiv der ethischen Bestrebungen richtig wäre. Er sagt: „Im Lande der Sekten darf man den lächerlichsten Glaubenssätzen huldigen, man wird darum nur umsomehr respektiert; wer sich aber offen heraus zum Atheismus bekennt, wird in der „guten Gesellschaft" entweder als eine Art Straßenräuber oder als halb unzurechnungsfähig angesehen.*) Ein Atheist ist ein Ungeheuer — ein Mensch, der Gott zu leugnen wagt, muß ein Mensch ohne Moral sein." Darum sei es für diejenigen, welche ihre Zweifel an der biblischen Überlieferung hatten, aber doch der guten Gesellschaft angehören wollten, darauf angekommen, einen unverfänglichen Namen zu finden, und so sei das Banner der Ethik aufgepflanzt worden, das dem Philister sogar noch imponiere. Aber gerade damit hätten diese Possibilisten des Atheismus gerade das, worauf es ankomme, das, worin es den Ethikern vor allem ernst sein müsse, den Mut des Bekennens geopfert. Es sei bezeichnend, daß man in dem auf seine geistige Freiheit so stolzen Deutschland von Amerika her die Deckflagge für derartige Bestrebungen entlehne. „Gegen den alten Herrgott mit Kanonen anzufahren", verlange gewiß niemand, „aber wenn der Sekularismus (so hieß in Amerika die atheistische Freigeisterei) oft genug sich borniert sektiererisch gebärdete, so bekannten sie wenigstens ehrlich Farbe. Das atheistische Sektierertum aufgeben, um sich auf ethische Kultur zu verlegen, ist alles mögliche, nur kein Beweis von Überwindung."

Wir sind dem gegenüber nicht in der Lage anzugeben, ob und wieweit diese scharfen Ausdrücke einzelnen Personen gegenüber zutreffen mögen — den Charakter der ethischen Bewegung als Ganzes treffen sie gar nicht. Diese will ja gerade kein atheistisches Sektierertum pflegen; sie will vielmehr eine Ethik auf dem Grunde wissenschaftlich begründeter Weltanschauung auszubauen und zur Anerkennung zu bringen suchen. Daß sie bei diesem Vorhaben vorläufig noch verschiedene Richtungen in sich birgt, wollen wir nicht bestreiten. Da kann eben nicht dogmatische Sektiererei, sondern nur die mit der Zeit klarer werdende Erkenntnis Einheit schaffen. Wenn es nicht etwas verspätet wäre, in eine Polemik mit Bernstein einzutreten, so möchten wir ihn fragen, ob nicht seine eigene Partei z. B. um die Mitte der 70er Jahre noch in bunter Mischung Lassalleaner, Dühringianer, Anarchisten und an bewußten Marxisten vielleicht nur eine Minderzahl enthalten habe, und ob im Hinblick darauf eine solche Art der Polemik klug und gut sei.

Ich für meine Person habe nun allerdings ein ganz bestimmtes ethisches Bekenntnis. Es ist dies eine Entfaltung der Kantischen Lehre vom Reich der Zwecke auf modernen wissenschaftlichen Grundlagen. Danach entspringen alle sittlichen Forderungen an den Einzelnen von jeher aus der Beziehung der Einzelnen zu irgend welchen gegebenen oder ideal geforderten gesellschaftlichen Zweckzusammenhängen und deren Bedürfnissen. Von der Gentilgenossenschaft bis zum heutigen Nationalstaat, ja bis zu der Idealforderung für die Zukunft, haben diese die Ethik der Einzelnen in Gesetz und Sitte zu bestimmen gesucht, und zwar sind es stets die grundlegenden gemeinsamen Zwecke einer Gemeinschaft, Schutzzwecke wie Erwerbszwecke, welche da ausschlaggebend wirken. Mit der Erkenntnis dieses Umstandes tritt nun notwendig die kategorische Forderung auf: Die ineinandergreifenden menschlichen Zwecke seien so geordnet, daß die Freiheit des Einzelnen mit der Freiheit Aller bestehen kann; in diese ethische Forderung ist unter den heute gegebenen wirtschaftlichen Umständen eine Sozialisierung der Produktionsmittel (bezw. der bereits gesellschaftlich gewordenen Großproduktion) eingeschlossen. Die Bereitung der Gemüter zu diesem Ziele, nicht auf dem Wege des Klassenkampfs, mit dem ich für mein Teil, da ich zufällig zur Bourgeoisklasse gehöre, gar nichts anzufangen wüßte, die Gewinnung der Einsicht und des Willens aller Volksgenossen zu diesem sittlichen und sittlich notwendigen Ziele hin, das ist, wie ich schon wiederholt hier auseinandersetzte, nach meinen Begriffen das A und das O ethischer Kultur.

Andere denken nicht ganz so, glauben zum Teil noch mit Palliativmittelchen auszukommen, haben vielleicht auch das ethische Problem noch nicht durchdacht; soll nun etwa ich und die mir Gleichgesinnten sagen: Mit ihnen habe ich nichts gemein? Mit nichten! Wer auf dem Boden wissenschaftlicher Weltanschauung zu stehen erklärt und auf diesem, nicht auf dogmatischem Boden die Ethik aufbauen helfen will, der muß uns willkommen sein. Vielleicht wird er mit der Zeit und

*) Ein Bekenntnis von Corvinus, „Open Court" 28. Nov. 1895, S. 4721, scheint dies zu bestätigen.

bei genauerer Überlegung finden, daß die obigen Sätze die Quintessenz der Ethik für unsere heutige Entwickelungsstufe bilden.

Wie sich dabei die Vertreter der ethischen Kultur zum Glauben an einen persönlichen Gott, also zu einer abseits liegenden Einzelfrage, stellen mögen, das ist Neben- und nicht Hauptsache. Hauptsache wird es erst dann, wenn jemand als dogmatischer Gottesbekenner die Ethik vom Willen Gottes, d. i. im Grund von seinen eigenen Wünschen über das, was Gott wollen sollte, abhängig macht, oder wenn ein dogmatischer Gottesleugner den Kampf gegen den Gottesglauben als Bedingung und Grundlage der ethischen Kultur ansehen möchte. In beiden Fällen werden wir sagen müssen: „Finger weg!“ Daß die, welche die Ethik auf humaner Grundlage suchen, wenigstens den kirchlichen, anthropomorphischen Gottesglauben nicht teilen können, versteht sich so sehr von selbst, daß es nicht lohnt, das zu betonen. Gott heißt ihnen vielleicht das die Welt durchwaltende Gesetz, die Einheit des All, das Moralprinzip oder etwas derart; und hiergegen viel zu polemisieren, ist jedenfalls nicht am Platze.

Wir dürfen darum glauben, daß gerade wir in dem Aufgeben des sektiererischen Atheismus, der Kanonen gegen den Herrgott auffahren möchte, einen ganz wesentlichen Fortschritt vollzogen haben, daß das durchaus nicht einem Mangel an Mut des Bekennens, sondern einer Einsicht in die Bedeutungslosigkeit, ja Unrichtigkeit solchen Verfahrens entspringt.

Und wir möchten glauben, daß das geradeso wie hier auch über dem Ocean der Fall ist. Wenigstens machen uns diejenigen Veröffentlichungen, die wir von dort gelesen haben, nur selten den Eindruck, als solle die Überzeugung ein wenig verhüllt werden. Wir möchten das Auge des Lesers hier nur auf einige dieser Männer lenken, die im neuen Weltteil seit zehn Jahren mit unermüdlichem Eifer die Sache der humanen Ethik vertreten, zunächst auf den Herausgeber der in Chicago erscheinenden Wochenschrift „Open Court“, auf Dr. Paul Carus.

(Fortsetzung folgt.)

Über den Gewissenszwang der Parteien.

I.

Von August Heine in Halberstadt.

So lautet die Überschrift des ersten Artikels der Ethischen Kultur vom 18. v. M.

Ich war eigentlich im Zweifel, ob ich als „Eingeweihter“ den Lesern der „Ethischen Kultur“ über diese Frage Aufklärung geben sollte, da ich doch zu den kämpfenden Tagespolitikern nicht mehr gehöre, sondern mich auf das Altenteil der sozialistischen Belletristik zurückgezogen habe.

Allein anderseits halte ich es dennoch für meine „ethische Pflicht“, was an mir ist zu thun, um zu verhindern, daß sich die Leser der „Ethischen Kultur“ von der Parteipolitik abwenden;*) denn es würde ein nicht zu ersetzender Verlust für die Parteien der äußersten Linken sein, wenn sie die Kräfte aus dem Stande der wissenschaftlich Hochstehenden einbüßen müßten, wie benannter Artikel dieses bewirken zu wollen scheint.

Ich habe den Verfasser des fraglichen Artikels Herrn Ferd. Heigl in meiner öffentlichen politischen Wirksamkeit nicht kennen gelernt. Er zählt oder zählte sich zur süddeutschen demokratischen Partei, wie er selber mitteilt. Zu den Gladiatoren der Politik, welche sich in der Arena des Reichstages zum „Gaudium fürs Publikum“ gegenseitig niederstrecken, scheint er nie gehört zu haben.

Aus seinen Zeilen leuchtet uns nämlich „des politischen Knaben lockige Unschuld“ entgegen, ich aber schüttle dazu „meinen kahlen schuldigen Scheitel“. Wenn ich mir nämlich erlauben darf, seinen Artikel von hinten nach vorn aufzurollen, so muß ich zuerst bemerken — bei aller meiner persönlichen Hochachtung vor dem deutschfreisinnigen Freiherrn von Staufenberg, — daß es der größte politische Fehler einer Partei ist, im ersten Wahlgange für den Kandidaten einer nahestehenden Partei zu stimmen.

Diejenige Partei, welcher ich anzugehören die Ehre habe — die sozialdemokratische — hat ihre staunenswerten Erfolge nur der Schroffheit zu danken, mit welcher sie stets alle Kompromisse ablehnte. Daß unsere Partei jemals im ersten Wahlgange für den Kandidaten einer benachbarten Partei eingetreten, ist noch nie dagewesen. Bei einer Stichwahl haben wir auch stets bindende Versprechungen verlangt, bevor wir unsere Stimmen zu Gunsten eines deutschfreisinnigen oder demokratischen Kandidaten oder sonstigen Reichsfeindes in die Wagschale geworfen.

Gestehen will ich nebenbei: Wenn wir bei einer Stichwahl, — sagen wir zum Beispiel zwischen einem Welfen und einem Nationalliberalen — auch unseren Genossen Wahlenthaltung empfohlen haben, so haben wir die Massen unserer Wähler nie zu verhindern vermocht, für den Welfen zu stimmen.

So weit geht die Parteidisciplin eben nicht, Herr Heigl; und das Aufgeben der persönlichen Selbständigkeit noch viel weniger.

Überhaupt aber ist eine Parteidisciplin, so viel ich weiß, nur bei meiner Partei vorhanden.

Ich kann mich nämlich z. B. fast nicht entsinnen, daß in den Jahren, wo ich die Ehre hatte Reichstagsabgeordneter zu sein (1884—1887 und 1890—1893) die wenigen Mitglieder der Partei des Herrn Heigl, bei irgend einer sozialen oder wirtschaftlichen Frage geschlossen gestimmt hätten. Selbst bei der Einführung der Getreidezölle i. J. 1885 stimmten wenigstens zwei süddeutsche Demokraten Härle und Grohé dafür, ich glaube aber, es waren drei von sieben.

Was nun gar den Deutschfreisinn anbelangt, so ist es ja bekannt, wie sich diese Partei im Gegensatz zu gewissen Lebewesen beständig durch Teilung — vermindert, und die Namen so oft gewechselt hat, wie ein gewisses Tier seine Farbe.

Ich komme (den Artikel des Herrn Heigl immer von hinten nach vorn weiter verfolgend,) nun zu dem Odenschwung, wo er den Mann den ganzen Mann preist, der die Interessen des Vaterlandes und nicht den Parteiegoismus als Horizont anerkennt, der kühn die Tyrannei in jeder Gestalt bekämpft, gegen Unwahrhaftigkeit und Parteidisciplin eintritt, und nicht die Selbständigkeit seiner Gesinnung und seines Handelns verkauft u. s. w.

Wenn Sie, Herr Verfasser, alle diese schönen Dithyramben mit dem vollsten Brustton der Überzeugung von der Reichstags-Tribüne herab verkünden würden, so würde es Ihnen genau so ergehen, wie einem sehr ehrenwerten Parteigenossen von mir, welchem die Verkündigung ähnlicher hochherziger Ideen in seiner Jungfernrede i. J. 1884 ein derartiges Gelächter aller gegnerischen Volksvertreter eintrug, daß er sich von diesem Mißerfolg nie wieder politisch hat erholen können.

Auch Ihr Horizont: Vaterland ist uns viel zu enge, Herr Verfasser. Der gesamten Menschheit schlägt unser Herz; (auch ich kann poetisch sein wie Sie sehen,) allein wenn wirklich allgemeine vaterländische und Kulturfragen zur Abstimmung standen, zum Beispiel Nord-Ostsee-Kanal, haben alle Parteien, auch die unsrige geschlossen dafür gestimmt.

Sonst aber heißt Fraktion nichts anderes wie Klassenvertretung.

Die konservative Fraktion vertritt die Interessen des Großgrundbesitzes, die nationalliberale und freikonservative die Großindustrie, die deutschfreisinnige und süddeutsch-demokratische die Interessen des besitzenden Bürgerstandes, die sozialdemokratische die Forderungen der Nichtbesitzenden (Kleinhandwerker, kleine Beamte und Lohnarbeiter) u. s. w.

Schöne, schwunghafte, tugendvolle Reden können weder äußere Sinne umnebeln, noch dem Armen seine Not vergessen machen.

Nun endlich komme ich zu dem Eingang des Heigl'schen Artikels und hoffe nachzuweisen, daß die ganze Voraussetzung des Verfassers auf vollständiger Unkenntnis des politisch-parlamentarischen Lebens beruht. Ich will daher den Schleier des eleusinischen Geheimnisses, genannt „Fraktionszwang“ lüften und sowohl Herr Heigl als auch jeder andere Leser der „Ethischen Kultur“ wird daraus ersehen, daß er sich — vorausgesetzt, daß er sonst im allgemeinen mit unseren Zielen einverstanden ist — bei nächster

*) Der Verfasser wird hier vergeblich mahnen; denn die Vertiefung in die sittliche Not der Zeit führt unabwendbar zu der Erkenntnis, daß der soziale Friede — der ja auch das letzte Ziel der Vertreter des Klassenkampfes ist — nicht auf dem Wege der politischen Interessenbalgerei, sondern nur durch Ersetzung der Parteipolitik durch „Gemeinschaftspolitik“ gewonnen werden kann. Die Ethiker werden nur als Ethiker, nicht als Parteiknechte in den Reichstag gehen. Wollte ein Ethiker versuchen, als Parteikandidat von innen heraus das Parteileben zu reformieren, so würde er entweder bald kalt gestellt werden oder er würde unbewußt selbst eine Parteiseele annehmen — und dann wäre er kein Ethiker mehr. Herr Heine aber dürfte gerade als Sozialdemokrat nicht wünschen, daß wir im Parteileben aufgehen; denn nur wenn wir ohne jede Programmgebundenheit ausschließlich als Wortführer der gemeinsamen Gesittungsinteressen auftreten, werden wir den sozialen Ideen Eingang in das Gewissen der Machthabenden verschaffen können.

Der Herausgeber.

Reichstagswahl recht wohl als Kandidat für unsere Partei aufstellen lassen kann, ohne auf den selbständigen stolzen Faltenwurf seiner weißen Toga verzichten zu müssen, wie Herr Heigl dieses in den schwärzesten Farben schildert.

Wenn mein Artikel nun in der That diesen von mir erwünschten Erfolg haben würde, nämlich die Vorkämpfer der „Ethischen Kultur" als Kandidaten der Parteien der äußersten politischen Linken zu erblicken, so würde ich mich auf den nächsten Wahlkampf sehr freuen denn:

Il est doux, quand la mer est en proie à l'orage
De contempler du bord les tourments du naufrage.

Wer aber bei politischen Kämpfen auf hohem Kothurn daherschreitet, leidet sicher Schiffbruch. Bei solcher Gelegenheit muß man lange Wasserstiefeln anziehen.

Als ich im Jahre 1884 siegreich in den Reichstag einzog, waren wir 24 Sozialdemokraten.

Die Einigkeit unter uns war damals nicht übermäßig groß, es gab immer noch Reibereien zwischen den Mitgliedern der früher feindlichen Gruppen der Eisenacher und Lassalianer.

Der erste offene Zwiespalt brach aus, in Bezug auf die Bewilligung der Reichssubvention zu den Dampferlinien nach Asien und Afrika.

Achtzehn Genossen waren für Bewilligung, sechs, zu denen auch ich gehörte, waren dagegen. Es wurde damals auf meinen Antrag in der Fraktion beschlossen und zwar ein für allemal, daß nur derjenige mit der Mehrheit der Fraktion für eine Vorlage im Reichstage zu stimmen brauche, welcher selbst dafür gesonnen sei. Wer hingegen es mit seinem Gewissen (oder was man so nennt) es nicht vereinigen kann mit der Mehrheit der Fraktion für (beziehungsweise gegen) eine Vorlage zu stimmen — habe sich der Abstimmung zu enthalten.

Als ich im Jahre 1890 wieder gewählt wurde, waren wir unserer 35 Fraktionsgenossen. Unser gegenseitiges Verhältnis unter einander war ein derartig freundschaftlich-brüderliches zu nennen, daß der Aufenthalt im Reichstage 1890—93 zu den angenehmsten Erinnerungen meines politischen Lebens gehört.

Im Jahre 1890 ging auch ein Fraktionsbeschluß durch, wonach allerdings zu jeder Frage ein Redner seitens der Fraktion ernannt wird, welcher für die Fraktion und im Namen derselben im Plenum des Reichstages zu sprechen hat, daß daneben aber jedes Mitglied der Minderheit seine abweichende Ansicht im Reichstage selbst zum Ausdruck bringen kann, jedoch mit der Einschränkung, daß solcher Redner dabei erklärt, daß er nicht im Namen der Fraktion handelt, sondern nur seine eigene Ansicht ausspricht.

Dieses Recht ist von mir selbst mehrfach in Anspruch genommen z. B. bei dem Gesetz über Abzahlungsgeschäfte u. s. w.

Ich hoffe, daß Herr Heigl aus diesen meinen Ausführungen ersehen wird, daß seine sittliche Entrüstung über Fraktionszwang wenig angebracht ist, und schließe ich den Artikel mit derselben Redewendung, wie man solche im Reichstage bei dergleichen Gelegenheiten zu gebrauchen pflegt:

„Meine Herren! Ich bitte das Gesagte nur als den Ausdruck meiner persönlichen Anschauung aufzufassen, denn da ich nicht Gelegenheit hatte, die Meinung meiner Fraktionsgenossen darüber zu vernehmen, so bin ich weit davon entfernt, meine Partei als solche dadurch zu präjudizieren."

II. (Replik.)

Von Ferdinand Heigl in Zürich.

Meinem unter obigem Titel erschienenen Artikel ist eine Erwiderung geworden, der gegenüber ich in meiner Gegenäußerung mich des trockensten Stiles befleißigen will, um nicht wiederholt des „Odenschwunges" und „Dithyrambentums" geziehen zu werden. Also ein politischer Knabe bin ich! Wie muß ich lächeln, mich von einem Manne so bezeichnet zu sehen, von dessen Gesinnungsgenossen mich so viele in ihren politischen Prozessen als Anwalt und oft erfolgreich zu Hülfe riefen, gerade da mir politische Erfahrung und Verständnis ihrer Bestrebungen zur Seite standen. Nicht weniger Heiterkeit wird das Bild: „Heigl in lockiger Unschuld" in Süddeutschland erregen, wo mein Name und Haarwuchs wahrscheinlich ebenso bekannt, als der des Herrn August Heine — von seinen Genossen abgesehen — unbekannt sind, wenn auch letzterer im Jahre 1884 „siegreich" — her mit der Weltgeschichte! — in den Reichstag „einzog."

Man mag von meiner Ansicht darüber, welches die gebührende Antwort der deutschen Nation auf die damalige Auflösung des Reichstages gewesen wäre:

„ob die Wiederwahl der die Septennatsvorlage ablehnenden Volksvertreter durch die hiefür einstimmig gewordenen freiheitlichen Parteien
oder die Ausnutzung der durch diese Reichstagsauflösung gebotenen Gelegenheit, durch Abwählung dieser Abgeordneten sich deren Mandate zu ergattern",

denken, was man will; man wird es mir wenigstens nicht zum Vorwurfe machen können, daß ich in jenem Momente von den deutschen Parteien noch zu hoch gedacht habe, und daß ich auch heute, (da ich wieder um ein gutes Stück, auch im politischen Leben, älter geworden bin), noch die Meinung hege, daß die Wahl der ersteren Alternative damals in der That die würdigere und vielleicht auch erfolgreichere Antwort gewesen wäre. Daß in anderen Zeitläuften jede Partei zunächst ihre eigenen Kandidaten durchzusetzen oder doch bei der Bevölkerung einzuführen sucht, ist klar; sonst wäre sie eben nicht Partei; daß aber die gegenseitige Bekämpfung der oppositionellen Parteien sehr oft in Dingen und Personen einen Charakter annimmt, der der Reaktion zur Schadenfreude gereicht, wer vermag es zu leugnen? Diese Kämpfe, welche ich deutlich als Wahlkämpfe zu erkennen gab, verlegt mein Herr Gegner, um Raum für einen wohlfeilen Witz zu gewinnen, in den Reichstag. Kleine Kunststückchen!

Daß ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei mit der Verkündigung „ähnlicher hochherziger Ideen," wie sie mein Artikel enthielt, sich das Gelächter aller Fraktionen des Reichstages zuzog, ist bei der Qualifikation, die mein Gegner allen Fraktionen des Reichstages als Vertretern spezieller Interessen giebt, wohl erklärlich; der Platz war von ihm ebenso unglücklich gewählt, als wenn ein Missionär auf der Börse Uneigennützigkeit und Verzicht auf die Güter dieser Welt predigen wollte. Ich habe deshalb für meine Verlautbarung auch nicht derartige Plätze, sondern den richtigen Platz, die Zeitschrift für ethische Kultur gewählt, in welcher ein höherer Standpunkt kultiviert wird und deren Leser eben keine moraldichten „Wasserstiefel" tragen.

Mein Herr Gegner giebt übrigens selbst ein Beispiel politischen Gewissenszwanges, wie er bis zum Jahre 1890 in seiner Partei sogar statutarisch geübt wurde und zwar auf seinen eigenen Antrag. Er sagt, auf seinen Antrag sei beschlossen worden und zwar ein für alle Mal, daß nur derjenige mit der Fraktion für eine Vorlage im Reichstage zu stimmen brauche, welcher selbst dafür gesonnen sei. Wer hingegen es mit seinem Gewissen (oder was man so nenne) nicht vereinigen könne, mit der Mehrheit der Fraktion für (beziehungsweise gegen) eine Vorlage zu stimmen, habe sich der Abstimmung zu enthalten. Dieser darf also seiner Ansicht nicht Ausdruck geben, dem, was er für das Richtige hält, nicht durch seine Abstimmung zum Siege oder doch zum verstärkten Ausdrucke verhelfen, sondern der freie Mann muß sich von der Entscheidung drücken. Ist das nicht ein fraktionelles Heftpflaster in optima forma auf dem Munde eines Vertreters des freien Wortes? — Man scheint in der sozialdemokratischen Fraktion später selbst gefühlt zu haben, daß offen ausgesprochen ein solches Obligo sich doch nicht gut ausnehmen möchte, und hat, wie mein Herr Gegner weiter mitteilt, diese Bestimmung durch eine andere ersetzt, welche die Abstimmungs-Freiheit des Abgeordneten unangetastet läßt. Vor allzuhäufiger Benutzung möchte aber zu warnen sein! — Als „politischer Knabe" habe ich mir auch ein ABC-Buch gekauft, nämlich das der Fortschrittspartei von 1884. In diesem lese ich unter der Rubrik: „Fraktionszwang" als § 6 des Fraktionsstatutes derselben: „Die Einheit der Fraktion in ihren politischen Grundsätzen bürgt dafür, daß die Beschlüsse ihrer Majorität im Plenum des Hauses befolgt werden. — Sollten in einzelnen Fällen Mitglieder der Fraktion sich in ihrem Gewissen gezwungen fühlen, gegen die Majorität im Hause zu stimmen, so müssen sie ihre Absicht in der Versammlung der Fraktion kurz anzeigen oder in der nächsten Versammlung der Fraktion ihre dissentierende Abstimmung mit kurzen Worten rechtfertigen." Diese wohl in den Ausläufern dieser Partei heute noch fortgeltende Bestimmung spricht sehr deutlich. Wenn ein Fraktionsbeschluß durch Majorität gefaßt ist, so ist doch die Minderheit einer anderen Ansicht; sonst wäre ja der Beschluß einstimmig. Gleichwohl setzt das Fraktionsstatut voraus, ja hält es als verbürgt, daß diese Minorität im Plenum des Hauses nicht nach ihrer Ansicht, sondern nach der Ansicht der Anderen, welche die Majorität bilden, abstimmt! Nur in einzelnen Fällen, wo das Gewissen sich doch sträubt, dieses sacrificium zu bringen, muß der betreffende Minoritätsmann dieses vorher anzeigen oder, wenn ihm das Gewissen erst im Plenum kommt, seine Abstimmung in der nächsten Sitzung rechtfertigen. Hier tritt nun das ein,

wovon auch mein Artikel spricht: die Schwäche, welche den unlieben Auseinandersetzungen innerhalb der Partei über die entgegengesetzte Abstimmung aus dem Wege zu gehen sucht. Wenn mein Herr Gegner in der Lage ist, manche Abstimmung zu citieren, in welcher diese oder jene Partei nicht geschlossen stimmte, so schließt das noch lange nicht jene Fälle aus, in denen die mißliche Pflicht, sich in der Fraktion, (von der man doch nicht ausscheiden will), rechtfertigen zu müssen, und die Scheu vor der Aufnahme, welche diese Rechtfertigung bei den Allgewaltigen der Partei finden werde, ihren lähmenden Einfluß auf die Bethätigung der wahren inneren Ueberzeugung ausübt, nicht nur im Reichstage, sondern auch in den Landtagen. Uebrigens scheint mir die Bemerkung meines Herrn Gegners, daß nur in seiner Partei Parteidisziplin vorhanden sei, während alle anderen freiheitlichen Parteien, Demokratie und Freisinn, Risse in den Abstimmungen ihrer Mitglieder zeigen, ja gerade das zuzugeben, was ich behaupte und bekämpfte, nämlich daß nicht immer die individuellen Ueberzeugungen, sondern die Parteidisziplin die Übereinstimmung der Abstimmungen herbeiführt.

Es soll mich freuen, wenn sich jede Partei so feierlich als möglich gegen das Vorhandensein eines Gewissenszwanges in ihren Reihen verwahrt; es wird dieses auch vielleicht gegen den sich indirekt geltend machenden Zwang von Nutzen sein, und damit ein großer Fortschritt in unserem öffentlichen Leben gemacht sein!

Laiengedanken über die Strafen.

Von Theodor Hundhausen in Berlin.

Erfüllen unsere Strafen ihren Zweck? Man wird an die Beantwortung dieser Frage mit einer gewissen und nicht unbegründeten Skepsis herantreten, wenn man sieht, daß nicht nur für eine Anzahl von Verbrechen und Vergehen — sogenannte politische kommen natürlich nicht in Betracht — die Kriminalität der Bevölkerung steigt, sondern auch die Zahl der Vorbestraften unter den Verurteilten andauernd wächst, so z. B. von 29,3% im Jahre 1888 auf 36,9% im Jahre 1894. Nun wird man zwar keineswegs den Strafen allein die Schuld an dieser unerfreulichen Entwickelung beimessen dürfen, sondern man wird auch in der sozialen Not einen Moralitätsfaktor zu erblicken haben, mit dem die Kriminalität steigt und sinkt, aber der Einfluß der Strafen bleibt bestehen.

Es ist aus der historischen Entwickelung erklärlich, daß unserem Strafsysteme vielfach der Charakter des Rächens verblieben ist, und die Gesichtspunkte des Besserns nicht zur Geltung gekommen sind. Ebenso erklärlich ist der Schematismus, der nur die That, nicht aber den Thäter in Rücksicht zieht und dadurch bei dem Bestreben, gerecht zu sein, ungleich drückende, ungerechte Strafen verhängt, wenn auch anerkannt werden muß, daß der Rechtsgrundsatz der mildernden Gründe eine ausgleichende Tendenz hat. Beide Mißstände gehen oft Hand in Hand.

Für die Festsetzung der Strafe soll nur der Gesichtspunkt der Besserung des Individuums und der Gesellschaft maßgebend sein, es sei denn, daß die Gesellschaft sich einem moralisch unheilbar Kranken, einem unverbesserlichen Verbrecher gegenüberbefände, den sie im eigenen Interesse aus der menschlichen Gesellschaft auszuschließen sich gezwungen sehen würde. Strafen, die diesen Zwecken nicht gerecht werden, sind schlechte oder sinnlose Strafen. Von einer Sühnung durch Strafen zu reden, ist nur dann begründet, wenn thatsächlich eine Leistung des Schädigers an den Geschädigten, sei dies eine Einzelperson oder die Gesellschaft, erfolgt, durch die der Schaden so weit als möglich wieder gut gemacht werden kann. Durch Freiheitsstrafen als solche kann kein Verbrechen oder Vergehen gesühnt werden, dies kann nur mittelbar durch sie erfolgen, wenn Leistungen des Gefangenen der Gesellschaft, die durch jede Verletzung ihrer Gesetze geschädigt ist, zu gute kommen.

Aus dem Gesagten folgt, daß die „schwerste Strafe", die das deutsche Strafrecht kennt, die Todesstrafe, zu verwerfen ist. Es ist sinnlos, jemanden dadurch bessern zu wollen, daß man ihm den Kopf abschlägt, oder am Galgen das Genick bricht. Vom materiellen Standpunkt ist die Todesstrafe nichts weiter als ein Vernichten. Vom religiösen Standpunkte, der in einem Jenseits eine Vergeltung für das diesseitige Thun und Lassen erwartet, ist die Todesstrafe widersinnig und frevelhaft, denn von diesem Standpunkte hat niemand das Recht, einem Mitmenschen den Weg zur Besserung auf Erden abzuschneiden. Geht der „Sünder" unbußfertig auf das Schafott, dann ist er um die Möglichkeit einer Sinnesänderung betrogen. Bereut er aber sein Unrecht mit aufrichtigem Herzen, dann ist er wieder nicht das verworfene Geschöpf, das man brutal anstoßen und zertreten müßte. Von einer Sühnung eines Verbrechens durch die Tötung des Verbrechers kann man nicht reden. Eine gewisse Berechtigung könnte auf den ersten Blick der Einwurf haben, daß die Gesellschaft sich gegen die Verbrecher schützen, diese unschädlich machen dürfe und müsse. Sieht man aber näher zu, so ist der Einwurf hinfällig. Einmal hängt es von der Schwere des Verbrechens doch nicht ab, ob jemand ein unverbesserlicher Verbrecher ist, und zweitens hat die Gesellschaft Mittel und Wege genug, sich gegen die schweren Verbrecher zu schirmen und sie unschädlich zu machen, ohne grade zum gesetzlich sanktionierten Töten, zum gesetzlich gebilligten Vernichten von Menschenleben zu greifen. Die Todesstrafe ragt wie ein Anachronismus in unsere Zeit hinein, als ein Ueberbleibsel jenes barbarischen Strafsystems, das in körperlichen Strafen, in Peitschen, Foltern, Rädern und Töten seine Aufgabe erblickte, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß das Richtbeil, das jetzt leider Gottes, nicht zu Deutschlands Ehre, sondern deutsche Kultur der chinesischen annährend, viel gebraucht wird, dort sein Dasein fristen wird, wo die Folterwerkzeuge sind, im kulturhistorischen Raritätenkabinette.

Die übrigen körperlichen Strafen sind aus den Strafgesetzbüchern der Staaten, die auf Kultur Anspruch erheben dürfen, verschwunden. Mit Scham und Entrüstung vernimmt man nur, daß hier und dort in Strafanstalten die Prügelstrafe noch ein lichtscheues Dasein fristet. Dieser Unwille entspringt nicht nur unserem moralischen Gefühle, das durch die Mißhandlung eines wehrlos Gemachten verletzt wird, sondern auch unserem Verstande, denn Todesstrafe sogut wie alle körperliche Strafen sind freiwillige Bankerotterklärungen der sittlichen Mächte gegenüber der Unsittlichkeit. Das Strafrecht muß mit den Freiheits- und Geldstrafen auskommen, und es kann es auch, wenn es von diesen Strafen, die sich allen Verhältnissen anpassen lassen, gerechten Gebrauch macht.

Sieht man von den Freiheitsentziehungen ab, die gegen unverbesserliche Verbrecher gewiesen sind, so haben wir von den Freiheitsstrafen zu verlangen, daß sie die Möglichkeit, den Gesetzesübertreter zu bessern, bieten. Aus diesem Grunde haben kurze Freiheitsstrafen schwere Bedenken gegen sich, denn bei ihnen ist eine Besserung des Bestraften bei der Kürze der Strafzeit, die jede nachhaltige Beeinflussung ausschließt, nicht zu erwarten. Die soziale Stellung des Bestraften wird wesentlich verschlechtert, und ihm die Gefahr eines neuen Strauchelns beim Wiedereintritt in die bürgerliche Freiheit nahegerückt. Doch auch die längeren Freiheitsstrafen verfehlen ihren Zweck, wenn sie nicht mehr thun als strafen. Erst dann gewinnen die Strafanstalten einen sittlichen Wert für das Volksleben, wenn sie ihr Ziel darin erblicken, nicht mit Gefängnis Bestrafte und Zuchthäusler ins bürgerliche Leben hinauszulassen, sondern geheilte Menschen der Gesellschaft zurückzugeben. Es wird dadurch die Aufgabe der Strafanstalten vertieft und viel mühsamer, und es bedarf zu ihrer Bewältigung der zusammenwirkenden Arbeit der Seelenkunde und Ethik, aber der Erfolg wird ein ganz anderer werden, sittlich und materiell, denn jeder rückfällige Verbrecher ist ein materieller Mißerfolg, der auf der Staatskasse lastet. Des weiteren muß dem Bestraften nach Beendigung der Strafzeit der Übergang in die bürgerliche freie Gesellschaft erleichtert werden, sei es, daß ihm Gelegenheit geboten wird, sich durch seine Arbeit eine bescheidene Summe Geldes während der Strafzeit zu erwerben, sei es, daß ihm Arbeit beim Austritt aus der Strafanstalt nachgewiesen wird. Die gegenwärtige lobenswerte Thätigkeit der Privatvereine allein genügt nicht und wird nicht genügen, da sie den Charakter der Wohlthätigkeit trägt.

Die Bedenken gegen kurze Freiheitsstrafen bergen nicht den Wunsch nach einer Strafverschärfung durch längere Haft, sondern die Ansicht, daß am besten dort, wo heute auf kurze Freiheitsstrafen erkannt wird, überhaupt keine Freiheitsstrafen verhängt werden, sondern nach einem Ersatz durch andere Strafmittel gesucht wird. Es bieten sich da verschiedene Wege.

Zunächst ist das Alter der Strafwürdigkeit, das mit dem 12. Lebensjahre viel zu tief steht, hinaufzurücken. Es ist unlogisch, einen Menschen, den der Staat, die Schule, die Gesellschaft und die Kirche mit Recht für ein Kind erklären, dessen geistige und körperliche Ausbildung in keiner Weise abgeschlossen ist, als strafmündig zu behandeln. Wie unsere sozialen Verhältnisse liegen, und bei der überaus geringen Lebensklugheit und Lebenswissen, die das Kind im 14. Lebensjahre durch unsere Volksschule erhalten hat, wird die Grenze der Strafmündigkeit auch am 14. Jahre nicht genügen, sondern muß auf das 16. Lebensjahr verlegt werden. Der Lehrling, der Laufbursche, das Kindermädchen, die die Schule verlassen haben und nun ins Leben, in die mannigfachen bisher nicht gekannten Versuchungen hinaustreten, sollen nicht und dürfen nicht als strafmündige Personen, die für ihr Thun die volle Verantwortung tragen, behandelt werden. Sie, die an Leib und Geist unreif sind, als Verbrecher bestrafen zu wollen, ist ein Unrecht. Selbstverständlich dürfen die Übelthäter dieser Altersklassen nicht

vernachlässigt werden, bis aus den kleinen Übelthätern große Übelthäter, die man strafen kann, geworden sind, sondern es muß mit aller Entschiedenheit gegen sie im eignen Nutzen des Kindes und in dem der Gesellschaft vorgegangen werden. Dies aber kann nicht durch Strafen, sondern nur durch Zwangserziehung geschehen. Die jugendlichen Delinquenten gehören nicht vor die gewöhnlichen Gerichte, sondern müssen durch ein besonderes Gericht abgeurteilt werden. Dieses fällt nach vorausgegangener eingehender Prüfung der ganzen Verhältnisse des Übelthäters das Urteil, wobei als Strafen nur staatlich überwachte Zwangserziehung, je nach Bedarf im Elternhause, in fremder Familie oder in einer Erziehungsanstalt zulässig ist. Zieht man in Betracht, daß in den letzten Jahren jährlich etwas über 10% aller im Reiche bestraften Personen der Zivilbevölkerung im Alter von 12—18 Jahren stand, und daß der Prozentsatz der Jugendlichen an den kurzen Haftstrafen ein noch höherer sein wird, so kommt auf dem angedeuteten Wege eine merkliche Zahl kurzer Freiheitsstrafen in Fortfall.

Eine andre Gruppe der kurzen Freiheitsstrafen sind Erstlingsstrafen. Das Vergehen oder Verbrechen ist an und für sich nicht schwer, der Angeklagte bis dahin unbescholten, daraus resultiert die Verurteilung zu einer kurzen Freiheitsstrafe. In diesen Erstlingsstrafen liegt unverkennbar eine große Härte, ohne daß sie als Strafen in unserem Sinne den geringsten Wert haben. Im besten Falle schaden sie nicht viel, meist aber reißen sie den Menschen für eine vielleicht in einer schwachen Stunde oder in halber Gedankenlosigkeit begangene That aus seiner Existenz und haften ihm den Makel des Gefängnisses an. Das Unbefriedigende dieser Strafen ist auch bei uns erkannt, und man hat versucht, es auf dem bescheidenen Wege der bedingten Begnadigung zu beseitigen. Die bedingte Begnadigung wird indes nur den Übergang zur bedingten Verurteilung bilden, die die eigene sittliche Kraft des Verurteilten zu Hilfe nehmen kann. Der Richter, der die Akten des Falles kennt, und den Angeklagten vor sich sieht, kann ihm sagen: Sie haben sich dieser Gesetzesverletzung schuldig gemacht. Wir verurteilen Sie deshalb zu dieser Freiheitsstrafe, weil das Gesetz es vorschreibt. In Anbetracht indessen, daß Sie bisher straflos waren, setzen wir den Strafvollzug unter folgenden Bedingungen aus. Lassen Sie sich innerhalb der angegebenen Frist keine neue Gesetzesübertretung zu schulden kommen, so soll Ihre jetzige strafbare Handlung als nicht geschehen betrachtet werden, die Strafe also fortfallen. Übertreten Sie aber in der genannten Zeit die Gesetze und wird gegen Sie deshalb eine Strafe verhängt, so wird damit zugleich der Strafvollzug für die jetzt abgeurteilte Strafthat ausgesprochen". Mit diesem Urteil ist dem Delinquenten der Vollzug der Strafe gleichsam in die eigene Hand gegeben, und es bedarf keiner langen Erörterung, um den erziehenden Wert einer solchen bedingten Verurteilung, die die kurzen Freiheitsstrafen glücklich ersetzt, darzulegen.

Eine weitere Reihe von Freiheitsstrafen kurzer Dauer werden erkannt entweder, weil das Delikt überhaupt unbedeutender Natur ist, oder weil die Milderungsgründe sehr stark ins Gewicht fallen. Hier ist es am besten, die Freiheitsstrafen durch Geldstrafen zu ersetzen, womit zugleich die Freiheitsstrafen für Geldstrafen im Falle deren Nichtbeitreibbarkeit zurückgewiesen sind.

Geldstrafen werden gesellschaftlich leichter überwunden als Freiheitsstrafen. Es liegt deshalb eine Härte, und wenn man will, eine Ungerechtigkeit darin, es vom Geldbeutel jemandes abhängig zu machen, ob er diese oder jene Strafe erleiden soll. Die Gerechtigkeit legt das Verlangen nahe, daß dem Wirtschaftlichschwachen die Möglichkeit gegeben wird, die Geldstrafe in Raten abzutragen oder sie durch eine Arbeitsleistung im öffentlichen Dienste zu ersetzen. Schon bei Festsetzung der Strafe in Geld ist darauf Rücksicht zu nehmen, ob der Verurteilte nur für sich oder für eine Familie zu sorgen hat. Geldstrafen haben mit Steuern die Eigentümlichkeit, daß sie bei gleicher Höhe auf verschiedene Schultern verschieden schwer lasten, und selbst der Spielraum, den das Gesetz in der Höhe läßt, genügt nicht immer, um sie den Schultern, auf die sie gelegt werden, anzupassen. Es wäre deshalb wünschenswert, die Geldstrafen in ein angemessenes Verhältnis zur finanziellen Leistungsfähigkeit des Verurteilten zu bringen, wofür die Einkommensteuer als Maßstab dienen könnte. Auch die Geldstrafe soll einen erziehenden Einfluß ausüben, das aber kann sie nur dann, wenn sie weder zu hoch noch zu niedrig, weder zu schwer noch zu leicht ist.

Der Hauptnachdruck in einem erziehenden Strafsystem ist aber darauf zu legen, daß das wirklich Strafbare bestraft, und das Nichtstrafbare nicht bestraft wird. Wie kann man von Strafen irgend einen erziehlichen Eindruck auf Leute, die sich gerauft und verwundet haben, erwarten, wenn man die Duellanten, die schließlich, wenn sie auch die Pistole oder den Säbel anstatt eines Knüppels führen, auch nur Raufbolde sind, so milde beurteilt? Man wird der commentlosen Roheit nicht Herr werden, wenn man die commentmäßige Roheit wie ein Schoßkind behandelt. Auf der anderen Seite aber, und das trifft in den meisten Fällen die politischen Prozesse und Bestrafungen, macht man die erziehende Kraft der Strafen illusorisch, wenn man Dinge bestraft, die thatsächlich nicht strafbar sind. Wäre man imstande, die Wirkungen der Strafen wegen „Majestätsbeleidigungen", wegen „groben Unfugs", wegen „Preßvergehen" u. s. w. genau festzustellen, so würde — ganz abgesehen von den politischen Folgen — ein Resultat sich ergeben, das auch die größten Freunde jener Strafen stutzig machen würde.

Streiflichter.

Zur Sozialpolitik der „Kölnischen Zeitung." Es ist ein Vorzug der kapitalistischen Presse Englands, daß ihr Kampf gegen die Arbeiterbewegung längst nicht mehr von grober Unwissenheit über die inneren Beweggründe ihrer Gegner getragen ist. Wieviel Arbeit in dieser Beziehung noch in Deutschland zu thun ist, das zeigt wieder einmal recht deutlich ein neuerer Leitartikel des leitenden deutschen Unternehmerblattes („Kölnische Ztg." Nr. 723) über „Das Urteil eines Arbeiters über die Sozialdemokratie." Der Verfasser einer Schmähschrift gegen die Sozialdemokratie, ein Kieler Werftarbeiter Namens Lorentzen, der neben andern unreifen Auslassungen auch einen Hymnus auf die Wohlfahrtseinrichtungen der Etablissements von Krupp und Stumm anstimmt, wird den Lesern des nationalliberalen Blattes als Muster eines aufgeklärten Arbeiters vorgeführt; Arbeitgeber, Parteien und Behörden sollen sich beeilen, die Schrift zu verbreiten. „Was hat Krupp nicht alles für seine Arbeiter gethan," so ruft Lorentzen aus. „Kann die Sozialdemokratie auf ähnliche Wohlfahrtseinrichtungen ihrer Freunde hinweisen? . . Und neben Krupp stehen Stumm, Brandts und andere hochherzige Männer." Die Geistlichen, die soeben eine Verteidigungsschrift gegen Herrn von Stumm veröffentlicht haben, weisen mit Recht darauf hin, daß die Durchführung des hier angepriesenen patriarchalischen Systems ein Maß von geistiger Bevormundung und Überwachung der Arbeiter seitens des Arbeitgebers fordern, wie es im Zeitalter des Verkehrs, der Presse, der allgemeinen Volksschule und des Wahlrechtes nicht mehr durchführbar sei. Die „Frankfurter Zeitung" hat in der Schlußbetrachtung ihrer Artikelreihe über die Stummsche Gewaltpolitik gegen jene ganze Auffassung sehr richtig folgendes bemerkt:

„Wir wollen die außerordentliche Energie und Begabung des Freiherrn von Stumm durchaus anerkennen, andererseits auch gern zugeben, daß er in der materiellen Fürsorge für seine Arbeiter Bedeutendes geleistet hat. Bestreiten müssen wir nur, daß er sich damit ein ganz besonderes und unerreichtes Verdienst erworben habe. Zunächst liegt eine solche Fürsorge im Interesse eines jeden Arbeitgebers und sie wird nicht etwa von Herrn Stumm allein geübt. Dann aber verleiht sie dem Arbeitgeber noch lange nicht das Recht, den Arbeiter politisch zu bevormunden und als politischen Hörigen zu behandeln. Der Halberger Machthaber scheint nicht zu wissen, daß *der deutsche Arbeiter kein Tier ist, das lediglich gefüttert sein will*, sondern ein denkender, freihandelnder Mensch, der sich seiner Selbstbestimmung nicht um das Linsengericht irgend welcher Wohlfahrtseinrichtungen entschlagen will. Der Umstand also, daß Freiherr von Stumm für die materiellen Bedürfnisse seiner Arbeiter sorgt, kann uns nicht zu einer maßlosen Bewunderung hinreißen, noch unser Gesamturteil über die Verderblichkeit des Systems Stumm irgendwie abändern."

Die Sozialpolitiker des Kölner Unternehmerblattes bemerken nicht die unhaltbaren Widersprüche ihrer ganzen Position. Einmal klagen sie über die steigende Genußsucht der Massen, auf der anderen Seite preisen sie *den* Arbeiter, der für eine gute Ernährung in Wohlfahrtsanstalten seine idealen Güter preisgiebt und Kontrolle über seine Lektüre und seine politische Bethätigung duldet. Ist es nicht gerade der hoffnungsvollste Zug in unserer Arbeiterbewegung, daß ihre Träger keine rohen Genußmenschen sind, sondern die volle bürgerliche Freiheit und Gleichberechtigung höher schätzen, als ein Huhn im Topfe? Zeigen sie nicht damit, daß sie keineswegs die Barbaren sind, welche die moderne Kultur bedrohen, vielmehr von den gleichen Kulturidealen bewegt werden wie die Besten der oberen Klassen?

Die „Kölnische Zeitung" hat sich mit Recht oft sehr energisch gegen die wachsende Ketzerrichterei in der evangelischen Kirche gewendet und eine Lanze gebrochen für die überzeugungstreuen Geistlichen, die lieber ihre Pfründe als ihre Ueberzeugung aufgaben. Warum versucht sie nicht auch hier, charakterlose Gewährsmänner aufzutreiben, welche die idealgesinnteren Elemente lästern und den Typus des geistesträgen, gehorsamen und wohlgenährten Pfäffleins verherrlichen? Möchten die oberen Klassen doch aufhören,

sich durch Geldsacksgesichtspunkte verblenden zu lassen und an den Arbeitern die gleichen Eigenschaften als gemeingefährlich zu verschreien, die sie in ihrer eigenen Mitte als Zeichen der Charakterreife begrüßen!

Da es von Wichtigkeit ist, beständige, berichtigende Gegenwirkungen gegen die sozialpolitische Irreleitung der öffentlichen Meinung durch die sogenannten Arbeiterparadiese patriarchalischer Großindustrieller zu verbreiten, so geben wir im Folgenden noch die zusammenfassenden Gesichtspunkte wieder, welche in einem Vortragskurse der Freiburger Abteitung der D. G. E. K. Prof. von Schultze-Gävernitz gegen die Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen geltend gemacht hat:

„Wie einst die Kirche dem Armen, wie die mildthätige Gutsherrin dem Hörigen, so soll der Arbeitgeber aus Wohlthätigkeit dem Arbeiter mehr geben, als er nach der Lage des Arbeitsmarktes zu geben gezwungen ist; Arbeiterwohnungen, Krippen, Hülfskassen u. a. werden verlangt. Jede Industrienation macht in der Entwickelung der Arbeiterverhältnisse diese Periode durch. Die englische Gesellschaft der vierziger Jahre war erfüllt von diesen Forderungen. Lord Beaconsfield vertrat sie in seinen Romanen. In Frankreich ist es Le Play, heute in Deutschland Post, welcher dieses Verhältnis mit dem Schimmer der Romantik bekleidet. Thatsächlich handelt es sich um eine patriarchalische Abhängigkeit, eine ähnliche Verknüpfung des Arbeiters mit dem Betriebe, wie sie früher den Hörigen mit dem Gutsherrn verband. Politische Gefolgschaft wird verlangt, unliebsame Zeitungen werden verboten; man vergegenwärtige sich nur den Herrschaftskreis deutscher Industriebarone, z. B. des Freiherrn von Stumm. Gerade die Wohlfahrtseinrichtungen bringen den Arbeiter häufig in das vollständigste Abhängigkeitsverhältnis; jeder Strikeversuch wird z. B. mit Kündigung der dem Arbeitgeber gehörigen Wohnung beantwortet, wodurch es gelingt, jede Lohnbewegung der Arbeitnehmer niederzuhalten und bei den niedrigsten Löhnen stehen zu bleiben.

Diese auf Wohlfahrtseinrichtungen bestehende Gestattung des Arbeitsverhältnisses kann jedoch nur eine kurze Uebergangsperiode ausfüllen, weil sie den Interessen des Arbeitgebers ebenso zuwiderläuft, wie denjenigen des Arbeiters. Was zunächst den Fabrikanten betrifft, so zwingt ihn bald genug die Konkurrenz, Wohlfahrtseinrichtungen, soweit sie sich nicht bezahlt machen, zu vermeiden. Beachten wir ferner die immer häufigere Ersetzung des Privatunternehmers durch den Beamten der Aktiengesellschaft, der garnicht das Recht hat, auf Kosten der Aktionäre wohlthätig zu sein. Er kann dies nur dann rechtfertigen, wenn er die Wohlfahrtseinrichtungen als rentabel erweisen kann vom Gesichtspunkte der Lohnherabsetzung oder der Bekämpfung der Gewerkschaftsbewegung. Aber diese Vorzüge sind nur vorübergehend wirksam. Die Erfahrung zeigt, daß die Wohlfahrtseinrichtungen nur zeitweise einen Damm gegen die Arbeiterbewegung bilden können und keineswegs auf die Dauer geeignet sind, Strikes zu verhindern. Hierzu kommt ein weiterer Gesichtspunkt. Je mehr ein Unternehmer von den Konjunkturen des Weltmarkts abhängig wird, umsoweniger kann er sich durch Wohlfahrtseinrichtungen jene Freiheit des Kontraktverhältnisses verkümmern lassen, die gestattet, je nach den wechselnden Konjunkturen die Arbeitskräfte abzustoßen, anzuziehen und die Löhne den Konjunkturen anzupassen. Die Löslichkeit des Arbeitsverhältnisses entspricht der sich entwickelnden Weltwirtschaft, während alle Formen des Hörigkeitsverhältnisses, die ein dauerndes Band mit Unterhaltungspflicht bedeuten, nur möglich sind in Monopolverhältnissen. So finden wir die Fesselung der Arbeiter an den Betrieb durch Wohlfahrtseinrichtungen dort am längsten gesichert, wo auf Grund eines Fabrikgeheimnisses und unabhängig von Konjunkturen und Marktpreisen produziert wird.

Was nun den Arbeiter betrifft, so zieht er, soweit er moderner Mensch geworden ist, die Freiheit des Spatzen auf der Gasse der Gefangenschaft selbst im vergoldeten Vogelbauer vor. Es ist das eine Folge der unaufhaltsamen Entwickelung des Individualismus, der zur Zeit der Renaissance zuerst die Bürgerklasse ergriff und sich seitdem mehr und mehr nach unten ausbreitet. Ziele der Arbeiterbewegung sind nicht nur materielle, sondern auch ideelle Güter: gesellschaftliche wie politische Gleichberechtigung, Anteilnahme an den Kulturgütern der Nation u. s. w. Die Koalitionsfreiheit geht heute dem Arbeiter über alle Wohlfahrtseinrichtungen.

Aus allen den genannten Gründen sind daher in dem fortgeschrittensten Industrielande, in England, die Wohlfahrtseinrichtungen von seiten der Unternehmer fallen gelassen. Festländische Konkurrenten führen diesen Umstand oft als einen Vorteil der englischen Industrie auf dem Weltmarkte an.“| . F.

Vermischtes.

Aus Freimaurerkreisen geht uns folgende Zuschrift zu: „Leipzig. Geehrter Herr Redakteur! Sie bringen in ihrer jüngsten Nummer ein bedauerliches Zeugnis rückständiger Auffassung innerhalb der deutschen Freimaurerei. Ich muß dieses Beispiel durch ein weiteres vermehren: Nummer 32 der „Bauhütte“ bringt in einem längeren Aufsatz folgende Sätze: „Der gute Mensch muß auf den Lohn im Himmel hoffen, an ein Fortleben nach dem Tode glaubt jeder gute Mensch, auch jeder Br. Freimaurer. Wem dieser Glaube nicht innewohnt, der kann auch schwerlich von dem Streben beseelt sein, denen zugezählt zu werden, die man als gute Menschen bezeichnet.“ Wir wollen dem Verfasser, Stuhlmeister einer Leipziger Loge, seinen Glauben gerne lassen. Andersgläubige aber so zu beurteilen, wie er thut, ist Alles nur nicht — freimaurerisch! — Ein Freimaurer, der sich bemüht, auch „ethisch“ zu sein.“

Eine Kundgebung nationalen Hochmutes verurteilt Herr von Egidy in Nr. 2 seiner Versöhnung mit folgenden höchst wohlthuenden Worten: „Eine Zeitschrift rühmt „den vollen Akkord, mit dem der diesjährige Evangelisch-soziale Kongreß ausklang.“ Der Schlußredner hatte geäußert, für ihn sei das (biblische) Wort „Seid fruchtbar und mehret Euch“ zum deutschen Volke gesprochen. Brausender Beifall — so heißt es dort — verschlang den Schluß: „Und machet Euch sie unterthan.“ Besonnene Männer sollten sich hüten, die anmaßenden und gerade von uns Deutschen vielfach verurteilten Redewendungen eines alttestamentlichen Bibelvolkes hervorzuholen, um sie als Bestandteil unseres heutigen Gesittungstandpunktes auszugeben. Die anderen Völker werden sich nicht in die Unterthänigkeit eines Volkes begeben, das noch nicht einmal seine eigenen Frauen als ebenbürtig betrachtet.“

Ueber das Zusammenwirken nationaler und ausländischer Bildungselemente sprach auf der ungarischen Landesunterrichts-Konferenz der Kultusminister Wlassics folgende schöne Worte:

„Die ungarische Unterrichtspolitik verschließt sich nicht nur nicht den Institutionen des gebildeten Westens — dies wäre ja ein verhängnisvolles Mißverstehen der Vaterlandsliebe —, sondern wir studieren sogar diese Institutionen mit Fleiß und Ausdauer und setzen geradezu unseren Stolz darein, daß es keine Nation giebt, welche für die Ideen der westlichen Civilisation empfänglicher wäre als wir Wir erblicken in dem harmonischen Zusammenschmelzen mit der westlichen Civilisation einen Talisman unseres nationalen Bestandes; doch müssen wir die Schätze der Unterrichtspolitik der Völker mit neuem Inhalte bereichern und unsere nationale Kraft und Individualität muß den universellen Schöpfungen des menschlichen Geistes auch auf diesem Gebiete zumindest eine neue Form, einen neuen Zauber verleihen.

Nur so kämpfen wir in einer des Westens würdigen Weise für den Fortschritt und für die Aufklärung.“

Auskunftsbuch über Wohlfahrtseinrichtungen.

Von einem Mitgliede der D. G. E. K.

Für diejenigen, welche allzu leicht geneigt sind, über die Bestrebungen der D. G. E. K. als theoretisierend und des praktischen Erfolges entbehrend abzuurteilen, ist es gut, wenn ihnen zuweilen an einem Beispiel gezeigt wird, daß ihr Urteil nicht gerecht ist. Sie sehen dann, daß die Verfolgung hochstrebender Ziele sehr wohl Hand in Hand gehen kann mit praktischer Arbeit und daß man mit der Tendenz, ethische Gedanken und Ideen, aus denen erst in fernerer Zeit Früchte heranreifen können, in weitesten Kreisen zu verbreiten und zum Verständnis zu bringen, nicht zu verzichten braucht, auf allen Gebieten auch thatkräftig einzugreifen, wo für ethische Bestrebungen Raum ist.

Die Auskunftsstelle der Berliner Abteilung unserer Gesellschaft, deren sozial-ethischer Wirksamkeit es gelungen ist, sich auch über die Kreise der Gesellschaft hinaus Anerkennung zu verschaffen, ist jetzt mit einem Buche in die Öffentlichkeit getreten, das den Namen trägt: Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins Ein Auskunftsbuch herausgegeben von der Auskunftsstelle der D. G. E. K.*)

Das Buch wird sich gewiß nicht bloß für die Armen- und Wohlfahrtspflege Berlins als überaus förderlich erweisen und ein allen Mitarbeitern auf diesem weiten Gebiete unentbehrliches Hilfsmittel werden, sondern auch über Berlin hinaus als vorbildlich und zur Nachfolge anregend von Bedeutung sein.

Die eigenen Bedürfnisse der Auskunftsstelle haben das Buch entstehen lassen; daß es aber auch den Bedürfnissen anderer Institutionen entgegenkommt, und zwar besonders derjenigen, denen die Armen- und Wohlfahrtspflege amtlich obliegt, zeigt die erfreuliche

*) Berlin, Carl Heymanns Verlag, XVI u. 432 S. Preis 3 M.

Thatsache, daß der Magistrat der Stadt Berlin alsbald nach dem Erscheinen des Buches eine große Anzahl von Exemplaren desselben angeschafft hat, um sämtliche Armenkommissionen der Stadt damit versehen zu können.

Dieser äußere Erfolg des Buches, welches auch sonst, besonders in der Presse, vielfach freundlich begrüßt wird, ist natürlich in erster Reihe deshalb außerordentlich erfreulich, weil er den sozial-ethischen Bestrebungen, denen das Buch seine Entstehung verdankt, weitere Erfolge sichert.

Sehen wir etwas näher zu, welcher Art diese Erfolge sein können.

Daß auf dem Gebiete der Armenpflege Reformen und Umgestaltungen ebenso notwendig sind, wie auf den meisten anderen Gebieten sozialer Thätigkeit, ist in Fach- und Laienkreisen längst anerkannt. Als einer der bedauerlichsten aber von allen Mißständen wird wohl mit Recht die ungeheuere Zersplitterung bezeichnet, die hier herrscht. In keinem größeren deutschen Gemeinwesen ist bis jetzt öffentliche und Vereinsarmenpflege in irgendwie ausreichender Weise zusammengefaßt und zentralisiert. Von dem Ideal eines von großen Gesichtspunkten geführten und kleinliche Rücksichten beiseite setzenden Zusammenarbeitens ist man himmelweit entfernt, zumal in Berlin, wo schon mancher Versuch, nach dieser Richtung hin Besserung zu schaffen, gescheitert ist.

Nun wird ein Buch, wie das vorliegende, natürlich nicht unmittelbar eine solche Zentralisation anzubahnen in der Lage sein, mittelbar aber wird es zweifellos viel dazu beitragen, indem es vor allen Dingen einmal zeigt, wie die Dinge in dieser Hinsicht denn eigentlich liegen. Ist doch auch hier der Mangel an Kenntnis der Dinge und Verhältnisse der schlimmste Feind einer Verbesserung derselben. Wenn man erst gesehen haben wird, wie viele Einzelbestrebungen auf diesem Gebiet dasselbe Ziel verfolgen, wird der Weg gemeinsamen und damit natürlich ungleich erfolgreicheren Vorgehens viel eher beschritten werden.

Wichtiger aber noch ist es, wenn die Kenntnisnahme von allen der Wohlfahrtspflege dienenden Einrichtungen den einzelnen derselben den engen Gesichtskreis erweitert, in welchem sie vielfach befangen sind.

Gewiß soll der einzelne Verein und die einzelne Anstalt in erster Reihe dem engeren Ziele zustreben, das sie sich gesteckt haben. Aber sie sollen nicht vergessen, daß es nicht genug damit ist, gesagt zu haben: „Hier können wir nicht helfen“, falls die Not bedrängter Mitmenschen etwas von ihnen fordert, was zu leisten sie nicht in der Lage sind, sondern daß sie, wie im Vorwort des Buches ausgeführt ist, die Mühe nicht scheuen dürfen, die Stelle aufzusuchen und dem Hilfsbedürftigen nachzuweisen, an die er sich am besten wende.

Es kann nicht ausbleiben, daß, je mehr die einzelnen der Wohlfahrtspflege sich widmenden Faktoren einander kennen lernen, um so mehr auch ein gedeihliches Zusammenarbeiten der verschiedenen gefördert wird. Die Auskunftsstelle begnügt sich denn auch nicht, dos anzubahnen, sie geht selbst nach dieser Richtung hin mit bestem Beispiel voran, worauf bei dieser Gelegenheit wohl hingewiesen werden darf.

Ganz im Sinne der Bestrebungen unserer Gesellschaft nämlich, welche die ethischen Momente in den Gesinnungen und Handlungen der Menschen in den Vordergrund stellt, allüberall denselben nachgeht, sie zu sammeln, zu stärken und zu verbinden beflissen ist, hat auch die Auskunftsstelle vom Beginn ihrer Thätigkeit an alle Kreise in Berücksichtigung gezogen, die sich mit Armen- und Wohlfahrtspflege beschäftigen; sie hat stets bloß auf das Ziel gesehen und nicht in erster Reihe danach gefragt, ob dies Ziel auch aus denselben, von allem Anderen abstrahierenden, rein ethischen Motiven erstrebt wird, aus welchen sie selbst Kraft und Begeisterung zu ihrer Thätigkeit schöpft.

Es liegt darin ein Moment von größter Bedeutung für unsere ethischen Bestrebungen überhaupt: Indem die im Sinne und unter der Leitung der Auskunftsstelle Thätigen im Interesse der Hilfsbedürftigen, deren sie sich annehmen, vorurteilslos mit allen zusammen zu arbeiten bereit sind und sich bemühen, auch mit denen, die aus anderen Motiven solcher Thätigkeit sich widmen, zeigen sie ein Gebiet auf, auf welchem in edelster Wirksamkeit zum Wohl ihrer Mitmenschen sich auch die sonst getrennt oder oft vielleicht sogar gegeneinander Marschierenden zusammenfinden können. Und wie leicht kann gerade daraus ein Weg zu dauernder, versöhnender, segensreicher Verständigung auch auf anderen Gebieten gefunden werden!

So sehen wir denn in dem vorliegenden Buche, daß alle Richtungen unserer Stadt, die Wohlfahrtseinrichtungen ins Leben gerufen haben, berücksichtigt sind. Keinerlei Tendenz hat dazu verleitet, Unterschiede zu machen, nehmen doch z. B. all die verschiedenen Einrichtungen der religiösen Gemeinschaften in ihm einen weiten Raum ein und werden doch auch einer bestimmten politischen Parteirichtung dienende nicht zurückgestellt, wofern man ihnen einen Wohlfahrtszweck nicht absprechen kann.

Sehr bemerkenswert ist es ferner und charakteristisch für die Thätigkeit der Herausgeberin, daß das Buch nicht sich auf die Wohlthätigkeitsveranstaltungen im engeren Sinne beschränkt, sondern daß es für seinen Inhalt den Titel „Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins“ wählen durfte.

Es ist auch darauf noch mit einigen Worten einzugehen.

Wie bekannt, ist die Thätigkeit der Auskunftsstelle schon längst über die ihr anfänglich gestellte Aufgabe der Auskunftserteilung über Berliner Wohlfahrtseinrichtungen an solche, die für sich oder andere Rat und Hülfe suchen, herausgewachsen. In sehr vielen Fällen schließt sich ja an diese erste Auskunftserteilung und eine erste eingehende Besprechung mit dem in Not Geratenen eine oft mühevolle und vielfach nicht leichte Hülfsthätigkeit der einzelnen Mitarbeiter an.

Oft genug hat die Auskunftsstelle, nicht am wenigsten wirksam durch Wort und Feder ihrer Vorsitzenden, auf die Prinzipien hingewiesen, welche bei jener Hülfsthätigkeit maßgebend sind und man darf wohl sagen, daß diese Prinzipien verdienen, sich überall im Bereiche der Armenpflege Geltung zu erringen, wo sie nicht schon durchgedrungen sind.

Da erfahren wir denn auch, daß nicht der wirksam zu helfen imstande ist, der irgend eine einzelne gerade in die Augen fallende Wunde zu heilen sich bemüht, sondern daß es gilt, mit voller Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse, mit liebevollem Eingehen aber auch auf die persönlichen Eigenschaften zuerst die Gesamtlage des Hülfsbedürftigen zu erfassen und zu begreifen, um dann nachhaltig und unter sorgsamer Abwägung der anzuwendenden Mittel einzugreifen. Wer so zu helfen sich bemüht, der hat aber nicht genug an der Kenntnis der wohlthätigen Stiftungen allein und der sogenannten Wohlthätigkeitsvereine, der muß mit allen Hülfsmitteln ideeller und materieller Art sich vertraut machen, die der leiblichen und geistigen Wohlfahrt seiner Mitbürger dienen können.

Es ist freudig anzuerkennen, daß gerade nach dieser Richtung hin das vorliegende Buch den zu stellenden Anforderungen gerecht zu werden bestrebt gewesen ist: es sei bloß auf das stattliche Kapitel „Unterricht“ und auf den dankenswerten Excurs im Anhang hingewiesen, welcher die auch für die Armenpflege so wichtigen Bestimmungen unserer Versicherungsgesetzgebung behandelt.

Wir sind im Vorstehenden nicht auf die Einzelheiten des Buches eingegangen, obgleich z. B. lehrreiche Betrachtungen besonders über die Natur mancher „Wohlfahrtseinrichtungen,“ darüber, wie sie sind, aber nicht sein sollten, sich vielfach anknüpfen ließen. Wir haben es auch unterlassen, Ausstellungen im Einzelnen zu machen, obgleich auch dazu genügend Veranlassung vorliegt und obgleich die Bearbeiter des Buches selbst ausdrücklich dazu auffordern, mit Berichtigungen nicht zurück zu halten und alles zu äußern, was der Verbesserung einer eventuellen zweiten Auflage zustatten kommen könnte.

Es war uns mehr darum zu thun, einige höhere Gesichtspunkte hervorzuheben, denen das Buch seine Entstehung verdankt und auf einige weitergehende Wirkungen hinzuweisen, die mithervorzurufen ihm hoffentlich vergönnt sein wird.

Das Nächstliegende aber ist, was auch wir herzlich wünschen, daß viele sich des Buchs bedienen und dabei auch neue Anregungen aus ihm schöpfen möchten.

Wir wissen sehr wohl, daß es nicht etwa ein Privilegium der Mitarbeiter der Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur ist, in der oben angedeuteten Weise um das Wohl bedrängter Mitmenschen sich zu kümmern und daß die Auskunftsstelle bloß ethisch zu vertiefen und systematisch auszugestalten sich bemüht, was auch in anderen Kreisen, oft vielleicht sogar besser und wirksamer, geübt wird.

Aber wir möchten dem dringenden Wunsche Ausdruck geben: Möchten doch neben den vielen Mitarbeitern, welche der Auskunftsstelle ihre Thätigkeit widmen, ohne zunächst auch der Gesellschaft als solcher beigetreten zu sein, alle Mitglieder der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in dem Sinne auch Mitarbeiter der Auskunftsstelle werden, daß sie unbeschadet umfassender und allgemeinerer Bestrebungen jenes Stücks sozial-ethischer Praxis auch einer kleineren Anzahl bedrängter Mitmenschen gegenüber nicht vergessen, wie die Auskunftsstelle es sich angelegen sein läßt. Mit unbeugsamer Energie und nie versagender echter Menschenliebe nach Mitteln und Wegen rastlos suchen, um der Not und dem Elend des Einzelnen zu steuern — auch das ist „Ethische Kultur.“

Bücherbesprechung.

Le Sage Empereur, Poème légendaire von Léon Riotor. (Paris 1896. Edition du Mercure de France. fr. 3 50).

Ein merkwürdiges Buch, voll Poesie und doch von stark aktuellem Inhalt; man könnte es fast als einen Versuch bezeichnen, das Werk des Dante in einem modernen Gewande nachzuahmen. Denn die Legende spaltet sich in der That in drei Teile, die man als Hölle, Fegfeuer und Himmel bezeichnen könnte; nur sind Virgil und Beatrice in eine Person verschmolzen, die des ausgestoßenen Bettlers Sophis. Im „Höllenteil“ wird allerdings unser gegenwärtiger „Himmel“ dargestellt, jener thönerne Koloß, wo der höchste Luxus und die größte Macht thront auf den schwankenden Grundlagen von Not und Elend und sich zu ihrer reifsten Blüte entfaltet im militärischen Gepränge. Der große Kaiser eines ihn begeistert umschwärmenden, von den Empfindungen der „gloire“ getragenen Volkes, zieht mit äußerster Prachtentfaltung zu einer festlichen Heerschau aus. Die Krieger huldigen ihm, die Menge jubelt ihm zu, die Hofpoeten besingen ihn, Märsche und Hymnen erschallen: er fühlt sich auf der höchsten Stufe der Macht. Plötzlich stellt sich ihm ein Bettler in den Weg: „Je suis Sophis et je suis le Maudit!“ — Er verspottet die Anbeter, erkennt zwar seine Macht an, aber er sagt ihm, daß sie nicht gut angewendet

sei und bedroht ihn mit offenen Worten. Der Kaiser setzt sich hochmütig hinweg über diesen Ausbruch der öffentlichen Meinung; aber der Elende läßt sich nicht abschrecken: „Que peuvent tes légions immenses et tes cavaliers en démence contre la Verité, dont je suis revêtu! . . .“ Der erzürnte Fürst will ihn niederhauen, allein alle Versuche prallen an ihm ab; Sophis ist hieb- und schußfest: „Pour résister à ta force insolente, il n'a que sa sagesse, le Maudit!“ — Der Kaiser bekennt sich besiegt und will die Weisheit von ihm kaufen. Die Weisheit ist rauh und sie verkauft sich nicht: „pour en être digne, il ne faut rien désirer.“ Sie ist der einzige und höchste Souverain:

> Comprends des hommes les usages,
> apprends à respecter leurs droits
> le plus hautain parmi les rois
> est le moindre parmi les sages . . . .

Der Kaiser giebt sich überwunden, er verläßt sein Gefolge und geht, ein anderer Buddha, von Sophis geleitet, in die — Einsamkeit des Lebens hinaus. Das dritte Kapitel, das unter der Überschrift: „Le Peuple est autant que Dieu“, diese Wanderung schildert, ist unstreitig das bedeutendste des ganzen Buches. Es zeigt die Menschen in ihrem Entstehen und ihrem Vergehen, im Lieben und im Hassen, im Glauben und im Hoffen, in Freud und Leid, im Lernen und Üben. Es zeigt den Krieg in seiner ganzen Furchtbarkeit, die Ausschreitungen nationaler Eitelkeiten mit ihren Rückschlägen; es führt auf ein Schlachtfeld mit allen seinen Greueln und der Kaiser erkennt endlich die Verwerflichkeit des Krieges. Dann geleitet ihn der Führer in die Einsamkeit der Alpenwelt, und wir sehen Gedanken blitzen, die uns da und dort an Byrons Manfred gemahnen. Der Kaiser lernt die Natur begreifen und die Reize der Erde würdigen, er mischt sich unter die ländlichen Liebespaare und folgt den Spielen der Schäfer. Endlich erscheint ihm, halb noch im Traum, das Wunderbild der Weisheit; er will sich mit ihm vermählen, aber im Lichte zerfließend antwortet es ihm:

> „Je suis la Sagesse au front blanc,
> chanta le souffle de la brise,
> mais vraiment ne m'a pas comprise,
> qui se pâme à mon corps troublant . . .“

In Feld und Busch, in Wüsten und Felsen herumirrend, begreift er endlich das „Leben der Materie.“

An einem herrlichen Frühlingstage kündigt ihm Sophis das Recht zur Heimkehr an, und er giebt ihm die wärmsten Ermahnungen mit:

> „ne regarde que par tes yeux,
> voir soi-même vaut toujours mieux . . .“

Doch zuvor führt er ihn noch über eine Ebene ohne Grenzen, das Bild der Verwüstung. Es ist ein ungeheures Schlachtfeld, auf dem bei Schritt und Tritt der Blick auf Verwesung stößt, der Sieger und Besiegte unterliegen, mit meisterhafter, fast grauenerregender poetischer Kunst geschildert. Erschüttert frägt der Kaiser, welches Ungeheuer diese gewaltige Menschenmenge hier dezimiert habe, und der Führer belehrt ihn:

> „C'est ici, que les pages d'Histoire
> placent, dans leur passé chéri
> la plus grande victoire de ton père . . .“

Der Kaiser kehrt in seinen Palast zurück und will Sophis fürstlich belohnen, aber dieser weist alles zurück: die Weisheit belohnt sich in sich selbst. — Der Kaiser aber versammelt sein Volk zur Feier seiner Wiederkehr, er schickt die Armeen auf die Felder, eröffnet die Ära der friedlichen Arbeit, erhebt die Kunst zu ihrem Recht, die unter der Herrschaft der Waffen vernachlässigt war, und wendet seine ganze Kraft der Hebung des Wohlstandes zu. Er versammelt alle Fürsten der Nachbarländer um sich und predigt ihnen den einzig wahren Ruhm des dauerhaften Friedens. — Der Traum ist erfüllt. . . . Sophis aber überläßt den Schüler sich selbst, „le premier, qui parvint à dire, qu'il a pu remplir son devoir!“ —

Eine „Legende“, ein Traum, aber ein schöner Traum! — Zwei Dinge daran sind sehr merkwürdig, vielleicht sogar völkerpsychologisch merkwürdig. Ein echt dichterisch veranlagter Sohn des republikanischen Frankreich predigt uns den Faustgedanken des monarchischen Uebermenschen, des sozialen Königtums in höchster Potenz. Ob sich dieser Traum je erfüllen kann? Es will uns scheinen, als ob dem die monarchische Überlieferung, sowohl in der Anschauung der Herrschenden als in der der Beherrschten entgegenstünde. — Allein der Dichter braucht nicht Realpolitiker zu sein, und am letzten Ende mag sich ihm der „Sage Empereur“ ebensowohl in der Gestalt eines Perikles, als eines Friedrich oder Joseph darstellen. — Noch merkwürdiger aber ist wohl, daß Niolor den gelehrigen Zögling der Weisheit bis auf einen einzigen Buchstaben in der Gestalt des deutschen Kaisers zeigt. Er nennt ihn Wilhem, eigentlich wohl nur in Anpassung an die gallische Zunge, und er stattet seinen Helden zudem mit manchen persönlichen Zügen seines Vorbildes aus. Liegt darin die Anerkennung eines selbst den Franzosen sympathischen Grundzugs des guten ritterlichen Willens und der Bestimmung und Befähigung des Originals zu höherem Aufschwung? Oder spricht sich mehr der Zug der Unbefriedigung mit einer eigenen willenlosen, von plutokratischem Geiste beherrschten Staatsverfassung aus? Vielleicht das Eine und das Andere! — (Übrigens ist es bezeichnend, daß vor kurzer Zeit in England ein phantastischer Roman: „Marmaduke, Emperor of Europe“ erschienen ist, der ebenfalls an die Persönlichkeit des deutschen Kaisers anknüpft.)

Sei dem, wie ihm wolle, der „weise Kaiser“ verdiente auf alle Fälle von allen seinen lebendigen Kollegen gelesen zu werden. Sie werden sich zwar kaum à la minute nach dem Rezept des weisen Sophis umwandeln und umwandeln können, aber es könnte doch jedenfalls nicht schaden, wenn sich das Gottesgnadentum allmählich im Sinne des kühnen Ausspruchs: „Le Peuple est autant que Dieu!“ in einen modern fruchtbaren Begriff umsetzte. —

Uns aber dringt dieses treffliche Werk, wie manche verwandte Erscheinung, zu dem lebhaften Wunsche, daß sich die französischen Ethiker und Kulturfreunde vom Schlage unseres Dichters den deutschen Ethikern mehr nähern und verbinden möchten, worunter der wahre Patriotismus hüben und drüben keineswegs zu leiden brauchte. Vielleicht böte die internationale Zusammenkunft zu Zürich in den nächsten Wochen dazu eine willkommene Gelegenheit!

Zürich. Gustav Maier.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post Zeitungsliste Nr. 2221.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 29. August 1896. | Nr. 35.

Inhalt: Die Selbstzersetzung des Klerikalismus. — Ethische Streifzüge diesseits und jenseits des Oceans. Von F. Staudinger. II. — Die Florentiner Strohflechterinnen. Von Oda Olberg. — Armenische Greuel. — Streiflichter: Staatssozialismus und Arbeiterbewegung. — Vermischtes.

Die Selbstzersetzung des Klerikalismus.

Betrachtungen eines Menschenfreundes.

In dem Kampfe zwischen Freidenkertum und Dogmenglauben wird von den verschiedensten Lagern aus stets aufs neue auf die Gefahr hingewiesen, die in dem nie ermattenden vortrefflich organisierten Widerstande der römisch-katholischen Kirche liegt, welche sich keineswegs damit begnüge, ihren religiösen Besitzstand zu wahren, sondern darauf bedacht sei, ihn zu erweitern. Mit Recht haben es die Vorkämpfer der Aufklärung für ihre vornehmste Pflicht gehalten, den Klerikalismus zurückzudrängen, und heute noch kämpfen Hunderttausende unter dem Banner, auf das einst der grimmige Gambetta die denkwürdigen Worte eingegraben hat: „Le cléricalisme c'est l'ennemi."

Wenn man alle diese Kämpfe als Zuschauer an sich vorüberziehen läßt, wenn man die sich auf sie beziehenden litterarischen Polemiken studiert, ja selbst wenn man sich die verschiedenen Phasen der Stellungnahme der Staatsgewalt in dem welthistorischen Streite vergegenwärtigt, dann macht man eine merkwürdige Entdeckung: Man wird nämlich genau darüber informiert, wie gefährlich der Klerikalismus der Entwickelung des modernen Staates, der Schule, der Ethik, der Naturwissenschaften u. s. w. u. s. w. geworden — man erfährt aber herzlich wenig darüber, wie gefährlich er den Klerikalen selbst geworden ist. Das klingt zunächst vielleicht paradox: — Die folgenden Ausführungen werden jedoch darthun, daß das Gesagte keineswegs ein Paradoxon ist.

Es ist leicht die Erscheinung zu beobachten, daß jede Unlust-Empfindung nur insoweit Interesse für uns hat, als sie unsere eigene liebe Person direkt in Mitleidenschaft zieht. Für die Ursache der Unlust-Empfindung an sich interessieren wir uns in der Regel in keiner Weise; es genügt uns schon das Bewußtsein sie abgewehrt zu haben. Ein Beispiel möge das noch näher erläutern: Setzen wir den Fall, eine Biene steche uns in die Hand. Was wird die Folge sein? Wir schreien auf, eilen zum nächsten Arzte und lassen uns den Stachel aus der Wunde ziehen. Unsere ganze Aufmerksamkeit konzentrieren wir auf die Behandlung der unbedeutenden Wunde. Was aus der Biene geworden ist, interessiert uns nicht weiter; und doch hat der Stich für die Biene unendlich größere Folgen gehabt als für uns — sie ist nämlich daran gestorben.

Diese Biene scheint uns ein treffendes Bild für das zu sein, was wir vom Klerikalismus behaupten wollen: Gewiß, er hat der Kultur-Entwickelung der Menschheit schmerzende Wunden geschlagen — aber er steht im Begriffe, seinen Anhängern unendlich viel gefährlicher zu werden, als seinen Gegnern. Der Beweis hierfür ist nicht schwer zu erbringen.

Wohin wir blicken, überall sehen wir die Volksgenossen, die dem Klerikalismus ergeben sind, im Lebenskampfe zurückweichen und mehr und mehr ins Hintertreffen kommen. Geradezu erschreckende Symptome sind davon in letzter Zeit an den Tag getreten. Man erinnere sich beispielsweise der Landtags-Verhandlungen, in denen der Kultusminister den nach Parität verlangenden Zentrumsabgeordneten die Statistik über den Besuch der höheren Schulen vorlegte, aus der sich die Thatsache ergab, daß die Zahl der katholischen Schüler in geradezu beängstigender Weise hinter der nach dem Bevölkerungsverhältniß zu erwartenden Anzahl zurückgeblieben ist. Wenn man erwägt, welche Bedeutung der Heranbildung der Kinder heute in dem Lebenskampfe zukommt, wie viele klarschauende Volksgenossen sich den Bissen am Munde absparen, um die Kinder in die höhere Schule schicken zu können, die unter den heutigen Verhältnissen doch nun einmal die Vorbedingung zur Erwerbung jeder umfassenderen, auf der Höhe der Zeit stehenden Bildung ist — dann muß man konstatiren, daß der katholische Theil der Bevölkerung schon viel mehr die Fühlung mit der Kultur-Entwickelung verloren hat, als der oberflächliche Beobachter zuzugeben geneigt sein möchte.

Gehen wir zu weiteren Symptomen über: Die höchste Blüte erreicht die Kultur eines Volkes in den Leistungen seiner Dichter und Denker. Wenn wir die hervorragendsten Vertreter deutscher Dichtkunst der Gegenwart im Sinne unseres Themas vor uns Revue passieren lassen, dann finden wir sehr bald, daß den auf klerikalem Boden stehenden wenig allgemeiner Erfolg beschieden gewesen ist. Vergangenes Jahr ging eine Zusammenstellung durch die Presse, welche veranschaulichte, wie sehr die ultramontanen Dichter in der Anzahl der Auflagen hinter den nicht-ultramontanen zurückgeblieben waren. Der Verfasser von „Dreizehnlinden" wurde in dieser Statistik als der einzige bezeichnet, der zur allgemeinen Anerkennung gelangt war. In jeder einzelnen Wissenschaft — die theologische nicht ausgenommen — wird man leicht zu ähnlichen Resultaten gelangen!

Gehen wir zu einem anderen Prüfsteine über: zur Presse. Wer wollte leugnen, daß die Presse heutzutage das treueste Spiegelbild des ganzen Lebens geworden ist? Und was zeigt sich hier — die klerikalen Organe spielen eine wahrhaft klägliche Rolle, wenn man sie mit der Presse anderer Richtungen vergleicht. Man vergleiche ein klerikales Blatt beispielsweise mit der Nationalzeitung, der Vossischen, der Frankfurter Zeitung, Volkszeitung, Kölnischen Zeitung, dem Hamburger Fremdenblatt, der Neuen Freien Presse u. s. w. — welche Fülle von Nachrichten, Informationen, belehrenden Aufsätzen in diesen — welche unfruchtbare Öde in jenen! Und nun vergegenwärtige man sich die täglichen Leser dieser verschiedenen Zeitungen, und vergleiche die Anregung, welche die Volkskreise erhalten, die nicht im Banne einer dogmatisch

gebundenen Weltanschauung stehen mit der, welcher die Klerikalen empfangen! — Genug der Beispiele; fragen wir uns lieber, was eigentlich damit bewiesen werden soll? Es soll damit bewiesen werden, daß sich vor unseren Blicken eine der größten Tragödien der Weltgeschichte abspielt: — Millionen unserer Zeitgenossen verkümmern in einer Weltanschauung, welche dem Kulturzustande einer längst vergangenen Epoche eigentümlich war, und büßen langsam, aber mit unentrinnbar scheinender Notwendigkeit die Fähigkeit ein, mit jenen Volksschichten gleichen Schritt zu halten, welche auf dem Boden der modernen Weltanschauung stehen. Der aufmerksame Beobachter empfängt den Eindruck, als säße er in der Eisenbahn und rase an einer unabsehbaren Reihe von Postkutschen vorbei, in denen jene Zeitgenossen sitzen, die sich noch nicht von der Überzeugung frei machen konnten, daß das Fahren im Eisenbahnwagen sündhaft sei.

Je schneller sich die moderne Entwickelung auf allen Gebieten vollzieht, desto größer wird die Kluft, welche Individuen mit gebundener Weltanschauung von Individuen mit freier, entwickelungsfähiger Weltanschauung scheidet. Die trostlosen Wirkungen können nicht ausbleiben; sie werden sich nicht nur auf dem rein geistigen Gebiete, — nein sie werden sich auch wirtschaftlich äußern müssen. Die im Banne einer überholten Weltanschauung befindlichen Volksschichten werden in tiefere und tiefere Lebenshaltung herabgedrückt werden, und Jeder, der Verständnis für den engen Zusammenhang zwischen geistigen und materiellen Dingen hat, kann sich die Folgen ausmalen, die wir hier nur andeuten.

Dieses allmähliche Herabgleiten läßt sich unschwer auch bereits im Völkerleben erkennen. Oder wäre es nur Zufall, daß England zur größten Weltmacht geworden, daß statt Österreich in Deutschland heute Preußen die Führung hat, daß Spanien und Portugal von ihrer Macht herabgesunken, eine Besitzung nach der anderen verlieren, daß Budapest im Begriffe ist, Wien den Rang in der österreichisch-ungarischen Monarchie abzulaufen? Wenn irgend wo, paßt hier Schiller's Ausspruch, daß das, was uns blindes Ohngefähr nur dünkt, gerade aus den tiefsten Quellen steigt! Es ist Jedem anheimgestellt, unsere dürftigen Daten beliebig zu vermehren, — die Beispiele bieten sich unschwer in Fülle dar, — uns kommt es hier nur darauf an, die Behauptung zu stützen, daß der Klerikalismus begonnen hat seinen Anhängern gefährlicher zu werden, als seinen Gegnern!

Mit dieser Konstatirung würden sich die Vertreter eines Freidenkertums, dessen Blütezeit heute hinter uns liegt, beruhigt haben. Sie hätten an der Erkenntniß der Thatsache, daß der Klerikalismus alle Elemente zu seiner eigenen Vernichtung in sich birgt, ihr Genüge gefunden. Nicht so der auf der Höhe ethischer Bildung stehende Mensch unserer Zeit. Dieser denkt nicht nur an sein Wohlergehen, das durch einen eventuellen Sieg der rückständigen Volksklassen gestört werden könnte — nein, er denkt auch an die in die Irre gehenden Vertreter einer überlebten Weltanschauung und erkennt sie als das, was sie sind — als Opfer. Und gerade der Ethiker ist dazu berufen, das Banner des echten Freidenkertums zu entfalten, das sich nicht dabei genügen läßt, sich selbst seine Entwickelungs-Möglichkeit zu erkämpfen, sondern das auch an die Gegner denkt und vor Allem um dieser selbst willen für die Freiheit des Denkens eintritt. Soll der Menschenfreund es mitansehen dürfen, wie Millionen im Lebenskampfe zu Boden geschleudert und überrannt werden, weil ihnen im jugendlichsten Alter Begriffe überwundener Epochen eingeimpft worden sind? Nur ein Mephisto vermöchte gelassen einem solchen Schicksal zuzuschauen und zu sprechen: „Sie sind die ersten nicht!"

Mancher möchte einwenden, daß wir die Gefahren, welche zur Zeit noch der modernen Weltanschauung vom klerikalen Lager her drohen, zu leicht nehmen. Wir sind gewiß weit davon entfernt uns einzulullen, und namentlich jene neue Gefahr zu unterschätzen, welche dadurch heraufbeschworen wird, daß die ultramontanen Parteien überall beginnen das allgemeine Stimmrecht als Waffe in dem auf der ganzen Linie wütenden Kampfe virtuos zu gebrauchen. Aber wir bauen doch zu felsenfest auf den Fortschritt auf allen Gebieten, als daß wir nicht jene Bestrebungen, welche uns aufs Neue die trostlose Finsternis des Mittelalters bescheren wollen, für total aussichtslos hielten — trotz aller unvermeidlichen Rückschläge. In dieser Hinsicht waren die Vorgänge bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches charakteristisch: die Art und Weise, wie sich die klerikale Reaktion mit der Civilehe abgefunden hat, zeigte dem Wissenden genug!

Gewiß, für die freien Denker ist die Zeit zum Abrüsten noch nicht gekommen — noch ungeheuere Kämpfe stehen uns bevor, — aber trotzdem darf heute schon Gambetta's Wort wie folgt modifiziert werden: Der Klerikalismus ist der Feind — doch in erster Linie der Feind der Klerikalen!

Ethische Streifzüge diesseits und jenseits des Oceans.

Von Professor Dr. F. Staudinger in Worms.

II.

Wir haben ein Büchlein von Paul Carus vor uns liegen: The Idea of God (die Gottesidee) aus dem Jahre 1889. Da heißt es: Gott ist nicht identisch mit der Natur, noch ein psychisches Prinzip in der Natur — Gott ist ein Entwickelungsgesetz in der Natur: „Wo ein Streben nach vorwärts ist, da ist Gott." Man kann da streiten, ob es angemessen ist, solch ein Prinzip Gott zu nennen: Wenn die Menschen aber fast immer das, was sie für das Höchste und Beste hielten, Gott genannt haben, so kann man an dem höchstens einen Anstoß aus Zweckmäßigkeitsgründen nehmen, man kann aber nicht sagen, daß der Mann durch ein dogmatisches Prinzip ein wissenschaftliches verhülle, nicht klar sage, was er denke. Das wäre um so verwunderlicher, da es ein Mann sagte, der Deutschland verlassen hat, weil ihm daselbst um seiner freien Ansichten willen die Existenz verkümmert, wo nicht unmöglich gemacht worden war. Denn schon hier hat er einige Schriften in freierem Sinne, wie das Broschürchen „Metaphysik in Wissenschaft, Ethik und Religion" (Dresden 1881), wesentlich im Anschluß an und in Weiterführung von Kants Gedanken verfaßt. In Chicago wurde er mit Hegeler zusammen Begründer und Herausgeber der „Open Court", einer dort viel gelesenen Zeitschrift, in der sich auch Beiträge namhafter europäischer Gelehrten befinden. Seit 1890 hat sich die Vierteljahrsschrift „The Monist" abgezweigt, welche wesentlich die streng wissenschaftlichen Arbeiten aufnimmt. Früher hatte der „Open Court" die Tendenz, „Religion und Wissenschaft zu versöhnen", neuerdings aber giebt er sich die richtigere Marke: „Der Religion der Wissenschaft gewidmet."

Allein die naturwissenschaftlichen und psychologischen Aufsätze sind unseres Erachtens nicht das allein Wesentliche des Strebens dieses Blattes. Mindestens gleich steht diesen Gesichtspunkten der ethische Gesichtspunkt. Hier stellt sich Carus nach seiner ausdrücklichen Äußerung dem Gedanken der Gesellschaften für ethische Kultur freundlich an die Seite, und seine eigenen Aufsätze handeln zum guten Teile von der Ethik und ihren Grundlagen; allein er weicht in einem Punkte von den dortigen Gesellschaften für ethische Kultur ab. Während diese von einem philosophischen oder religiösen Gesichtspunkt als Grundlage der Ethik absehen wollen, hält er einen solchen für unerläßlich. Diesen Standpunkt hat er in drei Vorträgen vor dem Ausschuß der Gesellschaft für ethische Kultur zu begründen gesucht und seine Darlegungen sodann in einem Schriftchen „The Ethical Problem," Chicago 1890, begründet.

Dies Werkchen, das wir hier vornehmlich ins Auge fassen wollen, entwickelt, daß wir neue Grundlagen der Ethik brauchen, da die dogmatischen Religionen sie nicht in genügender Weise bieten können. Das ethische Problem spitzt sich darum in der Frage zu: „Ist Ethik eine Wissenschaft?"

Dies ist notwendig, nicht etwa für die Moralsätze als solche, sondern für deren Begründung und Befestigung in der Menschenseele, damit nicht mit dem Schwinden des religiösen Glaubens auch die Moral schwinde.

Die Entwickelung der Ethik eines Volkes geschieht auf natürlichem Wege, als das Ergebnis ihrer Erfahrung; sie ist die praktische Anwendung der betreffenden Weltanschauung. Erkenntnis und Ethik sind darum Geschwister. Aber die Erkenntnis ist das ältere derselben, da die Erweiterung des Erkennens auch die Entwickelung der Ethik befördern muß.

Denn Ethik im weitesten Sinne ist Regelung des Handelns. Um das Handeln regeln zu können, bedarf es jedoch des Erkennens. Die Religion der Erkenntnis, aus der die Ethik also wissenschaftlich abgeleitet werden muß, wird darum in bestimmtem Sinne die exklusivste Religion, und insofern sie alle mit der Wissenschaft unvereinbaren Gesichtspunkte zerstört, die intoleranteste Religion sein, freilich nicht intolerant, indem sie ihre Widersacher verfolgt, sondern indem sie deren Irrtümer aufdeckt.

Ist nun Ethik eine Wissenschaft, so handelt es sich nicht etwa darum, bloß alte Glaubenssätze zu negieren, sondern positive Arbeit zu schaffen, den Quell der Ethik darzulegen. Diesen darf man aber nicht in etwas Absolutem, sondern man muß ihn in den Thatsachen und deren Analyse suchen.

Diese Thatsachen, in denen wir forschen müssen, sind in den Motiven des menschlichen Handelns und in deren Ergebnissen, den Zwecken vorhanden. Die formale Ordnung dieser Zwecke ergiebt das ethische Grundgesetz, aber dies muß nicht bloß, wie Kant will, formal abgeleitet werden, sondern in den Thatsachen und Erfahrungen begründet sein. Die wesentlichsten dieser Thatsachen sind die Beziehungen, welche das Leben des Individuums mit dem seiner Mitmenschen verbinden, diejenigen Beziehungen, welche das gleichsam überindividuelle Leben konstituieren, das wir menschliche Gesellschaft nennen.

Das ist im wesentlichen der Gedankengang von Carus. Was noch folgt, ist eine nähere Erörterung über die psychologischen Voraussetzungen jener Thatsachen und die Frage der Willensfreiheit. Letztere hat er zwar in der Form etwas metaphysisch, aber in der Sache richtig dahin beantwortet, daß wir frei sind, wenn und soweit wir dem Gesetze unseres Willens (d. i. dem Gesetz der Zweckordnung in der Gemeinschaft) folgen.

Wir müssen bekennen, daß wir da, wenn wir auch in Einzelheiten abweichen, prinzipiell mit Carus auf demselben Boden stehen. Die Schärfe, mit der er sich auch in der Vorrede gegen alle die erklärt, welche eine Ethik aus Sympathie oder Pietät oder den sonstigen sogenannten „moralischen Gefühlen“ ableiten wollen, und welche deren Ziel in das vollkommen nebelhafte Gebiet des Allgemeinwohls verlegen, ist uns durchaus sympathisch, selbst in seiner Polemik gegen Harald Höffding und G. v. Gizycki, welcher früher ja auch auf dem Standpunkte stand, daß Gefühle die letzte Basis der Moral seien. Er zeigt da treffend, daß Gefühle an sich nichts als blinde Antriebe sind, die ihre Richtung und Leitung nur durch das Urteil des Verstandes erhalten. — Freilich, so möchten wir ergänzend bemerken, sind Gefühle, auch die sogenannten moralischen Gefühle notwendig für die Sittlichkeit; aber zu behaupten, die Sittlichkeit bestände hieraus und gründete sich hierauf, ist genau ebenso verständig, als wenn ich sagen wollte, die Ordnung meines Zimmers bestehe aus den Möbeln darin, und gründe darauf. Daran ist genau soviel richtig, daß ich ohne Möbel keine Ordnung derselben herstellen kann, und daß deren Eigenart bei dem Ordnen berücksichtigt werden muß. Allein das wesentlich ordnende Element besteht doch nicht in den Möbeln selbst, sondern kommt neu hinzu, ist ein Geschöpf des ordnenden Geistes. Und genau ebenso besteht, wie Carus Herrn v. Gizycki gegenüber ganz treffend bemerkt, das wesentliche Element der Ethik nicht in den Gefühlen selbst, sondern in dem Urteil, das die Gefühle leitet. (Schluß folgt.)

Die Florentiner Strohflechterinnen.

Von Oda Olberg in Genua.

Über zwei Monate ist es her, seit durch Militär und Polizei in den umliegenden Ortschaften von Florenz die „Ruhe“ wieder hergestellt ist. Es war nämlich etwas unruhig hergegangen, denn in mehr als 20000 Frauen war das Bewußtsein aufgedämmert, daß man weder im Namen göttlichen noch menschlichen Rechtes von ihnen verlangen könnte, bei 12, 14, ja 16stündiger Arbeit täglich zu verhungern! Zu verhungern in einem der gesegnetsten Länder, das die Erde trägt, im blühenden, fruchtbaren Toskana, das, wenn je eine Landschaft, Brot, Wein und Öl für alle hervorbringe! Und die Scharen der Frauen und Kinder ließen die Arbeit ruhen, bei der sie nicht mehr als 12 bis 15 Ctms. am Tage verdienten, sie schrieen es hinaus in die Welt, daß sie langsam Hungers starben; aber ihre Protestzüge störten die „öffentliche Ordnung“ und das begehrliche Geschrei nach Brot bedrohte den „sozialen Frieden“, so daß sich die italienische Regierung darauf besann, daß ja für solche Zustände Soldaten und Carabinieri da sind. Man verhaftete die „Anstifter“ des Ausstandes und hatte die Stirn, sie unter die furchtbare Anklage der Aufreizung zum Bürgerkriege zu stellen. Aber — trotz vagner Versprechungen der Unternehmer, die durch größere Bestellung der öffentlichen Meinung genug zu thun glaubten — blieben auch nach der Unterdrückung des Ausstandes die wahren Anstifter: schrankenlose Ausbeutung und ihre Kinder Hunger und Not, und sie werden sich als verhängnisvolle Feinde des innern Friedens erweisen, ob man zehnmal die, die sie beim rechten Namen nennen, ins Zuchthaus steckt.

Bereist man jetzt die Umgegenden von Florenz, namentlich Prato, Peretola, Brozzi, Signa, Ponte a Signa, San Domino u. a., so sieht man wieder überall auf den Straßen und vor den Hausthüren Frauen, Halbwüchsige und Kinder mit der Herstellung der Flechten (treccc) beschäftigt. Im Gürtel tragen sie ein Büschel Stroh, etwa 20 cm lange Halme von gleicher Stärke, die sie mit erstaunlich geschickten Fingern zu dem Strohstreifen zusammen fügen, nur gelegentlich einen Blick auf die Arbeit werfend. Drei verschiedene Flechten, aus 7,11 oder 13 Halmen, werden von den toskanischen Flechterinnen hergestellt, und zwar ist meist die Herstellung der einen Art auf bestimmte Ortschaften beschränkt; so fabriziert man in Prato und Umgegend die sog. 7halmige maglina, in Peretola, Brozzi, Signa u. a. 11halmige Streifen, in All' Impruneta und Montale Agliana Phantasiegeflechte aus einheimischem Stroh u. s. w. Der klassische Florentinerhut (monacchina), der durch Feinheit, Geschmeidigkeit und Leichtigkeit seines Geflechtes überall bekannt ist, wird aus 13halmigen Streifen hergestellt, und zwar verwendet man für ihn nur Stroh, das noch nicht Frucht getragen hat. Der Hut wird von der Arbeiterin verkauffertig gemacht, da die Technik des Zusammenheftens der Flechten mit völlig unsichtbaren Stichen nur in Toskana heimisch ist und er weder gebleicht noch faconiert wird. Alle anderen Hüte wandern zum Bleichen, Lackieren und Pressen in die Fabrik oder in rohem Zustande ins Ausland. Ein beträchtlicher Bruchteil der gewöhnlichen Hüte wird selbst in den Fabriken genäht, da diese Arbeit der Maschine zugewiesen werden kann, während die mit der Hand geflochtenen Streifen den Maschinenerzeugnissen an Feinheit und besonders an Dauerhaftigkeit weit überlegen sind. Aus dieser letzten Thatsache erklärt sich auch, daß die Ausfuhr der fertigen Hüte etwas zurückgeht und die der Strohstreifen wächst. In den Jahren 1890 bis 1894, von denen eine genaue Statistik vorliegt, sank der Gesamtexport an fertigen Strohhüten von 5425000 Stück auf 4881700 Stück, während in den entsprechenden Jahren die Ausfuhr von Strohstreifen von 6586 auf 10763 Quintale stieg.

Ob nun die Arbeiterinnen die klassischen Florentinerhüte oder solche von anderen Geflechten herstellen, ob sie den ganzen Hut oder nur die Strohstreifen verfertigen: soweit es sich um hausindustrielle Arbeiterinnen handelt, ist der Lohn ihrer Arbeit fast immer der gleiche. Die Camera del La-

voro zu Florenz, die sich um das Studium der Lage der Strohflechterinnen große Verdienste erworben hat, stellte uns gütig ein reiches Material zur Verfügung, aus dem sich die Thatsache ergiebt, daß der durchschnittliche Reinverdienst einer Arbeitsstunde nur wenig mehr als einen Centime beträgt. In einem zivilisierten Lande wird am Ende des neunzehnten Jahrhunderts für die Arbeitsleistung einer Stunde — eine Arbeitsleistung, die immerhin den Menschen so in Anspruch nimmt, daß er keine andere Verrichtung gleichzeitig vornehmen kann — ein Centime gezahlt! Wie üblich handelt es sich um eine Industrie, die bisher für blühend galt und zum großen Teil für den Export produziert. Erhebungen in verschiedenen Ortschaften bestätigten uns nur zu sehr die Allgemeingültigkeit dieser Angaben. In Empoli gab mir ein altes Mütterchen ihren Tagesverdienst auf 25 Ctms. an; das machte mich stutzig, da auch dort für das Nähen eines Hutes, das etwa 16 Stunden in Anspruch nimmt, 20 Ctms. gezahlt werden und der Lohn für das Flechten entsprechend gering ist. Im Laufe des Gesprächs stellte sich denn auch heraus, daß sie mit ihrer Tochter zusammen arbeitete und beide gemeinsam es bei täglich 12 stündiger Arbeit auf den erwähnten Verdienst brachten. Als höchster Tagesverdienst wurden mir einmal 20 Ctms. angegeben, als niedrigster 5 Ctms. Der Wahrheit beider Angaben war es mir nicht möglich näher nachzuforschen; von einigen Ortsangehörigen wurden sie in Zweifel gestellt und auch wenn sie richtig sein sollten, dürfte es sich um vereinzelte Fälle handeln. Der Durchschnittsverdienst schwankt zwischen 12 und 15 Ctms. Nach der obigen Angaben über den Ertrag einer Arbeitsstunde beantwortet sich die Frage nach der Arbeitszeit von selbst: die große Mehrzahl der Arbeiterinnen arbeitet täglich, bis sie der Müdigkeit erliegt, im Durchschnitt 14, manchmal aber 16—18 Stunden.*) Nur wenige, die die Not nicht weiter treibt, können sich auf eine Arbeitszeit beschränken, die sie nicht notwendig der Erschöpfung und frühem Alter entgegenführt. Neben diesen in hohem Maße vorhandenen Nachteilen der Hausindustrie: niedrigem Lohne und langer Arbeitszeit, fehlt der übliche dritte im Bunde: die Unregelmäßigkeit der Beschäftigung, fast vollkommen. Über Zeiten der Arbeitslosigkeit wird wenig geklagt und diese Thatsache ist bemerkenswert. Vielleicht macht sich die bei hausindustriellem Betriebe allgemeine Tendenz zu ruckweiser Production hier nicht geltend, weil dem Unternehmer der daraus erwachsende Vorteil, daß er zwar größere Kapitalien, diese aber nur einige Monate in seinem Betriebe engagiert, nicht den Nachteil aufwiegt, den eine längere Arbeitslosigkeit bringen könnte. Wären die Flechterinnen längere Zeit ganz ohne Verdienst, so würde die Not sie zwingen, sich eine andere Beschäftigung zu suchen. Während sie bisher stumpfsinnig jahraus, jahrein widerstandslose Objekte der Ausbeutung waren, könnte doch die völlige Brotlosigkeit den Anstoß zur Erschließung neuer Arbeitsgebiete geben. Noch giebt es freilich keine Großindustrie in Toskana, aber meistens haben die Unternehmer eine sehr feine Witterung für das Herausfinden solcher Gegenden, wo die Ware Arbeitskraft tief im Preise steht. Auch ohne Großbetrieb kann eine derartige Arbeiterschaft dem Kapitalisten großen Gewinn abwerfen; den Industriellen der Strohindustrie aber wird jeder von ihnen zum Konkurrenten.

Aus welchen Kreisen der Bevölkerung rekrutieren sich nun die Strohflechterinnen und welche Lebenshaltung wird diesen Kreisen durch den Verdienst von Mann und Frau möglich gemacht?

Die Beantwortung dieser Frage, wenn es sich um die gesamte Arbeiterschaft einer Industrie handelt, muß notgedrungen sehr summarisch sein. Bei einer lokal eng begrenzten Industrie, auf die im wesentlichen in den verschiedenen Ortschaften dieselben wirtschaftlichen Bedingungen einwirken, ist jedoch die Schwierigkeit, die der Bestimmung der typischen Merkmale entgegensteht und die Gefahr einer logischen Vergewaltigung der Thatsachen zu Gunsten einer einheitlichen Darstellung geringer. Faßt man nur die Frauen ins Auge, die das Flechten ausschließlich und als Gewerbe betreiben, so kann man sagen, daß diese meist Angehörige von landwirtschaftlichen Lohnarbeitern sind. Es ist hervorzuheben, daß auch in der toskanischen Strohindustrie über eine „Konkurrenz der Bessergestellten" geklagt wird; als Bessergestellte gelten hier die Frauen der kleinen Krämer, die hinter dem Ladentisch die freie Zeit mit Flechten verbringen, die Frauen von Subalternbeamten und vereinzelt Angehörige des Kleinbürgertums. Bei dem außerordentlich geringen Verdienst, den die Arbeit abwirft, ist aber wohl kaum anzunehmen, daß Menschen, die die Not nicht zwingt, einen größeren Teil ihrer Zeit darüber verbringen. Die Arbeiterinnen überschätzen in der Mehrzahl diese Konkurrenz und das Bedürfnis, jemanden für ihr Elend verantwortlich zu machen, macht sie ungerecht. Nur die Verhältnisse des landwirtschaftlichen Tagelöhners sind derartig, daß die weiblichen Mitglieder der Familie gezwungen sind, selbst gegen den erbärmlichsten Lohn ihre Arbeitskraft zu verkaufen. In der Umgebung von Florenz schwankt der Tagelohn des Landarbeiters von 0,75 Lire bis zu 1,35 Lire, wobei noch zu betonen ist, daß die Arbeit außer in der eigentlichen Erntezeit sehr unregelmäßig ist und im besten Falle das Jahr nicht mehr als 200 Arbeitstage für ihn zählt. Bei solchem Verdienste spielen selbst die 10 oder 20 Ctms. eine Rolle, die Frau oder Töchter am Tage verdienen können, um so mehr, als diese wenigstens einen annähernd regelmäßigen Zuschuß zum Lebensunterhalt bilden. Freilich steht es um eine andere Arbeiterkategorie Toskanas kaum besser, nämlich um die Mezzadri. Man versteht darunter bekanntlich die Landarbeiter, die bei jährlichem Kontrakte eine Parzelle bewirtschaften, von deren Ertrage die Hälfte dem Grundbesitzer zufällt. Dieses in verschiedenen Landschaften Italiens heimische System ist von den älteren Nationalökonomen weidlich als Idealzustand gepriesen worden. Jetzt stellt es selbst in dem gelobten Lande der Mezzadria, in Toskana, eine Form raffinierter Ausbeutung dar und gestaltet das materielle Leben des Halbbauern schlechter als das des Viehes. Aber die weiblichen Arbeitskräfte der Familie des Mezzadro sind in der warmen Jahreszeit mit Feldarbeit überhäuft, im Winter liegt ihnen die Herstellung der Kleidungsstücke für alle Familienmitglieder, das Spinnen, Weben und Nähen ob. Selbst wenn ihre Hände trotz der Feldarbeit die zum Flechten erforderliche Geschicklichkeit behielten — was man allgemein in Abrede stellt — ist ihnen durch die Mannigfaltigkeit der in dem primitiven Haushalte erforderlichen Verrichtungen die Möglichkeit dieses Nebenverdienstes meist benommen. An berufsmäßigen Arbeitern der Strohindustrie finden sich nach den letzten statistischen Angaben in der Provinz Florenz 82 001 Personen und zwar 3 465 Männer, 933 Knaben — beide Gruppen zum größeren Teile in den Fabriken beschäftigt, wo der Tagelohn der Männer 1,50 bis 3,00 Lire beträgt — und 54 492 Erwachsene und 23 111 Kinder weiblichen Geschlechtes. Die Mädchen werden vom 7. Jahre an zum Flechten angehalten, während das Nähen der Hüte von den Erwachsenen besorgt wird. (Schluß folgt.)

*) Auch diese Angabe stützt sich im wesentlichen auf das mir von der Arbeitskammer von Florenz überwiesene Material

Armenische Greuel.

Die Veröffentlichungen von Dr. Johannes Lepsius, die durch die Presse gehen, müssen jedem Europäer die Schamröte ins Gesicht treiben. Die namenlosen Greuel in Armenien wären überhaupt unmöglich gewesen, wenn die Eifersüchteleien der Mächte, von denen stets eine die andere im Schach hält, es den Türken nicht erlaubte, auf ihre Art und Weise zu „reformieren". Wir haben uns ja allmählich daran gewöhnt, daß die Großmächte alle Vorgänge nur von dem einen Gesichtspunkte aus betrachten, ob sie ihren Ausdehnungsgelüsten vorteilhaft oder hinderlich sind, und in der Regel wird dies auch, wie die Dinge nun einmal — beklagenswerter Weise — liegen, nicht zu umgehen sein. Aber das, was sich in Armenien abgespielt hat, und was sich zur Zeit auf Kreta abspielt, fordert doch die Kritik in weitestem Maße heraus. Das gehört denn doch zu einem anderen Kapitel!

Es werden so nach und nach gegen 100 000 Menschen einfach abgeschlachtet und Schändlichkeiten, Grausamkeiten und Niederträchtigkeiten, die man durchaus nicht „viehisch“ nennen darf, weil die Zoologie kein Tier kennt, das auch nur annähernd so etwas über sich vermöchte, entwickeln sich zu Institutionen. — Hunderttausend Christen werden geschlachtet, verbrannt, gevierteilt, gepfählt, die Frauen und Töchter werden von den Offizieren und Soldaten sechshundertweise geschändet und dann abgeschlachtet auf dem Militärdepot — und kein Hahn kräht darnach. Es könnte ja schließlich eine kleine Machtverschiebung zwischen England und Rußland daraus resultieren, wenn die europäischen Mächte intervenierten. Lieber sollen noch 100 000 Menschen abgeschlachtet werden, ehe so etwas passiert.

Aber — wird man fragen — diese Nationen sind doch christlich gesinnt, für Missionen geben sie Millionen aus, überall werden neue Kirchen gebaut — wie ist es nur möglich, daß sie kaltblütig, Gewehr bei Fuß mitansehen, wie die Glaubensgenossen von den Türken planmäßig ausgerottet werden — wie kann das die Christenheit zugeben? Wer so fragt, ist eine wahrhaft kindliche Natur, die zu beneiden ist, weil sie sich die Unschuld der Auffassung in unserem materiellen Zeitalter so köstlich zu bewahren gewußt! Christenheit — ja das gab es einmal zur Zeit des Gottfried von Bouillon, des Bernhard von Clairvaux — aber heute giebt es das ja gar nicht mehr. Gewiß, es werden Kirchen überall gebaut, für innere und äußere Mission werden Unsummen verbraucht; aber die Leute, die da meinen, bei einer solchen Gelegenheit, wie in Armenien und Kreta, da müßte die Christenheit aufmarschieren, wie zur Zeit Sultan Saladins, der findet sich plötzlich enttäuscht.

Das, was die bösen liberalen Blätter jahraus jahrein erzählen, und was die frommen Organe immer wütend bestreiten, dokumentiert sich jetzt einmal als eine unumstößliche Wahrheit: das Rückgrat der christlichen Weltanschauung ist gebrochen; der abstrakte Begriff „Christentum“ ist keine Macht mehr. Denn wenn er eine Macht wäre, dann würde es die Türkei nicht wagen können, hunderttausend Christen einfach hinzuschlachten. Da würde ein rasender Aufschrei durch die Welt gehen von einem Ende Europas zum anderen. Aber nichts von alledem: kein englischer Bischof erhebt verzweifelnd seine Stimme und kein evangelischer Prediger, und noch weniger der Papst. Es ist, als hätten alle diese plötzlich vergessen, daß sie eigentlich einigen Anlaß hätten, sich um die unglücklichen Armenier zu kümmern. Allerdings, wenn man bedenkt, wie viel sie alle zu thun haben, um sich der aufstrebenden Freireligiösen und Atheisten und wie diese Teufelsbrut sonst heißt, zu erwehren, der wird die Sache verständlich finden.

Ja, das Christentum hat die Macht nicht mehr, die Völker aufzuregen, daß sie mit dem Rufe: „Gott will es“ in den Kampf ziehen, aber — könnte man fragen, sollte denn am Ende des 19. Jahrhunderts die Idee der reinen Menschenliebe nicht genug Fortschritte gemacht haben, daß man nicht das Mitgefühl von ganz Europa für die bejammernswerten Opfer mobil machen könnte, daß man nicht die Mächte zum Einschreiten zu zwingen vermöchte, weil Menschen, Geschöpfe wie wir, fühlende, leidende Menschen von einer Horde entmenschter Henker zum Tode geführt werden? Sollte England nicht wenigstens auf die Stimme der Menschlichkeit hören, wenn die Stimme des Christentums keinen Widerhall mehr findet? Sollte es nicht edlen Männern gelingen können, einen Sturm der Entrüstung zu entfachen, der alle feigen, kleinlichen Bedenken, jenen Handelsgeist, der auf erbärmliche kleine Vorteile erpicht ist und die höchsten Lebensgüter gering achtet, wegfegt? Wie viel mal hunderttausend Menschen sollen denn hingeschlachtet werden, bis die entsetzten Völker Europas aus dem Schlummer aufschrecken?

Lasset uns an den Gewissen rütteln, bis sie wach werden, lasset uns den Teilnahmlosen die Geschichte von den geraubten, ermordeten Männern, von den der Schande überantworteten Frauen in die Ohren schreien, bis sie erwachen und bis ihnen die so zweifelhaft gewordene Wahrheit wieder aufdämmert, daß es auf Erden noch etwas höheres giebt, als Pfund — Schilling und Pence! P.

Streiflichter.

Staatssozialismus und Arbeiterbewegung. Auf dem internationalen Sozialistenkongreß hatte die Londoner „Fabian society“ eine Resolution beantragt, welche eine ganze Reihe von Verstaatlichungen (Tabaksmonopol, Branntweinmonopol, Verstaatlichung der Transportmittel, der Lebensmittelproduktion x.) als nächstes Ziel der sozialistischen Agitation hinstellt. Diesen Vorschlägen gegenüber hob der deutsche Referent der betreffenden Kommission treffend hervor, daß in demokratisch hochentwickelten Ländern solche staatssozialistische Maßregeln gewiß ohne Bedenken seien, während sie z. B. in Deutschland, wo den machthabenden Klassen noch keine einflußreiche und gesellschaftlich gleichberechtigte Organisation des arbeitenden Volkes gegenüberstände, nur zur Stärkung des Absolutismus dienten und daher gerade im Interesse des sozialen Fortschrittes abgelehnt werden müßten. So hätte denn auch die deutsche Sozialdemokratie stets gegen alle jene Verstaatlichungen gestimmt, durch deren Verwirklichung Bismarck der politischen Reaktion neue Machtmittel zuzuführen suchte.

Ich möchte im Folgenden diese Gesichtspunkte zur Beurteilung des Staatssozialismus eingehender begründen und in ihre weiteren sozialpolitischen Konsequenzen verfolgen.

In einer Entgegnung an Herrn Prof. Natorp habe ich jüngst eine Schutzgesetzgebung gegen die Übergriffe der staatlichen Autorität für weit dringender erklärt als alle sozialpolitischen Maßnahmen gegen das Unternehmertum. Diese Aeußerung hat vielfachen Widerspruch erfahren. Ein sehr großer Teil der deutschen Sozialreformer hat alle seine Hoffnungen auf die starke Staatsgewalt gesetzt und hofft von ihr nicht nur Verwirklichung der Gerechtigkeit gegenüber der Arbeiterklasse, sondern überhaupt die Verwandlung der modernen Wirtschaftsmittel aus Gegenständen privater Ausbeutung in Hilfskräfte des gemeinsamen Lebens. Daß eine wahrhaft soziale Entwickelung untrennbar ist von der Ausbreitung demokratischer Institutionen, daß der echte Gemeinsamkeitsgedanke sich nur verwirklichen kann auf Grund der gleichberechtigten Mitwirkung aller Volkskreise — das begreifen alle diejenigen nicht, welche die Staatsorgane mit sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben betrauen wollen in einer Zeit, in der die emporsteigenden Klassen noch so sehr in der Geltendmachung ihrer Ansprüche geknebelt sind, daß jede Verstärkung der Staatsgewalt nur eine Verstärkung der Machtmittel der herrschenden Klassen bedeuten kann. Zwar meinen aufgeklärtere Staatssozialisten, daß die demokratische Entwickelung natürlich Hand in Hand mit der Verstaatlichung gehen solle. Als ob zwei einander entgegenarbeitende Entwickelungen Hand in Hand gehen könnten, die Ausbreitung der in den Händen der Junker und der feudalen Großindustriellen befindlichen Staatsmacht und der Eintritt der Arbeiter in die Mitverwaltung eben dieses von ihren Wirtschaftsgegnern besetzten Staates! Folgendes Beispiel soll unsere gegenteilige Auffassung erläutern:

Von vielen Sozialgesinnten ist die Bismarckische Verstaatlichung der deutschen Eisenbahnen als eine sozial und volkswirtschaftlich gleich wohlthätige Maßregel gefeiert worden. Hat sich diese Maßregel in dem gehofften Sinne bewährt? Was sind zunächst die sozialen Folgen? Jedermann weiß, daß die Lohnverhältnisse und vor allem die Arbeitszeit der deutschen Eisenbahnangestellten in Deutschland in keiner Weise musterhaft sind, sondern in jeder Hinsicht übertroffen werden von den Arbeitsbedingungen derjenigen Länder, in welchen die Eisenbahnen in den Händen von Aktiengesellschaften sind. Woher kommt das? Der Staat von heute mit seinem Drang nach fiskalischen Überschüssen ist eben nicht der platonische Idealstaat; er darf keine Musterbetriebe einrichten, weil das die Begehrlichkeit der Massen in sämtlichen Privatbetrieben steigern würde — die Inhaber dieser Privatbetriebe wissen solche gemeingefährliche Experimente zu verhindern — denn sie sind — der Staat, d. h. sie halten alle staatlichen Verwaltungsorgane auf Grund ihrer wirtschaftlichen und sozialen Machtstellung in gröberer oder feinerer Abhängigkeit: Wer heute im Staate des sozialen Königtums Carriere machen will, der muß in der Behandlung des Arbeitsverhältnisses den Hammerschmied von Saarbrücken oder den Schloßherrn von Sorquitten kopieren. In diesem Geiste wird in den Staatsbetrieben natürlich vor allem die Frage der Koalitionsfreiheit behandelt und wer ermißt, wie weit hier die staatliche Machtkonzentration mit ihren militärischen Gesichtspunkten dem Kommerzienrat überlegen ist, der wird verstehen, daß gerade in den Staatsbetrieben die Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft meist einen höheren Grad erreicht als im Bereiche des privaten Unternehmertums, dem doch heute überall eine organisierte Arbeiterschaft gegenübersteht, die entweder aus eigener Kraft Widerstand leistet, oder ihre Zustände vor der öffentlichen Meinung ausbreiten kann. Hat man in Deutschland je von einem Streikversuch der Eisenbahnangestellten gehört? Hier wird stumm das Aeußerste gelitten. Während in anderen Ländern gerade die Eisenbahnangestellten eine starke Stütze der Arbeiterbewegung bilden, steht in Deutschland fast das gesamte große Menschenmaterial der Staatsbahnen der Reaktion zur Verfügung. Die höheren Beamten sind meist durch militärische Beziehung fest mit der herrschenden Ordnung verknüpft. Den unteren Angestellten

sind durch Unterdrückung jeder Koalition ebenfalls die Hände gebunden. Betrachten wir dagegen das Ausland.

In der Schweiz sind die Bahnen zwar Eigentum von Privatgesellschaften und daher scheinbar mehr der öffentlichen Kontrolle entzogen, als verstaatlichte Betriebe. In Wahrheit aber kann hier das Volk seine Interessen an der Betriebsführung viel durchgreifender zur Geltung bringen, als im Lande der verstaatlichten Volksknebelung; ist doch die Gewerkschaft der schweizerischen Eisenbahnangestellten, die zu den stärksten und angesehensten Arbeiterverbänden des Landes gehört — der „Verband des Personals schweizerischer Transportanstalten“ umfaßt 20000 Angestellte — erst im letzten Frühjahr in eine Lohnbewegung eingetreten, die an Umfang alle vorangegangenen Schweizer Lohnbewegungen übertraf und unter allgemeiner Sympathie des Publikums alle wesentlichen Forderungen der Angestellten durchsetzte — ein Beweis dafür, daß das Publikum die durch den Streik verursachte vorübergehende Betriebsstörung der andauernden Lebensgefährdung vorzieht, die eine übermäßige Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft in der Bahnverwaltung mit sich bringt. Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß erst die volle Organisation der Angestellten hier die soziale Reform durchgesetzt hat. Zwar antwortete die Gesetzgebung schon einer ersten gemeinsamen Aktion der früher stark zersplitterten Angestelltenverbände mit einer staatlichen Regelung der Ruhetage und der täglichen Arbeitszeit. Aber bei dem unentwickelten Charakter der Arbeiterorganisationen blieben die eidgenössischen Verfügungen auf dem Papier stehen; die Unternehmer gestatteten sich beständige Umgehungen des Gesetzes; Klagen des Personals wurden mit Entlassung beantwortet. Wieder ein recht deutliches Beispiel dafür, daß selbst in einer völlig demokratisierten Verfassung alle „Erfolge in der Gesetzgebung“ den Arbeitern garnichts helfen, wenn sie gewerkschaftlich zu schwach organisiert sind, um über der exakten Ausführung der Schutzbestimmungen zu wachen. Diese letztere Bedingung erfüllten die Angestellten im Jahre 1894 mit der Errichtung eines Generalsekretariats des gesamten Schweizerischen Eisenbahnpersonals, das eine Zentralstelle der Überwachung schuf und alle Arbeiter des Betriebes in einem großen nationalen Gesamtverband zusammenfaßte. Dieser Verband hat sich nun auch einstimmig für Verstaatlichung der Eisenbahnen ausgesprochen: Die staatssozialistische Forderung ist hier das letzte Ergebnis der vollen Sicherung demokratischer Kontrolle der Betriebe — während bei uns der Staatssozialismus als Schutzmauer gegen die Volksbewegung dient.

Frankreich ist zwar von einem Netz von Staatsbahnen durchzogen, doch hat der Staat hauptsächlich nur die privatwirtschaftlich nicht rentierenden Bahnen übernommen, und daher nicht das gesamte Bahnpersonal der Arbeiterbewegung entziehen können; die größere Hälfte aller Angestellten wird von den 6 großen privaten Eisenbahngesellschaften beschäftigt — sodaß es auch in Frankreich gelungen ist, eine starke Organisation zur Wahrung der Interessen der Angestellten emporzubringen: Während in den Staatsbetrieben die Koalitionsfreiheit fast ganz unterdrückt ist, steht den privaten Gesellschaften ein Arbeiterverband mit 73000 Mitgliedern, einer höchst wirksamen Rechtsschutzkommission und einer ständigen parlamentarischen Deputation gegenüber.

Die wertvollste Bestätigung der von uns vertretenen Gesichtspunkte geben uns die englischen Verhältnisse. Die englischen Bahnen sind sämtlich in Privathänden; die Angestellten haben sich in 3 großen Verbänden organisiert, deren jüngster sich in erster Linie der Verkürzung der Arbeitszeit widmet und deren Mitgliederzahl etwa 70000 beträgt. Die Geschichte des Arbeiterschutzes im englischen Eisenbahnbetriebe zeigt deutlich, daß den Ausschreitungen des Kapitalismus durch die organisierte Selbsthilfe der Arbeiter viel durchgreifender begegnet wird, als durch die Sozialpolitik einer Staatsverwaltung, die ohne jedes Gegengewicht seitens der Volkskräfte der Begehrlichkeit und Herrschsucht der wirtschaftlichen Machthaber preisgegeben ist. Als im Jahre 1861 — die Gewerkschaft der Eisenbahnarbeiter war damals noch ganz unentwickelt — eine Beschwerde der Lokomotivführer wegen übermäßiger Arbeitszeit im Unterhause zur Interpellation gelangte, da antwortete der Präsident des Handelsamtes, der Freund Cobdens, daß das Parlament doch hoffentlich nicht in die Freiheit der Arbeitsverträge Erwachsener eingreifen werde, es sei weiser, die Lokomotivführer ihre Angelegenheiten mit ihren Arbeitgebern selber abmachen zu lassen. Im Jahre 1871 brachte ein arbeiterfreundlicher Abgeordneter eine erneute Interpellation ein auf Grund von Mitteilungen über 15—17stündige Arbeitszeiten und noch größere Mißbräuche — die zur Untersuchung der betreffenden Zustände niedergesetzte königliche Kommission aber war der Ansicht, daß „die Verwaltungsräte und Direktoren der Eisenbahnen die besten Richter über die Fähigkeiten ihrer Angestellten seien und lehnte ein Eingreifen ab gemäß dem Grundsatze, den um dieselbe Zeit die Arbeiterschutzkommission aussprach: „Die Erfahrung hat bewiesen, daß Männer imstande sind, für sich selbst zu sorgen und sie haben im weiten Umfange diese Fähigkeit gebraucht zur Abkürzung ihrer Arbeitsstunden.“ Nun regte sich aber endlich die inzwischen erstarkte Organisation der Angestellten. Immer dringender stellten die großen Verbände ihre Forderungen und im Jahre 1890 brach ein großer fünfwöchentlicher Streik um den Zehnstundentag aus, der die weiteste Öffentlichkeit mit den Zuständen und Forderungen der Angestellten bekannt machte. Der Erfolg war ein Gesetz, welches bestimmte, daß von nun an alle Fälle übermäßiger Arbeitszeit dem Handelsamt anzuzeigen seien, welches bei begründeter Beschwerde die betreffende Eisenbahngesellschaft zu veranlassen habe, in bestimmter Frist eine angemessene Festsetzung der Arbeitsbedingungen vorzulegen; bei Gehorsamsverweigerung soll sie pro Tag eine Buße bis zu 100 Pfund Sterling bezahlen. Der letzte Jahresbericht über den Erfolg dieses Gesetzes sagt: „Das Gesetz hat die übermäßigen Arbeitsstunden auf den Eisenbahnen getötet. Was immer der Zustand der Dinge früher gewesen sein mag, die Wirkung des Gesetzes und als seine Folge die Einsicht der Eisenbahnverwaltungen ist gewesen, den Zwölfstundentag zum Maximum auf unseren Eisenbahnen zu machen.“

An diesen Beispielen sollte verdeutlicht werden, daß nur in einem Staate mit angesehenen Arbeiterorganisationen die Verstaatlichung der Betriebe zum sozialen Fortschritt führen und wirklich der Gesamtheit zugute kommen kann. Wir haben gesehen, daß eine private Eisenbahnverwaltung, die von einer starken Gewerkschaft und einem durch diese geweckten öffentlichen Gewissen kontrolliert wird, in viel stärkerem Grade „verstaatlicht“, d. h. in den Dienst des ganzen Volkes gezwungen wird, als der verstaatlichte Betrieb in einem von feudalen und patriarchalischen Interessen beherrschten Gemeinwesen. Aber ist es nicht vielleicht doch volkswirtschaftlich von höchster Bedeutung, daß die großen Überschüsse des Transportwesens der Gesamtheit zugeführt werden und daß der Gütertarif nach großen kulturellen Gesichtspunkten und nicht zur Bereicherung Einzelner oder zur Begünstigung irgend einer Klasse gehandhabt wird? Gewiß. Aber man täuscht sich schwer, wenn man glaubt, daß durch die Verwaltung eines demokratisch unentwickelten Staates der Bahnbetrieb in Wahrheit für die Gemeinsamkeit fruchtbar gemacht werden kann. Ganz abgesehen davon, daß jene großen Überschüsse in Wirklichkeit nicht den kulturellen Bedürfnissen des Volksganzen (Arbeitslöhne in Staatsbetrieben, Lehrerbesoldung!) gewidmet, sondern im Sinne der herrschenden Interessen und Verirrungen (Militarismus) verwandt werden, — steht denn unsere staatliche Eisenbahnpolitik wirklich im Dienste des gemeinsamen Fortschritts oder wird sie nicht vielmehr noch ganz einseitig nach fiskalischen Interessen und wechselnden Klassenwünschen geleitet? Wer erkennt nicht z. B. aus der zähen Ablehnung des Zonentarifs durch unsere Eisenbahnverwaltung den Widerstand der herrschenden Klasse gegen die Erleichterung der Freizügigkeit? Ist es Zufall, daß die den Verkehr erleichternden „Kilometerhefte“ zuerst in Südwestdeutschland auftauchen, wo der Junker eine unbekannte Erscheinung ist?

Machen wir uns klar, daß die Eisenbahnen erst dann wahrhaft volkswirtschaftlich verwaltet werden können, wenn nicht nur größere konstitutionelle Garantien für die Leitung der Verkehrspolitik geschaffen, sondern vor allem auch die wirtschaftlichen Interessen der breiten Volksschichten durch gewerkschaftliche und konsumgenossenschaftliche Organisation einen bestimmenden Einfluß auf die Güterhervorbringung und die Güterzirkulation der Nation gewonnen haben werden. Es ist klar, daß die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Deutschland dieser letzteren Entwickelung, welche allein fähig ist, die Eisenbahnen allmählich aus „einem Objekt der kapitalistischen Ausbeutung in eine Institution der öffentlichen Nützlichkeit“ zu verwandeln, verhängnisvoll entgegengearbeitet hat. Natürlich ist das nicht mehr rückgängig zu machen — aber desto wichtiger ist es, daß unsere Sozialreformer aus diesem Vorgange lernen und statt in das oft nur reaktionäre Schimpfen auf den Kapitalismus einzustimmen, lieber mit ganzer Energie jeder weiteren Verstaatlichungspolitik entgegentreten und jedes gesetzgeberische Vorgehen daraufhin prüfen, ob es die Arbeiterorganisation mit ihrer ganzen Fülle erziehender und ordnender Wirkungen stärken oder herabdrücken wird.

In einem späteren Artikel soll gezeigt werden, welche Folgerungen diese Gesichtspunkte ergeben für die Beurteilung der neuesten kommunalen und staatlichen Veranstaltungen und Projekte in der Arbeitslosenfrage. Werfen wir an dieser Stelle noch einen Blick auf die Stellung der deutschen Arbeiterbewegung zur staatlichen Gesetzgebung. Ist man sich wenigstens hier völlig klar

darüber, daß der Sozialismus des Staates erst dann in Erwägung gezogen werden kann, wenn sich auf dem Boden der organisierten Selbsthilfe der Arbeiter neue Kontrollen und Ordnungen des Güterprozesses herausgearbeitet und inmitten der ersterbenden Formen des alten Staates neue Verwaltungszentren des gemeinsamen Lebens Wurzel gefaßt haben? Leider muß gesagt werden, daß die volle und folgenrichtige Erfassung dieser Notwendigkeiten in der deutschen Arbeiterbewegung noch kaum zu finden ist. Ein dunkles Verständnis der Situation zeigt sich in der Abneigung der Sozialdemokratie gegen sozialreformatorische Gaben oder gar sozialistische Maßnahmen des heutigen Staates — aber wie dieser Staat allmählich in den Dienst des ganzen Volkes gestellt werden und ob der Staat der Zukunft überhaupt auf dem Boden des Parlamentarismus durch eine bloße Verschiebung der Stimmzettelergebnisse erstehen könne — darüber herrscht noch keine rechte Klarheit. Weitverbreitet ist vielmehr der Aberglaube, daß die wirtschaftliche Organisation durchaus Nebensache sei und daß sich die weltgeschichtliche Emanzipation des vierten Standes auf dem Wege der politischen Mehrheitsentscheidung vollziehen werde. Man ist bereit, den ganzen Apparat des bisherigen Staatswesens und des bisherigen ökonomischen Systems zu übernehmen und nur an Stelle der bisherigen Leiter das Volk zu setzen — als ob nicht eben der Kern des ganzen Problems darin läge, zur Ersetzung dieses alten Apparats ganz neue Kombinationen individueller Anspannung und gemeinwirtschaftlicher Zusammenfassung der Kräfte vorzubereiten und durch die Überlegenheit ihrer sozialen und technischen Leistungen und ihrer sittlichen Wirkungen das Alte zu verdrängen. Sehr treffend führte in diesem Sinne auf dem letzten Schweizer sozialdemokratischen Parteitage Landrat Gschwind folgendes aus:

„... Wenn wir einen Staat wollen, der besser ist als der heutige und zu dem das Volk auch wieder Vertrauen fassen kann, so müssen wir vorher die neuen Gesellschaftsgrundlagen schaffen, auf dem er ruht. Wir müssen ihn aus Beamten zusammensetzen, die durch und durch sozialistisch gebildet und erzogen sind. Wir meinen damit nicht solche Leute, die auf ein sozialistisches Programm schwören oder am 1. Mai hinter der roten Fahne einhermarschieren, sondern Männer mit genossenschaftlicher Schulung, die sich auf eine volkstümliche Verwaltung verstehen und die einsehen gelernt haben, daß der Staat der Gesellschaft zu dienen, nicht aber sie zu beherrschen hat. Wir brauchen Männer, die erkannt haben, daß es in der Gesellschaft nur gehen kann, wo die Solidarität Aller das leitende Prinzip ist, und daß wir nur vorwärts kommen, wenn wir Einer für Alle und Alle für Einen einstehen. Niemals aber werden wir das erreichen dadurch, daß wir in politischer Agitation von Haus zu Haus, von Versammlung zu Versammlung reisen, um das Volk an seine politische Mission zu erinnern. Dadurch erreichen wir unter Umständen, daß Genosse Sounds in den Landrat, Genosse Soundso in die Regierung gewählt wird, alles Andere aber bleibt sich gleich. Ein Gesetz kann auch durchgebracht werden, sogar ein wohlthätiges, wenigstens scheinbar, aber unsere kapitalistische Gesellschaft ist so herrlich eingerichtet, daß die Wirkung des Gesetzes entweder illusorisch wird oder aber ins Gegenteil umschlägt. Der politische Sozialismus ist eine Halbheit, ja nicht einmal eine solche; er wird nur etwas sein und werden, wenn er vom Genossenschafts-Sozialismus fundamentiert ist.“

Doch ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, durch die politische Diktatur den sozialen Staat zu verwirklichen — man hat in den leitenden Kreisen der deutschen Sozialdemokratie auch keine klare Vorstellung von den wahren Quellen aller politischen Herrschaft, man sieht nicht, daß der politische Einfluß einer Klasse untrennbar von ihrer wirtschaftlichen Machtstellung ist und daß daher auch die Arbeiterschaft nur in dem Maße politisch ausschlaggebend werden kann, als sie durch starke und angesehene wirtschaftliche Organisationen ein beachtenswerter Faktor im wirtschaftlichen Leben der Nation geworden ist. Gänzlich kurzsichtig war in dieser Beziehung kürzlich ein Leitartikel des „Vorwärts“ über den zweiten deutschen Gewerkschaftskongreß. Der geringe Erfolg dieses Kongresses sowie der Streikbewegungen der letzten Zeit wurde als ein Beweis dafür angeführt, daß für die wirtschaftlichen Organisationsbestrebungen neben der großen politischen Aktion kein Platz mehr sei:

„Eine Gewerkschaftsbewegung mit nur „praktischen“ Zielen, wie sie von einer Anzahl sozialreformatorisch angehauchter Gelehrten und Bureaukraten bei uns in Deutschland, nach ausländischem und speziell englischem Muster, angestrebt wird — sie ist neben der Existenz einer großen sozialdemokratischen Arbeiterpartei nur in sehr beschränktem Maße möglich. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß sich in unseren eigenen Reihen Leute befinden, die durch ihren Drang nach praktischer Thätigkeit immer wieder zu dem Versuche geführt werden, neben unseren weitausschauenden Zielen kleine Verbesserungsversuche nebenher zu machen.“

Wie wenig die sogenannte große politische Aktion mit all ihren Stimmzettelerfolgen und Redetriumphen irgend welche nennenswerte Verschiebung in der sozialen und wirtschaftlichen Position der Arbeiterschaft herbeiführen kann, wie kläglich ihre wirklichen Erfolge gerade auf dem Gebiete politischer Entscheidungen sind und in welch hohem Grade eine tüchtige gewerkschaftliche und genossenschaftliche Organisation von selbst eine einflußreiche Stellung in der Gesetzgebungsarbeit verleiht — das zeigt ein Vergleich unserer Arbeiterbewegung mit der englischen. Die deutschen Arbeiter haben fast 50 Parlamentssitze, die englischen nur einige wenige und doch haben die letzteren unvergleichlich mehr Ansehen und Einfluß im Staate, als ihre deutschen Brüder, die sich mit mitleidigem Lächeln über die parlamentarische Vertretung der englischen Arbeiter in London so laut ihrer „politischen Macht“ rühmten. Und doch werden diese Mächtigen im Reichstag vom Ministertische aus als Schmierfinken, vom Reichsoberhaupte als vaterlandslose Rotte bezeichnet, über ihre gesetzgeberischen Anträge geht das Haus regelmäßig zur Tagesordnung über, statt eines Reichsvereinsgesetzes hat es eine bureaukratische Arbeiterschutzgesetzgebung als Defensivmaßregel gegen die Sozialdemokratie angenommen und gleichzeitig einem umfassenden Repressivsystem seine Zustimmung gegeben. Und während im englischen Unterhause bei einem Arbeiterschutzgesetze selbst die Interessenten achtungsvoll von den „braven Bergleuten“ reden, denen der gesundheitliche Schutz nicht versagt werden dürfe, lehnt es im deutschen Reichstag bei Beratung des Bäckerschutzes ein Nationalliberaler ab, „den sozialdemokratischen Bäckergesellen“ noch freie Zeit zur Agitation zu schaffen. Während die englische Regierung darauf hält, daß ihre Lieferanten die von der Arbeiterbewegung geforderten Arbeitsbedingungen einhalten, sind diesbezügliche Anträge der deutschen Sozialdemokratie stets ohne Folge geblieben. Schwerverständlich ist, wenn die deutschen Parteigrößen diesen Kontrasten gegenüber immer noch ihre politische Aktion gegenüber dem englischen „Gewerkschaftsdusel“ anzupreisen wagen. Die Herren haben sich um die geistige Weckung der Massen unschätzbare Verdienste erworben — nun aber gilt es, der Weckung und der bloßen Agitation die Organisation folgen zu lassen und die Utopien von der politischen Diktatur aufzugeben. Auch hier lassen wir wieder den Schweizer Sozialdemokraten Gschwind reden:

„Wenn durch die politische Macht der Sozialismus eingeführt werden könnte, so sollte man doch annehmen, daß unser Volk — welches doch mindestens zu 80 Prozent zu den Ausgebeuteten gehört — längst schon die kapitalistische Ausbeutergesellschaft zum Teufel gejagt haben müßte. — Wenn wir trotz unserer demokratischen Einrichtungen noch immer einen kapitalistischen Staat haben, so kommt das daher, daß in unserer Gesellschaft die Kapitalisten regieren und die Proletarier und Kleinbauern ausgebeutet werden. Die soziale Macht der Kapitalisten verleiht diesen die Macht, den Staat zu beherrschen. Wenn wir nun im Staate die Zügel führen wollen, so müssen wir ihn von uns abhängig machen, und das kann nur dadurch geschehen, daß wir unsere ökonomische und soziale Macht vergrößern ...

Ohne die praktische Schule der Solidarität wird es uns nie möglich sein, das Laster der Gewinn- und Profitsucht, den nackten, öden, gesellschafts- und kulturfeindlichen Egoismus aus den Herzen zu reißen. Und täuschen wir uns darüber nicht, diese Pflanze wuchert mit der gleichen Kraft in der Hütte der ärmsten Proletarier, wie in den Palästen der größten Millionäre. Der Arbeiter haßt das Kapital nicht des Kapitalismus willen, sondern nur, weil er es selbst nicht hat.“

Soll nun aber, so könnte man fragen, jede Art von Staatshilfe abgelehnt werden? Sollen auch die dringendsten Arbeiterschutzmaßregeln unterbleiben, damit die Staatsmacht und der polizeiliche Eingriff nicht noch weiter ermutigt und gestärkt werden? Letzterer Gesichtspunkt ist gewiß ausschlaggebend und überall da geltend zu machen, wo wirklich durch augenblickliche Vorteile des staatlichen Eingriffs die Erweckung und Bethätigung der Selbsthilfe gehindert wird. Aber es giebt auch Fälle, in denen die Ueberanstrengung einer Arbeiterschicht so groß ist, daß diese überhaupt erst durch Gesetzeshilfe aus einem halbtierischen Zustande gerettet werden muß, ehe von Selbsthilfe die Rede sein kann. Es muß erst eine „kleine Spanne zum Lieben und Leben, eine kleine Spanne zum Denken und Wissen“ in ihr müdes Dasein getreten sein, ehe die sittlichen und geistigen Kräfte zur Organisation in ihnen lebendig werden können. In diesem Falle ist also die Staatshilfe am Platze, gerade weil sie hier die Selbsthilfe erzeugen hilft — und auch, weil das gesetzgeberische Zugeständnis, welches hier die herrschenden Mächte der Thatsache des Elends machen müssen, eine Bresche ist, die in die Gewissen gelegt wird und weiteres Vordringen der Unterdrückten erleichtert. —

Wir werden in dieser Zeitschrift alle Erscheinungen der sozialen und sozialreformatorischen Bewegung von den hier entwickelten Gesichtspunkten beurteilen; es ist von größter Wichtigkeit, die öffentliche Meinung in Deutschland an eine andere Beurteilung des staatssozialistischen Gedankenkreises zu gewöhnen, damit der deutsche Idealismus nicht ohne es zu wissen und zu wollen,

vor den Wagen der Reaktion gespannt wird. Der französische Geschichtsschreiber Tocqueville hat es mit Recht als die verhängnisvollste Verblendung der französischen Monarchie vor der Revolution bezeichnet, daß sie alle die kleinen Selbstverwaltungsorganisationen des Landes in die Staatsallmacht aufsog und damit das Volk aus den kleineren Lebenskreisen heraushob, die den Menschen zum Gemeinschaftsleben erziehen; die Sozialgesinnten in Deutschland sind vielfach in Versuchung, ähnliche Irrwege zu betreten, weil sich bei uns der soziale Umschwung der öffentlichen Meinung unter dem Zeichen des Kampfes der Staatsgewalt gegen das Manchestertum vollzog. Es war ein Glück für die soziale Entwickelung Englands, daß hier die neue öffentliche Meinung geführt wurde, von Männern, die, wie Carlyle und Harrison, mit klarem Blick erkannten, daß die eben erst emporkommenden gewerkschaftlichen Verbände der Arbeiter die Träger der inneren und äußeren Erneuerung der Gesellschaft sein würden, und daß alle Hoffnung der Zukunft darauf ruhe, daß man ihnen freie Bewegung schaffe und ihnen bei der Organisation ihrer geistigen und sittlichen Fortbildung kräftige Hilfe leiste. In dieser Richtung liegen alle sozialen Aufgaben der ethischen Bewegung in Deutschland. F.

Vermischtes.

Gemütsruhe in der Politik. Karl Hilty, Professor des Bundesstaatsrechts an der Universität Bern, giebt seit 1886 ein „Politisches Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft heraus, das eine Nachahmung in Deutschland leider noch nicht gefunden hat. Hilty gehört zu den ebenso erfreulichen wie seltenen Erscheinungen der Ganzheit; er ist überdies ein Mann von ungewöhnlicher historischer und philosophischer Bildung, und ein echter Schweizerpatriot. Als solcher fühlt er sich zum Lehrer und Propheten seines Volkes berufen, und er waltet dieses Amtes vorzüglich mittelst seiner politischen Jahrbücher. Deren jüngstes nun (Jahrg. 1894/95) eröffnet er mit einem Aufsatz „über die Gemütsruhe in der Politik“, in welchem er aber viel mehr bringt, als er verspricht: er handelt auch von der Gemütsruhe im allgemeinen und auf der letzten Seite von dem, was die Zukunft bringen wird oder soll, nach seiner persönlichen Auffassung und Meinung. Wir beschränken uns darauf, das herauszulesen oder herauszuschälen, was im engeren Sinne zur Sache, eben zu der in der Ueberschrift angedeuteten Sache gehört.

Die Politik — sagt Hilty — besteht eigentlich in der Kunst, andere Menschen und zwar zahlreiche und oft gegen ihren Willen glücklich zu machen; viele lebende Politiker haben aber keinen einzigen Menschen glücklich gemacht. — Eigensinn und Eigenwilligkeit ist in der Politik unmöglich. Sie erfordert ein stetes Vorwiegen der Sache vor der Person und eine Aufmerksamkeit auf alle Möglichkeiten. Freilich muß manchmal auch eine Sache vertreten werden, die augenblicklich auszuführen unmöglich ist. Das ist dann wohl Idealismus im Gegensatz zur realen Politik, aber ein berechtigter und sogar notwendiger, der stets auch seine Vertreter haben muß. — Hilty verlangt jedoch vom Politiker nicht nur Unterdrückung des Eigensinnes und der Eigenwilligkeit, sondern auch „völligen Verzicht auf die Eigenliebe“. Damit geht er nun wohl zu weit. Vollkommen Recht hat er dagegen wieder in einem andern Punkte: Genußleben ist mit der Politik durchaus nicht vereinbar. Dieselbe verlangt eine ernstere Lebensauffassung, stete Beschäftigung und Aufmerksamkeit des Geistes und eine sehr einfache Lebensart; sonst geht die Gesundheit dabei zu Grunde. — Die im allgemeinen praktisch notwendige Teilung der Arbeit erweist sich gerade in der Politik nicht als zweckmäßig; der Politiker muß vielmehr jederzeit einen richtigen Überblick über das ganze Feld der Geschäfte haben. Sonst leidet er an Unsicherheit, die der Gemütsruhe nachteilig ist.

Der Mangel an Gemütsruhe aber — die doch zu jeder ersprießlichen Wirksamkeit, im kleinen wie im großen, gehört — ist ein Hauptschaden der Gegenwart, der eben durch diesen Mangel so unerquicklich gewordenen Gegenwart, und es hängt viel davon ab, ob wenigstens eine Anzahl Menschen geneigt sind, sich von innen heraus wieder in den Zustand der Gemütsruhe zu versetzen, durch den sie zunächst geistig und körperlich gesünder werden könnten, und durch welche wiedergewonnene innere Fassung sie dann auch die äußeren Mittel zur Herstellung besserer Zustände richtiger zu beurteilen imstande wären. Natürlich kommen zunächst diejenigen Personen in Betracht, denen die Sorge für die öffentliche Wohlfahrt vorzugsweise obliegt: also die Politiker; wie denn überhaupt die Sorge für Gemütsruhe in der Politik wichtiger ist als die andere: wie diese Eigenschaft im Einzelleben zu bewahren sei. Schlechterdings läßt sie sich gerade in der Beschäftigung mit der Politik am schwersten erhalten: teils eben deshalb, weil diese Arbeit notwendig mit vielen Menschen zusammenführt, die wenig oder keine Gemütsruhe besitzen.

„Die erste Etappe“ auf dem Wege zur Gemütsruhe in der Politik — meint Hilty — sei die Entscheidung für das richtige Lebensziel: daß man „das Reich Gottes auf Erden“, die Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe für alle herstellen und erhalten helfen wolle. „Ist das dein Lebensziel, dann brauchst du dich vor nichts zu fürchten, was in Bezug auf die sozialen Kämpfe der Gegenwart etwa noch kommen wird; es wird alles in dieser Richtung wirken und rechtzeitig zu einem Ende gelangen“. — Besonders eindringlich wendet sich Hilty schließlich an die „Gebildeten“. Wenn die gebildeten Klassen — sagt er — jetzt die Gemütsruhe in der Politik nicht bewahren, die auf der richtigen Einsicht in die menschlich-historischen und die ewigen Ursachen alles Geschehens beruht, so gehen wir durch Organisationen in selbstsüchtige Parteien und Krieg aller gegen alle, einer Verwilderung entgegen, welche dann zuletzt, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts, mit einer Säbelherrschaft endet. Rud. Dietrich.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 5. September 1896.	Nr. 36.

Inhalt: Die Demokratie und die ethische Bewegung. Eine Betrachtung zum internationalen ethischen Kongreß in Zürich. — Etwas Weibliches. Von J. Platter. — Ethische Streiflüge diesseits und jenseits des Oceans. Von F. Staudinger. III. — Die Florentiner Strohflechterinnen. Von Oda Olberg. (Schluß.) — Streiflichter: Der deutsch-französische Krieg und der Nationaldünkel. — Bücherbesprechungen: Arnold E. Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation (Wilh. Bolin). Jost Winteler Tycho Pantander (F.).

Die Demokratie und die ethische Bewegung.

Eine Betrachtung zum internationalen ethischen Kongreß in Zürich.

Durch die ganze Kulturwelt geht seit einiger Zeit ein tiefer Zweifel an der sozialen Leistungsfähigkeit der demokratischen Einrichtungen. Die Stimmen, welche nach einer erneuten Prüfung des Prinzips der Volkssouveränität rufen, und den Schwerpunkt politischer Entscheidungen wieder in irgend eine Form der Aristokratie zurückverlegen möchten, sie ertönen keineswegs nur aus den Kreisen der sozialen Reaktion, sondern immer häufiger auch aus den vordersten Reihen des geistigen, sittlichen und sozialen Fortschrittes. Wurde doch sogar dem Londoner internationalen Sozialistenkongreß von seiten der radikalen Fabian society eine Resolution empfohlen, welche „dringend alle Länder auffordert, die demokratischen Einrichtungen im Lichte der Praxis und nicht nur der Theorie zu studieren; die Thatsache besonders zu beachten, daß das Referendum und die Initiative, die Wahl der Beamten durch das allgemeine Stimmrecht und die Herabsetzung der Vertretungskörperschaften zu bloßen Delegiertenversammlungen, gewöhnlich Resultate hervorbringen, die genau das Gegenteil sind von denen, die von Demokraten erwartet werden.“ Hinter dieser Resolution steht unverkennbar die Beobachtung, daß die reine Volksherrschaft nicht die besten geistigen Kräfte der Nation für die Leitung der Gesamtinteressen verwertet, sondern die folgenreichsten Entscheidungen und Anregungen in die Hand einer zusammengewürfelten Mehrheit legt. Hiermit hängt eine weitere schwere Enttäuschung zusammen, welche die demokratische Entwickelung gerade denen zu bringen scheint, die bisher in ihr die Trägerin der sozialen Verbrüderung gefeiert haben: An Stelle der zurückgedrängten alten Verkörperungen eines über dem Klassenkampfe stehenden einheitlichen Gesamtwillens ist noch keine neue einigende und mäßigende Macht getreten, welche der gewaltigen Versuchung entgegenwirken könnte, die sich der Begehrlichkeit der verschiedenen Interessengruppen in der demokratischen Selbstregierung durch Majoritäten darbietet. So haben sich neue Gewaltverhältnisse ausgebildet, die oft noch schwerer auf den Beherrschten lasten als die patriarchalische Herrschaft der Vergangenheit. Und je rückhaltloser die Staatsgewalt zu einem Werkzeug der Ausbeutung in den Händen der machthabenden Majoritäten ward, um so mehr zersetzen sich in allen Volkskreisen die sozialen Ideen und machen der rücksichtslosesten Selbstbehauptung Platz. Wo das Volk zur Herrschaft kommt, da mißbraucht es seinen Einfluß zur Durchsetzung von Sonderinteressen genau so plump wie die verdrängten Mächte. Auf das Privilegium folgt die Rache der Gleichmacherei. —

Die Bedenken gegen alle diese Begleiterscheinungen der wachsenden Demokratie haben schon viele reaktionäre Klagerufe, aber noch keine ernste und vorurteilslose sozialwissenschaftliche Behandlung des Problems zur Folge gehabt. In Ländern mit starker Volkssouveränität haben denkende Männer ihre Zweifel geäußert, aber sie sind nicht über allgemeine Andeutungen hinausgekommen; so sagt der bekannte Berner Staatsrechtslehrer Professor Hilty, daß in kurzem eine Zeit kommen werde, in der eine etwas aristokratischere Demokratie Bedürfnis werde, weil man mit der anderen nicht mehr weiter komme. Aber die schwerste Frage ist ja eben: Wie kann eine solche Aristokratie hergestellt werden, ohne daß sich mit ihr ein neues Centrum antisozialer Autorität ausbildet? In Deutschland äußern sich die Zweifel an der demokratischen Entwickelung in einer erhöhten Schätzung der starken Staatsgewalt gegenüber dem Parlamentarismus. Selbst so aufrichtige Volksfreunde wie der Pfarrer Naumann glauben die Gemeinsamkeitsidee nur durch eine gesteigerte Machtkonzentration der Monarchie verwirklichen zu können. Allen Kulturländern gemeinsam ist endlich die kirchliche Reaktion gegen die Gefahren der Demokratie: Die Wiederbelebung der alten Symbole menschlicher Verbrüderung und sozialer Unterordnung soll der individualistischen Auflösung des Gemeinschaftslebens entgegenwirken. Jene aufsehenerregende Aufforderung zur Rückkehr der Kulturwelt in den Schoß der katholischen Kirche, sie ist nichts anderes als der Hilferuf einer Demokratie, welche die alten Motive und Zwangsformen der sozialen Hingebung zersetzt und noch keine neuen inneren Bindungen entwickelt hat, welche die entfesselten Kräfte durch das Bewußtsein der Solidarität harmonisch ineinanderweben könnten.

Welcher Weg führt denn nun zur Gesundheit? Leihen wir einmal kurz dem einzigen Denker Gehör, der das Problem der Demokratie gründlich durchgedacht hat: Der platonische Idealstaat enthält die Lebensweisheit eines Mannes, der den Entwickelungsgang einer hochgesteigerten kapitalistischen Demokratie jahrzehntelang mit dem Auge des Patrioten und des Staatsphilosophen beobachtet hat. Platos Auftreten fällt in jene Phase des attischen Gemeinwesens, in der es bereits als selbstverständlich galt, daß politische Machtverhältnisse als soziale Ausbeutungsgelegenheit aufzufassen seien. Die zeitgenössischen Schriftsteller sprechen vom Krieg Aller gegen Alle, von dem Zerfall der Gesellschaft in zwei Nationen: auf der einen Seite die plutokratische Minorität, welche das Prinzip der Volkssouveränität als Knechtung der Stärkeren bekämpft, auf der anderen Seite das Volk, dessen soziales Bewußtsein ebenso einseitig nur das Wohl der Massen umfaßt: Die Oligarchie erntet was sie gesäet; die Volksherrschaft wird ein Tummelplatz der gleichen antisozialen Begehrlichkeiten, welche der Kapitalismus großgezogen hat. Plato sieht in allen diesen Zuständen mit Recht den Beweis, daß die bloße Demokratie stets zur Mehrheitsherrschaft und damit zur sozialen Verwilderung der siegenden Gruppe führt. Er stellt sich die Frage: Wie ist es möglich, die geistig-sittliche Gemeinschaft aller Volksgenossen wieder herzustellen und dem Gedanken der Zusammengehörigkeit gegenüber der bloßen Machtentscheidung zum Durchbruch zu helfen? Ist das durch Rückkehr zum monarchischen oder oligarchischen Staat zu erreichen? Der antike Denker blickt hier tiefer als unsere modernen Staatssozialisten, er weist diesen Ausweg weit von sich, denn alles Beamtentum — so beobachtet er — geht ja aus den um die Macht ringenden Gesellschaftsklassen selbst hervor und bringt damit mindestens eine psychologische Abhängigkeit von Klasseninteressen mit in das Amt hinein; es ist daher unfähig, die Staatsgewalt wahrhaft gerecht zu repräsentieren, und kann nur dazu dienen, die Tyrannei einer herrschenden Gruppe zu verstärken. Damit nun die Idee der Solidarität aller Volksglieder völlig rein in den Widerstreit eigensüchtiger Befangenheiten hineinleuchten könne, soll nach Plato die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einer Körperschaft übertragen werden, deren Glieder völlig abgesondert von allen Einwirkungen aus der Erwerbswelt

in einem System der Gütergemeinschaft leben und von Kindheit an durch die höchste Kunst der Erziehung allem Wahren, Guten und Schönen zu eigen gegeben werden, bis sie nach fünfzig Jahren praktischer und philosophischer Bildung die volle Muße erhalten, sich ganz in die Welt der höchsten Wissenschaft zu versenken, das Dauernde im Wechsel und das von den Schlacken der Erscheinung gelöste wahre Wesen der Dinge zu erkennen, um von nun an mit unbeschränkter Machtvollkommenheit — die freiwillige Zustimmung der Regierten wird hier als selbstverständlich angenommen — das staatliche Leben nach der gewonnenen Einsicht zu gestalten und das, „was in schwankender Erscheinung schwebt, mit dauernden Gedanken zu befestigen“.

Die schwachen Seiten dieses Systems liegen klar zu Tage. Der angreifbarste Punkt ist die absolute Macht der Regierenden. Der Philosoph hat dies später angesichts der bitteren Enttäuschungen, die er an seinem hoffnungsvollsten Schüler Dionys nach dessen Regierungsantritt erlebte, selber eingesehen und ist dadurch an seinem System wieder irre geworden. Und doch liegt dem ganzen Gedankengebilde eine tiefberechtigte und fruchtbare Idee zu Grunde. Es ist eine bedeutsame Thatsache, daß schon in den einfacheren Lebensformen der Antike die bloße Demokratie dem ernsteren Nachdenken als die roheste Form der Sozialverwaltung erschien, weil sie die wichtigsten Entscheidungen aus dem Würfelspiel der Interessen hervorgehen läßt und in einer ursprünglich gesunden Gegenwirkung gegen das Autoritätswesen dem Laienelement mit verhängnisvoller Uebertreibung Alles in die Hand giebt. Je mehr sich nun die Probleme der sozialen Lebensordnung und des internationalen Zusammenwirkens verwickeln, um so bedenklicher muß eine politische Entwickelung erscheinen, welche den Schwerpunkt für die Behandlung all dieser Fragen in die Volksversammlung verlegt.

Demgegenüber ist es ein sehr tiefer Gedanke des antiken Denkers, zur Heilung der Gefahren der Demokratie nicht die politische Reaktion, sondern die parteilose Forschung und die praktische Philosophie herbeizurufen und sie in eine Atmosphäre der Wirksamkeit zu heben, an die der Dunst des Interessentums nicht mehr heranreicht. Plato verzweifelte an der Durchführbarkeit dieses Gedankens, als er sah, daß die Idee einer absoluten Machtstellung der Philosophen an der Schwäche der menschlichen Natur scheitere; — wir aber halten das oberste soziale Hüteramt der Philosophen gerade dann für aussichtsvoll, wenn ihr Einfluß nicht durch irgend welche äußere Machtstellung, sondern mit rein geistigen Mitteln durch die Macht einleuchtender Gedanken und des tiefgreifenden Appells an die Gewissen begründet wird. Gerade dadurch, daß eine solche freie Organisation ohne Herrschaftsmittel einen Einfluß auf die Entwickelung *nur im Verhältnis zur Reinheit und Tiefe ihrer geistigen Wirkung* gewinnt, kann der entscheidend richtige Gedanke des antiken Philosophen verwirklicht werden, daß *die höchste Repräsentation der gemeinsamen Gesittungsinteressen völlig über dem Ringen um die Macht stehen müsse*. Wir glauben, daß die Demokratie nur dann zum Heile führen wird, wenn sie ihrer versuchungsreichen Volkssouveränität die geistige und sittliche Kraft einer freien Organisation zur Pflege des tiefsten Denkens und Forschens über die Probleme des Gemeinschaftslebens und zur volkstümlichen Verbreitung und Begründung eines ethischen Lebensideals an die Seite stellt, sodaß allmählich wieder ein fester Punkt gemeinsamen Fühlens und unbestochener Beratung gewonnen und jenes Mißtrauen Aller gegen Alle geheilt wird, welches die eigentliche Ursache der Übertreibungen in der demokratischen Kontrolle ist.

Im Gegensatz zum Altertum existiert ja in der modernen Gesellschaft bereits eine breite Schicht von Individuen, die wenigstens *geistig* in keiner notwendigen Abhängigkeit von dem Wechsel der Machtverhältnisse stehen — Geistliche, Gelehrte, Ärzte und Anwälte — und schon allerorten als Träger einer sozialen öffentlichen Meinung wirken. Aber es fehlt auch hier noch vielfach die volle Absage an äußeres Machtbegehren, es fehlt die Organisation, welche die zerstreuten Elemente in eine Gesinnungsgemeinschaft zusammenfaßt, die ihre Glieder wirklich durchgreifend von allen Klassenvorurteilen reinigt; es fehlt vor allem die Begründung eines Mittelpunktes für die Herausbildung einer wissenschaftlich vertieften Gesamtauffassung all der großen pädagogischen, sozialtechnischen und statistischen Fragen, es fehlt eine Freistätte für reformatorische Geistesarbeit — und doch wird die volle Erhebung der sozialen Wissenschaft über den Klassenkampf täglich dringender, je mehr die Universitäten durch die gröbere oder feinere Abhängigkeit des heutigen Gelehrtentums von Klassenvorurteilen und Parteitendenzen das Vertrauen weiter Volkskreise verlieren. Eine Gemeinschaft von Männern und Frauen, welche, in solchem freien Gedankenboden wurzelnd, der Idee der Zusammengehörigkeit alles menschlichen Daseins bis ins kleinste treu zu bleiben gelobt und aller Scheinsweisheit der sogenannten Realpolitik entsagt — eine solche Gemeinschaft entspricht dem Kreise von Philosophen, dem Plato die Vertretung und Bewachung der sozialen Lebenseinheit anvertrauen wollte. Hier sollen die gesundesten Wege sozialethischer Entwickelung auf allen Gebieten festgestellt und durchgedacht werden, damit durch gründliche Vorarbeit und unbefangene Perspektiven die Einzelarbeit der offiziellen Körperschaften erhellt und unterstützt wird; hier soll auch die Stätte sein, von der durch die höchste Wirkung der Schrift und der Rede in allen Volkskreisen das Bewußtsein der Verkettung der einzelnen Seligkeit mit dem Zusammenklang des Ganzen geklärt wird.

Ist hier erst einmal eine wahre Hochschule des neuen Geistes geschaffen, ein Brennpunkt begeisterten Glaubens an die Erhebung der Menschheit aus dem dumpfen Mechanismus des Schaffens und Zerstörens zu der vollen geistigen Beherrschung der gemeinsamen Lebensbedingungen, dann werden allmählich auch alle die Nachtgespenster der kirchlichen Reaktion verschwinden, die heute wieder heraufbeschworen werden, um inmitten des verzweifelten Interessenkampfes die sittlichen Mächte neu zu beleben. Eine neue Unterwerfung der entfesselten Gedanken unter die *alten Symbole* der Gewissenhaftigkeit kann die zerrissene Kulturwelt nicht auf den Weg des Friedens bringen; nur die volle Wahrheit über die Entwickelung des Menschenwesens in Natur und Geschichte ist die Quelle sittlicher Offenbarung für das neue Geschlecht; die gleiche Wissenschaft, welche die alten Bindungen des Denkens zerstören mußte, um die Naturgewalten in den Dienst der Menschenordnung zu zwingen, sie allein kann gerufen werden, um nunmehr auch die Naturgewalten innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu bändigen, indem sie die großen realen Zusammenhänge alles menschheitlichen Lebens im Bewußtsein des Einzelnen aufleuchten läßt und damit die sittliche Freiheit und das humane Ideal auf unzerstörbarem Grunde errichtet.

Etwas Weibliches.

Von Prof. Dr. J. Platter in Zürich.

Vor einigen Wochen sandte mir meine Buchhandlung als Beilage zur „Sozialen Praxis“ den großartigen Prospekt einer kleinen Novellen-Sammlung zu, welche, ursprünglich unter dem Titel „Keynotes“ in London erschienen und von einer englischen Dame unter dem Pseudonym George Egerton verfaßt, mit großem Geschick von Dr. Adelbert von Hagen ins Deutsche übersetzt worden ist. Nach den beigedruckten Urteilen von 17 englischen Journalen wurden die Novellen in ihrem Heimatlande mit großem Beifall aufgenommen, von der deutschen Übersetzung erschienen nach dem Prospekt im Verlauf von 3 Monaten 3 Auflagen (in England 6 in sechs Monaten) und Frau Laura Marholm hat das Buch in einem langen Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung“ sehr lebhaft gepriesen, bei welcher Gelegenheit sie weitläufig und mit vollem Ernst hoffentlich — wer wagt es zu zweifeln? — gegen die Männer polemisiert, für die das Buch gar nicht geschrieben sei, gegen diese „langweiligen, essenden, liebenden, meditativ (die Damen rauchen offenbar ohne Meditation) rauchenden Organismen“ (die Damen sind wohl anorganisch), die nicht „zum Aushalten“ sind — obschon andererseits „so lieb“ — furchtbar lächerlich, komische große Tiere, die so schwerfällig sind und so weitläufige Bewegungen machen, um an ihr komisches Ziel (bei den Damen?) zu kommen“ u. s. w. mit großer Grazie. Was würden die P. T. Marholm u. Co. wohl sagen, wenn ein Mann in dieser teilweise knotigen, teilweise gassenbubenhaften Manier von den Damen *im allgemeinen*, nicht etwa von diesen und jenen, spräche?

Nun, Frau Marholm geht uns hier nur insofern an, als sie das englische Buch sehr gelobt hat und zum Schluß ihrer höchst schwungvollen Rezension erklärt, daß die „Grundtöne“ (der deutsche Titel) Resonanz in den Frauen gaben, eine Resonanz, die sich in Briefen und Kaufen (!) aussprach.“ Das nun ist eine Sache, die uns plumpe, einfältige, in Vergleich mit den Damen gänzlich unwissende, geradezu bornierte Gesellen auch ein bißchen angeht. Es kann uns unmöglich gleichgiltig sein, was in unseren Frauen und Töchtern Re-

sonanz giebt. Allerdings sind es wohl kaum die Frauen, die Briefe geschrieben und das Buch gekauft haben, sondern nur die Damen, die, abgesehen von Toilette und Coquetterie, nicht viel anderes zu thun haben und in diesem Buche wahrscheinlich süße Anklänge an ihre „ewige Wildheit, das ungezähmte, primitiv wilde Temperament“ fanden, das nach Laura Marholm's wohl auf eigene Erfahrung gegründeter Ansicht in jedem Weibe „lauert.“ Auf jeden Fall wird es gut sein, wenn auch Männer den Inhalt des Buches ein wenig kennen — um ihre Töchter davor zu schützen. Es selbst zu lesen, wird man den wenigsten zumuten können, da die meisten zu viel andersartige, dringende Geschäfte zu besorgen haben.

Von einer Würdigung des Formellen muß ich als Sozial-Wissenschafter und (speziell in diesem Falle) Sozial-Ethiker gänzlich absehen. Mir scheint es gelungen, aber es kommt für meinen Standpunkt nur auf den Inhalt an. Man wird wohl auch nicht verlangen, daß ich auf das genauere Detail desselben bei allen Novellen eintrete. Ich werde den Inhalt bei einigen mit zwei Worten skizzieren, bei anderen, besonders charakteristischen, etwas ausführlicher darlegen und die einzelnen Novellen der Kürze halber einfach mit fortlaufenden Nummern bezeichnen.

1. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit Fischen und hat nebenbei einen sehr braven Mann, der das Uebrige besorgt. Aber sie möchte doch lieber ein bißchen ehebrechen und findet auch bald einen schneidigen Burschen, der sie „versteht“ und ebenfalls fischt. Im entscheidenden Augenblick merkt sie jedoch, daß sie von ihrem Manne zufällig schwanger geworden (die Gelegenheit ist ziemlich ausführlich und sehr deutlich beschrieben), und nun giebt sie vorläufig den Ehebruch auf.

2. Sie liest ein Buch, möchte gern den Autor kennen lernen, kommt mit ihm in Korrespondenz, dann in persönliche Berührung. Sie verlieben sich sofort ungeheuer in einander, aber die Dame muß auf ein halbes Jahr nach Hause. Da magert sie ab, aus lauter Verliebtheit, und als er sie wiedersieht, ist sie ihm eben zu wenig fleischig und man trennt sich. Im übrigen sind beide wundervolle Idealmenschen.

3. Eine gelehrte Mustergans wird vorgeritten. Sie hat ein energisches Gesicht und sieht aus „wie ein schlanker Mann mit klugem Kopf“, so daß die Erzählerin sich „fast geniert, mit ihr so ungezwungen zu verkehren.“

In gemischter Gesellschaft läßt sie sich in „schonender Berücksichtigung“ dazu herab, das Gesprächsthema „dem Niveau der anwesenden Männer“ anzupassen. Sie findet nämlich ganz im allgemeinen, „daß der Mann gewöhnlich schwächer ist als wir.“

Sie ist Schriftstellerin von Beruf und hat mit ihrem Mann „die Berufe vertauscht, wie es übrigens heutzutage nicht selten.“ Er bleibt zu Hause, „bestellt Feld und Garten, und ich gehe außer Haus (zum Schriftstellern!) und verdiene Brot und Butter.“ Sie hat nämlich, wie sie sagt, „mehr Hirn oder wenigstens mehr intellektuelle Bethätigung“ als ihr Mann. Natürlich hat sie keine Kinder. Ihr Dienstmädchen möchte gern Kinder haben, aber ohne „die grauslichen Männer.“ Und so denken viele Frauen, sagt die Mustergans. Sie hegen Feindschaft, „ja eine Art von physischem Ekel vor dem Manne —, ähnlich dem Racegefühl, das die kaukasische Race vom Neger trennt.“ Sie selbst hat ein wenig davon. Doch ist sie bescheiden und begnügt sich damit, „die Männer auf ihrem eigenen Felde auszustechen.“ Und da geschah es nun einmal, als sie sich gerade mit einer Arbeit über eine alte finnländische Sage beschäftigte, daß eine Verwandte ein Mädchen gebar, welches ihr (der Mustergans) sehr ähnlich sah. Sie versichert selbst, das Kind habe unübertrefflich herzige kleine Ohren, goldene Ringellocken und so hübsche, herzige Fältchen auf der Stirne — „gerade so wie ich sie habe.“ Und dieses Kind nimmt sie nun mit sich nach Hause (sie ist zumeist auf Geschäftsreisen nach finnischen Sagen und dergleichen wichtigen Erdengütern) und ist dabei sehr aufgeregt, „mehr noch als damals, als ich meine Abhandlung, eine ziemlich gut aufgenommene Arbeit — vielleicht haben Sie davon gehört? — in der geographischen Gesellschaft vorlas“, unter lauter dummen Männern, deren niedriges Niveau sie wahrscheinlich so sehr aufregte. Immerfort fällt ihr der Klemmer herunter, wenn sie sich über das Kind beugt, darum trägt sie — man denke und staune! — seither Brillen.

Wenn sie das Kind aus dem Bettchen nimmt, so hält sie es „wie ein Buch in der Vorlesung“ und kann auch mit solchem kleinen Wesen nicht reden, darum übergiebt sie den Wurm ihrer Magd, die offenbar und glücklicher Weise noch so etwas wie ein weibliches Wesen ist. Aber mit der Geldsumme, die sie ursprünglich zum Ankauf einer Prachtausgabe (man denke!) von Nietzsche's Werken verwenden wollte, schafft sie Kleidchen an. Und nun wird sie eine Zeit lang sozusagen häuslich, sie läuft nämlich abends „immer eiligst nach Hause — damals war ich gerade Mitarbeiterin der Weltrevue“ — und dennoch sieht sie gern das Kind lächeln! Ja, als es größer wird, bequemt sie sich sogar dazu, die ganz frivolen Bücher in die oberen Fächer zu stellen, denn „im Bereich einer kleinen, reinen Seele kann man eben nicht so ungenirt sein.“ Die Pflege übernimmt natürlich der Mann und die Magd. Ersteren bittet sie, das Kind beten zu lehren; denn sie erinnert sich, daß der arme Mensch „zu beten pflegte.“ Höchst wahrscheinlich! nach dem Sprichwort: „Not lehrt beten.“ Wer eine solche Frau hat, dem nützt kein irdischer Trost mehr, der braucht einen himmlischen. Sie selbst hat „allen Glauben längst aufgegeben, ausgenommen den an einen Schöpfer“, zu dem man offenbar nicht beten kann.

Und dieses unglaublich alberne, unnatürliche, schwatzhafte, eingebildete, frivole und prahlerische Schauerweib wird von der Verfasserin als ein wahres Ideal betrachtet, vielleicht auch von einigen Mit-Gänsen.

4. Er ist „heidenmäßig reich“ und studiert die Frauen aller Nationen gegen Entgelt, aber er versteht sie nicht und sie halten ihn alle zum Narren. Darum verlegt er sich aufs Fischen und fischt 12 Jahre lang in den Gewässern aller 5 Kontinente herum. Wegen einer neuen Erbschaft muß er nach England zurück und nimmt seinen Aufenthalt in einem abgelegenen Wirtshause nahe bei einem Forellenwasser. Wie er nun den ersten Abend zum Fluß hinuntergeht, da steht jemand hinter einem Busch und angelt. Er nähert sich unversehens, die Schnur fliegt zurück und der Angelhaken sitzt ihm im Ohrläppchen. Der Angler aber ist eine Dame mit einem Mund „um wahnsinnig zu machen.“ „Der Stoff ihres Kleides“, berichtet der Gestochene, der offenbar Anlage zum Marchand tailleur hat, „ist ein zartes Grau (und die Farbe?) und ihr gleichfalls grauer Ledergürtel durch eine Silberschnalle geschlossen.“ Sie legt ihm ganz ruhig mit einem scharfen Messer den Haken los und sagt ihm, nun könne er ihn selber herausziehen. Sie gehen zusammen nach Hause, denn sie wohnt ebenfalls im Wirtshaus, und er ist natürlich sofort schrecklich verliebt; denn sie sagt selbst — bescheiden sind die Egerton'schen alle — es müsse etwas an ihr sein, das alle Männer anziehe.

Nun könnten sie ja gleich heiraten, aber es war da eine mißliche Geschichte passiert. Ihr Mann hatte sie nämlich des Ehebruchs mit einem ihrer Freunde, „dem Freund ihrer Kindheit, ihrer Jugend“ angeklagt, und die gerichtliche Trennung der Ehe verlangt. Sie verteidigte sich nicht, aus welchem Grunde, ist nicht recht ersichtlich, und so steht sie, nachdem das Urteil erfolgt, in allen englichen Zeitungen als Ehebrecherin, sogar mit Porträt. Daher soll der neueste Liebhaber sich die Sache noch ein Jahr lang überlegen, dann wollen sie wieder in demselben Wirtshause zusammenkommen. Einstweilen liebt sie ihn nicht, aber sie nimmt ihn doch wenigstens beim Bart und hebt sein Gesicht, um es zu betrachten, setzt sich auf einen Schemel, lehnt ihr Haupt an seine Knie und läßt sich küssen. Dann reist sie ab und hinterläßt ihm in einem Couvert einen Handschuh von schwedischem Leder mit einer Silberbordure um den Rand und einer dunkelgrauen Seidenschnur als Schluß. Inwendig trägt er die Marke $5^3/_4$ und strömt ein süßes Parfüm aus. Ganz comme il faut, wie man sieht.

Diesen Handschuh hat er von nun an entweder in der Brusttasche oder unterm Kopfkissen oder sonst irgendwo in seinem Gesichtskreise, z. B. auf dem Schreibtisch. Meistens lebt er mit seiner Sehnsucht und dem Handschuh zusammen in dem bekannten Wirtshause, dessen sämtliche Zimmer er, um allein zu sein, für ein ganzes Jahr gemietet hat — ein absoluter Faulenzer und Taugenichts, wie die meisten Menschen, besonders Damen, im Umkreis der Egerton'schen Welt.

5. Sie hatte einen Liebhaber, einen wunderschönen Mann, aber er wollte sie nicht heiraten, sondern nur so zu sich nehmen, denn er ist einer von jenen großartigen Naturen, die sich „nicht fesseln", d. h. keine Pflichten auf sich nehmen, sondern nur Rechte genießen wollen. Doch darauf ließ sie sich leider nicht ein. Nun hat sie nur noch einen ganz einfachen, leeren Rahmen, der einst sein Bild umschlossen, und einen Mann, den sie aus der großen Zahl ihrer Bewunderer heraus genommen hatte, weil „er sie am meisten nötig zu haben schien", worauf, ich weiß nicht recht warum, fünf Gedankenstriche folgen.

Mit diesem Mann, samt dem tiefen Schmerz und dem leeren Rahmen wohnt sie nun in einem Pensionshause.

Ihr Mann aber hatte vor der Ehe ein intimes Verhältnis mit einer anderen und von dieser war soeben ein Brief gekommen, denn sie wußte seltsamer Weise noch nichts von seiner Verheiratung. Die leere Rahmendame ist nun sehr traurig und der dumme Kerl meint, sie sei eifersüchtig. Ueber diese Zumutung ist sie aufs Tiefste empört; sie ist nur traurig, weil sie sieht, daß jedes gewöhnliche hübsche Mädchen für ihn gut genug gewesen wäre, während sie viel zu großartig für ihn ist und einen ganz anderen verdient hätte. Aber schließlich berührt sie leise seine Wange, lehnt ihren Kopf an seinen Arm, erklärt sich für eine „Doppelnatur," die er beim besten Willen nicht verstehen könnte, und reibt — die Scene spielt nämlich im Schlafzimmer und im Schlafrock — „ihre warmen, bloßen Füße leise an den seinen." Dann legt sie den Rahmen in die rote Glut des Kamins, geht zu Bette — und wir schließen aus den drei Sternchen, welche die Verfasserin hier angebracht hat, daß er wenigstens die eine Hälfte ihrer Doppelnatur jetzt ganz gut verstanden hat.

6. Die drei kleinen Schluß-Novellen mit dem gemeinsamen Titel „Unter nordischem Himmel" schildern ein total wildes Vieh von einem Mann, der endlich infolge schrecklichen Suffs stirbt und seine elfenhafte junge Frau als hoffnungsvolle Witwe zurückläßt.

Ist das alles Natur oder Raffiniertheit? Wahrheit oder Lüge? Sittlichkeit oder Frivolität? Idealismus oder Sinnlichkeit? Männerhaß oder Nymphomanie? Blumenduft oder Moschus?

O großer Sankt Dickens! Welche Arbeit fändest du im heutigen England, wenn solche hysterische Bücher nicht bloß geschrieben, sondern auch gelesen und gepriesen werden! Hoffentlich findet derartiges Zeug nur Sympathie in der „guten Gesellschaft," die nichts in der Welt zu thun hat und in ihrer Uebersättigung und Schlaffheit nur mehr durch haut goût gereizt wird. Thätige Menschen sind gefeit gegen solche Fäulnisprodukte. Für den Soziologen sind sie natürlich auch als solche interessant, sie gehören in die soziale Pathologie. Und der Sozial-Ethiker muß dagegen kräftig reagieren, wie es seine Pflicht ist.

Ethische Streifzüge diesseits und jenseits des Oceans.

Von Professor Dr. F. Staudinger in Worms.

III.

Bei dieser außerordentlich nahen Berührung zwischen Carus und den auf Kant aufbauenden Philosophen in Deutschland wie Cohen, Natorp rc., denen ich mich auch im wesentlichen anschließe, ist es mir stets wunderbar erschienen, daß Carus den sozialistischen Gesichtspunkt der Lehre Kants nicht entfaltet hat. Denn dieser liegt so sehr in Kant vorbereitet, daß er nur einer Entwickelung bedarf wie die der Knospe zur Blume. Die metaphysische Hülle muß fallen und der Kelch sich entfalten, dann ist alles gethan. Carus dagegen verhält sich gegen diese seine eigne Konsequenz noch ablehnend, obwohl die metaphysische Hülle bei ihm bereits abgestreift ist. Ich kann mir das kaum anders erklären, als daß das in Amerika noch aus historisch-wirtschaftlichen Gründen so stark ausgeprägte Individualitätsgefühl (das man so gerne mit dem Freiheitsgefühle identifiziert, weil es gewisse Partieen gemein hat) ihn gehindert hat, die Konsequenz zu sehen, die bei uns schon F. A. Lange vor dreißig Jahren entwickelt hat. Dort drüben war ja noch vor wenigen Jahrzehnten freier Boden in Fülle vorhanden, und damit war dem, welcher sich nicht in Lohnverhältnisse begeben mochte, die Möglichkeit einer individualistisch-freien wirtschaftlichen Existenz gegeben; und dem, welcher sich in ein Lohnverhältnis begab, winkte bei persönlicher Tüchtigkeit die Aussicht, sich bald selbständig machen zu können.

Das aber beginnt nunmehr auch drüben anders zu werden. Der Boden ist im wesentlichen besetzt, und die Gelegenheit auf individualistischer Grundlage zur wirtschaftlichen Selbständigkeit zu gelangen, wird für den Nichtbesitzenden immer geringer. Dagegen wächst der Druck und die Unsicherheit, welche der Kapitalismus notwendig erzeugt, von Jahr zu Jahr; der für diesen Zustand charakteristische Gegensatz zwischen einer immer engmaschigeren Verflechtung der Existenz**bedingungen** der Einzelnen, und der durch die individualistische Beherrschung derselben erzeugten Regellosigkeit in der **Ordnung** derselben und damit der Unsicherheit in den Grundlagen der Einzelexistenzen wird immer schneidender; er gefährdet die individuelle Freiheit wie die allgemeine Moral in immer steigendem Maße. Damit sind die äußeren Bedingungen gegeben, welche, wie bei uns, so auch drüben, dem denkenden Menschen die Einsicht geradezu aufdrängen, daß die Freiheit des Individuums und der allgemeine sittliche Fortschritt nicht dauernd auf wirtschaftlich-individualistischem Boden verwirklicht werden können, daß also heute nur eine sozialistische Lebensordnung die Bedingung individueller Freiheit und Sittlichkeit werden kann.

Ein Anzeichen davon, daß dieser Gedanke auch in den Kreisen, denen Carus angehört, zu erwachen beginnt, ist ein Artikel in dem „Open Court" vom 9. Januar d. J. von Hudor Genone, betitelt; „Philosophischer Sozialismus". Hier wird im Gegensatz zu der gemeinen Meinung, welche Anarchismus und Sozialismus auf die gleiche Linie gestellt hat", betont, daß, „so seltsam es aussehen möge, Sozialismus und Anarchismus genau entgegengesetzte Gedankenpole vertreten". „Anarchismus heißt Individualismus — absoluter Nihilismus der Gesetzlichkeit; Sozialismus heißt Herrschaft der Gesetzlichkeit." Der durchschnittliche Geschäftsmann erwäge das nicht, und seine — vielleicht aus Bellami geschöpften Begriffe vom Sozialismus enthielten ein unbestimmtes Gemengsel chimärischer Bilder und einen Schematismus von phantastischer Gleichheit, sodaß ihm daraus kein Geschmack am Sozialismus erstehen könne. Möge man aber auch den Sozialismus zu verwerfen fortfahren, verachten dürfe man ihn nicht, da er theoretisch nicht allein den Keim einer edleren und besseren Civilisation, sondern auch die Lebenskraft heutigen Fortschritts bilde.

Der Mensch sei ursprünglich ein wesentlich kommunistisches Wesen. Dann hätten die Privatinteressen vorgewaltet, bis Jesus den frühen Kommunismus wieder ein wenig in Erinnerung gebracht hätte. Aber dessen Gedanke sei in einer entarteten Kirche und den Schlössern der Raubritter versunken. (NB. in den typischen Gestalten des Individualismus — auch heute.) Wie langsam daraus das Volk zur Emanzipation herangereift sei, erzählten die schmerzensreichen Blätter der Geschichte. Heute erhebe der Sozialismus wieder sein Haupt, aber in verschiedener Gestalt. Es sei ein ander Ding, den Kollektivismus zu billigen als philosophisches Prinzip, das geduldig

in langer Entwickelung durchgeführt werden müsse, und ein anderes, in radikaler Weise nur immer „Cooperation“ zu schreien.

Wie der Sozialismus allmählich eingeführt werden kann, und welche Vorteile derselbe hat, zeigt Verf. an der Crotonwasserleitung und der verstaatlichten Post in New-York; und er fragt dann: War die Abschaffung der Privatposten in irgend einem Sinne eine Einschränkung der individuellen Freiheit? — Durchaus nicht! antwortet er; es war vielmehr eine Erweiterung derselben, denn es machte die Benutzung freier und bequemer, und verbesserte den Dienst dieses „vom Volk für das Volk eingerichteten Unternehmens“. — Diese letzten Worte muß man beachten, da sie scharf den Unterschied einer sozialistisch wirksamen und einer wesentlich unter fiskalischen Gesichtspunkten vorgenommenen Verstaatlichung markieren.

Der Verfasser schließt: „Wie in der Vergangenheit, so wird es auch in Zukunft langsam gehen; aber in der Gesellschaftsordnung wird der Faktor des Kollektivismus fortwährend wachsen und derjenige des individuellen verheerenden Konkurrenzkampfs sich mindern, bis der tägliche Druck gemütlosen und überbürdeten Daseins durch ein dauerhaftes System ersetzt ist, das, obwohl seinem Wesen nach mechanisch, doch gerade von der Knechtschaft des Mechanismus befreien wird, da es Raum und Zeit für und wachsende Sehnsucht nach einer erweiterteren und dauerhaften individuellen Freiheit erzeugt. Dies ist der Sozialismus der Entwickelung, der dem menschlichen Fortschritt zu dienen bestimmt ist als praktische Anwendung der Religion der Wissenschaft.“

Wir können unser Bruderorgan zu dem mächtigen Fortschritt auf ethischem Gebiete, den es durch derartige Artikel macht, nur freudig beglückwünschen. Möge dies immer mehr die Fahne werden, der der Ethiker hüben wie drüben mit klarem Bewußtsein folgt.

Die Florentiner Strohflechterinnen.

Von Oda Olberg in Genua.

(Schluß.)

Aber wie lebt nun eine Familie bei solchem Verdienste? Man lebt eben nicht, man fristet nur knapp sein Dasein, von heute auf morgen, je nach der Jahreszeit mehr oder weniger Hunger leidend. Es wird so viel von den fabelhaft geringen Preisen in Toskana gesprochen, und in der That gehört die Landschaft zu den billigsten von ganz Europa. Aber auch nur so war es möglich, daß die Arbeitslöhne soweit sanken, denn das Kunststück, den Arbeiter nach Entziehung des Existenzminimums am Leben und bei der Arbeit zu erhalten, hat man bis jetzt noch nicht fertig gebracht. Übrigens ist es noch nicht ausgemacht, ob der jetzt erreichte Tiefstand der Lebenshaltung, falls er Jahrzehnte währte, nicht zum Untergange der betreffenden Bevölkerungsschicht führen würde. Die heutigen niedrigen Löhne in der Strohindustrie datieren erst zwei Jahre zurück, und schon macht sich, wie uns ein erfahrener Arzt versichert, ein Wachsen der Sterblichkeit, besonders der Frauen und Kinder in den Landdistrikten um Florenz in erschreckendem Maße fühlbar. — Unter den verschiedenen Budgets, von denen wir Gelegenheit hatten, Kenntnis zu nehmen, wähle ich eins aus, das nahezu typisch sein dürfte. Bei dem Fehlen einer Lohnstatistik der Landarbeiter ist es freilich schwer, diese Frage zu entscheiden; nach der Angabe von Ortsangehörigen bietet der Verdienst der Männer für diese Klasse des Landproletariats nichts Auffallendes. Die betreffende Familie hat in Empoli ihren Wohnsitz und besteht aus 4 Erwachsenen und einem Säugling. Der Familienvater, 43 Jahre alt, ist Lumpensammler, arbeitet aber in der Erntezeit im Tagelohn. Ursprünglich war er nur Tagelöhner, aber die Unmöglichkeit, sich in der arbeitslosen Zeit durchzuschlagen, ließ ihn den andern Erwerb ergreifen. Er erhält als Landarbeiter einen Franken täglich, findet aber im Durchschnitt jährlich nur etwa 60 Tage Arbeit. Die übrige Zeit des Jahres verdient er, die Sonntage für volle Arbeitstage mit eingerechnet, zwischen 30 bis 60 Ctms. täglich. Rechnet man etwa 300 Arbeitstage von je 45 Ctms., so ergabe das als Gesamtverdienst des Jahres 195 Lire. Auch der 22jährige Sohn arbeitet im Tagelohn, hat aber, da er kräftiger ist, regelmäßiger zu thun und kommt bis auf 200 Arbeitstage im Jahr, mithin auf einen Verdienst von 200 Lire; die freie Zeit lungert er herum und „hilft dem Vater.“ Seine Mutter und seine Frau sind Flechterinnen und besorgen auch das Nähen der Hüte. Sie geben ihren gemeinsamen Reinverdienst auf täglich 25 Ctms. an, arbeiten 12 Stunden und haben stets zu thun. Nur an den hohen Festtagen wird gefeiert und auch da nicht den ganzen Tag; man kann hier das Jahr auf 360 Arbeitstage rechnen, denen ein Verdienst von 90 Lire entspricht. Die Gesamteinnahme der Familie beläuft sich somit auf 485 Lire im Jahr. Ihr steht folgendes Ausgabebudget gegenüber, bei dessen Aufnahme die Frau übrigens eine weit größere Klarheit und Bestimmtheit bekundete, als ich bisher bei deutschen Proletarierinnen gefunden habe:

	für ein Jahr
Wohnung (2 Kammern und Küche)	90,00 L.
Beköstigung des Erwachsenen (tägl. Kaffee 0,05, 1 Kilo Brot 0,27, Minestra*) 0,55; Summe 0,87)	317,55 „
Kleidung der Männer (pro Person: 1 Anzug à 7,00, 2 P. Schuhe à 2,50, Weißzeug 2,50; Summe 14,50) . . .	29,00 „
Kleidung der Frauen (pro Person: 1 Kleid à 4,50, 2 P. Schuhe à 2,00, Weißzeug 2,50; Summe 11)	22,00 „
Beleuchtung (i. d. Wintermonaten 20 Liter Petroleum à 0,45)	9,00 „
Heizung für den Herd (nur 0,80 monatl., da der Mann Heizmaterial sammelt)	9,60 „
Summe	477,15 L.
Es bleiben für Kleinigkeiten (Seife, Streichhölzer &c.) und unvorhergesehene Ausgaben	7,85 „

Ehe ein Kind da war, befand sich also das Budget im Gleichgewicht. Es kam zwar im Laufe des Jahres nur 3 bis 4 mal Fleisch auf den Tisch, wenn ein dem Manne oder dem Sohne zugefallenes Trinkgeld diese Ausgabe gestattete, Wein wurde nie getrunken, — in dem Lande, das seinen Wein in die halbe Welt verschickt! — Eier, Milch, soweit sie nicht als Bestandteil der Minestra hier und da verwendet wurden, kamen nicht ins Haus. Aber man schlug sich durch. Seit vier Monaten hat nun die Schwiegertochter ein Kind, das sie nicht selbst stillen kann**); es wurde also einer Amme gegeben, gegen den ortsüblichen Preis von monatlich 15 Lire. Diese Ausgabe konnte die Familie nicht bestreiten, so daß die Gemeinde einen Zuschuß von 8 Lire zahlt. Ob die Leute in der Lage sein werden, den Rest zu bezahlen — bis jetzt haben sie es erst für einen Monat gethan — das wird davon abhängen, ob etwa einer der Männer sich irgend einen kleinen Nebenverdienst verschaffen kann. Ohne diesen Ausweg ist es unmöglich, da die Lebenshaltung sich nicht weiter herabdrücken läßt.

Wir haben hier den Fall, daß eine aus fünf Köpfen bestehende Familie, obwohl vier ihrer Mitglieder unter den einer ganzen Arbeiterschicht gemeinsamen Bedingungen arbeiten, nicht im stande ist, sich selbst wirtschaftlich zu genügen. Die Gemeinde muß in den Säckel greifen, um den Unternehmern die billigen Arbeitskräfte zu ermöglichen. Es dürfte interessant sein, an der Hand einer Statistik über die seit der großen Lohnreduktion in der Strohindustrie von den Gemeinden verliehenen Unterstützungen, nachzuweisen, in wie hohem Maße die Steuerzahler den Unternehmern tributpflichtig sind. Man exportiert Waren, deren Herstellung teilweise nur durch Gemeindeleistungen möglich ist, aber ihr Ertrag fließt in die Taschen Einzelner. —

Was sind nun die Ursachen dieser durchaus ungesunden und unhaltbaren Verhältnisse? Vor zwei Jahren verdiente

---

*) Unter Minestra versteht man die aus Reis, Nudeln, Gries &c. bereitete, sehr consistente Suppe der Italiener, die in manchen Gegenden die Hauptnahrung des Volkes bildet. In unserem Falle wird statt Fleisch oder Butter täglich für 5 Ctms. Speck hinzugefügt.

**) Bei der italienischen Landbevölkerung ist das Aufziehen eines Kindes mit Kuhmilch oder Surrogaten etwas Unerhörtes. Wenn die Mutter nicht nährt, wird das Kind einer anderen Frau zum Mitstillen gegeben und zwar selten für kürzere Zeit als ein Jahr.

die Flechterin im Durchschnitt 50 bis 60 ctms. am Tage, obwohl auch damals die Arbeit nicht anders organisiert war: ein Faktoren- und Subfaktorensystem in fast endloser Kette. An dem beispiellosen Sinken des Verdienstes kann also weder der hausindustrielle Betrieb noch das Zwischenmeisterunwesen allein Schuld sein. Im allgemeinen schiebt man die Schuld auf die ausländische Concurrenz, namentlich die chinesische und japanische, auf die wachsende fabrikmäßige Herstellung und auf die Mode die sich gegen die florentinischen Hüte ausgesprochen hat. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, zu analysieren, welchen Anteil jede dieser drei Ursachen an dem Verfall der florentinischen Strohindustrie hat. Eine solche Untersuchung würde weit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen und Material über Ausfuhr und Einfuhr der nicht italienischen Länder, über die Herstellungskosten der Strohwaren im Fabrikbetrieb u. s. w. erfordern, das uns nicht zur Verfügung steht. Beschränken wir uns darauf, die Wirkungen der veränderten Conjunctur auf den Export zu betrachten, so zeigt sich, daß im ersten Semester 1895 — weiter reicht die Statistik nicht — nur 2 989 100 fertige Strohhüte ausgeführt wurden, gegen 3 471 100 im entsprechenden Semester des Vorjahres. Immerhin übersteigt auch diese Ausfuhrziffer die des ersten Halbjahres von 1892 um mehr als 700000; während sich also für den Export von ganzen Hüten ein Rückgang bemerklich macht, der übrigens nur den zwei letzten Jahren (93 und 94) gegenüber besteht, zeigt die Ausfuhr von Strohstreifen eine bedeutende Steigerung. Im ersten Semester 1894 wurden 6074 Quintalen ausgeführt, nach der großen Preisreduktion 7345. Bei diesen Angaben ist nicht getrennt zwischen fabrikmäßig oder hausindustriell hergestellter Ware. Vermutlich sind mehr der fertigen Hüte in Fabriken hergestellt, als in früheren Jahren; die Strohstreifen sind aber, nach wie vor, fast ausschließlich von Heimarbeiterinnen gefertigt Eine Statistik über den inländischen Consum fehlt, ebenso genaue Angaben über den Preis der Produkte. Im Detailhandel ist, soweit wir erfahren konnten, eine Preisverminderung nicht eingetreten. Sowohl in Italien als auch in den andern Ländern, vor allem in England und Deutschland, werden echte Florentinerhüte noch immer mit sehr hohen Preisen bezahlt und der allgemeine Preisrückgang der Produkte der Strohflechtindustrie datiert viel weiter zurück als die Lohnreduktion. Aus diesen Thatsachen geht klar hervor, daß, obwohl Concurrenz, Fabriken und veränderte Moderichtung den Anteil verringert haben, den die toskanische Strohindustrie an der gesamten Produktion für den Weltmarkt hatte — ein Blick auf die japanische Masseneinfuhr genügte, um das zu beweisen — die absolute Quantität und der Wert der in Toskana produzierten Waren in den letzten Jahren sich nahezu gleich geblieben sind. Allerdings ist es sehr wahrscheinlich, daß der ausländische Unternehmer, seit sich die Mode den Phantasiegeflechten aus Bast und Holz zugewendet hat, bei der Bestellung von Strohwaren die Preise drückt um sein größeres Risiko wett zu machen. Um beträchtliche Reduktionen kann es sich schon deshalb nicht handeln, weil sich von ihnen nichts im Detailhandel fühlbar macht. Aber schon der Factor (Fercher, Zwischenmeister), dem der Unternehmer seinen Auftrag gegeben hat, kürzt den Stückpreis der Subfactoren u. s. w., jeder wälzte die Folgen des relativ laueren Geschäftsganges von sich ab und, weil der Großunternehmer sich für den Fall langsameren Absatzes schadlos halten will, muß die Arbeiterin hungern. Die Ursachen der Depression dieser Industrie liegen selbstverständlich in den Angebot- und Nachfrage-Verhältnissen des Weltmarktes; daß aber eine so geringe Verschlechterung der Lage eine so furchtbare Wirkung für die Arbeiterschaft haben konnte, daran ist allerdings die hausindustrielle Zersplitterung Schuld, die die Arbeiterinnen widerstandslos machte und wenn der Anteil der Produzenten am Ertrage der Ware nur einen minimalen Bruchteil darstellt, so ist dafür das Zwischenmeistersystem verantwortlich zu machen, das eine Kette von Nichtproduzierenden zwischen Arbeiter und Unternehmer einschiebt.

Es ist von Wichtigkeit, das festzustellen. Ist nämlich, wie die Factoren ihren Arbeiterinnen zu versichern lieben, die toskanische Strohindustrie wirklich durch die ausländische Concurrenz lahm gelegt, dann sind alle Maßnahmen, den Flechterinnen zu helfen, nutzlos und verlängern nur die Agonie, indem sie verhindern, daß die Not einen Grad erreiche, der die Selbsthilfe gebiert. Solange aber die wesentlichen Symptome des Niederganges der Industrie, Verminderung der Ausfuhr und Entwertung der Producte, fehlen oder doch gering sind, sollte es da nicht angezeigt sein, die ungeheure Differenz zwischen Arbeitslohn und Verkaufspreis zu Gunsten der Arbeiterschaft zu verringern, indem man die Zahl der Mittelspersonen verringert? Von dem Gedanken, durch Beseitigung der Factoren und Zwischenhändler den Arbeiterinnen zu einem größeren, die Existenz sichernden Ertrage ihrer Arbeit zu verhelfen, ist das einzige Unternehmen eingegeben, das durch die bei dem Ausstande zu Tage tretenden Mißstände angeregt worden ist. Die Camera del Lavoro zu Florenz kann sich rühmen, in kurzer Zeit eine gewaltige organisatorische Arbeit geleistet zu haben: 19 Cooperativgesellschaften mit einer Gesamtzahl von fast 10000 eingetragenen Mitgliedern sind bis heute entstanden; 4 weitere sind im Werden und die Zahl der thatsächlichen Mitglieder übertrifft die Eingetragenen bei weitem. Gemeinsamer Einkauf des Rohmaterials im Großen und direkter Vertrieb der Ware an inländische und ausländische Händler und Fabrikanten — das ist die Aufgabe, die diese Verbände sich gestellt haben. Die Arbeitskammer hat sich in den Besitz der Adressen sämtlicher Unternehmer gesetzt, die größere Posten von Strohwaren durch Factoren aus Toscana bezogen. Und während Tausende von Circularen in alle Kulturländer versandt werden, um dem direkten Absatz, der auch für die Abnehmer ein Vorteil ist, die Wege zu bahnen, wird in den Ortschaften um Florenz eine stille, unscheinbare Arbeit gethan: von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte wird der Gedanke des Zusammenschlusses der Arbeitenden, der Gemeinsamkeit ihrer Interessen getragen und der Arbeiterin, die bisher in stumpfer Hoffnungslosigkeit nur das eigene Elend gesehen hat, dämmert die Erkenntnis auf, daß dieses eigene Elend mit dem Elende der Gefährtinnen unlösbar verknotet sei und daß der gemeinsamen Not nur gemeinsames Handeln und Kämpfen ein Ziel setzen werde!

Solange man die bewaffnete Macht gegen die notleidende Arbeiterschaft führt, ist man mit Recht besorgt um den sozialen Frieden; friedliche Entwickelung kann der Gesellschaft nur werden, wenn sie dem anderen Kampfe freie Bahn giebt, den die Macht der Organisation kämpft gegen die Not.

Streiflichter.

Der deutsch-französische Krieg und der Nationaldünkel. Die „Frankfurter Ztg." brachte kürzlich die Zuschrift eines namhaften französischen Gelehrten und Publizisten, Paul Fournier, der mit edler Vorurteilslosigkeit den ethischen Gewinn hervorhebt, den die Niederlage des Jahres 1870/71 seiner Nation gebracht hat. Der Nationaldünkel und die krankhafte Überschätzung der kulturellen Mission des französischen Volkes hätten einen Stoß erhalten; man sei bescheidener geworden, man habe die Thore Frankreichs der ausländischen Kultur weit geöffnet; die Folge sei eine Vertiefung und Bereicherung der französischen Civilisation gewesen. Wir wollen unsern Lesern einige Sätze dieser bedeutsamen Kundgebung ins Gedächtnis rufen, um daran eine Betrachtung über die Entwickelung des deutschen Nationalgefühls seit dem großen Kriege zu knüpfen:

„Vor 1870 war es bei unsern größten Schriftstellern eine gewöhnliche Erscheinung, daß sie ihre Werke mit einer Huldigung an das unbesiegbare Genie Frankreichs, an seine Überlegenheit und die Führerschaft seiner universalen Gewalt einführten. Unsere scharfsichtigsten Geschichtsschreiber ließen in ihren weitesten Spekulationen eine naive Unkenntnis der anderen zivilisierten Völker erkennen. . . Die deutsche Invasion hat diesen Hebel der nationalen Eitelkeit verscheucht. Wir haben schließlich eingesehen, daß es außer Frankreich Völker giebt, die ebenso reich sind wie wir an schöpferischer Kraft, künstlerischen Überlieferungen und wissenschaftlicher Zukunft. . . . Der unbedeutendste Provinz-Journalist schrieb und schreibt heute noch von Frankreich als dem „Vorkämpfer der Menschheit" . . Frankreich hat gewiß in der Entwickelung der Menschheit einen hervorragenden Platz

eingenommen, aber dieser Platz steht nicht höher, als England oder Italien ihn ebenfalls eingenommen haben. Der Krieg von 1870 hat uns also die Lehre gegeben, daß wir zurückgehen sollen in die Schranken jener Mäßigung, von der sich eine ganze Nation ebenso wenig entfernen darf wie ein einzelnes Individuum. . . . Ohne die heftige Erschütterung, die uns gezwungen hat, uns zu fragen, ob nicht außer uns noch andere Quellen des Kulturlebens existieren, würden wir jetzt noch im Wiederkäuen der Werke unserer Vorfahren und in der Bewunderung unserer eigenen Herrlichkeiten dahinsiechen. Wenn es wahr ist, daß wir in eine Periode des Verfalls eintreten, so ist das die Züchtigung dafür, daß wir so lange in uns die Achtung für die freien Kundgebungen des Gewissens erstickt haben . . ."

Es ist bezeichnend für die gegenwärtige Verfassung des deutschen Geistes, daß diese Worte Fourniers von der Presse überall nur mit dem wohlmeinenden Wunsche abgedruckt wurden, dem hochgesinnten Franzosen möge es gelingen, seine Einsicht und seine Gesinnung immer weiteren Kreisen seiner Nation mitzuteilen. Nirgends wurde einmal deutlich darauf hingewiesen, wie sehr die Schilderung, welche Herr Fournier von dem Nationaldünkel seiner Landsleute vor dem großen Kriege entwirft, den Bürgern des gegenwärtigen dentschen Reiches als Spiegel ihrer eigenen Verirrungen vorgehalten werden kann. Und wenn Herr Fournier an einer andern Stelle seines Briefes hervorhebt, daß das Erwachen einer bescheideneren Einschätzung des eigenen Wertes die französische Nation reichlich entschädigt habe für den Verlust an Territorium, so verrät sich hier eine leise Ironie in seiner Verherrlichung der dentschen Invasion, und es ist uns, als hörten wir den geistvollen Mann fortfahren: „Wir haben das Territorium verloren, aber dafür das alte Deutschland Goethes und Schillers gewonnen, unter dessen Zeichen sich Euer Sieg vollzog — Ihr habt neues Land gewonnen, aber Ihr habt Euer altes Deutschland bei uns gelassen. Ihr seid äußerlich von Erfolg gekrönt, aber Ihr habt moralisch unendlich verloren." Wer sich von dieser Decadence überzeugen will, der höre nur den neuesten Leitartikel der von Herrn Prof. Lehmann-Hohenberg herausgegebenen „Dentschen Volksstimme". Da werden mit lebhaftester Zustimmung aus einem Aufsatz der antisemitischen Zeitschrift: „Das 20. Jahrhundert" u. a. folgende Sätze abgedruckt:

„Wir müssen uns in erster Linie selbst germanisieren. Ein solcher Gedanke ist der alldeutsche, der Glaube an ein großes Deutsches Reich, das gereinigt von allem fremdländischen, undeutschen Wesen, kräftig und stark, einig und rein, die ihm seit urdenklichen Zeiten zukommende Führerrolle unter allen Staaten der Erde einnimmt."

Dann wird davon geredet, daß jedes Volk zum Untergang bestimmt sei, welches sein Volkstum nicht rein erhält und welches nicht nur Glieder anderer Völker, sondern auch deren Sitten und Gebräuche in sich aufnimmt. Dann heißt es weiter von der gereinigten germanischen Rasse:

„Und wieder wird das deutsche Volk der Bahnbrecher für einen Einhalt, für eine Umkehr zum guten sein, und mit der Wiedergeburt nit dem Aufgehen einer Morgenröte für das deutsche Volk ist auch für andere Nationen der Stein ins Rollen gebracht für eine kommende bessere Zeit."

Wir freuen uns, diesen blöden Einbildungen das Wort eines antisemitischen Philosophen entgegensetzen zu können, dessen Intelligenz zu groß war, um ganz in diesem Rassenfanatismus unterzugehen. Eugen Dühring sagt in seiner „Wirklichkeitsphilosophie" über die Deutschtümelei:

„Im Gegenteil scheint selbst bei den besten Nationen die Erinnerung an gute Nationaleigenschaften teilweise dahin auszuschlagen, den blinden Nationalwahn und die Herauskehrung der schlechten Nationaleigenschaften zu nähren. Meist ist es Nationalitätsheuchelei, die von schlechten Elementen für schlechte Zwecke betrieben wird, was sich als urwüchsiges und zur Wiedergeburt befähigendes Volkstum aufspielt. Wenn unter modernen Verhältnissen beispielsweise deutscher Geist auf diese Weise parodiert und geschändet wird, so ist das sicherlich keine Ermunterung, an ein Aufleben wirklich sittlicher Elemente des Deutschtums zu glauben. Alte Roheiten werden hervorgesucht und alte Beschränktheiten werden angepriesen; dies heißt aber, die deutschen Fehler zu Vorzügen umlügen und das wirklich Gute im Geiste der Nation als unbequem zur Seite lassen."

In dem Artikel der „deutschen Volksstimme" wird in der That von der Führerschaft des deutschen Geistes mit der gleichen Ueberhebung geredet, die nach Fournier die geistig leitenden Kreise Frankreichs vor der großen Demütigung verblendete und die französische Zivilisation von der unentbehrlichen kulturellen Ergänzung durch das Ausland fernhielt; man glaubt, daß der Deutsche nur auf die Eigenschaften seiner Urzeit zurückzugreifen brauche, um das edelste Menschentum zu verwirklichen, während alle fremdländische Zufuhr nur eine Verfälschung seines Wesens bedeute. Wir bedauern es schmerzlich, daß Herr Professor Lehmann-Hohenberg nicht durch seine wissenschaftliche Gedankenzucht gegen solche Geistestrübungen gefeit ist; ein Blick auf das klassische Altertum, auf das Christentum, auf die italische Renaissance, auf das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich, auf die Höhepunkte englischer Kultur muß ihm doch zeigen, daß die Morgenröte neuer Gedanken und Gefühle ebenso oft von andern Völkern nach Deutschland hinübergeleuchtet hat, wie umgekehrt und daß wir Bettler werden müßten, wollten wir folgerichtig alle ausländischen Beiträge zu unserer Zivilisation ungeschehen machen. Sind doch unsere größten Genien gerade durch Verschmelzung fremdländischer Bildungselemente mit deutschem Wesen erst wahre Volkserzieher geworden! Wir können uns nicht versagen, an diesem Orte die klassischen Worte zum Abdruck zu bringen, mit welchen Ihering in seinem „Geist des römischen Rechts" allen nationalen Einbildungen die große Thatsache des völkerverbindenden Ausgleiches und Austausches entgegenhält:

„Das Leben der Völker ist kein isoliertes Nebeneinanderstehen, sondern es ist wie das der Individuen im Staat eine Gemeinschaft, ein System der gegenseitigen Berührung und Einwirkung, friedlicher und feindlicher Art, ein Geben und Nehmen, Entlohnen und Mitteilen, kurz ein großartiges, alle Seiten des menschlichen Daseins umfassendes Austauschgeschäft. Dasselbe Gesetz, welches für die leibliche Welt gilt, besteht auch für die geistige: Leben ist Aufnahme von außen und innerliche Aneignung; Rezeption und Assimilation sind die beiden Fundamentalfunktionen, auf deren Dasein und Gleichgewicht das Bestehen und die Gesundheit jedes lebenden Organismus beruht. Die Aufnahme von außen verwehren und den Organismus zur Entwickelung von „innen heraus" verurteilen, heißt ihn töten — die Entwickelung von innen heraus beginnt erst bei der Leiche!

Das Individuum kann sich diesem Gesetz nicht entziehen ohne dem leiblichen oder geistigen Tode zu verfallen; sein Leben ist unausgesetztes leibliches und geistiges Atmen. Aber bei den Völkern wäre eine Absperrung auf sich selber, die Abwehr jedes Einflusses von außen her nicht gerade undenkbar, und es fehlt in der That in der Völkerfamilie nicht an einem Volk, welches — ein echter Don Quichotte des Nationalitätsprinzips! — diese seltsame Idee durchzuführen versucht hat, dem chinesischen. Und warum nicht, möchte man fragen, wenn es sich wohl dabei fühlt, wenn es auf die Vorteile des Verkehrs und der Berührung mit fremden Völkern verzichtet? Leidet es doch selber am meisten dabei. Der Einwurf wäre richtig, wenn jedes Volk bloß seiner selbst wegen existierte; aber jedes Volk existiert zugleich der übrigen wegen, alle andern Völker der Erde haben ein Recht auf die Berührung mit ihm. Das Gesetz der Teilung der Arbeit gilt auch für das Leben der Völker. Nicht jeder Boden trägt alles, nicht jedes Volk kann alles. Aber diese Unvollkommenheit des Einzelnen soll ausgeglichen werden durch gegenseitige Aushilfe und Mitteilung — die Vollkommenheit kommt erst im ganzen in der Gemeinschaft zur Erscheinung. Der Austausch der materiellen und geistigen Erzeugnisse ist die Form, in der die Geschichte die Ungleichheit der geographischen, natürlichen und geistigen Ausstattung der Völker wiederum aufhebt, in der die Beschränktheit der Natur überwunden und die Idee der höheren Gerechtigkeit in der Weltgeschichte verwirklicht wird."

Wer könnte in diesem großartigen Austauschgeschäft der Völker die Bilanz ihres Exports und Imports des Näheren feststellen, wer die tausendfachen Anregungen und Einflüsse im Einzelnen nachweisen, die dabei ein Volk auf das andere ausübt? Mit dem Schiffe, das Waren brachte, kehrten Götter zurück, der Kaufmann, der das Gold entführte, hinterließ mit den Fabrikaten ein Modell der Nachahmung und den Keim der Industrie. Sprache, Sitte, Religion, Worte, Ideen, Vorurteile, Glauben, Aberglauben, Gewerbfleiß, Kunst, Wissenschaft, — sie alle gehorchen dem Gesetz der internationalen Mitteilung und Einwirkung!

Soweit Ihering. Daß man diese Erwägungen einem Manne entgegenhalten muß, der wie Herr Professor Lehmann-Hohenberg, ein Volkserzieher im neuen sozialen Geiste sein will, das zeigt deutlich, wie hoch hinauf in den Geistesadel deutscher Nation sich bei uns schon der nationale Größenwahnsinn durchgefressen hat. Mögen die edlen Worte des Franzosen Fournier auch bei uns einen Wendepunkt der Einkehr und Umkehr bedeuten! F.

Bücherbesprechungen.

Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie von Arnold E. Berger, Privatdozent an der Universität Bonn. Berlin 1895, Ernst Hofmann u. Co. 300 S. 8°.

Inmitten der Kulturkrisis, die wir gegenwärtig durchmachen, ist eine Darstellung der seit der Reformation ins Leben getretenen Kulturaufgaben zweifellos als eine überaus zeitgemäße zu bezeichnen. Gilt

es doch heute, wenn auch unter mannigfach geänderten Umständen, eben die Mächte zu bekämpfen, die dazumal als die alleinwaltenden im Vordergrunde standen. Und alle Vorteile der intellektuellen und materiellen Arbeit, die mittlerweile im Gegensatze zu ihrem Wollen und Streben errungen worden, sind ihnen gleich verfügbar wie denen, die sich um deren Erwerb bemüht! Ist es belangvoll den Gegner zu kennen, dem man gegenübersteht, so hat es ebenso großen Wert über den Gegenstand des Kampfes genau aufgeklärt zu sein. Das vorliegende Buch hat zum Zweck, über die Voraussetzungen der Erscheinung und Thätigkeit Luthers Auskunft zu geben. Die Bedeutung des Reformators selbst zu schildern, hat der Autor einem besonderen Werk vorbehalten, wovon der erste überaus gehaltvolle Band fast zugleich mit der gesondert herausgegebenen Einleitung erschien. In dieser handelt es sich um ein Weltbild, das den Hintergrund für das Auftreten Luthers bietet. Nichts Geringeres als die ganze Entwickelung der europäischen Kulturmenschheit von den Anfängen christlicher Lebens- und Weltanschauung bis zum Ausgang des Mittelalters, also ein volles Jahrtausend geschichtlichen Daseins, wird hier vorgeführt, und zwar im Hinblick auf die Strebungen, die das Wirken Luthers bedingt und gefördert. Der reiche Stoff, über den der Autor mit imponierender Sachkenntnis verfügt, gliedert sich ihm nach den Hauptgesichtspunkten, die für das Aufkommen und Durchdringen der Reformation entscheidend waren. Im Vordergrunde steht ihm die Ausbildung des Nationalbewußtseins, das dazumal in dem leider nicht mit ausreichender Kraft behaupteten Ziele „Los von Rom“ gipfelte. Hierauf wird der Sieg der mittelalterlichen Laienkultur vorgeführt, wie sie den Durchbruch des Individualismus, durch die Zersetzung der mittelalterlichen Wissenschaft und das Emporkommen der humanistischen Ideale gefördert, zur Folge gehabt. Schließlich wird das religiöse Leben des Mittelalters nach seinen Gegensätzen von geistlich und weltlich, von kirchlicher Allgewalt und persönlicher Glaubenskraft, von äußerlichem Thun und Abfinden mit der Gottheit gegenüber echter, tief im Gemüt wurzelnder Frömmigkeit ins Auge gefaßt. All das erweist sich als eine Fülle suchender, tastender und ringender Bewegungen, „aus denen erst die Reformation die Summe gezogen, indem dann erst dem unseligen Dualismus ein Ende bereitet ward, der während der ganzen Herrschaft der mittelalterlichen Kirche sich behauptete; denn es wurde das Christentum mit den in der Entwickelung der Gesellschaft inzwischen erwachsenen Forderungen in wirklichen Einklang gebracht und jener echte Christenstand entdeckt, in dem Religion und Sittlichkeit zu einer einzigen persönlichen Lebensmacht verschlungen waren.“ Daß der Autor, wie aus den eben angeführten Worten ersichtlich, an einem wesentlichen Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit festhält, soll uns, die wir für die absolute Selbständigkeit der Ethik eintreten, nicht abhalten, seine fleißigen und im Gegensatz zu den noch immer sich behauptenden Mächten vergangener Kulturverhältnisse immerhin fortschrittlich gearteten Arbeit ungeteilte Anerkennung zu zollen für die reichhaltige Belehrung, die wir ihr verdanken.

Wilh. Bolin.

Tycho Pantander. Eine Geistesentwickelung in Liedern, dargestellt von Jost Winteler. Frauenfeld, Hubers Verlag 1890.

„Das Ganze stets, das Schöpfen aus dem Vollen
Hab' ich im Endlichen erreichen wollen
So konnte denn mein Wesen nicht gesunden
Wenn nicht in Ahnungsblitzen flücht'ger Stunden —
Bis ich, am Schicksal lernend, spät verstanden,
Wie andre vor mir das Gesuchte fanden:
Indem sie selber sich ins Ganze senkten
Und, statt es zu begehren, ihm sich schenkten
Vertrauend, daß das Universum lebt
Für jeden, der zum Universum strebt. . . . . .“

Das ist das Leitwort dieser „Geistesentwickelung in Liedern“. „Tycho Pantander“ wird schwerlich zu einer Massenwirkung gelangen. Es ist ein tiefernstes, gedankenreiches Werk, bestimmt für eine kleine Gemeinde selbständiger Menschen. Der Verfasser — eine ganz seltene Vereinigung von intellektueller Ehrlichkeit und dichterischem Bedürfnis — gehört zu den Naturen, die unerschrocken in alle Abgründe des Denkens hinabtauchen, um dann, geläutert durch die Zucht unbedingter Wahrheit vor sich selbst, ihre Überzeugung vom Werte des Lebens nicht mehr auf süßen Kinderglauben oder auf Selbstbetäubung zu stellen, sondern auf die klare Gedankenarbeit einer gesunden und schönheitsdurstigen Seele, die das Große im Kleinen findet und sich damit die Quelle aller Lebensverklärung öffnet. „Weh, du hast sie zerstört, die schöne Welt“ so tönt es auch aus dieser Geistesentwickelung heraus — aber es tönt auch weiter „Prächtiger baue sie wieder, aus deinem eigenen Busen baue sie auf“. Daß unser Dichter faustischen Geistes ist, das lassen folgende aus tiefstem Erlebnis kommende Worte erkennen:

„Mein kindlich Träumen hast du durchrast, ein Sturmwind
Hast zerpflückt mir, zerknickt die Glaubensblüten all.
Im Staub liegt ihre Pracht, und die Welt ist kahl
Und dennoch zieht's mein Herz hin zum Verwüster.“

Wer sich dem ersten Liedercyklus zuwendet, und Jugendträume und Natursehnsucht auf sich wirken läßt, der ahnt aus der Gefühlstiefe dieser Poesie, daß der Dichter ein ernster Mensch ist, dem das Leben nicht in „Glaubensblüten“ und Herzensträumen beschlossen ist und der selbst als Verwüster über seine innere Welt einherschreiten wird — aber er fühlt auch, daß die Dichtergebilde hier aus einer tiefen Fähigkeit zu liebevoller und schönheitsergriffener Auffassung der Wirklichkeit quellen und daß daher die vom Zweifel entblätterte und von allem falschen Schmuck entkleidete Welt dem Dichterauge einst wieder im Widerschein der eigenen Beruhigung in neuem Zauber leuchten wird. Welche Musik liegt nicht in folgendem Gedicht der frühesten Zeit:

Aus dunklem Auge blitzend
Vom Hochgebirg herab
Fährt ihre Wolkenstraße
Sturmnacht im Donnertrab.

Mir hat ins Herz geleuchtet
Ein Blitz so wunderbar . . .
Stieg auf ob Sturm und Wettern
Du Sternenhimmel klar!

Du meines Schmerzes Schwester
Was soll die wilde Pracht:
Mich hat ja heute selig,
Selig ein Wort gemacht.

Nimm hin in Deine Weiten
Dies Fühlen hehr und groß:
Nur Du bist wie es selber
So tief, so grenzenlos.

Aus reifer Lebenserfahrung kommen folgende Worte über das Genießen:

„Ihr wollt genießen, nur genießen. Thut's,
So werdet ihr vielleicht zuletzt erkennen,
Daß Ihr im Grunde — nichts genossen habt
Ihr habt geschwelgt, doch niemals euch gelabt.
Manch einer denkt sein Tag nicht aus Vergnügen;
Er stürmt im Wettlauf mit der eignen Kraft,
Verzehrt in Arbeit sich und Leidenschaft
Und fühlt dabei ein heimlich Vollgenügen.“

Mitten im Weltgetriebe ergreift den Dichter das Heimweh nach seinen Schweizer Bergen. Wie herrlich empfunden sind da folgende Worte aus dem Gedicht „Heimweh“:

„. . . . Zu lauschen, wie in milder Abendruh
Der Herden Glocken leis verklingen
Hinaus zu lugen übers weite Land
Wie blühend Haidekraut am Felsen hangend,
Wenn um der Jungfrau Schultern spätrotprangend
Der Himmel legt sein blaues Sterngewand. —
Rings auf des Flachlands Gauen lagert schwer
Im Nebel schleichend, Sorge, Trug und Narrheit,
Doch um das Hochgebirge wallet her
Des Weltallfriedens ewig heit're Klarheit.

Den Höhepunkt erreicht die Dichtung mit dem Beginn des dritten Cyklus: „Fata Morgana“. Hier baut der Dichter die Welt des Ideals aus dem „eigenen Busen wieder auf“:

„. . . . . Doch darin wieder sind sich beid' verwandt
Fata Morgana und der Minne Fee:
Zeig jede noch so sehr ein Luftgebild
Ganz aus der Luft gegriffen — ist es nicht
Was sie verwandeln in phantast'schen Schein
Ist irgendwie doch liebe Wirklichkeit.

Gegenüber der cynischen Nüchternheit, welcher die Liebe klein und gemein erscheint, weil die Natur mit einfachen Mitteln arbeitet, zeigt er die Wunder, die aus der „Zweilieb Einheit“ quillen:

„. . . . Doch unter Menschen knüpft die Liebe mild
Erst Haus an Haus, dann Volk an Volk. Es kreist
Der Menschheit Blut in immer engerm Kreis.
Und was Jahrtausende langsam gereift
Durch aller Zonen, aller Rassen That
Was je in Milliarden Herzen schlug
Des Bettlers Demut und des Königs Stolz —
In großen Geistern flammt's, wie Nordlichtschein
Der Völker Wege hellend mächtig auf
Und wird im blitzbeschwingten Nachgeschlecht
Vereint durchglühn ein einzig Herz und Hirn. —

Verachte nicht, was solche Wunder thut,
Weil einfach stets die Mittel der Natur!
. . . . . . Du schiltst die Liebe einen leeren Traum,
Bis Dir des Raumes Ganzheit wird erscheinen
In seines Wuchses edler Harmonie
Und groß du schaust, was Du verehrt im Kleinen,
Es ist der Baum der Welt. Nun liebe sie.
Ein jedes Blatt wird dann zurückgewinnen
Sein rechtes Teil von Deinem Knospenminnen.“

Man kann das Werk nicht ohne tiefe Dankbarkeit aus der Hand legen. Wintelers edle Kunst macht uns heimischer in dieser Welt. Er ist ein echter Dichter. Er dichtet nicht nebenbei, sondern man fühlt, daß die dichtende, verklärende Kraft sein innerstes Wesen ist und daß seine ganze Lebenswirksamkeit auf der Zartheit, Keuschheit und inneren Größe seiner Muse ruht. Möchte sein Werk bald eine größere Gemeinde finden!

F.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.
Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 12. September 1896. | Nr. 37.

Inhalt: Die sozialgeschichtliche Stellung Matthew Arnolds. Von Ludwig Sinzheimer. — Einiges über die Hausindustrie. Von C. Henke. — Streiflichter: Der Kampf gegen die Konsumvereine. — Vermischtes. — Bücherbesprechungen: Hiltn. Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine (Gustav Maler). A. Berger. Gedanken eines Einsamen (Arthur Pfungst). Zwischen Scylla und Charybdis (F.). — Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung.

Die sozialgeschichtliche Stellung Matthew Arnolds.

Von Dr. Ludwig Sinzheimer in London.

Durch die kürzlich erfolgte Veröffentlichung zweier Bände von Briefen Matthew Arnolds*) ist eine erneute Aussprache über die Bedeutung des vor acht Jahren Verstorbenen veranlaßt worden. Das Leitmotiv des vielstimmigen Chors, der bei dieser Gelegenheit das Wort nahm, ist die Auffassung, daß Matthew Arnold sich eine hervorragende, für lange Zeit gesicherte Position im englischen Geistesleben erobert hat. Aber die Aeußerungen, die diesem Namen Unsterblichkeit verheißen, enthalten auch ein Todesurteil. In der jüngsten Revue des Schaffens Arnolds wird entweder seiner sozialpolitischen Gedanken garnicht gedacht oder man katalogisiert sie einfach, ohne ein präzises Verdikt über ihren Wert zu wagen, oder man spricht ihnen jegliche Bedeutung ab. Ist dies berechtigt? Soll an Arnolds Denkmal die Mahnung fehlen, daß eine auch für soziale Probleme bedeutsame Figur vor uns steht?

Wir begreifen die Übereinstimmung in der Bejahung dieser Frage teilweise, wenn wir die Methode anwenden, auf die vornehmlich jene Geringschätzung zurückzuführen ist. Sehen wir das, was Arnold über die Arbeiterfrage geschrieben hat, als etwas Gesondertes an, suchen wir, ohne nach rechts oder links zu blicken danach, ob diesen abgegrenzten Kreis ein umfassendes und geschlossenes System füllt, ob wir klare, auf der Basis gründlicher Beweisführung ruhende Sätze vorfinden, von den modernen Ideen durch Originalität abstechende Gedanken, zuverlässige und helle Leitsterne praktischer Aktion, dann allerdings entdecken wir wenig Imponierendes. Ein dünnes Heft kleinsten Formats hat Platz für die weithin zerstreuten Aperçus, die Arnold zur Arbeiterfrage beigesteuert hat. Sie lassen wichtige Seiten der Arbeiterfrage unberücksichtigt, häufig widersprechen sie einander. Vieldeutige Thesen sind nicht selten, in den meisten Fällen haben wir es nur mit Behauptungen im Lapidarstil oder mit schlecht begründeten Behauptungen zu thun. Häufig redet Arnold in der Form des Citats, und fast überall da, wo dies nicht geschieht, erkennt schon derjenige, der nur ein einziges neueres Handbuch der Volkswirtschaftslehre gelesen hat, alte Bekannte. Arnolds Reformprogramm ist mager und zum größten Teile ist es in undurchdringliches Dunkel oder in ungewisse Dämmerung gehüllt.

Wenn die sozialpolitische Arbeit Arnolds für sich allein geprüft wird, dann ist unzweifelhaft das größte Bruchstück derselben als unbedeutend zu bezeichnen. Aber selbst unter dieser Bedingung verdient nicht alles diese Charakteristik. Selbst dann, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, auf den jene Methode verweist, bemerkt man bei genauem Zusehen einige Partien, die immanenten Wert besitzen. Hinzu kommt dies, daß jene isolierende Betrachtungsweise ungerecht ist. Sie übersieht drei Momente: die Zeit, in der Matthew Arnold lebte, seine äußeren Lebensverhältnisse, den Rest seines schriftstellerischen Wirkens*).

Den sozialpolitischen Äußerungen Arnolds stehen stofflich am nächsten seine politischen Betrachtungen, die außerhalb der Sozialpolitik liegende politische Fragen betreffen. Fassen wir seine rein politischen Auslassungen gesondert ins Auge, so finden wir, daß Arnold zwar nicht ganz der liberalen Pateischablone entspricht, daß man aber berechtigt ist, ihn einen Liberalen zu nennen**). Der Grundcharakter seiner politischen Überzeugung ist das erste Moment, das Arnold sozialgeschichtlichen Wert verleiht. Arnold ist eine beachtenswerte Persönlichkeit in der Geschichte der Sozialisierung des englischen Liberalismus.

Zu den mächtigsten Kräften, die den englischen Liberalismus dieses Jahrhunderts umgebildet haben, gehört die Erkenntnis, daß der ältere Liberalismus den Wert konstitutioneller Änderungen überschätzt hat, daß er einseitig sein Augenmerk lediglich auf die Beseitigung politischer Privilegien und auf die Uniformität politischer Rechte gerichtet hat, daß die politische Organisation, die er anstrebte und zum Teil schuf, ein wichtiges Mittel, aber kein abschließendes Endziel sei. In seinen in den sechziger Jahren erschienenen, das einst vielgelesene Werk „Culture and Anarchy“ und das geistsprühende Büchlein „Friendship's Garland“ bildenden Aufsätzen hat Arnold sich bemüht, die Überschätzung der Gestaltung der politischen Maschinerie als ein hervorstechendes Charakteristikum des zeitgenössischen Liberalismus klarzustellen und zu bekämpfen. Sein Protest entsprang verschiedenen Beweggründen. Zu ihnen gehörte die Anschauung, daß die politische Einseitigkeit den Liberalismus blind mache gegenüber dem Zustande der Masse.***) In den Jubel über die freiheitliche Ausgestaltung der englischen Verfassung kann Arnold nicht mit vollem Herzen einstimmen. Er findet kein Wort zur Verteidigung jener Dithyramben gegenüber den Sätzen, die er Ausländern in den Mund legt: „Was macht Ihr aus der Masse Eurer Gesellschaft? Sollen wir Euch um Eure untere

---

*) Letters of Matthew Arnold 1848—1888. Collected and arranged by George W. E. Russell 1895.

---

*) Die reizvolle Aufgabe, eine Biographie Arnolds zu schreiben, ist noch ungelöst. Einen sorgfältig zusammengestellten Katalog seiner Werke findet man in T. B. Smarts: „Bibliography of Matthew Arnold.“ (1892.)

**) Augustine Birrell in Scribners Magazine vol. IV, S. 338; John Morley im XIX. Century, Dezember 1895, S. 1046.

***) Culture and Anarchy. III. ed. 1882, S. XXIV f., XLV, 69 f. — Friendship's Garland, 1871, S. 146.

Klasse beneiden? Auch wenn wir nicht zu sehr auf den Erzählungen von Elend und Erniedrigung bestehen, die beständig zu uns dringen, behaupten wir, daß niemand in Eurem Lande unter eine große Menge sich mischen kann, daß niemand mit offenen Augen und Ohren durch die armen Distrikte Eurer großen Städte wandern kann, ohne zu fühlen, daß Eure untere Klasse, wie sie sich einem zeigt, gegenwärtig roher ist, weniger beneidenswert aussieht, weiter von einem zivilisierten und menschlichen Leben entfernt ist als die untere Klasse fast überall." Die Thätigkeit der Liberalen seit dem dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts scheint Arnold ein notwendiges und zeitgemäßes Werk. Aber er spricht die Ansicht aus, daß es angesichts der bestehenden sozialen Verhältnisse verhängnisvoll sei, die Liberalen glauben zu machen, eine große und heroische Arbeit sei gethan worden, der Weg für die künftige Entwickelung sei festgelegt, es sei nur notwendig, in denselben engen Geleisen fortzufahren.

Arnold richtete seine Pfeile nicht nur gegen die Bescheidenheit, die durch formell-politische Fortschritte zufrieden gestellt war. Er gehört zur Avantgarde der Liberalen, die die Auffassung angriffen, der Staat habe lediglich die Aufgabe, die persönliche Sicherheit und den Schutz des Privateigentums zu gewährleisten. Arnold war weiter einer der ersten Liberalen, die gegen die Auffassung sich wandten, der Freihandel sei eine Panacee für die Leiden der Unbemittelten. In Arnolds zum erstenmale 1861 veröffentlichtem Berichte über das französische Volksschulwesen („The popular education of France") behauptet Arnold, der Staat habe die Fähigkeit, aktiv die soziale Reform mächtig zu fördern.*) Dort ist auch die seine Bemerkung niedergelegt, erst die Adoption freihändlerischer Grundsätze durch die englische Gesetzgebung habe manchesterliche Ideen in manchen Kreisen großgezogen, die vorher jenen Ideen feindlich gegenüberstanden.**) In der Schrift: „A French Eton", deren erste Ausgabe 1864 erschien, werden die der Erweiterung der staatlichen Wirkungssphäre sympatischen Äußerungen des älteren Berichtes von neuem entwickelt und erweitert; es wird behauptet, die englische Arbeiterklasse, „die so oft außer Betracht gelassen wird, wenn wir die Pracht unserer Atlantis feiern", sei nicht ergriffen von dem Enthusiasmus für die Doktrin staatlicher Passivität.***) In „Culture and Anarchy" spricht Arnold von einer neuen Demokratie, die die ungehemmte Konkurrenz der Industriellen nicht liebt, die nicht zugiebt, daß dem Prinzip der Nichteinmischung des Staates in die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern die Zukunft gehöre. Er ist kein Gegner des Freihandels, er ist aber ein Gegner derer, die das Lob des Freihandels mit Scheuklappen vor den Augen singen, ein Gegner derer, die auf die Vermehrung der Bevölkerung, die Zunahme der Produktion hinweisen, aber vergessen, daß im Jahre 1869 auf 19 Personen 1 von der Armenpflege zu unterstützende Person kam.†) Liberale, die solche Gedanken äußerten, waren selten in jenen Tagen.

In den Versuch, entgegengesetzte Ideen zu zerstören, hat Arnold den Versuch gefügt, zu erklären, aus welchen Quellen ihre weitgreifende Zaubermacht abzuleiten sei.††) Die Antwort, die Arnold auf die Frage fand, woher es kam, daß der Haß gegen Staatsintervention im damaligen England so breite Kreise beherrschte, ist verfehlt in manchen Teilen und lückenhaft; mächtige der Einschränkung staatlicher Thätigkeit zutreibende Kräfte, wie die Interessen der aufstrebenden englischen Großindustrie, der Einfluß der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts, der Einfluß der Physiokraten und Adam Smiths mit seinen Nachfolgern, sind übergangen. Man findet jedoch in Arnolds Betrachtungen einige Erwägungen, die als

*) S. XXXVIII, XLVI fgte.
**) S. 163.
***) S. 85, 120.
†) S. 34, S. 69 f, S, 204 fgde.
††) The popular education of France, S. XIII ff. — A French Eton, S. 80 ff. — „Schools" in the Reign of Queen Victoria" ed. by T. H. Ward, 1887, S. 264, 277. — „Culture and Anarchy" S. 51 f.

Ergänzung der üblichen Lösungen des Problems willkommen zu heißen sind. So ist es ein durchaus einleuchtender Gedanke, anzunehmen, in zahlreichen nonkonformistischen Kreisen habe die Antipathie gegen staatliche Eingriffe in das kirchliche Leben Antipathie gegen die staatliche Thätigkeit überhaupt gezeitigt. Beachtenswert ist ferner die Andeutung, daß in bürgerlichen Kreisen der Ausdehnung staatlicher Thätigkeit die Wertschätzung kommunaler Autonomie entgegenarbeitete. Auch die Anschauung Arnolds, daß die englische Geburtsaristokratie ein natürlicher Feind der Bestrebungen sei, dem Staat ein weiteres Feld für die Verwaltung innerer Angelegenheiten einzuräumen, hat etwas für sich. Zwar übersieht Arnold manches, was dagegen spricht, so die Thatsache, daß die Begründung und Weiterbildung des englischen Arbeiterschutzes durch den Haß der Geburtsaristokratie gegen die aufkommende Fabrikantenklasse, durch das Streben, für die Aufhebung der Kornzölle Rache zu nehmen, gefördert und erleichtert wurde: dadurch, daß die Idee des Arbeiterschutzes mit der aristokratischen Neigung harmonisierte, die untere Klasse als unselbständig und kraftlos zu verachten.*) Aber wir finden bei Arnold auch manches Treffende, das sogar noch hätte verstärkt werden können, wenn Arnold eingehender die Frage behandelt hätte, wie die englische Aristokratie sich gegenüber dem Verlangen verhielt, dem Staate zu gestatten, in ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen einzugreifen. Einen eklatanten Beleg für die Arnold'sche Charakteristik der englischen Geburtsaristokratie liefert beispielsweise das Verhalten dieser gegenüber dem auch von Arnold verschiedentlich befürworteten Versuche, die Freiheit der irischen Großgrundbesitzer gegenüber ihren Pächtern zu beschränken.**) Für alle Perioden, in denen die Macht der englischen Aristokratie im Staate geringer war als in kommunalen Kreisen dürfte Arnold recht haben, von einem aristokratischen Instinkt zu sprechen, der dem Staate nichts, so viel wie möglich der Lokalverwaltung überweisen will. Manche zentralisationsfeindliche Tendenzen der englischen Konservativen von dem zweiten Drittel dieses Jahrhunderts ab werden durch diese Bemerkung teilweise aufgehellt. Schließlich liefert Arnold durch den Hinweis darauf, daß es wider das Interesse der Aristokratie gegangen sei, den anderen Klassen eine höhere Bildung zu ermöglichen, und so eine der Wurzeln der aristokratischen Macht zu zerschneiden, einen brauchbaren Beitrag zur Aufdeckung der Gründe, die bewirkten, daß erst nach dem Inkrafttreten der ersten Reformbill der englische Staat begann, in die Regelung des Schulwesens einzugreifen.

Auch dem, der nach den Gründen der Reaktion gegen die Doktrin des laissez-faire forscht, bringt Arnold etwas***). „. . . Die Doktrin der Nichteinmischung des Staates" — so sagt Benjamin Kidd sehr richtig†) — „war der natürliche politische Glaube eines Volks, das seine politische Freiheit in einem Prozeß langsamer, geordneter und hart bekämpfter Entwickelung gewonnen hatte, und für das der Staat während dieser Periode die machtbesitzenden Klassen repräsentierte, deren Interessen nicht mit dem der Masse des Volks zusammenfielen." Arnold läßt erkennen, daß die hier durchschimmernde Auffassung richtig ist, die politisch-liberale Entwickelung, die einst mächtig half, die Doktrin des laissez-faire zum Siege zu führen, schlage später um in eine die Herrschaft jener Doktrin erschütternde Kraft. Er zeigt zugleich, daß er die politischen Errungenschaften, die, wie wir sahen, von ihm nicht überschätzt wurden, auch nicht unterschätzt. Sie gehören ihm zu den Garantien dafür, daß der englische Staat Vertrauen verdiene. Arnold stützt sein Plaidoyer für die Ausdehnung der staatlichen Wirkungssphäre durch die Behauptung, daß die Klassen, für deren Hebung er die staatlichen Kräfte nutzbar machen will, die Möglichkeit hätten, die Thätigkeit des Staats zu bestimmen,

*) Arnold Toynbee: „Industrial Revolution", 1890, S. 214 f.
**) S. Arnolds: „Irish Essays and others," 1882, S. 1 ff. — Toynbee a. a. O. S. 215.
***) The popular education of France, S. XXXIV f. — A French Eton (1892er Ausgabe), S. 109.
†) Social Evolution, 1894, S. 237.

daß aus diesem Grunde staatliche Thätigkeit für sie keine Beeinträchtigung ihrer Freiheit darstelle. Naturgemäß schließt dies das Eingeständnis ein, daß nicht unter allen Umständen der Staat weitgehendes Vertrauen verdiene. Arnold sieht Unterschiede zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart Englands. Er sieht Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern. England und Amerika scheint ihm der Ausdehnung der staatlichen Thätigkeit einen besonders geeigneten Boden darzubieten, weil hier die Ausdehnung der staatlichen Thätigkeit nicht von oben herab dekretiert werden, sondern nur freiwillig von unten herauf ausgeführt werden könne. Arnold wirbt nicht für einen doktrinären Staatssozialismus Anhänger. „Nicht staatliche Aktion an und für sich," — so sagt er treffend — „nicht staatliche Aktion an und für sich sollen die mittleren und unteren Klassen einer Nation sich verbitten, sondern staatliche Aktion, die durchgeführt wird durch eine feindliche Klasse zum Zweck der Unterdrückung jener Klassen."

Die Anschauungen, die Arnold über den aktuellen Wert der Fesselung staatlicher Thätigkeit hegte, entsprechen im wesentlichen den Anschauungen, die heute die Majorität des englischen Liberalismus durchdringen. Es bestehen jedoch auch Unterschiede zwischen Arnold und dem englischen sozialen Liberalismus. Der letztere ist vornehmlich eine praktische, der Durchführung und Formulierung einzelner sozialreformatorischer Maßregeln zustrebende, keine umfassende und tiefdringende theoretische Bewegung. Als theoretische Strömung ist der soziale Liberalismus Englands durch eine enge stoffliche Begrenzung gekennzeichnet; das Hauptthema der englischen sozialliberalen Theorie, soweit überhaupt von einer solchen geredet werden kann, ist die Kritik der Doktrin des laissez faire. Jener praktischen und spezialisierenden Richtung hat Arnold direkt wenig vorgearbeitet. Außer mit Bezug auf das Schulwesen, den Schutz des geistigen Eigentums, die irische Landfrage und das Theaterwesen hat Arnold sich nicht darüber ausgesprochen, wie er im einzelnen die Ausgestaltung seiner Theorie über staatliche Intervention sich vorstellte. Wohl aber griff er in seinen theoretischen Betrachtungen über das Problem der Absteckung der staatlichen Wirkungssphäre hinaus*).

Er verwirft die Annahme von Naturrechten. Er versucht, die Forderung der Gleichberechtigung zu motivieren. Zu ihrer Unterstützung führt er an, das Streben nach Gleichberechtigung sei ein sozialer Trieb, eine Forderung, die einem gesellschaftlichen Impuls entspränge. Das gesellschaftliche Interesse, das nach Beseitigung greller Ungleichheit drängt, besteht in dem Interesse, die gesellschaftlichen Nachteile zu beseitigen, die die Ungleichheit mit sich führt. Als ein Beispiel führt er an die Schwächung der Energie der niedergehaltenen Individuen durch die Gewöhnung daran, eine Schicht über sich zu sehen, in die sie nicht aufsteigen können. Belege dieser Entwickelung glaubte Arnold in dem Zustande der unteren Klassen Irlands, in dem Unterschiede der unteren Klassen Frankreichs und Englands zu finden.

Die Skizze, die hier wiedergegeben wurde, ist unfertig, und die wenigen Striche, die Arnold mit flüchtiger Hand hingeworfen hat, werden von anderen Linien durchkreuzt. Die Bedeutung des tastenden Versuchs, den Arnold gemacht hat, liegt nicht in den Antworten, die er giebt, sondern in den Fragen, die er aufwirft, und in der Art, wie er sie zu beantworten sucht. Auch ist es in der Geschichte liberaler Theorien kein neuer Versuch. Bereits die Utilitarier hatten die naturrechtliche Basis preisgegeben. Die Begründung der Gleichberechtigung bildet für lange Zeit ein stehendes Thema von den Anfängen liberaler Theorien ab. Auch die Methode, die Arnold anwendet, fand versteckte und beiläufige Anwendung bereits bei früheren liberalen Theoretikern oder bei zeitgenössischen liberalen Theoretikern, die inniger als Arnold mit dem individualistischen Liberalismus verbunden waren. Arnold sagt deshalb nicht absolut Eigenartiges, er sagt nur neues in seiner Eigenschaft als Vorläufer des sozialen Liberalismus. Arnold weist, wenn auch vielleicht unbewußt, auf die Stoffe, die mit behandelt werden müssen, und auf einen Weg, der beschritten werden muß, soll ein sozialliberales System geschaffen werden. Wenn es erlaubt ist, die leisen Andeutungen, die Arnold giebt, weiter auszuführen, so hat die Schaffung eines solchen Systems nach Arnold zur Voraussetzung die Wiederaufnahme der politischen und gesellschaftlichen Probleme, die die älteren liberalen Theoretiker beschäftigten und die den politischen Annex des modernen sozialen Liberalismus ausmachen. Die Methode, deren Umrisse Arnolds Entwurf enthält, besteht in der Beschreibung der gesellschaftlichen Wirkungen, die die Nichterfüllung oder die Verwirklichung der liberalen Postulate nach sich zieht, in der Beantwortung der Frage, ob und welche von den älteren liberalen Theoretikern in erster Linie zur Grundlage genommenen individuellen Triebe und Rechte sich umprägen lassen in Gesetze der gesellschaftlichen Vervollkommnung.

(Schluß folgt.)

*) The popular education of France, S. XVIII ff. — Culture and Anarchy, S. 192. — Irish Essays, S. 121, 126, 251, 253 f. — Mixed Essays, II. ed. 1880, S. VIII, 48 ff. —

Einiges über die Hausindustrie.

Ein Vorschlag, um der ärgsten Lohndrückerei zu steuern.

Von C. Henke in Berlin.

In diesem an Arbeiterausständen nicht gerade armen Jahre sind am 3. August auch die Ledergalanteriearbeiter in eine Lohnbewegung eingetreten, um ihre im Laufe der Jahre ganz allmählich, aber mit ununterbrochener Beharrlichkeit gesunkenen Verhältnisse ein wenig zu bessern. Wie Verf. dieses im Laufe dreier Decennien beobachten konnte, hatte sich in dem betr. Industriezweige nur einmal ein Streik vorbereitet, im Jahre 1871, welcher aber durch sofortiges Entgegenkommen seitens der Fabrikanten beigelegt wurde. Innere, rein technische und Marktverhältnisse, die Art der Arbeit, sogar die der Arbeiter selbst, dann aber besonders die immer weiter sich entwickelnde Hausindustrie, brachten es mit sich, daß jedes gemeinschaftliche Handeln, ja sogar fast jede Verständigung ausgeschlossen war. Eine Art „Standesehre", so komisch dies auch klingen mag, beseelte viele der Ledergalanteriearbeiter, welche sich ziemlich zahlreich aus etwas besser situierten Familien rekrutierten und auch jetzt noch rekrutieren. Allmählich ist der Industriezweig, resp. seine Arbeiter, nun auf jener Stufe angelangt, wo selbst in den Loyalsten, Exklusivsten die Unzufriedenheit erwachte und sie zu gemeinsamer Abwehr der Not, wenn auch nur für diesen Streik, vereinigte. Was nun diesen nicht blühenden, in manchen Erzeugnissen an Kunst reichenden Industriezweig so niederdrückte, war in erster Linie die Hausindustrie, welche hier in einzelnen ihrer Begleiterscheinungen und unsittlichen Wirkungen näher beleuchtet werden soll.

Wohl tritt in dem relativ kleinen Kreise der hier erwähnten Arbeiter nicht jenes schauerliche Bild hervor, welches die Konfektionsbranche bietet, denn das Erbärmliche der Verhältnisse trifft hier mehr männliche Personen, die sehr oft noch anderweitige Unterstützung haben; diejenigen aber, die nur auf ihre Arbeit angewiesen sind und dazu noch für Familie zu sorgen haben, können thatsächlich nur dann noch existieren, wenn sie mit Hilfe von Lehrlingen oder Familienangehörigen arbeiten. So war die Lehrlingsausbeutung durch Gesellen — Proletarier — denn auch zu wahrhaft erschreckender Höhe gestiegen; jeder, der es irgend ermöglichen konnte, nahm sich Lehrlinge, bis zu drei und mehr, und schädigte so sein Gewerbe durch die unwürdigste Konkurrenz, andererseits aber auch die jungen Leute, welche thatsächlich nicht zu leistungsfähigen selbständigen Arbeitern ausgebildet wurden. Die Einseitigkeit in der Fabrikation ist groß. Nicht nur, daß jeder selbständige Arbeiter, der dauernd für ein Geschäft arbeitet, nur einen der Hauptartikel anfertigt und sonach dem Lehrlinge nur einseitige Ausbildung bieten kann, es kommt noch hinzu, daß sich jeder Zweig des Gewerbes in Untergattungen scheidet.

Die Portemonnaiebranche z. B. teilt sich in viele Zweige, die hier der Kürze wegen nicht aufgezählt werden können, und diese wieder rangieren nach Güte in Bezug auf Arbeit und Material. Bei stets gleicher Arbeit nun läßt sich der Lehrling am besten ausnutzen, wie hier an einem Beispiele gezeigt werden soll.

Einer der am meisten angefertigten Artikel ist das Portetresor, aus einem Stück gefertigt. Ein mit normaler Fingergewandtheit versehener Mensch, von gewöhnlicher Intelligenz,

kann die Anfertigung der meistbegehrten Mittelwaare in 6 bis 8 Wochen erlernen, die ordinäre mit Papierfutter schon in 14 Tagen; die Fertigkeit und Schnelligkeit kommt allerdings erst in einigen Monaten. Der Lehrling, welcher 3–4 Jahre lernen muß, kann also bei richtiger Arbeitsteilung schon vom ersten Tage an sein Kostgeld verdienen und mehr; denn die Lederkarten mit dem Pinsel bemalen, Kleisteranschmieren kann jeder Schuljunge, und solcher Arbeiten giebt es viele.

Auf diese Ausbeutung stützt sich nun die Konkurrenzfähigkeit jener Pseudomeister. Wenn es sich z. B. um einen Artikel handelt, an dem ein fleißiger Arbeiter nicht mehr als 15 M. pro Woche verdient, so kann der Ausbeuterproletarier noch 20 pCt. billiger arbeiten und verdient trotzdem noch über 30 M., hat zudem noch Stiefelputzer und Laufburschen gratis. Das Exempel ist sehr einfach: Die Lehrlinge bekommen je nach den Jahren ihrer Lehrzeit 4, 5 und 6 M., macht für alle drei 15 M. pro Woche. Sie arbeiten aber auch vollkommen soviel wie drei Erwachsene, denn die kleinen Differenzen, welche das „Lernen" mit sich bringt, gleicht des „Meisters" stete Gegenwart aus. Könnte also der Lehrlingsausbeuter selbst in der Woche nur 15 M. verdienen, so verdient er jetzt 60 M. und nach Abzug des Kostgeldes und einiger Nebenausgaben 40 M. Diese Konkurrenzfähigkeit wird aber zum Konkurrenzzwange in der sehr langen stillen Geschäftszeit; denn jene „Lehrherren" können und wollen das Kostgeld nicht umsonst geben, die Lehrlinge müssen beschäftigt werden. Da kann man eine Preisdrückerei erleben, die ihresgleichen kaum in der Mäntelbranche hat. Da kann man oft hören: „Geben Sie mir wenigstens etwas für meine Jungens", und so wird den Unternehmern das Lohndrücken geradezu nahegelegt. Nun giebt es ja noch anständige Fabrikanten, die sich scheuen, allzu große Drückerei vorzunehmen, diese aber müssen mit, denn, da bei dem Artikel mit sehr kleinem Nutzen gearbeitet wird, sind sie fast gezwungen, dem kaltherzigen Konkurrenten zu folgen. Schließlich läßt sich aber auch die saftigste Zitrone auspressen, bis kein Tropfen mehr kommt, und so ist es in der Ledergalanterie dahin gekommen, daß auch die auspressenden Arbeiter auf dem Trockenen sitzen und nun streiken. Sie schaffen nach und nach die Lehrlinge ab, wenn es ihnen in einer stillen Saison zu sehr an den Kragen ging; manche sind sogar so hochherzig, bei Beginn der toten Saison ihren ältesten Lehrlingen einen Teil der Lehrzeit zu „schenken", d. h. sich der Zahlungspflicht von 5 M. pro Woche zu entledigen. Manche Lehrlinge laufen auch wohl selbst weg und lernen Hausdiener oder irgend einen anderen lohnenderen Beruf.

Um die geehrten Leser nicht zu ermüden, soll nun ein anderer wunder Punkt berührt werden, obgleich sich über das Erste noch vieles, für den Sozialpolitiker Interessante sagen ließe; das nun Folgende ist aber mehr von sozial-ethischer Bedeutung:

Nur nebensächlich ist bei den meisten Abhandlungen über die Schäden der Hausindustrie die Verschiedenartigkeit der Preise erwähnt worden, welche viele Fabrikanten für gleiche Arbeiten und gleiche Artikel zahlen, und doch ist dies ein Hauptübelstand, ein an Wucher grenzendes Unrecht, welches alle anständigen Menschen verurteilen, gleichviel welcher Partei sie angehören, wenn sie davon Kenntnis erhalten, und welchem sich sehr wohl gesetzlich steuern ließe. Es trägt moralisch alle Merkmale des Betruges an sich, denn es beruht auf Irrtumserregung, Vorspiegelung falscher Thatsachen u. s. w. Jenes verwerfliche Verfahren erzeugt einen Klassenhaß, eine Verachtung des Unternehmertums, wie es die wildeste Agitation nicht zustande brächte, und ist, das werden auch die anständigen Unternehmer, deren es ja glücklicherweise noch genug giebt, anerkennen, ein doppelschneidig Schwert, welches auch sie giftig verwundet. Der schlimme Unternehmer drückt unmerkbar, heimlich in der raffiniertesten Weise die Löhne herab, er verdächtigt die Arbeiter gegenseitig, untergräbt Moral und Wahrheitsliebe, und wenn dann der ehrliche Unternehmer, dem Zwange der Konkurrenz folgend, in offener Weise die Löhne kürzt, so richtet sich der Haß gegen ihn, während der wahre Lohndrücker im Scheine der Unschuld sagt: „Die Leute bieten sich ja so billig an". Deshalb waren auch alle anständigen Firmen bis jetzt immer bereit zur Aushängung eines Verzeichnisses sämtlicher Löhne, sie haben die Offenheit nicht zu scheuen, während die schlimmen Konkurrenten ihr Treiben gern im Dunkel halten. Mit welchem Eifer solche Leute einer Verständigung der Arbeiter über die festgesetzten Löhne entgegentreten, sei an einem Beispiele dargethan, dem sich noch unzählige anreihen ließen. Eine Zwischenmeisterin, in der Konfektionsbranche beschäftigt, sah, wie eine andere Frau das bis dahin von ihr verfertigte Muster zu machen bekam und verständigte sie dahin, daß sie für das Muster bis dato stets 3 M. erhalten habe, während hier nur 2,25 M. berechnet waren. Die Frau reklamierte den alten höheren Preis und berief sich auf die erste Arbeiterin, worauf dieser gedroht wurde: wenn sie derartiges noch einmal thue, ginge sie weiterer Aufträge verlustig. Auf diese unsauberen Praktiken gründet sich die Schmutzkonkurrenz. Und nun erwäge man die moralische Schädigung, welche der Volkscharakter durch ein solches Lügensystem erleidet. Man muß es, wie Verfasser dieses in seiner Branche gesehen hat, erlebt haben, wie ein Arbeiter — Elitearbeiter noch dazu, halber Künstler — zu einem anderen, gleicher Qualität, sagte: „Sie müssen die Sachen nicht so billig machen, der Werkführer beruft sich beständig auf Sie, wenn er mir abziehen will", worauf der Getadelte antwortete: „Dasselbe sagt er mir". Man muß den Eindruck beobachtet haben, den solche Entdeckung auf die Geprellten und Verdächtigten machte, dann hat man eine der vielen Quellen entdeckt, welche den Strom der sozialen Bewegung speisen. Was ist nun gegen solche Betrügerei zu thun? Hier kann nur ein gesetzgeberischer Akt helfen: Es müßte allen Unternehmern, welche Hausindustrie betreiben, aufgegeben werden, jedem der in eigener Wohnung für sein Geschäft Arbeitenden ein Preisverzeichnis einzuhändigen. Das Aushängen in den Fabriken hat bei dem unbequemen Ablieferungsmodus wenig Wert. Eine solche Verpflichtung könnte nur diejenigen Fabrikanten unangenehm berühren, welche im Trüben fischen. Aber auch der wahrhaft grobe Unfug, daß Gesellen Lehrlinge ausbilden, müßte als betrügerisch gebrandmarkt und verhindert werden. Welcher Art solche „Lehrmeister" oftmals sind, kann an folgendem Beispiele erkannt werden. Ein Holzbildhauer, der in seinem Handwerk nicht existieren konnte, erlernte bei einem Freunde die Ledergalanteriearbeit, d. h. jene billigen Tresor zu verfertigen, und nahm dann, als er diese stümperhafte Ausbildung erhalten und zwei Jahre nur auf den einen Artikel gearbeitet hatte, selbst Arbeit für eine Fabrik und hielt sich Lehrlinge.

Es ließe sich noch viel über dies traurige Thema sagen, aber selbst das Interessanteste kann ermüden. Möchten doch alle die, denen an einem friedlichen Fortschritte mehr liegt, als an konvulsivischen Zuckungen des Volkskörpers, geneigt werden, wenigstens die elementarste Gerechtigkeit zu schaffen. Selbst alle die Großindustriellen, wie Herr von Stumm und andere, die ja mit, von ihrem Standpunkte aus, berechtigtem Unwillen die Arbeiterbewegung betrachten, haben ein Interesse daran, daß solchen Übelständen ein Ende gemacht werde. Ist es schon nicht schön für die armen jeden Genuß entbehrenden Mitmenschen, sich mit oft elenden Löhnen behelfen zu müssen, so ist der stete Kampf von einer Arbeitslieferung bis zur anderen, diese doppelte und dreifache Unsicherheit der Existenz geradezu grauenerregend und empörend.

Streiflichter.

Der Kampf gegen die Konsumvereine. Nirgends wohl tritt die traurige Interessenwirtschaft und Polizeipolitik der Gegenwart charakteristischer zu Tage, als in dem Kampf, der gegenwärtig in Deutschland gegen die Konsumvereine in Scene gesetzt wird. Während auf anderen Gebieten die Interessenten ihre Selbstsucht wenigstens hinter staatserhaltenden Phrasen zu verstecken suchen, zeigt hier die Schamlosigkeit der Ansprüche noch ein völliges Unberührtsein von aller sozialen Kultur. Vor einem Jahre hielt in Berlin der Verein der Grundbesitzer seine Jahresversammlung ab und beschloß, die Hilfe der Regierung gegen die Konsumvereine zu erbitten, weil durch die Schädigung der Händler der Wert der Läden und damit überhaupt des städtischen Grundbesitzes herabgedrückt würde. In ähnlichem Geiste spricht sich neuerdings der Zentralverband deutscher Kaufleute aus, der im August in Halle seine Generalversammlung abhielt. Es wurde dort einstimmig folgende Resolution gefaßt:

„Die Generalversammlung erkennt dankend die Fürsorge an, welche die hohen Regierungen und der Reichstag in diesem Jahre dem deutschen Mittelstande in Handel und Gewerbe gewidmet und Verbesserungen in der gewerblichen und genossenschaftlichen Gesetzgebung herbeigeführt haben. Die gesetzlichen Änderungen in letzterer Beziehung sind indes nicht ausreichend, um die soziale Gefahr, welche in der auch jetzt noch fortdauernden Ausdehnung der Konsumvereine liegt, zu beseitigen. Der Zentralvorstand wird deshalb ersucht, an den Fürsten-Reichskanzler das dringende Ersuchen zu richten: im Interesse der Erhaltung des deutschen Mittelstandes eingehende Untersuchungen über den angeblichen wirtschaftlichen Nutzen der Konsumvereine, über die Bedürfnisfrage u. s. w., wie über Schädigung seitens der Konsumvereine durch Zertrümmerung selbständiger Existenzen, Schwächung der Steuerkraft und Hinleitung zum sozialen Staat (!) anstellen zu lassen und Kommissionen einzuberufen, wie dies bei den Gesetzentwürfen über den unlauteren Wettbewerb, die Sonntagsruhe, die Neuorganisation des Handwerks u. s. w geschehen, und wie dies zur Erhaltung des deutschen Mittelstandes in dieser Frage ganz besonders notwendig ist."

Der Vorstand wurde ferner beauftragt, bei den gesetzgebenden Körperschaften dahin zu wirken, daß den Konsumvereinen die Verteilung von Dividenden verboten werde; ferner sollen besondere Schritte gethan werden zur Bekämpfung von Konsumvereinen in solchen gewerblichen Betrieben, welche auf den Absatz ihrer Fabrikate durch den Detailhandel angewiesen sind. Es ist interessant, zu sehen, wie in dem heutigen Krieg aller gegen alle das nicht mehr aufzuhebende „Aufeinander-angewiesensein" noch nicht zur Anbahnung einer gemeinsamen Ordnung der gegenseitigen Beziehungen, sondern nur zu einer endlosen Kette der Boykottierung führt. —

Doch der Kampf wird nicht nur gegen die städtischen Konsumvereine, sondern auch gegen die landwirtschaftlichen Einkaufsgenossenschaften gekämpft. Wichtige Mitteilungen hierüber bringt ein Aufsatz von Dr. L. Thies in Nr. 48 der Soz. Praxis. Bereits bei der Beratung der letzten Konsumvereinsnovelle haben eine Reihe von Handelskammern Vorstöße gegen die Rohstoffbezugsvereine ausgeführt; im Osten beginnt der Großhandel immer heftiger gegen die Großeinkaufsstellen der Bezugsvereine vorzugehen. So kauft er z. B. selbst im Ausland unter Umständen nur unter der Bedingung, daß von den gleichen Firmen nicht an die deutschen Genossenschaften geliefert werden darf. Thies zeigt, wie segensreich die Bezugsgenossenschaften gerade für den ländlichen Kleinbetrieb gewirkt haben, indem sie ihn aus der Abhängigkeit von den Händlern befreiten, ihn wirtschaftlich erzogen und überall Anfänge sozialer Organisation emporkeimen ließen. Wir geben im Folgenden einige Ausführungen des citierten Aufsatzes wieder, um die wirtschaftspolitische Tragweite des Kampfes gegen die Konsumvereine klar zu legen:

„Der hessische Verband hat zuerst in Deutschland den Ankauf der Rohstoffe nach den wertbestimmenden Bestandteilen, anstatt nach den Bruttomengen durchgeführt; und diese Neuerung hat sich jetzt ganz allgemein durchgesetzt. Ebenso hat der hessische Verband streng darauf gehalten, daß von jeder Lieferung Proben entnommen und untersucht, und wo sich ein Minderwert gegenüber der Bestellung ergiebt, die Lieferanten zum Schadenersatz verpflichtet werden. Durch diese beiden Maßregeln, die seither fast dem ganzen Handel dieser Branche die Richtung gegeben haben, ist die Lieferung der Rohstoffe vollständig umgestaltet und aus einem der verrufensten Erwerbszweige, in dem die Fälschungen mit verblüffendster Öffentlichkeit vorgenommen wurden, zu einem ganz überwiegend reellen geworden. Ebenso haben die Vertretungen der Rohstoffvereine durch unermüdliche Verhandlungen, und indem sie ihren ganzen Einfluß zur Förderung der jeweilig am billigsten abgegebenen Stoffe einsetzten, die Preise auf die Hälfte und weiter heruntergedrückt. — Ihren Mitgliedern haben die Rohstoffvereine bei äußerst einfacher und billiger Verwaltung die durch die beschriebene Thätigkeit bedingten Vorteile voll zugeführt; sie haben aber auch die richtige Verwendung der neuen Futter- und Düngestoffe gelehrt, damit die Wirtschaft ihrer Mitglieder gefördert, den Verbrauch der Stoffe gesteigert, und auch auf die Nichtmitglieder durch das von ihren Genossen gegebene Beispiel einen starken Einfluß in der gleichen Richtung ausgeübt. Die Konkurrenz der Bezugsvereine war in ihrem Einfluß so stark, wie bei keiner anderen Genossenschaftsart. In weiten Gegenden haben sich die Preise und Geschäftsusancen des Kleinhandels in kurzer Zeit augenfällig nach denen der benachbarten Genossenschaften umgestaltet, so daß auch für die Landwirte, die an ihrem Ort keine Bezugsvereine hatten oder die ihm nicht beitreten wollten oder konnten, Gelegenheit geschaffen wurde, gute Rohstoffe zu nicht viel ungünstigeren Bedingungen zu erhalten. — Darüber hinaus haben die Genossenschaften einen erziehlichen Einfluß auf ihre Mitglieder geübt durch das Prinzip der Barzahlung, das sie überall durchgeführt haben. Hiermit hängt zusammen, daß sie stets ein Bedürfnis nach geordneten Personalkreditverhältnissen geweckt und die Entstehung zahlreicher ländlicher Spar- und Darlehnskassen im Gefolge gehabt haben.

Alle diese hoffnungsvollen Ansätze sollen nun wieder vernichtet werden, nur damit die „freie" Konkurrenz der Händler weitertoben kann — das heißt staatserhaltende Mittelstandspolitik. Wie die Feudalherren im Mittelalter die durch ihr Gebiet ziehenden Kaufleute zwangen, möglichst viel Umwege zu machen, damit sie an möglichst viel Zollstellen vorbeikämen — so wollen die Kaufleute heute die Konsumenten zwingen, die kürzeste Einkaufsmethode zu vermeiden und lieber den Umweg über den profitmachenden Zwischenhändler zu wählen.

In dieser ganzen Misere muß man mit dem Staate das tiefste Mitleid haben. Kürzlich wurde er laut zu Hilfe gerufen, um gegen das Petroleummonopol zu kämpfen; es wurde ihm bei dieser Gelegenheit nahe gelegt, gegen das ganze Kartellwesen vorzugehen, bevor es zu spät sei; auf der anderen Seite drängt man ihn wieder zur Auflösung der Konsumentenvereinigungen, die sich bis jetzt allein als fähig erwiesen haben, einen erfolgreichen Widerstand gegen den Monopolübermut zu organisieren — haben doch die englischen Genossenschaften schon große Mehlsyndikate gesprengt und haben doch die deutschen Rohstoffbezugsvereine mit Erfolg unmäßige Kartellpreise ihrer Lieferanten heruntergedrückt!

Am heftigsten wird der Vernichtungskampf gegen die Konsumvereine zur Zeit in Sachsen geführt., wo diese Vereine zum größten Teil Angehörigen der Arbeiterbewegung das Dasein erleichtern. Wir berichteten kürzlich schon von der kommunalen Besteuerung, durch die man diese Organisationen bankerott zu machen sucht. Wie erfolgreich dieses Vorgehen ist, das zeigt eine Mitteilung eines Genossenschaftlers an den „Sozialist", in der es heißt:

„In Leutsch, einem Dorf in der Nähe Leipzigs von ca. 3000 Einwohnern, befindet sich eine Filiale des Leipzig-Plagwitzer Konsumvereins, dieselbe floriert gut. Der hiesige Gemeinderat hat nun hochwohllöblichst beschlossen, der Filiale des Konsums eine Umsatzsteuer von bloß 4 pCt. aufzuerlegen. Diese Maßregel begründen die Herren damit, daß der Konsum den hiesigen Mittelstand ruiniere (bestehend aus 8 Kaufleuten und Bäckern und 4 Restaurateuren, Summa 12 Personen). Gleichzeitig will man mit dem Nützlichen auch das Angenehme verbinden, die ewig leere Gemeindekasse zu füllen, da wir trotz der horrenden Steuern hier ½ Millionen Mark Schulden haben. Ich bezahle z. B. auf 1100 M. Einkommen 10 M. Staatssteuern und 20 M. Kommunalabgabe per Jahr. Der Umsatz für den Konsum für Filiale Leutsch stellte sich das letzte Jahr auf ca. 130 000 M., würde also eine Umsatzsteuer von 5200 M. zu zahlen sein, das sind 48 pCt. des Reingewinns."

Angesichts dieser kommunalen Sozialpolitik erinnert man sich unwillkürlich an die Worte, die vor zwei Jahren ein Anarchist in einer Arbeitslosenversammlung aussprach und derentwegen er zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde: „Der heutige Staat ist nichts als eine organisierte Räuberbande." Selbstverständlich verurteilen wir solche Äußerungen als plumpe Ausschreitungen, mit denen die Verstocktheit der Machthabenden nur gesteigert wird — aber angesichts der oben erwähnten Maßnahmen wird man verstehen, daß solche Worte nicht von Hetzern in die Massen geworfen werden, sondern daß sie dem tiefsten Schmerz der Getretenen entquillen und von den Wortführern nur weitergegeben werden.

Nicht nur Staat und Kommune, sondern auch die Militärbehörden treten in den Kampf gegen die konsumgenossenschaftliche Bewegung ein. In Sachsen werden Militärvereinsmitglieder, soweit sie zugleich Mitglieder von Konsumvereinen sind, vor die Alternative gestellt, entweder aus dem Militärverein oder aus dem Konsumverein auszuscheiden. Wer nicht freiwillig gehen will, wird einfach aus dem Militärverein ausgeschlossen. Kürzlich wurden wieder eine größere Anzahl von Mitgliedern des Militärvereins in Elsterberg i. Vogtl., die gleichzeitig dem dortigen Konsumverein angehörten, aus dem Verein ausgeschlossen und hiervon durch folgende gedruckte Zuschrift in Kenntnis gesetzt:

„Auf Entscheidung der königlichen Amtshauptmannschaft Plauen werden Sie mit dem heutigen Datum aus den Listen des Kgl. Sächsischen Militärvereins nach § 15 Abs. 1 gestrichen.

Die Ethiker haben in Deutschland in den nächsten Zeiten sehr große Arbeit zu thun. Die Gewissenlosigkeit der Interessengruppen und die Ratlosigkeit der Behörden ist allmählich in einem solchen Grade gewachsen, daß die friedliche Neubildung der Zustände in Frage gestellt ist. Deutschland ist das einzige Land in der Kulturwelt, in dem zur Zeit die so hoffnungsvolle und wohlgeordnete Genossenschaftsbewegung mit der Polizei bedroht wird. Selbst Crispi hat bei seinem Vorgehen gegen die Arbeiterbewegung die ausgebreiteten Kooperativgesellschaften der Arbeiter nicht angetastet. F.

Vermischtes.

Betrachtungen vom Festungswalle. „Bei Reisen in ferne Länder merkt man erst, wie verwandt eigentlich alle Menschen mit einander sind" — so sagten einst attische Seefahrer und priesen damit die völkerverbindende Wirkung des Handels. Heute braucht man nicht erst in fremde Länder zu reisen, um die Zusammengehörigkeit aller Menschen gewahr zu werden. Der Festungsgefangene in Weichselmünde hat von seinem Walle täglich den Anblick des Getriebes in einem Handelshafen und kann sich erquicken an dem Schauspiel des Ineinandergreifens der internationalen Arbeit. Da wird auf der Werft ein großer Kauffahrer für Japan gebaut; in den Docks bessert man einem Amerikaner seine Seeschäden aus; an den Kohlenplätzen wehen Flaggen aller Nationen. Russische Segler gleiten schwerbeladen die Weichsel aufwärts; ein französisches Schiff bringt den Erbfeinden Rotwein; ein riesiger deutscher Dampfer voll heimischen Fleißes tritt eben die Fahrt über den Ocean an. Überall Geben

und Nehmen, friedliche Hilfeleistung hüben und drüben. Doch mitten in dieses Schauspiel ragen Gebilde hinein, die im Rahmen des weltverbrüdernden Getriebes fast wie Überreste einer überwundenen Vergangenheit, wie eine fossile Kunde antediluvianischen Mißtrauens erscheinen. Der ganze Strand ist mit Batterien besetzt; an den Weichselufern erhebt sich ein Festungswall neben dem andern mit Zugbrücken und Kanonen. Und mitten zwischen den großen hochbordigen Kauffahrern sausen kleine schmale Torpedoboote hindurch, rabenschwarz als wollten sie die Fülle totbringender Zerstörung ankünden, die in ihnen verborgen ist. Das also sind nun die Werkzeuge zur Verteidigung des Vaterlandes? Sonderbar. Nirgends anders wohl hat man einen so überwältigenden Eindruck davon, daß die wahre Sicherung der vaterländischen Kultur eben in jenem Riesensystem des gegenseitigen Austausches und weltwirtschaftlichen Zusammenwirkens liege, das dort vor unsern Augen täglich neu gewebt wird und neben dessen lautloser, atemloser Geschäftigkeit die schwimmenden Batterien und Torpedoboote fast wie eitle Müßiggänger erscheinen. Sie sind Gegenstände scheuen Staunens; denn man weiß, sie tragen eine Sprengladung von 80 Kilogramm die ausreicht, um das stärkstgebaute der jetzt schwimmenden Schiffe zum Sinken zu bringen. In Brasseys „Naval Annual" wird in Bezug auf diese Zerstörungsmaschinen gesagt:

„Der Erfolg im nächsten Seekrieg wird jener Partei zufallen, deren Admiräle und Schiffs-Kommandanten, unbeeinflußt von unzeitgemäßer Humanität und Verantwortungsscheu, ihre Schiffe und Boote voll auszunutzen verstehen werden, um dem Feinde den größtmöglichen Schaden zuzufügen.

„Unzeitgemäße Humanität" — ja, das tönt hinauf von den kleinen schwarzen Totbringern zu den großen Trägern der Völkergemeinschaft — und „unzeitgemäße Barbarei" so tönt es wieder hinunter von den Handelsschiffen auf die Träger der Zerstörung. Wahrlich in arge Verlegenheit müssen gegenüber dieser Contrastwirkung diejenigen unserer Sozialpolitiker kommen, welche, wie die „nationalen Sozialisten", zur Lösung der sozialen Frage eine Verstärkung unserer Kriegsflotte und unserer Geschütze fordern.

Denn wenn im nächsten Weltkrieg derjenige Staat siegen wird, dessen Angehörige am wenigsten von der Scheu vor Vernichtung menschlichen Lebens angekränkelt sind, dann ist auch im innern Leben der Nation jede Pflege der Achtung vor dem Menschenleben hochverräterisch, dann liegt die einzig wahre Vorbereitung auf die Weltpolitik in der Ausbreitung der Schneidigkeit auf alle menschlichen Beziehungen. In kriegerischen Indianerstämmen wird der Sohn vom Vater dazu angeleitet, die Mutter zu schlagen, damit die für den Kampf nach außen erforderliche Erbarmungslosigkeit nicht durch die zarten Empfindungen des Familienlebens geschwächt wird. Zu dieser Folgerichtigkeit müssen sich alle diejenigen entschließen, die erfolgreiche Torpedopolitik treiben wollen.

Wer aber Augen hat zu sehen, der wird sich vor der Wahrheit nicht verschließen können, daß der soziale Friede nicht unter der Kriegsflagge, sondern nur unter der Friedensfahne des internationalen Verkehrs gewonnen werden kann; das Gefühl der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit aller Menschen, das sich allmählich immer mächtiger auf der wachsenden wirtschaftlichen Verbindung der Völker entfaltet, das wird auch in die letzten Tiefen der Arbeitsgemeinschaft hinein leuchten und einst auch den letzten müden Lastträger in die große menschliche Familie aufnehmen. Dann werden wir keine Torpedos mehr brauchen und auch keine Festungen mehr für diejenigen, die für die Lastträger ein gutes Wort eingelegt haben. —

F.

Das Programm der nationalen Sozialisten erfährt durch Herrn v. Egidy in der neuesten Nummer seiner „Versöhnung" eine wahrhaft herzerquickende Abfertigung. Egidy war von befreundeter Seite aufgefordert worden, „sich im Namen der guten Sache mit Pfarrer Naumann und Professor Delbrück zur Gründung der nationalsozialistischen Partei vereinigen zu wollen." Er antwortet darauf u. a.:

„Nationalsozialistisch" ist ein gefährliches Wort; es ist, wie die ganze geplante Parteibildung, nur dazu angethan, neue, nutzlose Kämpfe anzufachen. Mit „national" soll jedenfalls das Unterschiedliche gegenüber der Sozialdemokratie hervorgehoben werden; aber auch die Sozialdemokraten sind zu allermeist soweit national, als sich dies für einen Deutsch-Geborenen von selbst versteht. Andrerseits müssen auch diejenigen, die sich „national" nennen, die Notwendigkeit einer Völkerannäherung und Völkerverbindung anerkennen. Wollen sie aber mit „national" die Abschließung von anderen Völkern, wollen sie damit gar das ausdrücken, was den bejubelten Schlußsatz der letzten Tagung der Evangelisch-Sozialen bildete: „und machet (Ihr Deutschen) sie (die Welt) Euch unterthan", dann birgt das Wort „national" die Gefahr häßlicher Überhebung in sich. Entweder ist das Wort also überflüssig, oder es ist schädlich. In keinem Falle paßt es zu „sozialistisch". Soll mit diesem Wort die Bekämpfung eines vermöge seiner Kraft gewaltthätig gewordenen Kapitalismus gemeint sein, so muß ein solcher Kampf von allen Völkern zugleich geführt werden, weil, wie wir wissen, auch der Kapitalismus eine internationale Macht ist. Soll mit dem Worte gar aber der volle, große, hohe Sinn gemeint sein, der in dem Worte liegt: Gemeinsamkeit, so liegt in seiner Zusammensetzung mit „national" ein Widerspruch; der Begriff „Gemeinsamkeit" ist — unter voller Festhaltung der natürlichen Gliederung: Familie, Gemeinde, Volk — ein für unseren Planeten unbegrenzter. Auch noch dies fordert ernste Bedenken heraus: die im Werden begriffene Partei soll, wie das allenthalben betont wird, auf konfessioneller, und zwar auf der sehr weitbegriffigen christlichen Grundlage gegründet werden. Auch hierin liegt ein Widerspruch. Weder sind alle, die zur Nation gehören, Christen, noch schneidet die christliche Konfession an den Grenzen unseres Vaterlandes ab. Will man mit dieser konfessionellen Grundlage aber andeuten, daß das nationale Bewußtsein und das soziale Empfinden nur dem Christentum eigen ist, nur aus dem Christentum heraus geboren, nur durch Bibel- und Kirchenlehre erzeugt werden kann, so ist das ein Irrtum. Will man sich durch diese Klausel gegen andere Volksgenossen, die, ohne auf derselben Grundlage zu stehen, sich ihres Deutschseins nicht weniger bewußt sind und nicht weniger sozial empfinden, abschließen, so widerspricht dieses Vorhaben dem, was wir anstreben und was durch das Wort „sozial" ausgedrückt ist: Zusammenschluß.

Bücherbesprechungen.

Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine von Prof. Dr. Hilty in Bern. Verlag von A. Siebert.

Eine zwar für Schweizer Verhältnisse bestimmte Schrift, aber sicherlich weit darüber hinaus Beachtung verdienend. Hilty war von den Gründern des christlich-sozialen Vereins in Bern zu einem Vortrag eingeladen worden und entwickelte hier seine oppositionelle Stellung. Er berührt sich, wenn auch nicht in so schroffer Form, mit der Anschauung unseres Kaisers in dem bekannten Telegramm und steht positiv etwa auf dem Standpunkt, den Herr von Egidy zu Anfang seiner Thätigkeit, in den „Ernsten Gedanken" eingenommen. — Der Zweck dieser Besprechung ist nicht Polemik, wie ich denn überhaupt der Meinung bin, daß eine „ethischere" Kritik der Zukunft sich vom Gezänk mehr und mehr frei machen und das Verbindende überall aufsuchen sollte. (Die Kritik der Gegenwart verfährt leider fast immer genau umgekehrt, und deshalb kommt auch so wenig dabei heraus.) Des Verbindenden finden wir nun in der fragmentarisch gehaltenen, aber bedeutende Gedanken anregenden Schrift die Hülle und Fülle. — Hilty stimmt mit uns darin überein, daß er die Lösung der wirtschaftlichen Fragen nicht auf dem Wege der Revolution, sondern nur auf dem der Reform sieht, und sie nur davon erwartet, „daß die Menschen einer gewissen Zeit oder eines bestimmten Volkes geändert werden." Demgemäß meint er, daß „die Zukunft der religiösen Frage gehört, nicht der sozialen, die nur der Beginn einer tieferen philosophisch-religiösen ist, welche diesmal tiefer gründen wird, als im 16ten Jahrhundert." Er bezieht sich für diese Anschauung nicht nur auf eine große Anzahl von Bibelstellen, sondern glücklicherweise auch auf moderne Schriftsteller, insbesondere englische, wie Kidd, Lecky, Carlyle und läßt auch Booth und der Heilsarmee eine sonst nicht oft zu findende Gerechtigkeit widerfahren. Er meint, daß es Generationen gebe, die säen und solche, die ernten, und glaubt, daß unsere Hauptaufgabe sei, wieder etwas zu säen. — „Es wird bei uns in kurzem eine Zeit kommen, in der eine, um mich so auszudrücken, etwas aristokratischere Demokratie Bedürfnis wird." Zur Begründung dieses einleuchtenden Satzes bezieht sich Hilty auf die Äußerung eines „berühmten Theologen" (Theodor Parker?): „der Zustand der kommenden Gesellschaft ist ein solcher, in dem selbstlose Dienste und persönliche Eigenschaften durch göttliches Recht Dankbarkeit und Bewunderung erheischen und eine Treue und geistige Führerschaf sichern werden." Er hält mit uns die Vertiefung der Volksbildung für dringender, als deren Verbreitung. So viel Sätze, so viel Übereinstimmung. Da kann es uns durchaus nicht stören, daß der Verfasser uns doch (Seite 6) einen etwas allzu engen Blick für die Bedeutung einer modernen internationalen Entwickelung zu haben scheint, und daß er an einer Stelle, die übrigens späterhin manche Einschränkung findet, den praktischen aktuellen Inhalt des Sozialismus auf „eine sehr bedeutend verbesserte und erweiterte Unterstützung (?) der ärmeren Klassen" zurückführt. Hier fehlt dem warmherzigen Gelehrten sicherlich ein wenig der offene Blick ins soziale Leben. — Ja, es kann uns nicht einmal stören, daß Hilty seinen Begriff einer notwendigen modernen tiefen Religiosität nur im reinen Christentum findet, um so weniger, als er selbst bekennt, daß „wenn er an die Wahrheit der Auferstehung Christi nicht glaubte, er das Christentum aufgeben und sich einer ethischen Gesellschaft anschließen würde" und sich überzeugt auf die Verse Tennyson's bezieht:

„Dennoch glaub' ich, daß ein „Vorwärts" durch der Tage Wechsel schreitet
Und daß mit der Zeiten Fortgang sich der Blick der Menschheit weitet!"

Hilty braucht seinen Glauben an die Wahrheit der christlichen Heilslehre nicht aufzugeben, wir nicht unsere Überzeugung von einer

über die Lehrsätze einer bestimmten Konfession hinausgehenden tief ethisch-religiösen Entwickelung: von beiden Standpunkten aus, wenn sie nur ehrlich und warmherzig in die Praxis überführt werden, wird man zu gleichen Resultaten der **Thätigkeit** gelangen können. Und auf diese allein kommt es an; diese Auffassung ist es, die uns scheidet von dem rechthaberischen Wortstreit einer untergehenden Weltweisheit und von dem Irrweg einer öden und kalten rein materialistischen Weltanschauung.

Zürich. Gustav Maier.

Gedanken eines Einsamen. Aphorismen von A. Berger. Dresden und Leipzig. A. Pierson's Verlag, 1896.

In unserer hastenden Zeit, in der nur so Wenigen die Muße beschieden ist, dicke Bände zu studieren, ist es für Manchen ein Bedürfnis, ein kleines Büchlein zur Hand zu nehmen, bei dessen Lektüre er einen Hauch jenes neuen Geistes verspürt, der sich langsam aber unaufhaltsam seinen Weg bahnt. Vielen dieser Suchenden dürften die Aphorismen Berger's willkommen sein, welche die Schwächen der Zeit geißeln und von neuen höheren Idealen in edler Form zu erzählen wissen. Einige charakteristische Proben werden am besten einen Einblick in das gewähren, was der Autor bietet:

„Wenn man sieht, trauernd sieht, was die große Menge des Volkes liest: elende Schundromane und vergiftende Hetzschriften, billige, aber verdummende Zeitungen, dann möchte man fast bedauern, daß sie lesen kann.“ —

Stets strahlt Dir neu ein echter Diamant,
Wenn Du am Ring auch Jahre ihn getragen;
Ein echter Mensch, Jahrzehnte Dir bekannt,
Wird Dir doch immer wieder Neues sagen.

Es giebt keinen edleren Ehrgeiz, als den, auf der Bergwanderung der Menschheit zu den Ersten Führenden zu gehören. Es ist ein Ehrgeiz für Starke, denn der Wind auf einsamen Firnen ist rauh, und der Weg des Pfadfinders voll Gefahren.

Wenn hart die Unversuchten reden
Von Sünde, die gebar die Not,
Dann ruf' ins Antlitz einem Jeden:
Auch Du wärst Sünder ohne Brot.

Möge die interessante Publikation die Beachtung finden, welche sie verdient.

Frankfurt a. M. Dr. Arthur Pfungst.

Zwischen Scylla und Charybdis. München 1896. Stägmeyrsche Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser — einer der rührigsten Mitarbeiter der ethischen Bewegung — gehört nicht zu Denjenigen, die in der zeitbewegenden Diskussion um jeden Preis zu Worte zu kommen suchen. Von dem Ernst und der schlichten Klarheit seiner Ausführungen geht jene edle Wirkung aus, die nur dem beschieden ist, der von einer gewissenhaft erarbeiteten Überzeugung unwiderstehlich zur Mitteilung gedrängt wird. Zum Ausgangspunkt der Betrachtung dienen dem Verfasser folgende Worte Prof. Herkners aus einem in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatze:

„Es ist eine dringende und lohnende Aufgabe, überall das Bewußtsein zu verbreiten, daß alle öffentlichen Rechte zum Fluche werden müssen, wenn ihre Träger nicht auch die sittliche Pflicht empfinden, unsere politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse so gut als irgend möglich zu studieren und zu einem eigenen selbständigen Urteile in diesen Fragen sich durchzuringen.“

Im Sinne dieser Mahnung sucht die kleine Schrift nun zu zeigen, daß die reaktionäre Gefahr und die sozialdemokratischen Übertreibungen nur deshalb so anwachsen konnten, weil das eigentliche Bürgertum den zeitbewegenden Fragen mit träger Gleichgiltigkeit gegenübersteht, und weil zum Teil die besten Volkselemente keinen Anteil an der Politik nehmen. Nicht das Wahlrecht sei schuld an der erbärmlichen Zusammensetzung unserer Volksvertretung, sondern die Wähler, welche sich kein eigenes Urteil zu bilden suchten und daher allen Gaukeleien der Interessengruppen zum Opfer fielen. Der Verfasser übertreibt unseres Erachtens etwas die Gefahr der Sozialdemokratie, besonders da, wo er von der „verheerenden Seuche“ spricht — eine nicht ganz gerechte Beurteilung gegenüber den hohen Verdiensten, welche sich die Sozialdemokratie um die Weckung geistigen Lebens in der Arbeiterwelt erworben hat. Etwas mehr Vorsicht möchten wir dem Verfasser gegenüber dem Rufe nach „mehr Mittelstandspolitik“ raten; viel Reaktion steckt hinter dieser Politik; die großindustrielle Entwickelung steht in keinem Gegensatz zur Erhaltung eines Mittelstandes, vielmehr schafft sie selbst an Stelle der Träger niedergehender Betriebsformen einen neuen Mittelstand aus den bestgestellten Schichten der industriellen Arbeiterschaft.

Wir wünschen der kleinen anregenden Schrift weiteste Verbreitung, sie ist eine treffliche sozial-ethische Propagandaschrift für das deutsche Bürgertum.

F.

Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung.

Wir möchten nicht versäumen, alle Freunde der ethischen Bewegung auf die jüngst im Verlage der D. G. E. K. (Berlin N., Ziegelstraße 10) erschienene „Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung“ aufmerksam zu machen. Wer sich selbst und Andere schnell und doch gründlich über das Wesen und die Bethätigungen der ethischen Bewegung orientieren will, findet hier auf 22 Druckseiten (Preis 10 Pf.) eine Zusammenstellung von Auszügen aus den wichtigsten Kundgebungen der Bewegung. Ein — der deutschen Kultur leider zu früh entrissener Vorläufer der ethischen Bewegung erhält zuerst das Wort:

„Kein Bedenken kleinmütiger Berechnung, kein Hohn weltkluger Befangenheit, keine thörichte Furcht vor einem Mißerfog soll uns abhalten, in einer heiligen und gerechten Sache unerschrocken der Wahrheit die Ehre zu geben. Wissen wir doch, daß nie ein Wort, in diesem Geiste gesprochen, verloren ist, und daß sich selbst unter dem **Schein äußerer Erfolglosigkeit oft tiefe Wirkungen auf die nahe und ferne Zukunft** verbergen. Wenn es einst zur stehenden Sitte geworden sein wird, daß das öffentliche Gewissen sich laut und nachdrücklich gegen jede Schändung der Zivilisation im Großen wie im Kleinen erhebt, dann kann auch die Stunde nicht mehr fern sein, in welcher die Grundsätze der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, die jedermann im Privatleben anerkennt, auch in das öffentliche Leben eingeführt werden.“ . . . .

Es folgen dann einige Absätze aus der Feder von Professor Dr. F. Tönnies, in denen u. a. das Wesen der D. G. E. K. treffend in folgenden Worten zusammengefaßt wird: „Die Gesellschaft für ethische Kultur will alle diejenigen Menschen in sich versammeln, die entschlossen sind, alle gegenwärtigen und zukünftigen Veränderungen im gesellschaftlichen und staatlichen Leben nicht so sehr darauf anzusehen, wie ihr eigener Wohlstand und ihr Wohlleben dadurch gefördert oder gefährdet werde, sondern wie ihr inneres und ethisches Leben und wie die gesamte **ethische Kultur** dadurch gefördert oder gehemmt werden möge.“ . . . .

Gegen den Einwand, daß man lieber innerhalb der bestehenden Organisationen wirken solle, statt eine neue zu begründen, wendet sich folgender Satz aus dem ersten Flugblatt der Gesellschaft:

„Die menschliche Kultur bedarf daher neben dem vielen Geordneten und Gefestigten, was in ihr bereits machtvoll entwickelt ist, unbedingt auch **freier** Gemeinschaften, die sich unablässig an dem Jungbrunnen kühnsten, unbefangensten Denkens und Forschens erfrischen und sich dadurch zu der höchsten inneren Stärke auf Erden aufschwingen, dabei aber keinerlei **äußere**, mit Nebenrücksichten belastende Machtstellungen erstreben. Gemeinschaften von solcher **reinen** Geistesverfassung werden es vermögen, auf das Getriebe der festeren menschlichen Organisationen überall helfend und erneuernd einzuwirken.“

Über die Stellung der ethischen Bewegung zum Christentum und zur Religion verbreitet sich Prof. Dr. Jodl:

Stehen nicht überall die kirchlichen Organisationen auf der Höhe des sozialen Einflusses und der politischen Bedeutung, getragen von der Gunst der Staatslenker und der Völker zugleich? Und dennoch diese Mißerfolge! Dennoch diese Verwilderung des sozialen Lebens! Ist es ein so verkehrter Gedanke, die Sache einmal anders und neu anzufassen? Überall tönen die Klagen über die zunehmende Entchristlichung des Lebens und der Völker. Sie mögen innerhalb gewisser Grenzen berechtigt sein. Aber es besteht wenig Aussicht, daß sich daran in absehbarer Zeit viel ändern wird, daß die kirchlichen Organisationen Mittel finden werden, um diejenigen wieder zu gewinnen, welche durch ihre intellektuelle Entwickelung von der kirchlichen Weltanschauung abgedrängt worden sind. Die ethische Bewegung will vor dieser Thatsache nicht wie üblich die Augen verschließen, sondern die Konsequenzen ziehen, welche in ihrem Sinne unvermeidlich sind. Braucht denn Entchristlichung notwendig Entsittlichung zu bedeuten? Sollte es nicht möglich sein, denen, für welche das christliche Ideal seine belebende und begeisterndste Kraft verloren hat, ein neues Ideal und einen neuen Mittelpunkt ihres Denkens und Wollens zu schaffen? Die redlich Strebenden unter ihnen herauszuheben aus ihrer Vereinzelung, ihnen die Stütze einer neuen Gesinnungsgemeinschaft zu geben?

. . . . Die ethische Bewegung sieht Jeden als Bundesgenossen an, welcher mit reinem Willen an der sittlichen Gestaltung des Lebens, an der Verbesserung der sozialen Zustände thätig ist — einerlei, welches die Weltanschauung sein mag, die für den Einzelnen den metaphysischen Hintergrund seines Thuns bildet. Wer dürfte hoffen, über diese letzten und höchsten Fragen des Daseins sobald eine Einigung zu erzielen? Und wer wollte warten mit dem, was vor Allem not thut, mit der sittlichen Erneuerung des Lebens, bis hier eine Lösung gefunden ist, welche Alle gleichmäßig befriedigt? Die Grundbegriffe des sittlichen Lebens aber sind Allen gemeinsam und können, soweit sie schwankend sind, durch wissenschaftliche Arbeit mehr und mehr gefestigt und geklärt werden. Und darum giebt es nur Einen Wahn, welchen die Bewegung zu bekämpfen bemüht ist, **den Wahn, daß der sittliche Wert des Menschen von der Form der religiösen oder metaphysischen Vorstellungen abhängig sei, zu welchen er sich bekennt**, und daß es irgend Jemandem gestattet sei, sich der Mitwirkung an den allgemeinen Aufgaben ethischer Kultur versagend, die Pflege seines lieben Ich über Wohlfahrt und Gedeihen des Ganzen zu stellen.

Es folgen im Weiteren Auszüge aus Aufsätzen sozialdemokratischer

Arbeiter, die in der E. K. die Bedeutung der ethischen Bewegung für die Arbeiterschaft klar gelegt haben, sodann ein Überblick über die äußere Entwickelung der ethischen Gesellschaften in der Schweiz, Österreich und Deutschland und über deren praktische Bethätigungen; am Schlusse wird darauf hingewiesen, daß kein Hinblick auf Popularität durch unmittelbar praktische Leistungen jemals dazu führen soll, die umfassenderen Hoffnungen und allgemeineren Ziele aus den Augen zu verlieren, die mit folgenden Worten bezeichnet werden:

„Eine Organisation der Verständigung zwischen allen denjenigen, welche dem Überlebten, dem immer deutlicher als unweise und menschenfeindlich erkennbaren, selbst wenn es mit aller Autorität anscheinender sozialer Notwendigkeit auftritt, sich nicht dauernd beugen wollen, sondern darüber hinaus die reineren und höheren ethischen Kulturforderungen zu verwirklichen trachten, eine solche Organisation ist um so dringender geboten, als die hemmenden Elemente mit dem Rückhalte historischer Machtstellungen meistens in einer solchen Geschlossenheit auftreten, daß sie nahezu unüberwindlich erscheinen.

Auf dem Boden der ethischen Bewegung soll im Lichte wissenschaftlicher Erkenntnis ein positives Lebens-Ideal erwachsen, das die Gestaltungen religiösen und metaphysischen Denkens der Gewissensfreiheit anheim giebt, aber sichere und umfassende Grundsätze des gemeinsamen Lebens aus den reifsten Ergebnissen der menschlichen Vergangenheit heraushebt, um sie für die fernere Entwickelung fruchtbarer zu machen."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 19. September 1896.	Nr. 38.

Inhalt: Die sozialgeschichtliche Stellung Matthew Arnolds. Von Ludwig Sinzheimer. (Schluß) — Gesittung und Gedankenfreiheit. Von J. M. Bösch. — Originalität. Von Gustav Maier. — Sozialdemokratische Jugendschriften. Von G. Henke. — Vermischtes.

Die sozialgeschichtliche Stellung Matthew Arnolds.

Von Dr. Ludwig Sinzheimer in London.

(Schluß.)

Die sozialgeschichtliche Bedeutung Arnold's wird verstärkt, wenn wir uns von dem bisher ins Auge gefaßten politischen Hintergrund abwenden, um Arnold's Sympathien für die unteren Klassen im Zusammenhange mit seinen Beziehungen zu den oberen Klassen und mit der Entwickelung der letzteren zu betrachten.

Er entsproß einer zu den höheren Ständen gehörenden Familie. Sein Vater, Dr. Thomas Arnold, war Leiter der berühmten Schule zu Rugby und später Professor in Oxford. Der jüngere Arnold empfing eine arbeiterfreundliche Haltung als Familientradition. Sein Vater ist bekannt als einer der ersten Engländer, die die Notwendigkeit erkannten, die Zustände der arbeitenden Klassen zu erforschen und über ihre Änderung nachzudenken. Die Vereinigung liberaler Gesinnung mit einer der Erweiterung der staatlichen Thätigkeit freundlich gegenüberstehenden Staatsauffassung, die in dem jüngeren Arnold uns entgegentrat, war durch den älteren Arnold mit vorgebildet. Aus Thomas Arnold's Lehren schöpften die christlichen Sozialisten Englands weite Anregung, die wiederum den jüngeren Arnold beeinflußten.*) Mit seinem Vater stimmt Matthew Arnold auch darin überein, daß ein Grundzug seiner sozialpolitischen Haltung ein oppositioneller Charakter ist. Den vielfach harten Anschauungen des älteren Arnold ist sozialreformatorische Bedeutung zuzugestehen, wenn sie verglichen werden mit der die oberen Stände zu seiner Zeit beherrschenden Stimmung. Ebenso muß zur richtigen Würdigung der sozialpolitischen Anschauungen des jüngeren Arnold's, die heute manchmal matt erscheinen und mit Vorurteilen versetzt sind, der Gegensatz beachtet werden, der ihn von den durch einen großen Teil seines Lebens in den oberen Klassen fast ausschließlich vorwaltenden arbeiterfeindlichen Gefühlen trennt. Matthew Arnold's Jünglingsalter fällt zusammen mit der Hochflut der Chartistenbewewegung. Wir wissen, daß im Jahre 1848 der damals Sechsundzwanzigjährige, wenn er auch den Wunsch aussprach, nicht unter chartistischer Herrschaft leben zu müssen, und lediglich die geistigen Fähigkeiten der Chartistenführer anerkannte, bekannte, auf seiten der „Armee der Haus- und Nahrungslosen“ zu stehen.**). Vier Jahre erst waren verflossen, seitdem Disraeli's „Sybil“ zum erstenmal erschien.

*) Die Spuren dieses Einflusses finden sich nicht in Matthew Arnold's theologischen Hauptwerken: „Literature and Dogma“ und „God and the Bible“, sondern in dem Vortrage: „The Church of England“ (Macmillan's Magazine vol. XXXIII, S. 486 fgde.) und einer in Whitechapel gehaltene Rede (Times am 1. Dezember 1884).

**) Letters vol. I., S. 7. — „To a Republican Friend.“

Die nächsten zwanzig Jahre brachten zwar an einzelnen Stellen eine Überbrückung der die oberen von den unteren Klassen scheidenden Kluft, von der Disraeli sprach. Aber immerhin fallen die sozialreformatorischen Aussprüche Arnold's aus den sechziger Jahren in eine Periode, in der weite Kreise der Besitzenden den unteren Klassen feindlich, voll Verachtung oder empfindungslos gegenüberstanden. Seine arbeiterfreundliche Stimmung erscheint bemerkenswert auch deshalb, weil eine mächtige Kraft ihr entgegenwirkte. Auf diese Kraft hingewiesen zu haben scheint mir eines der wertvollsten Ergebnisse der Veröffentlichung der Briefe Arnold's zu sein. Die vielen Kritikern banal erscheinenden, fast in jedem Brief auftauchenden Mitteilungen über seinen gesellschaftlichen Verkehr schließen sich zu einem für die Beurteilung Arnold's wichtigen Ganzen zusammen. Die Thüren der höchsten Kreise der Geburts- und Finanzaristokratie öffneten sich ihm. Wir sehen ihn im Verkehr mit hohen Staatsmännern und in fürstlichen Schlössern. Ein von den oberen Klassen viel umschmeichelter Günstling redet zu uns.

Eine Hauptursache dafür, daß jene Verlockungen an Arnold herantraten, ist wohl in seiner Thätigkeit auf Gebieten zu suchen, die bis jetzt noch nicht an uns berücksichtigt wurden. Er schuf machtvolle, durch Gedankenreichtum und Formschönheit ausgezeichnete Dichtungen. Seine blendende Prosa, die ihn den besten englischen Essayisten gleichstellt, behandelt neben politischen, pädagogischen und theologischen Materien ästhetisch-kritische Stoffe.

Seine Leistungen auf dem Gebiete der Kunst scheinen Materialien zu sein, die für eine sozialgeschichtliche Würdigung Arnolds nicht in Betracht kommen. In Wirklichkeit aber stempelt ihre Berücksichtigung Arnold zu einer sozialgeschichtlich bedeutsamen Erscheinung. Verbunden nämlich mit seinen sozialpolitischen Gedanken, stellen sie einen scharfen Widerspruch gegen einen den sozialen Fortschritt hemmenden Irrwahn dar. Viele stehen der Arbeiterbewegung indifferent gegenüber, weil sie die Ansicht hegen, es sei eine Degradation für den gebildeten Geist, sich um sie zu kümmern. Sie fühlen sich abgestoßen, weil sie meinen, jene Bewegung bedeute eine Störung des wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschrittes. Sie sind es, die das Aufkommen der Anschauung ermöglicht haben, daß Gelehrte und Künstler die Prätorianer der Besitzenden seien.

Wie in alle Teilgebiete seines Schaffens Arnolds, so spielt auch in seine poetischen und ästhetisch-kritischen Werke die Arbeiterfrage hinein. In den Gedichten: „To a Republican Friend“, „West London“ und „East London“ werden soziale Konflikte gestreift. In die Studien über Joubert, Byron, Shelley, Tolstoi, Robert Burns, George Sand und das französische Theater in London sind einige sozialpolitische Stellen eingewoben. Einen französischen Freund suchte Arnold zu einer Würdigung der Disraelischen Romane zu veranlassen. Viel-

leicht ging Arnold in den noch nicht veröffentlichten Vorträgen über Frederick W. Robertson auf den Beruf der Poesie gegenüber sozialen Problemen ein; der Gegenstand derselben regt zu Betrachtungen darüber an. Aber jene wenigen Gedichte bilden nicht das Herz seiner Dichtung, und auch seine ästhetischen Theorien und seine kritischen Sympatien ruhen auf Basis der Überzeugung, daß die Kunst nicht die Aufgabe habe, in den sozialpolitischen Kämpfen der Gegenwart Stellung zu nehmen.

Man kann Arnold vorwerfen, er habe seine poetische Kraft zu wenig in den Dienst der sozialen Reform gestellt. Man kann den Satz bestreiten, der sich in der Einleitung zu einer 1853 erschienenen Sammlung dieser Gedichte findet, daß die Ära der sozialen Reformbestrebungen dem Dichter keine großen Stoffe reiche. Sicher aber kann man dem Schöpfer von „Empedocles on Etna", dem Verfasser der „Scholar Gipsy„ und des Gedichtes „The Strayed Reveller" keinen Vandalen nennen. Sicher aber kann man den Verehrer Wordsworths und Goethes, der mit so plastischer Gestaltungskraft das klassische Altertum wiederbelebte und solch' sublime Seelengemälde, wie die Essays, über die beiden Guérins schuf, nicht den Hunnen zurechnen.

Die Eigenschaften, die seine künstlerische Individualität markieren, seine feinfühlige Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, sein Zurückschaudern vor allem Häßlichen und Groben, sein reiches Innenleben, seine tiefe, umfassende und lebendige Bildung werfen auf sein sozialpolitisches Schaffen leuchtenden Glanz. Es ist ein Protest gegen den Glauben, daß nackte Genußsucht, die Verachtung aller höheren Geistesgenüsse in den Reihen derer zu finden ist, die die Hebung der unteren Klassen verlangen. Es verkündet die Wahrheit, daß die Teilnahme für die Leiden der Armen nicht die Bethätigung der höchsten Geistesgaben erstickt. Es verkündet die Wahrheit, daß eine lediglich schöngeistige Kultur nur den engen Geist befriedigen kann.

Unsere Betrachtungen dürfen nicht in der Forderung ausklingen, Matthew Arnolds sozialpolitisches Schaffen wie ein Meisterwerk zu bewundern. Wir wiederholen, daß auch wir es für einen von Moder bedeckten, durch zahlreiche Mängel verunstalteten Torso halten. Aber nach dem von uns Ausgeführten dürfte es doch berechtigt erscheinen, eine Änderung des landläufigen Urteiles über die sozialgeschichtliche Stellung Matthew Arnolds zu beantragen. Oft spricht er zu uns wie ein oberflächlicher, altmodischer Dilettant. Aber in dem tauben Gestein blitzt auch hier und da ein Korn edlen Metalles uns entgegen. Als Einheit in dem ihm umgebenden Milieu betrachtet, verdient Arnold Aufmerksamkeit, weil seine sozialen Gedanken mit Elementen verschmolzen sind, die früher einer solchen Verbindung widerstrebten und sich noch jetzt gegen die in Arnold selbst vollzogene Mischung sträuben. In Arnold selbst sind drei Widerstände gegen die soziale Reform gebrochen: der Widerstand des alten politischen Parteiwesens, der Widerstand von Klassenvorurteilen, der Widerstand falscher Zivilisationsideale. Dieser Triumph ist heute ein Bestandteil des sozialen Charakters Englands überhaupt. Matthew Arnold verliert dadurch das Recht, das ihm in einer früheren Periode zukommt, das Recht, eine seltene Individualität genannt zu werden. Er tauscht dafür das Recht ein, zu verlangen, daß man auch ihn unter den Kräften nenne, die das moderne England machten, was es ist. An der Niederreißung jener Festungen ist Arnold nicht beteiligt als ein Feldherr, der mit mächtigen Truppenkörpern die feindlichen Mauern bestürmt, und tausend Breschen in sie legen läßt. Er ist mehr dem Soldaten zu vergleichen, der mithilft, die Brücke über den Graben zu schlagen und der ein paar Fuß auf der feindlichen Schanze erobert und hält, bis Verstärkung kommt und weiter vordringt. Und überall da, wo jene drei Dämme noch ungebrochen stehen, ist Arnolds bestes Werk, nämlich sein ganzes Werk, am Platze, weil es wie ein erster Wogenprall die entgegenstehenden Hindernisse unterhöhlt. Hier liegt auch die hauptsächliche Begründung für die Forderung, Matthew Arnold einen Platz in der Geschichte der sozialen Bewegung einzuräumen. Wir begehren für Matthew Arnold Einlaß, weil sein Schaffen ein markantes Zeichen des Siegeslaufes der Arbeiterbewegung in der Vergangenheit ist und weil es eine Pionierarbeit ist, die verspricht, wenn richtig verstanden, auch in der Zukunft mitzuhelfen, dem Fortschritte sozialreformatorischer Ideen die Bahn zu erweitern und zu ebnen.

Gesittung und Gedankenfreiheit.*)

Ein Essay von J. M. Bösch, Privatdozent der Philosophie an der Hochschule Zürich.

Von jeher hat man die moralische Erziehung des menschlichen Nachwuchses für eine der wichtigsten Angelegenheiten der zivilisirten Menschheit gehalten. In dem heutigen Geschlecht ist diese Erkenntnis sogar besonders lebendig. Immer nachdrücklicher betont man die Notwendigkeit, Garantien dafür zu schaffen, daß der heranwachsenden Jugend der Wille und die Fähigkeit erweckt werden, den moralischen Pflichten einen allseitigen und andauernden Gehorsam zu leisten, ihr Leben vor sittlicher Verirrung zu bewahren.

Auch über die Mittel und Veranstaltungen, durch welche man dem wichtigen und bedeutsamen Zwecke zu dienen habe, herrscht bis zu gewissem Punkte völlige Übereinstimmung der Meinungen. Aus uralter und täglich neu sich wiederholender Erfahrung wissen wir, daß die moralische Erziehung, soll sie Aussicht auf Erfolg haben, schon in der frühesten Jugend der Kinder begonnen werden muß mit jener autoritativen Zucht, welche mit fester und, wenn nötig, unnachsichtlich strafender Hand das noch nachgiebige junge Wesen ins richtige Geleise zwingt und in der noch bildsamen Seele den Grund guter Gewohnheiten legt. Niemand verkennt im ferneren, wie das Bemühen dieser gewöhnenden Zucht eine fördernde, ja unentbehrliche Unterstützung erhalten muß aus dem guten Beispiel der Erziehenden, die durch ihr eigenes Verhalten dem Zögling darleben sollen, was sie ihm befehlen. Und auch noch eine weitere pädagogische Grundwahrheit ist der Zustimmung aller Denkenden sicher. Das Werk der Erziehung, das Zucht und Beispiel in den früheren Jahren der Kinder begonnen haben, muß in deren reiferer Lebensperiode ausgestaltet und vollendet werden durch einen moralischen Unterricht. Dieser soll den jungen Geistern das Sittengesetz, dem sie bisher nur auf Autorität hin gehuldigt haben, zum selbständigen Verständnis bringen, er soll ihnen den Vernunftgrund klar machen, um dessen willen die sittliche Pflicht Anspruch auf Erfüllung hat, er soll ihnen Anschauungen und Überzeugungen erwecken, welche die Achtung vor der moralischen Ordnung sozusagen mit derselben Naturnotwendigkeit hervorbringen, mit der am Baume die Frucht wächst.

Die Erkenntnis von der Wünschbarkeit, ja unbedingten Notwendigkeit solcher moralischen Unterweisung ist bei den zivilisierten Nationen keineswegs eine bloße tote Wahrheit geblieben. Es sind vielmehr Veranstaltungen getroffen, durch die dem Bedürfnis ein Genüge geschehen soll. Bei den christlichen Völkern z. B. befaßt sich die christliche Kirche mit der Aufgabe, der reiferen Jugend Einsichten zu eröffnen, Überzeugungen zu erwecken, in denen der sittliche Wille Wurzel schlagen, aus denen er dauernde Kraft schöpfen kann. Sie stellt das Sittengesetz als das Gebot einer übermenschlichen Macht hin, welche der willigen Unterwerfung unter dieses Gebot Heil und Segen, der Mißachtung desselben hingegen Unheil und Unsegen nachfolgen lasse.

Mit diesen kurzen Worten ist in der That der Kern und Grundgedanke aller kirchlichen Moralunterweisung bezeichnet. Der Kern wird freilich von den verschiedenen Konfessionen und theologischen Richtungen in verschiedene Schalen gefaßt, der Grundgedanke wird in sehr mannigfaltiger Weise des näheren ausgestaltet. Da meinen die einen, es vollziehe sich am Menschen schon in dessen irdischem Leben voll göttliche Vergeltung, während die anderen glauben, die irdische Gerechtigkeit werde in einem jenseitigen Leben die Ergänzung und Vervollständigung finden, deren sie bedürfe. Nach der Ansicht der einen besteht die göttliche Belohnung oder Bestrafung, die sich am Menschen schon auf Erden vollzieht, lediglich in der friedvollen oder friedlosen Gestaltung des inneren Gemütslebens, nach der Ansicht der anderen hingegen prägt sie sich auch im äußeren Schicksale des Menschen aus. Und nicht bloß über die richtende Wirksamkeit der Gottheit, auch über diese selber be-

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz der „Schweizer Pädagogischen Zeitschrift", um die klassischen Ausführungen des Verfassers — eines Schweizer Pfarrers, auch in Deutschland zu verbreiten. Der Herausgeber.

stehen verschiedene Anschauungen. Die weit überwiegende Mehrheit der kirchlich gesinnten Leute denkt sich die Gottheit als ein persönliches Wesen, eine Minderheit hingegen als eine unpersönliche geistige Macht oder als den Inbegriff aller weltdurchdringenden und weltgestaltenden Gesetze und Ordnungen. Aber alle diese verschiedenen Ausgestaltungen des Glaubens kommen doch schließlich in einem Gedanken überein, in dem Gedanken, daß das Sittengesetz von einer übermenschlichen Macht ausgehe, mit der wir durch Erfüllung unserer Pflicht in beseligende Uebereinstimmung, durch Verletzung der Pflicht in unseligen Zwiespalt geraten.

Außer der Kirche haben auch verschiedene Philosophieschulen sich um die Begründung des Sittengesetzes bemüht. Von den bedeutenden Denkern der näheren und ferneren Vergangenheit, welche zu einer bestimmten Ansicht über Ursprung und Wesen der Welt, über Art und Sinn der Weltordnung und Weltgestaltung, über Natur und Bestimmung des Menschen hindurchdrangen, haben nur wenige es unterlassen, ihre gewonnene philosophische Überzeugung zur Grundlegung der Moral, zur Erläuterung und Bekräftigung der Pflicht zu verwerten. Wir brauchen indessen auf diese philosophisch-metaphysischen Moralbegründungen hier nicht näher einzugehen. Denn auch sie laufen in ihrer überwiegenden Mehrheit auf den Gedanken hinaus, den wir als Kern der theologischen Moralbegründung bezeichnet haben. Und sodann sind sie nicht von großer Bedeutung gewesen für die moralische Erziehung der Menschheit, für die Entwickelung ihrer Kultur. Ihr Einfluß, auch derjenige der antiken Stoa, hat sich immer auf enge Kreise beschränkt. Auch für die Gegenwart steht diese Behauptung zu Recht. Denn auch heute noch nimmt unter den Morallehren der Kulturnationen die christliche Kirche eine ganz überragende, ja ausschließliche Stellung ein.

Und nach sehr weitverbreiteter Meinung kann und wird dies niemals anders werden. Die theologisch-kirchliche oder religiöse Moralbegründung wird für die einzig mögliche, für die unersetzliche erklärt. Und zwar denkt man dabei in der Regel nicht an die abstrakten „philosophisch abgeblaßten“ Ausgestaltungen des Glaubens, sondern an dessen „handlichere“, „massivere“, konkretere Form. Man meint den Glauben an einen persönlichen Gott, dessen Gericht den Menschen in einem jenseitigen Leben erwarte. Ein Moralunterricht, der von der Einprägung dieses Glaubens Umgang nimmt, findet, so sagt man, keine feste Handhabe in der jugendlichen Seele, er schwebt ohne Halt in der Luft und muß wirkungslos verhallen. Und wenn ein Erwachsener den Glauben über Bord wirft, so löst er sich damit von der wohlthätigen Macht los, die allein imstande ist, ihm Kraft zu geben im Kampf mit der Versuchung und ihn festzuhalten auf dem Pfade der Pflicht und Ehrbarkeit.

Solche Rede pflegt man mit dem Bewußtsein vorzubringen, daß Widerspruch gegen dieselbe ausgeschlossen sei, ein purer Aberwitz wäre. Aber nicht alle, die solcher Meinung sich so sicher fühlen, haben auch die volle Einsicht in die gewaltige, tiefe Bedeutsamkeit derselben. Die meisten wissen kaum, was sie meinen und sagen. Sie bedenken nicht, wie sie mit ihren Worten zugleich auch behaupten, daß die moderne Kulturentwickelung in eine Sackgasse geraten sei und vor der Notwendigkeit stehe, den Rückgang anzutreten. Denn wenn die Gesittung ohne Glauben nicht bestehen kann, so muß man der modernen Geistesfreiheit, der Freiheit des Forschens und Lehrens, ein Ende machen, in deren Atmosphäre der Glaube seines ungeschmälerten Bestandes, wie die Erfahrung lehrt, niemals sicher werden kann. Mit der Geistesfreiheit wird man aber zugleich auch die weitere kräftige Entwickelung der Wissenschaften, ja die weitere frische Entfaltung der Blüte moderner Kultur preisgeben. Ich verhehle mir nicht, daß manche lächeln werden über die Konsequenzmacherei, die solche Schreckbilder an die Wand male. Aber man möge sich doch die Sache einmal näher ansehen und genauer überlegen, und die Schreckbilder werden ernsthaft auszusehen anfangen.

Daß dem Glauben von seiten vollkommen freier wissenschaftlicher Forschung und Lehre Gefahr drohe, ist seit langem die Überzeugung und Befürchtung der Hierarchen gewesen. Man erinnere sich doch der Energie, mit der sich dieselben zur Wehre zu setzen begannen, sobald die in der Renaissancezeit wiedererwachte Wissenschaft ihre ersten Triumphe feierte. Welcher Widerstand ist z. B. den Fortschritten der Astronomie entgegengetreten, die von allen modernen Wissenschaften die früheste und schnellste Entwickelung genommen hat! Hat nicht die katholische Hierarchie Galilei gefänglich eingezogen und mit der Folter bedroht, sowie den Giordano Bruno, den Philosophen, der es zuerst wagte, für das kopernikanische Weltsystem in völlig unumwundener Weise Partei zu nehmen, auf dem Campofiore in Rom verbrennen lassen? Hat nicht das protestantische Konsistorium zu Stuttgart Johannes Kepler ernstlich verwarnt, er möge „dem Herrn Jesu Christo sein Evangelium nicht verwirren mit seinen astronomischen Subtilitäten“? Heute stehen zwar der hierarchischen Furcht vor den Ergebnissen freier Forschung nicht mehr die früheren Machtmittel zu Gebote, aber Furcht und Feindschaft sind geblieben. Man denke nur an die Art, wie von hierarchischer Seite gegen die moderne organische Entwickelungstheorie polemisiert und gegen deren Vertreter vielfach agitiert wurde.

Nun gab und giebt es freilich auch Theologen, die der Wissenschaft unbefangener gegenüberstehen. Sie glauben nicht an die Gefahr, welche dem Glauben von seiten der Wissenschaft drohen soll. Sie sehen vielmehr beide in Harmonie mit einander. Sie erklären, der Glaube könne neben allen Ergebnissen der freien Forschung bestehen, auch neben der Theorie von der naturgesetzlichen Verursachung aller Weltereignisse, neben dem Kant-Laplaceschen Aufschluß über die Entstehung unseres Sonnensystems aus einem ursprünglichen Dunstball, ja selbst neben der organischen Entwickelungslehre, welche auch das Menschengeschlecht als einen Zweig ansieht an dem großen Stammbaum alles organischen Lebens. Alle diese neuen Ideen seien keine Widerlegung des Grundgedankens der Religion, sondern nur eine Nötigung, den letzteren in immer neue Form zu fassen.

Man kann diese Überzeugung in voller Aufrichtigkeit teilen und braucht deswegen doch nicht blind zu sein gegen die Thatsache, daß dieselbe nicht bloß von der rechten, sondern auch von der linken Seite einen Widerspruch erfährt, den durch Belehrung vollständig beseitigen und zum Schweigen bringen zu können, wenig Aussicht besteht. Auch die Leute, welche für die Wissenschaft das Wort führen, sehen dieselbe nicht in Harmonie, sondern in Konflikt mit dem Glauben. Eine der kennzeichnenden Erscheinungen des modernen Kulturlebens ist ja jene naturwissenschaftlich-philosophische Popularschriftstellerei, welche die bedeutsamen Ergebnisse der modernen wissenschaftlichen Forschung in übersichtlicher Zusammenstellung und gemeinverständlicher Darstellung vorzuführen pflegt, in der Meinung, dadurch eine vernichtende und unwiderstehliche Widerlegung der von der Kirche verkündigten Lehren zu leisten. Freilich wird diese antikirchliche polemische Ausmünzung des Goldes der wissenschaftlichen Entdeckungen mehr nur von Dilettanten und weniger von den eigentlichen Forschern und berufensten Vertretern der Wissenschaft betrieben, welch letztere vielmehr über die philosophischen und religiösen Konsequenzen der geistigen Errungenschaften ihrer Forschungsarbeit in der Regel eine vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen. Aber es ist offenes Geheimnis, daß auch bei vielen dieser Zurückhaltenden das wissenschaftliche Denken glaubenzerstörende Wirkung entfaltet hat. Ja, die skeptische Geistesverfassung bleibt je länger je weniger auf die wissenschaftlichen und litterarischen Kreise beschränkt; merklich breitet sie sich aus unter allem Volk, dringt hinunter in die Massen der Arbeiter und hinaus selbst in die Dörfer der Bauern.

Ein so großer, täglich wachsender Teil der zivilisierten Menschheit ist also unrettbar der allmählichen moralischen Verwilderung verfallen!? So müssen ja diejenigen annehmen, welche den Glauben für die einzige und unersetzliche Wurzel der Gesittung und den Bestand der letzteren ohne Bestand des ersteren für unmöglich halten. Werden sie es unterlassen, aus ihrer Überzeugung die naheliegenden Konsequenzen zu ziehen? Werden sie nicht geraten finden, der drohenden Gefahr vorzubeugen, alle Wege zu beschreiten und alle Mittel zu ergreifen, um der Gesittung ihr Fundament zu retten, den Glauben aufrecht zu erhalten und wiederherzustellen? Werden sie nicht für die Leitung der menschlichen Gesellschaft, für die kirchlichen und staatlichen Gewalten, die Rechte zurückverlangen wollen, die dieselben in früheren Zeiten ausübten, wo Thron und Altar“ im Bunde miteinander der wissenschaftlichen Forschung die Bahnen vorschrieben und die Schranken bezeichneten, innerhalb deren sie sich zu bewegen habe; wo alle litterarische Bethätigung unter einer Censur stand, die kein litterarisches Erzeugnis passieren ließ, das geeignet schien, Zweifel an der Wahrheit der Kirchenlehre zu erwecken, wo den Menschen bei strenger Strafe auch verboten war, durch das gesprochene Wort und das persönliche Gebahren Geringschätzung der Kirche, ihrer Lehren und Gebräuche, zu bekunden und den „Schwachen im Glauben ein Ärgernis zu geben“, und wo der Jugendunterricht ganz unter die Leitung der Kirche gestellt war, damit die jungen Seelen von Anfang an für den Glauben zubereitet würden? Der Wunsch, daß solche Zeiten zurückkehren und solche Zustände erneuert werden möchten, ist auch heute noch bei denen vorhanden, deren extreme kirchliche Überzeugung mit entschiedener Konsequenz des Wollens und Denkens gepaart ist. Und wenn auch die Zahl solcher Leute gering sein mag, wenn

auch die große Mehrzahl selbst der streng kirchlich Gesinnten gegen die gesetzliche Garantie der freien Forschung und Lehre nicht mehr offen ankämpft, so ist doch auf die volle Verwirklichung der Gedankenfreiheit, auf ihre Sicherstellung nicht bloß im Buchstaben des Gesetzes, sondern auch im Geiste des Volkes, weder Hoffnung noch Aussicht, solange die Meinung, als gebe es ohne Glauben keine Gesittung, aufrecht erhalten bleibt bei dem Großteil der Menschen. Bei solchem Zustand des öffentlichen Geistes mag zwar der Staat davon abstehen, die Kundgebung unkirchlichen Sinnes mit Polizeistrafen zu bedrohen; aber der Freidenker kann trotzdem nicht ungehindert seiner Überzeugung leben, vielmehr wird die Meinung, als müsse ein Ungläubiger notwendig auch ein Gewissenloser sein, ihm mannigfache Nachteile in Handel und Wandel bringen und ihn zur Heuchelei veranlassen. Es mag zwar die volle Freiheit der Forschung und Lehre in Verfassung und Gesetz ausgesprochen sein; aber trotzdem mögen gerade Denker und aufrichtige Schriftsteller von unkirchlicher Anschauung Mühe haben, Existenz und Fortkommen zu finden. Und wer bürgt uns unter den angenommenen Umständen dafür, daß man es nicht unternehme, dem freien Gedanken sogar gesetzliche Fesseln anzulegen und unverhüllte Verfolgung anzuthun?

Wer einige psychologische und kulturgeschichtliche Einsicht besitzt, weiß, was eine rückhaltlose Preisgebung der Gedankenfreiheit zu bedeuten hätte. Nichts geringeres würde sie bedeuten als den Stillstand und den Zerfall von Wissenschaft und Kultur. Wenn die wissenschaftliche Forschung sich mit Energie vollziehen soll, so dürfen ihr nicht von außen Schranken entgegengestellt und ihre Bahnen vorgeschrieben werden; sie muß ohne alle Hinderung thun können, wozu ihr eigener Geist sie treibt, sie muß gemäß den in ihr selber liegenden Gesetzen sich entwickeln und wachsen können. Man muß ihr nicht bloß gestatten, alle Bahnen zu beschreiten, die sich ihr eröffnen, und nach allen Ergebnissen zu ringen, die ihr winken; man darf ihr auch nicht verbieten, diese Ergebnisse ihrem ganzen Inhalte nach — wenn auch mit Takt — zu entwickeln. Denn von den logischen Konsequenzen, welche die bereits gewonnene Erkenntnis nahe legt und ahnen läßt, geht eine geistige Anziehungskraft aus, welche als die Lebenskraft wissenschaftlicher Bethätigung anzusehen ist. Wird der letzteren diese Lebenskraft unterbunden, wird die wissenschaftliche Begeisterung erzeugende Verfolgung logischer Konsequenzen ihr verwehrt, so vermag sie sich nicht in voller Lebensfrische zu entfalten, sie fällt der Versumpfung und Verkrüppelung anheim. Der Baum der Wissenschaft wird immer spärlichere und kümmerlichere und schließlich gar keine neuen Schosse mehr treiben. Und sollte die Erkenntnis des Wirklichen auch noch zunehmen, so wird sie kaum mehr in die Beherrschung des Wirklichen zu Nutz und Frommen der Menschen ausschlagen können. Denn auch der allgemeine Volksgeist, durch den jeweilen die technische, industrielle Ausnutzung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung zu geschehen hat, muß Schaden nehmen, wenn den menschlichen Gedanken der freie Weg verwehrt ist. Man überblicke die Geschichte der Vergangenheit, man sehe sich unter den Völkern der Gegenwart um, und man wird konstatieren müssen, wie Gewecktheit und Unternehmungsgeist in hohem Maße zu fehlen pflegen, wann immer und wo immer das geistige Leben unter einer zudringlichen Autorität steht, wann immer und wo immer die Meinungen und Ansichten sich nicht frei entwickeln können, sondern von oben hingenommen werden müssen.

So tritt uns denn intellektueller und kultureller Stillstand und Zerfall als betrübende aber sichere Zukunftsaussicht der Menschheit entgegen, wenn wir der Ansicht uns hingeben, wonach der Glaube die einzig mögliche Grundlage der Gesittung ist und darum selbst unter Preisgabe der freien Forschung und Lehre geschützt werden muß. Aber ist denn die Ansicht von der moralischen Unentbehrlichkeit des Glaubens auch eine wohlbegründete und unumstößliche? Ist sie nicht vielmehr ein Vorurteil, welches, in der geistigen Dämmerung intellektuell noch niedrig stehender Zeiten entstanden, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgepflanzt hat, weil machtvolle Interessen an seinem Fortbestande beteiligt waren und die große Menge darum nicht dazu kam, es einer vorurteilslosen Prüfung zu unterwerfen? Ist solche unbefangene und gründliche Prüfung nicht bestimmt und befähigt, zu zeigen, daß die Ansicht nicht richtig oder wenigstens **nicht mehr** richtig ist unter unseren heutigen kulturellen und geistigen Verhältnissen?

(Schluß folgt.)

Originalität.

Von Gustav Maier in Zürich.

Giebt es in unseren Tagen noch Originalität? — In unserem äußeren Leben erobert die Schablone immer größere Gebiete. Das ist die natürliche Folge unserer industriellen und Verkehrs-Entwickelung. Schon fangen Land und Stadt an, sich zu gleichen: die Volkstrachten verschwinden wie die Dialekte. Auch die Nationen beginnen, ihre Besonderheiten abzuschleifen: die moderne starke Betonung alles Nationalen erscheint beinahe als eine letzte krampfhafte Gegenwirkung.

Allein nicht von diesem äußerlichen Rückgang der Originalität soll hier die Rede sein, sondern von jener falschen Annahme einer gewissen Ursprünglichkeit, die wir mit Bezug auf unseren Ideenschatz hegen. Ich möchte einige Belege dafür liefern, wie unser gesamter Gedankenreichtum sich auf längst vergangene Zeiten zurückführen und die Quelle unserer geistigen Erleuchtung sich in den allermeisten Fällen bei den Alten auffinden läßt.

Dieser Gedanke drängte sich mir neulich wieder recht deutlich auf, als ich den viel citierten Ausspruch Kaiser Wilhelms I: „ich habe keine Zeit, müde zu sein" im 3. Buche des „Staates" von Platon wiederfand. Dort heißt es: „. . . . . wenn ihm aber einer eine kleinliche Lebensordnung vorschreiben wollte . . . so sagt er gewiß bald, er habe keine Zeit krank zu sein, und es helfe ihm auch nicht zu leben, wenn er immer auf die Krankheit Acht haben und seine vorliegenden Geschäfte vernachlässigen solle." Der an sich einfache und naheliegende Gedanke, den man an einem gewöhnlichen Menschenkinde kaum beachtet hätte, und den nur eine gewisse Geistesrichtung, in historischer Parallele „Byzantinismus" genannt, übermäßig heraushob, kann ebenso gut selbständige Reproduktion sein, als unbewußte Reminiszenz: Kaiser Wilhelm hatte in seiner Jugend sicherlich den Platon gelesen. — Erst dieser Tage macht Dr. Simchowitz (Köln) in einem Feuilleton der Frkf. Ztg. auf die merkwürdige Uebereinstimmung des bekannten Bismarckschen Dictums mit den Worten aus Racines Atholie: „Je crains Dieu et n'ai point d'autre crainte!" aufmerksam. —

Interessanter ist die bewußte Verwertung überkommener Gedanken, merkwürdig dabei, daß gerade die größten Dichter, zumal im Beginne ihrer Laufbahn, sich ganz eng an ältere Vorbilder angelehnt haben. — Shakespeare entnahm bekanntlich einen großen Teil seiner Stoffe dem Dekameron des Boccaccio und der Märchensammlung der Gesta Romanorum; in seinen früheren Dramen, besonders z. B. im Titus Andronicus stimmt er oft wörtlich mit Seneca überein. — Goethes naturphilosophische Gedichte sind, wie schon 1878 Leopold Jacoby (Neue Welt Nr. 34) und im Goethe-Jahrbuch von 1886 Hermann Brunnhofer schlagend nachgewiesen haben, nicht nur beeinflußt von Giordano Bruno, sondern vielfach augenscheinliche Nachbildungen. Ich gebe als Beispiel aus der letztgenannten Arbeit nur das berühmte:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen.

Man vergleiche aus dem Brunoschen Kommentar zu De Immenso:

Non est Deus, vel intelligentia exterior
Circumrotans et circumducens;
Dignius enim illi debet esse internum principium motus,
Quod est natura propria etc. —

Von den Gedichten Heinrich Heine's hat man sich wohl den Kopf mit am meisten zerbrochen über den „Asra". Die Einen sahen einen großen schöpferischen Gedanken darin, die Anderen klügelten aus, daß der Dichter nur die tiefe Liebe habe verspotten wollen, indem das arabische Asra eigentlich auf deutsch „Esel" heiße (was nebenbei gesagt auch unrichtig ist). — Namen und Gedanke sind aber uralt, neu ist nur die Einkleidung. In einer arabischen Märchensammlung, betitelt „Der Liebesdiwan", herausgegeben von Ebn-Abi-Chadglat vor mehreren Jahrhunderten, findet sich folgende Geschichte: „Sahid, Sohn des Agba, fragte eines Tages einen Araber: Von welchem Stamm bist Du? — Ich bin von jenem Stamme, bei dem man stirbt, wenn man liebt, entgegnete der Araber. — Du bist also vom Stamme der Asra, sagte der Sahid. Woher kommt es, daß Ihr so liebet? — Der Araber erwiderte: weil unsere Frauen schön und unsere Jünglinge keusch sind." — Diese Anekdote ist wiedergegeben in dem geistreichen Buche „De l'amour" von Stendhal (Henri Beyle), das wohl in mancher Richtung das Vorbild der Physiologie der Liebe von Mantegazza gewesen sein mag und in Paris um 1822

erschien. Heine, der 1831 nach Paris kam, muß dieses Buch gekannt haben und entnahm daraus wörtlich seinen „Asra".

Es wäre indessen sehr verkehrt, Shakespeare, Goethe, Heine u. A. m. deshalb des „Plagiats" zu beschuldigen. Denn wie lange werden zumal in unserer Zeit, die ihre Gedanken nicht mehr auf Papyrus und Pergament, sondern auf Löschpapier niederlegt, die Erzeugnisse der menschlichen Geistesarbeit überhaupt wohl dauern? — In verwandtem Gedankengang hat Graf Schack einmal darauf hingewiesen, daß die Reproduktion unserer alten Meisterwerke der Malerei durch gute Kopieen eine dringende Notwendigkeit ist, wenn nicht im nächsten Jahrtausend schon das Meiste für immer verloren sein soll. Wir besitzen kein Gemälde auf Leinwand, das ein Jahrtausend überdauert hat, während z. B. die Grabreliefs von Sakkara uns die Kultur des sechsten Jahrtausends vor unserer Zeit in der minutiösesten Weise heute noch nahe bringen. — Eine Mahnung, über die wirkliche Höhe unserer Kulturfortschritte und auch über die Schattenseiten der vielgerühmten Buchdruckerkunst ein wenig nachzudenken!

Das „Plagiat" ist also in diesem höheren Sinne nur die Erfüllung eines notwendigen Gesetzes; entscheidend für seine Berechtigung bleibt nur der Umstand, ob der ursprüngliche Gedanke von dem Umbildner veredelt, d. h. im besten Sinne modernisiert wird. Die „Quellenangabe" wäre, zumal wenn es sich um längst verstorbene Autoren handelt, ein Unding und würde die Wirkung der Gedanken nur stören. Denn die Welt läuft nun einmal dem (angeblich) Originalen nach und würde das als entlehnt sich Offenbarende meist unbesehen verwerfen. Zudem, wie lächerlich würde es uns anmuten, wenn etwa Shakespeare oder Goethe nach Art unseres modernen Gelehrtentums in Fußnoten den Seneca oder den Bruno zitierten! Die „Kärrner" müssen doch auch noch etwas zu thun haben.

In diesem Sinne hat Theodor Parker, der tief religiöse Reformator der unitarischen Kirche Nordamerikas, gewiß recht, wenn er einmal die rationalistischen Zweifel an der Existenz eines wirklichen Jesus von Nazareth mit der Bemerkung abthut: diese Frage sei für ihn ganz gleichgiltig, denn selbst wenn jemand beweisen könnte, daß es einen historischen Jesus niemals gegeben habe, so handelte es sich doch einfach immer darum, ob das, was er gesprochen und gelehrt haben soll, wahr sei oder nicht? Erscheine es wahr, so habe selbst die bewiesene Nicht-Existenz der Person daran gar nichts geändert.

Freilich wird auch eine große Menge alter Gedanken in verschlechterter Form ständig erneuert. Dazu tragen gewiß nicht wenig jene „Regenwürmer der Kultur" bei, die besonders im Dienste unserer gewaltigen, täglich neuer Gedanken bedürftigen Presse, unbekannt gewordene Werke durchstöbern, um daraus „Neues" als ihr „geistiges Eigentum" herauszufischen. Ich glaube, daß diese Zunft gar nicht klein ist, und daß dieses Geschäft für einen findigen Kopf sogar sehr lukrativ sein kann. Als „Geschäft" betrieben, ist es sicherlich nicht sehr reinlich, aber es dient doch auch der Kultur, weil es das sonst Untergehende erhält.

Die Mehrheit der heute umlaufenden Anekdoten beruht auf solcher Verballhornung. Dafür nur Ein Beispiel: Im Feuilleton der Frankf. Ztg. war neulich eine lustige Geschichte erwähnt, in der sich ein Brautpaar gemischter Konfession gegenseitig zu Weihnachten mit der erfolgten Konvertierung überrascht; der jüdische Bräutigam war zum Christentum, die christliche Braut zum Judentum übergetreten. — Man vergleiche mit diesem plumpen modernen Witz das arabische Original, das sich ebenfalls in der oben erwähnten Sammlung findet:

„Ein Muselmann liebte bis zum Wahnsinn ein christliches Mädchen. Er mußte mit einem vertrauten Freunde eine weite Reise unternehmen, wurde unterwegs todkrank und sagte zu seinem Freunde: Da mein Ende naht, so werde ich wohl in dieser Welt meine Geliebte nicht wiedersehen und ich fürchte, daß, wenn ich Muselmann bleibe, ich auch in der anderen Welt nicht mit ihr zusammenkomme. Er wurde Christ und starb. Sein Freund suchte die junge Christin am fernen Orte auf und traf sie schwer krank. Sie sagte zu ihm: Ich werde meinen Freund in dieser Welt nicht wiedersehen, aber ich will in der anderen Welt wieder mit ihm zusammenkommen; so lege ich denn das Zeugnis ab: es giebt keinen Gott als Allah, und Muhammed ist sein Prophet. Darauf starb sie und die Gnade Gottes möge mit ihr sein!"

Ein anderes Beispiel! Die „Frankf. Ztg." vom 6. Mai bringt aus „Londoner und Pariser Blättern" die folgende Erzählung: Nasr-Eddin war ein großer Gönner der Dichter und hielt auch einen bei Hofe. Einmal las ihm der Schah eines seiner eigenen Gedichte vor und bat um seine Ansicht. Der Dichter erwiderte: „Man verzeihe mir, aber ich finde, daß das Gedicht großer Schund ist." — „Führt den Esel in den Stall", befahl der Schah. Und so geschah es zur Schande der Kunst. Einige Tage später besann sich der persische Herrscher doch und ließ den Dichter wieder zu sich kommen. Er las ihm abermals einige Verse eigener Mache vor und befragte den Dichter um sein Urteil. Der Letztere sagte gar nichts, sondern wandte sich um, als ob er gehen wollte. „Wohin?" — „Zurück in den Stall. Wieder großer Schund!" Da machte sich denn doch die natürliche Gutmütigkeit Nasr-Eddin's geltend und der Dichter gelangte wieder in die frühere Gunst.

Man vergleiche das Original bei Stobäus. Die Anekdote ist in der That nicht weniger als 2300 Jahre alt. Dionysius von Syrakus bat den Dichter Philoxenos um eine Kritik über eines seiner Dramen. Als dieser ein ungünstiges Urteil fällte, ließ er ihn in die Bergwerke verbannen. Ein Jahr darauf erinnerte er sich aber des verurteilten Dichters, ließ ihn vor sich rufen und legte ihm wiederum ein Drama zur Kritik vor. Der Dichter wandte sich ruhig ab, mit den Worten: „Ich gehe in die Bergwerke!"

Entweder hat nun der Schah von Persien oder, was wahrscheinlicher ist, der Londoner oder Pariser Feuilleton-Fabrikant den Tyrannen von Syrakus kopiert, — und zwar zu Allem recht schlecht!

So wandern die Gedanken, gleich den Menschen selbst, durch Zeit und Raum. Professor Max Müller (Oxford) verfolgt einmal in einem geistvollen Essay den Ursprung des Märchens der „Perette mit dem Milchtopf" und seine Wanderung durch fast zwei Jahrtausende von Indien über Persien, Arabien nach Spanien bis auf Lafontaine. Derselbe Forscher erweist die außerordentliche Ähnlichkeit der Ammenmärchen der Zulus mit den unsrigen, und Eduard Griesebach (Die Wanderung der Novelle) verdanken wir ähnliche Ermittelungen, die bis nach China reichen. Ein Beweis dafür, daß auch die vorliegende Betrachtung über Originalität keineswegs original ist.

Allein nicht nur auf rein geistigem Gebiet offenbart sich dieser Mangel an Ursprünglichkeit, sondern ebenso im großen Gange der Kulturgeschichte überhaupt. In unseren modernsten philosophischen Systemen ist kaum ein Gedanke zu finden, dem wir nicht schon im indischen oder griechischen Altertum begegnen. Den großen griechischen Geographen galt die Kugelgestalt der Erde als feststehend. „Die Wandlungen in der Zwischenzeit geben den Beweis, wie vollständig die Menschheit, wenn die Geistesrichtung sich ändert, das Verständnis für den mühsam errungenen Standpunkt einer vorangegangenen Periode hoher Kulturentwickelung verlieren kann." (Richthofen, China.) Tröstlich ist, daß die alten Fäden, wenn auch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden, immer wieder aufgenommen und fortgesponnen werden: im Sinne der Kulturentwickelung sind in der That „hundert Jahre wie Ein Tag." Das Gleiche gilt vom politischen Leben: niemals in der seitherigen Geschichte sind die demokratischen Grundsätze so folgerichtig durchgedacht und bethätigt worden, als zur Zeit des Perikles. Die scheinbar absonderlichsten Erscheinungen unterliegen dem gleichen Gesetz: der Geheimbund der Neuzeit findet sein Urbild in der Schule des Pythagoras, die wohl ihrerseits auf die Mysterien der ägyptischen Ammonspriester zurückzuführen ist, auf die gemeinsame Wurzel unseres gesamten modernen Monotheismus. Ja, eine gewisse Wiederholung und Nachahmung großer Persönlichkeiten ist oft augenfällig (man denke an Cäsar und Napoleon, natürlich den Ersten), und die bedeutendsten Argumente in den Reden moderner Staatsmänner sind oftmals dem Plutarch entnommen.

Aber der Sozialismus? so wird der Leser fragen, der ist doch ganz gewiß eine Erscheinung der modernsten Wirtschaftsentwickelung? Weit gefehlt! Um nicht von rein gedanklichen Systemen, wie z. B. dem des Platon zu sprechen, so bietet die Zeit der Gracchen, wie die der ersten Christen (schon soweit uns die dürftigen Quellen zu Gebote stehen), auffallende Ähnlichkeiten mit den heutigen Strömungen. Aber wir vermögen noch viel deutlicher im Buch der Geschichte zu lesen. In China wurde unter dem Kaiser Schen-tsung im Jahre 1069 unserer Zeitrechnung der vollkommenste Staatssozialismus eingeführt (Huc und Gabet, Wanderungen durch das Chinesische Reich), um den Arbeitern zu Hilfe zu kommen, „damit sie nicht von den Reichen aufgefressen werden". Der Staat wurde alleiniger Eigentümer von Grund und Boden, gab Vorschüsse an Saatgetreide und besorgte den Handel durch seine Beamten. (Chinesisches Vorbild des Antrags Kanitz!) Die Behörden hatten täglich alle Preise von Waren und Lebensmitteln festzustellen. Nur die Reichen bezahlten Steuern, aus denen ein Reservefond gebildet wurde, um die Armen zu unterstützen. (Chinesische Arbeitslosen-Unterstützung nach meinem Ideal, vergl. der „Kampf um Arbeit".) Das System bestand etwa 30 Jahre, bis es von den Reichen gestürzt wurde. Die

uns erhaltenen Denkschriften des sozialistischen Ministers Wang-ngan-sche und des individualistischen Staatsmannes Sse-ma-kuang lesen sich in ihren Argumenten genau wie ein parlamentarisches Duell Bebel-Richter. Im Jahre 1129 wurden alle Sozialisten aus dem Reiche verjagt (chinesisches Ideal der „Hamburger Nachrichten“ und ihres „Richelieu“) und es wird vermutet, daß diese Emigranten den Einfall der Mongolen unter Dschingiskan beeinflußt haben.

Alle modernen sog. Staatsromane sind mit mehr oder weniger Geschick und unter Anpassung an moderne Formen dem Platon, Thomas Morus, Campanella ꝛc. nachgearbeitet: der so beliebte General-Sonnen- und Regenschirm des Bellamy z. B. findet sich in der vor über 200 Jahren erschienenen „Geschichte der Sevarambier“ von Vairasse.

Selbst unsere moderne technische Entwickelung wie unsere gewaltigen Großstädte sind nichts Neues unter der Sonne. Die Römer bewegten in Baalbek Steine von 30000 Centner und hoben sie 7 Meter hoch hinauf; das alte Memphis war 30 Kilometer lang und beherbergte sicherlich Millionen Menschen, gleich London und Peking.

So könnte man fast dem Schopenhauerschen Determinismus Recht geben, dahin, daß unter gleichen Bedingungen die Gedanken mit gleicher Naturnotwendigkeit entstehen und auf einander folgen, wie Blitz und Donner, und daß daher selbst die geringste Willens-Freiheit ein Irrtum ist.

Mit der Wiederkehr der Gedanken ist indessen noch lange nicht ihre Richtigkeit bewiesen, und es sind sicherlich auf diesem Wege ebenso die stärksten Irrtümer entstanden und verewigt worden, wie die größten Wahrheiten. Ich erinnere mich, vor einigen Jahren gelesen zu haben, wie die Auffindung von alten Sintflutsagen in persischen oder turanischen Überlieferungen von bibelgläubigen Theologen triumphierend als eine Bestätigung der historischen Wahrheit des ersten Buches Mosis ausgeboten wurde. Jüngst las ich über die Arbeit eines Naturforschers, der mit einem ungeheuren Aufwand von Gelehrsamkeit die prähistorische Existenz eines großen mittelasiatischen Meeres nachwies, dessen gewaltsamer Ausbruch eben die Ursache der Sintflut gewesen sei. Auf manchem Kamelritt durch die Sahara aber sah ich, daß der Boden der Wüste an vielen Stellen meilenweit mit bunten Kieseln und Muscheln bedeckt ist und fand bei einem Ausflug über die Höhen des Libanon auf über 1500 Meter Meereshöhe so augenfällige Zeichen von gewaltigen Felsauswaschungen, daß mir ganz klar wurde, wie weder Theologie noch Naturwissenschaft nötig ist, um das gleichzeitige Auftreten dieser Sage zu erklären. Der einfachste gesunde Menschenverstand erkennt, daß hier einstmals Wasser gewesen sein muß, primitive Naturerkenntnis aber erzeugt überall Furcht: von da bis zu einem durch herrschsüchtige Priester erdachten Strafgericht ist allenthalben nur Ein Schritt!

Was in der Urzeit die Einfachheit der Erscheinungen und Empfindungen hervorbrachte, das wirkt sicherlich auf höheren Kulturstufen die Gemeinsamkeit der Erziehung: daher wohl hauptsächlich die Gleichzeitigkeit von Entdeckungen, Erfindungen und Bewegungen an den verschiedensten Stellen, daher aber auch die Stärke einseitiger und falscher Geistesströmungen innerhalb großer Kreise und Völker in der Neuzeit.

Kurz, wohin wir blicken, schrumpft die Originalität im besten Falle zur Notwendigkeit oder zu einer Mitwirkung an der Umbildung von Gedanken zusammen. Das originellste Individuum ist nicht mehr als ein verschwindendes Gliedchen in einem millionenfach verschlungenen Kettensystem. Der wahre Genius der Menschheit liegt in dem großen Gang der Kulturentwickelung, alle Arbeit des Einzelnen ist die Arbeit der Koralle, im besten Falle etwas veredelte Nachahmung. Grundlegende Fortschritte gegenüber dem Altertum haben wir vielleicht nur in der Naturwissenschaft und einigen Zweigen der Technik erreicht (die wir wahrscheinlich bedeutend überschätzen), kaum aber in den eigentlichen Geisteswissenschaften: Kant und Schopenhauer sind nur wenig reicher als Sokrates und Demokrit. Dabei sind uns die Urquellen überhaupt nicht bekannt; sub specie aeternitatis sind alle Namen Schall und Rauch: wir freuen uns am Homer, ohne eine Ahnung von seiner Person zu haben, und unseren fernsten Urenkeln wird es mit den Gedanken eines Goethe oder Darwin kaum anders gehen. Das ist ein wahrer Trost für mich und meines Gleichen!

Sozialdemokratische Jugendschriften.

Von C. Henke in Berlin.

Bekanntlich sind einige sozialdemokratische Jugendschriften für den Verkauf im Umherziehen verboten worden. Die Folgen des Verbotes werden sich wahrscheinlich bald bemerkbar machen, dadurch, daß das Interesse für die verbotene Litteratur sich stärker regt, und der legitime Umsatz steigt. Sonach erscheint es überflüssig, über die behördlichen Maßnahmen weiteres zu sagen, und sollen die folgenden Betrachtungen nur den in Rede stehenden Schriften gewidmet sein.

Die sozialdemokratische Jugend-, sowie auch Unterhaltungslitteratur ist bekanntlich noch schwach entwickelt; zum Teil mag dies daran liegen, daß die Partei, sich als eine Kampforganisation betrachtend, ihr Hauptaugenmerk auf die Erziehung für den Klassenkampf und die hierzu dienen sollende, politische, geschichtliche und volkswirtschaftliche Litteratur richtet; zum Teil liegt es aber auch daran, daß ihr, wie die Parteitagsprotokolle sagen, die nötigen Kräfte zur Herstellung wirklich guter Schriften fehlen, und sie es verschmäht, Ungenügendes zu bieten. Den privaten Versuchen, den aus der Mitte der sozialdemokratischen Parteigenossen laut gewordenen Wünschen gerecht zu werden, und das zu thun, was die offizielle Partei unterließ, stand diese nicht nur reserviert, sondern sogar scharf ablehnend gegenüber. So ist das Verlangen allmählich still geworden, und das Interesse für die gewünschte Litteratur erlahmt. Dies zeigt sich am deutlichsten an dem geringen Erfolge, welchen bis jetzt das, von Emma Adler herausgegebene, im Verlage des „Vorwärts“ erschienene „Buch der Jugend“ hatte. Es sollen, wie dem Schreiber dieser Zeilen berichtet wurde, von der nur 3000 starken Auflage $^2/_3$ verkauft worden sein.

Da nun zu erwarten steht, daß durch das Interesse, welches der Staat und einige Gegner der Sozialdemokratie der bisher vernachlässigten Litteratur entgegenbringen, der Widerspruchsgeist weiter Kreise angeregt, und die Frage somit brennender werden wird, dürfte es sich lohnen, die Angelegenheit auch in dieser Wochenschrift eingehender, und nicht nur absprechend, sondern gewissenhaft prüfend zu behandeln.

Besser wäre es nun unbedingt, wenn unparteiische und unabhängige Fachleute sich mit der Frage beschäftigen wollten; da es aber nicht so sehr darauf ankommt, von wem der Anstoß gegeben, als von wem die Sache weiter geführt wird, man auch allgemein der Familie eine so große Bedeutung für die Erziehung beilegt, so dürften sich auch Laien, besonders wenn sie selbst Kinder haben, mit Recht hierzu äußern.

Nun gilt es in erster Linie, den Zweck und Wert der Jugendlitteratur, die ja gleichzeitig Unterhaltungslitteratur für Erwachsene sein kann und selber, zu besprechen. Der Zweck dürfte ein mehrfacher sein: neben der Unterhaltung auch für Belehrung und Veredelung der Kinder zu sorgen, ihr Schönheitsgefühl zu wecken u. s. w. Der Wert einer guten Jugendlitteratur dürfte sich ebensoviel bei den Müttern und Pflegern der Kinder, als bei diesen selbst bemerklich machen. Nun ist aber die Frage: Was ist gut, wertvoll, was entspricht dem angeführten Zwecke am besten? Scheidet man die Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses aus, die ja das Nebensächlichere ist, so bleibt Belehrung und Erziehung zum Guten, Schönen. Hier aber gehen die Ansichten schon auseinander, wie jeder weiß. Berufspädagogen der alten konservativen Richtung stehen schroff den Modernen, die kirchliche Sittenlehre steht der Ethik, die absolute Ethik der Entwickelungsethik — um dem Aufsatze des Herrn Professor Staudinger in Nr. 24 etwas zu entlehnen — gegenüber.

Aber auch die beiden Weltanschauungen, welche sich auf den Individualismus und den Sozialismus im weitesten Sinne stützen, haben hier ein gewichtiges Wort mitzureden und bringen es mit sich, daß der Streit über den Wert der Jugendlitteratur entbrennt. Der jetzt noch in der kirchlichen Volkserziehung vorherrschende Individualismus gründet — um an Fichte anzulehnen — seine Erziehung hauptsächlich auf den Satz: Sei gut, damit es dir gut gehe, seine Haupterziehungsmittel sind Furcht und Hoffnung, Lohn und Strafe.

Der Sozialismus weist nun mit Recht darauf hin, daß der Gute nicht immer Lohn, Schlechtigkeit, nicht immer Strafe erntet, daß vielmehr häufiger das Gegenteil der Fall ist, er sagt ferner, daß Furcht und Hoffnung in den meisten Fällen selbstische Motive, also für die Erziehung zur Rücksicht auf die Mitmenschen unbrauchbar sind.

Die Sozialdemokratie, eine Vertreterin des Sozialismus, gründet auf diesen naturgemäß auch die Jugenderziehung; sie ist hierzu berechtigt, kraft der uns allen zustehenden Meinungsfreiheit.

Selbstverständlich genügt vom sozialethischen Standpunkte aus die Berechtigung in der Erziehungsfrage mitzusprechen nicht allein, man fordert mit Recht, daß alles den Kindern Gebotene wahrhaft gut ist; dies aber hat die Parteileitung, wie schon gezeigt, auch voll anerkannt. Wenn nun die Partei nach langem

Zaudern ein Buch herausgegeben hat, so ist jeder Unparteiische verpflichtet, dasselbe vorurteilslos zu prüfen, und wenn er es für notwendig hält, zu tadeln, doppelt und dreifach gewissenhaft nachzuprüfen, auch, besonders dann, wenn es schwer beleidigende Urteile fällt, wie „verwerflich“, diejenigen Stellen, welche ein solches Urteil veranlaßten, zu nennen. Daß sozialdemokratische Kritiker oft oberflächlich, ja gewissenlos sind — andere sind es auch sehr oft, — darf nicht zur Nachahmung reizen.

Nun ist hier die Frage: Sind die in Rede stehenden Schriften wirklich so schlecht, wie sie von einigen hingestellt werden, und haben alle die, welche sie gelesen haben wollen, sie auch wirklich und ohne Vorurteil gelesen, wie jeder gerechte ehrenwerte Kritiker eine jede Schrift lesen sollte, über die er ein öffentliches Urteil abgeben will; oder haben vielleicht einige die Bücher nur angeblättert, um dann auf Grund des unglücklich gewählten Titelzusatzes: Für die Kinder des Proletariats und wegen sonstiger Nebenumstände das Verdammungs-Urteil zu fällen.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, Reklame für die verfolgte Litteratur zu machen, dies haben die behördlichen Maßnahmen bereits gethan, es liegt auch fern, alles für passabel hinzunehmen, was in den Büchern steht, manchmal tritt die Tendenz ein bißchen zu stark hervor. Aber sehen die geehrten Kritiker auch so scharf bei den nichtsozialdemokratischen Jugendschriften? Ist das tendenzlos, wahr und echt künstlerisch, wenn Fürsten, Prinzen und andre Sterbliche vergöttert und zu Helden gemacht werden, auch wenn sie es nicht sind? Wie oft wird in den „guten“ Jugendschriften der Arme recht unwürdig geschildert, und eine ganz verkehrte Weltanschauung tendenziös propagiert. Man lese nur die Schulbücher mit kritischem Verstande, wo so oft die Gegensätze zwischen Naturerkenntnis und Glauben hart aufeinander stoßen und das innere Gleichgewicht begabter Kinder erschüttern. Wie wäre es, wenn die Macht des Widerspruches sich gegen die Hunderttausende von Büchern mit derartigem zweifelhaften Inhalte wenden würde. Hier darf man wohl an das schöne Gleichnis vom Splitter und vom Balken im Auge erinnern.

Pflege des Gemüts, heißt es immer, schützt das Gemüt der Kinder vor rohen Einflüssen. O! Wie veredelnd wirkt doch das Husarenlied vom Blücher, wenn die Kinder singen: Da wurde den Franzosen das Schwimmen gelehrt. — Fahrt wohl ihr Franzosen — und nehmt ohne Hosen den Wallfisch zum Grab. Oder wie gemütvoll, wie veredelnd muß es wirken, wenn, wie Schreiber dieses erlebte, eine patriotisch stark begeisterte und sehr, sehr fromme Leserin ihren 9—10 Jahre alten Schülerinnen die Worte Körners vordeklamierte: Frisch auf mein Volk — du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen. Wieviel solcher erhebender Beispiele ließen sich aufzählen. Wie sittlich wirkt die Lektüre einiger Bibelstellen? Pietisterei, Grausamkeit, National-, Rassen- und Klassenhaß, dies alles sind Kinder der Lichtscheu, welche so vielen Moralpriestern eigen ist.

Mag auch vieles Ungenügende in den sozialdemokratischen Jugendschriften enthalten sein, das meiste, was in den besseren eine sozialethische Tendenz verrät, eine sozialdemokratische ist kaum zu finden, dürften alle Gerechtdenkenden unterschreiben.

Und gerade das von Emma Adler herausgegebene Buch der Jugend ist nicht ohne Sorgfalt zusammengestellt, wenn man auch, gemäß der alten Wahrheit, daß es nichts Vollkommenes giebt, Mängel, die zum Teil im subjektiven Empfinden des Beurteilers leben, zugeben muß. Es soll gern zugegeben werden, daß man hier und da an den Geist sozialdemokratischer Zeitungen erinnert wird, aber so schwach, daß es sich nicht verlohnt, darüber gleich an das empfindsame deutsche Herz zu appellieren.

Vieles ist indifferent oder zum Teil der sogenannten bürgerlichen Litteratur entlehnt. Es fehlt nicht an Wissenswertem, allerdings zeigt uns die Herausgeberin auch einige recht dunkle Stellen in der heutigen Gesellschaft, indem sie über die Zündholz-, Griffel- und Spielwaarenindustrie Emanuel Sax' bekanntes Werk in Anspruch nimmt. Wahrhaft schön ist der kurze Aufsatz von Leopold Jakoby: Wie ich ein Dichter wurde. Vorbildlich edel und gut ist: „Meine Anna“. Schön ist die Erinnerung an Goethe und vieles andre. Ohne Zweifel thut ein jeder Proletarier besser, wenn er 2 Mk. für das Buch ausgiebt, als es am Biertische zu verknobeln, und dann seinen Kindern das Idealbild eines betrunkenen Vaters zu zeigen, der vielleicht sonst ein guter Patriot ist.

Es ist unmöglich das viele Schöne anzuführen, was sonst noch in dem Buche enthalten ist. Aber etwas sehr Bedenkliches muß doch hervorgehoben werden: Für das Buch haben auch Bebel und Liebknecht je einen Beitrag geliefert. Was soll daraus werden, wenn der junge Leser am Schlusse des Bebel'schen Aufsatzes: Handwerksburschen — Vagabunden liest: „Darum junger Leser, wenn du einem solchen armen Menschen begegnest, urteile nicht voreilig und lieblos über ihn. Bedenke, daß jene noch nicht schlecht sind, die äußerlich schlecht aussehen und, weil sie in Not geraten sind, Fremde um Hilfe ansprechen müssen. Was sie sind, haben Zeit und Umstände aus ihnen gemacht. Du, der du heute noch in erträglichen Verhältnissen bei Vater und Mutter lebst, halte dir dies stets vor Augen, du weißt nicht, ob du nicht eines Tages in die gleichen Verhältnisse kommst, und alsdann froh bist, die Hilfe anderer zu erhalten. Also hilf deinen Mitmenschen, soviel du kannst. Handle mit einem Wort an anderen, wie du wünschest, daß im gleichen Falle andere an dir handeln möchten.“ Oder was soll daraus werden, wenn Liebknecht in der kurzen Erzählung aus seinem erfahrungsreichen Leben ein heldenmütiges prächtiges Weib einem feigen großsprecherischen Manne und späterem Dichter, dessen Namen er aber nicht nennt, gegenüberstellt. Da glaubt man ja nicht mehr an den Heldensinn des starken Geschlechtes.

Genug! Mag auch manches auszusetzen sein an den ersten Versuchen, die Folge kann immer noch Gutes bringen. Nur der Klassengeist, den doch der Sozialismus bekämpft, möge fern bleiben. Man schreibe keine Bücher für die „Kinder des Proletariats“, sondern für Kinder guter und gut sein wollender Menschen aller Stände, dann wird auch hier die würdevoll vorgebrachte Klage der Armen als Samenkorn des Guten aufgehen, und mancher junge, besser situierte Leser ein Mitarbeiter an einer gesunden Entwickelung werden.

Vermischtes.

Zur Vorgeschichte der Umsturzvorlage, die sich bekanntlich mehr gegen die Freiheit der Wissenschaft als gegen die eigentliche Umsturzagitation richtete, bringt die „Germania“ einen interessanten Beitrag durch Mitteilungen aus einem Schreiben, das die preußischen Bischöfe 1894 kurz vor dem Abgang des Grafen Caprivi an den damaligen Reichskanzler richteten. Das gemeingefährliche Treiben der Ethiker erhält darin folgende Beleuchtung:

„Die positivistisch-materialistische Zeitströmung hat seuchenartig alle Forschungsgebiete ergriffen. Vor allem haben wir deren unheilvollen Einfluß auf die Sitten- und Erziehungswissenschaft zu beklagen. Der Positivismus erklärt das Sittliche als eine rein menschliche Erfindung und Einrichtung, als das veränderliche Erzeugniß der Geschichte, und lehrt die unabhängige, das ist religionslose und rein weltliche Moral. Die positivistischen Anschauungen und Bestrebungen finden eine eifrige Verbreitung durch die aus Amerika eingeführten „Gesellschaften für ethische Kultur“, die unter dem fadenscheinigen Deckmantel religiöser Duldsamkeit ihren Haß gegen das Christentum zu verbergen suchen. Die Wortführung dieser Bewegung, an erster Stelle Universitätsprofessoren, verlangen die Einführung der religionslosen Sittenlehre in die deutsche Volksschule. Manche Lehrervereine und ein sehr bedeutender Teil der Lehrerpresse stellen recht aufdringlich dasselbe Ansinnen. Im Anschlusse an bekannte Hochschullehrer wird in zahlreichen populär-wissenschaftlichen und volkstümlichen Schriften jene einheitliche rohsinnliche (!) Welt- und Geschichtsbetrachtung gelehrt und verteidigt, die den Menschen zu einem Rädchen oder Hämmerchen in der blind arbeitenden Weltmaschine, zur Puppe des Nothwendigkeitsgesetzes herabwürdigt. Tugend und Laster aber werden leere Begriffe, die Sitten- und Erziehungslehre kommt in Wegfall, wenn das ganze Menschen- und Menschheitsleben lediglich als ein Bestandteil des unabänderlichen Naturlaufes gedeutet wird.“

„Wir wissen sehr wohl die Hindernisse zu würdigen, welche die Bekämpfung der von uns kurz dargelegten Übelstände sehr erheblich erschweren. Die Wurzel nämlich des von uns beklagten Verderbens bleibt unangetastet und in fröhlicher Triebkraft erhalten, so lange die religionslose und religionsfeindliche Wissenschaft in gelehrten Schulen und Schriften die Grundlagen der Sittlichkeit und des Rechtes und somit aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung nach wie vor ungescheut und ungestraft untergräbt. Alle gesetzgeberischen wie polizeilichen Versuche, der gottlosen und unsittlichen Kulturströmung zu steuern, entbehren der Folgerichtigkeit und des durchschlagenden Erfolges, wenn staatlicherseits berufene, besoldete und beschützte Lehrer der Wissenschaft sich des Vorrechtes zu erfreuen scheinen, die heiligsten Überzeugungen und die ehrwürdigsten Überlieferungen des deutschen Volkes ungestraft angreifen zu dürfen.

Die Antwort auf diese Ausfälle finden die Leser in dem Artikel dieser Nummer: Gesittung und Gedankenfreiheit.“

Über Parlamentarismus und ökonomische Bewegung in der italienischen Arbeiterbewegung sagt Frl. Oda Olberg in Nr 47 der „Zukunft“ in einem Aufsatze über den Sozialistenkongreß in Florenz einige Worte von allgemeinerer Bedeutung:

Der Gegensatz zwischen Parlamentarismus und ökonomischer Bewegung, der die sozialdemokratischen Parteien aller Länder in zwei mehr oder weniger scharf gesonderte Lager scheidet, hat in der bisherigen Geschichte der italienischen Partei noch keine große Rolle ge-

spielt. Die ungeheure Willkür in der Handhabung von Gesetz und Recht, die geringen Garantien, die die italienische Verfassung bot, das schützte bis jetzt die dortige Sozialdemokratie davor, dem Parlamentarismus zu großen Wert beizulegen. Zeigte doch jeder Wahlgang durch seine zahllosen Maßregelungen sozialdemokratischer Arbeiter, seine Verhaftungen vor dem Wahltage, durch die Kniffe, mit denen man die „geheime" Wahl illusorisch machte, daß die ökonomisch stärkeren Gegner eben auf diese Stärke sich stützten. Wie konnte da die Illusion aufkommen, daß eine „sozialdemokratische Majorität" im Parlament je erreichbar sein werde, wenn nicht eine völlige Verschiebung der ökonomischen Machtverhältnisse durch eine geschlossen organisierte Arbeiterschaft ihr vorangegangen ist? In diesem Falle wäre die Majorität nur ein Symptom; gesetzt, sie wäre ohne jene Verlegung des wirtschaftlichen Schwerpunktes möglich, so wäre mit ihr nur ein Scheinsieg errungen, da sich die Bourgeoisie darauf besinnen würde, daß sie „das Geld und die Kanonen" hat.

In welcher Weise sich diese Beurteilung des Parlamentarismus auch in der Arbeiterbewegung Bahn bricht, dafür ist besonders charakteristisch das Urteil eines anarchistischen Delegierten auf dem Londoner Anarchistenkongreß. W. C. Hall sagte dort:

Ich stehe hier als Anarchist, der alle Gesetzgeber, welches Namens immer bekämpft. Regierung ist gegründet auf Mißtrauen und Vernichtung der Volksmassen. Ich habe Vertrauen in meinesgleichen, aber nicht in die, welche meine Herren sein wollen. Gegenseitige Liebe (goodwill) und Moralität sind unerreichbar mit einer auf Herrschaft und Knechtschaft gegründeten Gesellschaft. Macht demoralisiert Herrscher und Beherrschte. Gebt einem Arbeiter Macht, und er wird Euer Feind so wie ein Aristokrat. Alle sozialdemokratischen Ideen sind monarchische Ideen. Ob einer herrscht oder ob die Macht in 6—700 Fragmente (Parlamentsmitglieder) geteilt ist, bleibt sich gleich; diese Leute, die die Macht haben, Gesetze zu machen und ihre Durchführung zu erzwingen, sind die absoluten Herren der Gesellschaft.

Wollt Ihr nicht, daß die Macht mißbraucht wird, so gebt sie keinem. Macht wirkt auf das Herz wie starke Getränke auf das Gehirn. Politik ist das Gift der Arbeiterbewegung; sie ist soviel wie Korruption; sie bedeutet Herrschaft des Menschen über den Menschen und leitet die Aufmerksamkeit von den wichtigen ökonomischen Angelegenheiten ab.

Arbeiter ins Parlament schicken! — ich will keine unmittelbaren Beispiele anführen — ihre Handlungen sprechen für sich selbst! Wir wissen, wie ein Hauptelement der Politik Bestechung ist, das Hauptwerkzeug der Wahlen.

Eine Regierung — was boten uns Regierungen in der Vergangenheit? Waren sie nicht stets ein Haupthindernis des Fortschritts? Wie haben sie nicht stets die Gewerkschaftsbewegung bekämpft und ihren ganzen Scharfsinn aufgeboten, die Folterinstrumente gegen den Fortschritt der Ideen zu erfinden?

Alle Gewerkschaftlichen Organisationen sind freiwillig entstanden, nicht mit Regierungshülfe, sondern der Feindschaft jeder Regierung zum Trotz.

Politische Aktion zum Zweck der Gewinnung der Stimmen der Wähler geht nur durch Appell an die Leidenschaften des Volkes vor sich, durch Lügen der Kandidaten, an die sie selbst nicht glauben — ich bin selbst ein Kandidat gewesen.

Der Tag ist da für die Anarchisten, aufzustehen und dem Volke zu sagen: das Menschenleben ist zu kurz, um sich durch den Wahlschwindel betrügen zu lassen!

Züricher Reden nennt sich die Sammlung beachterswerter Kundgebungen der deutschsprachlichen Vereine für ethische Kultur aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, die vom 25. August bis 6. September in der schönen Stadt an der Limmat getagt haben (erscheinen im Verlage von Siebert, Bern, ca. 33 Lieferungen à 15 cent.). In der Weise, wie in England und Nordamerika Sommermeetings veranstaltet werden, um Bildung und Anregung zu gemeinnütziger Thätigkeit in die weitesten Bevölkerungskreise zu tragen, die ja in der Ferienzeit durch unser Verkehrs-Zeitalter besonders durcheinander gewirbelt werden, so ist von den „Ethikern" der erste internationale Kongreß benutzt worden, um Aufklärung über das Wesen und die Ziele der ethischen Bewegung zu verbreiten. Während voller elf Tage war eines der größten Auditorien des Polytechnikums, das vom cantonalen Schulrat in liberalster Weise zur Verfügung gestellt war, täglich fünfstündig mit Hörern aus der Schweiz und aller Herren Ländern gefüllt. Aus den Vortragskursen, die von bekannten Gelehrten, aber auch von praktisch thätigen Volksmännern gehalten wurden, werden von den Züricher Blättern besonders hervorgehoben der tiefwissenschaftliche und doch allgemein verständliche Cyklus über ethische Prinzipienlehre von Prof. Harald Hoeffding (Kopenhagen); die formvollendeten, wenn auch nicht unangreifbaren Ausführungen von Prof. Sombart (Breslau) über den Sozialismus im 19. Jahrhundert, die klare Darstellung, die Dr. Jastrow (Berlin) von der gegenwärtigen und zukünftigen Sozialpolitik in der Verwaltung von Staat und Gemeinde gab, endlich die von höchsten philosophischen Zielpunkten beherrschten Reden des Berliner Astronomen Prof. Foerster über Naturwissenschaft und Lebensführung. Sowohl in den Fragen der sittlichen und geistigen Erziehung und Fortbildung aller Volksschichten, als in den Problemen der sozialwirtschaftlichen Entwicklung wurden vielfach hochbedeutsame und neue Gesichtspunkte entwickelt. Delegierte des französischen Unterrichtsministeriums, sowie Ethiker aus Amerika, England, Oesterreich, Italien u. a. Ländern wohnten den Verhandlungen bei; die kantonale Schulbehörde zeigte wie die Züricher Bevölkerung, freundlichstes Entgegenkommen. Die Verhandlungen über feste Konstituierung eines internationalen ethischen Bundes werden fortgesetzt.

Dr. Penzig.

Ein Bericht über den Internationalen Kongreß des ethischen Bundes in Zürich folgt in nächster Nummer.

Die Erneuerung des Abonnements wird den geehrten Abnehmern hierdurch in Erinnerung gebracht.

Die „**Ethische Kultur**" erscheint in **zwei Ausgaben:**

a) **in Wochennummern** (Postzeitungsliste Nr. 2224) Vierteljahrspreis 1,60 M. bei allen Buchhandlungen und Postanstalten; bei direktem Bezug von der Verlagshandlung 2 M. für Deutschland und Oestreich-Ungarn, 2,25 M. für das Ausland.

b) **in Monatsheften à 60 Pf.** Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

Hierzu eine Beilage von Georg D. W. Callwey in München.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 26. September 1896.	Nr. 39.

Inhalt: Über John Ruskin. Von Wolfgang Kirchbach. — Gesittung und Gedankenfreiheit. Von J. M. Bölsch. (Schluß.) — Kunst und Arbeit. Von Otto Wittich. — Vermischtes. — Aus der ethischen Bewegung: Der internationale ethische Kongreß in Zürich.

Über John Ruskin.

Von Wolfgang Kirchbach.

Im Berglande Nord-Lancashires am Conistersee lebt im Jahre 1896 ein alter Herr von siebenundsiebzig Jahren, der ein ererbtes Vermögen von fünf Millionen Pfund im Laufe der letzten vierzig Jahre für gemeinnützige Zwecke, für die Verwirklichung eines sozial-ästhetischen Gedankens allmählich verschenkt hat. Ohne Zinsen, ohne irgend einen Gegenerlös hat er diese fünf Millionen, sein volles väterliches Erbteil, daran gegeben, um wohlthätige Einrichtungen in seinem Sinne zu schaffen. Und trotzdem er sein ganzes Erbteil daran geopfert hat, lebt er doch nicht in Armut. Er ist ein Schriftsteller gewesen. Und der Ertrag seiner Bücher ergiebt noch immer jährlich 3000—4000 Pfund. Einen Teil davon verbraucht er für seine eigenen bescheidenen Bedürfnisse; das Andere geht auf zur Unterstützung Bedürftiger. Es ist kein Märchen; der Mann lebt wirklich und leibhaftig.

Das ist John Ruskin, der große Volkslehrer der Engländer, der Mann, von dem Engländer und Franzosen behaupten, daß er der geistige Nährvater fast all' der künstlerischen und sozialen Bestrebungen war und ist, die Englands Litteratur, seine bildende Kunst und sein besseres ethisches, gemeinnütziges Wirken in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts hervorgebracht haben.

Wir staunen seit zehn Jahren auf unseren internationalen Kunstausstellungen über die Blüte der englischen Malerei? Wir bewundern diese feinsinnige Ansicht der Landschaft, wir weiden uns an dieser keuschen, absichtslosen Naturtreue, an dieser poesievollen Auffassung der Naturbilder, insbesondere der englischen Landschaft? Wir sehen diese harmonistische Neigung, wir schätzen diese Präraphaeliten, welche die Schlichtheit und bescheidene Schönheit suchen, wir freuen uns an den Kate-Greenaway-Kostümen und ahmen sie nach? Und wie kam das Alles? Aus welchen Quellen entsprang das? Und wie geschah es, daß wir, die wir vor fünfzehn Jahren noch keine Ahnung von der Bedeutung dieses eingeborenen englischen Kunstlebens in Deutschland hatten, auf einmal die Engländer als geschlossene Phalanx auf den europäischen Kunstmärkten anrücken sahen?

Ältere, reifere Engländer belehren uns: John Ruskin hat das gemacht. Er lehrte unsere jungen Malergenerationen so in die Natur zu blicken, wie sie es nun thun und praktisch ausüben.

Wir wundern uns aber auch, daß die soziale Frage, die uns in Deutschland so stark bewegt, in England ein ganz anderes Ansehen hat? Wir wundern uns, daß der englische Arbeiter, trotzdem sein Loos vielfach nicht besser ist, als das des deutschen, des Sonntags im schwarzen Rock wie ein Gentleman zum „Meeting“ in Hydepark wandert und aus denselben Wirtschaftsfragen, die ihn so gut wie unsere Arbeiter bewegen, ganz andere Schlüsse zieht, als es die Gefolgsmänner unseres Bebel und Lassalle thun?

Wir wundern uns, daß die deutsch-sozialistische Propaganda und ihre Auffassung von der Lösung der großen wirtschaftlichen Mißstände in England so wenig Fortschritte macht und daß die Engländer ganz andere Lösungen anstreben? Nun, ältere, besonnenere englische Herren belehren uns auch da: das macht John Ruskin.

Wer ist dieser merkwürdige Mann! Ist es nicht beschämend für uns, daß wir von einem Manne, auf den das stammverwandte Weltvolk fast seine ganze moderne geistige Entwickelung in ihren Hauptäußerungen zurückführt, so gar nichts wissen? Freilich, Spencer, Darwin, allenfalls auch Carlyle, die kennen wir ja. Aber von Ruskin hört man allenfalls einige Kunstgelehrte reden, und die kennen ihn zumeist: Hand aufs Herz! nur von Hörensagen.

Wie ist es möglich, daß ein Ästhetiker, wie Friedrich Vischer, im Laufe seines ganzen späteren Schaffens und Untersuchens niemals des englischen Aesthetikers gedenkt, trotz der Vorliebe Vischers für Reisebilder, Landschaftsschilderungen, trotz so vieler Anknüpfungspunkte hüben wie drüben? Ruskin veröffentlicht sein erstes epochemachendes Werk bereits im Jahre 1843; vom Jahre 1870 an hat er als Professor der Ästhetik in Oxford unter ungeheurem Zulauf Vorträge gehalten, aber weder nach Zürich, noch nach Tübingen und Stuttgart scheint eine Ahnung gekommen zu sein, daß jenseits des Kanals auch ein Professor der Schönheitslehre und Menschenbildung lebte, dessen Schriften schon damals in hunderttausenden von Exemplaren in England, Indien, Australien, Amerika verbreitet waren. Vor zehn Jahren erschien Eduard von Hartmanns „Philosophie des Schönen“, deren erster Teil sich allerdings nur mit der deutschen Ästhetik seit Kant beschäftigt, aber es bleibt doch sehr merkwürdig, daß in diesen beiden starken Bänden der Name Ruskins auch nicht ein einziges Mal gestreift wird. In der That, wir Deutschen wußten und wissen so gut wie nichts von Ruskin, trotzdem er siebenundsiebzig Jahre zählt und einer der verbreitetsten Schriftsteller der Welt ist. Tolstoi, der Russe, Mazzini, der Italiener — die kennen ihn freilich. Den französischen, englischen, russischen Revuen ist Ruskin ein geläufiger Name, den deutschen Aesthetikern und Sozialpolitikern war es dagegen vorbehalten, den großen Schotten nicht zu kennen, als wäre er Einer von den berühmten Gelehrten, die gegenwärtig auf dem Mars leben mögen und über ihre Marskanäle wahrscheinlich besseren Aufschluß geben könnten, als selbst das Riesenfernrohr auf der Berliner Gewerbeausstellung.

Vielleicht ist es allerdings kein Zufall, daß man sich in Deutschland so wenig mit diesem Manne abgeben mochte. Denn seine ganze Denkart, seine Art zu philosophieren, seine Beobachtungsweise stellt alles auf den Kopf, was in der deutschen Ästhetik, in unserer Nationalökonomie, in so vielen

anderen Wissenschaftszweigen und Lebensgebieten Dogma war und ist. Ruskin giebt unseren deutschen Philosophen nichts nach an Vielseitigkeit des Geistes; er denkt und schreibt über Malerei, Architektur, Skulptur, Ethik und Nationalökonomie, Religion, Mythologie, und weite Gebiete der Naturwissenschaft beschäftigen ihn so gut wie unsere von Hartmanns, Lotzes, Fechners. Aber himmelweit entfernt sind die Ergebnisse, zu denen er gelangt, anders sind die Aufgaben schon, die er den einzelnen Wissenschaften stellt, und wenn zuletzt der ganze Gehalt dickleibiger deutscher Philosophenbände auf nichts als auf kategorische Unterscheidungen hinausläuft, so entläßt uns Ruskin statt dessen mit einer Fülle reichster Lebensvorstellungen, praktisch fruchtbarer Wahrheiten, durch die wir unseren Blick für das Schöne ebenso schärfen, wie wir die wirtschaftlichen und ethischen Fragen der Zeit mit einem neuen praktischen Sinne betrachten lernen. Vor allem haben wir hier einen praktischen Ästhetiker, der vom Werte des Schönen, sei's das Kunstschöne oder Naturschöne, für das wirkliche Leben selbst im Sinne unseres Schiller durchdrungen ist. Wie viel Geisteskraft haben unsere Denker verzettelt, um sozusagen nur immer eine Grammatik der ästhetischen Erscheinungen zu schaffen; ja, wie steckt das Grammatisieren der Dinge, das uns auf gewissen deutschen klassischen Bildungsstätten angezüchtet wird, so unausrottbar im Blute, daß ganze Denkergenerationen gebildet wurden, deren Geschäft im Grunde nur die Fortsetzung der Schulbeschäftigung geworden ist. Einen Gesang Homer las man, ohne auch nur einigermaßen zum Bewußtsein des Zusammenhanges seines Sinnes gekommen zu sein, aber ein außerordentlicher Aufwand von leerer Dialektik wurde gemacht, um die Grammatik der Sache zu erfassen und jedes Wort gehörig einzuschachteln in die logische Kategorie, in die grammatische Kategorie, ein fortwährendes Auf- und Zuziehen von Schubfächern, mit möglichst wenig Inhalt. Und das ging dann ins Leben hinein, wurde Philosoph und Denker. Ein Gesang des wirklichen Lebens wurde vernommen, die andern 23 kennt man nicht. Aber über diesen einen Gesang verfaßte man eine neue grammatische Stilübung, und die nannte man dann eine Ästhetik.

Gelesen hatte man die antiken Tragiker zwar nicht, aber eine Ästhetik des Tragischen wurde denn doch abstrahiert, mochte sie auch hinterdrein auf den Inhalt der griechischen Tragiker, geschweige der modernen, passen wie die Faust aufs Auge. Der Hochmut der Abstraktion, die Etwas gethan zu haben glaubt, wenn sie sozusagen eine lediglich etymologische Schulübung vornimmt, hat ganze deutsche Generationen verdorben für eine lebendige Beurteilung und Erzeugung nicht nur des Schönen, sondern auch des lebendigen Guten. Freilich, ein Denker wie Immanuel Kant, das war etwas anderes! Hier war die eminente logische Befähigung und logische Lust auch lebendiges Leben. Hier stoppelte nicht Einer mit ein paar obersten Abstraktionen Gott und Welt und Natur und Kunst in ein Netzwerk zusammen, indem er dann den ganzen Inhalt des Daseins aufzufischen meinte wie einen Häringszug: bei Kant war das Denken kein Registrieren, kein Konstruieren, sondern eine lebendige Erfahrungswissenschaft vom Denken selbst und eine sittliche Wissenschaft von den Möglichkeiten und Grenzen unserer Erkenntnis. Bei ihm war auch die Ethik nicht nur eine Grammatik der ethischen Begriffe, sondern eine lebendige Überzeugungssache, und hätte er, wie Ruskin, fünf Millionen gehabt, er hätte sie auch verschenkt, wenn man ihm dafür seinen kategorischen Imperativ unangefochten gelassen hätte. Aus solchem lebendigen Denken entstanden so köstliche, so beispielsreiche Bücher, so weltmännisch erfahrene Bücher, wie die „Anthropologie" u. a., und die „Kritik der reinen Vernunft", statt ein Werk der Schulabstraktion zu sein, wurde das gewaltige Phänomen einer aufs Äußerste gesteigerten logischen Menschenkraft. Sieht man aber, wie es dann später schon unter Hegel trotz dessen reichem ästhetischen Geschmack und Wissen kam, wie es dann mit Herbart bis zu Eduard von Hartmann gegangen ist, wie dann die Reaktionäre gegen die „Philosophie" dieselbe Stilübung verüben, und nun alles mit ein paar psychologischen Abstraktionen zu machen suchen, die sie an Stelle der metaphysischen oder rein logischen Sammelbegriffe setzen, um das Schöne und verschiedene andere neutralisierte, substantivierte Adjektiva aus Ethik und Weltökonomie zusammenzukleistern, so fühlt man auch, was für eine leere Scholastik das ist, in welche eine einseitige Denkerziehung ganze deutsche Generationen hetzt. Und dieser Geist der Scholastik, er ist es ja vor allem auch, der die junge Wissenschaft der Nationalökonomie in der Hauptsache so ungenießbar macht und in der letzten Folgerung weit mehr Schuld hat an den Schäden unserer sozialen Zustände, als die wirtschaftlichen Verhältnisse selbst.

Ruskin aber ist kein Alexandriner, kein Grammatiker, wie die philosophischen Alexandriner dieses Jahrhunderts in Deutschland; er lebt wie Kant, sein engster Blutsbruder — denn auch Kant war ja von schottisch-englischer Herkunft — sein Denken auch wirklich mit; er denkt sein Leben und sein Leben denkt ihn sich zurecht. Wohl ist gerade Ruskin wie Kant der allerschärfsten Logik fähig, und er giebt seinen Gegnern, zu denen er vor allem die nationalökonomischen Manchesterleute in England und Deutschland sich macht, oft die hohnvollsten Proben seiner überlegenen Verstandesschärfe, Unterscheidungskraft und Begriffssicherheit. Er ist gerade so ein Virtuose hierin wie Kant, wenn dieser sich etwa in Anmerkungen oder sonst wie mit Gegnern und Mißdeutern auseinandersetzt. Aber diese scharfe Ruskinsche Logik hat den Vorzug, daß sie nicht die einzige Geisteskraft ist, die er entwickelt, sondern daß sie eben nur die Lenkerin und Leiterin, die Ordnerin von Gedankenwelten ist, zu der alle Seelen- und Geisteskräfte zusammenwirken in einem ganz anderen Sinne wie bei unseren deutschen Systematikern, und wenn es auch so hochbewegte und reichgestimmte Geister wären wie Lotze. Ist zuletzt doch alle Logik eben nur dann eine reiche Logik, wenn sie die Erfahrungen eines reichen Gemüts ausspricht; die größte Verstandesschärfe verkümmert und schafft nur Irrtum, wenn sie lediglich registriert, wenn sie in einem verarmten Begriff von Wissenschaft, das Wissen und Denken nur „um seiner selbst willen" verübt.

All diese Begriffe sind Ruskin völlig fremd. Er kann nicht über das Schöne denken, philosophieren, er kann nicht ein ganzes Buch vom Naturschönen schreiben, ohne es lebendig vor uns zu erzeugen. Denn daß das Naturschöne „kein Phantasieschein, sondern bloßer Wahrnehmungsschein" sei, womit es ja gehörig kategorisiert ist und sein Schubfach hat, damit, daß das „Naturschöne sich hauptsächlich auf den sechs niederen Konkretionsstufen bewegt, seinen Höhepunkt bereits in dem Polymorphismus des Gattungsmäßigen erreicht", würde ein Geist wie Ruskin nur wenig gesagt zu haben glauben. Ihm ist klar, daß damit nur eine logische Topographie der Erscheinungen gegeben ist, die man, je nachdem man den logischen Augenpunkt nimmt, in zahlreichen anderen Kategorien auch ausdrücken kann. Es ist und bleibt aber Scholastik.

Etwas anderes ist es, wenn sich ein Geist findet, der das Naturschöne schöpferisch vor uns entwickelt, der seine Logik und ästhetische Erfahrung, statt sie lediglich zur Rubrizierung und kritischen Unterscheidung in Gedankenschemata zu verwerten, vielmehr zu lebendigen Übungen der Erkenntnis des Naturschönen ausbildet und schöpferisch diesen Sinn weckt, stärkt, um hierin gleichzeitig dem Kunstschönen selbst neue Bahnen zu weisen. Es ist nun einmal hier die Thatsache zu verzeichnen, daß ein Ästhetiker lebt, der zwar niemals „Regeln" gegeben hat, aber dafür geradezu die ganze neue Kunstentwickelung seines Vaterlandes verursacht, unterhalten hat durch die lebendige, nicht logische, sondern ästhetische Analyse des Naturschönen selbst. Und im selben Sinne hat er als Nationalökonom durch eine lebendige, sittlich fundierte Wirtschaftslehre, die er zugleich praktisch bethätigte, ganze große nationale Bewegungen ins Leben gerufen. Da er im Ueberhandnehmen der Maschinenarbeit eine Verarmung aller Lebensschönheit befürchtete, gründete er z. B. eine Leinenfabrik, wo nur mit Handstühlen gewebt wird und, wie in

anderen von seinen Unternehmungen, die Arbeit im ästhetischen Sinne gethan wird bei gerechtem Lohnsatz. Und wie merkwürdig! Dieser „Reaktionär“ hatte Erfolg mit seiner poetischen Fabrik. Es wurde in England einfach Mode bei der Aristokratie Ruskinsche Leinwand zu tragen, die nur Handarbeit ist; man bezahlt sie teuer, aber man trägt sie, wie man Brillanten trägt, als Luxusgegenstand höchster Art.

Wann wäre ein deutscher Philosoph je auf eine solche Idee verfallen! Machen wir uns doch genug lustig über einen Tolstoi, der seine christlichen und asketischen Ideen auch zu verwirklichen trachtet, und wenn wir nicht darüber spotten, so schütteln wir doch den Kopf mit einer gewissen scheuen Befangenheit. Nun, Ruskin, der ersichtlich großen Einfluß auf Tolstoi ausgeübt hat, denn Tolstoi nennt ihn „den hervorragendsten Moralisten der Gegenwart“, ist vorangegangen mit dieser praktischen Auffassung des Denkens selbst. Denn es ist kein Gedanke gut gedacht und wirklich gedacht, insbesondere, wenn er sich auf lebendiges Leben selbst bezieht, der nicht so gedacht wird, daß er auch das Leben beeinflußt. Und wenn der Mann dann selbst, wie Ruskin, mit Hab und Gut, mit Leib und Leben für seine Lebenswahrheiten, für sein Erkennen eintritt, das zugleich Leben ist, und wenn es vollends daseinsfreudig, schöpferisch geschieht, so ist wohl ein höheres Entwickelungsstadium menschlicher Existenz und der Philosophie selbst erreicht, von dem im Bewußtsein weiter deutscher Denkerkreise kaum eine Ahnung lebt.

Ein solcher Mann stellt die Aufgabe des Erkennens überhaupt nicht in das nackte Erkennen selbst. Ihm ist schon der Begriff der Erkenntnis ein stärkerer; denn nur das ist wahrhaft erkannt auch logisch, was durch Denkhandlung, handelndes Denken, praktisches Leben seine Vernunftherkunft ausweist.

Ein reiches Gehirn funktioniert in hunderten von logischen, dialektischen Möglichkeiten; wahrhaft erkannt aber ist nur, was im Erkennen wahr erlebt wird und durch Erleben zur wahren Erkenntnis wird.

Und ein solcher Mann erklärt nun unserer ganzen sogenannten Nationalökonomie den Krieg, erklärt den Krieg vor allem all jenen rationalistischen Verstandesdenkern, wie etwa John Stuart Mill Einer ist, all jenen Unterscheidungskünstlern der niederen Denkfunktion des Verstandes, um dafür Vernunftdenken im vollen Umfange in die Betrachtung von Natur und Welt, Kunst und Ethik, Wirtschaftslehre, Staatslehre und Staatshoffnung zu tragen.

„Unter allen Verirrungen, die zu verschiedenen Zeiten das Gemüt großer Volksmassen ergriffen haben, ist vielleicht die seltsamste, sicherlich aber die entehrendste die sogenannte Wissenschaft der Nationalökonomie, die auf der Idee beruht, es ließen sich nützliche Gesetze der sozialen Wirksamkeit aufstellen, ohne den Einfluß **sozialer Sympathiegefühle** zu berücksichtigen.“ *)

Mit diesem Satz beginnt z. B. Ruskin seine Schrift: „Unto this last“. Er wendet sich von vornherein gegen diejenigen, welche den Menschen bloß als eine „von der Habgier getriebene Maschine“ betrachten, um die Gesetze des Ein- und Verkaufs zu finden, durch welche die größte Anhäufung des Reichtums zu erreichen ist. Er tritt mit glänzender Logik und — Menschlichkeit zugleich all jenen Köpfen entgegen, welche in Handel und Wandel, Arbeit und Arbeitsleistung lediglich jene sogenannten „konstanten“ Faktoren suchen, die auf dem äußersten sittlichen und materiellen Notstandsgedanken beruhen, aus dem heraus dann die Gesetze der Wirtschaftsbewegung, der Konkurrenz, des Wettbewerbs und fast all jener Schlagworte entwickelt werden, die wir in unseren Nationalökonomie-Schulen vernehmen; an der Spitze jenes verruchte Wort vom Kampf ums Dasein, dem die europäische Menschheit ihre innere Verrohung seit dreißig Jahren dankt, wie Wissenschaft und Kunst verroht sind, weil einfach mangelhafte Logik ein Gesetz, das für das stille Walten des Pflanzenlebens, für den Zusammenhang organischer, materieller Bildungen gilt, ohne weiteres auf Kulturgebilde überträgt, die denn doch anderen Gesetzen unterworfen sind und unterworfen sein sollten.

In jedem deutschen Kommisschädel, wie auch leider in den meisten Gelehrtenschädeln prunkt infolgedessen das Wort „Konkurrenz“ als dasjenige, dem wir wohl wer weiß welche Emporbildung und Fortbildung unseres Lebens verdanken. Ruskin — der Leinwandfabrikant, Museumsgründer und Philosoph — ist anderer Ansicht. Seine sozialen Untersuchungen gipfeln in dem Satz: „**Regieren und Zusammenwirken** sind in allen Dingen die Gesetze des Lebens, Anarchie und **Wettbewerb** diejenigen des Todes.“

„Ihr habt eine ganze Wissenschaft der Nationalökonomie gebaut auf das, was ihr den konstanten Instinkt des Menschen nennt: die Gier, seinen Nachbar zu betrügen.“

„Und eure Frauen habt ihr wahnsinnig gemacht, sodaß sie weder Liebe noch Zusammenhalten mehr verlangen, sondern wider euch aufstehen und Gerechtigkeit verlangen!“

In einer solchen Zeit, in einer solchen Denkbildung, wo die Logik aller Ethik bar ist, als ob Logik überhaupt denkbar wäre ohne den Untergrund des ethischen Lebens, schleudert nun Ruskin seine Brandbriefe unter die Reichen und Armen Englands, um auf das hinzudeuten, worauf es ankommt. Wir sagen: ohne Ethik keine Logik! Wir begründen es eiligst. Kein Urteil im aristotelischen Sinne, keine Behauptung über Richtigkeit und Unrichtigkeit einer gegebenen Wahrnehmung, kein Schluß ist möglich, ohne die einfache Willensthätigkeit der Wahrheitsliebe. Schon hier bewegt sich das Urelement alles Erkennens auf dem Untergrunde ethischer Veranlagung. Und im lebendigen Ausüben größerer verwickelter Denkaufgaben ist nicht nur der sittliche Sinn der Wahrheit, sondern so manche andere ethische Kraft wirksam, die die Erscheinungsgruppen regelt und unter Gesichtspunkten sich anzieht, welche erst eine logische Übersicht ermöglichen. Es ist keine ästhetische Erkenntnis möglich, wo nicht der Ästhetiker selbst solche sittliche Kräfte entwickelt, nach denen er die sittliche Beschaffenheit eines Kunstwerks in sich auf besondere Weise erlebt, um so zu Urteilen über die ästhetischen Qualitäten des Einzelkunstwerks wie des Kunstschaffens überhaupt zu gelangen. Je nach den ethischen Kräften, die in ihm liegen, werden auch die ästhetischen Empfindungen in ihm sich gruppieren und alle erkennende Logik, statt ihrerseits seine Erkenntnis zu bestimmen, wird nur die Beschreibung, die nachmalige Klassifizierung der in ihm erzeugten ästhetischen Gruppen sein, die in seiner ethischen Reaktionsart auf Natur und Kunst beruhen. Und so ist auch keine „reine“, abstrakt logische Wissenschaft vom Gesellschaftsleben und Wirtsschaftsleben möglich; die Begriffe vom Mein und Dein eines jeden Nationalökonomen werden gar sehr bestimmt sein durch die Art, wie seine Seele auf Mein und Dein reagiert.

Und darum hat denn auch Ruskin den großen geistigen Mut, in die abstrakte Scheinwissenschaft eines vermeintlichen reinen Erkennens entschlossen die Faktoren seines eigenen ethischen Bewußtseins hineinzutragen, womit er allerdings zu ganz anderen nationalökonomischen Schlüssen kommt, als die willenlose, scholastische Dialektik unserer Durchschnittslogiker, denen die wirtschaftlichen Erscheinungen sich von vornherein in einer menschheitsbeleidigenden Form gruppieren, ehe sie überhaupt noch dazu kommen, den Satz von Ursache und Wirkung, die Kategorien der Möglichkeit oder Negativität zur logischen Anwendung zu bringen.

Wir leben alle im Begriffe des Gegensatzes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Unsere Nationalökonomie hat es gerade ja so weit gebracht, daß wir darin einfach Gegensätze logischer Art a priori sehen. Ruskin sagt:

„Es scheint keinem der Redner jemals in den Sinn zu

---

*) Wir citieren diese und andere Stellen nach den vortrefflichen Übersetzungen aus Ruskin, die uns Jacob Feis in den beiden Büchern: „Was wir lieben und pflegen müssen“ und „Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen“ (Straßburg, Heitz und Mündler) im Laufe dieses Jahres geschenkt hat. Eine Übersetzung der langen Reihe von Ruskinbänden im ganzen wird freilich wohl noch lange auf sich warten lassen, und man muß sich schon an das englische Original machen, wenn man durch Feis in Ruskin eingeführt ist.

kommen, daß sich die Menschen nicht durchweg oder immer feindlich gegenüber stehen müssen, weil ihre Interessen es thun. Ist nur eine Kruste Brot im Haus, während Mutter und Kind verhungern, so sind ihre Interessen nicht dieselben; wenn die Mutter sie ißt, so geht sie den Kindern ab; wenn die Kinder sie essen, so muß die Mutter an die Arbeit gehen. Dennoch folgt daraus nicht notwendiger Weise, daß sie feindlich einander gegenüberstehen, daß sie um die Kruste Brot *kämpfen* werden und die Mutter als die *Stärkere* sie *erbeuten* und *essen* wird." Die Nutzanwendung, die sich auf das Verhältnis von Arbeitnehmer und Arbeitgeber ergiebt durch Züchtung der „sozialen Sympathiegefühle", wird sogleich von Ruskin gemacht und wahrhaft überraschend gestalten sich nun alle die Definitionen, die Ruskin von den Begriffen der Arbeit, der Produktion, des Kapitals und seiner Bedeutung giebt, seine Definition von Konsum und allen sonstigen Wirtschaftsbegriffen. Überall führt er dabei die Faktoren der lebendigen sittlichen Empfindung und Thätigkeit ein, überall zeigt er, wie der Ausbau all dieser Begriffe aufs ethische und ästhetische Qualitäten auch praktisch das Nützlichste, das Rentabelste wird. Gewaltig sind die Worte, mit denen er allenthalben der modernen europäischen Plutokratie und ihrer Entartung in wirtschaftlichen Halbbegriffen entgegentritt, die soviel Hartherzigkeit, soviel angstvolle Profitmacherei zeitigt und so schwere Schäden schafft. Aber er ist weit entfernt von sozialdemokratischen Vorschlägen, seine ästhetische Auffassung der Arbeit braucht noch lange keinen Sozialstaat, um die Verschiebung der wirtschaftlichen Werte zu heilen; er erwartet hierfür überhaupt nichts vom Staate, er erwartet alles von der Kraft werkthätiger Menschen, die vor allem alle *Begriffe* ändern, welche das Arbeitstun des Menschen oben und unten begleiten. Und er ist außerordentlich praktisch hierin. Mit Carlyle ist ihm Arbeit eine Art Gottesdienst, und als Hauptaufgabe der Nationalökonomie, wie der Staatswirtschaft erscheint ihm zu lehren und zu lernen, wie man nur wahrhaft nützliche und veredelnde Arbeit thut und wie man vor allem erreichen muß, daß die sinnlose Produktionswut unserer Tage geregelt wird nach bestimmten sittlichen und ästhetischen Grundsätzen, die nicht mehr zulassen, daß eine sinnlose Arbeitsteilung zur wahllosen Anfertigung eines zweifelhaften Luxus geschieht. Er sagt: „National-Oekonomen sprechen gewöhnlich so, als läge nichts gutes im Konsum an und für sich. Weit entfernt, daß dem so wäre, ist der Konsum vielmehr das Endziel, die Krone und Vollendung der Produktion. Ein *vernünftiger Konsum* ist eine weit schwierigere Kunst, als eine vernünftige Produktion. Zwanzig Menschen können Geld verdienen gegen einen, der es zu brauchen versteht und die Lebensfrage für Individuen und Nationen ist niemals: „Wie viel *verdienen sie?*, sondern für welchen *Zweck geben sie es aus.*"

Aus solchen Fundamentalanschauungen entwickelt nun Ruskin das Gebäude seiner sittlichen Wirtschaftslehre. Auch ihm ist es ein Ideal, daß jeder Denker an einem Handwerk teilnehmen sollte, aber nicht um die Produktionsmasse als solche zu steigern, zur kommunistischen Steigerung des allgemeinen Wohllebens, sondern auf daß jede Arbeit geistvoll gethan werde und nur *beste* Arbeit ein sittlicher Beweis bestangewendeter Menschenkraft werde. Wie er hierbei die Schäden der Zeit, der Armut zu überwinden gedenkt, wie er erst aus richtigen sittlichen Begriffen vom Reichtum, vom Verhältnis des Arbeitgebers zum Arbeiter eine Regeneration auch der wirtschaftlichen Lage der Enterbten erhofft, das muß man nun bei ihm selber nachlesen. Hier soll nur gesagt werden, daß eine scheinbar idealistische Auffassung durch die sieghafte Logik, die reiche Logik des Mannes nur eminent praktisch erscheint und im kleinen Kreise ja auch schon ihre Praxis erwiesen hat.

Im ganzen sehen wir wohl, daß jene große Gedankenreihe, welche durch Schillers Untersuchungen über die „Ästhetische Erziehung des Menschen", durch Fröbels pädagogische Bemühungen um die Verklärung der Arbeitsauffassung und des Spiels vorgezeichnet war, auch bei Ruskin weiterdenkt. Aber der Engländer tritt mit einem gewaltigen Rüstzeug von praktischen Ideen an die Fortbildung der allgemeinen Tendenz; er bewegt sich fortwährend in den konkretesten Fragen und wenn es auch nur die der gerechten Bezahlung des Arbeiters wäre, wenn er auch nur seine Idee vom „gerechten Lohnsatz" den nationalökonomischen Trugschlüssen vom „ehernen Lohnsatz" ꝛc. entgegenstellt. Daß er in all diesen Dingen mitreden kann, wenn er z. B. den Arbeitgebern klar macht, daß sie weit größeren Vorteil davon haben den *gerechtesten Lohnsatz* zu zahlen, statt die Konkurrenz der Arbeitskräfte durch *Unterbietung* im Lohne als schlechte Handelsleute auszunützen — daß Ruskin hierin mitreden kann, beweist, daß er es selbst so vorzüglich verstanden hat, seine Millionen zu verwalten, um ihrer sogar für sich entraten zu können. Wenn man erwägt, daß das wirtschaftliche Erträgnis so edler, so idealer Lehren ein so riesiges war und ist, wie es mit Ruskins Schriften der Fall ist, so muß auch der Plutokrat ein gewisses Zutrauen zu der nationalökonomischen sittlichen Wissenschaft Ruskins gewinnen.

(Schluß folgt.)

Gesittung und Gedankenfreiheit.

Ein Essay von J. M. Bösch, Privatdozent der Philosophie an der Hochschule Zürich.

(Schluß.)

In der That hat sich der Widerspruch gegen die Behauptung, daß mit dem Glauben auch die Gesittung dahinfallen müßte, schon seit Jahrhunderten geregt, wenn auch lange Zeit hindurch nur schüchtern und wenig gehört. Er fand seinen Ausdruck in der *positivistischen oder unabhängigen Moraltheorie*, mit deren Begründung schon die epikuräischen Philosophen des klassischen Altertums einen Anfang machten, der freilich — weil aller Anfang schwer ist — noch weit davon entfernt war, den Nagel auf den Kopf zu treffen und allen Zweifeln Schweigen zu gebieten. Die Arbeit ist dann von den modernen Kulturnationen wieder aufgenommen worden, wie so manche andere von dem hochbegabten und um die geistige Entwickelung der Menschheit so hochverdienten Volke der alten Griechen begonnene geistige Bemühung. Lange Zeit blieb freilich die ethische Forschung positivistischen Charakters eine Besonderheit der Engländer, von den Tagen eines Bacon of Verulam und Thomas Hobbes bis in unser Jahrhundert hinein. Aber neuerdings, seit bald drei Jahrzehnten, ist sie auch in Deutschland mächtig in die Halme geschossen und schon steht die definitive und unverlierbare Ernte in naher Aussicht. Bestimmter mit jedem Jahre und weiter verbreitet wird die Hoffnung, daß die sittliche Unterweisung sich nicht mehr ausschließlich auf die nicht unbestrittenen Glaubensanschauungen werde angewiesen sehen, um dem vorerst durch Zucht und Beispiel geweckten sittlichen Willen der Jugend in entsprechenden Überzeugungen eine kräftige Wurzel zu schaffen, die seinen letzten und obersten Halt ausmachen soll. Hierzu eignet sich vielmehr auch eine Erkenntnis, die zu den unwidersprechlichen und endgültigen Wahrheiten gehört, über die alle einig bleiben werden, welche Ergebnisse auch die wissenschaftliche Forschung noch zu Tage fördern mag, der gegenüber der menschliche Verstand sich niemals als ein Ungläubiger wird erweisen können. Diese Erkenntnis muß auch keineswegs aus den Tiefen der Wissenschaft heraufgeholt werden; sie ist nicht bloß dem wissenschaftlich gebildeten Geiste faßbar, sondern auch dem gewöhnlichsten Verstande zugänglich; sie leuchtet jedem sofort ein, sobald nur seine Aufmerksamkeit auf sie gelenkt wird. Ja, der betreffende Sachverhalt wird gelegentlich auch von denjenigen ins Licht gestellt, welche um der Gesittung willen den Glauben meinen selbst unter Aufopferung der Gedankenfreiheit aufrecht erhalten zu müssen. Ich war einst Zeuge eines interessanten Disputes. Eine stark unter intolerantem Einfluß stehende Schulbehörde hatte einen Gymnasiallehrer wegen Kundgebung darwinistischer Ansichten seines Lehramtes entsetzt. Hierüber sprach ein Freund der Geistesfreiheit in einer Gesellschaft seine entschiedene Mißbilligung aus. Der Lehrer habe die Kundgebung nicht in mutwilliger Weise gemacht, sondern mit dem angemessenen Takte, in einer wissenschaftlichen Ferienarbeit, die für ein reifes Publikum bestimmt gewesen sei. Trotzdem, fuhr ein anderer dazwischen, trotzdem ist die Absetzung durchaus berechtigt und angezeigt gewesen. Denn Ansichten, wie sie der Gemaßregelte verlautbart habe, zerstören den Glauben und damit auch die Sittlichkeit; wie soll diese

bestehen, wo kein Glaube mehr vorhanden ist? Der also Angefahrene war ein Schalk und gab sich den Anschein, als ob er sich durch die Argumente des Gegners in die Enge getrieben und zu einem dialektischen Verzweiflungssprunge gezwungen fühle. Die Freiheit der Forschung und Lehre geht mir über alles, erwiderte er, und wenn die Gesittung nicht neben ihr bestehen kann, so gebe ich schließlich die Gesittung preis.

Schöne Eröffnung, einsichtiger Entscheid! klang es ihm entgegen. Die Gesittung wollen Sie preisgeben!? wissen Sie nicht, was uns bevorstünde, wenn das Sittengesetz der gänzlichen Mißachtung anheimfallen würde, wenn alle anfingen zu töten und zu verletzen, zu rauben und zu stehlen, zu lügen und zu betrügen u. s. w.? Da würde die Gesellschaft „in ihre Atome sich auflösen“, es würde das Ende aller menschlichen Dinge über uns hereinbrechen, es würde das menschliche Dasein „arm, einsam, schmutzig, kurz und tierisch“ werden. Schrecken Sie nicht vor dieser Aussicht zurück? Wollen Sie nicht alles thun, damit sie uns erspart werde? Fühlen Sie sich nicht widerlegt? Nein, ich fühle mich nicht widerlegt, meinte der Widerpart mit ironischem Lächeln; ich danke Ihnen vielmehr für die Bereitwilligkeit, mit der Sie die gebotene Gelegenheit, sich selber zu widerlegen, ergriffen haben. Der Zerfall der Gesittung würde uns in der That die schrecklichsten Aussichten eröffnen, von denen Sie gesprochen haben; Sie finden es undenkbar, daß ein Mensch gegen dieselben gleichgültig sei und nicht das Nötige thun wolle, um sie der Menschheit zu ersparen. Was sagen Sie damit? Sagen Sie damit nicht, daß die Erkenntnis der schrecklichen Folgen allgemeiner Sittenlosigkeit dem sittlichen Willen des Menschen Wurzel und Halt geben könne; daß darum die Achtung vor dem Sittengesetz auch dann nicht dahinzuschwinden braucht, wenn es nicht mehr als Gebot einer übermenschlichen Macht erscheint; daß der Glaube nicht das allein mögliche Fundament der Gesittung ist!?

In nichts anderem als in der näheren Ausführung dieser Gedanken, mit welchen der Freund der freien Forschung und Lehre seine Sache schließlich verteidigte, besteht die positivistische Moralphilosophie, die wissenschaftliche Ethik unserer Zeit. Als Theorie der Ordnung des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens zeigt sie, wie die Entfaltung der menschlichen Gesittung den wichtigsten unter den Faktoren schuf, die es der Menschheit oder wenigstens einem großen Teil derselben ermöglichten, aus halbtierischer Unkultur zur Kultur emporzuklimmen und sich Verhältnisse zu schaffen, unter denen eine immer größere Zahl der Menschen ihr Leben zu normaler Dauer und höchstmöglicher Fülle zu entfalten und bei einem immer größeren Überschuß der Freuden über die Leiden zu vollziehen vermag. Als Psychologie der sittlichen Gefühle sodann weist die wissenschaftliche Ethik nach, wie die Erkenntnis der Bedeutung sittlicher Ordnung sich in den menschlichen Seelen wirksam zu erweisen vermag; wie sie den Menschen bestimmen muß, mitzuhelfen an der Aufrechterhaltung der Justiz und des öffentlichen sittlichen Urteils, d. h derjenigen Mächte, durch welche jedem die Nachachtung des Sittengesetzes äußerlich auferlegt, geboten ist; und wie schließlich die sittliche Handlungsweise dem Menschen auch innerlich auferlegt wird, d. h. durch das eigene Gewissen selbst dann geboten erscheint, wenn sie dem richtenden Urteil der menschlichen Umgebung entrückt ist.

So befreit uns die wissenschaftliche Ethik von der Besorgnis, als müßten die Volksschichten, welche die Glaubensanschauungen nicht mehr zu teilen vermögen, der moralischen Verwilderung anheimfallen. Sie begründet die Hoffnung, daß auch die Ungläubigen nicht Gewissenlose sein werden. Sie zeigt uns Mittel und Wege, auch sie für die Gesittung zu gewinnen, zur Erfüllung der moralischen Pflicht heranzuziehen.

Damit wird nicht bloß die Sache der Moral gefördert, sondern auch dem großen Gute der Gedankenfreiheit der beste Schutz geschaffen sein. Denen, welche dieses Gut uns rauben wollen, wird der Vorwand genommen sein, im Interesse eines noch höheren Gutes, im Interesse der menschlichen Gesittung, zu handeln. Sie werden für ihr Unterfangen nach einem andern Vorwand suchen müssen, aber keinen finden. Sie werden sich schließlich dazu verstehen müssen, dem menschlichen Denken den ungehinderten Lauf zu lassen, auch dem Ungläubigen Duldung zu gewähren.

Aber auch dem Ungläubigen kann es nicht mehr einfallen, den Glauben bedrücken zu wollen. Jener pfäffische, intolerante Atheismus wird nicht mehr gedeihen können, wie er aus dem Systeme de la nature des Barons von Holbach zu uns spricht und wie er unter den Schreckensmännern der französischen Revolution einige Verbreitung hatte, welche glaubten, das Christentum mit Gewalt ausrotten zu sollen, um für die Gesittung Raum zu schaffen. Die von der wissenschaftlichen Ethik ausgehende echte moralische Aufklärung läßt zwar die Religion nicht als die einzige und ausschließliche Grundlage der Moral gelten, aber sie leugnet auch nicht, daß sie als solche Grundlage sich erweisen könne. Sie verkennt nicht, wie viele Menschen in der That aus ihren religiösen Anschauungen Weckung und Stärkung der Kraft schöpfen, mit der sie der Versuchung zum Bösen zu widerstehen haben. Die ethische Aufklärung gebietet darum Achtung vor jeder aufrichtigen Glaubensüberzeugung und verbietet nur, sie mit Zwang auch bei denjenigen aufrecht erhalten und pflanzen zu wollen, bei denen sie nicht mehr naturwüchsig zu bestehen und zu wachsen vermag.

Und so ist denn die moderne positivistische Moralphilosophie nicht bloß bestimmt, dem Widerstreit zwischen den Trägern verschiedener Weltanschauungen alle verderbliche Leidenschaft zu benehmen, sie thut sogar noch ein mehreres, um die Gesellschaft zu befrieden, die Gemüter zu einigen. Sie legt ja den geistigen Grund bloß, auf dem alle, welchen Glaubens sie auch sein mögen, sich zusammenthun können; sie läßt die Idee leuchten, der jeder in seiner Weise zu dienen sich verpflichtet fühlen muß. Es ist die Idee stetiger Vervollkommnung des Menschheitslebens durch immer bessere Nachachtung und immer bessere Ausgestaltung der sittlichen Ordnung. Der Ungläubige wird dieser Idee um ihrer selbst willen sich dienstbar erklären, der Gläubige, weil er sie für den Ausdruck göttlichen Willens hält. Diese Verschiedenheit in der Auffassung wird keinen von beiden hindern, im andern einen Mitarbeiter am gleichen Werke zu erblicken und zu schätzen; sie werden sich beide des schönen Wortes erinnern:

Dien' jeder ihm nach seiner Weis'!
Gering ist aller Worte Preis,
Die That nur kann ihn loben.

Kunst und Arbeit.

Von Otto Wittich.

Wodurch unterscheiden sich Kunst und Arbeit? Wir können uns die Sache bequem machen, indem wir die Unterschiede zwischen beiden, etwas gekünstelt allerdings, dahin fixieren, daß wir sagen: Kunst ist die wohlüberlegte Ausnutzung von Werkzeug und Material — Arbeit die rein mechanische Benutzung von Werkzeug und Material.

Bei genauer Prüfung aber, wenn wir nämlich dieselbe ausdehnen auf das Gesamtgebiet der Produktion, würden wir die beiden so eng mit einander verbunden finden — wir würden finden soviel Kunst und Geschicklichkeit auch bei der einfachsten Arbeitsleistung und soviel Arbeit auch bei der schlichtesten Kunstform — daß es uns sehr schwer fallen dürfte, eine bestimmte Grenzlinie zu ziehen und absolut genau zu sagen, wo eigentlich die Arbeit aufhört und die Kunst beginnt.

Verlassen wir jetzt das Gebiet des Abstrakten und lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf konkrete Dinge, auf Personen. Betrachten wir da gleich einmal zwei der entschieden größten Extreme, betrachten wir den Tagelöhner mit seiner Schaufel einerseits, und den Künstler mit Pinsel und Palette andererseits. Die Ähnlichkeiten, welche zwischen beiden bestehen, sind vielleicht nicht so in die Augen springend, wie die Unterscheidungsmerkmale. Es ist richtig, die Thätigkeit des Tagelöhners besteht darin, mit seiner Schaufel etwas, sagen wir Erde oder Mineralien, von einer Stelle auf eine andere zu bringen. Auch der Künstler ist mit der Translokation von Erde und Mineralien beschäftigt (in Gestalt von Farben nämlich) und zwar überträgt er diese mit seinem Pinsel von der Palette auf die Leinwand. Beide stellen ihr bestes Können dem Dienste der Allgemeinheit zur Verfügung. Der Tagelöhner, von welchem wir annehmen wollen, er sei bei der Ausschachtung des Fundaments für einen Hausbau thätig, schafft ganz klar die allernötigste Grundbedingung für einen solchen, während der Künstler ganz wohl als der Schöpfer des Komforts, der Behaglichkeit, bezeichnet werden kann — selbstverständlich wird seine Arbeit kaum früher in Betracht kommen, ehe nicht die Mauern aufgeführt sind, ehe er nicht etwas hat, wo er seine Bilder aufhängen kann.

Und wenn wir dann etwas näher auf die Gesamtthätigkeit, auf die Werkzeuge und Materialien unserer beiden Extreme eingehen, können wir leicht finden, daß beide an eine mächtige Kette gemeinsamer Arbeit gefesselt sind, dank welcher ihr Wirken, streng genommen, ihre ganze Existenz überhaupt erst ermöglicht wird.

Was nun den ökonomischen Wert anbelangt, den ihre beiderseitige Arbeit für das Gesamtwohl repräsentiert, so hängt dieser

wiederum von verschiedenen Bedingungen ab. War ein Mangel an Häusern vorhanden, würde (oder müßte selbstverständlich vielmehr) die Thätigkeit des Tagelöhners einen höhern Wert haben; gab es aber Häuser in Überfluß, so dürfte hingegen das Wirken des Malers höher veranschlagt werden. Wenn wir freilich den Wert ihrer beiderseitigen Arbeit ausschließlich nur vom Gesichtspunkte der absoluten Nützlichkeit aus betrachten, so kann kein Zweifel darüber existieren, daß der Künstler hintenan stehen müßte. Zugegeben, die Kunst hängt von der Arbeit ab, so hängt aber wiederum die Arbeit auch von der Kunst ab: der Architekt muß erst den Grundriß des Hauses entwerfen, ehe der Maurer ans Werk gehen kann, und Pläne aller Art müssen im Kopfe herangereift sein, ehe die Hand sie auszuführen vermag. Was wir wünschen, gipfelt darin, Kopf und Hand wieder zu vereinigen, zu vereinigen vermittelst des nämlichen Paares Schultern und sie nicht auch fernerhin als zwei sich gar nichts angehende getrennte Dinge zu betrachten. —

Nehmen wir aber die Höhe der klingenden Belohnung, welche jedem von beiden zu teil wird, als Schätzungsmaßstab, dann kommen wir freilich, wenigstens in denjenigen Ländern, die wir als kultivierte Staaten bezeichnen, zu einem ganz anderen Resultate und zwar ist dies der Fall, obgleich die Existenzbedingungen für beide, Künstler und Arbeiter, an und für sich eigentlich völlig gleiche sind, indem nämlich keiner von ihnen bestimmte Garantien für den Bestand seiner Einnahme hat, weil eben die wirtschaftliche Lage beider abhängig ist von Nachfrage und Stimmung im Handel und nicht — wohlgemerkt — von den wirklichen Bedürfnissen der Allgemeinheit. Hinsichtlich des Lohnes giebt es freilich die größten Abstufungen — Abstufungen von, sagen wir einmal „60 Pfennigen“ die Stunde einerseits und „60“ oder „600“ oder auch noch mehr Mark die Stunde andererseits, und doch wechselt dies hier wie dort wieder einmal mit einem „Nichts“ die Stunde. Meiner Ansicht nach ist es wohl gestattet, dies als einen nicht gerade befriedigenden, der Erhabenheit der Kunst entsprechenden Zustand der Verhältnisse zu bezeichnen. —

Lediglich an der Hand einer flüchtig hingeworfenen Skizze — und wieviel Verhältnisse sind nicht hier in Betracht zu ziehen — halte ich es beinahe für unmöglich, zu beweisen, daß der eine von beiden von größerem Nutzen für die Allgemeinheit sei als der andere. Leichter dürfte sich der Beweis dafür erbringen lassen, daß sicher ein gut Stück Arbeit in der Kunst steckt, (wieviel Eifer und Fleiß bedarf z. B. unsereiner nicht, ehe er, auch bei den glücklichsten Talenten, ein theoretisch und praktisch fertiger Künstler ist!) und wiederum ein gut Teil Kunst in jeder Arbeit, selbst in derjenigen, die wir als Handlangerdienste geringschätzend beurteilen!

Ich für meine Person kenne keine einzige Beschäftigung, die sich völlig präzis lediglich als Ausnutzung der rohen Körperkraft bezeichnen ließe. Die geringste praktische Bekanntschaft mit irgend einer Handleistung genügt schon, um uns zu der Ueberzeugung zu bringen, daß sich jedwed' Ding auf zweierlei Art, auf eine gute und auf eine schlechte anfassen läßt, und daß es nicht darauf ankommt, wieviel Kräfte für irgend eine Arbeitsleistung zur Verfügung stehen, sondern wieviel auch wirklich ausgenutzt werden.

Ergreife zum Beispiel irgend ein beliebiges Gerät zur Feldbestellung! Nimm nur eine Sense in die Hand und sieh, was Du mit dieser, ohne daß Du vorher gelernt hast, sie zu führen, im Heufeld ausrichtest, und dann achte wohl darauf, ob Dich das Resultat Deiner Anstrengungen nicht zu der Überzeugung führt, daß selbst in der Handhabung eines augenscheinlich doch so einfachen Instruments schon eine ganz gehörige Portion Kunstfertigkeit steckt.

Wird in unseren Straßen das alte Pflaster umgelegt, so ist man oft geradezu betroffen über den großartigen Effekt und die wunderbare Präzision, mit der zwei Männer abwechselnd Schlag für Schlag auf ihre eiserne Hebestange loshämmern. Mit vollem Schwung des Armes wird der Hammer gehandhabt und unter voller Ausnutzung der gesamten Muskelkräfte fällt er herunter auf die Stirn der Hebestange — da liegt die Kunst der Handlangerarbeit! Bricht in den Docks oder Bergwerken ein Streik aus, so ist es — abgesehen von der Heranziehung von Nichtverbändlern — durchaus nicht so einfach, die Plätze der Feiernden auszufüllen und bald stellt es sich denn heraus, welch gewaltiger Unterschied zwischen dem in Handlangerdiensten ungeübten Ersatz und den professionsmäßigen Künstlern der Arbeit besteht. Wer beständig Lasten hebt und trägt, beständig Holz sägt, Wasser schöpft, ist, dank einer ununterbrochenen, stets neue Momente bietenden, auch das Kleinste berücksichtigenden Beobachtung allmählich durchaus vertraut geworden mit der Natur, der Schwere und Druckverteilung all' dieser Dinge und das ist für seine Verwendbarkeit bedeutend wertvoller als jede und sei es auch die weitgehendste Kenntnis der Naturgesetze. Versucht sich ein Laie in irgend einer ungewohnten Thätigkeit, nehmen wir an in Holzsägen, so wird er stets so und so viel Kräfte nutzlos vergeuden. Bei jeder Arbeit hängt eben die Effektivleistung von der Oekonomie der Kräfte ab und letztere muß wiederum auf dem Resultat von Erfahrungen beruhen. Auf solch allgemeinem Ausprobieren basieren ja selbst die Anhaltspunkte für die Berechnung von Arbeitsleistungen. Das Geschichtchen von König Matthias Corvinus von Ungarn, welcher seine Höflinge zwang, den Weinbergsarbeitern bei dem Umgraben zu helfen, liefert hierzu einen farbenprächtigen Beleg. Als Resultat dieses Versuches stellte sich nämlich heraus, daß die Kavaliere in der ersten halben Stunde eigentlich die Arbeit von 45 Minuten förderten, in der zweiten halben Stunde gerade noch die von 30 Minuten, in der dritten nur die von 15, und in der vierten halben Stunde brachten sie es endlich gar nur auf die Normalleistung von 2 Minuten, während die eigentlichen Winzer ihr gewohntes Arbeitsquantum unentwegt inne hielten.

Bei uns herrscht heutzutage eine völlig irrige Ansicht über den eigentlichen Wert und die Würde der Arbeit — wir brauchen hier wirklich neue Maße, neue Gewichte und zwar Taxierungsnormen, kraft deren jede Arbeitsleistung abhängig ist von dem verhältnismäßigen Nutzen, den sie stiftet. Wenn schon in der allergewöhnlichsten Tagelöhnerarbeit, die auch nicht den geringsten Anspruch auf Kunstfertigkeit macht, soviel Geschicklichkeit, Ueberlegung und Erfahrung steckt, so vergegenwärtige man sich einmal, wieviel Fähigkeiten erst ins Spiel gebracht werden müssen, sobald wir unsere Betrachtungen irgend einem höher stehenden Handwerk zuwenden.

Die Maschinenarbeit, welche einzig und allein dem Interesse der Schnelligkeit von Umsatz und Produktion dient, hat sowohl unser Gefühl für den Wert menschlicher Arbeit untergraben, wie sie auch den Arbeiter als solchen degradierte; sie stellte eine rein schematische Massenproduktion als Norm auf, jene als marktreif bekannte Schablone, welche jedem künstlerischen, oder was dasselbe sagen will, individuellen Geschmack geradezu verhängnisvoll ist.

In der That, heute scheint es, daß man von wahrer Kunst nur insoweit sprechen kann, als es dem Künstler gelingt, sich von den Tendenzen und Strömungen seiner Zeit unabhängig zu machen.

Heutigen Tags vermag meiner Ansicht nach selten nur ein Schaffender das Heranreifen seines Werkes durch alle Phasen hindurch vom Anfang bis zum Ende zu verfolgen. Anstatt dessen muß er sich begnügen, lediglich einen kleinen, vielleicht noch dazu einen ganz verschwindend kleinen Teil zu dem Gesamtresultat mit beizustiften. Unter solchen Umständen kann keine Rede davon sein, daß jemand ein Vergnügen darin findet, seiner Hände jeweiliges Werk liebevoll zu gestalten, ihm einen individuellen Stempel aufzuprägen, hierbei seiner Phantasie freien Spielraum zu lassen — jener für die Zeiten, da Kunst und Handwerk noch vereint und blühend waren, so charakteristische Zug der liebevollen Hingabe und des mit dem Herstellungszwecke gepaarten Sinnes für Formenschöne, sie fällt einfach weg.

Unmöglich kann ich mit Befriedigung das Schauspiel einer Welt betrachten, die derart „kultiviert“ ist, daß in ihr jegliche Beschäftigung sich entweder durch allzu lange Arbeitsdauer zu einer Art von Schrecken gestalten mußte, oder durch Wegnahme jeder Freude, jedes Interesses herabgewürdigt wurde zu einer rein mechanischen Thätigkeit, dergestalt, daß Unsereiner, während man den größten Teil der Zeit geradezu über seiner Arbeit dahin töst, sich in Wirklichkeit kaum auch nur im Entferntesten um die letztere kümmert, sondern vielmehr nur darauf bedacht ist, sie möglichst rasch fertig zu stellen, während sich unser Herz mit Dingen beschäftigt, die völlig außerhalb unserer eigentlichen Berufsthätigkeit liegen. Wir verfolgen da wohl im Geiste jenes ewigen „Für“ und „Wider“ — Politik genannt — oder wir gehen da wohl auch ganz im öden Chancenkombinieren des Spielers auf, dessen ganzes Leben sich dreht um Jokeys und Vollblutpferde, um Aktien und Börsenpapiere.

Vor gar nicht so langer Zeit betrachtete man den „self made man“ als das Ideal eines Mannes — jenen gewissen Jemand also, der da plötzlich mit einer einzigen lumpigen Mark in seiner Tasche von irgend wo daher gereist kam und der — klug genug war, im Laufe der Zeiten dieses einzige Geldstück gegen so und so viel Millionen einzuwechseln, um dann behaglich vom Schweiße Anderer zu leben als ein völlig unabhängiger Gentleman.

Arbeitet sich heute ein Bergmann oder Matrose aus seinen Kreisen heraus, schwingt er sich auf den Schultern seiner Genossen zu einer Art Herrenstellung empor, zu einer Stellung, die ihn hinfort der Mühe enthebt, überhaupt zu arbeiten, gleich zeigt man ihn dann den übrigen Matrosen und Bergleuten als ein leuchtendes

Vorbild, um damit letzteren zu predigen: „Gehet hin und thuet desgleichen!“

Warum muß es aber eigentlich als so erstrebenswert hingestellt werden, daß sich ein Mann aus den Verhältnissen, in denen er groß geworden, heraus reißt, daß er lernt, auf die Gespielen seiner Jugend von oben herab zu blicken? Warum muß ein Leben voll nützlicher, schaffender Arbeit, voll Arbeit, die unerläßlich für das Gemeinwohl, verachtet, ein Leben voll Müßiggang aber gepriesen und begehrt werden? —

Ganz ohne Arbeit giebt es sicherlich auch kein wirklich glückliches Dasein, und zwar verstehe ich hier unter Arbeit eine Art eines, der persönlichen Individualität sympathischen Handwerks. Kein gesunder Mensch kann wünschen, müßig herumzulaufen. Die Erfahrung lehrt, daß wir, geistig wie körperlich, uns weit behaglicher fühlen, wenn wir irgend eine Arbeit verrichten können, eine wirkliche Arbeit, eine Handarbeit, welche uns anregt, welche uns fesselt, die uns gestattet, das persönliche Empfinden, den individuellen Geschmack frei zu entfalten, kurz — einer Kunst.

Vermischtes.

Man schreibt uns:

Ein sonderbarer Ethiker scheint Herr Pfarrer Knellwolf in Mainz zu sein, der auf der Jubelfeier des schweizerischen Vereins für freies Christentum (nach einem Berichte des Berner Bund Nr. 252) sich als Mitglied einer ethischen Gesellschaft in Deutschland bekannte, weil dort „*einzig unter dieser Flagge* (!!) ein freies Wirken noch möglich sei;“ und der des weiteren ausführte, daß in der Schweiz die ethische Bewegung keine Berechtigung habe. Wie dieser Herr unter die Ethiker geraten konnte, erscheint um so unverständlicher, als er nach demselben Berichte des Berner Bundes die an einzelnen Gesellschaften Deutschlands mitwirkenden Männer, das Hervortreten des semitischen Elementes (!) in einzelnen Gesellschaften, von Leuten, denen das Christentum ein Aergerniß sei, die mit dem Buddhismus (!) liebäugeln, scharf kritisierte; desgleichen die bürgerlichen Ideologen (!) in Berlin.

Dieser Pfarrer Knellwolf gehört augenscheinlich einer durchaus rückständigen Weltanschauung an. Er hat thatsächlich keine Ahnung davon, welche groteske Komik darin liegt, daß er als Mitglied einer *Ethischen Gesellschaft* sich zum Ketzerrichter über religiöse Anschauungen anderer Mitglieder aufwirft. Diese Thatsache zeigt aufs Neue, welch' traurige Unklarheit noch in manchen Köpfen über die Pflichten der Mitglieder der Ethischen Gesellschaften herrscht, und beweist, daß immer noch mehr geschehen muß, um das Publikum über das Wesen der Ethischen Bewegung aufzuklären, damit Elemente daraus fern gehalten werden, die sie diskreditieren müssen. Bemerkenswert erscheint übrigens der Umstand, daß dieser selbe Pfarrer Knellwolf (wie uns glaubwürdig versichert wird) Prediger einer freireligiösen Gemeinde ist — also einer Gemeinde, gegen die sich die *Intoleranz* der Staatskirche mit wachsender Heftigkeit wendet. Wie will ein solcher Mann den Gefahren begegnen, die seiner eigenen religiösen Gemeinschaft drohen, wenn er der Staatskirche ein solches Beispiel von Intoleranz liefert, wie er dies in Bern gethan hat? Man darf mit gutem Gewissen dem Herrn Pfarrer den Rat geben, die **ethische Flagge** schleunigst einzuziehen.

Über den Anteil der Gebildeten an der Arbeiterbewegung veröffentlicht Prof. Brentano in Nr. 99 der Wiener „Zeit“ einen Aufsatz, dem wir folgende Betrachtungen entnehmen:

„Die Führer der Sozialdemokratie lieben es, die Mitglieder der gebildeten Klassen von der Beteiligung an der Arbeiterbewegung abzuschrecken, indem sie behaupten, daß die Hebung der Arbeiterklasse nur durch die *Arbeiter selbst* erfolgen könne. Der Satz steht in auffälligem Widerspruch zum eigenen Vorgehen Derjenigen, die ihn aufstellen: denn zumeist sind sie selbst aus den *gebildeten Klassen* hervorgegangen. Trotzdem steckt in ihm ein gutes Stück Wahrheit, und ich stehe keinen Augenblick an, mich zu ihm zu bekennen. Ich bin aber freilich auch der Meinung, daß gerade dieser Satz der Sozialdemokratie keineswegs günstig ist. Denn eben die Sozialdemokratie ist nicht aus der Arbeiterklasse, sondern aus dem Wirken gewisser zur Bourgeoisie gehöriger Doktrinäre hervorgegangen. Wenn wir dagegen die *englische* Arbeiterklasse, als diejenige des Landes, in dem es die Arbeiter am weitesten gebracht haben, ins Auge fassen, so finde ich, daß gerade die Neuorganisationen, denen diese Erfolge in erster Linie zu danken sind, lediglich aus der *Arbeiterklasse* selbst hervorgingen. Es sind dies die von den Sozialdemokraten so lange geschmähten und noch heute scheel angesehenen Gewerkvereine und Genossenschaften; und gerade das Gebiet, auf dem die Sozialdemokratie alles Heil allein zu suchen pflegt, das der Arbeiterschutzgesetzgebung, ist das einzige, auf dem Angehörige der höheren Klassen den Arbeitern das Verdienst der Initiative und weiteren Ausbildung streitig machen können.

Wer die *englischen Gewerkvereine*, wie ich, von ihren ersten Anfängen bis heute verfolgt hat, weiß, daß sie im Widerspruch nicht nur zu den Vertretern der Arbeitgeberinteressen, sondern nicht minder zu allen Doktrinären des Sozialismus entstanden sind und sich entwickelt haben. Zwar ist es richtig, daß, wie *Webb* sagt, die englischen Arbeiter nichts gethan haben, um die Coalitionsfreiheit zu erlangen, daß dieses den radikalen Ökonomisten der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu danken ist. Allein dies ist keine Widerlegung, sondern eine Bestätigung meiner Behauptung. Denn nicht die Coalitionsfreiheit hat die Coalitionen der englischen Arbeiter geschaffen. Diese bestanden schon ein halbes Jahrhundert lang vor ihrem Erlaß, und nicht um die Coalitionen zu ermöglichen, wurde die Coalitionsfreiheit bewilligt, sondern weil die englischen Arbeiter so sehr von dem Satze überzeugt waren, daß ihre Hebung nur ihr Werk sein könne, daß sie sich um die Doktrinäre, welche das Verderbliche, ja Unmögliche der Coalitionen predigten, einfach nicht kümmerten. Auch haben *Place* und Konsorten sich so für die Coalitionsfreiheit bemüht, weil sie der sonderbaren Illusion huldigten, es bedürfe nur der Bewilligung der Coalitionsfreiheit, um die Coalitionen zum Erlöschen zu bringen. Nachdem die Coalitionsfreiheit zugestanden war, erfolgte dann der Ausbau der Coalitionen zur heutigen Gewerkvereinsorganisation in fortwährendem Widerspruch zu den Doktrinären jeglicher Richtung, und wenn die Gewerkvereine heute als ein Grundpfeiler der bestehenden englischen Gesellschaftsordnung erachtet werden, sind es nicht die Gebildeten, welche die Arbeiter, sondern diese, welche die Gebildeten zu den Gewerkvereinen bekehrt haben.

Nicht minder ist das heute so blühende englische *Genossenschaftswesen* das Werk der Arbeiter selbst. Allerdings war es der Millionär Robert Owen, der zu seiner Entstehung den Anstoß gegeben. Allein welche Umgestaltung hat die Owen'sche Genossenschaftsidee nicht erfahren müssen, bis sie zur praktischen Ausführbarkeit und zu ihren Erfolgen gelangte! Und diese Umgestaltung war durchaus das Werk der Arbeiter selbst. Auch hier sind es die Gebildeten gewesen, welche von den Arbeitern gelernt haben, und nicht umgekehrt.

Nur auf dem Gebiete der *Arbeiterschutzgesetzgebung* ging die erste Initiative nicht von den Arbeitern aus. Hier waren es große Praktiker aus der Klasse der Arbeitgeber, Sir Robert Peel, *Robert Owen*, *John Fielden* und später der Tory Lord *Ashley*, welche das Hauptverdienst sich erwarben. Allein gerade auf diesem von den Sozialdemokraten mit Recht für besonders wichtig erachteten Gebiete begegneten sie häufig dem Widerstand der Arbeiter, und es bedurfte erst der durch die höheren Klassen und deren Agitation geförderten Volksbildung, bis die Arbeiter über den dauernden Vorteilen, welche diese Reformen ihnen brachten, manche vorübergehende Nachteile vergaßen und den weiteren Ausbau selbst in die Hand nahmen.

Diese Geschichte der englischen Arbeiterklasse zeigt aber auch, in welcher Richtung die Beteiligung der höheren Klassen an der Arbeiterbewegung stattfinden muß, wenn sie erfolgreich sein soll. Vor Allem haben die höheren Klassen mit den Arbeitern Fühlung zu suchen, nicht um ihnen zu lehren, sondern von ihnen zu *lernen*. Sie haben von ihnen zu lernen, wo diese vor Allem der Schuh drückt und welche Mittel sie *selbst* — unbeeinflußt von den Doktrinen der ihren Verhältnissen Fernstehenden — für geeignet halten, ihnen Besserung zu schaffen. Sodann haben Diejenigen unter den höheren Klassen, welche dieser Aufgabe sich widmen, zunächst auf ihre eigenen Klassenangehörigen zu wirken, die erlangten Kenntnisse zur Zerstörung von deren Vorurteilen zu benützen und den berechtigten Bestrebungen der Arbeiter freie Bahn zu schaffen. Je mehr sie sich nach dieser Richtung bethätigen, desto mehr wird es ihnen gelingen, auch das Vertrauen der Arbeiter selbst zu erwerben, und dann erst ist der Boden geebnet für alle Bestrebungen zur Hebung der Volksbildung und für die Möglichkeit, die Arbeiter von thörichten Bestrebungen abzubringen.

Daß die Sozialdemokratie einem solchen Vorgehen feindlich gesinnt ist und feindlich gesinnt sein muß, liegt auf der Hand. Denn die Erkenntnis, zu der die Arbeiter auf diesem Wege gelangen, ist nicht die, welche zur Absägung des Astes führt, auf dem jene Ideologen, sondern desjenigen, auf dem die Führer der Sozialdemokratie sitzen. Was ist bezeichnender in dieser Beziehung, als der Beschluß, den der vorjährige englische Gewerksvereinskongreß auf Antrag von *John Burns* gefaßt hat, daß nämlich Niemand, der nicht selbst Lohnarbeiter sei, zum Kongreßdelegirten gewählt werden könne! Obwohl John Burns, da er nicht mehr Lohnarbeiter ist, dadurch von der Teilnahme am Kongresse ausgeschlossen wurde, hat er den Antrag durchgesetzt; die sozialdemokratischen Führer aber haben dagegen gestimmt. John Burns geht eben wirklich von der Anschauung aus, daß die Hebung der Arbeiterklasse in erster Linie die Sache der Arbeiter sei, und da er die Ablenkung derselben auf irrige Bahnen von seiten Jener fürchtete, welche — nicht selbst Arbeiter — wohl das Wort, nicht aber die Sache im Herzen tragen, hat er sich selbst zum Opfer gebracht. Während die Sozialdemokratie den Beschluß hätte billigen müssen, datiert seitdem ihr Ingrimm gegen John Burns, denn dadurch wurde sie vom Gewerksvereinskongreß thatsächlich ausgeschlossen. Wie sehr John Burns aber im Rechte war, zeigten Verlauf und Ergebnis des letzten Londoner internationalen Kongresses.“

Aus der ethischen Bewegung.

Der internationale ethische Kongreß in Zürich.

Der internationale ethische Kongreß in Zürich hat nicht nur einige zukunftsvolle praktische Ergebnisse gehabt, sondern vor allem auch eine hocherfreuliche Einigung der Vertreter der verschiedenen Länder über die gemeinsame Stellung zu den zeitbewegenden Fragen herbeigeführt. Diese Einigung hat ihren Ausdruck in folgenden programmatischen Aufstellungen gefunden:

„Die Delegierten der ersten internationalen Versammlung des Ethischen Bundes empfehlen den ethischen Vereinigungen der verschiedenen Länder, die in diesem Bunde vertreten sind, folgenden Grundriß eines gemeinsamen Programmes unter dem Vorbehalt späterer Erweiterung und Bereicherung.

Zweck der ethischen Vereinigungen ist, in erster Linie, die sittliche Förderung ihrer Mitglieder. Das bessere sittliche Leben ist nicht eine Gabe, die wir nur andern zu vermitteln hätten, sondern vor allem ein Gut, das wir für uns selbst in unablässigem Ringen zu erstreben haben.

Als Mittel zu diesem Zwecke dienen: a) die engere Verbindung, in die wir in unsern Vereinigungen mit andern, gleiches erstrebenden treten; b) die sittliche Erziehung und Unterweisung der Jugend, auf Grund einer in ihren Fundamenten von allen konfessionellen Voraussetzungen unabhängigen Ethik; c) die Anleitung zur Selbsterziehung.

Die ethischen Vereinigungen haben Stellung zu nehmen zu den großen sozialen Fragen der Gegenwart, bei deren Lösung den ethischen Kräften die höchste Bedeutung zukommt. Wir erkennen demgemäß an, daß das Streben der Massen des Volkes nach einem menschenwürdigeren Dasein ein sittliches Ziel ersten Ranges in sich schließt und erklären uns verpflichtet, dieses Streben mit dem vollsten Ernst zu unterstützen. Wir meinen aber, daß es sich nicht bloß um die Not der ärmeren Volksklassen handelt, sondern in nicht geringerem Grade auch um die sittliche Not innerhalb der besitzenden Volksklassen, die in ihrem moralischen Wesen durch die Mißstände des heutigen Wirtschaftslebens schwer bedroht sind.

Wir erkennen an, daß der Widerstand gegen Unrecht und Unterdrückung eine heilige Pflicht ist, und daß unter den bestehenden Verhältnissen der Kampf ums Recht ein noch immer unentbehrliches Mittel ist zur Klärung der Rechtsbegriffe und zur Erreichung besserer Zustände; wir verlangen aber, daß der Kampf sich innerhalb der von der Humanität gezogenen Schranken halte, und daß er im Interesse der menschlichen Gemeinschaft als eines Ganzen, sowie mit stetem Ausblick auf den zu erzielenden sozialen Frieden geführt werde.

Wir erkennen an, daß es sich bei der Lösung der sogenannten Arbeiterfrage nicht bloß um die materielle Not handelt, sondern auch um die rechtliche und soziale Stellung der Arbeiter und um ihre volle Beteiligung an den höchsten Kulturgütern der Wissenschaft und Kunst.

Wir stellen den Organen des ethischen Bundes die Aufgabe, für die Beschaffung der geistigen Waffen zu wirken, die dem sozialen Fortschritt zu dienen geeignet sind; also wissenschaftliche Arbeiten anzuregen, die zum Zweck haben, die Gegensätze des Individualismus und des Sozialismus auf die Möglichkeit ihrer Vereinigung in einer tieferen Lebensauffassung zu prüfen, ferner Enqueten und moralstatistische Untersuchungen zu veranlassen, welche die Reformbedürftigkeit unserer Zustände auf Grund gesicherter Thatsachen eindrucksvoll vor die Augen bringen mögen, und für die Verbreitung der so gewonnenen Resultate zu sorgen, um das öffentliche Gewissen im Sinne der sozialen Gerechtigkeit einer höheren Entwicklung entgegenzuführen.

Wir überlassen es den einzelnen Gesellschaften, nach Maßgabe der besonderen Kulturverhältnisse ihrer Länder, obigen Aufgaben in besonderer Weise gerecht zu werden und fordern alle einzelnen Mitglieder auf, durch Einfachheit in der Lebensführung und durch thätigen Gemeinsinn an der fortschreitenden sozialen Bewegung förderlichen Anteil zu nehmen

Wir erkennen die Institution der reinen monogamischen Ehe als ein unschätzbares Gut der Menschheit an, das für die sittliche Entfaltung des einzelnen, sowie für den dauernden Bestand sittlicher Kultur von unentbehrlicher Bedeutung ist; wir verlangen aber, daß diese Institution sich in den Gesinnungen und in der Lebensführung mit einer Konsequenz auspräge, die ihr jetzt noch in den weitesten Kreisen fehlt.

Wir fordern für das Weib die Möglichkeit vollster Entwicklung seiner geistigen und sittlichen Persönlichkeit und wollen danach streben, der Gleichwertigkeit dieser Persönlichkeit mit derjenigen des Mannes ungeschmälerten Ausdruck zu verschaffen in allen Lebensgebieten. Wir halten besonders das Los der Arbeiterinnen in der Fabrik- und der Haus- und Heim-Industrie, wie auch in persönlichen Dienstleistungen für eines der schwersten gegenwärtigen Übel und wollen dahin wirken, daß die Bedingungen eines gesunden Familienlebens im ganzen Volke wieder hergestellt werden.

Wir betrachten es als eine fundamentale Kulturaufgabe der Gegenwart, dem Erziehungswesen seine zum großen Teil verloren gegangene Einheit wiederzugeben und das, was die konfessionelle Religion in Volks- und Hochschulen in dieser Hinsicht einst leistete, durch Aufstellung eines gemeinsamen ethischen Zieles aller Bildung zu ersetzen.

Wir billigen von Herzen die Bestrebungen zur Herstellung eines allgemeinen Völkerfriedens und bestimmen unsern Anteil an diesen Bestrebungen speziell dahin, den Militarismus auch innerlich zu überwinden, die Macht, die er auf die Gemüter, besonders der Jugend, ausübt, einzuschränken und dahin zu wirken, daß die ethisch bedeutsamen Elemente, die das Militärwesen mitenthält, auf edlere Weise zur Erscheinung kommen, ferner dem National-Egoismus und der National-Leidenschaft entgegenzutreten, die heut mindestens ebenso gefährliche Feinde des Friedens sind, wie die Vorurteile und Interessen der Regierenden, endlich in Zeiten der Aufregung und des blinden Hasses im Bunde mit andern Gleichgesinnten dem Gewissen und der Vernunft zur Herrschaft zu verhelfen.

Wir fordern unsere ethischen Gesellschaften auf, nicht nur ihr Bestreben auf Verbreitung der ethischen Vereinigungen zu richten, sondern ihre höchste Kraft dem Ausbau eines neuen Lebensideals, das den Anforderungen eines geläuterten Denkens, Fühlens und Wollens in gleicher Weise entspricht, zu widmen in der Ueberzeugung, daß ein solches Ideal, nach dem die Menschheit dürstet, schließlich allen Klassen der Gesellschaft und allen Völkern zu gute kommen werde."

Was die praktischen Ergebnisse betrifft, so wurde zunächst ein internationales Sekretariat mit dem Sitz in Zürich errichtet, welches die litterarische Verbindung der verschiedenen Gesellschaften vor allem durch einen vierteljährlichen Bericht über den Fortgang der ethischen Bewegung pflegen soll und zugleich als ausführendes Organ des ethischen Bundes bei allen internationalen Veranstaltungen wirken soll.

Ferner wurde die Errichtung eines internationalen pädagogischen Seminars in Zürich beschlossen, welches die praktische und wissenschaftliche Vorbildung von Lehrkräften für Moralunterricht in die Hand nehmen und bereits im nächsten Jahre durch Veranstaltung eines Vortragskurses über Moralunterricht und Religionsgeschichte eingeleitet werden soll.

Der Kongreß schloß mit einer öffentlichen Versammlung, in der unter lebhafter Beteiligung des Züricher Publikums die Gesamtergebnisse der Zusammenkunft vorgetragen wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 3. Oktober 1896. | Nr. 40.

Inhalt: Sozialdemokratie und ethische Bewegung. Von Robert Seidel. — Über John Ruskin. Von Wolfgang Kirchbach. (Schluß.) — Die Frauenbewegung vor dem Richterstuhl der großen Ästhetiker. Von Wilhelm Foerster. — Eine ethische Kulturaufgabe. Von Aug. Heine. — Streiflichter: Freies Christentum und ethische Bewegung.

Sozialdemokratie und ethische Bewegung.

Von Robert Seidel in Zürich.

Einleitung.

Ich habe die ethische Bewegung bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland begrüßt und ich bin ihr Freund geblieben bis auf diesen Tag. Da mir diese Freundschaft von meinen eigenen Parteigenossen Tadel zugezogen hat, so will ich einmal darlegen, wie ich zu dieser Freundschaft gekommen bin, und welche Gründe ich, als Sozialdemokrat, für sie habe.

Mein Urteil ist in dieser Sache ganz unabhängig von persönlichen Einflüssen, weil ich bis in die jüngste Zeit mit keinem einzigen Träger der ethischen Bewegung in persönlichen Beziehungen stand, und weil mir bis zur Stunde fast alle Führer dieser Bewegung persönlich unbekannt sind. Es war nur die Sache, die schon vor Jahren meine freudige Zustimmung fand und die sie bis jetzt erhalten hat. Wenn aber eine Sache sich so lange meine Freundschaft erhält, so muß etwas dauernd Gutes an ihr sein.

Woher die Feindschaft zwischen Sozialdemokraten und Ethikern?

Eine Feindschaft oder mindestens eine Unfreundlichkeit zwischen Sozialdemokraten und Ethikern ist da und dort vorhanden.

Woher rührt sie?

Zunächst aus persönlichen Ursachen.

Bei den Gliedern einer so verfolgten Partei, wie der sozialdemokratischen, bildet sich leicht ein Mißtrauen und ein Haß gegen alle diejenigen aus, die zu den herrschenden oder ausbeutenden Klassen gehören, oder zu ihnen in freundschaftlichen Beziehungen stehen. Dieses Mißtrauen und dieser Haß sind natürlich und begreiflich, aber Mißtrauen und Haß sind immer ungerecht und erschweren die Annäherung und Verständigung selbst zwischen Menschen, die sich in ihren Anschauungen und ihren Bestrebungen nahe stehen.

Die verschiedenen sozialen Stellungen, welche Sozialdemokraten und Ethiker einnehmen, erschweren ebenfalls eine Verständigung und bringen manche Unfreundlichkeit und manches Mißverständnis hervor.

Es ist den Reichen und den vom Sonnenschein des Lebens Begünstigten in der That beim besten Willen fast nicht möglich, sich in die Gefühls- und Denkweise der Armen und vom Hagelwetter des Lebens Betroffenen zu versetzen, und sie recht zu beurteilen und zu verstehen. Wer nicht selbst gehungert hat, wer nicht selbst arbeitslos war, wer nicht selbst in elenden Löchern teuer wohnen mußte, wer nicht selbst als Armer und Arbeitsloser von herzlosen Fabrikanten, Aufsehern, Polizisten, Richtern und Bureaukraten physisch und moralisch mißhandelt und umhergestoßen wurde, wer nicht selbst das furchtbare Unglück empfunden hat, geistige, moralische und physische Kräfte zu besitzen, ohne sie bilden und brauchen zu können, der muß entweder ein moralisches Genie oder ein sittlich vortrefflich erzogener Mensch sein, um die Gefühle und Gedanken der modernen Arbeiterklasse zu verstehen.

Da nun aber die Menschheit nicht aus sittlichen Genies besteht, und da unter der Herrschaft des herzlosen Manchestertums und unter der Vorherrschaft der technischen Wissenschaften der letzen 50 Jahre die sittliche Bildung der höheren Klassen schrecklich vernachlässigt wurde, so werden so viele falsche, gehässige und lieblose Urteile der Gebildeten, Wohlhabenden und Reichen über die Arbeiter laut. Die Arbeiter beantworten diese falschen, gehässigen und lieblosen Urteile wieder mit Haß und Mißtrauen gegen alle Wohlhabenden und Gebildeten und sind leicht geneigt, sogar das Gute zu verwerfen, was von dorther kommt.

Natürlich ist auch das Umgekehrte fast unmöglich, natürlich ist es auch den Armen fast unmöglich den Reichen zu verstehen und zu begreifen. Der Arme sieht Bosheit beim Reichen, wo bei diesem Mangel an Verständnis und Erfahrung vorliegt, er erblickt Hartherzigkeit beim Fabrikanten, während diesen die Konkurrenz und Selbsterhaltung treibt, er sieht Ungerechtigkeit beim Bureaukraten, während dieser Mann nur thut, was ihm eine knöcherne Schulweisheit eingebläut hat, er hält für Gleichgültigkeit und Frivolität beim Reichen, was Mangel an Erkenntnis und unschuldige Lebensfreude ist.

Der Arme, das ist der Wanderer im Thale, im Staub, Sonnenbrand und Gewitter; der Reiche, das ist der Wanderer auf Bergeshöhen, über den Wolken, in reiner, frischer Luft. Sie können einander nicht verstehen, sie sind zu weit von einander entfernt; die Lebensbedingungen, unter denen sie aufwachsen, sind zu verschieden.

Aus der Unmöglichkeit des Reichen und sozial Begünstigten, sich in die Gefühls- und Denkweise des Armen und sozial Benachteiligten zu versetzen, und aus der Unmöglichkeit des Armen, sich in den Gefühls- und Gedankenkreis des Reichen zu begeben — aus diesen beiden Unmöglichkeiten erwachsen Unfreundlichkeit, Mißtrauen und Haß zwischen beiden Klassen, und diese erschweren sogar eine Annäherung und Verständigung zwischen denen, die doch wünschten, sich um höherer Ziele willen zu verständigen.

Wenn eine sozial-psychologische Thatsache laut und eindringlich nach Austilgung der Klassenunterschiede und nach Herstellung der sozialen Gleichheit ruft, so ist es die der Unmöglichkeit der Verständigung zwischen den Reichen und Armen.

Leider decken sich diese beiden Klassen, die sozial Begünstigten und sozial Benachteiligten, fast mit den Ethikern und Sozialdemokraten, denn die ethische Bewegung wird namentlich von den Wohlhabenden und Gebildeten getragen,

während die sozialdemokratische Bewegung wesentlich eine Bewegung der armen und ungebildeten Massen ist.

Wir sind unvermerkt aus den persönlichen Ursachen der Unfreundschaft zwischen Ethikern und Sozialdemokraten in die sozialen gekommen.

Ganz natürlich! Die Gefühls- und Denkweise der Individuen und Klassen wird mächtig von der sozialen Stellung beeinflußt und das, was wir etwa individuelle Gefühls- und Denkweise nennen, ist nichts anderes, wie Klassengefühls- und Klassendenkweise. Nur wenige, nur die geistig und sittlich höher Begabten, können sich über ihre Klassengefühls- und Klassendenkweise erheben und nur Aufklärung und geistige und sittliche Bildung wird auch die Massen der verschiedenen Klassen nach und nach über die beschränkte, unbewußte Klassengefühlsweise und Klassendenkweise hinweg zur höheren menschlichen Gefühls- und Denkweise tragen. In der Erkenntnis der trennenden Kräfte liegt ja schon die Bürgschaft des Sieges über dieselben; die Erkenntnis der Wahrheit wird Euch frei machen.

Bis zur Stunde werden die Menschen auch noch durch den Gegensatz von Kopf- und Handarbeit getrennt. Der Kopfarbeiter hat kein Verständnis für die Handarbeit und den Handarbeiter, und der Handarbeiter hat ein sehr geringes Verständnis für die Kopfarbeit und den Kopfarbeiter. Der Kopfarbeiter sieht die Thätigkeit des Handarbeiters häufig als ein niederes, geistloses Thun an, der Handarbeiter betrachtet die Thätigkeit des Kopfarbeiters als eine nutzlose, müßige Spielerei. Diese falsche Anschauung, die aus der einseitigen Beschäftigung und aus falscher sozialer Wertschätzung der Beschäftigungen erwächst, führt zu Unfreundlichkeit, ja Gehässigkeit zwischen den Klassen der Kopf- und Handarbeiter, und da die Ethiker meist Kopfarbeiter, die Sozialdemokraten aber meist Handarbeiter sind, so wird dadurch die Zahl der trennenden Kräfte zwischen Ethikern und Sozialdemokraten noch vermehrt.

Übrigens werden durch den Gegensatz von Kopf- und Handarbeit nicht nur die Ethiker und Sozialdemokraten, sondern auch die Sozialdemokraten unter sich getrennt. Dieser Gegensatz, der die Verständigung und das Zusammenwirken der Menschen stört, wird erst aus der Welt verschwinden, wenn im sozialen Leben Kopf- und Handarbeit nicht mehr zum Schaden der Gemeinschaft und zum physischen und sittlichen Nachteil der Individuen getrennt sein werden, und dieser Gegensatz wird vor allen Dingen erst überwunden werden, wenn die Handarbeit als unentbehrliches Mittel der physischen, geistigen, technischen und moralischen Bildung und Erziehung erkannt und zum Mittelpunkt des Unterrichts und der Erziehung gemacht wird.

Die Sozialdemokraten, die als politische Partei allein im Kampfe gegen Kronen-, Pfaffen- und Geldherrschaft stehen, die Sozialdemokraten, die als politische Partei allein eine geschlossene Phalanx gegen die Knechtschaft bilden, die Sozialdemokraten lieben die Ethiker nicht, weil sie fürchten, ihre Reihen werden durch die Ethiker in Unordnung gebracht und es werden in ihre geschlossene Linie Lücken gerissen.

Diese Befürchtung ist ganz unbegründet, denn wenn auch die ethische Bewegung nicht als parteipolitische Bewegung für die Befreiung des arbeitenden Volkes auftritt und so direkt die sozialdemokratische Bewegung stützt, so fördert sie doch kräftig den Befreiungskampf der Arbeiterschaft, weil sie die sittlichen Mächte stärkt, jene sittlichen Mächte, die auch Lassalle anrief, und die schließlich alle Knechtschaft brechen. Nicht die Erkenntnis ist es, welche die äußere Knechtschaft bricht, sondern die sittliche That. Die Erkenntnis ist nur eine latente Kraft, die erst durch das moralische Handeln ausgelöst wird.

Kein Sozialdemokrat, wenigstens kein bewußter Sozialdemokrat, wird durch die ethische Bewegung der Sozialdemokratie entfremdet werden; im Gegenteil, er wird in seinen Anschauungen durch die Grundsätze dieser Bewegung nur vertieft und gestärkt werden. Dagegen werden viele Menschen, in denen das sittliche Fühlen und Denken durch die ethische Bewegung angeregt wird, zur Sozialdemokratie getrieben, oder ihr wenigstens freundlich gesinnt werden. Die ethische Bewegung kann ihrem ganzen Wesen nach die sozialdemokratische Bewegung nicht schädigen, sie hat sie nicht geschädigt und wird sie nicht schädigen. Begrüßen wir sie also, statt sie scheel anzusehen und ihr unfreundliche Worte zu sagen!

In allen Parteien und Bewegungen, selbst in den besten und erhabensten, giebt es beschränkte und kleinliche Menschen. Wir finden sie bei den Sozialdemokraten, und sie werden auch bei den Ethikern nicht fehlen. Während die Wahrheit tausendfältig, verschleiert, vielgestaltig, uneinschließbar ist, glauben diese beschränkten Leute, man könne sie in ein Programm, in eine Formel, in ein Buch oder eine Organisation bannen. Sie halten sich allein im Besitz der Wahrheit; ihr Programm, ihre Organisation ist die beste; es giebt kein Heil außer ihrer Gesellschaft, ihrer Partei, ihrer Kirche. Das sind die Dogmatiker, das sind die Parteibüffel, das sind die Fanatiker, welche ihr Programm, ihre Partei, ihre Gesellschaft über alles stellen, selbst über Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit. Das sind jene Menschen, welche die Mittel über den Zweck stellen und immer wieder vergessen, daß der Sabbath und alle Dinge um des Menschen willen da sind.

Meist sind es beschränkte Leute, mitunter sind es aber auch schlechte Menschen, die bei hohen Kulturbewegungen nur ihre egoistischen Zwecke verfolgen. Die Eitelkeit, die falsche Ehre, der falsche Ruhm — sie finden sich leider auch bei manchem Führer und Träger großer Kulturbewegungen und treiben sie zur Intoleranz und Feindschaft gegen andere große und gute Bestrebungen.

Besäßen diese Menschen wahre Sittlichkeit, wären sie nur beseelt von den erhabenen Grundsätzen der Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe, so würde das nicht vorkommen. Es fehlt eben an ethischer Kultur auch bei manchen Trägern der Kulturbewegungen und damit ist die Notwendigkeit der ethischen Kultur wohl am besten bewiesen.

Wie wurde ich Freund der ethischen Bewegung?

Ehe es eine ethische Bewegung gab, habe ich für sittliche Bildung gestritten und, ehe ich etwas von Sozialdemokratie wußte, war ich Sozialdemokrat. Schon als Kind hatte ich einen glühenden Haß gegen alle Ungerechtigkeit und Unfreiheit und eine lebendige Liebe zu allen Armen, Schwachen und Gedrückten, ja selbst zu den verlassenen Tieren.

Es war mir ein Haß gegen die Katzen anerzogen worden, aber dennoch teilte ich heimlich mein Brot mit einer fremden Katze, die das Bein gebrochen hatte und pflegte sie im Verborgenen, bis sie wieder laufen konnte. Mit 13 Jahren hielt ich einem allgemein gefürchteten, leidenschaftlichen Lehrer sein Unrecht vor, und der Mann wagte nicht, mich zu schlagen, weil ich im Recht und vielleicht auch, weil ich Klassenerster war; er verlor aber alle Fassung und stellte die Lehrstunde ein. Damals wohl ging mir zuerst das Bewußtsein von der sittlichen Macht des Rechtes auf. Ungerechte, rohe Lehrer verachtete ich gründlich, gerechte, selbst unfreundliche liebte ich. Ein gutes Wort trieb mich durchs Feuer, einem rohen unverständigen Gebot trotzte ich hartnäckig.

Diese moralischen Gefühle waren es in erster Linie, die mich zum Sozialdemokraten machten, und es war die ethische Seite der Sozialdemokratie, die mich anzog und zu ihrem Apostel stempelte. Erst später trat durch das Studium von Lassalle und Marx die wissenschaftliche Erkenntnis hinzu. Meinen Demokratismus hat aber in erster Linie die schöne Litteratur, es haben ihn unsere Klassiker gebildet, zum Meisten Kant mit seinen kleinen Schriften.

Die Entwickelung des kapitalistischen Großbetriebes und den Untergang des handwerksmäßigen Kleinbetriebes lernte ich in meiner eigenen Familie und in meiner kleinen Vaterstadt gründlich kennen. Schon als zwölfjähriger Knabe konnte ich ziffernmäßig die ungeheueren Vorteile des fabrikmäßigen, konzentrierten Großbetriebes und die erdrückenden Nachteile des zersplitterten Kleinbetriebes ausrechnen, ja ich mußte sie

ausrechnen, denn mein wohlsituierter Stiefvater kam gleich Hunderten seiner Handwerksgenossen ökonomisch immer mehr zurück. Das gab viel Sorge und Unfrieden in der Familie; meine Mutter, eine feinfühlende Frau, litt viel darunter und auch ich mußte schwer darunter leiden. Mein und meiner Mutter alter frommer Glaube an einen gütigen, gerechten Vater im Himmel schwand langsam vor der Wirklichkeit, denn wir mußten tausendmal erfahren, daß unsere brünstigen Gebete und Gesänge nichts halfen. So lernte ich die unerbittliche soziale Entwickelung und die Tragik derselben für das private wie soziale Leben kennen, und ich fühlte und dachte sozialdemokratisch, ehe ich nur das Wort Sozialdemokratie gehört hatte.

Obgleich ich nach dem einstimmigen Urteil aller Lehrer ein selten begabter und fleißiger Schüler war und jahrelang die ersten Plätze der Bürgerschule einer kleinen Stadt inne hatte, konnte ich doch keine höheren Schulen besuchen, ja ich konnte nicht einmal die mir liebe Maschinenbauerei erlernen, sondern mußte nach dem Schulaustritt die Tuchmacherei ergreifen, für meinen Unterhalt sorgen und die Familie unterstützen. Gemeinde, Staat und kleine und große Gesellschaft kümmerten sich nicht um mich. Meine weit unter mir stehenden Schulkameraden konnten höhere Ausbildung erlangen und sich höheren Berufsarten widmen, und ich mußte mit 15 Jahren 16—18 Stunden hinter dem Webstuhl stehen. Ich war mir schon als Kind dieser schreienden Ungerechtigkeiten des Staates und der Gesellschaft bewußt, und ich war als Jüngling nahe daran, darüber den Verstand zu verlieren.

Doch ich kämpfte mich äußerlich und innerlich durch und gelobte, allezeit bei den Armen, Schwachen und Gedrückten zu stehen und für Volkes Recht und Freiheit zu kämpfen.

Es waren also ethische Beweggründe, die mich in die Reihen der Kämpfer für Recht und Freiheit führten. Der wissenschaftliche Sozialismus, d. h. die Lehre von der Bildung des Reichtums und von der sozialpolitischen Entwickelung der Gesellschaft, hat diese Beweggründe nur gestützt, nicht geschaffen.

Was aber hielt mich bei der sozialdemokratischen Bewegung fest, als ich durch eigene Kraft mit schweren Opfern unter tausend Schwierigkeiten Kaufmann, Geschäftsleiter, Sekundarlehrer geworden war, und als persönliches Interesse gebot und meine Freunde und Gönner mir dringend rieten, mich doch zurückzuziehen?

War das die sozialpolitische Wissenschaft? O nein, nein! Das waren wiederum ethische Gefühle und sittliche Grundsätze, die mich, gegen mein persönliches Interesse, in der Sozialdemokratie festhielten.

Und was tröstete mich in jenen schweren Stunden, als mich die Freunde im Kampfe um Gerechtigkeit und Freiheit verließen, als mich meine Jünger verrieten, und als mich die ans Kreuz schlugen, für welche ich geopfert, gelitten und gestritten hatte? War es da der wissenschaftliche Sozialismus, der mich tröstete? War es der Darwinismus, der mich stärkte? War es der wissenschaftliche Materialismus oder war es sonst eine Wissenschaft, die mich aufrecht erhielt?

Nein, nein, nein! Keine Wissenschaft hat mich in diesen schweren Stunden und Versuchungen aufrecht erhalten, sondern aufrecht erhalten hat mich das Gefühl der sittlichen Pflicht, aufrecht erhalten hat mich das Bewußtsein, das Beste für Andere gewollt und mit guten, reinen Mitteln erstrebt zu haben und aufrecht erhalten hat mich die Überzeugung von der unverlierbaren Kraft und vom endlichen Sieg des Guten, Wahren und Schönen.

Schon vor Jahrzehnten habe ich die sittliche Kraft des Charakters über alle Geisteskräfte gestellt und habe ihr die Umgestaltung der verkehrten Welt zugewiesen. Immer war mir die Sozialdemokrate eine Partei der Sittlichkeit, und immer erblickte ich in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung und Arbeiterorganisation das Mittel, die Massen nicht nur ökonomisch, sondern auch sittlich zu heben. Die Arbeiterbewegung hat übrigens thatsächlich nicht nur die Arbeitermassen sittlich mächtig gehoben, sondern sie hat auch die herrschenden Klassen moralisirt und in ihnen wieder die sittlichen Gefühle geweckt. Es läßt sich sogar ohne Schwierigkeiten nachweisen, daß die ethische Bewegung teils direkt teils indirekt durch die sozialdemokratische Arbeiterbewegung hervorgerufen worden ist.

Eine Massenbewegung, wie die sozialdemokratische Arbeiterbewegung mit ihren Forderungen nach Freiheit und Gerechtigkeit, Bildung und Brot eine ist, kann übrigens gar nicht anders als sittlich wirken. Alle großen Kulturbewegungen haben sittlichend auf die Massen gewirkt und waren zugleich sittliche Fortschritte.

Durch ein wechselreiches Leben vom Fabrikarbeiter hindurch zum Kaufmann, Sekundar-Lehrer, Zeitungsschreiber, Schriftsteller habe ich die verschiedenen Klassen des Volkes gründlich kennen gelernt, und ich muß sagen, daß die allermeisten Menschen sich der Sozialdemokratie nicht etwa aus wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern aus den Gefühlen für Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit und Liebe anschließen. Wie mich die ethischen Mächte zur Sozialdemokratie führten, so führen diese Mächte ihr auch heute noch die meisten Bekenner zu. Natürlich soll damit die Urgewalt der Not für das soziale Leben nicht heruntergesetzt werden; aber die Not selbst muß sich in den Köpfen doch erst in Gefühle und Begriffe umsetzen, ehe sie die Massen bewegen kann.

Meiner ganzen Anlage, Entwickelung, Gefühls- und Denkweise nach mußte ich also ein Freund der ethischen Bewegung werden und ich mußte sie freudig begrüßen.

(Schluß folgt.)

Über John Ruskin.

Von Wolfgang Kirchbach.

(Schluß.)

Jedenfalls sollten die deutschen Wirtschaftslehrer sich sehr genau mit Ruskin beschäftigen und die Fülle der Faktoren, die er in seine werkthätige Wissenschaft einführt, genau überlegen. Die Pharisäer und Schriftgelehrten des reinen Rationalismus und seiner Denkverkürzung sollten dieses lange Denken mit seinen mächtigen, geistigen Greiforganen wenn auch nur als Phänomen sich einmal ansehen. Das beste in diesem Kopfe ist freilich auch jenes Denken, das wir in Jesus von Nazareth finden und seinen Wirtschaftsauffassungen, sei es auch nur die: „Wer da hat, dem wird gegeben und wer da nicht hat, dem wird auch genommen werden, das er hat“, wobei denn, im Zusammenhang von allem, nicht mehr der schnöde Kampf ums Dasein, sondern menschenverbindende Liebe die höchsten Güter wuchernd erzeugt.

Und wie in der Wirtschaftslehre, so finden wir auch auf allen anderen Gebieten Ruskin immer auf Seite derjenigen Denker, die die unteren Trugschlüsse der reinen Verstandesfunktion verwerfen und den Glanz des Lebens, die Schönheit und Schönheitsmöglichkeit der Existenz uns vorleben aus einem gesteigerten Vernunftdenken heraus. Wir finden Ruskin z. B. bei der Idee von der Metamorphose der Pflanzen verweilen, und mit dem Gedanken, daß die Blumenkronen nur die Metamorphosen der Blätter seien, sich beschäftigen. Eine Dame hat mit großem Vergnügen hiervon in einer Vorlesung gehört. Ruskin meint: „Es würde, so dachte ich, ihr wenig geschadet haben, wäre sie unter ihrem alten Eindruck geblieben, daß Blumenkronen Blumenkronen sind.“ Er setzt nun den wahren Sinn der Metamorphose gegenüber jenem rationalistischen Halbdenken auseinander, welches womöglich soweit geht in seinem analytischen Verfahren, daß es nachzuweisen sucht, „daß es so etwas wie eine Blume garnicht giebt.“ Er setzt den bedingten Sinn des Goetheschen Gedankens und des analysierenden Botanikers auseinander, dann aber faßt er all seine Erwägungen in dem einen Satz zusammen: „Aber im tiefinnersten Sinn, bis an die äußerste Grenze der Verkehrtheit, hatte er Unrecht; denn Blatt und Wurzel und Frucht — sie alle bestehen nur um der Blume willen. Er ließ Leben und Leidenschaft, den

Kern des Wesens außer acht. Hätte er sie in Betracht gezogen, dann würde er erkannt haben, daß, gemäß der Absicht der Natur selber, es in einer Pflanze sonst nichts giebt, als ihre Blumen."

Wir sehen Ruskin hier auf ähnlichen Pfaden eines vernünftigen Denkens, wie unsern Fechner in seiner „Nana" und anderen Schriften. Wenn Ruskin die Blumen als solche in unserer Achtung, in unserem Werturteil wiederherstellt, gegenüber einem bloß genetischen Denken, welches „die feste Unterschiedenheit der Begriffe gegeneinander" durch reines Verstandesdenken festnagelt, um mit Hegels Encyclopädie zu reden, und geradezu die Erscheinung der Blume aufzuheben trachtet in ihren Antecedenzien, so ist dies in der That bei Ruskin Vernunftdenken, höchstes Zweckdenken zugleich. Der Verstand würde sagen: Es ist Unsinn, daß Wurzel und Blatt um der Blüte willen beständen! Denn Wurzel und Blatt sind das Dauernde, die Blüte fällt ab, um Frucht oder Samen zu liefern, aus denen dann erst das *Beständige* wird: Wurzel und Stamm. Der Schluß scheint richtig, aber er beruht auf einer verkürzten Beobachtung. Die Blüte kommt doch wieder; solange das Gerüst der Pflanze samt ihrer Erde, samt Himmel und Wasser in ihrer vollendetsten Kombination zusammenwirken, erzeugen sie immer wieder Jahr für Jahr die Blüte. Der Rosenstock bringt hunderte von Rosen in hunderten von Jahren hervor. Die Summe aller erzeugenden Faktoren, aller mechanischen und chemischen Ursachen in ihrer größten Kraft und unbewußten Daseinsfülle erzeugen gerade die Erscheinung der Blüte, als das ewig Konstante, als den *Höchstwert* aller zusammenwirkenden Faktoren. Denn im Samen tritt schon wieder eine Verminderung und Verkümmerung aller zusammenwirkenden Faktoren ein, schon indem er abfällt, und aus dem allgemeinen chemischen und mechanischen Zusammhange ausscheidet, der zwischen dem feinsten Wurzelfäserchen, zwischem dem nährenden Boden und seinen mineralischen Bestandteilen und der Gesamtpflanze mit ihrer Zellengliederung besteht. Im Samen aber wirkt auch nicht das Licht der Sonne, dieser gewaltigste aller irdischen Erscheinungsfaktoren, bildend mit. Vielmehr ist es einzig und allein die Blüte, die Blume, in welcher sozusagen der ganze mechanische und chemische Mikrokosmus ihrer Umgebung und das makrokosmische Sonnenlicht zugleich gemeinsam wirkend eine Erscheinung hervorzaubern, die nicht nur das ist, was sie auf den ersten Blick scheint, die Blüte dieses Rosenstocks, sondern auch die Blüte aus diesem Erdboden, die Blüte aus der Sonne selbst durch diesen Rosenstock. Wir wollen das durchaus nicht dichterisch verstanden wissen, wir wollen es vielmehr ganz als eine *mechanische Thatsache* begreifen. Die Blume als Erscheinung enthält ohne Frage die größten Energien aller zusammenwirkenden Faktoren, sie ist die höchste Energie dieser Faktoren in ihrer größten Summe. Und ebendeshalb ist Stamm und Wurzel, ist der Weg der Metamorphose nur da, *um der Blume willen*. Das Blatt ist die Vorbildungsstufe zur Blume, auch wenn es vielleicht nach mancher Richtung reicher entwickelt ist. Es ist aber keine Frage, daß in ihm weit weniger Energien walten, als in der Blüte, welch letztere schon ihre Farbe einem viel gewaltigeren chemischen Sonnenprozesse verdankt, als er zur Schöpfung des Chlorophylls im Blatte nötig sein dürfte.*)

Genug wir wollen zeigen, daß das Vernunftdenken, gerade indem es sich aller Mittel des Verstandes bedient, wie wir es auch bei Ruskin finden, zu ganz anderen Schlüssen und Betrachtungsweisen des Lebens kommt durch seine weitblickendere Beobachtung aller Faktoren, die zu den Erscheinungen zusammenwirken. Wir verstehen, warum Ruskin jener Dame wünschte, sie wäre ruhig bei ihrer alten Anschauung von der Blume geblieben als ein vernunftbegabtes Weib, statt ein — emanzipierter Verstandeszwitter.

Denn warum hat das gesunde Weib immer die Blume als Blume geliebt und die Menschen der höchsten Vernunft, die Dichter, mit ihr? Weil die Blume das Schönste ist, der gesammelte Glanz der vollendeten Erscheinung. Und sie ist das Schönste, weil sie die größte Energie der mitwirkenden Faktoren ist, wie der echte Geist des Weibes, das die Blume als Blume liebt, eben jene höchste Vernunftweisheit ist, sogar schon im Instinkt des Weibes, die das Menschengeschlecht über den niederen Affenverstand erhebt.

Nun, man muß Ruskin in dieser seiner Denkweise ganz verstanden haben, um zu begreifen, warum er im gleichen Zusammenhange in die Worte ausbricht, die alle unsere Frauenrechtlerinnen allerdings wie den Handschuh auffassen werden, den ein bekannter Ritter Kunigunden ins Gesicht wirft:

„Frauen in aller Herren Länder haben, ohne darob zu klagen, kameradschaftlich die Bürde der Arbeit mit ihren Männern getragen; den Frauen der jüngsten Tage in England blieb es vorbehalten, Anspruch zu erheben auf das Vorrecht der Isolierung.

Dies ist also das Ziel eurer allgemeinen Bildung und Zivilisation, wie eurer Verachtung des unwissenden Mittelalters und seines Rittertums! Nicht allein, daß ihr euch als zu *träge* bekennt, um für Weiber und Töchter zu arbeiten, und als zu *arm* um sie zu erhalten; sondern ihr habt es dahin gebracht, daß die vernachlässigten und bethörten Wesen es sich zur Ehre anrechnen, unabhängig von euch zu sein und laut verlangen, daß auch sie den Karst handhaben dürfen. Mögt ihr es glauben oder nicht, daß eine so *gemeine Denkart* von der Menschheit noch nicht erreicht worden ist, seit Männchen oder Weibchen durch natürliche Auslese aus Seestern und Hühnerbiß herauswuchsen, oder was sonst der Urstoff gemäß der modernen Wissenschaft gewesen sein mag."

Das ist stark! werden Leserinnen sagen. Nun, Ruskin sieht, wie mancher Denker auch in Deutschland, mit Empörung, wozu uns diese marklose Weiberemanzipation gebracht hat. Denn fast ohne Ausnahme ist die ganze studierende Frauenwelt Europas auf jenes niedere Denkniveau herabentartet, welches in der That glaubt, geistig zu etwas zu werden dadurch, daß es die Blume zu einer metamorphosierten Blattverkrüppelung macht. Und darin ist nicht nur der Instinkt verkrüppelt, wie das Gehirn unserer Schulmaterialisten, auf die die ganze Weiberschaft schwört, soweit sie eben das harmonische Verhältnis der Geschlechtskräfte aufheben will, sondern jene hohe Menschen-Frauenvernunft selbst, die vernünftige Männer gebären soll, indem sie die Rose beglückt anschaut aus der Totalität ihrer Existenz heraus.

Denn nur Frauen, die in solcher Totalität der Anschauung leben — jede edle Hausfrau, die mit Umsicht einer Wirtschaft vorsteht und ihre Blumen züchtet, lebt in einer solchen *vernünftigen* wirtschaftlichen Totalität, gegenüber denjenigen, die etwa Eisenbahnkarten verkaufen müssen oder sonst ein Opfer der menschenverderbenden Arbeitsteilung werden — wir sagen: nur Mütter, die Rosen noch als Blumenkronen um ihrer selbst willen zu lieben wissen, werden den Nationen Söhne gebären, die dann auch wissen und voll erkennen, *warum* die Mutter Recht hatte die Blumenkrone zu lieben — nämlich Vernunftmänner mit weitem Denkhorizont. Und nun sehe man den ganzen Jammer unserer Frauenbewegung! Man sehe diese weiblichen „Doktoren" mit ihrer auf den bloßen gemeinen Verstand zugeschnittenen Denkweise, sehe sie mit dieser schnell erworbenen Gymnasiasten- und Fuchsweisheit sich in alle Dinge mischen, selbst in die Gestaltung des bürgerlichen Gesetzbuches, sehe sie die größte *Vernunftthat* der Menschheit, nämlich die Ehe als Institution um ihrer selbst, um der Kinder willen, degradieren zu der *Verstandesthat*, die sie darin sehen müssen, weil sie hilflos

*) Der Verfasser darf vielleicht darauf verweisen, daß er in seinem Roman „*Der Weltfahrer*" diese Wiederherstellung der Blume zum Gegenstande eines poetischen Naturforscherlebens gemacht hat, ein Roman, der u. A. bei einem Kopfe wie Georg Brandes dem absurdesten Mißverständnis schlechter Unterrichtung (Berl. Tageblatt) begegnete. Wie erfreut durfte er sein, als er nun in Ruskin sich gerechtfertigt fand gerade in dem, was der springende Punkt einer Regeneration all unserer modernen Lebenswerte ist in seinen weiteren Nutzanwendungen!

unsern popularisierenden Materialisten kurzstirnigster Observanz in die Hände fallen!

Wir sprechen in Bildern: aber es ist uns Ernst mit diesen Bildern, wie es auch Ruskin Ernst ist mit seiner Sorge um die schöne Weiblichkeit, um diejenige Weiblichkeit, die gerade so eine Schöpfung aller stärksten und größten Energien des Familienlebens und Staatslebens sein soll, wie die Blumenkrone es im Organismus von Materie und Sonnenstrahl ist in ihrer Eigenschaft als Trägerin der Fortpflanzung zugleich.

Es wachsen viele Blumen in der Welt bei alledem, die nicht zur Fortpflanzung gelangen und sie sind doch Blumen und die höchste ästhetische Leistung der Natur.

Wenn Ruskin gegen die Auswüchse der Frauenbewegung so energisch Stellung nimmt, so ist es auch aus seiner großen Auffassung vom praktisch-ästhetischen Haushalt der Natur, die in der Frau, welche Staat und Familie als Trägerin der Lebensschönheit zu konservieren haben, zugleich den mächtigsten Faktor einer ästhetischen Erhaltung des Daseins sieht.

Denn die Welt — durch praktische Mittel — der Daseinsschönheit zu gewinnen, unsere Umgebung, unsere Rasse zu verschönern in dem Sinne, der im Schönsten jene feinsten Summen aller Energien des Daseins erkennt, ist die große Tendenz des ganzen Ruskin'schen Lebens. Arbeitsheiligung, Veredelung der Arbeit an sich, Veredelung der Arbeit durch Kunst, Veredelung der Kunst durch Arbeit, richtige Balanzierung der wirtschaftlichen Wertbegriffe und Wertschätzungen zu diesem Zwecke, die Züchtung eines hohen Sinnes für das Naturschöne zur Verschönerung der inneren und äußeren Menschennatur selbst sind die Mittel, durch welche dieser Weise die Schäden des Maschinenzeitalters, und der allgemeinen Kohlenverräucherung dieses Planeten zu überwinden hofft. Er hat in seinem ersten Werke „Modern painters" nicht nur ein wunderbares Bild von dem großen ethischen Haushalte der Natur entworfen, er hat das Kunstschöne, das wir aus der zarten Beobachtung dieses Haushalts gewinnen, in den Dienst des ethischen Haushalts der Menschheit zu stellen gewußt und nebenbei hierdurch für sein engeres Vaterland eine ganze Kunstperiode ins Leben gerufen. Welche Folgen seine ethischen, seine nationalökonomischen Ideen für die Welt haben werden, wenn sie erst in Deutschland mehr bekannt werden, das ist noch garnicht abzusehen.

England ist reich an Ruskin-Gemeinden, Amerika hat diese Gemeinden. Es sind Genossenschaften einer Sozialreform, welche ihr Geschäft an der Wurzel faßt, an der Verschönung der Arbeit selbst und an der Ausscheidung derjenigen Arbeit, die den Menschen menschlich, ästhetisch, wirtschaftlich herunterbringt und zum Wirtschaftssklaven derjenigen macht, die wiederum die Sklaven ihres Kapitals sind und des Triebes zur Anfertigung von Massengegenständen, die gänzlich überflüssig sind zur geistigen und ästhetischen, sowie wirtschaftlichen Emporbildung der Menschheit. Es sind und sollen im Sinne ihres Meisters Gemeinden werden zum Zwecke ästhetischer Produktion und zur Hervorbringung solcher wirtschaftlicher und kultureller Güter, die den Sinn des Lebens erhöhen bei gerechtem Lohnsatz.

Selbstverständlich hat der Mann auch seine Einseitigkeit. Welcher große Lebensverkünder hätte sie nicht gehabt? Aber wenn irgend ein Mann in Europa als vornehmster Denker einer wahren „ethischen Kultur" gelten darf, so ist es John Ruskin mit der ganzen Fülle seines entzückenden, seelenvollen Naturverständnisses, Kunstgeistes, mit der gewaltigen Kraft seiner wirtschaftlich-sittlichen und praktischen Gedanken und mit seiner glänzenden logischen Vernunftschärfe, seinem überlegenen Scharfsinn und seiner über alles beredten sittlichen Dialektik, wie sie in seinen großen Hauptwerken und seinen Arbeiterbriefen niedergelegt sind: in „Modern Painters", „The Stones of Venice", „Unto this Last", „Lectures of Art", „Fors Clavigera."

Die Frauenbewegung vor dem Richterstuhl der großen Ästhetiker.

Von Prof. Wilhelm Foerster in Berlin.

Die vorangehenden Darlegungen des Herrn Wolfgang Kirchbach, die sonst so dankenswert, so geistvoll und anziehend sind, dürfen, hinsichtlich ihrer Beurteilung der Frauenbewegung seitens des Herrn John Ruskin, besonders aber seitens des Herrn Verfassers, in den Spalten dieser Wochenschrift keinen Augenblick unwidersprochen bleiben.

Als vornehmsten Denker einer wahren „ethischen Kultur" können wir denjenigen nicht gelten lassen, dessen Urteil sich von dem völlig einseitigen Enthusiasmus einer ästhetischen Auffassung gegen den tiefen Ernst von Wahrhaftigkeits- und Gerechtigkeits-Erwägungen blind machen läßt, und dessen pietätsvoller Jünger auf derselben Urteils-Grundlage sich an biologischen Schönheitsbetrachtungen derartig berauscht, daß er den ruhigen Blick für die Wirklichkeiten der sozialen Erscheinungen verliert.

Das Gleichnis mit den Blumen und der Rose hat ja viele sinnige und herzerquickende Seiten, aber Herr Kirchbach hat es doch wirklich durch übermäßige ethische und soziale Ausdeutungen sozusagen zu Tode gehetzt.

Das fehlte noch zu der Sprachverwirrung der „gebildeten" Menschheit, daß die ästhetische Betrachtung der großen Fragen, die sicherlich eine sehr hohe Bedeutung hat, ja, wie ich meine, eine Art von Krönung der Entwickelung bilden wird, in die harte Arbeit des wissenschaftlichen, technischen und geschäftlichen Werdeprozesses einer neuen Kultur mit solcher vornehmen Überhebung und solcher verzerrenden Ungerechtigkeit hineinruft: „Ach, wie unschön".

Der Eindruck ist aber, wie mir scheint, auch vom ästhetischen Standpunkte aus gar nicht einmal richtig. Die Verquickung von biologischen und physikalischen Bildern und Gesichtspunkten mit sozial-ethischen Ideen hat jenen Herren das Gesichtsfeld so überfüllt, daß sogar den einfachen Thatsachen im Bewußtsein ihr Recht nicht immer in vollem Maße zu teil wird.

Man hat ganz denselben Eindruck, wie beim Lesen der soeben unter dem Titel: „Die Akademische Frau" erschienenen Sammlung von Äußerungen deutscher Professoren über das Frauen-Studium. Eine große Zahl der Gutachten dieses ausgezeichneten Teils der Männerwelt lassen erkennen, daß deren Schönheits- und Gerechtigkeits-Ideale noch ganz und gar aus der Vergangenheit, mitunter sogar aus einer sehr weit rückständigen Vergangenheit stammen, und daß ihr Urteil sich über die gegenwärtigen Nöte noch gar nicht zu reineren und freudigeren Zukunftshoffnungen erheben kann. In nicht wenigen dieser Äußerungen tritt die fast kindliche Bedrängnis hervor, daß man sich die großen Horizonte der Frauenbewegung mit dem vielen Elend der jetzigen Schul- und Studien-Zustände nicht zusammen denken kann. Du lieber Himmel, das ist ja das herrliche dieser freien und radikalen Frauenbewegung, daß sie aufs ganze geht, daß ihre Ziele sich überhaupt nicht mit einer Fortdauer dieser edlen „männlichen Civilisation" vertragen, unter der wir alle leiden.

Und das nennt Herr Kirchbach, „mit schnell erworbener Gymnasiasten- und Fuchs-Weisheit sich in alle Dinge mischen, selbst in die Gestaltung des bürgerlichen Gesetzbuches."

Ach, hätten doch viele der Herren nur einen Hauch von dieser hohen Weisheit des moralischen Mutes, in der man manche Fehler gegen das sachverständige Denken begeht, auch übersehen konnte, daß es staatsklug war, in dieser Phase unserer politischen Entwickelung das Gesetzbuch als den künftigen Boden gemeinsamer Weiterbildung des Rechts zum formellen Abschluß zu bringen, in der man aber doch mit dem Geiste aller dieser energischen Frauenforderungen tausendmal recht hatte gegenüber einem immer verworrener werdenden Festhalten an überlebter Vergangenheit.

Und war das nicht schön im höchsten Sinne, wie sich die Frauenwelt hierfür erwärmte? Ist das nicht schon eine viele höhere und schließlich auch gewiß ästhetisch höheren

Formen zustrebende Kulturstufe, als die des sexuell-biologischen Blumen-Ideals.

Die Herren Ruskin und Kirchbach haben auch, wie mir scheint, unrecht, wenn sie den Männern zurufen: „Schämt Euch, daß Ihr Eure Frauen und Töchter nicht ernähren könnt und sie hinausstoßt in das rohe Arbeitsleben.“

Und Herr Kirchbach hat auch unrecht, von diesem Arbeitsleben und zumal von den Studien der Frauen so geringschätzig zu denken, daß er sagt, fast ohne Ausnahme sei die ganze studierende Frauenwelt Europas schon auf ein niederes Denkniveau herabentartet.

Gott behüte uns vor der einseitigen ästhetischen Weltauffassung, wenn sie zu solchen Benommenheiten und wegwerfenden Ungerechtigkeiten des sittlichen Urteils führt.

Was das Hinausstoßen seitens der allzuträgen und allzu armen Väter betrifft, so gestatte mir Herr Kirchbach zu sagen, daß es jetzt schon zahlreiche Väter giebt, welche den Drang der Zeiten segnen, der ihre Töchter hinaustreibt auf das Feld nicht bloß der Studien-Arbeit, sondern irgend einer ehrlichen und stetigen Arbeit. Obwohl in allen diesen Beschäftigungen noch keineswegs allgemein das Vernünftige und Maßvolle geschieht, weil das überhaupt dem jetzigen Arbeitsleben schmerzlich gebricht, so tritt es doch schon überall deutlich hervor, daß das ganze Familienleben der Gebildeten gediegener, wärmer, ja sogar „schöner“ wird, dadurch, daß auch die weiblichen Mitglieder der Familie an dem Arbeitsleben der größeren Gemeinschaften geordneten Anteil nehmen, statt in einförmigem „Blumenleben“ zusammenzuhocken.

Und auch gesünder werden sie trotz der zum Teil noch übermäßigen Anstrengungen, mit denen besonders das immer unmenschlicher gesteigerte Prüfungswesen belastet ist.

Gestatten mir die Herren Ästhetiker noch ein kräftig Wörtchen in betreff der Geringschätzung, mit welcher sie von den Trugschlüssen der Verstandesfunktion reden. Dieses „niedere“ Denken stellen sie der „Vernunftsweisheit“, dem ästhetischen, dem dichterischen Denken gegenüber.

Wenn man näher zusieht, haben sie aber alle ihre physikalische und biologische, zum Vernunftdenken dichterisch verklärte Weisheit, die ihnen den Geschmack an den mühseligen Kämpfen der Frauenbewegung so sehr verdirbt, von den treuen stetigen Arbeiten der Verstandesdenker überkommen. Es ist höchst unphilosophisch von ihnen, dies zu verkennen.

Zum praktischen Verständnis und zur zuverlässigen Bemeisterung der Erscheinungswelt führt nur jenes Verstandesdenken nach altbewährter Methode, und die Dame, die ihre Freude an morphologischen Betrachtungen über die Beziehungen der Blüte zur Blattentwicklung u. s. w. hatte, war gar nicht so benommen, wie die Herren Ästhetiker, die sie deshalb „Verstandeszwitter“ schelten. Sie wird ja auch, ebenso wie diese Herren, ihre Freude an der Blume gehabt und bei der Schönheit der letzteren nicht immer pedantisch an alle ihre Entwickelungsphasen gedacht haben. Wer aber die Welt verstehen, leiten, veredeln helfen will, der muß die Erscheinungen erst analysiren und dann wieder aufbauen lernen.

Und daß die Frauen jetzt immer mehr danach verlangen, auch an dieser Art und Kunst des Forschens und Gedankenbauens teilzunehmen, das erhebt und weiht auch ihre besondere Gabe ästhetischer Totalitätsauffassung, also der Vernunftweisheit, die in jedem Menschen in besonderer Weise das Weltbild, das ihm sein Forschen allein nicht giebt, dichterisch vollendet.

Hiernach dürfte wohl die ganze intolerante Auffassung der Herren Ruskin und Kirchbach etwas zu berichtigen sein. Wir, mit dem „kurzen“ Denken, wie es die Herren nennen, wir sind weitherziger und toleranter. Wir würdigen die ästhetische, die „Vernunftweisheit“ in vollem Maße, aber wir wollen nicht, daß sie so „verständnislos“ das große Wort führt. Genug für heute. —

Eine ethische Kulturaufgabe.

Von Aug. Heine in Halberstadt.

Zurückblickend auf eine mehr als dreißigjährige politische Thätigkeit, lege ich mir die Frage vor: Was hat dein Kampf der darbenden Menschheit genützt? Die Antwort auf diese Frage ist eine recht niederdrückende. Allein eine einzige Frucht meiner öffentlichen Thätigkeit ist vorhanden — eine Einrichtung, welche seit fünfzehn Jahren in einigen tausend Familien den Kummer der Beladenen erleichtert und die Thränen des Elends getrocknet; auch kann ich hoffen, daß die Segnungen derselben auf Menschenalter hinaus gesichert sind. Ich meine die Familienkrankenkasse meiner Vaterstadt, welche für die Frauen und Kinder der Mitglieder sorgt — nicht für die erwachsenen männlichen Familienväter.

Der Zweck dieses Aufsatzes ist, den Lesern dieses Blattes zuzurufen: Wollt ihr wirklich praktische Erfolge erzielen, welche unseren armen Mitmenschen zu gute kommen: Gründet Familienkrankenkassen und leitet sie.

In nachfolgendem möchte ich eine kurze Darstellung der Entstehung, Entwickelung und Thätigkeit dieser auf Selbsthilfe beruhenden Vereinigung geben.

Vor etwa 25 Jahren errichteten die hiesigen Cigarrenarbeiter eine solche Kasse für ihre Familien, welche Kasse noch heute segensreich wirkt — dieselbe zählt etwa 180 Familien, nur Cigarrenarbeiter, und diese Kasse gab mir Veranlassung eine gleiche für alle armen Mitbürger meiner Vaterstadt zu errichten.

Vor 15 Jahren rief ich zur Errichtung einer solchen auf, und bald zählte die Kasse einige hundert Familien als Mitglieder; heute über 1300.

Hier ein kurzes Bild der wesentlichen Einrichtungen derselben: Jede Familie zahlt einen wöchentlichen Beitrag von 30 Pf. Dafür gewährte die Kasse (heute ist sie eine Genossenschaft — doch davon weiter unten) der Frau und den Kindern des Mitgliedes, soweit letztere im Alter unter 15 Jahren stehen, in allen Krankheitsfällen ärztliche Hilfe und Arzneimittel, ferner Hilfe durch Spezialärzte. Es sind Kontrakte geschlossen außer mit drei Hausärzten, mit einem Augenarzt, Frauenarzt, Ohren- und Nasen-Spezialarzt u. s. w. Hilfe des Zahnarztes, freie Behandlung in den betreffenden Kliniken, alle Operationen geschehen für die Mitglieder der Familien unentgeltlich, ärztliche Behandlung bei schweren Entbindungen, — Brillen, freie Bäder, Eis, Bandagen und Bruchbänder, Ungarwein, Rotwein, Milch.

Bei Sterbefällen gewährt die Kasse: Bei Ableben der Frau 75 Mk., bei Ableben eines Kindes die Kosten des Begräbnisses, nämlich bei Kindern unter einem Jahre 15 Mk., bis 36 Mk. bei Kindern von 14—15 Jahren.

Bei allen diesen Leistungen sammelte der Verein doch ein Vermögen von einigen tausend Mark.

Es ist obiger Beitrag von wöchentlich 30 Pf. für die gesamte Familie zu verstehen, gleichviel ob zehn oder gar keine Kinder vorhanden.

Wie ist es möglich mit solchem geringen Beitrag, welcher noch dazu allwöchentlich vom Mitgliede abgeholt wird, derartige Leistungen zu erzielen? Antwort: Die Vorstandsmitglieder arbeiten unentgeltlich; mit drei Ärzten ist Kontrakt geschlossen und erhält der Arzt für jede Familie ein bestimmtes Honorar, die Apotheken gewähren hohen Rabatt; auch die Spezialärzte sind human.

Aufgenommen werden nur Mitbürger, bezw. Witwen und Unverehelichte, welche entweder dem Arbeiterstande angehören oder doch in den drei unteren Steuerstufen bis 1050 Mk. veranlagt sind.

Eine spätere Veranlagung in eine höhere Steuerstufe berechtigt die Kasse nicht das Mitglied auszuscheiden.

Bald erregte die Kasse die Aufmerksamkeit der Behörden. Den Bahnarbeitern wurde befohlen, aus der Kasse auszutreten. Die Arbeiter aber weigerten sich entschieden, weshalb die Bahndirektion eine ähnliche Einrichtung zum Wohle der Frauen und Kinder der Bahnarbeiter traf, infolgedessen die

von mir geleitete Kasse sofort einige hundert Mitglieder (Bahnarbeiter) verlor.

Die Kasse — deren offizieller Titel „Halberstädter Familien-Verein für Krankenpflege“ lautete — schien der hohen Staatsregierung gefährlich, wahrscheinlich auf Veranlassung der städtischen Behörden jedoch blieb es bei einigen Terminen der Voruntersuchung, allein unsere Anträge, um staatliche Genehmigung der Kasse, wurden stets ohne Angabe von Gründen abgelehnt. Indessen wurde vor etwa acht Jahren hierorts ein patriotischer Arbeiterverein seitens einiger hoher Herren gegründet und für die Mitglieder dieses Patriotenvereins eine solche Kasse nach dem Muster der unsrigen errichtet, nachdem ein Herr Kommerzienrat zu diesem Zwecke 2000 Mk. herausgerückt hatte. Diese patriotische Familienkasse zählt allerdings kaum 130 Familien.

Nun schien der geeignete Augenblick gekommen. Das Verfahren gegen mich wurde eröffnet; es war beiläufig gerade der 66. Strafprozeß, der mir in meiner öffentlichen Thätigkeit zu teil wurde, und zwar auf Grund des § 360 Abs. 9 des Strafgesetzbuches: Mit Geldbuße bis zu 150 Mk. oder mit Haft bis zu sechs Wochen wird bestraft, wer ohne Genehmigung der Behörden Versicherungsanstalten errichtet, welche gegen Leistung von Geldbeiträgen Zahlung an Kapital gewähren.

Ich wurde auch in der That in zwei Instanzen zu 30 Mk. Geldbuße verurteilt und die Auflösung der Kasse ausgesprochen, weil solche bei Sterbefällen Begräbniskosten gewährte.

Indessen hatte ich aber die Kasse als Genossenschaft angemeldet und die Statuten einwandsfrei ausgearbeitet.

Die Genossenschaft wurde gerichtlicherseits sofort anerkannt; allein der Herr Regierungspräsident gab seine Sache, diese von mir geleitete Familienkrankenkasse aus der Welt zu schaffen, keineswegs auf.

Er beantragte Auflösung der Genossenschaft, weil solche den Voraussetzungen des deutschen Genossenschaftsgesetzes nicht entspräche, insbesondere nicht geeignet sei, **die wirtschaftliche Lage der Mitglieder zu heben und zu fördern.** Zu meiner nicht geringen Verwunderung wurde jedoch auf meine persönliche Verteidigung der Genossenschaft der Regierungspräsident mit seinem Antrage, sowohl vom Regierungsausschuß in Magdeburg als auch vom Oberverwaltungsgericht in Berlin abgewiesen, und wurde von beiden Behörden ausdrücklich anerkannt: Diese Genossenschaft ist im höchsten Grade geeignet, die wirtschaftliche Lage ihrer Mitglieder zu heben und zu fördern.

Seit dem glücklichen Ausgange dieses Prozesses vor drei Jahren hat der Verein von jener Seite Ruhe. Die Mitgliederzahl ist auf 1300 Familien, mit etwa 6000 Personen, gestiegen. Wir haben heute vielfach bereits die zweite Generation, das heißt die verheirateten Kinder der alten Mitglieder, in der Kasse.

Ich will ein kleines Bild der Einnahmen und Ausgaben nach der letzten halbjährlichen Abrechnung geben.

Einnahmen:

An Beiträgen in sechs Monaten	rund	10 000 Mk.
„ Zinsen	„	400 „

Ausgaben:

Für Ärzte (einschließlich Spezialärzte und Privatkliniken)	rund	2 850 Mk.
„ Apotheker	„	3 850 „
„ Zahnärzte und Heilgehilfen	„	250 „
„ Brillen, Bruchbänder, Beinschienen 2c.	„	200 „
„ Wein	„	450 „
„ Kosten für Krankenhaus	„	250 „
„ Bäder	„	150 „
„ Genossenschaftsboten	„	800 „
„ Verwaltungskosten	„	100 „
„ Unterstützung bei Sterbefällen	„	1 350 „

u. s. w.

Die Leistungen der Genossenschaft sind stets erweitert, so weit es die Mittel erlauben. Gelder anzusammeln ist nicht der Zweck der Kasse.

Ich bitte die geehrten Leser, sich die Leiden einer armen Arbeiterfamilie vorzustellen, wenn Krankheiten und Todesfälle bei Frau und Kindern eintreten; der Vater selbst ist ja meist in einer Arbeiterkrankenkasse.

Sage ich da zu viel, wenn ich behaupte, ich habe ein segensreiches Werk gestiftet?

Die Genossenschaft wird von einem Vorstand und Ausschuß geleitet, allein seit Jahren geht alles am Schnürchen.

Ich selbst bin Vorsitzender der Kasse vom ersten Tage an; allerdings nicht Mitglied, da glücklicherweise die Voraussetzungen, unter welchen man Mitglied werden kann, bei mir nicht zutreffen.

Erwähnen will ich noch, daß ich vor 15 Jahren auch in der Nachbarstadt Osterwieck eine gleiche Familienkrankenkasse errichtet habe, welche heute noch recht gut besteht und ebenfalls eine konservative Konkurrenzkasse hervorgerufen hat.

Die sozialistischen Arbeiter im Kanton Zürich in der Schweiz forderten vor einigen Jahren staatliche Hilfe bei Krankheit der Frauen und Kinder; drangen aber nicht durch.

Also Arbeiter helft euch selbst. Die Arbeiter können dies aber selten allein ohne Anleitung und Hilfe gebildeter Freunde.

Die Mitglieder unserer Genossenschaft sind meistens die ärmsten der Armen, nur etwa einem halben Dutzend der Mitglieder ist es gelungen, sich zu einer bescheidenen Selbstständigkeit emporzuarbeiten, und zwar meist durch Bauspekulationen.

Ein Ausscheiden aus der Kasse (wenn nicht durch Verzug oder gänzliche Verarmung) kommt selten vor.

Ich bedaure es, daß solche Kassen in so wenig Städten vorhanden sind, sie bestehen meines Wissens in dieser Form nur hier.

Den wohlwollenden Freunden des Arbeiterstandes steht ein weites Feld der praktischen Thätigkeit offen. **Gründet Familienkrankenkassen!** Das Bewußtsein, für seine armen Mitmenschen etwas segensreiches geleistet zu haben, wird jeden belohnen, welcher seine Thätigkeit einem gleichen Zwecke widmet.

Selbstredend wird unsere Genossenschaft unentgeltlich Statuten verschicken; auch sonst stehen wir mit Rat und Hilfe gern zu Diensten.

Ich würde reichlich belohnt sein, wenn diese Anregung auf fruchtbaren Boden fiele.

Streiflichter.

Freies Christentum und ethische Bewegung. Auf der am 7. und 8. September in Bern abgehaltenen Festversammlung des schweizerischen Reformvereins stand u. a. auf der Tagesordnung: die Stellung des freien Christentums zur ethischen Bewegung. Referent war Privatdozent Dr. Kreyenbühl aus Zürich. Seine Ausführungen enthalten nach dem eingehenden Bericht der „Neuen Züricher Zeitung“ eine Reihe so starker Mißverständnisse und Irrtümer, daß wir Stellung dazu nehmen müssen. Dr. Kreyenbühl ist der Ansicht, daß eine religionslose Moral praktisch und wissenschaftlich unmöglich sei. Er sagt: In religiöser Beziehung giebt es nur zwei Standpunkte. Entweder anerkennt man die gewaltige Bedeutung, welche die Religion für das ganze menschliche Leben und also dann auch für die Sittlichkeit hat, oder man spricht ihr diese Bedeutung ab und richtet dann das Leben so ein, daß man alle und jede religiöse Verpflichtung fern hält. Das ist der Standpunkt der ethischen Gesellschaft. Nun ist aber die Religion eine Macht in der Welt, die die größten Veränderungen bewirkt, so daß nur ein blasierter Mensch gleichgültig an ihr vorübergehen könnte. Wie kann das eine ethische Gesellschaft thun? Wie kann eine humane Gesellschaft ein solches Stück edler Menschlichkeit, wie es in der Religion liegt, einfach mißachten? Will die Gesellschaft eine ethische sein, dann muß sie auch das religiöse Leben anerkennen; denn eine Kultur ohne Religion ist ein Wahn und schlägt ins Gegenteil um. Wir können die hier gestellte Alternative nicht anerkennen.

Man kann sehr wohl der Religion eine hohe und unvergängliche Bedeutung zuerkennen und doch der Ansicht sein, daß sie gegenüber den pädagogischen Forderungen der modernen Kultur zur Grundlegung der sittlichen Erziehung durchaus unzureichend sei. In der sozialpädagogischen Verwertung der Religion fehlt häufig gerade den Vertretern des freien Christentums ein Gesichtspunkt, welchen die Orthodoxie mit ihren Ketzergerichten und Scheiterhaufen niemals außer acht gelassen hat: Wer eine religionslose Moralbegründung für unmöglich erklärt, der muß um der Erhaltung der Gesellschaft willen mit allen Mitteln dafür sorgen, daß die Religion, auf welche er das Sittengesetz gegründet hat, von allen Wandlungen der Lebensschicksale und der Gedankenentwickelung unberührt bleibe. Die katholische Kirche hat im Mittelalter diese Konsequenz gezogen. Wir Ethiker ziehen heute nur die pädagogischen Konsequenzen des Zeitalters der Gedankenfreiheit, indem wir darauf hinweisen, daß die allgemeinverbindliche moralische Lebensordnung unmöglich länger auf ein Vorstellungsgebiet begründet werden könne, das keinerlei gemeinsamen Boden mehr bildet, sondern in jeder Menschenseele verschiedene Gestalt annimmt und selbst innerhalb der individuellen Lebensentwickelung den größten Wandlungen ausgesetzt ist. Ist die Moral nicht aufs höchste gefährdet, wenn man sie mit diesen schwankenden Gebilden verknüpft? Welchen Zögling des freien Christentums kann man davor sicher stellen, daß er nicht in reifen Jahren Atheist wird? Soll dann seine moralische Überzeugung vom Glaubenszweifel mit fortgerissen werden, oder wird nicht eine gewissenhafte Seelsorge danach streben müssen, die moralischen Werte in der Jugenderziehung gänzlich unabhängig von religiösen Stimmungen und Gedanken zu machen. Herr Dr. Kreyenbühl hält die religionslose Moral für „praktisch unmöglich". Sieht er nicht, daß die religiöse und christliche Pädagogik heute in immer weiteren Kreisen eine praktische Unmöglichkeit wird? Gerade diejenigen Gesellschaftsklassen, welche sich heute in weltgeschichtlichem Kampfe gegenüberstehen und deren sittliche Weckung und Klärung unser schwerstes Kulturproblem bildet — die Unternehmerklasse und die Arbeiterklasse — sie sind fast ganz durchsetzt von der naturwissenschaftlichen Aufklärung, die im Gefolge der großen Entwickelung des Verkehrs und der Technik einherschreitet und die alte autoritäre Gebundenheit auf allen Gebieten gesprengt hat. Wie sollen diese Kreise von ihren eigenen geistigen Voraussetzungen aus ethisch beeinflußt werden? In der ganzen Rede des Herrn Dr. Kreyenbühl vermissen wir die Auseinandersetzung mit diesem zentralen Problem. Sollen alle jene Tausende erst wieder gläubig und biblisch werden, ehe sie moralisch zu Kräften kommen können? Mit welchem Rechte kann es ein gewissenhafter Theologe zurückweisen, daß wir an weite Volkskreise herantreten, welche die Sprache der religiösen Tradition nicht mehr hören wollen, dagegen einer Lebenslehre willig ihr Ohr leihen, die ihre Forderungen aus den Thatsachen der sozialen Zusammengehörigkeit ableitet? Der Hauptgrund für diese Haltung der meisten Theologen liegt unseres Erachtens in der weitverbreiteten Unwissenheit über die wahren Triebkräfte der moralischen Entwickelung. Wir können auch Herrn Dr. Kreyenbühl nicht davon freisprechen, daß sein Urteil über die wissenschaftliche Unmöglichkeit einer religionslosen Moral sich durchaus nur auf die landläufigen Irrtümer über die geschichtliche Wechselwirkung von Religion und Moral gründet. Man höre folgende Sätze des Berichtes:

Gehen wir über zur wissenschaftlichen Prüfung des Grundsatzes der religionsfreien Moral. In einem geschichtlichen Überblick wurde gezeigt, wie die Religionsgeschichte zugleich auch Sittlichkeitgeschichte ist, wie ein Sinken der Religion auch einen Verlust der ethischen Güter bedeutet und wie umgekehrt religiöse Reformationen immer zugleich auch eine Renaissance der Sittlichkeit zur Folge haben. Daraus folgt, daß eine Trennung von Religion und Sittlichkeit gegen die Thatsachen der Geschichte verstößt. Das leugnen jene Ethiker auch nicht; aber sie suchen die Sache umzukehren, indem sie behaupten, daß die Ethik die Grundlage der Religion ausmache. Dies ist aber unrichtig. Bei der Bildung der religiösen Vorstellungen wirken sittliche Erfahrungen mit, aber das Sittliche hat seinen Grund nicht im Menschen allein. Sobald eine religiös bedingte Ethik zugegeben wird, so ist damit auch gesagt, daß die sittlichen Gefühle von der ethisch qualifizierten Gottheit abhängig sind.

Hier wird das Verhältnis von Religion und Moral gerade auf den Kopf gestellt. Und doch zeigen alle Thatsachen der Kulturgeschichte, daß die Religion, die ihrem Wesen nach konservativ ist und die Lebensideale roherer Zeiten in ihren Gebilden weiterschleppt, stets zurückbleibt hinter dem Fortschritt der Humanität, der aus der wachsenden wirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaft immer umfassendere Ideale menschlicher Solidarität gewinnt. Die Menschenfresserei hat in den Heiligtümern der Götter ihr Dasein länger gefristet als in der menschlichen Gesellschaft — was unmöglich wäre, wenn die sittliche Offenbarung aus dem religiösen Vorstellungskreise stammte. Die zügellosen Gestalten der griechischen Mythologie, Spiegelbilder barbarischer Zeiten, sind erst allmählich gemäß den Forderungen der fortschreitenden Gesittung mit edleren Zügen ausgestattet worden. Und die Ideale, nach denen die Bilder der Himmlischen umgeformt wurden, wo konnten sie anders entstehen als in der Schule menschlicher Erfahrung? Erst muß Verzeihung an Stelle der Blutrache als höhere Bethätigung menschlichen Wesens, als sozial wertvoller erkannt sein, ehe dem zornigen Gotte der Zug des liebenden Vaters verliehen werden kann. Nicht die Idee eines allliebenden Vaters war die Quelle der allgemeinen Menschenliebe — sondern erst als durch die kulturelle Berührung aller Völker im römischen Weltreiche das Gefühl der Verwandtschaft alles menschlichen Lebens, die Ahnung der Bestimmung zu gemeinsamer Arbeit zu erwachen begann — da hellten sich auch die Züge des finsteren Stammesgottes auf: die Menschlichkeit kommt nicht aus der Religion, sondern sie wird erst in sie hineingetragen; aller ethische Gehalt in den Religionen ist nicht selbstleuchtendes Licht, sondern nur Widerschein. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es dann nur noch eine praktisch-pädagogische Frage, ob man moralische Wirkungen mit religiöser Einkleidung geben soll, wir haben oben die praktischen Gründe dargelegt, welche heute dagegen sprechen. Charakteristisch für die Unklarheit, mit der sich so viele Theologen quälen, weil sie sich, wie es scheint, vor dem befreienden Worte fürchten, ist folgende Schlußbetrachtung über die Ethiker:

„Die Ethiker sagen, es gebe religiöse Menschen, die nicht moralisch, und moralische, die nicht religiös seien. Allein das ist eine oberflächliche Betrachtungsweise. Ein sogenannter religiöser Mensch, der in sittlicher Beziehung Defekte aufweist, trägt nicht die wahre gesunde Religion in sich, sondern ein Zerrbild derselben, indem eine Seite derselben, sei es der Intellekt, oder das Gefühl das Übergewicht erlangt hat zum Schaden der andern. Auch wo die Religion dadurch, daß sie in veraltete Formen und Dogmen gepreßt wird, verknöchert und versumpft, kann die Sittlichkeit dabei Mangel leiden, aber hier ist wieder nicht die Religion als solche schuld, sondern eben gerade der Verfall des religiösen Lebens, ..."

Ja, Herr Kreyenbühl, was ist denn das für ein Maßstab, nach dem Sie irgend eine Form der Religion als unentwickelt oder ungesund bezeichnen? Ist das nicht eben das natürliche moralische Kulturbewußtsein der Gegenwart, von dem Sie ausgehen und von dem aus Sie auch die weltscheue Proletariermoral des Urchristentums für die Erfordernisse der Gegenwart zurechtmachen? Wenn die Echtheit der Religion nur an ihrer Uebereinstimmung mit den sittlichen Werten erkannt wird, so ist doch eben die sittliche Offenbarung ursprünglicher als die religiöse und unabhängig von dieser: die religionslose Moral, deren praktische und wissenschaftliche Unmöglichkeit Herr Kreyenbühl nachzuweisen suchte, sie wird zum Schluß von ihm selbst als das einzige Kriterium für den Bildungswert der religiösen Tradition betrachtet! Ist religiöser „Verfall" nicht ein ganz schwankender Begriff? Was dem Protestanten als „Verfall" und „Zerrbild" erscheint, gilt dem Katholiken oft gerade als Blüte des religiösen Lebens. Alle jene Beurteilungen gehen von einer sittlichen Wertschätzung aus, die unabhängig von der Religion sein muß, um diese vor ihr Tribunal fordern zu können: alle religiösen Reformationen sind im tiefsten Grunde Proteste des humanen Gewissens gegen die Entfernung der religiösen Phantasie von den Wertbestimmungen des moralischen Kulturfortschrittes; jeder ernsthafte Theologe arbeitet mit der religionslosen Moral, je hellhöriger er ihrem natürlichen Fortschritte sein Ohr leiht, um so lebensfähiger und ergreifender werden auch die religiösen Gebilde sein, mit welchen er seine Zeitgenossen zu erquicken sucht.

F.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 10. Oktober 1896.	Nr. 41.

Inhalt: Zur Ethik der Notwehr und der Strafe. Von Wilhelm Foerster. — Sozialdemokratie und ethische Bewegung. Von Robert Seidel. (Schluß.) — Am Rheinfall. Von F. Staudinger. — Streiflichter: Bürgerliche und proletarische Frauenbewegung. — Eine Gerichtsverhandlung gegen die Abteilung Königsberg der D. G. E. K.

Zur Ethik der Notwehr und der Strafe.

Von Prof. Wilhelm Foerster in Berlin.

Der Abdruck eines Briefes von Leo Tolstoi in Nr. 103 der Zeitschrift „Die Kritik" (vom 13. September 1896) unter dem Titel „Kämpfe nicht mit dem Bösen" giebt den unmittelbaren Anlaß zu den nachfolgenden, übrigens längst beabsichtigten Darlegungen.

Eine irgendwie umfassende und erschöpfende Behandlung eines solchen Gegenstandes auch nur nach den Hauptgesichtspunkten darf man von einem einzelnen Menschen, der noch dazu auf dem Gebiete des Strafwesens nicht Fachmann ist, natürlich nicht erwarten. Ich will nur einen kleinen Beitrag zu der Vervollständigung sittlichen Denkens und zu der Sicherung sittlichen Handelns auf dem vorliegenden Gebiete geben und dabei mich vor dem Apostelton schwärmerischer Denker, wie Leo Tolstoi, ebenso energisch zu wahren suchen, wie ich dem Brustton der Autoritätsvertreter, der „Sachkenner" und der „Realpolitiker" die Ergebnisse ruhigster ethischer Schlußfolgerungen entgegensetzen will.

Sicherlich ist in letzterem Sinne schon Vieles in der Vergangenheit und in jüngster Zeit gesagt worden, und vielleicht bringe ich für Manchen, der eine weitreichende Kenntnis von der Litteratur des Gegenstandes hat, fast nur Wiederholungen. Aber so lange die Menschheit noch unter so großen Mängeln der sozialen Organisation auch in allen ihren Denk- und Gestaltungsrichtungen seufzt wie bis jetzt, so lange der Zusammenfassung und Verwertung des Besten, was auf wichtigen Gebieten der Gesamtinteressen gedacht und geschrieben worden ist, noch so große Schwierigkeiten entgegenstehen und noch so geringe gemeinsame Fürsorge gewidmet ist, so lange darf ein Denker, welcher der Aufmerksamkeit einer erheblichen Anzahl ernster Freunde sicher ist, es wagen, auch mit Gedanken hervorzutreten, von denen vielleicht kein einziger neu ist, die aber möglicherweise durch die Art ihres Zusammenhanges untereinander und mit anderen weiten Erkenntnisgebieten doch eine kleine Förderung und Klärung der großen Gedankengemeinschaft bringen.

Ich will zunächst die Frage der Notwehr betrachten.

Die Abwehr gegen Mißgefühle, Schmerzen, Schädigungen, Gefährdungen, Zerstörungswirkungen, die von der Außenwelt her auf den einzelnen Menschen eindringen, ist ein Grundphänomen seiner ganzen Organisation. Aus dieser Gegenwirkung seiner Innenwelt gegen die Außenwelt entsteht sein Bewußtsein, sein ganzes Denken und Wollen, seine ganze Kultur einschließlich der Kultur seiner Gemeinschaftsbildungen.

Er muß das abwehren, was den Bedingungen und der Bestimmung seiner Existenz entgegenwirkt, und wenn er es nicht mit Bewußtsein, im Zusammenhange seines ganzen Denkens, thut, dann kann er es doch nicht hindern, daß sein Organismus in allen denjenigen Gebieten, die der Herrschaft seines bewußten Wollens entzogen sind oder nicht bedürfen, in Gestalt von sogenannten Reflexvorgängen die Gegenwirkungen so selbstthätig ausführt, wie es schon bei den einfachsten Organismen geschieht.

Es hat auch kein vernünftiger Mensch irgend ein Bedenken dagegen, bewußte und sogar planvolle Abwehr auszuüben gegen Schädlichkeiten oder Gefährdungen, die von den Naturkräften unmittelbar oder auch mittelbar durch niedere Lebewesen auf ihn eindringen.

Die Bedenken beginnen erst in Gestalt des sogenannten Fatalismus ganzer Menschen- oder Völkergruppen, wenn es sich um soziale Organisation der Abwehr auf gewissen Gebieten des Gemeinschädlichen handelt. Während der einzelne Muselmann sich gegen deutliche Nöte und Gefahren ganz energisch zu schützen und zu verteidigen sucht und dabei auch unbedenklich niedere und höhere Lebewesen vernichtet, die ihn gefährden oder bedrohen, weist er die Organisation irgend eines gemeinsamen Schutzes gegen natürliche und auch gegen gewisse soziale Unbilden und Uebel zurück, weil er solche Organisationen als Belastungen oder Knechtungen fürchtet, und weil die leitenden Mächte eine solche fatalistische Abneigung unterstützen, die sie vor weitergehenden sozialen Forderungen bewahrt. Natürlich nimmt unter solchen Umständen die fatalistische Stimmung gern einen religiösen Charakter an und macht „aus der Not eine Tugend".

Mit diesem duldenden sozialen Fatalismus verträgt es sich natürlich sehr gut, daß in den Fällen, in denen ein solches Staatswesen oder Volk von Außen durch andere Völker bedroht ist, die gemeinsame Abwehr doch ebenso energisch und schonungslos betrieben wird, wie es von dem Einzelnen gegen Naturwirkungen und Lebewesen, die lieben Nächsten nicht ausgenommen, geschieht, wenn er von ihnen gefährdet oder geschädigt wird. Der Krieg wird kräftig organisiert, aber die Räuberbanden im Lande erwecken kaum zu gemeinsamer Abwehr; denn dem anderen Volke gegenüber fühlt man sich als ein großes Individuum, und Recht und Pflicht des Individuums, sich zu verteidigen, steht ernstlich noch nirgends in Frage.

Die soziale Entwickelung mußte aber doch notwendig dazu schreiten, auch die Selbsthülfe der Einzelnen in Abwehr von Übeln und Schädigungen allmählich einzuschränken und zu regulieren, denn die Abwehr sowohl den nicht organisierten Naturkräften, als auch den Lebewesen gegenüber, kann seitens der Einzelnen sehr leicht soweit gehen, daß dadurch zahlreiche Andere geschädigt oder gar vernichtet werden und sogar das Ganze in Gefahr kommt.

Bei dieser Regulierung entsteht der Begriff der Notwehr als derjenigen Art abwehrender Selbsthülfe, welche anderen Lebewesen und zumal den Mitmenschen gegenüber noch als sozial zulässig erachtet werden kann, weil sie nicht

über die Grenzen des zur Abwehr der eigenen unmittelbaren Not Erforderlichen hinausgeht und der Gemeinschaft den weitergehenden organisierten Schutz gegen die bei der eigenen augenblicklichen Not und Bedrängung hervorgetretenen andauernden Übel oder Entartungen anvertraut, statt daß der Einzelne in Haß und rachsüchtiger Vergeltung gegen die Bösen oder die wegen ihrer Gegnerschaft als Böse erachteten seinerseits antisoziale Störungen oder gar Zerstörungen verübt.

Die Anerkennung einer Berechtigung zur Notwehr wird hiermit zu einer sozialen Feinheit. Indem sie Grenzen des individuellen Kampfes gegen das Böse oder die Bösen festsetzt, hilft sie zugleich durch die soziale Weiterführung dieses Kampfes die Selbstbeherrschung gegenüber den Affekten des Hasses oder der Rache in dem Einzelnen entwickeln.

Die aus solchen Selbstüberwindungen hervorgehende Verfeinerung der Menschennatur, im Sinne einer Stärkung der Macht von tieferen, dauernderen und umfassenderen Gedanken gegenüber augenblicklichen Affekten, beginnt nun aber in gewissen Höhepunkten der Kultur an einzelnen Stellen auch über den Grad der Berechtigung der Notwehr, besonders in solchen Fällen, in denen letztere zur Vernichtung von Menschenleben führt, ernstere Bedenken zu erwecken.

Auf dieser Stufe sittlichen Denkens beginnt dann auch die den höheren Lebenserscheinungen von Anfang innewohnende Mitempfindung mit den Zuständen anderer und besonders der uns näher verwandten und verständlichen Lebewesen sich zu einer feineren und umfassenderen Sympathie des Fühlens und des Denkens zu entwickeln, und man beginnt die Forderung zu stellen, daß Jeder sich auch bei der Notwehr stets des hohen Wertes und der leicht zu gänzlicher Zerstörung führenden Verletzbarkeit der uns näher stehenden Lebewesen bewußt bleibe, und daß nun gar bei der Abwehr eines Mitmenschen keine stärkere und nachhaltigere Schädigung desselben stattfinden dürfe, als bei dem Akte der Notwehr unvermeidlich ist, um das eigene Leben intakt zu behaupten.

Diese maßvolle Auffassung ruft aber einen Rückschlag hervor. Es wird nachdrücklichst darauf hingewiesen, daß eine solche Einschränkung der Abwehr unweise sei, indem sie der erfahrungsmäßig jetzt und künftig vorhandenen Gefahr und Not, welche uns durch feindselige schonungslose Bethätigung anderer Menschen bereitet werden könne, keinen genügenden Abbruch thue, wie es bei jeder energischen, rücksichtslosen Abwehr durch nachhaltige Schädigung oder durch Vernichtung des Übelthäters, zugleich in weiteren Kreisen warnend und abschreckend, erreicht werden könne.

Damit sind wir also bei der Abschreckungstheorie angelangt, welche der Energie der Notwehr wieder einen sozialen Hintergrund giebt und zugleich für die Organisation der dem Einzelnen untersagten, über die Notwehr hinausgehenden und gemeinsam auszuübenden Abwehr des „Bösen" von Bedeutung wird.

Dieses Abschreckungsprinzip erscheint nun aber als eine der verhängnisvollsten und fehlerhaftesten Verallgemeinerungen im Gebiete sittlichen und sozialen Denkens. Gewiß ist die Erinnerung an die von uns selber erfahrenen Leiden oder Schädigungen, die uns als Gegenwirkung gegen das von uns begangene Unrecht zugefügt worden sind, und auch die Erinnerung an ähnliche schmerzliche und nachhaltige Erfahrungen Anderer ein wesentliches Element des Gewissens, nämlich der abwägenden Beurteilung der Summe von schädigenden oder fördernden Erfahrungen, die wir über die Ergebnisse unseres Thuns und desjenigen der Mitmenschen im Gedächtnis bewahren, sowie der Bilanz der wohl- oder wehthuenden Erfahrungen, die wir danach bei einer bestimmten Art künftigen Thuns zu erwarten haben würden. Das Bangen vor der Wiederherbeiführung erfahrungsmäßiger leidensvoller Wirkungen menschlichen Handels ist also zweifellos ein starker Faktor bei den Willensentschließungen der Menschen.

Aber es ist eine große Kluft zwischen der Anerkennung der wohlthätig regulierenden Wirkung solcher Erfahrungen oder Erinnerungen einerseits und andrerseits der Annahme einer sittlichen Berechtigung der Menschen, bei Anderen die Summe von solchen schmerzlichen Erfahrungen aber gar von unwiederbringlichen Verlusten an Gesundheit und Leben zu irgend welchen individuellen oder sozialen Erziehungs- und Abwehrzwecken zu steigern.

Mag das in der Vergangenheit mehr oder minder instinktiv in unzähligen Fällen geschehen sein, mag es auch noch weiterhin in den Übergangszeiten aus gährenden Entwickelungsstufen in reinere Abklärungen oft genug nicht zu verhüten sein, so muß man doch endlich zu dem sittlichen Abschluß dieser schmerzensreichen Vergangenheit und Gegenwart der Menschheit durch gemeinsame Formulierung der Ergebnisse aller dieser Erfahrungen gelangen. Ich meine, daß eine solche völlig zweifellose und allgemeine Anerkennung der engen und unentrinnbaren Verkettung zwischen Unrecht und Leiden doch wahrlich des kümmerlichen und unsicheren Nachweises durch immer neue Einzel-Erfahrungen, die wir uns gegenseitig zu bereiten fortfahren, nicht mehr bedarf angesichts der überwältigenden Summe von Gesamt-Erfahrungen und von klaren und festen Gedankenverbindungen, die die Menschheit in betreff dieser Zusammenhänge im sittlichen Leben bereits erworben hat.

Es wäre ja ein Jammer ohne Ende, wenn jeder Einzelne oder jede neue Generation das Alles immer wieder am eigenen Leibe erfahren müßte, oder wenn die Gesamtheit immer wieder neue, ausdrücklich zu ihrer Abschreckung vor gewissen, durch uralte Erfahrung längst verurteilten und verfehmten Vergehungen in Scene gesetzte Grausamkeiten erleben müßte, um einigermaßen in sittlichem Frieden zu existieren. Man kann sogar behaupten, daß die Erringung dieses Friedens durch die fortgehende unmittelbare Praktizierung des Abschreckungs- oder Furcht-Prinzips eine wesentliche Hemmung erleidet.

Die Aufmerksamkeit der einzelnen Gewissen wird durch die Hervorkehrung und gewissermaßen durch die Zurschaustellung abschreckender äußerer Folgen des Unrechtthuns immer und immer wieder von derjenigen Beziehung zwischen Unrecht und Leiden abgelenkt, welche den gewaltigsten, entscheidendsten, unabwendbarsten Teil jener Verkettung darstellt, nämlich von der inneren Not und Qual, welche mit dem Bewußtsein des Unrechtthuns in jeder gesunden Menschenseele unentrinnbar verbunden ist.

Den äußeren Folgen des Unrechts entrinnt Mancher wirklich, und alle derartigen Wahrnehmungen machen einen ungeheuren Effekt. Sie rauben auch der unmittelbaren Wirkung der vermeintlichen Abschreckungen den größten Teil ihres Eindruckes, indem sie die bezüglichen Mahnungen des Gewissens andauernd übertäuben. Den inneren Folgen des Unrechts dagegen entgeht Niemand wirklich, höchstens scheinbar, und Alles, was die Blicke von den inneren auf die äußeren Folgen des Unrechts ablenkt, ist somit für die Veredlung sittlichen Handelns überwiegend ein Hemmnis und eine Gefahr, wenigstens in reiferen Kulturzuständen, in denen die Menschen von den Erlebnissen und Bewegungen der Innenwelt allmählich stärker ergriffen werden, als von den äußeren Eindrücken.

Eine Erweiterung der Grenzen der Notwehr zu Gunsten von Abschreckungswirkungen und nun gar eine Verschärfung der sozialen Abwehr gegen die Übelthäter auf Grund des Abschreckungsprinzips hat aber außer den soeben dargelegten kulturfeindlichen Wirkungen auch noch die höchst gefährliche, das Gemeinschaftsleben auf die Dauer zerrüttende Wirkung, daß sie die Einzelnen verroht, wenn die öffentliche Stimme den Spielraum der „energischen" Notwehr erweitert, und daß sie in die soziale Organisation, welcher ein von solchen Gesichtspunkten auch nur angekränkelter, ich will gar nicht sagen beherrschter, Auftrag zur „Verteidigung der Gesellschaft" erteilt wird, den Keim der elendesten, menschenfeindlichsten Entartung ihrer Organe legt.

Hierzu kommt, daß es doch auch als eine tiefe Verletzung der Gerechtigkeit zu betrachten ist, wenn man die zu Gunsten der Abschreckung verschärften Leiden einer Gruppe von Menschen so zu sagen zum Heil- und Bindemittel des Ge-

meinschaftslebens der Andern macht. Hierin würde eine Art von Menschenopferung liegen, die in mancher Hinsicht schlimmer wäre, als der Kannibalismus.

Es ist wohl nicht ohne Wert für die Verständigung, wenn ich diesem Teil der Erörterung einen kurzen Hinweis anfüge auf die allgemeine Bedeutung der Unterscheidung, welche zwischen dem Verständnis für die thatsächliche Bedeutung gewisser natürlicher Entwickelungsmomente und einer dauernden Zulassung derselben in das Gebiet der idealen Forderungen zu machen ist. Jegliche Nachgiebigkeit an sogenannte Realitäten des bisherigen Zustandes ist auf dem Gebiete der idealen Forderungen unbedingt ausgeschlossen, sobald die Realitäten einer Prüfung auf ihren strengen ethischen Wert nicht Stand halten. Gewiß sind sie damit für die Zukunft nicht aus der Welt geschafft; das erfordert noch gewaltige sittliche Arbeit; aber es ist der unumgängliche Anfang dieser Arbeit, daß man den Gedankenfolgen jener „Realitäten“ zwar die sorgfältigste historische und ethische Beachtung und Verwertung ihrer Erscheinungsformen und Wirkungen widmet, das Bürgerrecht in der reineren Welt konsequenten ethischen Denkens aber unerschütterlich versagt.

Kehren wir von diesen, auch weiterhin für die Ethik des Strafens wesentlichen Erörterungen zurück zu den nach der idealen Seite gerichteten Bestrebungen, die Grenzen der Notwehr, statt sie zu erweitern, aus Achtung vor den Existenzbedingungen des abzuwehrenden Gegners oder Übelthäters vielmehr einzuschränken. Wir befinden uns damit auf dem Felde der christlichen (auch gewisser Höhen der buddhistischen und griechischen) Ethik und auf dem Gebiete der eingangs erwähnten Erörterungen von Leo Tolstoi.

Die Sympathie für den Mitmenschen, die auch in dem Bösen nur das Leiden sieht, und die zarte Scheu, in der Selbstbehauptung irgendwie zu weit zu gehen und damit dem Andern zu nahe zu treten, sie können selbst völlig normale Charaktere dazu veranlassen, wenigstens in der Theorie sehr erhebliche Irrungen zu begehen und auch in der Praxis bei der Notwehr und beim Kampfe mit dem Bösen die Selbstverleugnung und die Schonung der Andern zu weit zu treiben.

Tolstoi aber geht in dieser Richtung mitunter ins Unbemessene. Er behandelt in dem oben citierten Briefe unter Anderm den Fall, daß vor unsern Augen ein Mörder ein Kind martert und tötet und das Kind nicht anders als durch Tötung des Mörders zu retten ist.

Gewöhnlich glaube man, daß hier keine andere Entschließung möglich sei, als den bösen Mann zu töten. Aber — so sagt Tolstoi nach einigen andern recht nebensächlichen Erörterungen — „wer hat entschieden, daß das Leben des Kindes nötiger und besser sei, als das des Räubers?“ Um dies zu entscheiden, müsse man wissen, was aus dem Kinde wird, wenn es gerettet wird, und was aus dem Räuber, wenn er nicht getötet wird. Da man beides nicht wissen könne, liege für den Nichtchristen (denjenigen also, der nur seinem eigenen vernünftigen Urteil folgt) kein vernünftiger Grund vor, den Räuber zu morden.

Für den Christen aber, der den Sinn des Lebens in der Erfüllung des Willens Gottes erkenne, liege — und mag der allerfürchterlichste Räuber ein noch so unschuldiges und schönes Kind überfallen haben — noch viel weniger Grund vor, von dem Gesetze Gottes abzuweichen und mit dem Räuber das zu thun, was dieser mit dem Kinde vorhat. Er könne den Räuber anflehen, seinen eigenen Leib zwischen den Räuber und sein Opfer stellen, aber das eine dürfe er nicht thun: bewußt von Gottes Gesetz abzuweichen.

Ich glaube, der Leser hat hiermit vielleicht schon genug von dieser Art von Lebensweisheit, welche es fertig bringen könnte, die zartfühlendsten Menschen aus leidenschaftlicher Abneigung gegen solche weichliche Unmenschlichkeit den brutalen Lehren der Uebermenschen in die Arme zu treiben.

Selbstverständlich wird nicht bloß der Christ, sondern auch der einfache vernünftige Mensch alles versuchen, um jenen Konflikt der Pflichten ohne Vernichtung des „Räubers“, aus dem ja in der That noch ein wertvoller Mensch werden könnte, zu lösen. Aber, wenn es nicht anders geht, wird doch kein vernünftiger Mensch im Zweifel sein, daß es durch die erfahrungsmäßigen Grundgesetze der menschlichen Gemeinschaft — die bei tiefster Deutung auch in voller Uebereinstimmung mit dem von Tolstoi angerufenen, übrigens nicht bloß für den Christen geltenden „Gesetze Gottes“ sind — unbedingt geboten ist, die gräuliche Unthat der Tötung des Kindes zu hindern, sei es auch mit Vernichtung des Frevlers und jedenfalls ohne an Schonung des eigenen Lebens auch nur zu denken. Wenn Tolstoi darauf hinweist, daß bei einer solchen fast instinktiven Willensentscheidung des „gewöhnlichen“ Menschen die Gewöhnung an gewaltsame, sogar grausame Behandlung des Gegners, welche von den egoistischen Lebensgewohnheiten der Menschen herrühre, einen wesentlichen Einfluß habe, so ist er offenbar in einem tiefen psychologischen Irrtum befangen. Im Gegenteil, wenn der egoistische Kulturmensch in einem solchen Falle, wie dem vorliegenden, der allgemeinen „religiösen“ Abmahnung vom Töten nachgiebt, so ist daran wahrscheinlich viel eher die moralische, oder, ich will sagen, die nervöse Feigheit schuld, als die Unterordnung unter den „Willen Gottes“.

Und was die seltsame Erörterung betrifft: der Vernünftige könne doch nicht wissen, ob aus dem zu rettenden Kinde etwas wertvolleres werden würde, als aus dem vor der Tötung zu bewahrenden Frevler noch werden könne, so können solche Fragen über Erhaltung von Lebenswerten sehr wohl bei der Art der Bestrafung von Verbrechen gestellt werden. In einem Konflikte jedoch, wie der vorliegende, sind sie abscheuerregende Subtilitäten, denn hier handelt es sich doch nur darum, einen Menschen, der augenblicklich eine Bestie ist, daran zu hindern, ein schwächeres und zur Zeit ein reineres Leben, überhaupt ein Menschenleben zu vernichten, nicht etwa im Kampfe oder in der Abwehr, sondern in völlig antisozialer, den Frieden des Zusammenlebens weithin zerstörender Brutalität.

Wenn der Dritte hierbei der Mahnung Tolstoi's folgte, dann würde übrigens die Wert-Bilanz, die sich schließlich ergäbe, jedenfalls eine entsetzlich ungünstige sein, denn entweder stirbt das Kind und stirbt auch der Dritte bei seinem Versuche, den Frevler zu hindern, ohne ihn zu töten, dann zerstört der Vorgang zwei Menschenleben, oder das Kind stirbt, der Frevler kommt davon, und auch der Dritte bleibt am Leben. Aber in was für einem Leben bleibt er?

In einem moralischen Zustande, um den ihn kaum noch der weiterlebende Mörder beneiden wird; denn er hat, infolge der sophistischen Gebundenheit seiner moralischen und physischen Energie jedenfalls versäumt, alles, was er konnte, zu thun, um einen Menschen vom Tode unter entsetzlichen Umständen zu retten. Die „ewige Betrachtung des Geschehenen“ muß und wird sein Leben verdüstern.

Der „religiöse“ Gedanke geht aber weiter und sagt uns, daß nun in dem davon gekommenen Mörder durch den Anblick der Unterordnung des Dritten unter das „Gesetz Gottes“ auch das Gewissen erwachen wird, daß er dadurch moralisch gerettet werden wird, und daß der Anblick dieser Rettung und vielleicht einer für das Ganze höchst wertvollen Lebensentwickelung des Mörders alsdann der obigen Verdüsterung des Lebens des Dritten mindestens das Gegengewicht bieten wird.

In solchen Erwägungen liegt etwas Feines und Richtiges, aber nicht für den vorliegenden Fall Anwendbares, denn die letzteren Möglichkeiten sind von so zarter Art, daß sie gegen die klaren und einfachen Entscheidungen in so ergreifenden schweren Fällen selbst in einer gewissen Summation von Wirkungen nicht entfernt in Betracht kommen können. Wir werden aber allerdings weiterhin sehen, daß solche an sich echt ethische Erwägungen für zahlreiche, weniger akute und subtilere Konfliktsfälle von hoher Bedeutung werden können.

Merkwürdig ist es jedenfalls zu sehen, wie der hochzu-

verehrende Menschenfreund Leo Tolstoi in so extreme Auffassungen getrieben wird durch den Abscheu vor den unsäglichen Brutalitäten der Gesinnung, die jetzt noch die Zivilisation in Frage stellen, und vor den sophistischen Opferungen von Menschenleben, wie sie zu national-egoistischen oder auch zu sogenannten idealen Zwecken in der Industrie, in den Gefängnissen und in den Kriegen und zu sozialen Vergeltungs- oder sogenannten Beglückungszwecken von den Anarchisten der That freventlich begangen werden.

In gewissem Grade ist an den Übertreibungen einer unkritischen Philanthropie, welche leicht wieder zu ebenso ungesunden Steigerungen der entgegengesetzten Auffassungen führen, eine Reihe von Aussprüchen mitschuldig, welche in den Schriften des neuen Testaments auf Christus zurückgeführt werden, sicherlich aber nicht buchstäblich als die Willensmeinung des Vollenders der schon mit ebenso großer Feinheit des Empfindens als Freiheit und Sicherheit des Denkens entfalteten Ethik des jüdischen Prophetentums gelten können.

Die neutestamentlichen Aussprüche, die ich hierbei vor Augen habe, sind allbekannt. Sie beziehen sich insbesondere auf das Verhalten des Menschen gegen Beleidigungen, Mißhandlungen, Beraubungen u. s. w. Sie verlangen in diesen Lebenslagen einen solchen Grad von Duldung und Selbstverleugnung, eine so vollständige Unterlassung aller natürlichen und fundamental berechtigten Abwehr, ein solches, für den gewöhnlichen Menschenverstand völlig unbegreifliches Entgegenkommen gegen den Übelthäter, daß ihnen nicht nur jede Befolgung von Anfang an bis heute fast gänzlich versagt worden ist, sondern daß sie geradezu ein Gegenstand des Spottes auch bei allem christlichen Volk bisher gewesen sind und weit überwiegend nur dazu beigetragen haben, auch in der ganzen christlichen Welt eine Art der populären Ethik in Uebung zu erhalten, ja sogar zu stärken, welche das gerade Gegenteil von jener neutestamentlichen Feinheit ist. Die grobe und vulgäre Spruchweisheit dieser überall populär gebliebenen Ethik ist ebenfalls allbekannt. Man hört sie überall zur Rechtfertigung des unweisesten und brutalsten individuellen, sozialen und nationalen Egoismus sich breit machen, und wer inmitten aller dieser christlichen Civilisation einen jener neutestamentlichen Aussprüche dieser dreisten Altklugheit entgegensetzt, wird wie ein Mensch aus einer anderen Welt behandelt und besten Falls ausgelacht.

Gewissenhafte und geistvolle Prediger und Lehrer haben sich stets bemüht und bemühen sich noch, die unaussprechlich tiefe und liebevolle Weisheit, die jenen grotesken Übertreibungen der biblischen Gleichnissprache zu Grunde liegt, herauszuschälen und durch die Anknüpfung ihres Kerns an die rührende Leidensgestalt des teuren Märtyrers jenen Lehren der Selbstverleugnung einen wirklichen Einfluß auf die Gemüter zu eröffnen, aber die Erfolge sind doch verschwindend klein geblieben und in der jüngsten Zeit wohl noch kleiner geworden, was ja auch durch die Schärfung des Dranges zur Selbstbehauptung in dem gesteigerten Kampfe ums Dasein erklärlich ist.

In der Überschreitung eines gewissen Maßes der Selbstverleugnung sieht der Mensch auch mit einigem Recht eine schreiende Ungerechtigkeit und Ungleichheit der Behandlung der eigenen Person. Den allgemeinen Respekt vor jeder menschlichen Individualität und Persönlichkeitsberechtigung, den ich Andern unverbrüchlich erweisen soll, darf doch auch meine eigene Existenz und Individualität ebenfalls von mir beanspruchen.

Bloß weil die Gefahr vorliegt, daß meistens der Mensch sich selber allzu lieb hat und sich selber allzu oft rücksichtslos gegenüber den Andern durchzusetzen sucht, darf es doch nicht als ein Gipfel der Ethik gelten, daß er sich selber aus allzu zarter Rücksicht für das Wohl Anderer mit Füßen tritt oder treten läßt. Dann entartet er eben schließlich in anderer nicht minder gefährlicher Weise, und die Erfüllung seiner edelsten Bestimmung, welche Freiheit und Freudigkeit verlangt, geht ebenso verloren, wie in der egoistischen Überhebung. Aber auch die Andern entarten dabei.

Auch der Ausdruck Feindesliebe ist in jener Beziehung ein unweiser, und er hat sicherlich der Befolgung des edlen Gebotes, welches sich eigentlich auf die Pflege der Gerechtigkeit auch gegen den Feind beschränken sollte, vielen Abbruch gethan. Aus der vollendeten Gerechtigkeit gegen den Feind geht schließlich mit der Großmut auch die Liebe hervor, aber es ist zu viel für den Menschen, mit der Liebe für das Feindliche den Anfang zu machen.

Man darf also in der That schon aus diesen Gründen behaupten, daß es eine Überschwänglichkeit und Überhebung ist, wenn die christlichen Lehren in der uns vorliegenden Form in Bausch und Bogen als die höchste Vollendung ethischer Weisheit gepriesen werden.

Andererseits darf man aber nicht verkennen, welche hohe Bedeutung das Emporragen gewisser idealster ethischer Forderungen über den mittleren Stand der gewöhnlichen Moral von jeher, im Sinne der Weckung und Belebung höheren ethischen Denkens, in der Entwickelung der Menschheit gehabt hat. Von den großen ethischen Denkern und Menschenfreunden gilt nicht nur das Wort aus dem ersten Monolog im zweiten Teil des Faust:

„Sie dürfen früh des ew'gen Lichts genießen,
Das spät sich erst zu uns herniederwendet",

sondern sie vermitteln auch schon früh vielen andern Menschen durch einen Abglanz jenes Lichtes, noch mitten im Dunkel der Knechtung durch die Affekte, einen Beginn der Klärung und Erhebung.

Es würde sehr schwer sein, eine richtige Bilanz zu ziehen zwischen dieser positiven Wirkung jener idealen Forderungen und den vorerwähnten, mehr in die breiten Massen dringenden Gegenwirkungen, welche der Abstand zwischen allzu abstrakt gesteigerten Anschauungen und den Lebensbedingungen und Gewohnheiten der großen Zahl der Menschen mit sich bringt.

Die tiefere Betrachtung darf keine dieser Erfahrungs- und Gedanken-Reihen aus den Augen und für die fernere Entwickelung unbeachtet lassen. In betreff definitiver Wert-Urteile muß sie in dem gegenwärtigen Anfangszustande umfassenderen Denkens und feineren Erfahrens auf diesen Gebieten sich noch sehr resigniert verhalten.

Indessen möchte ich doch an dieser Stelle hinsichtlich jener neutestamentlichen Aussprüche sofort noch einen Beitrag dazu liefern, daß dieselben ihrem ethischen Kern nach trotz ihrer abstoßenden Einkleidung mehr und mehr gewürdigt werden, und daß man es sich nicht allzu leicht mache, an ihnen Kritik zu üben und dadurch Andere vor feinerem Denken in derartigen Fragen überhaupt abschrecke.

Es giebt nämlich viele und in einem verwickelten Kulturleben sogar häufiger werdende Lebenslagen, in welchen aus dem tieferen Kern jener Aussprüche in der That die weisesten und beglückendsten, ja die allein nachhaltigen Führungen und Lösungen für den Einzelnen und für das Gemeinschaftsleben hervorgehen.

Dem rohen Menschen, der mich schlägt, mich auch noch zu weiteren Schlägen darzubieten, oder demjenigen, der mir ein Kleidungsstück entreißt, auch noch ein anderes dazu zu geben, das wird in der buchstäblichen Ausführung, wenn nicht ganz besondere „mildernde Umstände" zu Gunsten des Andern vorliegen, ewig dem gesunden Menschenverstand, der erst recht „von Gott" ist, zuwiderlaufen. Derartiges muß auch besonnen und ohne Aufwand übermäßiger Energie, aber doch mit gehöriger Abwehr „geordnet" werden.

Aber bei Beleidigungen, Verleumdungen und Ehrenkränkungen der verschiedensten Art, wie sie jetzt eine so widerwärtige Rolle in diesem aufgeregten Gemeinschaftsleben spielen, führt schließlich alles Abwehren und Vergelten nur zu Steigerungen des allgemeinen Leidens und zu Schärfungen aller krankhaften Reizbarkeiten.

Es giebt da kein anderes Heil, als daß immer mehr Menschen sich entschließen, gegenüber solchen Mißhandlungen die unerschütterliche Demut oder die souveräne Ruhe des Gewissens, die freudige Stärke einer gelasseneren oder weiter-

blickenden Lebensanschauung, die Großmut einer umfassenderen Menschenkenntnis oder Menschenliebe dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß sie auf jede Abwehr im einzelnen Falle verzichten und getrost dem Andern, der ihnen Wesentliches zu rauben meint, Alles preisgeben, was an Ehre und Ruf die Gemeinheit oder Thorheit des Andern ihnen überhaupt rauben zu können wähnt. Denn dieses Alles hat entweder nach tieferen Gesichtspunkten für die ruhigere Seele gar keinen dauernden Wert, oder es verliert sofort seinen Wert, wenn es sich herausstellt, daß es ihr überhaupt durch Übelthat Anderer geraubt werden kann, wie z. B. die Ehre in den Augen der Leichtgläubigen, oder es kann überhaupt nur scheinbar in der Einbildung des Andern verloren gehen.

Der christliche oder stoische Gleichmut, in solchen Fällen die Abwehr ganz zu unterlassen, hat auch die Nachwirkung, welche oben schon bei den Erörterungen über Tolstoi und das „Kämpfe nicht mit dem Bösen“ gestreift wurde, nämlich die scheinbar geringfügige, aber in der Summation der Einzelfälle überaus mächtige Nachwirkung, daß jener Gleichmut ganz allmählich die Andern überzeugt und daß er unvermerkt, aber dadurch erst recht nachhaltig, in immer zahlreicheren Gewissen, Fürsprache für die Geduld und Güte gewinnt, eine Fürsprache, welche in dem Hin und Her der Abwehr und der unmittelbaren oder mittelbaren Vergeltungsthaten der landläufigen Moral vollständig übertäubt wird.

Ich erklärte oben die Hindeutung auf solche Wirkungen der Resignation als relativ unerheblich für die sittliche Erwägung in Fällen der pflichtmäßigen Abwehr von grundstürzenden Freveln, gegen die der Mensch im Dienste des Weltgesetzes als simple Kraft zu reagieren hat, aber hier, wo es sich um Nöte und Übel handelt, in denen einbildnerische Elemente oft so stark vergrößernde Wirkungen auf relativ unerhebliche Konflikte üben, kommt jene Erwägung der mächtigen sittlichen Nachwirkungen festen, liebevollen Gleichmutes zur vollen Geltung.

Daß bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der vulgären Abwehr- und Vergeltungs-Grundsätze, wie sie in diesen Fragen vorzugsweise bei den bürgerlichen und militärischen Stützen des Christentums herrschen, die Bethätigung jenes Gleichmutes vielfach mit schweren äußeren Leiden verknüpft ist, erhöht nur die innere Beseligung, welche mit seiner Durchführung über uns kommt, und seine stille, aber mächtige moralische Wirkung auf immer weitere Kreise der Gemeinschaft.

Selbstverständlich ist es, daß, wenn man in den einzelnen Fällen, in denen uns die Abwehr erniedrigt und das Ganze schädigt, unbedingt auf dieselbe verzichtet, man erst recht die Aufgabe und die Pflicht hat, ins Allgemeine dahin zu wirken, daß die Verworrenheit und Reizbarkeit, welche zu solchen Konflikten führt, in allen Kreisen der Gemeinschaft durch Pflege der Erziehung und Läuterung, sowie durch soziale Umbildung der Einrichtungen, welche jene Übelstände nähren, immer mehr eingeschränkt werde. (Schluß folgt.)

Sozialdemokratie und ethische Bewegung.

Von Robert Seidel in Zürich.

(Schluß.)

Welche Gründe hat der Sozialdemokrat für die ethische Bewegung?

Die Sozialdemokratie hat von jeher auch die sittliche Hebung des Volkes auf ihre Fahne geschrieben, nur hat sie diese sittliche Hebung nicht allein gefordert, sondern sie hat auch politische, geistige und vor allem wirtschaftliche Hebung verlangt. Sie ist also umfassender, radikaler gewesen. Aber in diesem Radikalismus liegt kein Grund, eine Bewegung zu bekämpfen, die sich in erster Linie der sittlichen Besserung des Volkes widmet und die diese sittliche Besserung nicht als bloßes Nebenprodukt von der materiellen Besserung ernten will.

Die materielle Hebung des ganzen Volkes, oder besser gesagt die Herstellung größerer Gerechtigkeit und Gleichheit im Volke, führt schon eine sittliche Hebung herbei, aber die sittliche Hebung bedarf auch mindestens so sehr der besonderen Pflege und Förderung, wie die geistige.

Niemandem aus der Sozialdemokratie ist es noch je eingefallen, jene Männer oder Gesellschaften zu bekämpfen, welche die Hebung der Volksbildung auf ihre Fahne geschrieben haben. Nun ist aber die sittliche Bildung der wichtigste Teil der Volksbildung, und es wäre deshalb ein innerer Widerspruch, wenn ein Sozialdemokrat, als Freund der Volksbildung, Gegner der ethischen Bewegung sein wollte.

Die Sozialdemokraten müssen deshalb die Ethiker, welche besonders die sittliche Bildung fördern wollen, freudig begrüßen und zwar umsomehr, wenn sie ausdrücklich nicht als politische Partei auftreten. Sie leisten ja eine Arbeit, die wir leisten sollten, die wir aber aus Mangel an Zeit und Kraft nicht verrichten können, weil uns der soziale und politische Verteidigungskampf nicht erlaubt, auch diese Kulturarbeit zu thun.

Es kommt noch ein weiterer Grund hinzu, die Ethiker als Hilfsarbeiter zu begrüßen. Sie dringen mit ihrer unpolitischen, parteilosen Fahne in Kreise ein, in die wir schwer, selten, oder gar nie eindringen können, und sie bebauen Schichten, auf die wir nicht stoßen. Dort pflanzen sie Wein und Brot für uns und für die Sozialreform, dort reißen sie den Boden auf, in dem wir später säen können. Sie sind für die gebildeten, höheren Klassen die Pioniere der Sozialdemokratie im weitesten und besten Sinne des Wortes.

Es mag Ethiker geben, welche gar keine Pioniere der Sozialdemokratie sein wollen, aber sie müssen es sein, wider ihren Willen. Ethik und Sozialdemokratie sind in ihrem innersten Wesen verbunden. Es giebt keine Ethik ohne Staat und Gesellschaft, ohne Gemeinschaftsleben. Wer Ethik treiben will, muß sich mit dem Zusammenleben der Menschen in Familie, Gemeinde, Staat und Gesellschaft befassen; er muß an diesen Gebilden seine Theorie lehren und muß zeigen, wie sie sind und wie sie sein sollen. Dasselbe muß auch der Sozialdemokrat thun.

Die freie, dogmenlose Ethik, wie sie die ethische Bewegung vertritt, baut sich auf und muß sich aufbauen auf Freiheit, Gerechtigkeit, Liebe und Wahrheit. Sie muß diese hohen Dinge zu verwirklichen sich bestreben, weil sie dieselben zur Voraussetzung, zum Leben nötig hat. Sie muß also der Sozialdemokratie dienen, der Sozialdemokratie, die vom ökonomischen und politischen Standpunkt aus dieselben Forderungen erhebt und politische und soziale Formen für sie sucht.

Ethiker und Sozialdemokraten bebauen das gleiche Feld, nämlich das des Zusammenlebens der Menschen, nur beschäftigt sich der Ethiker mehr mit dem Menschen und der Sozialdemokrat mehr mit den Formen und Bedingungen des Zusammenlebens.

Es muß Friede und Freundschaft zwischen beiden herrschen, damit die Arbeit besser von statten gehe und reichere Frucht bringe.

Wenn die Ethiker unsere Arbeit kritisieren, um so besser. Ist die Kritik begründet, wird sie uns bessern, ist sie unbegründet, wird sie uns stärken und unserer Sache nützen.

Gesegnet sei jede ehrliche, sachliche Kritik!

Die alte Internationale, diese große Seele in einem kleinen Leib, hatte einen großen ethischen Charakterzug. Der Genfer Kongreß erklärte und alle späteren Kongresse haben es bestätigt:

„Daß die internationale Arbeiterassoziation, sowie alle ihr zugethanen Gesellschaften und Individuen als leitenden Grundsatz: Wahrheit, Gerechtigkeit und Moral in ihrem Verkehr und Umgange mit allen Menschen und zwar ohne Unterschied der Hautfarbe, des Glaubens und der Nationalität anerkennt.“

Ihr Grundsatz war:

Keine Rechte ohne Pflichten,
Keine Pflichten ohne Rechte.

Die Internationale zerfiel nach 1870 und es bildeten sich große nationale sozialdemokratische Parteien. Bei ihnen

ist leider dieser große ethische Zug der alten Internationale in den Hintergrund getreten, und es hat sich immer mehr ein trotziges Pochen auf die Wissenschaft geltend gemacht und zwar auf die eine, auf die ökonomische Wissenschaft.

Ich schätze die Wissenschaft der politischen Ökonomie hoch, aber ich überschätze sie so wenig, wie die Naturwissenschaft, und ich halte die Moralwissenschaft für die sozialdemokratische Bewegung nicht nur für ebenso wichtig, wie die Wirtschaftswissenschaft, sondern ich halte sie sogar für wertvoller.

Warum? Wie kommst du zu dieser Ketzerei? Ei, weil ich erfahren habe, daß das Volk sich nicht durch die wissenschaftlichen Wahrheiten der Nationalökonomie, sondern durch die Wahrheiten der Moral bestimmen und bewegen läßt.

Die Sozialdemokratie hat also ein großes Interesse an der Förderung der wissenschaftlichen Ethik und der ethischen Kultur und sie soll denen dankbar sein, die in dieser Richtung wirken.

Die sozialdemokratische Bewegung war eine ethische Bewegung, ist eine ethische Bewegung und soll immer mehr eine ethische Bewegung werden. Die ethische Bewegung aber, die Bewegung für ethische Kultur, muß — ohne Parteipolitik zu treiben — immer mehr zu werden suchen:

Eine soziale und demokratische Bewegung, d. h. eine breite Volksbewegung, welche die Verwirklichung der sozialen Gerechtigkeit und Sittlichkeit zum Ziel hat.

Dann wird die schöne Zeit kommen, da beide Ströme zusammenfließen zum breiten Kulturstrom der Befreiung der Menschheit von Unfreiheit, von Ungerechtigkeit, von Not und Unwissenheit.

Auf daß diese schöne Zeit bald komme, lasset uns gegen einander voll Duldsamkeit, Freundlichkeit und Liebe sein!

Am Rheinfall.

Von Prof. Dr. F. Staudinger in Worms.

Das Schiff, das uns von Konstanz her über den dunkelgrünen stillen Untersee und den stark und stille und tief flutenden Rhein nach Schaffhausen getragen hatte, sandte uns ans Land. Nach einer Stunde saßen wir unten am stürmenden, zitternden, zornig zischenden Rheinfall und lauschten dem gleichförmigen Tosen, schauten in das ewig gleiche und ewig wechselnde Rasen der schäumenden Wasser. Da wand er sich wie eine Schlange hinab zwischen den Felsen, eine grüne durch weißen Nebel sich eilig windende Schlange, die drunten noch einmal zornig ihr Haupt erhob, um in der Tiefe zu verschwinden. Dort, einer wilden Katze gleich, sprang er wütend am Felsen empor, ewig wieder in sich zusammenstürzend; da drüben: das war ein bedächtiger Elephantenkopf, der unablässig sein kluges Haupt auf und nieder wiegte, den Rüssel tief in die weiße Brandung tauchend. Und dann: wer kann es, gleich Mörike, sagen:

Rosse der Götter, im Schwung, eins über den Rücken des andern
Stürmen herunter und streu'n silberne Mähnen umher.
Herrliche Leiber, unzählbare, folgen sich, immer dieselben,
Ewig dieselbigen; wer wartet das Ende nur aus?

Und drunten, da kocht's und zischt's und strudelt's und lang hinwandernd schäumen die Wellen hinaus. Eilend suchen die einen gradaus den Weg zum Ausgang; andere schlagen brandend langsam Schlag um Schlag über das Geröll des verbreiterten Ufers; und sieh! ein Strom eilt zurück, immer rascher stürmend, als wollte er den gewaltigen Anlauf beginnen, die Felsen wieder zu erklimmen, von denen er eben herabgesprungen ist. Aber da faßt ihn der abwärts ziehende Strudel, und spurlos verschwindet er in dem Tosen der Flut.

Dies Bild unserer Zeit, die auch so strudelnd, so tausendfach zerklüftet zum Meere der Ewigkeit hinuntertost. Wo ist die stille Ruhe unserer Ahnen geblieben, in deren Gemüt sich die ewigen Sterne spiegeln konnten? Freilich, Wind und Sturm kräuselten und sträubten auch die Flächen des ruhigen Sees, des stillen Gemütes empor, und die Wellen konnten mächtig ans Ufer schlagen. Aber das ging vorbei, und dann war alles ruhig wie zuvor. — Und wo ist der ruhig flutende Strom geblieben, dem unsere Väter sich vertrauten? Freilich, auch er konnte schwellen von Regengüssen und über die Ufer treten, aber dann war er wieder stille und stark wie zuvor. In dem Katarakt der heutigen Zeit aber spiegeln sich keine Sterne mehr; den kann kein Sturm mehr erschüttern und sein Tosen vermehren. Wohl mag er dunkel und drohend blicken, wenn ihn die Wolke beschattet, und er mag silbern glänzen im Sonnenschein. Aber das trifft nur die Außenseite; die scheint anders; sein Wesen bleibt gleich: ein ewig Kämpfen, Donnern, Stürmen und Tosen, ohne Ruhe, ohne Rast!

Und da predigst du Stille! du Menschlein, du Tröpflein, das der Strom oben auf den Stein gepeitscht hat? Du meinst, er soll stille sein im Gemüte, weil du es bist? Und du rückströmende Flut meinst, die Kiesel peitschend, alles solle mit dir wieder hinaufklimmen über die Felsen? Thöricht Wähnen. Auch euch rückschreitende Mächte erfaßt schon der Strudel und zieht euch gewaltig mit sich hinab. Und ihr Stürmer, ihr! die ihr wie wilde Katzen am Felsen emporschnellt! Meint ihr, den Fels zu zerschlagen? Meint ihr, durch ihn hindurch, über ihn hinweg den Weg zu erzwingen? Seht, eure Geschwisterwellen sind schon drunten in eilendem Lauf, während ihr noch zischt, um dann zerschellt, zu Staub zermalmt, zu ihnen hinabzusinken.

Aber da unten trägt wieder ein einiger Strom alle die eben noch wild gegeneinanderstürzenden Wasser zwischen friedlichen Ufern hinab, und Blumen und Sterne schaukeln freundlich neckend in seinen Wellen.

Streiflichter.

Bürgerliche und proletarische Frauenbewegung. Auf dem internationalen Frauenkongreß und in mehreren gleichzeitigen Volksversammlungen in Berlin fanden zwischen bürgerlichen und sozialdemokratischen Frauen sehr eingehende und erregte Debatten über die Möglichkeit des Zusammengehens in praktischer Sozialpolitik statt. Die betreffenden Verhandlungen begannen mit einem Vortrag der Frau Jeannette Schwerin über das Thema: „Auf welchen sozialen Arbeitsgebieten kann sich die gesamte Frauenwelt zu gemeinsamer Arbeit vereinigen?" Die Rednerin nannte folgende Gebiete: 1. Die Umgestaltung des Volksschulwesens (Einheitsschule). 2. Weibliche Fabrikinspektoren. 3. Ausdehnung der Fabrikgesetzgebung zum Schutz der Frauen und Kinder. 4. Zulassung der Frau zur Kommunalvertretung. 5. Organisation der Arbeiterinnen. In England, Amerika und der Schweiz hätte sich ein Zusammengehen aller Frauen sehr bewährt. Auch beim Streik der Arbeiterinnen in der Konfektionsindustrie in Dresden hätten Frauen aus bürgerlichen Kreisen mit den sozialistischen Organisationen zusammengewirkt. Die Rednerin macht den Vorschlag, daß Vertrauenspersonen von den Frauenvereinen aller Richtungen gewählt werden und zusammentreten sollten, um für die obigen fünf Punkte ein gemeinsames Vorgehen zu erzielen. „In stetiger, unermüdlicher Arbeit wollen wir, ohne viel zu polemisieren, zu einem Verständnis der Lage der Arbeiterinnen gelangen, und ob sie uns ablehnen oder nicht, ihnen wie allen Frauen die Bedingungen zu einem menschenwürdigen Dasein erringen." In der Diskussion wurde von sozialdemokratischer Seite die grundverschiedene Weltanschauung beider Bewegungen hervorgehoben, die ein engeres Zusammenwirken ausschließe: das einzige Mittel zur Befreiung der Arbeit sei der Klassenkampf — ein Kampf, der in seiner Energie nicht durch Vermischung mit bürgerlichen Bestrebungen lahmgelegt werden dürfe. Die bürgerlichen Frauen hatten völlig recht, gegen diese einseitige und dogmatische Haltung zu protestieren — immerhin aber darf nicht vergessen werden, daß es sich hier nicht um Verhetzung der Arbeiterinnen durch ihre Führerinnen handelt, sondern um jenes tiefgewurzelte Mißtrauen in der Arbeiterwelt, das die Folge der Ausnahmebehandlung ist, unter der gerade die Arbeiterinnen-Organisationen jahrelang gelitten haben und täglich weiterleiden. „Warum habt Ihr uns nicht beigestanden, als man unsere Organisationen auflöste?" so rief man den bürgerlichen Frauen entgegen, und wer kann hier alle Mitschuld der eigenen Trägheit ableugnen, wer bestreiten, daß alle jene so erbitternden Verfolgungen nicht möglich gewesen wären, wenn alle gebildeten Frauen dies rechtlose Verfahren wie eine eigene Schmach empfunden hätten und einmütig dagegen aufgestanden wären? Aber es ist ja eben der Fluch der bisherigen Gebundenheit der Frau, daß ihr der Einblick in die Zustände und Gedankenbewegungen der unteren Klassen aufs Äußerste erschwert ist — hat doch selbst eine hervorragende und sonst vorurteilslose Vertreterin der Frauensache auf dem Kongreß der sozialdemokratischen Bewegung jenen Vorwurf des blutigen Umsturzes gemacht, der dem Gruseln vorurteilsvoller Männer entsprungen ist und bei einer tapferen Frau keinen Widerhall finden sollte. Die heutige Frauenbewegung ist erst der Anfang einer ernsten Teilnahme der bürgerlichen Frau an dem Leben ihrer Schwestern in der anderen Klasse — da darf man nicht gleich bei der ersten Annäherung ausgebreitete Arme erwarten, sondern muß sich darauf gefaßt machen, durch jahrelangen ehrlichen Kampf gegen die

eigenen Vorurteile allmählich das Vertrauen der Verfolgten zu gewinnen.

Natürlich muß auf der anderen Seite auch die fanatische und antisoziale Ueberhebung bekämpft werden, mit der heute die Wortführerinnen der Arbeiterinnen alle Bestrebungen der „Bourgeoisie“ beurteilen. Von sämtlichen sozialdemokratischen Rednerinnen wurde der bürgerlichen Frauenbewegung Schwäche und Halbheit vorgeworfen. Hat denn die deutsche Arbeiterbewegung sofort mit lauter Zielbewußten begonnen? Hat sie nicht mehr als ein Jahrzehnt gebraucht, um aus staatssozialistischen und freisinnigen Halbheiten zu einer einheitlichen Bewegung mit klarem Programm zu kommen? Durchaus verfehlt erscheint uns auch die Kritik, welche Frau Braun von folgendem Gesichtspunkte übte:

> Auf dem Frauenkongreß wurde von einer anderen Rednerin darauf hingewiesen, daß die Verhandlungen des Kongresses über die Arbeiterinnenfrage das lebhafteste Interesse der bürgerlichen Frauen für die Not des Proletariats gezeigt hätten. Wer aber hat denn dieses Interesse nicht? Die einen haben es aus Furcht, die anderen aus Mitleid. Von allgemeinen Gefühlen und schönen Reden zu thatkräftigem Thun ist aber noch ein weiter Schritt Wieviel schöne Beschlüsse sind schon auf Frauenkongressen gefaßt worden; die Ausführung aber ließ auf sich warten oder beschränkte sich auf die Gründung eines neuen Vereinchens. Es wird jetzt Mode, sich zum Sozialismus zu bekennen. Hat sich doch selbst der englische Thronfolger einen Sozialisten genannt. Aber selbst sein bester Freund wird von ihm nicht behaupten wollen, daß er auch nur ein sozialer Reformer sei Nur die Arbeit, nicht Worte, führen vorwärts, und hierzu ist allein die Sozialdemokratie durchgedrungen.

Wir fragen Frau Braun, ob denn die Sozialdemokratie anders arbeitet als in Worten, in unermüdlicher mündlicher Agitation? Oder was sonst ist das „thatkräftige Thun“, was die Sozialdemokratie auszeichnet? Wir sehen nichts als eine gewaltige Organisation der aufklärenden Rede. Darin liegt keine Herabsetzung. Es ist ja gerade die Bedeutung der Sozialdemokratie, die Köpfe und Herzen mit dem neuen sozialen Ideal zu erfüllen und die Massen geistig zu wecken. Auch das Wort kann eine befreiende That sein. Man soll dann aber auch nicht ungerecht gegen die mündliche Wirksamkeit Anderer sein. Auf dem Frauenkongreß ist durchaus nicht mehr geredet worden als auf Arbeiterkongressen. Und auch auf Arbeiterkongressen werden viele Beschlüsse gefaßt, ohne zur Ausführung zu kommen. Es ist also gar kein Grund zur Ueberhebung.

Wenn Frau Braun ferner gegenüber dem sozialen Programm der Frauenbewegung die positiven Verdienste der Sozialdemokratie hervorhebt, so schildert doch auch sie gar nichts wirklich Erreichtes, sondern bloß Forderungen von Programmen und Beschlüsse von Kongressen. Wenn sie z. B. von dem Kampf spricht, den die Sozialdemokratie schon längst gegen die Knechtung der Arbeiterinnen-Organisation führt, so müssen wir doch fragen: Hat hier der Kampf irgend etwas erreicht? Ist nicht vielmehr die Verfolgung jener Organisationen durch ihre nahe Verbindung mit der sozialdemokratischen Politik seit 25 Jahren stetig gewachsen? Die Stimmzettelerfolge der sozialistischen Wahlagitation können die Koalitionsfreiheit keinen Schritt weiterbringen; die reale wirtschaftliche Macht der Gegner wird von parlamentarischen Konstellationen nicht berührt. Also auch hier kein Grund zum Hymnus auf die Partei. Daß die Forderungen der weiblichen Fabrikinspektion und des erweiterten Arbeiterinnenschutzes schon seit Jahren auf dem Parteiprogramm stehen, das hat für die Aussichten der Durchführung ebenso wenig zu sagen, als wenn sie schon in der Bergpredigt ständen. Es handelt sich darum, ob nicht die Verwirklichung all jener dringenden Forderungen der Menschlichkeit dadurch erheblich gefördert wird, daß sie zu Programmsätzen einer Bewegung erhoben werden, die bis in das Haus des Herrn von Stumm hineinreicht, die völlig parteilos ihre Stimme im Namen der gemeinsamen Gesittung erhebt und daher das Gewissen der machthabenden Klasse ungleich stärker zu ergreifen vermag, als dies durch ein Kampfprogramm geschehen kann. Aber alle solche in höherem Sinne staatsmännische Gesichtspunkte sind der sozialdemokratischen Politik noch völlig fremd; man bemerkt nicht, daß alle großen und kleinen Konzessionen, welche im letzten Jahrhundert der Volksbewegung bewilligt wurden, keineswegs ausschließlich der äußeren Macht ihrer Kampforganisation gemacht worden sind — denn diese ist gegenüber den Machtmitteln der Besitzenden noch höchst dürftig — sondern zum größten Teil der wachsenden Gewalt der Humanität innerhalb der herrschenden Klasse, der Vertiefung des Gewissens, unter dessen Druck selbst die Uebermütigsten in der Aktion gelähmt werden. Dieser ethische Prozeß in den Reihen der Gebildeten und Besitzenden gewinnt immer größere Ausbreitung und immer festere Organisation — sodaß der soziale Kampf thatsächlich schon längst gar kein Klassenkampf mehr ist, weil der ethische Widerstand der Gebildeten gegen die Unterdrückung bereits ebenso stark ist, wie der natürliche Widerstand der Organisation der Unterdrückten. Natürlich ist diese Organisation nicht überflüssig, aber ihre Wirksamkeit beruht viel weniger auf dem bloß dynamischen Druck ihres geschlossenen Andranges, als vielmehr darauf, daß sie die andere Klasse mit den Zuständen, Klagen und Gedankenentwickelungen der Massen am leichtesten und eindrucksvollsten bekannt macht — und dadurch eben jene ethischen Kräfte auslöst.

Diese Ueberlegungen zeigen doch deutlich, wie irrig und unfruchtbar die ganze Klassenkampfs-Taktik unserer Sozialdemokratie ist und wie gerade die engere Fühlung der Arbeiterorganisationen mit den verschiedenen ethischen Bestrebungen in den bürgerlichen Klassen viel „revolutionärer,“ viel zersetzender auf den starrsinnigen Widerstand wirken würde, als die jetzige Zersplitterung und Isolierung der gleichstrebenden Richtungen. Wenn Frau Braun mit Recht über die Unkenntnis des Wesens der Sozialdemokratie in bürgerlichen Kreisen klagt, so darf sie doch auch nicht vergessen, daß eben jene fanatische Ablehnung jeder gemeinsamen Aktion einen großen Teil der Schuld an der beklagten Unkenntnis trägt.

Mit Recht hat Frau Schwerin darauf hingewiesen, daß in England bürgerliche und proletarische Frauen Hand in Hand gingen. Frau Braun schadet ihrer eigenen Sache, wenn sie diese unbestreitbare Thatsache mit so hinfälligen Einwänden in Abrede zu stellen sucht, wie die es sind, daß gerade die bürgerlichen Frauen Englands gegen jeden gesetzlichen Arbeiterinnenschutz den schärfsten Protest erhoben hätten, „damit die Arbeiterin nicht in ihrer Freiheit beschränkt werde“ und „daß das Elend des Proletariats nirgends so groß sei als gerade in England.“ Die Manchestermänner und Manchesterfrauen haben längst nicht mehr die Führung der öffentlichen Meinung in England und selbst diejenigen, die dort heute noch dem Eingreifen der Gesetzgebung ablehnend gegenüberstehen, sind keineswegs Volksfeinde, sondern oft die stärksten Förderer der gewerkschaftlichen Organisationen. Wer sich ein Bild von dem sozialen Zusammenwirken bürgerlicher und proletarischer Frauen in England machen will, der braucht nur heute die Agitationslitteratur der genossenschaftlichen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung Englands durchzusehen und sich zu überzeugen, daß dort bürgerliche Frauen nicht nur von außen helfende Hand reichen, sondern oft genug als Schriftführerinnen und Kassenführerinnen großer Organisationen freiwillige Arbeit leisten. Und die Folge davon ist, daß die Organisationen dort weit kräftiger und größer sind, als im Lande des nackten Klassenkampfes. Daß das Elend in England noch größer ist als bei uns, das ist durchaus keine Widerlegung der Behauptung, daß man dort dem sozialen Frieden näher ist: Im Gegenteil zeigt sich gerade darin die Aussöhnung und ethische Aufklärung, daß man das Elend nicht als einen Grund zur Klassenentfremdung, sondern als Grund zur Einigung im Dienste gemeinsamer Abhilfe betrachtet.

Wir bestreiten natürlich nicht, daß die bürgerliche und die proletarische Frauenbewegung neben allen gemeinsamen Aufgaben auch ihre Sonderziele haben. Das wurde von Frau Zetkin treffend — wenn auch wieder ganz einseitig — mit folgenden Worten bemerkt:

> „Die bürgerliche Frauenbewegung wirtschaftlich betrachtet ist der Kampf für die volle Gewerbefreiheit der Frau. Dieser Kampf stößt auf viel heftigeren Widerstand, einmal weil die Frau des Mittelbürgertums nicht soviel sozialen Einfluß besitzt, wie die Frau der oberen Zehntausend, dann aber weil durch Oeffnung aller Berufe für die Frau der harte Konkurrenzkampf der Männer des Kleinbürgertums und der Intelligenz erschwert würde. Deshalb reden die Doktoren, Professoren und andere Ohren (stürmische Heiterkeit) soviel von der Schwäche des weiblichen Gehirns, von dem Naturberuf der Frau und pallati und pallata. (Heiterkeit.) Es ist aber nur Angst vor der kolossalen Vermehrung des Proletariats der Kopfarbeit. Die Proletarierfrau endlich sieht, wie die proletarische Familie durch das Ausbeutungsbedürfnis des Kapitals zersetzt wird. Die Frau wird die Schmutzkonkurrentin des Mannes, ihre Arbeit wird unter den miserabelsten Bedingungen vom Kapital gekauft. Sie gewinnt dadurch die wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Manne, gerät aber dafür in die Sklaverei der Ausbeutung. Hatte der Mann nach kur-bayerischem Landrecht das Recht, seine Frau mit der Peitsche zu züchtigen, so züchtigt jetzt das Kapital die Frau mit Skorpionen. (Bravo.) Deshalb kämpft die proletarische Frau nicht gegen die Männer ihrer Klasse, sondern im Verein mit den Männern ihrer Klasse gegen die kapitalistische Gesellschaft. Wenn wir die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen angreifen, so geschieht es, weil sie in so schwacher und unklarer Weise ihre Ziele verfechten, an sich erkennen wir die Möglichkeit einer parallelen Aktion an. Aber an eine Vereinigung ist nicht zu denken. Allen gemeinsamen Reformforderungen steht der Klassengegensatz zwischen Besitzenden und Besitzlosen voran. Der Kampf, den die Sozialdemokratie kämpft, ist ein Kulturkampf im schönsten Sinne des Wortes. Die bürgerlichen Frauen haben einzelne

unter sich über den grünen Klee gelobt, weil diese von ihrem Überfluß gaben. Wie steht angesichts dieser Beweisführung der Opfermut des Proletariats da. Jeder Pfennig, der da hingegeben wird, ist das Scherflein der Wittwen und Waisen, kommt von Hungernden und Darbenden. Jede Stunde, die dem hohen Ziele geweiht ist, wird genommen nicht vom Müßiggang, sondern geraubt der kurzen Stunde der Sklavenrast. (Stürmischer Beifall.) Und trotzdem bringen hunderttausende von Männern und Frauen — namenlos, von der Menge nicht gekannt, täglich diese Opfer aus reinem Idealismus. Sie sind die wahren Helden unserer Zeit. (Stürmischer Beifall.) Kein Denkmal wird ihnen gesetzt, das haben sie auch nicht nötig. Wenn die Denkmäler der Schlachtenschlager und der traditionell verehrten Fürsten längst in Staub zerfallen sind, wird ein Denkmal dauernder als Erz von ihnen zeugen, die sozialistische Gesellschaft! (Stürmischer Beifall.) Daß wir proletarische Frauen in diesem Lager stehen, rechnen wir uns als Ehre an. Wir tauschen nicht mit den bürgerlichen Frauen. Mag alle Polizei-Allmacht gegen uns in Bewegung gesetzt werden, wir rufen der ganzen Welt entgegen: Ihr hemmt uns, doch Ihr zwingt uns nicht!"

Frau Zetkin stellt die wirtschaftlichen Beweggründe der bürgerlichen Frauenbewegung hier viel zu sehr in den Vordergrund. Unseres Erachtens sind alle die ökonomischen und rechtlichen Forderungen der bürgerlichen Frauen in erster Linie ideale Proteste gegen die Bevormundung der Frau und daher auch für die Arbeiterfrau genau so dringend wie für die Bürgerfrau. Und der Protest der modernen Frauenbewegung gegen die geschlechtliche Sklaverei der Frau geht ebenfalls auch die Proletarierinnen an, deren Männer auf diesem Gebiete durchaus nicht ethisch höher stehen als die Männer der Bourgeoisie. Es ist zu begrüßen, wenn die proletarische Frauenbewegung auf die wirtschaftlichen Ursachen auch dieses Elends hinweist, — aber ehe nicht die Achtung vor der Menschenwürde in der Frau sittliches Besitztum aller Männer und sittliche Forderung aller Frauen geworden ist, kann keine noch so vollkommene ökonomische Neuordnung das Verhältnis der Geschlechter dauernd auf eine edle Grundlage stellen. Darum hat auch hier die proletarische Frauenbewegung allen Grund, mit der Geistesbewegung der bürgerlichen Frauen in Fühlung zu bleiben. F.

Eine Gerichtsverhandlung gegen die Abteilung Königsberg der D. G. E. K.

Am 10. September 1896 gelangte in der Revisionsinstanz vor dem Kammergericht zu Berlin eine Strafsache gegen die Abteilung Königsberg i. Pr. zur Verhandlung, die wir bei der prinzipiellen Wichtigkeit, welche dieselbe für die preußischen Abteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur hat, etwas ausführlicher besprechen.

Auf den 4. Dezember 1895, war von dem Vorsitzenden der Abteilung Königsberg die ordentliche Monatssitzung einberufen worden, unter Bezugnahme auf § 14 der Satzungen, und zwar waren nach den Gepflogenheiten der Abteilung Königsberg zu derselben nur die Mitglieder eingeladen worden. Der § 14 unserer Satzungen schreibt, wie bekannt ist, vor, daß in der Monatssitzung die geschäftlichen Angelegenheiten des Vereins erledigt und außerdem die Thätigkeit der Abteilung besprochen werden soll.

Eine besondere Tagesordnung war für die Sitzung vom 4. Dezember 1895 nicht vorgeschrieben worden. Es erfolgte auf Anregung eines Mitgliedes eine Besprechung über ein Schreiben an den Redakteur dieser Zeitschrift und über ein ferneres Schreiben an den Herrn Professor Jodl mit einer diesbezüglichen Beschlußfassung. Sodann wurde über die Thätigkeit der Königsberger Abteilung Bericht erstattet und über denselben debattiert.

Seitens der Staatsanwaltschaft war, von der Annahme ausgehend, daß diese Versammlung vom 4. Dezember 1895 öffentliche Angelegenheiten beraten sollte und in der That beraten habe, Anklage erhoben worden, weil die in solchem Falle nach § 1 des preußischen Vereinsgesetzes erforderliche Anmeldung bei der Polizeibehörde nicht stattgefunden habe.

Das Schöffengericht als erste Instanz hatte in der Erörterung der beiden Schreiben die Besprechung einer öffentlichen Angelegenheit nicht gefunden, wohl aber dieselbe in der Berichterstattung und der Debatte hinsichtlich der Auskunftsstelle erblickt. Es hatte deshalb den Vorsitzenden zu einer Geldstrafe von 15 Mark verurteilt, und die von dem Vorsitzenden hiergegen eingelegte Berufung war durch Urteil der Strafkammer des Königlichen Landgerichts Königsberg verworfen worden. Auch die zweite Instanz nahm eine Anmeldepflicht an. Sie trat zunächst der Auffassung bei, daß der Bericht und die Debatte hinsichtlich der Auskunftsstelle als öffentliche Angelegenheit im Sinne des Vereinsgesetzes anzusehen sei, führte aber weiter aus, daß auch aus folgenden Gründen die Versammlung hätte angemeldet werden müssen. Nach den Satzungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur bezwecke dieselbe auch die Behandlung öffentlicher Angelegenheiten, insbesondere sozialer Interessen (siehe § 1 Nr. 4 der Satzungen). Da nach § 14 in den Monatsversammlungen auch die Thätigkeit der Abteilung zu besprechen sei, so fiele die Sitzung vom 4. Dezember 1895 auch hierunter, und hiernach hätte der Vorsitzende sich von vornherein klar sein müssen, daß diese Monatssitzung statutenmäßig zur Erörterung öffentlicher Angelegenheiten bestimmt sei, weil die Thätigkeit der Abteilung sich auf solche beziehen könne.

Die hiergegen eingelegte Revision wurde vom Kammergericht zurückgewiesen, sodaß es bei der Verurteilung des Vorsitzenden der Abteilung Königsberg verbleibt. Vergebens machte der Rechtsanwalt Gerhard in Berlin, welcher in der mündlichen Verhandlung vor dem Kammergericht auftrat, geltend, daß, wie schon in der Revisionsbegründung von Herrn Rechtsanwalt Lichtenstein in Königsberg hervorgehoben wäre, in einem die Abteilung Breslau betreffenden Falle das Kammergericht von der Auffassung ausgegangen sei, es wäre die Thätigkeit der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur nicht als solche zu betrachten, die sich auf öffentliche Angelegenheiten erstrecke. Vergebens wurde auch darauf hingewiesen, daß im vorliegenden Falle garnicht beabsichtigt gewesen sei, in der Sitzung die soziale Thätigkeit der Gesellschaft zu besprechen, und daß auch eine solche Besprechung nicht erfolgt wäre.

Das Kammergericht nahm ausweislich der Publikation des Präsidenten an, daß an sich die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur wohl öffentliche Angelegenheiten in den Kreis ihrer Thätigkeit satzungsmäßig ziehen wolle, und daß jede Monatssitzung nach den Statuten an sich zur Verfolgung dieses Zweckes bestimmt sei. Wenn im einzelnen Falle eine solche Monatssitzung einem derartigen Ziel nicht dienen solle, so müsse dies von vornherein in der dazu angesetzten Tagesordnung erklärt werden. Dies sei im vorliegenden Falle nicht geschehen, und gegenüber dem an sich vorhandenen Zweck der Versammlung käme es, wie in der Rechtsprechung feststehend festgehalten werde, auf den thatsächlichen stattgehabten Hergang in der Versammlung nicht mehr an.

Wir können hiernach den preußischen Abteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur nur empfehlen, ihre Versammlungen sicherheitshalber anzumelden. In der Abteilung Berlin wird diese Praxis schon seit längerer Zeit verfolgt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 17. Oktober 1896.	Nr. 42.

Inhalt: Zur Ethik der Notwehr und der Strafe. Von Wilhelm Foerster. (Schluß.) — Andacht. Von F. Staudinger. — Zur pornographischen Litteratur der Gegenwart. — Von Leopold Besser. — Streiflichter: Sozialistisches. Die Duellfrage auf dem Friedenskongreß. — Vermischtes. — Bücherbesprechung: M. Scona. Menschen und Paragraphen (Wilh. Bolin).

Zur Ethik der Notwehr und der Strafe.

Von Prof. Wilhelm Foerster in Berlin.

(Schluß.)

Bei den in der vorangehenden Nummer enthaltenen Betrachtungen über die Grenzen des Rechtes und der Pflicht des Einzelnen, sich zu wehren, war bereits von der sozialen Abwehr als der Ergänzung der Notwehr des Einzelnen die Rede. Die Gemeinschaft kann dem Einzelnen nur dann zumuten, sich auf die unmittelbare Abwehr der Schädigungen oder Beeinträchtigungen, die auf ihn eindringen, zu beschränken und auf die weitere Aktion im Sinne der Erzielung einer dauernderen Sicherung gegen Ursachen oder Urheber jener Nöte zu verzichten, wenn sie selber eine wirksame Fürsorge für einen solchen Schutz übernimmt. Sie thut dies also zunächst, um zu verhüten, daß der Einzelne im Affekt der Befürchtung oder des Zornes und der Vergeltungssucht allzu schonungslos in die Lebenssphären Anderer eingreift und dadurch verschärfte Gegenwirkungen und anhaltende, tiefere Störungen des Gemeinschaftslebens hervorruft. Sie thut es aber auch allmählich immer mehr in dem pflichtmäßigen Gemeinschafts-Interesse einer geordneten, auch sorglich vorbeugenden Bekämpfung antisozialer Gesinnungen und Bethätigungen, welche der Verwirklichung des größtmöglichen Friedens und Wohles der Gesamtheit hinderlich sind. Hierbei entsteht indessen die sehr große Gefahr, daß die weise Fürsorge zur unruhigen Besorgtheit der leitenden Organe der Gemeinschaft wird, und daß die Einzelnen dadurch viel mehr gedrückt als geschützt werden, was eben der Fatalismus durch die möglichst weitgehende Ablehnung sozialer Vorsehung überhaupt verhüten will.

Es ist eine der schwierigsten Seiten des sozialen Problems, darin das rechte Maß und die rechten Wege zu finden. Die gegenwärtige Kultur ist offenbar noch weit hiervon entfernt, während allerdings der rückständige Fatalismus, aber auch, wie ich meine, der theoretische oder ideale Anarchismus, der die Zukunft für sich zu haben glaubt, noch viel weiter, als die Gegenwart, von jenem rechten Maße abirren.

Die soziale Abwehr des Gemeinschädlichen oder dafür erachteten, wenn es in Menschengestalt auftritt, ist national organisiert im Kriegswesen und innerhalb der nationalen Gemeinschaften gesetzlich organisiert im Strafwesen. Wir wollen uns hier nur mit einigen ethischen Betrachtungen über das Strafwesen, an der Hand der im vorigen Abschnitt dargebotenen Erörterungen über die Notwehr und über die Abschreckungstheorie, beschäftigen.

Im Eingange jenes ersten Abschnittes sprach ich von der fundamentalen Natur-Erscheinung der reflektorischen und instinktiven Abwehr, welche jedes Lebewesen den von Außen auf dasselbe eindringenden Schädlichkeiten (nämlich allen Unlust und Schmerz erregenden, hemmenden, gefährdenden, zerstörenden) Einwirkungen entgegensetzt.

An dieses Gesetz der Abwehr schließt sich, wenigstens bei den höheren Organismen, die fast ebenso allgemeine Erscheinung an, daß jedes Lebewesen, welches als den Urheber der ihm zugefügten Schädlichkeiten ein anderes Lebewesen erkennt, über die bloße Abwehr hinausgeht und sofort seinerseits diesem Urheber Schädlichkeiten zu bereiten sucht, die aber schon auf weiterreichende Motive, als die der unmittelbaren Sicherung oder der bloß abwehrenden Unschädlichmachung, hindeuten. In der Menschenwelt bezeichnet man diese Gegenwirkung als Vergeltung des Bösen und in akuteren Fällen als Rache, endlich als Strafe in denjenigen Fällen, in denen eine solche Gegenwirkung von höher entwickelten Lebens- und Energie-Formen gegen relativ unentwickelte, z. B. von Menschen gegen Tiere, von Erwachsenen gegen Kinder, von Gemeinschaftsbildungen und den Trägern oder Vollstreckern ihrer höheren Zwecke und Bethätigungen gegen ihre einzelnen Glieder ausgeübt wird.

Bei den Vergeltungs- und Rache-Thaten besonders der höheren Organismen hat es oft den Anschein, als ob der dieselben regierende, fast instinktive Drang das Ziel hätte, dem zuerst geschädigten Lebewesen eine Beruhigung oder Kompensation der ihm bereiteten Mißgefühle durch die Wahrnehmung der in dem Urheber der letzteren mittels der vergeltenden Gegenwirkung hervorgerufenen Mißgefühle zu verschaffen.

Wenn man aber näher zusieht, so existiert in den Organismen keine instinktive, so zu sagen, primäre Lust an den Mißgefühlen anderer Lebewesen, sondern die Befriedigung an der Hervorrufung von Mißgefühlen in Andern entsteht erst aus zusammengesetzteren Vorstellungs-Reihen und sogar im Widerstreit mit derjenigen, in größerer oder geringerer Stärke in allen Organismen instinktiv eintretenden, Auslösung oder Resonanz von Mißgefühlen, welche durch die Wahrnehmung von Mißgefühlen anderer und besonders der näherstehenden Lebewesen hervorgerufen wird. Die scheinbar elementare Lust an der Vergeltung des Bösen mit Bösem ist also im wesentlichen eine aus Vorstellungs-Verbindungen quellende Vorfreude im Sinne der erhofften Wirkung einer Abschreckung, wie ich die letztere im ersten Abschnitt dargelegt habe, somit ein Vorgefühl der größeren Sicherung gegen die Wiederkehr eigener, aus feindlichem Thun und Lassen der Andern drohender Not und eine Vorfreude an der mit dem Energie-Grade der vergeltenden Aktion gesteigerten Scheu der Andern vor Uebelthat gegen uns, endlich in der leidenschaftlichsten Höhe des bezüglichen Affektes eine Freude an der auf solche Weise erhöhten eigenen Macht über Andere.

Erst aus solchem Schwelgen in Machtgefühlen geht dann die widernatürliche Lust an der Not und Qual Anderer und

wo mit dem philosophischen Ballast auch der alte Glaube seine Stützen verloren und Männer, die trotz alledem noch ihre Ueberzeugung an die Traditionen einer deduktiv-spekulativen Weltanschauung anklammern zu müssen glauben, außer stande sind, in einem bereits 1801 vom Hause Hohenzollern geforderten Schulgesetz der deutschen Nation eine wissenschaftliche Begründung ihrer Bildung und Lebensauffassung zu geben: ich sage heute ist es wahrlich nicht angebracht, sich noch über Umkehrung aller ethischen Werte und auch die ausschweifendste Umwertung aller früher geltenden Begriffe von Keuschheit, Sitte und Liebe zu wundern. Auch die kleine Schrift der Frau Irma von Troll-Borostyáni ist ein flammendes Zeichen jener Haltlosigkeit und jenes Verlustes ernsten wissenschaftlichen Denkens. — Hat man das Schriftchen gelesen und vernommen, der Grund alles heutigen Elendes liege in „der Hörigkeit, spez. der Sexual-Sklaverei der Frau und in dem Erb-Kapitalismus," so bleibt außer dem Fanatismus der Sprache nach wie vor alles beim alten, denn Frau von Troll sagt gar nicht, wie, sie fordert nur, daß es anders werden soll.

Auf der 63., der letzten Seite ihrer verzweifelnden Gedanken, apostrophiert sie die Leser „sie habe mit schmerzbebender Hand das Bild des grausigen Jammers" hingestellt, „damit es euer Herz rühre und ich euch eine heiße, starke Sehnsucht erwecke nach jener Reinheit, jener Freiheit, die in eurer Macht liegt, zu erringen, und die allein euch befähigt, den Born der Liebe, den ihr in thörichter Verblendung zu einer Quelle der Leiden, der Sünde und Verbrechen umgewandelt, zu dem werden zu lassen, was die Natur in ihm uns bieten will: den nie versiegenden Jungbrunnen der Menschheit." [Ein Jungbrunnen ohne Arbeit? d. B.] Frau von Troll, die Worte „jene Reinheit und jene Freiheit" sind Phrasen, tönendes Erz, so lange Sie uns nicht sagen, wie Sie es anfangen wollen, unser deutsches Volk zu Reinheit und Freiheit zu erziehen. Mit Entrüstung und gemütlicher Emotion allein baut man keine ethischen Häuser. Sie schleppen da eines der verwickeltsten und schwierigsten Probleme der Sozialwissenschaft, „den Erb-Kapitalismus" herbei und machen, wie's heute Mode, mit Handwischen reinen Tisch mit dem Erbrecht, auf dem doch nun einmal unsere heutigen gesellschaftlichen Zustände beruhen.

Wer will denn heute leugnen, daß — höchst wahrscheinlich doch erst nach langer, langer Zeit — das Erbrecht vielleicht einmal ganz erlischt, daß, wenn Staaten sich nicht mehr auf Kompromissen zwischen Stärkeren und Schwächeren und den zwischen ihnen sich abschließenden Rechten und Verträgen, sondern auf der Familie aufbauen, die der Sorge für ihre Nachkommen gewachsen ist, die Erziehung dieser der Menschheit zu einer heiligen, ernsten Pflicht, ja zur ersten und wichtigsten aller Pflichten des Gemeinschafts-Lebens wird! Wer möchte nicht zugeben, daß dann der 20- oder 25jährige Mensch so erzogen und zu irgend einer Leistung und einer lohnbringenden Arbeit so ausgerüstet wird, — daß er auf eigenen wirtschaftlichen Füßen zu stehen und des Erbes zu entraten vermag. Ja wer will leugnen, daß es für den so erzogenen Menschen sittlich weit zuträglicher und sein individuelles Können fördernder ist, der eigenen Kraft, der eigenen Arbeit sich zu freuen als mit ererbten Mitteln seine bürgerliche Stellung zu behaupten! Die große Erbrechts-Frage mag also immerhin eine durchaus offene sein! Was aber in aller Welt geht's Erbrecht die Liebe an! Wenn zwei gleich denkende, gleichstrebende junge gesunde Leute sich im Besitz der Mittel wissen, eine Familie zu gründen, sich also nach Sicherstellung dieser Mittel*) im reinen und freien Glauben an ein solches Familien-Heiligtum der Seligkeit ehelichen Vereintseins hingeben, so ist m. E. nicht abzusehen, warum solches Eheschließen und solche Familien-Bildung denn durchaus abhängig sein soll von der Frage des Erbrechts. Etwa speziell aber auf dem sozialdemokratischen Paradepferd des Erb-Kapitalismus herumzureiten, wird mir Frau von Troll wohl ersparen, da die Quadratur des Zirkels noch nicht gefunden ist, ob bei einer, bei zwei oder erst bei 20 Millionen das Eigentum ein Ende haben soll, wenn nicht der Anarchismus unserer Tage das Eigentum überhaupt, damit freilich auch alle Familien-Bildung und alle sittliche Erziehung der Nachkommen, über Bord wirft. Scheiden wir also die Erbrechts-Frage lieber aus der Liebes-Frage aus.

Frau von Troll wird von uns Männern überhaupt eine Kritik nur mit Achselzucken hinnehmen, denn sie sagt, „kalt und spöttisch würden die Träger der Kultur lächeln," wenn sie uns sagte: „in Euern Seelen seid Ihr roher, härter, grausamer als das Tier. In diesem waltet der blinde Naturtrieb, Euere heuchlerische, verlogene, verderbte Civilisation hat die Natur geknechtet und entehrt, und zur Rache hat sie, die geschändete, die sich empörende Natur, Euch in den Schlamm der Gemeinheit gesenkt . . ." Nun wir angeblich die Kultur tragenden Männer quittieren zunächst — der heutigen Dame gegenüber immer höflich und voll Rücksicht — über dies Leumunds-Zeugnis, müssen uns aber doch die Freiheit wahren, Frau von Troll zu fragen, wie auf S. 7 „die Natur sich über ihre Knechtung und Entehrung empört," dieselbe Natur von der auf S. 52 ausgesagt wird: „Die Natur und ihre Gesetze wissen nichts von Moral?" Dann soll weiter klar sein, „daß der von der Natur (sic!) in alle Lebewesen, also auch in den Menschen gelegte Geschlechtstrieb und dessen Befriedigung an sich [ist es nun hier die „moralische Natur" oder die Natur, die von Moral nichts weiß?] „weder moralisch noch unmoralisch sein kann, ebenso wenig wie Hunger und Essen, Durst und Trinken, Ruhebedürfnis und Schlafen sittlich oder unsittlich sind." Jemand, der so mit den Begriffen umspringt, der Worte mißbraucht, die Paarung mit der Nahrung vergleicht, die elementaren physiologischen Vorgänge bald mal mit dem Höchstmaß weiblichen Sonder-Empfindens als „Lebenweckende, licht- und glutenstrahlende Göttin, Königin aller irdischen Freuden, Brunnen, aus dem die Menschheit ihre ewige Verjüngung schöpft, heilige Flamme wonnespendender Trunkenheit, süßeste Offenbarung der Allmacht der Natur — zündende quellende, schaffende Liebe!" [wörtlich S. 8] bezeichnet, bald diesen nur durch und in der Ehe-Gemeinschaft naturgesetzlich gegebenen physiologischen Paarungs-Vorgang dadurch korrumpiert und entsittlicht, daß er die Anwendung von Präventivmaßregeln — wenn auch nur in gewissen Fällen — „als eine sittliche That" bezeichnet: ich sage, eine solche Feder kann beim besten Willen nicht ernstlich genommen werden. Gewiß kann heute weibliches Empfinden wild werden und überschäumen bei so mancherlei schlimmen sexualen Dingen, allein alles schwarz malen, was weiß ist, weil Schwarzes daneben steht, führt zu keinem Ziel als dem unklarer Erregung.*) Wenn Frau von Troll dem Optimisten entgegenhält: „Aber kann uns der Zustand eines Kranken Beruhigung gewähren, weil wir, zwischen den seinen Körper über und über bedeckenden, offenen Wunden hin und wieder mit Hilfe der Loupe einzelne heile und reine Stellen zu entdecken vermögen?" so kann man Frau von Troll nur bedauern, daß sie in ihrem Lebens-Erfahren dieser Loupe bedarf. Wahrlich eines sittlich, sicheren Fundaments erfreuen sich die Zustände des menschlichen sexualen Lebens nicht. Die Arbeitsstunde eines Bäckergesellen und das Aufmachen einer Barbierstube wird unters Gesetz gestellt, aber um die Rechts-Begründung, daß ein Mann mit Geld eine wirtschaftlich schwache Frau sich kaufen darf, um sich einen Genuß zu verschaffen, dessen Erlaubtsein nur durch die gesetzgebende Macht der Genießenden selbst, aber nimmermehr durch irgend eine wissenschaftliche Thatsache gedeckt wird, ist niemand besorgt. Ich gebe deshalb Frau von Troll gern und voll zu, daß der dem heutigen Recht entsprechende Zustand des sexualen Verkehrs ein sehr fragwürdiger ist.**) Ich

---

*) Auch vom waschechtesten Antisemiten, wenn er sich nur irgend sein geschichtliches Ohr zum Hören erhalten hat, wird doch nicht geleugnet werden, daß das so grausam und so scheußlich [vid. u. A. nur Spanien] verfolgte Judentum seinen heute so eminenten wirtschaftlichen Hochstand nicht zum letzten dem Umstand verdankt, daß es bei der Familienbildung das wirtschaftliche Element erwog. An dem dabei eingehaltenen Maße und ihrer Form übe ich hier keine Kritik.

*) Wer nicht bloß aus Büchern und Zeitschriften sein Urteil über unser deutsches Bürgertum kennen gelernt, sondern namentlich als Arzt auch mit den unteren, wenn nur in gesicherter Notdurft stehenden Schichten des Volkes verkehrt hat, weiß, daß dort noch so viel Weißes, noch so viel wertvoller ethischer Gehalt besteht, daß namentlich die deutsche Frau trotz ihrer gesetzlichen Hörigkeit noch einen solchen Besitz gesunden, treuen, ausharrenden Familien-Sinnes aufweist, daß jener von Troll'sche Pessimismus des sachlichen Grundes entbehrt.

**) Was hilft es der Frau, daß das neue deutsche bürgerliche Gesetzbuch die Ehe als eine „auf sittlicher Basis" ruhende Gemeinschaft von Mann und Frau erklärt und der Richter bei Ehestreitigkeiten danach verpflichtet ist, sich auf diesen Boden zu stellen, wenn die Urteilsbildung der Männerwelt auf dem alten Standpunkt ihrer geistigen Vormacht und damit ihres Bestimmungsrechts auch im sexuellen Verkehr verharrt. Es ist bezeichnend, daß Männer, die sonst garnicht lutherisch denken, in puncto sexu sich auf Luther berufen, während der Anatom und Physiologe ihnen zuruft: „Daß Enthaltsamkeit nicht allein keinen Schaden, sondern umgekehrt einen großen Nutzen gewähren müsse, davon überzeugt leicht folgende Betrachtung: Die notwendige Ausgabe an körperlichen und geistigen Kräften für die Erfüllung der Aufgaben des Berufs im Jünglings- und Mannesalter ist eine so große, daß jede ernste Mehrausgabe einen Verlust bedeutet und erschöpfend wirken muß."

habe an andern Orten schon laut und oft genug die Hörigkeit der Frau als *eine Hauptquelle der Rückständigkeit unserer ethischen Kultur bezeichnet* und erst noch kürzlich i. d. Bl. die Männerwelt gemahnt, durch Aufgeben ihres Geschlechts-Vorrechtes die Frau aus einer Sklaverei zu befreien, die ihnen weder Ruhm noch Gewinn bringt. Aber ich frage, Frau von Troll, läßt sich denn ethisches Denken und Thun überhaupt mit Gesetzen erreichen? Unsere Sitten, unsere öffentliche Ethik ist weit mächtiger als das Gesetz und wohl ist die Frage berechtigt, ob wir heute speziell in unserem Deutschland nicht bessere Sitten hätten, wenn uns wenigere Gesetze die Hände bänden?

So haben wir ein Gesetz, das dem Standes-Beamten vorschreibt, jeden Mann und jede Frau von einem gewissen Alter an zur Ehegemeinschaft zuzulassen *ganz unbekümmert um ihre bürgerliche Existenz.* Würde wohl je eine Gemeinde erfahrener und gebildeter Menschen — [*Männer und Frauen*] — für ihren Kreis ein solches Gebot erlassen!

Wir Menschen von heute stehen mit unseren wichtigsten Lebens-Aufgaben der Wissenschaft eben dieses Lebens, d. i. der Biologie gegenüber noch rein in den Kinderschuhen. Wir reden von einem *Recht auf Arbeit*, während die Biologie uns zuruft: „*wer keine lohnende Arbeit leistet, muß hungern*“. Mit naiver Keckheit schreiben unsere Sozialaristokraten es nieder: „Alle Physiologen sind einig über die Notwendigkeit der Geschlechtsthätigkeit für den erwachsenen Körper beider Geschlechter“ aber allen den namhaften Physiologen, die sich wissenschaftlich zur Sache geäußert, fällt das gar nicht ein. Gerade die Biologie ist's, die uns lehrt, Kräfte nur in den Dienst der Sache zu stellen, *der sie der Norm, dem Gesetz nach zugehören.* Wie Speise und Trank nicht Selbstzweck sind, sondern bestehen, um Leistungen zu ermöglichen, so ist auch die Thätigkeit der Geschlechtsliebe nicht Selbstzweck und gilt nicht in erster Linie den Eltern, sondern der Nachkommenschaft, dem Kinde. Es ist die reine Willkür des herrenständigen Mannes, das Dogma auszugeben, die Geschlechtsthätigkeit sei Selbstzweck! *Davon sagt die Natur absolut nichts aus.* Man kann die ganze, nicht domestizierte Tierwelt durchgehen, nirgend findet sich ein anderer Beweis, als der, daß *die Paarung der Erhaltung des Geschlechts gilt!**) Ist denn ein Dogma deshalb wahr, weil die Menschen ihm anhängen? Und ist dies unsere Männerwelt so bedrohende Dogma nicht dadurch so fadenscheinig, daß nur sie, die Hälfte des Menschengeschlechts, es aufstellt? Ist ihm nicht das Mal der Ungerechtigkeit dadurch als echtes Kainszeichen an die Stirn geheftet, daß es für die Frau nicht gilt? Gewiß, der Organismus der Frau trägt vom Geschlechtsverkehr andere Folgen als der Mann. Sollen wir auf unser Denken so stolzen Menschen aber jedes Geschehen *nur* biologisch messen? Sollen wir uns über das physische Geschehen gar nicht erheben? Giebt es gar keine *ethischen Gesetze*, zu denen wir, *Fuß fassend in der Wirklichkeit*, aufsteigen können! Wenn wir zugeben müssen, der Geschlechtsakt selbst ist das Bedingende, Primäre und Entscheidende für die Erhaltung der Menschheit und nur eben der Nachkommenschaft wegen im Ablauf der Natur-Dinge gegeben; wenn wir gleichzeitig fraglos das Weib verurteilen und von der Gesellschaft ausschließen, das, sei es ehelos, sei es im Interesse eines Geld werbenden Selbstzweckes, dem Geschlechtsverkehr sich hingiebt, das Weib, das, wie die von Troll'schen Dithyramben auf die Geschlechtsliebe beweisen, persönlich, organisch, kurz mit ihrem ganzen biologischen Dasein so hundertfach mehr an die Vorgänge und Interessen der Paarung geknüpft ist als der Mann: ich sage, wenn das alles einwandfrei so ist, wahrlich, woher will der Mann einen Schatten von Recht nehmen, sich etwas zu gestatten, was er der Frau weigert! Denn läßt sich auch heute die sogenannte gute Gesellschaft mit nur zu viel Behagen kitzeln und reizen mit der französischen Pornographie des Ehebruchs und den Schweinereien der Halbwelt, so will doch, wenn's ihn persönlich betrifft, der deutsche Mann mindestens sein Haus rein halten von der, wie er mit der nur zu durchsichtigen Phrase seiner Herrenstellung sagt, „gefallenen Frau“. Daß er aber der absolut gleich Gefallene ist, wenn er mit der Gefallenen dasselbe thut — und es heißt doch, in der Liebe sind Mann und Frau ein Leib — davon schweigt des Sängers Höflichkeit. Und, wie ich schon einmal i. d. Bl. es sagte, hier gilt der Männerwelt das „hic Rhodus, hic salta“!

Auf Grund des biologischen Gesetzes, daß der Geschlechtsakt gar nicht das wäre, wenn es nicht gälte, das Geschlecht zu erhalten, auf Grund des mit und durch ihn dem Menschen gleichsam dafür gezahlten Preises, daß Ehegatten Werden, Wachsen, Geburt und Erziehung der Nachkommenschaft auf sich nehmen, kaan sich heute niemand mehr zum Herrn im Geschlechtsleben aufwerfen. Die Gleichheit von Mann und Frau, *dem biologischen Gesetz gegenüber* führt zum ethischen Gesetz der Gerechtigkeit gegen die Frau. Die Herrschaft des Stärkeren, die *Vormacht eines Teiles zwischen zweien* schließt aber die Gerechtigkeit aus.

Frau von Troll mag mir nicht übel nehmen, daß ich bei der Besprechung all der heutigen pornographischen Litteratur ihres Schriftchens ausführlicher gedacht. Weit mehr gilt's, den Finger in die Wunde jenes Spohr'schen Verlags zu legen, der allerdings angethan ist, mit seinen sogenannten neumalthusianistischen Quacksalbereien die auf diesem Gefühls-Gebiete so leicht ins Wanken zu bringende Menschenseele in heilloser Weise zu vergiften*). Und eine Schmach und eine Schande der Gegenwart ist's, diesem neumalthusianistischen Geschlechts-Verkehr, wenn auch in noch so bedingter Weise, das Wort zu reden, heute wo Physiologie, Biologie und Soziologie den ethischen Wert der Gerechtigkeit des einen Geschlechts gegen das andere einwandfrei begründen. Und wo wird dieser unselige Neumalthusianismus (der Engländer Malthus würde sich im Grabe wenden, hörte er seines Namens Mißbrauch!) auch nur noch einen Schatten seines Bestandes finden, sobald die Frau nicht mehr Geschlechts-Sklavin des Mannes ist! Hebt die Frau mit allen ihren Lebens-Interessen, mit all denselben Mitteln, mit denen ihr Männer euch eure Lebens- und Welt-Anschauung bildet und euch ein Urteil über den Zusammenhang der Dinge macht, auf dieselbe Stelle, auf der ihr euch emporzuheben für gut und notwendig haltet und es wird das Objekt ganz von selbst fortfallen, an dem ihr eure *angeblich* physiologischen Bedürfnisse zum Austrag bringt! Seid keusch im Leben, arbeitet um Lohn und Erwerb zum Aufbau der eigenen Hütte, und wenn Mann und Frau dann unter deren Dach ziehen, das höchste, heiligste und herrlichste Gut zu gründen, was der Menschheit zu erreichen möglich ist, „*den eigenen Herd*“, dann singt der Liebe eure Jubellieder.

Vergeßt aber nicht, daß so lange ihr, aller Wissenschaft wie aller Ethik ins Gesicht schlagend, euer neumalthusianistisches Treiben fortsetzt, ihr nichts besorgt als die Interessen eines menschlichen Schweinestalls!

Und sollte ich zum Schluß es wirklich noch nötig haben, darauf hinzuweisen, wie das heutige wüste, verkappte, verheimlichte, den Sinnesreiz weckende, sich in Zweideutigkeiten, äquivoken Reden bewegende, wie das in romanhaften Machenschaften aus seinem natürlichen Zusammenhang herausgerissene Behandeln der Liebes-Fragen, wie das Kokettieren mit halbgezeigten Reizen und *der künstlichen Züchtung unzeitlicher Triebe*, wie die schwere Kette sich von Geschlecht zu Geschlecht erblich fortpflanzenden und anhäufenden Irrtums und standesmäßig sich forterbender Unsitte u. s. v. a. notwendig dazu führen mußte, im Manne den Wahn zu festigen, der Geschlechts-Verkehr habe einen Zweck in sich!

Sobald die deutsche Nation sich dazu aufraffen wird, ein Schulgesetz zu fordern, das die Pflichten der Menschen aufbaut auf der Naturnotwendigkeit der Arbeit nach dem biologischen Gesetz „jede organische Leistung erheischt Ersatz“, d. i. „ohne Arbeit kein Brod“ und die sittlichen Wert-Elemente der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht mehr in den Utopien wissenschaftlich unerwiesener Voraussetzungen, d. i. in jener rückständigen deduktiv-spekulativen Welt-Auffassung sucht, wird mit tausend anderen Irrungen auch die Verrenkung und Verkennung der Höhe und der Reinheit des menschlichen Liebes-Lebens enden.

Streiflichter.

Sozialistisches. In der soz. „Neuen Zeit“ 1896 Nr. 1 steht ein instruktiver Artikel über das demokratische Prinzip und seine Anwendung, der in manchem seiner Punkte auch für uns Ethiker Interesse hat, und vor allem ein Beweis dafür ist, daß auch in der deutschen Sozialdemokratie diejenigen Kräfte lebendiger sich zu regen beginnen, die nicht auf den großen Kladderaddatsch warten, um politisch von oben her zu regeln, sondern einer all-

*) In Professor A. Rauber's „Fragen der Liebe“, Leipzig, Besold, 1895, findet jeder Material und Litteratur-Angaben genug, um sich hierüber ein selbständiges Urteil zu bilden.

*) Mag man mit Recht ein begeisterter Anhänger von der eminenten Macht und der Bedeutung der heutigen Presse sein, sie sollte es selbst immer laut betonen: „Von all dem Übel, wogegen das Gute bei seinen Versuchen sich auszubreiten, zu kämpfen hat, ist die *schlechte Litteratur* — und zu ihr zählt die pornographische — das größte.“

mählichen praktischen Umgestaltung unseres Gesellschaftslebens das Wort reden.

Da heißt es u. a.:

„Es giebt keine sozialpolitische Reform, die zur Demokratie in einem inneren Gegensatz stünde; jede sozialpolitische Maßregel, die einen solchen Gegensatz birgt, die nicht auf die Demokratie hinwirkt, ist das Gegenteil von Reform. Denn Reform heißt nicht schlechtweg Umgestaltung, sondern progressive Umgestaltung, und gesellschaftliche Fortentwickelung heißt Erweiterung des Kreises der am Kulturleben vollen Anteil nehmenden Gesellschaftsglieder.“

Diesem Zwecke allein, dem sozialen Zwecke sollen demokratische Einrichtungen dienen. „Sie sind Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck.“ Die bloße Demokratie dagegen kann sehr leicht als „Hebel für reaktionäre Zwecke dienen“ und „hat sich wiederholt bei ganz legitimem Gebrauch als solcher bewährt, so daß sich in verschiedenen Ländern die sozialpolitisch reaktionärsten Parteien zur politischen Demokratie bekennen“.

„Das Prinzip der Demokratie findet seine Grenze resp. Ergänzung in dem Prinzip der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Absolute Geltung könnte es nur da beanspruchen, wo die Menschen völlig gleiche Funktionen erfüllen. Mit der Differenzierung der Funktionen tritt auch eine Differenzierung der Stellungen und Vollmachten ein . . . Diese sind heut vielfach übertrieben, weil das überkommene Klassenmoment hineinspielt . . . Diese Übertreibung läßt sich beseitigen . . . die Differenzierung wird doch bleiben.“

Indem Verf. von Demokratisierung des Wahlrechts in den Landtagen, Provinzial-Kreisvertretungen und den Gemeinden spricht, erinnert er sodann an den wichtigen Satz, daß „die Arbeiterklasse nicht die heutige Staatsmaschine einfach in Besitz nehmen und für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen kann“. Das klingt etwas anders als die Reden mancher Sozialisten, die, wie auch kürzlich Greulich in Zürich, meinten: „Eines schönen Tages dekretiert das Volk: Die Eisenbahnen gehören uns u. s. w., und dann gehören sie uns.“ Es kommt da die wichtige Einsicht zu tage, daß die Arbeit von unten auf, die auf Selbsthilfe ruhende Organisation und Erziehung wesentlich sind. Verf. sagt das eine eine Seite vorher auch ausdrücklich:

„Wir . . . sind sicher weit davon entfernt, im parlamentarischen Kampfe mehr als eine Seite des Kampfes der Sozialdemokratie zu erblicken oder ein Ueberwuchern der Hingabe an derselben für wünschbar zu halten. Wir halten die außerparlamentarische Aktion für die Organisation und wirtschaftliche Hebung der Arbeiter für eine Sache von der größten Wichtigkeit, sind in dieser Beziehung sehr geneigt, der Selbsthilfe ein gut Teil mehr Zugeständnisse zu machen, als es gewöhnlich sozialistischerseits der Fall.“

Da hat der Mann recht! Und zwar möchten wir das „ein gut Teil“ recht sehr betonen. Denn der Glaube an die rein politische Aktion, dieser Glaube, mit politischer Machteroberung könne man die Welt verwandeln, dieses bloß formalistische Parteitreiben, ist auf die Dauer unhaltbar, und ruft selbst in solchen Kreisen energischen Widerstand hervor, die an sich sozialistisch gesinnt sind. Sagte doch vor kurzem dem Schreiber dieses ein überzeugter Sozialist, dem ich obige Worte Greulichs erzählte: „Der Staat hat ganz recht, wenn er die niederhält; denn die können ja nichts machen, wenn sie zur Regierung kommen. Wie wollen die organisieren, wenn sie noch gar nicht wissen, wie? Da giebt's nur heilloses Durcheinander und keinen Aufbau. Es muß erst etwas geschaffen sein, auf dem man aufbauen kann: dann folgt die staatliche Aktion von selbst und die reichen Leute setzen dem auch nicht mehr solchen Widerstand entgegen wie heute, wenn sie sehen, daß und wie man's machen kann.“ In der That, ich möchte mit Herrn Dr. Foerster und vielen anderen glauben, daß England mit seiner mächtigen genossenschaftlichen Entwickelung trotz des Fehlens einer sozialdemokratischen Partei dem Sozialismus näher ist, als Deutschland mit seiner ausgedehnten Partei und seiner mangelhaften sozial-genossenschaftlichen Entwickelung.*) Freilich, dem obigen Satze, der Staat habe recht, wenn er diesen rein politischen Sozialismus niederhalte, trete ich ganz entschieden entgegen. Der Staat hat vielmehr bei uns meiner Ueberzeugung nach den doktrinären Sozialismus geradezu groß gezogen durch seine Unterdrückungsmaßregeln und durch die Erschwerung des Koalitionswesens. Nur in der Freiheit lernt der Mensch die Freiheit gebrauchen. St.

*) Genossenschaften haben wir ja freilich viele, aber es fehlt die Einheit und das auf Ineinandergreifen von Konsum und Produktion gerichtete Ziel.

Die Duellfrage auf dem Friedenskongreß. Auf dem Budapester Friedenskongreß ist bekanntlich eine scharfe Resolution gegen das Duell durch den Widerspruch einer Reihe von Aristokraten und Militärs zu Falle gekommen. Selbst Frau von Suttner trat in dieser Frage für eine vorsichtige Taktik ein. Der ungarische Graf Zichy meinte, eine Resolution, die dem Bekenner der Friedensidee ein absolutes Duellverbot auferlege, würde in einem Militärstaat wie Österreich-Ungarn alle irgendwie in Betracht kommenden sozialen und politischen Faktoren aus der Friedensbewegung hinausdrängen. Man müsse noch Duldung üben gegen die von der Armee erzwungene Duellunsitte. Auch der italienische Marchese Pandolfi, einer der rührigsten Friedensfreunde, trat diesen Gesichtspunkten bei, so daß man von der absoluten Verdammnis des Duells Abstand nahm. Diese duldsame Haltung des Kongresses ist von der demokratischen und sozialistischen Presse sehr heftig verurteilt und als Halbheit verspottet worden. Solche Kritik entspringt jenem blinden Fanatismus, der die organische Entwickelung überspringen will und den zu bekämpfen eine Hauptaufgabe der Friedensbewegung ist. Man kann sehr wohl ein ganz ehrlicher und konsequenter Anhänger der Friedensidee sein und doch ein radikales Duellverbot für die Gegenwart ablehnen — ebenso wie man ein ehrlicher Sozialist sein und doch als Unternehmer innerhalb der privatkapitalistischen Wirtschaftsordnung in den Konkurrenzkampf eintreten und Unternehmergewinn beziehen kann. Das Duell ist ein untrennbarer Bestandteil des stehenden Heeres sowie der ganzen Summe von moralischen Anschauungen und Standesbegriffen, welche in einem noch unentwickelten Gemeinschaftsleben die Unantastbarkeit der Persönlichkeit sicher zu stellen und durch Selbsthilfe die Lücke auszufüllen suchen, in welche innerhalb einer entwickelteren Zivilisation die moralische Ächtung der Roheit und des Übermutes durch das öffentliche Urteil tritt. Es ist also keine Halbheit seitens der Aristokraten und Militärs des Kongresses, wenn sie keine absoluten Resolutionen gegen das Duell fassen wollen; denn der einzige richtige Weg zur Bekämpfung des Duells liegt eben in der Bekämpfung seiner Ursachen, und diese liegen in der kriegerischen Gesellschaftsorganisation, die eben erst durch die allmähliche Beruhigung der Völkerbeziehungen zurücktreten und deren Ueberwindung erst das ganze menschliche Zusammenleben von den Diktaten der schlagfertigen Armee entlasten kann.

Neben diesem Gesichtspunkte sind auch die Überlegungen wichtig, welche Frau von Suttner geltend machte. Gegenüber der Behauptung, die Friedenssache werde erst gedeihen, wenn man die Halben entfernt und mit Verzicht auf die Mitarbeit der duellfreundlichen Aristokraten die Bewegung ganz auf demokratische Basis gestellt habe, meinte sie, man müsse sich die Halben gefallen lassen, weil man hoffen dürfe, sie zu Ganzen zu machen. Mit tausend kleinen Fäden werde man die herrschende Klasse so lange umstricken, bis sie gar nicht mehr anders könne, als sich den neuen Ideen anzuschließen. Die Hauptsache sei, die Leute erst festzuhalten. Dann würden die zahmen Elephanten schon die wilden dressieren. Die wichtigste Eigenschaft der Friedensfreunde sei die Geduld.

Wir stimmen dieser Taktik voll und ganz zu. Alle die ethischen Bestrebungen der Gegenwart wollen ja nicht durch Resolutionen, Demonstrationen und Machtaktionen, sondern durch allmähliche Umbildung der Überzeugungen und durch „Besiegung der falschen Willensrichtung“ wirken. Auf jene Erfolge geschlossenen Auftretens und radikaler Konsequenz, die den Klassenbewegungen und Parteibestrebungen so leicht zufallen, müssen sie daher völlig verzichten, weil eben ihr Kampf nicht in dem kompakten Angriff, sondern in dem stetigen unsichtbaren Eindringen in die Reihen der Widerstrebenden beruht, und weil ein eifriger, wenn auch noch nicht ganz konsequenter Bekenner in den Reihen der herrschenden Kreise für den wirklichen Fortschritt der ganzen Idee mehr Bedeutung hat als tausend natürliche Bundesgenossen. Daß mit dieser Taktik die ganze Bewegung durch die „Halben“ verwässert werden könnte, ist nicht zu befürchten; denn die geistige Übermacht ist doch immer nur bei den „Ganzen“. F.

Vermischtes.

Zur Essener Meineidssache. Über den Aufruf der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, betreffend ein Gnadengesuch zu Gunsten der verurteilten Bergleute Schröder und Genossen erläßt Frau Johanna Meyer in der „Berg- und Hüttenzeitung“ folgende Erklärung:

„So dankbar ich für die wohlwollende Gesinnung der Herren Unterzeichneten bin, und so sehr mich ihre Überzeugung von der Unschuld meines

Mannes freut, so kann ich mich doch nicht mit dem Aufruf einverstanden erklären. Mein Mann beansprucht Recht, nicht Gnade, lehnt daher diese, sowie alle Versuche, solche zu erreichen, entschieden ab. Während der Dauer seiner Strafe wird ihn das Bewußtsein, schuldlos zu sein, trösten und seine Leiden erleichtern."

Wir haben alle Hochachtung vor solcher Gesinnung und haben von den Verurteilten auch nichts anderes erwartet; allein es handelte sich bei unserer Kundgebung nicht allein darum, den Verurteilten wohl zu thun, sondern auch darum, dem verletzten Rechtsgefühl zahlreicher Männer und Frauen in irgend einer Form Ausdruck zu verschaffen.

Nun ist aber eine Wiederaufnahme des Verfahrens, also Recht statt Gnade, nach der bestehenden Rechtsordnung nur dann möglich, wenn neue Thatsachen ans Licht gefördert werden, die bei dem Urteil der Geschworenen nicht in Erwägung gezogen werden konnten. In dem Protest der öffentlichen Meinung gegen das Geschworenenurteil, den der Aufruf der D. G. E. K. formuliert und begründet hat, handelt es sich aber nur um eine andere Auslegung, nicht um neue Thatsachen. Ein Verlangen nach Wiederaufnahme des Verfahrens von seiten der D. G. E. K. — einige juristisch nicht informierte Kritiker des Aufrufes haben ein solches Verlangen vermißt und unserer Aktion den Vorwurf der Halbheit gemacht — wäre also ein Schlag ins Wasser gewesen — es sei denn, daß man zugleich einen Antrag auf Umgestaltung der Strafprozeßordnung gestellt hätte. Der Aufruf zu einem Gnadengesuche war daher der einzige Weg zu einer Kundgebung des öffentlichen Gewissens gegen das Geschworenenurteil. Der Protest als solcher war das Wesentliche in der ganzen Aktion. Erfolgt hierauf Begnadigung, so bedeutet das mehr als bloße Gnade, es bedeutet das Zugeständnis, daß hier ein Fehler der Rechtsprechung wieder gut gemacht werden mußte. Im übrigen dürfen die Verurteilten unsern Aufruf als öffentliche Ehrenerklärung betrachten. F.

Das soziale Pogramm der Ethiker wird von der „Kölnischen Ztg." (2. Morgenbl v. 17/9) in einer Korrespondenz aus Bern mit folgenden Worten gemeldet:

„ . . . Ferner wurde ein Programm für die Ziele und Aufgaben der ethischen Gesellschaften aller Länder ausgearbeitet, das u. a. die Lösung der sozialen Frage durch Selbstbildung und Jugenderziehung empfiehlt."

Welche Forderungen soll man denn an die Berichterstattung der übrigen Presse stellen, wenn eine der leitenden deutschen Zeitungen derartige Entstellungen bringt? Wir stellen dem folgende Sätze des Programms des ethischen Bundes gegenüber:

„Wir erkennen an, daß das Streben der Massen des Volkes nach einem menschenwürdigeren Dasein ein sittliches Ziel ersten Ranges in sich schließt und erklären uns verpflichtet, dieses Streben mit dem vollsten Ernst zu unterstützen.

Wir meinen aber, daß es sich nicht bloß um die Not der ärmeren Volksklassen handelt, sondern in nicht geringerem Grade auch um die sittliche Not innerhalb der besitzenden Volksklassen, die in ihrem moralischen Wesen durch die Mißstände des heutigen Wirtschaftslebens schwer bedroht sind.

Wir erkennen an, daß der Widerstand gegen Unrecht und Unterdrückung eine heilige Pflicht ist, und daß unter den bestehenden Verhältnissen der Kampf ums Recht ein noch immer unentbehrliches Mittel ist zur Klärung der Rechtsbegriffe und zur Erreichung besserer Zustände; wir verlangen aber, daß der Kampf sich innerhalb der von der Humanität gezogenen Schranken halte, und daß er im Interesse der menschlichen Gemeinschaft als eines Ganzen, so wie mit stetem Ausblick auf den zu erzielenden sozialen Frieden geführt werde.

Wir erkennen an, daß es sich bei der Lösung der sogenannten Arbeiterfrage nicht bloß um die materielle Not handelt, sondern auch um die rechtliche und soziale Stellung der Arbeiter und um ihre volle Beteiligung an den höchsten Kulturgütern der Wissenschaft und Kunst.

Wir stellen den Organen des ethischen Bundes die Aufgabe, für die Beschaffung der geistigen Waffen zu wirken, die dem sozialen Fortschritt zu dienen geeignet sind; also wissenschaftliche Arbeiten anzuregen, die zum Zweck haben, die Gegensätze des Individualismus und des Sozialismus auf die Möglichkeit ihrer Vereinigung in einer tieferen Lebensauffassung zu prüfen; ferner Enquêten und moralistische Untersuchungen zu veranlassen, welche die Reformbedürftigkeit unserer Zustände auf Grund gesicherter Thatsachen eindrucksvoll vor die Augen bringen mögen, und für die Verbreitung der so gewonnenen Resultate zu sorgen, um das öffentliche Gewissen im Sinne der sozialen Gerechtigkeit einer höheren Entwickelung entgegenzuführen!!

Das steigende Interesse an der Frage des Moralunterrichtes und die steigende Abwendung der Lehrerwelt von der Gewissenstyrannei der kirchlichen Pädagogik in Deutschland zeigt sich in einer bedeutsamen Aktion des Berliner Lehrervereins, der im Anfang September in einem der größten Säle Berlins, der bis auf den letzten Platz gefüllt war, eine öffentliche Versammlung veranstaltete, in welcher Herr Seminar-Professor Moulet aus Versailles einen Vortrag über den französischen Moralunterricht hielt und ausführlich darlegte, wie die neuere ethische Pädagogik in Frankreich dem konfessionellen Hader durch eine von jeder religiösen Parteinahme unabhängige Grundlegung der sittlichen Lebensführung entgegenwirke. Die Berliner Volkszeitung brachte einen spaltenlangen Bericht, der weitere Kreise mit den französischen Neuanschaffungen auf diesem Gebiete bekannt gemacht hat. Wir entnehmen dem Berichte folgende Ausführungen:

Wie verhält sich der Moralunterricht der Religion gegenüber? Wie die Schule gegenüber der Kirche? In der Schule sitzen Kinder aller Konfessionen nebeneinander, aber welcher Religion sie auch angehören, die Grundbegriffe der Moral haben sie schon vor ihrem Eintritt in die Schule in sich aufgenommen, und diese Grundbegriffe sind allen gemeinsam. Diese gemeinsamen Grundbegriffe sollen in den Schülern befestigt und erweitert werden, wobei man das Trennende beiseite läßt. Da der Lehrer nur das Allen Gemeinsame betont, kann er angehören, welcher Religion er will. In das Gebiet der einzelnen Religion wird nicht eingegriffen, daher arbeitet der Lehrer nicht dem Priester entgegen. Der Moralunterricht ruht auf dem allen Religionen gemeinsamen Grunde; nicht eine Religion, sondern die Religion, d. h. die sittliche Bindung des Menschen, liegt ihm zu Grunde. Darum können alle Kinder daran teilnehmen, Juden sowohl, wie Christen. So wird mit dem allgemeinen Unterricht zugleich die Toleranz gebildet; der Moralunterricht ohne Konfession versöhnt die Religionen mit einander. Wenn auch später die Bürger in ihren Ansichten getrennt sein sollten, so werden sie sich doch alle vereinigen im Kultus des Wahren, Guten und Schönen. . . . . .

. . . Über die Pflichten gegen das Vaterland zu sprechen, sei für Redner heikel, doch bekennt er, jede Art Chauvinismus zu verwerfen, nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch anderswo. (Bravo!) Den Lehrbüchern ist vorgeworfen worden, daß sie den Chauvinismus und den Haß gegen Deutschland schüren. Das müsse leider bejaht werden und treffe besonders für die ersten gleich nach 1882 verfaßten Bücher zu. Aber eine neue Nation entstehe, die unter dem Zeichen des Ölbaums aufwachse. In manchen Büchern werde schon der Chauvinismus bekämpft. Der Redner führt aus einem Schulbuche ein Lesestück als Beispiel an. „Herr Lehrer, ist es eine Pflicht zu glauben, daß Frankreich das erste Land der Welt ist?" „Nein, mein Kind" ꝛc., daran schließt sich die Belehrung, daß die Herauskehrung dieses Standpunktes Chauvinismus genannt werde. Man müsse auf den Wohlstand des Landes hinarbeiten, wozu in erster Linie der Friede erforderlich sei. Erst wenn dieser bedroht werde, dürfe man zur Verteidigung des Landes die Waffen ergreifen. Mit einem Gedichte V. Hugo's, der ein Erlebnis seines Vaters, eines Generals, erzählt, schließt dieser Teil des Buches.

Die versöhnliche Auffassung werde auch von den französischen Lehrern geteilt und von weiten Kreisen des Volkes. Man möge nur nicht jeden kleinen Vorfall in der Presse ꝛc. chauvinistisch ausbeuten; doch sei der Chauvinismus nicht sein Thema. Der Redner will nur sagen, daß der Moralunterricht die Bahn des Friedens einschlage, und darum möge man auch in Deutschland daran arbeiten, daß die Völker sich gegenseitig die Hände reichen. Dann werde eine neue Aera des Menschengeschlechtes beginnen.

Dem Vortragenden wird reicher Beifall zu teil, worauf der Vorsitzende des Berliner Lehrervereins, Lehrer Groppler, diesen Dank in Worte kleidet und den Wunsch ausspricht, daß auch die deutsche Lehrerschaft an ihrem Teile dazu beitragen möge, an der Versöhnung der Völker mit zu arbeiten.

Die Mitteilungen Prof. Moulets werden ergänzt durch einen eingehenden Aufsatz August Dörings (Sonntagsbeil. der Voss. Ztg. No. 419), der bei aller Anerkennung der französischen Pädagogik im Moralunterrichte doch zeigt, eine wie große Rolle in den Hilfsbüchern für den weltlichen Moralunterricht (bis zum Jahre 1889 waren 119 solche Elementarbücher erschienen) noch religiöse und chauvinistische Ideen einnehmen. Wir entnehmen dem genannten Aufsatze folgende, hierauf bezügliche Mitteilungen:

Aus Anlaß der Weltausstellung von 1889 veranstaltete das Unterrichtsministerium eine großartige Gesamtdarstellung des französischen Unterrichtswesens (Recueil des monographies pédagogiques publiées à l'occasion de l'exposition universelle de 1889) in 6 Bänden. Im 4. Bande findet sich eine Arbeit L'éducation morale dans les écoles primaires von der Hand des Dekans der protestantisch-theologischen Fakultät zu Paris, M. F. Lichtenberger, der zugleich Mitglied des dem Minister als beratende Behörde zur Seite stehenden Oberunterrichtsrates (Conseil supérieur de l'instruction publique) ist. Für diesen Bericht stand das reiche Material von 558 amtlichen Gutachten der verschiedensten Provinzial- und Lokalbehörden zur Verfügung. Lichtenberger selbst stimmt als liberaler Theolog durchaus mit der Einführung des persönlichen Gottes und der Unsterblichkeit in den weltlichen Moralunterricht überein und findet in diesem Sinne die Trennung der Moral von der Religion oder, wie er lieber sagen will, vom konfessionellen Dogma mit dem kirchlichen Unterricht und dem kirchlichen Interesse vereinbar. Der weltliche Moralunterricht in diesem Sinn ist ein Segen für die Schule, für den Volksgeist, für die Lehrer, ein Segen auch für die Geistlichkeit. Ein Geist der Weitherzigkeit, Duldung und Eintracht beseelt die Schulen. Mit denselben Idealen genährt, tragen die Kinder den Geist des Friedens in die den verschiedenen Kulten anhängenden Familien. Statt zweier oder dreier einklassiger Schulen der verschiedenen Bekenntnisse hat man auch an den kleineren Orten eine einzige dreiklassige Schule, in der den Bedürfnissen der verschiedenen Altersstufen genügt werden kann. Der Lehrer braucht nicht mehr den konfessionellen Katechismusunterricht zu übernehmen, für den ihm die Vorbildung und das Verständnis fehlt, und der Priester, auf dem jetzt allein die Verantwortlichkeit für den konfessionellen Unterricht ruht, wird ihm mehr Eifer, mehr Zeit und Sorgfalt widmen. Er befürwortet einen ehrlichen Frieden zwischen Schule und Kirche. Man soll den Geistlichen die Schul-

räume für den konfessionellen Unterricht zur Verfügung stellen, und dafür sollen diese ihren Widerstand gegen die Staatsschule aufgeben. Er hält freilich bei der beweglichen Natur des französischen Volksgeistes eine politische Reaktion nicht für ausgeschlossen und bittet in beweglichen Worten, beim Eintritt solcher Reaktionen wenigstens diese zarten Keime zu schonen, auf die alle wahren Patrioten mit gerechtfertigter und eifersüchtiger Vorliebe blicken....

... Dagegen tritt der Nationalismus hier recht schroff in den Vordergrund und erhebt sich zur konventionellen Lüge der exklusiven nationalen Selbstbespiegelung.... Verweilen wir einen Moment bei dem „guten kleinen Franzosen". Der Ort hat Einquartierung gehabt. Den größten Eindruck auf die Kinder hat die der Fahne erwiesene Ehre gemacht. Man hat sie auf die Mairie gebracht; die Soldaten präsentierten vor ihr, der Tambour rührte die Trommel, die Bürger entblößten das Haupt, ein ehemaliger Soldat hatte Stellung genommen, und Thränen waren dabei über seine magern und gebräunten Wangen geflossen, denn er hat, wie er den Kindern erzählt, daran denken müssen, wie viele Fahnen in den Händen der Deutschen geblieben sind. Die Fahne stellt das Vaterland und die Ehre des Regiments dar, sie ist im Feuer gewesen u. s. w. Schon die Kinder müssen die Fahne lieben und bereit sein, dafür zu sterben. Nach der Schlacht von „Reichshoffen" hat ein elsässisches Mädchen, die Schwester des sterbenden Fahnenträgers, die Reste der Fahne eines aufgeriebenen Regiments an ihrem Herzen geborgen und ist so auf dem Schlachtfelde liegend gefunden worden. So weit die Erzählung des alten Soldaten. Man muß das Vaterland mehr lieben als die Eltern, mehr als alles in der Welt. Die Kinder werden so die Leiden der Elsaß-Lothringer bei ihrer Losreißung von Frankreich begreifen. Kein Vaterland verdient mehr geliebt zu werden, als Frankreich. Es ist ausgezeichnet durch sein Klima und seine landschaftlichen Schönheiten, durch die Liebenswürdigkeit seiner Bewohner, hat die glorreichste Geschichte und die meisten großen Männer. Es hat eine Jeanne d'Arc und einen Vincenz von Paula gehabt. Es hat nie die Rolle des Unterdrückers, stets die des großmütigen Beschützers gespielt, ist nie egoistisch gewesen, hat den Vereinigten Staaten geholfen, Italien befreit und seine Revolution nur im Gedanken an die anderen Menschen gemacht. Ein Beispiel, wie es fortwährend Wohlthaten über alle Nationen verbreitet, ist Pasteur, dem jährlich Tausende ihr Leben verdanken. Thöricht wurde es in einen Krieg gestürzt gegen einen Feind, der sich seit 50 Jahren auf die Revanche vorbereitete. Es verlor trotz Wundern der Tapferkeit fünf Milliarden, den Ertrag seiner Arbeit und seines Fleißes, und zwei Provinzen und hat nur die Ehre gerettet. Die spezifisch französischen Tugenden, deren Erörterung daher in diesem Kapitel ihren Platz hat, sind Wahrheitsliebe, Muth (hier tritt der Soldat mit den magern und gebräunten Wangen wieder auf die Schaubühne und erzählt, wie er aus der Gefangenschaft in einer deutschen Festung entflohen ist, um sich wieder mit der Armee zu vereinigen), Gehorsam, Zucht, Höflichkeit.

Alles in allem wird sich aus dieser Skizze ergeben, daß sich hier in noch unvollkommener Hülle ein Vorgang von höchster kulturgeschichtlicher Bedeutung vollzieht. Möchte es unserer Nachbarnation gelingen, den Wahrheitsgehalt der neuen Einrichtung immer mehr von den noch anhaftenden Schlacken zu befreien und das Große und Wertvolle in ihr immer reiner zur Darstellung zu bringen!

Bücherbesprechung.

Menschen und Paragraphen. Von M. Scona. Wien, 1896, Karl Konegen.

Früchte deutscher Bildung auf außerdeutschem Gebiet haben ein Recht auf unser besonderes Interesse. Namentlich gilt dies von Österreich, wo der überschriftlich angegebene Dichtername seit etlichen Jahren zu den bedeutenden zählt und auch bei uns mit früheren Erzeugnissen in gebundener und ungebundener Form verdiente Beachtung gefunden hat. Das vorliegende Buch zeigt uns die talentvolle Dichterin von ihrer liebenswürdigen Seite als Erzählerin, wie sie uns schon vor etwa fünf Jahren in dem Bändchen „Erzählt und gesungen" entgegentrat. Unter dem etwas absonderlichen Titel des gegenwärtigen bringt sie nun vier mit eben solcher Frische wie in jenem Buche geschriebene Erzählungen, unter denen die zum Andenken an ihre Mutter verfaßte zweifellos die bedeutendste ist. Sie hat, bei aller Schlichtheit und Herzlichkeit der Schilderung den besonderen Wert für uns, einen Einblick in ein protestantisches Heimwesen zu gewähren, wobei noch der Umstand hinzukommt, daß es in einer katholischen Umgebung sich behauptete und nicht nur unbehelligt hat gedeihen können, sondern auch bei dieser Umgebung seiner inneren Gediegenheit nach vollauf gewürdigt ward, ein nicht genug zu beherzigender Beweis, daß auch drüben der Gegensatz der Bekenntnisse erheblich abgeschwächt worden. Die gesunde Lebensrichtung, die für die ganze Entwickelung der Dichterin von ihrer Kindheit an bestimmend gewesen, ist auch in der Erzählung kenntlich, womit das Buch eröffnet wird. Es ist eine Ehestandsgeschichte, die von der „unverstandenen" Frau handelt. Unzählige Male erzählt, nimmt sie sich unter der Hand unserer Dichterin so ansprechend und einnehmend aus, daß man ihr bis zur Schlußzeile mit der größten Spannung folgt, obwohl man von vornherein weiß, daß es sich nur um eine durchaus innerlich verlaufende Versuchung handelt, — oder vielmehr gerade deshalb, weil der psychische Prozeß als solcher unter ihrer lebenskundigen Feder ein viel edleres Interesse darbietet, als die Schilderung der vom Realismus bevorzugten Excesse, wie sie hier nur als Möglichkeit gestreift werden. Daß die Erzählerin, wenn es ihr darum zu thun ist, auch greller geartete Vorgänge packend und wahrheitsgetreu schildern kann, zeigt das sinnvolle Charakterbild „Bis man begraben wird", die rührende Geschichte eines Selbstmörders aus verschmähter Liebe, deren Zauber in dem tiefen, lebenswahren Humor liegt, womit die Schicksale des Unglücklichen nach vollbrachter That bis an sein Hinscheiden dargestellt werden. Bei voller Teilnahme für den Bedauernswerten, weiß die Dichterin all die Sonderbarkeiten herauszukehren, die sich daraus ergeben, daß die obrigkeitlich korrekte Behandlung des Vorfalls Hauptsache, die dem Verzweifelten zu erweisenden Pflichten der Menschlichkeit als völlige Nebensache behandelt werden. Eine eben so kuriose „Paragraphengeschichte" ist die dem Bändchen gehörende „Gewerbenovelle", den Konflikt ehemaligen Herkommens in einer nach veralteten Prinzipien geleiteten Fabrik mit den Anforderungen und behördlichen Vorschriften der Neuzeit vorführend, wobei der verhältnismäßig geringfügigere Gegenstand eine freiere Entfaltung ihres Humors gestattete, der hier auch seine Schalkhaftigkeit zu Wort kommen lassen durfte. Mit dem Dank für die hübsche Gabe verknüpfen wir den Wunsch, das Büchlein möge den Kreis der Freunde, den sie außerhalb der heimatlichen Lesewelt hat, nach Gebühr erweitern. Was man an ihren hübschen Leistungen vorwiegend zu schätzen hat und auch diesmal unfehlbar zu Herzen dringt, ist nicht nur die deutsche Gesinnung in künstlerischer Form, es ist das echte warmblütige Menschentum, das so natürlich und unbefangen und dabei von gediegener Bildung geläutert und getragen auf jeder Seite sich kundgiebt.

Wilh. Bolin.

An die Mitarbeiter.

Die Adresse des Herausgebers ist für die nächsten Monate: Zürich V, Mainaustr 28; in dieser Zeit wird der Verleger verantwortlich zeichnen. Für die Redaktion bestimmte Sendungen werden entweder direkt an die Adresse des Herausgebers oder an Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94, erbeten.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 24. Oktober 1896. | Nr. 43.

Inhalt: Der internationale Frauenkongreß in Berlin. Von Marie Stritt. — „Etwas Weibliches." Von Walter Claassen. — Als ich in den Himmel kam. Von F. Staudinger. — Die Arbeiterpresse. Von E. Henke. — Streiflichter: Warum bin ich kein Christ? — Vermischtes.

Der internationale Frauenkongreß in Berlin.

Von Marie Stritt in Dresden.

Luise Otto, die Mutter der deutschen Frauenbewegung, die geistesstarke, tapfere Kämpferin mit dem warmen Kinderherzen, mit dem weitschauenden Prophetenblick, giebt am Schluß ihres Buches „Frauenleben im deutschen Reich" dem Gedanken Ausdruck, daß jede fortschrittliche Weissagung ihrer Erfüllung gegenüber erblaßt. Die jüngste Vergangenheit hat die alte Erfahrung, und zwar recht eigentlich im Sinne Luise Ottos, in Bezug auf die Entwickelung der Frauenbewegung wieder vollauf bestätigt. Nicht allein die Gesinnungsgenossen jenes einsichtsvollen Staatsmannes, der vor garnicht langer Zeit noch die originelle Behauptung aufstellte: es gäbe in Deutschland keine Frauenfrage — nicht allein die Vielen, die gleich ihm den Wunsch zum Vater des Gedankens machend, am liebsten ableugnen möchten, was sie nicht mehr unterdrücken können, — auch alle diejenigen, die offene Augen und Herzen für die Bedürfnisse und den Geist der Zeit haben, Gegner und Freunde, ja selbst die hoffnungsfreudigsten Optimistinnen unter unseren Führerinnen hätten noch vor wenigen Jahren eine Kundgebung, wie sie vor kurzem in Berlin stattgefunden hat, nicht für möglich gehalten. Als ein Wagnis wurde dieser erste internationale Frauenkongreß auf deutschem Boden wohl bis zuletzt von allen Seiten angesehen, und umsomehr, als es sich dabei um keine offizielle Veranstaltung, sondern nur um die Unternehmung eines zu diesem Zweck zusammengetretenen Berliner Lokalkomitees handelte.

Der Bund deutscher Frauenvereine, der als National-Verband dem großen Frauen-Weltbunde, dem im Jahre 1888 gegründeten International Council of Women angehört, ist natürlich an das Programm dieses letzteren gebunden, welcher seine offiziellen Kongresse bloß alle fünf Jahre veranstaltet, und als Ort für den nächsten, im Jahre 1898 abzuhaltenden London bestimmt hat. So konnte und durfte der „Bund" als solcher keinen internationalen Kongreß außer der Reihe einberufen, und so erklärt sich wohl auch das Fernbleiben verschiedener, dem Bundesvorstand angehörender leitender Persönlichkeiten der deutschen Frauenbewegung, das — leider! — zu mannigfachen bedauerlichen Mißverständnissen, besonders in der Presse, Veranlassung gegeben hat.

Trotz dieser Mißverständnisse, trotz vielfacher Feindseligkeiten und persönlicher wie sachlicher Angriffe, trotz mancher Fehler auch im äußeren Arrangement, die bei einer Vereinigung so verschiedenartiger Elemente beinahe unvermeidlich waren, und uns manche Lehre für die Zukunft gaben, ist jedoch das Wagnis über alle Erwartungen geglückt und der Zweck des Kongresses in vollem Umfang erreicht worden. Daß es sich in diesem Falle nicht darum handeln konnte, Anträge zu stellen und zu diskutieren, bindende Beschlüsse zu fassen oder gar irgend welche gemeinsamen internationalen Unternehmungen ins Werk zu setzen, versteht sich nach dem Gesagten wohl von selbst. Dieser nicht offizielle Kongreß sollte lediglich eine allgemeine Aussprache und Verständigung mit den Gesinnungsgenossinnen anderer Nationen herbeiführen und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Solidarität aller Fraueninteressen in uns befestigen und stärken, er sollte dem großen Publikum einen Überblick und Vergleich des Standes der Bewegung in den verschiedenen Kulturländern und uns selber Gelegenheit bieten, von dem lebendigen Beispiel unserer fortgeschritteneren Schwestern und von ihren reichen Erfahrungen zu lernen.

Dies alles ist, wie gesagt, erreicht worden. Wir haben uns in über hundert längeren und kürzeren Referaten aufs allergründlichste ausgesprochen, und kein Gebiet der Frauenarbeit, keine Seite der modernen Frauenbestrebungen ist dabei unerörtert geblieben. In der beglückenden Gewißheit der Übereinstimmung und Gleichheit dieser Bestrebungen, unserer Ziele überhaupt, in warmer Begeisterung für den höchsten Menschheitsgedanken und in ehrlichem Ringen nach einer würdigeren Gestaltung des Frauenloses haben wir uns mit den Vertreterinnen aller Nationen eins gefühlt. Die so überaus starke Beteiligung an den Kongreßverhandlungen hat zunächst dem Berliner Publikum, die Presse, sodann den weitesten Kreisen der Bevölkerung einen Überblick und — so hoffen wir — wohl auch ein besseres Verständnis für unsere Bestrebungen vermittelt. Selbst die im Moment so unerquicklichen und peinlichen Auseinandersetzungen mit den Führerinnen der proletarischen Frauenbewegung haben nur zur Klärung der Situation beigetragen. Nicht richtiger, nicht treffender konnte dieselbe und unser Standpunkt gekennzeichnet werden, als durch das schöne Schlußwort von Frau Jeannette Schwerin: „Wir Frauen rechnen uns zu keiner Klasse, und wo kein Feind ist, da ist kein Kampf."

Die wertvollste Errungenschaft aber für uns selber ist die im Verkehr mit den fremdländischen Vertreterinnen unserer Bewegung gewonnene Überzeugung, daß wir deutschen Frauen nicht nur auf dem rechten Wege, sondern daß wir auf demselben auch garnicht mehr so weit zurückgeblieben sind, wie wir bisher glaubten. Wenn es bis vor kurzem auch noch so war, so hat uns doch gerade die jüngste Zeit ein mächtiges Stück vorwärts gebracht. Wohl sind uns die anderen Kulturvölker an äußeren Erfolgen und positiven Errungenschaften weit voraus, aber in Bezug auf Arbeitslust und Fähigkeit, auf opferfreudige Hingabe und ideales Streben, auf ziel-

bewußten Ernst und strenge Sachlichkeit braucht die deutsche Frauenbewegung den Vergleich gewiß nicht mehr zu scheuen. Auch wir haben, um die Worte einer verehrten Gesinnungsgenossin zu brauchen, endlich die Notwendigkeit erkannt, „den Kampf auf der ganzen Linie“ zu eröffnen, auch wir haben endlich jene „falsche, unethische Bescheidenheit“ abgelegt, die der Begründer dieser Zeitschrift, der edle, hochherzige Förderer unserer Bestrebungen, Professor Georg von Gizycki, einst der Schreiberin dieser Zeilen gegenüber so bitter tadelte und in unserem eigensten Interesse beklagte. Sämtliche deutsche Referentinnen über die Rechtsstellung der Frau — die nichtdeutschen natürlich erst recht — sind für die Forderung des Stimmrechts, als einzig richtiger und konsequenter Schlußfolgerung und als unerläßlicher Grundbedingung einer gedeihlichen Entwickelung unserer Sache eingetreten — und die Wände des großen Rathaus-Festsaales sind weder bei ihren Worten, noch bei dem stürmischen Beifallsjubel, in den die dichtgedrängte Menge dabei ausbrach, ins Wanken geraten!

Die Tagespresse hat seinerzeit über die Versammlungen, über einzelne Referate und Persönlichkeiten ausführlich berichtet, ausführlicher, objektiver und — wohlwollender, als wir es bisher gewohnt waren. Die hoffnungslos reaktionären Blätter, die sich nach wie vor gänzlich ablehnend verhielten, bildeten die verschwindende Minderheit. Fast einstimmig wurde der imposante äußere Eindruck des Kongresses hervorgehoben, mit mehr oder weniger verletzender Verwunderung auch die Gewandtheit, Sachlichkeit und sichere Beherrschung des Stoffes seitens der Rednerinnen, und — last not least — mit einem fast komisch wirkenden Eifer der gänzliche Mangel jener wohlbekannten, traditionellen Vogelscheuchen, denen man zwar kaum jemals im wirklichen Leben, um so öfter aber in harmlosen, altmodischen Witzblättern als den hergebrachten Typen der „emanzipierten Frauen“ zu begegnen pflegt. Ob dies letztere Moment nicht für manchen Saulus, ihm selbst vielleicht unbewußt, mit ein Motiv zu seiner Bekehrung geworden ist? Wir wollen diese Frage einstweilen unentschieden lassen und uns ohne jeden Hintergedanken der Thatsache freuen, die uns so viele untrügliche Anzeichen bestätigen, daß mancher männliche und weibliche Paulus diesen Frauen-Kongreß verlassen hat, der gleich jenem warmherzigen Berichterstatter einer hochkonservativen Zeitung das Geständnis hätte ablegen können: „Als ein Feind bin ich gekommen und als ein Freund gegangen!“

„Etwas Weibliches.“

Von Walter Claassen in Zürich.

Unter dieser Marke kritisierte in Nr. 36 am 5. September Professor Platter vom sozialethischen Standpunkte ein m. E. bedeutsames Buch in einem Sinne, der zum Widerspruch jeden herausfordern muß, der nicht nur gelegentlich durch ein nationalökonomisches Fachblatt zur Beschäftigung mit den sexuell psychischen Problemen der modernen Luxusmenschheit geführt wird. Allerdings krankt diese Luxusmenschheit daran, daß sie „nichts zu thun“, daß sie „keine dringenden Geschäfte“ zu besorgen hat, wie Professor Platter sich ausdrückt.

Allerdings erscheint diese Klasse von Menschen, selbst wenn sie den höchsten Luxus, das geistreiche dolce far niente kultiviert, unproduktiv, nicht nur im wirtschaftlich-praktischen, sondern auch im theoretischen Sinne, allerdings scheint sie dem Interessenstandpunkt der Arbeitenden aus überflüssigen, ja schädlichen Parasiten zu bestehen. Aber darf in einer Zeitschrift, die es sich doch zur Aufgabe gemacht hat, auch die „sittliche und geistige Not der Gebildeten“ als Problem zu behandeln, lediglich dieser Standpunkt vertreten werden?

Ich denke, wir sind allzumal Sünder, und wenn wir eine ehrliche Bilanz unseres Thun und Treiben ziehen, so haben wir doch für das Wohl der Arbeitenden herzlich wenig gethan, und was wir gethan haben, hat uns wahrlich allzugroßen Schweiß nicht gekostet, wohl nicht mehr als ein bequemer Sport, dem der allezeit Müßige aus verzweifeltem Thatendrang sich bisweilen hingiebt.

Also die Probleme dieser (übrigens mit einer Ausnahme) dem bequemsten Luxus fröhnenden Damen, deren Seelenleben George Egerton uns schildert, sollten uns etwas mehr interessieren. Ihre Seelen sind Leiden der Satten, der Übersättigten; aber es sind doch Leiden, und vor allem es sind unsere Leiden und wie wollten wir mit dem, was von unserem Geist und Fleisch ist, nicht Sympathie empfinden?! Genug! Nicht alle sind in ihrem moralischen Dasein so fest fundiert, wie Professor Platter anzunehmen scheint, und namentlich diejenigen nicht, welche aus eigener sittlicher Not ethische Kultur suchen.

Professor Platter mißversteht dieses Buch völlig, wenn er der Verfasserin die Tendenz unterschiebt, Ideale aufzustellen. Dies Kunstwerk entsprang der Seele eines kulturmüden Weibes, wunsch- und willenlos, aus dem Bedürfnis der Erleichterung.

„Und wenn der Mensch in dieser Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wo ich leide.“

kann diese Frau getrost von sich mit Tasso ausrufen, die mit ungeschminkter Wahrhaftigkeit das Elend und die Schwäche der eigenen Welt allen preisgab, die Ohren haben zu hören. Freilich erwecken die kurzen und abgerissenen Inhaltsangaben, die der Kritiker von den 8 Skizzen macht, den Eindruck, als hätte G. Egerton auf das Bedürfnis der Leser spekuliert, die nichts sehnlicher wünschen, als ihre Frivolitäten zu „rechtfertigen“ und denen dazu die Kunst gerade gut genug ist. Er hebt aus dem Zusammenhang herausgesucht die größten Momente hervor, Momente, die mir beim Lesen der Skizzen so wenig aufgefallen sind, daß ich beim Anblick der Platterschen Recension dieselben überhaupt nicht wiedererkannte. Dies Buch, so angesehen, wie es die Blicke dieses Kritikers thun, wird allerdings die frivolen Bedürfnisse von Toilettendamen befriedigen. Aber ich glaube kaum, daß es eine Toilettendame giebt, die in dem Buch einen solchen Inhalt findet, wie Professor Platter.

Er irrt ferner, wenn er meint: dies Buch verdanke seinen Erfolg nur diesen Damen, den „Damen, die abgesehen von Toilette und Koketterie nicht viel anderes zu thun haben.“ O nein, Herr Professor! Diese Damen werden das Buch entrüstet von sich schleudern, denn sie besitzen nicht die Sehnsucht, ihr eigenes Elend und ihre eigene Schwäche im Spiegel zu sehen. Und sollten diese koketten Damen in England wirklich häufiger sein als in Deutschland? Ja diese Damen werden auch ihre Töchter vor der Lektüre dieses Buches schützen! Ich meine: gerade unsere „höheren Töchter“ sollten solche Bücher benutzen, um sich an ihrer Hand auf die Wege der Lebenserfahrung zu leiten, die ihnen so vollständig abgeht. „Aussprechen was ist“, das ist der erste Schritt zur Errettung aus der Degeneration und Décadenze, in der unser weibliches Deutschland noch immer sich und damit auch das männliche zu ersticken droht. Wir haben in der Frauenbewegung zum Teil beachtenswerte Versuche gegen die Versumpfung vor uns; nur berücksichtigte diese bisher die sexuelle Seite des weiblichen Sinnes- und Geisteslebens zu wenig, um das Weib auch zum Beruf der Ehe mehr als bisher zu erziehen. Da kommt ein solches Kunstwerk wie gerufen.

Sollte es wirklich Frauen geben, welche in diesen von Professor Platter so herb kritisierten Gestalten ihre Ideale zu erblicken vermöchten?! Nun, diese Mädchen wären sicherlich für die Regeneration unseres Bürgertums ohnehin verloren. Und wenn der vorsichtige Familienvater wirklich die „höheren Töchter“ vor dem vermeintlichen Gift dieses Buches bewahren wollte, — warum veröffentlichte er seine Entrüstung nicht in einem Traktätchen der Heilsarmee?

Die „Ethische Kultur“ ist sicher nicht das Organ, was von höheren Töchtern am wenigsten gelesen wird. Die sexuellen Décadenzprobleme lassen sich eben nicht mehr den „keuschen“ Blicken verhüllen und Professor Platter trägt durch seinen Aufsatz wider Willen dazu bei, sie auch den naivsten Mädchenblicken zu entkleiden. Ich will mich herzlich über das Mädchen freuen, das dieses Buch der Décadenze in gesundem Widerwillen, nicht aus Prüderie, aus Angst vor sich selbst, in die Ecke wirft; einem solchen Mädchen kann die Lektüre dieses Buches aber wohl nicht schaden, eben weil es zu gesund darin ist. Leider muß man aber fragen: wo findet sich heute noch diese Gesundheit? Vielleicht gerade am meisten in England, das seine Jugend nicht nur in engen Schulen und abgeschlossenen Pensionaten, sondern auch auf den berühmten Spielplätzen erzieht, auf denen man von einer polizeilichen Trennung der Geschlechter nichts weiß. Und das ist dasselbe England, welches ein solches Buch hervorgebracht hat. Ich glaube, Professor Platter wird selbst von dem Nichterscheinen eines solchen Buches in Deutschland nicht folgern wollen, daß die deutsche „gute Gesellschaft“ besser sei als die englische; sie ist nicht besser, sondern heuchlerischer.

Seit Jahren kritisiert Professor Platter in seinen sozialpolitischen Schriften mit beißender Satire das polizeilich-bureaukra-

tische Unterdrückungssystem, das die „gute" und „schlechte" Gesellschaft Deutschlands über sich ergehen läßt. Und derselbe Herr Professor ist doch ein so guter, (ach allzuguter) Deutscher, daß er die polizeiliche Bevormundung, die er in der hohen Politik verdammt, innerhalb des Familienlebens um so fester begründen will. Die „Töchter" sollen bei Leibe nicht so frei sein, sich eine eigene Meinung zu bilden, die Töchter sollen „dergleichen Bücher nicht lesen." Wo bleibt da die Preßfreiheit? Ich nach meinem Geschmack wäre versucht, eher den politischen Absolutismus Rußlands für seine konventionelle Freiheit mit in den Kauf zu nehmen. Der Herr Professor scheint mir eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem deutschen Sozialdemokraten zu haben, den er in seinem letzten Aufsatz in der „Neuen Deutschen Rundschau" mir zu inniger Freude so hübsch gekennzeichnet hat, als den Mann, der von politischer Freiheit schwärmt, dabei aber den preußischen Korporal in der eigenen Brust sitzen hat. Hier vertrat Professor Platter die „freie Schweiz" gegenüber der „preußischen Bureaukratie." Hat er dabei auch an die sexuelle Freiheit des Schweizervolks gedacht, die Männern und Frauen z. B. im Kanton Zürich gestattet, wenn sie über 18 Jahre alt sind, ohne Einwilligung der Eltern in die Ehe zu treten?

Wohl: dies Kunstwerk der englischen Dame ist ein Buch für Kranke — und für Aerzte. Doch mögen sich die Kranken hüten, ihre Heilung von den „allweisen" Aerzten allein und nicht von der eigenen Kraft zu erwarten.

Frivolität, Raffiniertheit, Sinnlichkeit, Idealismus, Männerhaß, Nymphomanie, Blumenduft und Moschus und Wahrheit und Lüge, alle diese Gegensätze, die Professor Platter für unvereinbar zu halten scheint, sind in dem zerklüfteten Wesen der modernen gebildeten Klassen, auch in dem Wesen manches Einzelnen, enthalten, und alle diese Gegensätze sprechen künstlerisch zu uns aus dem blassen, müden Antlitz dieser englischen Frau. Alle diese Gegensätze, auch „Wahrheit und Lüge" werden hier dargestellt, wie sie wirklich sind, dargestellt mit Wahrheit.

Daß kein Kunstwerk, daß selbst keine theoretische Erkenntnis direkt und für sich allein diese Gegensätze, diese Krankheit aus der Welt schaffen kann, ist klar. Ebenso klar ist aber auch, daß sie ohne die Wahrhaftigkeit, wie sie eine George Egerton besitzt, ewig bleiben. Denn noch heute gilt das Wort des großen Sozialphilosophen John Stuart Mill:

„Die Uebel der Gesellschaft sowohl wie des Einzelnen sind nur dadurch zu heilen, daß man „offen von ihnen spricht."

Als ich in den Himmel kam.

Von F. Staudinger, Worms.

Ich kam heim von einer Leichenrede, in der der Herr Pfarrer, wie es ja zuweilen geschehen soll, recht wenig zum Gemüte, aber recht viel zum Glauben gesprochen und Angst vor dem Jenseits gemacht, und gefragt hatte, wie wir vor Gott bestehen sollten, wenn wir da kämen und hätten den Glauben nicht. — Das ging mit mir herum, denn ich mußte mir sagen, daß ich von dem Glauben eigentlich nicht sonderlich viel habe. Ich habe nicht eine Ahnung davon, wie Gott eigentlich aussieht, und ob er wirklich ein so lieber Vater ist, und ob ich nach dem Tode noch Besinnung habe und denken und fühlen kann. Das alles ist mir manchmal ganz zweifelhaft, gerade wenn ich recht ehrlich darüber nachdenke. Und nun kommt der Pfarrer da und fragt mich am Grabe eines lieben Mannes, was das werden solle, wenn wider alles Erwarten der liebe Gott nach meinem Tode so eine unangenehme Gewissensfrage an mich stellte.

Wie ich zuhause in meinem Sessel so darüber sinne, schlafe ich ein. Und da träumt mir, ich sei tot und liege unten im Sarge. Auf einmal klopft mir etwas auf die Schulter, und wie ich auffahre und mich umsehen will, springt der Sargdeckel auf und ich sitze auf meinem Grabe und vor mir steht der Erzengel Gabriel mit einem langen Stecken in der Hand. Ich denke: O weh, das wird gut! und mache mich bereits gefaßt darauf, mein ewiges Leben mit einer Tracht Prügel anzufangen. Aber damit war es nichts! Der Gabriel reicht mir das Ende des Steckens, und wie ich ihn anfasse, geht's „ritsch" „ratsch" durch die Luft an den Sternen vorbei, daß sie an uns vorbeisausen wie lauter Raketen und dann in den mit blauem Sammet ausgeschlagenen Himmel hinein. Da stand ein alter, ehrwürdiger Mann mit langem Bart und einem gütig-ernsten Gesicht; und der Gabriel hätte es gar nicht nötig gehabt, mir zu sagen, das wäre der liebe Gott; ich kannte ihn auch so wieder; denn geradeso sah er in unserer alten Familienbibel aus. Der sagte dann gleich ein wenig sehr ernst zu mir: „Ach so! Du bist's, Alter! Du hast seit Deinen Mannesjahren nicht mehr an mich geglaubt und Dich noch heut Mittag geärgert, wie der Pfarrer Dich fragte, was Du nun machen wolltest, wenn Du zu mir kämst und ich Dich fragte! — Wie ist's denn nun?" Da sah ich den lieben Gott an, und weil über dem ernsten Mund und unter den gerunzelten Augenbrauen doch ein Paar so gar große, gute Augen zu mir herschauten, war mir gar nicht bange. Ich sagte ganz ruhig, wie ich's meinem Vater gesagt hätte: „Lieber Herrgott, nimm's nicht übel! Ich sehe ja jetzt, daß ich mich geirrt habe. Aber wenn ich im Leben hätte sagen sollen, es wäre gewiß, daß Du da wärest, und daß Du so aussiehst, wie in unserer Bibel, und daß ich einmal hierherkäme, ich hätte ein ganz verlogener Kerl sein müssen. Und wenn Du der Gott der Wahrheit bist, dann kannst Du das gar nicht verlangen, was der Herr Pfarrer heut verlangt hat."

Da sah mich der Herrgott ganz erstaunt an und sagte: „Nun aber so etwas! Das hat mir ja mein Lebtage noch keiner gesagt. Kann freilich sein, daß ich auch noch niemand so gefragt habe. Aber recht hast Du! Siehst Du, dafür habe ich ja den Drang nach Wahrheit in Euch gelegt, daß Ihr suchen und forschen solltet, so weit Ihr könnt. Und wenn Du ehrlich dahin gekommen bist zu glauben, es gäbe keinen Gott, bist Du mir doch noch zehnmal lieber als einer, der an mich glaubt, weil er sich damit ein rot Röckchen bei mir verdienen will."

Damit machte der Herrgott einen Vorhang auf und sagte: „Siehst Du, da kommst Du hin!" Und da sah ich ein weites Land mit schönen Gefilden und herrlichen Bergen, und ganz vorn sah ich ein paar Leute, die friedlich arbeiteten, und gleich dabei war ein hübsches, sauberes Haus, davor saßen andere und lasen und schrieben und rechneten, und andere unterhielten sich freundlich und machten ganz fröhliche Gesichter. „Da kommen die herein," sagte der Herrgott, „die zwar noch manches zu wünschen übrig lassen, die aber ernst geforscht und gestrebt und gearbeitet haben. Und die arbeiten hier ruhig und friedlich weiter zu fernerer Vervollkommnung."

„Und die anderen kommen in die Hölle?" fragte ich erschrocken dazwischen. Der liebe Gott lächelte und machte auf der anderen Seite einen Vorhang auf. Da sah ich auch ein schönes Land, aber es war wild und unordentlich gebaut, und die Häuser nicht so sauber, und die Leute standen in Gruppen und schrieen einander an und zerrten sich an den Haaren und schlugen zuweilen auf einander los, daß es zum Erbarmen war. „Siehst Du," sagte der Herrgott, „die machen's hier so weiter, wie drunten, zanken sich über ihre Hirngespinste herum, und machen sich das Leben sauer. Da drüben die paar, die scheinen jetzt endlich vernünftig zu werden!" setzte er hinzu, auf eine kleine Gruppe deutend, die seitab friedlich beschäftigt waren, „die werde ich jetzt hinüberthun müssen, sonst lassen ihnen die anderen keine Ruhe."

In der That rannten in diesem Augenblicke einige der Eiferer hinüber und rissen die arbeitenden Leute an den Kleidern und wollten sie offenbar wieder hinüberziehen in ihren streitenden Zirkel. Da gab der liebe Gott dem Engel Gabriel einen Wink, und dieser eilte zu ihnen. Was er aber da ausgerichtet hat, weiß ich nicht. Denn der Herrgott führte mich vor einen großmächtigen Saal, der voller Menschen war. Er war in seiner oberen Hälfte mit einem dichten blauen Dunste erfüllt, der wallte unheimlich durch einander und spielte, wo ihn von unten das Sonnenlicht bestrich, in tausend Farben. Das Wunderliche aber war, daß viele Menschen unten eine unnennbare Sehnsucht zu besitzen schienen, die Köpfe in den Dunst zu stecken oder auch ganz hinein zu gelangen, denn sie turnten mit großem Eifer und fürchterlicher Anstrengung an Seilen und Kletterstangen in die Höhe.

„Was machen die?" fragte ich den lieben Gott. „Die turnen sich in den Glauben herein," erwiderte dieser. „Wenn dann die Köpfe in dem Dunst stecken, da sieht jeder etwas anderes, und jeder meint, er habe das allein Wahre gesehen, und dann gehen sie hinaus und krakehlen darüber."

Während er so sprach, gingen wir heraus; und als wir uns wandten, hörte ich hinter dem folgenden Vorhang ein Grunzen und Kreischen und Schmatzen, als wären wir vor einem Schweinekoben. „Das sind die," erklärte der liebe Gott, „denen drunten der Bauch ihr Gott war, die sich um nichts Besseres bekümmerten." „Und dafür fütterst Du sie hier?" fragte ich. „Keineswegs!" sagte der liebe Gott. Die müssen sich alles hier selber beschaffen und können nicht, wie manchmal unten, andere für sich arbeiten lassen. Aber sie beißen sich herum, wie drunten, bis endlich einige ein wenig gesitteter und menschlicher werden. Dann thue ich sie in eine folgende Abteilung. Da vorn liegen die besseren Plätze. Du kommst so etwa in die Mitte, und wenn Du tüchtig bleibst, kannst Du vorrücken."

„Nun, lieber Gott," sagte ich vergnügt, „mit der, in die ich komme, bin ich schon zufrieden." Da wurde der Herrgott aber sehr ernst und drohte mir mit dem Finger. „Zufrieden?" sagte er, „hüte Dich!" Da kannst Du viel geschwinder ein paar Stufen hinunter rutschen, als Du mit der größten Mühe nur eine hinaufkommst. Zufriedenheit ist aller Laster Anfang! das sag ich Dir. Unzufriedenheit spornt zu allem Guten, und wenn Ihr drunten daran seid, zu zufrieden und zu faul zu werden, schicke ich Euch zuweilen die unberatene Schwester des Schicksals, die taube Not, damit sie Euch prickelt und vorwärts treibt. Ja, wenn Ihr drunten etwas mehr meinen Gesetzen folgen wolltet, da brauchtet Ihr die nicht mehr!"

„Aber, nimm's nicht übel, lieber Gott!" warf ich da etwas eifrig ein. „Das ist ja das Schlimme, daß wir gar nicht recht wissen, was Deine Gesetze sind. Es behaupten zwar etliche, Du hättest sie uns offenbart, aber —"

„Euch zu Schlaraffen zu erziehen!" unterbrach der liebe Gott, „das wäre schön! Die müßt Ihr eben selber entdecken in der Natur, in Euch selbst, in Eurer Gesellschaft, und dann danach handeln. Wahrhaftiger, reiner Sinn, guter Wille und Arbeit sind die Mittel dazu. Die Wissenschaft ist meine Offenbarung. Damit allein kommt Ihr voran. Es beginnt bei Euch drunten auch schon ein bißchen Tag zu werden, leider erst ein bißchen."

„Also Du fragst gar nicht danach, lieber Gott," frug ich, „was einer drunten über Dich geglaubt hat?"

„Bewahre!" sagte der liebe Gott. „Werde ich denn irgend anders, wenn die Menschen dies oder jenes über mich glauben? Die, welche glauben und die, welche nicht glauben, sind mir gleich lieb, wenn sie gleich gut und ehrlich und strebsam sind. Hier oben sind in allen Abteilungen Atheisten, Zweifler und Religionsbekenner der verschiedensten Art beisammen, und in den vollkommenen Abteilungen streiten sie sich gar nicht mehr."

„Weil sie jetzt wissen, wie es ist!" warf ich ein.

„Das wissen sie so wenig wie drunten," sagte der liebe Gott. „Es hat mich noch keiner zu sehen bekommen."

„Aber wie komme denn ich dazu?" frug ich ganz gehoben. Da verschwand der liebe Gott und der ganze Himmel vor meinen Augen, und es wurde dunkel um mich. Beängstigt schlug ich die Augen auf und saß in meinem Ruhesessel. Im Erwachen aber war mir's, als hörte ich die Stimme des Pfarrers vom Kirchhof:

„Wie wollt Ihr da oben bestehen, wenn Ihr nicht Glauben habt?"

Da mußte ich wirklich lachen; denn es fuhr mir durch den Sinn, ob das am Ende auch so einer sei, der sich in den Glauben hineingeturnt hatte. Aber bei dem Lachen war doch ein Stück Wehmut; Wehmut über den Fanatismus und die Thorheit der Menschen.

Die Arbeiterpresse.

Von C. Henke in Berlin.

Die sozialdemokratische Partei bezeichnet ihre, für die Massen verfertigten, litterarischen Produkte mit dem Namen Arbeiterpresse und erklärt in mehr oder minder entschiedener Form, durch ihre Redner, sowie auch durch ihre Zeitungen u. dgl., es sei Pflicht jedes Arbeiters, diese Presse zu begünstigen. Es fehlt auch nicht an Leuten, welche in Wort und Schrift noch weiter gehen und sogar wünschen oder verlangen, der Arbeiter solle überhaupt nur die sogenannte Arbeiterpresse kaufen und lesen. Kaufen und lesen! — Das erste entspringt dem rein geschäftlichen Instinkte; es ist eine Art Kundschaftsorganisation, zum Vorteil für die Partei und ihre bevorzugten Autoren, eine Art Monopol, von dem dieses so bildungsfeindliche Verlangen ausgeht, das Lesen der parteiamtlich konzessionierten Schriften aber soll selbstverständlich bezwecken, daß die Arbeiter vorschriftsmäßig „fortan hinschreiten die Gedankenbahn" und nicht einmal „die Kreuz und Quer irrlichterlieren hin und her." Wie sich doch die Zeiten ändern: Vor 25 Jahren, als nur wenige an das Studium der sozialistischen Theorien gingen und die meisten Arbeiter, einseitig beeinflußt, den manchesterlich individualistischen Lehren folgten, da waren es dieselben Leute, welche heute ihren Parteigenossen Scheuklappen anlegen möchten, die als ihr vornehmstes Prinzip den Satz erklärten: „Prüfe alles und wähle das Beste." Heute aber, wo sie, resp. ihr Anhang, stark genug sind, um die Herdennatur der Massen zu ihren Gunsten zu beeinflussen, wo die Hochflut des Sozialismus aus dem engen Bette, welches jene Leute in anerkennenswertem Eifer gruben, herausgetreten ist und das ganze Land mit neuen Ideen befruchtet, rufen sie ängstlich ihrem Gefolge zu: „Dreht Euch nicht um, der Plumpsack geht rum;" und treulich gehorcht ein großer Teil des „souveränen" Volkes und liest nicht von dem Verbotenen. Man gehorcht und kauft nur das, was „die Bewegung nicht verwässern" kann und — liest es auch nicht. Ja, verstände das Volk nur zu lesen; — selbst, wenn es Zeit hat und Interesse, kann es wohl Worte aufnehmen; aber Lesen ist doch etwas anderes; — verstände das Volk zu lesen, dann könnte es ruhig auf die sogenannte Arbeiterpresse angewiesen bleiben; es würde mit richtigem Instinkte „alles prüfen und das Beste wählen"; es würde durch die vielen Widersprüche, Unebenheiten, Ungenauigkeiten und Ungerechtigkeiten, welche selbst die Arbeiterpresse ihren eigenen Erzeugern nachweist, reich belehrt werden; so aber kann man mit Recht sagen: „Mit Worten läßt sich trefflich streiten" u. s. w.

Wie kommt man nun aber dazu, von einer „Arbeiterpresse" überhaupt zu sprechen? Was charakterisiert die sozialdemokratischen Zeitungen besonders als Arbeiterpresse? Daß sie vorzugsweise von Arbeitern gelesen werden, kann es nicht sein, denn das Lesepublikum des Vorwärts z. B. umfaßt anerkanntermaßen alle Stände, und zwar die besitzenden in ziemlich großem Teile. In einer Versammlung, welche vor 2 Jahren stattfand, wurde seitens eines Mitgliedes der Preßkommission öffentlich gesagt, daß von den 47—48000 Abonnenten 8—10000 der besitzenden Klasse angehören. Daß sich das Verhältnis seitdem noch mehr zu Ungunsten der „Arbeiterpresse" verschoben hat, darf man eher annehmen als das Gegenteil. Ferner wird der Vorwärts gehalten von vielen Leuten des Mittelstandes, Restaurateuren u. s. w., so daß es keine allzukühne Behauptung sein dürfte, zu sagen, daß nur die Hälfte der Abonnenten aus wirklichen Lohnarbeitern besteht.

Andererseits ist z. B. der Berliner Lokal-Anzeiger ein in Arbeiterkreisen weit verbreitetes Blatt. Unzählige sozialdemokratische Wähler lesen ihn, von der großen Masse nicht sozialdemokratischer Arbeiter abgesehen; kurz, wollte man das erste Kriterium als bestimmend gelten lassen, dann wäre der Lokal-Anzeiger eher ein Arbeiterblatt zu nennen, als der Vorwärts.

Auch daß ehemalige Arbeiter als Redakteure an sozialdemokratischen Blättern fungieren, macht diese nicht zu Arbeiterzeitungen im engeren Sinne, die Billigkeit der sozialdemokratischen Presse ebenfalls nicht, und so bliebe nur noch übrig als einziges Merkmal, daß die sogenannte Arbeiterpresse ausschließlich und vornehmlich die Interessen der Arbeiter vertritt.

Bei oberflächlicher Betrachtung der Dinge, und im Hinblick darauf, daß die meisten, fast alle bürgerlichen Blätter, gleichviel welcher Parteirichtung oder Tendenz sie dienen, der für Lohn arbeitenden Klasse sehr selten gerecht werden, und ihre Hersteller selbst noch arg in veralteter Weltanschauung stecken; in Erwägung dessen, daß die sozialdemokratischen Zeitungen, wenn auch oft nur einseitig, fast allein die Interessen der Arbeiter zu vertreten

scheinen, auch von den politisch geweckten Arbeitern mehr abhängen, als andere Blätter, könnte man so die sozialdemokratischen Zeitungen u. dergl. wohl Arbeiterpresse nennen: aber darin, daß die bürgerlichen Blätter die Interessen der Arbeiter nicht, oder nur in geringem Maße vertreten, liegt noch kein Beweis, daß die sogenannten Arbeiterblätter das Richtige thun; denn eine mangelhafte, oder gar ungeschickte Interessenvertretung ist so gut oder oft noch schlimmer als keine. Eine, dem Volke dienende Presse — Arbeiterpresse ist schon aus dem Grunde eine mangelhafte Bezeichnung, weil der Begriff „Arbeiter" sehr dehnbar ist — eine dem erwerbsthätigen Volke dienende Presse hat die Doppelaufgabe: die Leser zu belehren, nach jeder Richtung hin Aufklärung und Wissen zu verbreiten und jede Einseitigkeit zu beseitigen; andererseits aber auch Bresche zu legen in die Massen der Gegner jeder Volkswohlfahrt, dadurch, daß sie die besseren Elemente unter den Gegnern zu gewinnen, die schlimmen Elemente aber durch Vernunftgründe, logische Beweisführung und vor allem tadellos anständiges, würdiges Verhalten zu entwaffnen sucht. Man hat bei Erörterungen ähnlicher Art darauf hingewiesen, die sozialdemokratische Presse sei eine Kampfpresse, vergißt aber dabei, daß der Kampf, wenn er nicht nach ethischen Grundsätzen geführt wird, in Zank ausartet, daß so aus einer Kampfpresse eine Zankpresse wird. Der Kampf um Aufklärung, Fortschritt, Freiheit und sonstige Ideale hat immer etwas Erhabenes, Ernstes; der Zank aber ist stets gemein und lächerlich. Den ernstlich kämpfenden Journalisten wird auch der Gegner achten, den zankenden, nörgelnden, besser und doch nichts wissenden aber ebenso wenig, wie den servilen Soldschreiber und den klatschsüchtigen Reporter. Aber mit dem Zeitungswesen, das eine Art Fortbildungsschule für Jung und Alt sein sollte, steht es wie mit der wirklichen Schule; sie sind beide noch sehr mangelhaft und reformbedürftig und haben auch sonst manches miteinander gemein, so z. B. die geringe Achtung aller Volksfeinde und Reaktionäre. Wehe aber den Zeitungen und ihren Mitarbeitern, denen gegenüber Verachtung wirkliche Berechtigung hat. Der Hinweis darauf, daß andere nicht besser sind, ist durchaus verfehlt. Man darf nicht dem bösen Beispiele folgen. Nicht jeder kann verhindern, daß er mit Schmutz beworfen wird, aber erst dadurch, daß man sich bückt, um wieder zu werfen, macht man sich schmutzig. Das gilt vom öffentlichen Leben viel mehr als vom privaten, dessen Äußerungen, dem Tropfen gleich, im Sande verlaufen, während in die Oeffentlichkeit getragene schlechte Aeußerungen den ganzen Volksgeist infizieren.

Die Empfindung, daß es an einer guten Presse für das Volk mangelt, ist allgemein, sie wird von Fachmännern wie Laien, Gebildeten wie schlichten Menschen geteilt. Man hört fast nie, daß ein Abonnent mit seiner Zeitung zufrieden ist. Die Klage ist aber auch nicht neu und fand u. a. schon beredten Ausdruck in einer 1874 herausgegebenen und damals viel, besonders in sozialdemokratischen Kreisen, gelesenen Broschüre: Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit, von Eduard Sack. Der Verfasser stand hinsichtlich seiner Gesamtanschauung der Sozialdemokratie sehr nahe, konnte sich aber trotzdem nicht mit der sozialdemokratischen Presse zufrieden erklären. Sein Urteil über die Presse lautet an einer Stelle:

„Zeitungen fürs Volk? Die kenne ich nicht. Ich habe wohl allen Respekt vor den Blättern der Sozialdemokraten; aber an denselben findet nur jener sehr kleine Teil des Volkes Geschmack, der an der sozialdemokratischen Agitation teilnimmt. So weit die Organisation der Partei reicht, so weit reicht auch das Publikum dieser Blätter; und, ich fürchte, es wird nie anders sein. Sie befriedigen nur die erregten Massen, die Agitatoren. Die übergroße Mehrheit des Volkes steht aber außerhalb dieser Organisation — die Millionen stehen daneben, und diesen gefallen die sozialdemokratischen Blätter nicht, und werden ihnen nimmer gefallen, wenn sie so bleiben, wie sie jetzt sind." Diese, vor 22 Jahren geschriebenen Worte haben sich im wesentlichen als wahr erwiesen. Numerisch hat die sozialdemokratische Presse große Fortschritte gemacht: thatsächlich aber nicht annähernd die Fortschritte, welche sie hätte machen können, wenn sie das Volk zu gewinnen verstände. Wer schon Sozialdemokrat ist, liest die sozialdemokratischen Blätter; viele schon aus Prinzip, um die Presse ihrer Partei zu unterstützen; sonst lesen nur solche Leute diese Presse, welche geschäftlich oder gesellschaftlich gezwungen sind, es zu thun, und solche, die es um des Studiums willen thun. Etwas Ansprechendes, Gewinnendes hat diese Presse nicht, wenn sie auch oft sehr Lesens- und Wissenswertes bringt; sie hat etwas Hartes, Verletzendes, Abstoßendes, und selbst in ihren besten Leistungen kann man sie höchstens achten, nie aber lieben. Diese Presse trägt der allgemeineren Menschennatur fast gar keine Rechnung, sie übersieht, daß selbst dann eine rücksichtslose, harte Berührung des Althergebrachten und mit dem Volke Verwachsenen schmerzt und zurückgewiesen wird, wenn das Volk das Schädliche des Überlebten kennt. So bleibt das Volk den sozialdemokratischen Blättern gegenüber selbst dann gleichgiltig, wenn sie ungerecht verfolgt und beleidigt werden, und die Verfolger und Beleidiger wissen dies und bauen darauf. So wächst die Gereiztheit, die Unduldsamkeit, und so entsteht der schroffe, oft unschickliche Ton. Mangel an gebildeten Mitarbeitern, verursacht durch die einseitige Parteidoktrin und eine unleidliche Zensur seitens der maßgebenden Personen, sowie auch die durch die Notwendigkeit, in der Partei thätige Personen und Abgeordnete unterzubringen, verursachte Anstellung vieler wenig gebildeter Autodidakten lassen die sozialdemokratische Presse nicht das werden, was sie werden möchte: eine das Volk in weiten Kreisen beherrschende Macht.

Es läßt sich nun einmal nicht in Abrede stellen, daß zur Leitung, zur zweckmäßigen Herstellung einer Zeitung ein Bildungsgrad gehört, den man sich nicht, so nach Feierabend, selbständig aneignen kann; möge man auch noch so fleißig sein. Die Hilfswissenschaften, das methodische Denken, fehlen. Der Autodidakt mag im einzelnen Gutes leisten; er mag als gelegentlicher Mitarbeiter Anregendes bieten: zu einem allumfassenden Werke, wie eine gute Zeitung es sein soll, gehört Universalbildung. Der gebildete Redakteur mag sich zum Nutzen seines Blattes mit dem Volke in Verbindung halten, um durch Vertrauenspersonen mittelbar mit ihm zu fühlen; das letzte Wort sollte aber immer nur möglichst vollendete Bildung sprechen.

Beiläufig sollen hier einige Bemerkungen über das Autodidaktentum gemacht werden: die in den letzten Sätzen enthaltene Kritik desselben bezieht sich natürlich nur auf jenen Teil der Autodidakten, dem kaum die nötigen Elementarkenntnisse eigen sind, und der ganz von unten herauf autodidaktisch sich bildete. So thöricht es ist, die Bildung der unteren Volksschichten zu bespötteln, so thöricht ist es auch, sie zu überschätzen. Daß ein elementar nur dürftig gebildeter Volksgenosse mittels seines gesunden Verstandes und seiner Erfahrungen, über Dinge im Leben richtig reflektiert, und solche Reflexe in ansprechender Weise zum Ausdruck bringt, hebt ihn wohl ein wenig über das allgemeine Niveau, macht ihn aber noch lange nicht gebildet und gelehrt. Je mehr der ehrliche, bescheidene Autodidakt dieser Art sich geistig bethätigt, desto mehr erkennt er das Unzulängliche seiner Bildung und drängt sich demzufolge nie vor, spricht nur dann, wenn andere es unterlassen, ganz oder vernünftig über notwendige Themata zu sprechen. Da aber gerade dort, wo Geistesblüten wild aufschießen, das Unkraut der Selbstüberschätzung am üppigsten wuchert, so ist es natürlich, daß niederes Autodidaktentum mit Unbescheidenheit und Anmaßung sich paart. Das Unkraut bedeckt dann auch bald das bescheidene Autodidaktentum und so kommt es, daß man fast immer niederes Autodidaktentum im Bunde mit Anmaßung im Vordergrunde sieht, besonders dann, wenn der Zufall einem solchen Autodidakten eine öffentliche Stelle verschaffte. Etwas ganz anderes ist es aber, wenn ein methodisch geschulter und gesellschaftlich gebildeter Mensch neben seiner Berufswissenschaft eine andere Disziplin autodidaktisch betreibt. Hier gleicht die neue Bethätigung einem neuen Zweige, der, aus entwickeltem Baume entsprossen, zum starken Aste werden kann, während dort die neuen Sprößlinge nur zu oft krankhafte Keime der schlecht behandelten Wurzelknollen sind.

Von dem Grade und dem Werte der grundlegenden Bildung und nicht zuletzt der ethischen — denn qui proficit in litteris, et deficit in moribus, plus deficit, quam proficit — hängt sonach der Wert und die Berechtigung des Autodidakten ab. Und gerade, weil erfahrungsmäßig: klug bescheiden, dumm hoffährtig macht, so kann der weniger gebildete Autodidakt nur durch Bescheidenheit klug erscheinen und auch werden.

Das rechte Maß sei euer Orden.
Ich bin wohl inne geworden,
Daß ihr ratbedürftig seid,
Nun meidet Ungezogenheit.

(Parzival I 171)

Diese letzten, von Ferd. Lassalle, einem Litterarhistoriker gegenüber, citierten Verse mögen zu den weiteren Betrachtungen über die Arbeiterpresse zurückführen.

Es ist selbstverständlich, daß die Mängel und das Tadelnswerte in der Arbeiterpresse nicht alles auf das Konto der ungebildeten Autodidakten kommt. Wenn niedere Motive vorwalten: Ehrgeiz, Herrschsucht, Neid u. dgl., dann verleiht ihnen tiefe Bildung nur um so größere Schärfe, und vergiftet und poliert die sonst plumpen Waffen. Gegen diese feinen Grobheiten ist das

Volk aber in etwas immun, sie bleiben das Alleingut der Gebildeten in der Partei, während der Geist des ungebildeten Volkes durch gröbere Pillen „gebildet und aufgeklärt“ wird.

Wie die allgemeine Politik sich teilen läßt in „hohe“ und Sozial- oder innere Politik, so läßt sich die Sozialpolitik in hohe und niedere teilen. Die hohe behandelt die großen sozialen Fragen, die niedere das konkrete Verhältnis zwischen Arbeiter und Unternehmer, Behörden u. s. w. Die letzte ist das eigentliche Operationsfeld für die Zankjournalistik. Hier, an dem Greifbaren lernt das Volk: Böses oder Gutes. Hier lernt das Volk in den Behörden die Vertreter der im Allgemeinen notwendigen und wohlthätigen Gesetzlichkeit achten, oder holt sich, wenn es dazu disponiert ist, den Blaukoller, der in jedem Schutzmanne ein Scheusal erblickt; hier lernt es den Unternehmer als Unmenschen oder aber, als einen dem Zwange der Verhältnisse unterstehenden Mitmenschen kennen; und gerade hier wäre weise Einsicht und journalistischer Takt am Platze. Statt dessen stehen gerade hier gewöhnliche Autodidakten und bieten den Lesern ihre Geistesfrüchte dar. Einige von vielen Beispielen mögen hier folgen: Wird z. B. mal einem Polizeibeamten eine Überschreitung seiner Befugnisse, Mißbrauch der Amtsgewalt nachgewiesen, dann herrscht oft knabenhafte Freude, vergeht sich gar ein Wächter des Gesetzes gegen das Eigentum, was bei der Unmasse von Beamten, ihrer verschiedenen Bildung, Lebensstellung u. s. w. doch in einzelnen Fällen vorkommen kann, dann fehlt es nicht an hämischen Bemerkungen, die, so weit man es riskieren darf, den ganzen Stand treffen sollen. Kommt ein Exceß vor, dessen Ursache und Verlauf schwer aufzuklären ist, so schreibt man vorschnell von „Ausschreitung“ eines „Polizisten“ und fällt so ein Urteil, ehe noch eine Untersuchung im Gange ist. Man hält diese Art Schneidigkeit für „revolutionär.“ Wie oft kann man lesen, daß alles ruhig verlief, weil keine Schutzleute zur Stelle waren, vergißt aber, daß in solchen Fällen die „Parteiehre“ allein es war, welche die Ordnung, mit Hilfe der einflußreichen „Polizeigenossen“, die hier das Amt des Schutzmanns und die höhere Autorität der Partei repräsentieren, aufrecht erhielt, und nicht die Ordnungsliebe und Intelligenz des Volkes allein. Es war eben eine andere Polizei, der man willig folgte, weil sie noch nie gezwungen war, sich mißliebig zu machen, und weil noch nie gegen sie gehetzt worden war. Man vergißt, daß ein Festordner ein Gelegenheitspolizist ist, den kein unangenehmer Tagesdienst, gerade mit widerspenstigen Leuten, und mißtrauisch gemachtem Publikum verbittert, hart, rauh und oft auch anmaßend gemacht hat.

Soll man auf alle die Ungenauigkeiten und gar bewußten Unwahrheiten hinweisen, die bei Besprechung von Konflikten zwischen Arbeiter und Unternehmer unterlaufen?

Und wie oft wird das Rechtsbewußtsein des Volkes geflissentlich untergraben, seine Urteilsfähigkeit irre geführt:

Eine Frau war wegen Hausfriedensbruchs bestraft worden, weil sie in einem Geschäftslokal Skandal machte, trotz Aufforderung nicht ging, und gewaltsam entfernt werden mußte. Die Geschäftsinhaberin hatte ihr versprochen nur boykottfreies Bier zu führen, mußte aber bald der anderen Kundschaft wegen das boykottierte Bier neben dem anderen wieder einführen. Der Vorwärts berichtete unter der Spitzmarke: „Ist Entrüstung über Wortbruch strafbar?“ Kann man sich nun eine gröbere Irrtumserregung und Rechtsverdrehung denken, als die es ist, welche sich dies „Arbeiterblatt“ zu schulden kommen ließ. Man braucht kein Jurist zu sein, um den ursächlichen Zusammenhang zwischen solchen boshaft kindischen Verdrehungen und einzelnen Vergehen schwach gebildeter Personen zu erkennen.

In welch' leichtsinniger, gedankenloser Weise selbst das häusliche Zusammenleben gefährdet wird, sei in folgendem Beispiele dargethan. In einer Nummer des Vorwärts — sie ist leider nicht mehr am Platze, so daß genaue Daten nicht gemacht werden können, — in einer vor circa Jahresfrist erschienenen Nummer war aus einer süddeutschen „Arbeiterzeitung“ eine Notiz abgedruckt, in der geraten wurde, wie die Arbeiter den Widerwillen vieler Frauen gegen die „Arbeiterpresse“ besiegen können. Man empfahl, so lange abends das Haus zu meiden und in die Kneipe zu gehen, bis die Frau das Arbeiterblatt anschafft. Welche Fülle von Unsinn, Widerspruch, Erbärmlichkeit liegt in solchem gedankenlosen, vielleicht gar nicht böse gemeinten Geschreibsel, das vielleicht ein geistreicher Witz sein sollte. Wird hier nicht geradezu der häusliche Zwist herausgefordert? Wie mancher Schwächling, der schon mit Mühe an der Wirtshausthür vorbeikommt, findet hier ein Gegengewicht gegen die vielleicht noch schwach mahnende Stimme des Gewissens. Solche — unwillkürlich denkt man an eine Aeußerung des Herrn v. Sch. — wissen wohl nicht, was der Groschen im Haushalte bedeutet, daß das arme Weib eine Stunde und länger für einen Schnaps arbeiten muß, den der Herr Gemahl durch die Kehle jagt. Also vergewaltigen soll der Herr das Weib, in diesem Falle pekuniär, damit es seine „Arbeiterzeitung“ hält, statt daß die Arbeiterzeitung sich bemüht, für die Frauen lesbar zu werden. Kann man sich wundern, wenn die Frau Blätter fernhält, die solche Ratschläge erteilen? Mögen doch die Arbeiterblätter den „Eheherren“ unter den „Genossen“ öfter den Kopf waschen, wie sie es manchmal in guten Stunden in herzerfrischender Weise thun, wenn sie ehrlose Burschen an ihre Alimentationspflicht mahnen. O, wie gern erkennt man das Gute an, welches diese Blätter bringen, aber es sind Oasen in der Wüste; einzelne solcher scheußlichen Mißtöne, wie die angeführten, verderben für immer das hoffnungsfrohe Konzert. Mögen doch die „Arbeiterblätter“ den Frauen das Wissenswerte in anregender anständiger Form bringen, damit die armen Abgerackerten nicht in den wenigen Minuten der Ruhe — der Mann hat deren immer mehr — einschlafen bei der Lektüre der „Werttheorie.“ Das ist die Kunst, geistig Unentwickelte zu fesseln — in hohen Phrasen schreiben? Bah! Das kann jeder, der ein Kompendium zur Hand hat. Was macht zum Beispiel die Näherinnen so widerstandslos? Weil sie keine Stütze an den eigenen Männern haben! Weil die Männer nur zu oft dem Weibe gegenüber ihre Pflicht vergessen — auch die „Genossen“.

Nur elende Heuchelei kann behaupten, daß es eine Bekämpfung der „Arbeiterpresse“ sei, wenn man ihr solche Pflichtwidrigkeit nachweist.

Doch nun ein anderes Bild von journalistisch-autodidaktischer Ungeschicklichkeit: In Nr. 205, I. Beil. 13. Jahrg. des Vorwärts ist zu lesen:

> Chamissos Grabhügel auf dem alten Jerusalemer Kirchhofe in der Belleallianceſtraße befindet sich, wie in Zeitungsberichten beklagt wird, in einem geradezu trostlosen Zustande. Wer hat auch im Zeitalter des Militarismus und des Polizistentums Ursache, sich um den Grabhügel eines Schmierfinken zu kümmern? Der Kerl hat es in der Armee ja nicht einmal bis zum Hauptmann gebracht.

Wie und mit welcher Berechtigung kommt man dazu, das Andenken eines Dichters und Gelehrten in den Schlamm der Zankjournalistik zu ziehen. Man hat den Aerger über die, vor Monden gethane, Aeußerung des früheren Kriegsministers noch nicht verschmerzt, man will dem Geschiedenen noch einen Fußtritt versetzen und stellt sich, um ein wenig höher zu stehen, auf den ehrwürdigen Grabhügel eines edlen Mannes, der eine Zierde der Menschheit war und eine Freude aller Gebildeten, gleichviel welches Standes, ist und bleiben wird.

Was erreicht man dadurch? Mancher, der die Äußerung des früheren Ministers, litterarische Schmierfinken, gemißbilligt hat, wird über Herrn B. v. Sch. jetzt milder urteilen. Der Pfeil prallt auf den Schützen zurück. Und wie absurd die Notiz ist: Daß der Minister den Dichter und Forscher mit solchen Notizenschreibern gleichstellt, kann nur der denken, der Chamisso für einen Lokalreporter irgend einer Arbeiterzeitung hält.

Aus Schonung für die Leser möge die Sammlung markanter und pikanter Stellen aus der „Arbeiterpresse“ geschlossen werden, man fühlt selbst, es ist genug an diesen Proben. Hingewiesen soll nur noch werden auf den knabenhaft protzigen Ton, der vielen, hochverdienten Personen anderer Parteien und Stände gegenüber angeschlagen wird und oft in einem Schimpfworte ausklingt. Hingewiesen soll noch werden auf jene Kritiker, die für Geld auf Kommando alles herunterreißen, was nicht die parteiamtliche Zensur passierte, und protestiert soll in Summa werden gegen die Anmaßung, welche solche Produkte „sozialdemokratische Arbeiterpresse“ nennt. Gerade die Sozialdemokratie hat sich in ihren volkstümlichen Repräsentanten, den klassenbewußten Arbeitern, stets bemüht, das Rohe und Gemeine zu bekämpfen, das rein Menschliche in Achtung zu bringen. Sozialdemokratische Arbeiter waren es in jener Idealperiode, als nur Opfer, keine fetten Stellen winkten, welche, neben den Gewerkvereinlern Hirsch-Dunckerscher Richtung, die aber nie großen Einfluß hatten, den Gassenhauer aus den Werkstellen zu verdrängen und würdige Gespräche einzuführen suchten; sie waren es z. B., welche den Einstand abschafften, mittels dessen, bis dahin arbeitlosen Menschen, wenn sie endlich Arbeit gefunden, die letzten Groschen aus der Tasche gezogen und durch die Kehlen gejagt wurden; sie waren und sind es noch, welche den elenden Brotneid unter Arbeitern bekämpfen, Hilfbereitschaft pflegen und sonst noch Gutes wirken. Aber, wo viel Licht, da ist auch starker Schatten; und gedeckt durch diese Schatten, als welche man die Irrtümer bezeichnen kann, die nur zu leicht in wenig gebildeten Menschen entstehen, drängen sich die

verschiedensten Elemente heran. Und die, welche einmal Macht und Einfluß haben, halten gute Musterung; sie wählen nur solche zu Aemtern und für Redakteurposten, die auf das Dogma eingeschworen sind; und dies Dogma heißt Klassenkampf, Diktatur des Proletariats, — welche unsinnige Wortverdrehung; — Diktatur kann immer nur ein Einzelner ausüben — und die oberste Pflicht aller stellungsuchenden „besseren“ Genossen ist, scharf loszuziehen gegen alle, welche „die Sache verwässern“ d. h. vernünftig und praktisch vorgehen wollen. So hat sich eine Art Hierarchie gebildet, die mit der Sozialdemokratie genau soviel Aehnlichkeit hat, wie die Kirche des Mittelalters mit der Religion; man entteiht den Namen und handelt gegen die Grundlehren. Diese Hierarchie stützt ihr Oberhaupt und sorgt dafür, daß keine revolutionären Anträge, wie der des Dr. Arons auf dem Breslauer Parteitage gestellte, daß der Vorstand alle 2 Jahre in den Personen wechseln solle, vorgebracht, oder, wenn vorgebracht, niedergestimmt werden. Die Revolutionäre dulden einmal nichts Revolutionäres. Die Hierarchie stützt ihr Oberhaupt, denn sonst wäre ja, beim Personenwechsel alle Aussicht auf Avancement verloren und manche Preisgabe eines Stückes Charakter und Ueberzeugung umsonst gewesen. Das Oberhaupt aber wählt nur solche, die ihr Credo gut hersagen und auf die Alleinseligmachende schwören. Je weniger einer nun weiß, je weniger einer gelernt hat, desto besser kann er glauben und eignet sich somit am besten zum Sprachrohr, d. h. Redakteur einer „Arbeiterzeitung.“ Nur so läßt sich die in letzter Zeit so auffallende Begünstigung schwach vorgebildeter Autodidakten erklären. So streckt die „Partei“ ihre Polypenarme aus über das ganze Land; ist ein Redakteur mißliebig, dann sorgt die Vehme*) für seinen Sturz, und es erfolgt die „Empfehlung eines erprobten Genossen.“

Ist ein solcher gestürzter Genosse auf den Ertrag seiner Feder angewiesen, dann mag er sich nur den Bettelsack umhängen, denn der Arm der „Bruderliebe“ reicht weit; kein Privatverleger im Machtbereiche der „Partei“ und ihrer Rezensenten, die eine Schrift schon „beurteilen“, wenn sie nur den Autor kennen, kann sich mit ihnen abgeben, und dann heißt es nach links oder rechts hin: „pater peccavi“ sagen. Ja, dieser kleinliche Haß der „Brüderlichkeit“ reicht sogar soweit, Handarbeiter, die nur gelegentlich, unentgeltlich, an die an Mitteln armen Gewerkschaftsblätter etwas liefern, mundtot zu machen. Und hierzu benutzen dann die „besseren“ Genossen den Schatten, d. h. die Urteilsunfähigkeit der Massen, um heranzuschleichen und so dem Proskribierten das Heftpflaster auf den Mund zu legen. Dies alles sind Proben davon, wie es um die Preß-, Rede- und Geistesfreiheit bestellt würde, wenn wir jetzt die „Diktatur des Proletariats“ bekämen.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

Warum bin ich kein Christ? In dem Leitartikel eines deutschen freireligiösen Blattes fand sich kürzlich folgende Bemerkung:

Aus Erfahrung bemerke ich zu dem „Radikalismus“, dem der Christenname als überlebt gilt, daß sich dahinter die berechtigte Furcht versteckt, es möchte der Inhalt, der Kern des Christentums eine bittere Wahrheit für den verwöhnten Sohn der Selbstsucht und des Dünkels enthalten. Man ahnt, ja weiß oft nur zu gut, daß strenge, unerbittliche Forderungen an das liebe Ich aus dem Wesen des christlichen Ideals von der Gotteskindschaft und Bruderschaft aller Menschen so sicher als 2 × 2 = 4 gefolgert werden müssen, — darum wirft man, wie von der Brennessel gestochen, das „veraltete“ (doch gar noch nicht probierte und angewandte) Christentum beiseite und warnt davor alle die, denen es — helfen könnte.

Der Verfasser dieser Zeilen hat keine Ahnung von dem sittlichen Ernst der Gründe, die heute einen denkenden Menschen bewegen können, auf den Christennamen zu verzichten. Widerspricht das nicht gerade dem Ideal der Bruderschaft aller Menschen, wenn man die gemeinsam erarbeiteten Güter des Menschengeschlechtes mit einem Sondernamen bezeichnet? Gottfried Keller empfand „die Bezeichnung der Wahrheit mit einem Menschennamen als einen Raub am unendlichen Gemeingute der Menschheit“. Die gleiche Empfindung hält viele Ethiker ab, sich Christen zu nennen. Das christliche Lebensideal ist doch nicht das Werk eines einzelnen Mannes und eines einzelnen Kulturkreises, sondern die Blüte der damaligen Gesamtkultur; es hat seine edelsten Gedanken mit der griechischen, römischen und indischen Lebensweisheit gemein. Es hat für eine ganze Reihe tiefster sozialer und moralischer Probleme noch gar keine oder nur ganz unentwickelte Antworten. Es ist nur ein Beitrag zur moralischen Kulturentwickelung, nicht aber der Inbegriff alles geläuterten Menschentums.

Man darf ferner auch deshalb den Christennamen aufgeben, weil die Schriften des neuen Testaments so widerspruchsvoll und vieldeutig sind, daß nicht nur in der Vergangenheit alle denkbaren menschlichen Verirrungen mit dem Evangelium ermutigt und entschuldigt wurden, sondern auch heute die entgegengesetztesten sozialen, moralischen und geistigen Tendenzen ihre Mission mit Bibelstellen rechtfertigen. Da in diesem Wirrwarr der Auslegungen die denkende Betrachtung der gesellschaftlichen Entwickelung die einzige zuverlässige Führerin ist auch für die pädagogische Verwertung der historischen Tradition — so dürfen wir mit Recht unser Lebensideal entsprechend der wahren Quelle unserer Gewißheit bezeichnen, statt einen Namen zu wählen, der dasselbe in nichts von zahllosen verworrenen und einseitigen Bestrebungen der Gegenwart unterscheidet.

Endlich: Ist es nicht schwer, den Christennamen beizubehalten, wenn wir sehen, daß die gleiche sittliche Begeisterung, die uns trägt, auch aus nichtchristlichen Ueberlieferungen hervorwächst? Ist es wirklich eine Verirrung, wenn das Bedürfnis entsteht, die gemeinsame Kraft auch durch einen gemeinsamen Namen zu feiern, statt durch die Wahl des Namens jene intolerante Ueberhebung zu ermutigen, die da wähnt, der sittliche Idealismus werde durch den Anschluß an eine bestimmte historische Tradition bedingt?

F.

Vermischtes.

Eine Blüte der Realpolitik findet sich wieder einmal in Nr. 242 der „Hamburger Nachrichten.“ Es heißt dort über die Haltung der Rechtsprechung gegenüber der Sozialdemokratie: „Fehlt zur Zeit ein Gesetz, das die ausnahmsweise Behandlung der Sozialdemokratie zuläßt, so glauben wir, daß die Gerichte in der Möglichkeit sind, diesen Mangel durch juristische Konstruktionen auf Grund der wiederholten eigenen Erklärungen der sozialdemokratischen Führer, daß die Partei den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden nach Art der Pariser Kommune erstrebe, auszugleichen. Unsere Richter sind keine über aller Irdischkeit schwebende Mächte, die unbekümmert, ob das Vaterland zu Grunde geht oder nicht, mit den Köpfen in den Wolken stecken und Gerechtigkeit zu üben berufen sind auf Kosten des Landes und zu Gunsten der geschworenen Todfeinde desselben. Es ist ein Irrtum, zu meinen, daß unsere staatliche Rechtspflege überhaupt in der Lage sei, ideale Gerechtigkeit zu gewähren, die allen Anforderungen entspräche. Wir halten es für eine Schwächung der Verteidigung des Staates gegen die ihm von sozialdemokratischer Seite angedrohte Vergewaltigung, wenn unser Richterstand seine Aufgabe gegebenenfalls weniger in dem Schutz friedlicher Bürger des Staates sieht, welche denselben gegen die Sozialdemokratie beschützt wissen wollen, als auf dem höheren Gebiete der Gerechtigkeit. Ideale Gerechtigkeit vermag nur Gott zu üben. Thatsächlich beruht unsere Kultur nicht auf der Basis abstrakter Gesichtspunkte, sondern auf dem Bedürfnis der Erhaltung der Staatsordnung und der Unschädlichmachung derjenigen, die die Ordnung verletzen und umstoßen wollen.“ — Kommentar überflüssig.

*) Treffliche Illustration zu der Bezeichnung „Vehme“ dürften folgende beide Thatsachen sein: die Sozialdemokratie erstrebt bekanntlich u. a. auch die Übernahme des Verkehrswesens durch die Kommunen, soweit es nicht schon staatlich organisiert ist. Diese Forderung wurde schon lange propagiert, ehe jemand die großartige Entwickelung der Elektrotechnik ahnen konnte. Der Umstand nun, daß diese noch nicht aus dem Versuchsstadium heraus ist, und weitere Experimente für das Verkehrswesen erfordert, die naturgemäß viel Geld kosten, hatte einen Herrn Dr. L., der durch mannigfache Arbeiten schon seine geistige Selbständigkeit und klaren Verstand erwiesen hatte, veranlaßt, in „Die Welt am Montag“ darauf hinzuweisen, daß die augenblickliche Situation der Sozialdemokratie Reserve auferlege, in Bezug auf obengenannte Forderung; weil gerade das Experimentieren durch die Kommune Unzuträglichkeiten und unnütze Kosten verursachen würde, welche moralisch schädigend auf die Grundidee zurückfallen müßten. Der Denker hatte logisch konsequent gefolgert und sich als der konsequente Sozialist erwiesen. Bei den angeschlossenen Zahlen war aber ein Druckfehler entstanden, der jedoch jedem ehrlichen Leser sofort in die Augen springen mußte. Nur einem nicht, der eins seiner Lieblingssteckenpferde in Gefahr sah, und nun dem Dr. L. im Vorwärts — aber anonym, unter dem üblichen: „Man schreibt uns“ — vorwarf, „er habe sich dem Kapitalismus liebend in die Arme geworfen.“ Diese, durch die Hierarchie heimlich weiter kolportierten und interpretierten Vorwürfe können für jemand das politische Todesurteil werden. Der Betreffende brachte zwar eine Entgegnung im Vorwärts, aber nicht jedem gelingt dies. Die Erfahrung hat gelehrt, daß mancher ungesühnt beiseite geschoben wird.

Familien-Pension

Frl. F. Beck und Frl. M. Barteld

Berlin SW., Hallesche Str. 20

Aufnahme für jede Zeitdauer. Pensionspreis 3–5 Mk. pro Tag. 20–30 Mk. pro Woche. Logis mit Kaffee 2–2,50 Mk. Sehr guter Tisch (auch vegetarischer) a 1 Mk resp. 80 Pf. Beste Empfehlungen stehen zur Seite.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

Redaction: Dr. H. Potonié.

Wöchentlich eine Nummer von 1½–2 Bogen.

— Preis vierteljährlich 4 Mark. —

Probenummern gratis und franco.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh.

in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Illustrierter Geschenkkatalog.

Verzeichnis gediegener populärer Geschenkwerke und der Hempel'schen Klassiker-Ausgaben

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

In unserm Verlage erschien soeben:

Erlöse dich selbst!

Gedanken über Religion und Moral

von

Hans Roeder.

300 Seiten gr. 8°. — Preis geheftet 4 M., elegant gebunden 5 M.

Das Leben der Seele

in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze

von

Professor Dr. M. Lazarus.

Dritte Auflage.

Dritter Band. 457 Seiten gr. 8°. — Preis geheftet 6 M., gebunden 7 M.

In 3 Bänden complet 18 M., gebunden 21 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Deutsche Volksstimme

Wochenschrift des **Deutschen Volksbundes.**

Vereinigung zur Förderung deutscher Volkserziehung und friedlicher Socialreform,

begründet durch

Professor Lehmann-Hohenberg-Kiel.

Schriftleitung: **Adolf Damaschke.**

Auflage: ca. **10 000** in mehr als 1800 Postorten.

Die „Deutsche Volksstimme" dient unabhängig den höchsten Interessen unseres Volkes und giebt in seinen „Zeitstimmen" eine werthvolle Uebersicht über die geistigen Strömungen der Zeit.

Preis: vierteljährlich 1 ℳ bei jeder Post. — Probenummern gratis und franco durch

die Redaction,

Kiel, Kehdenstrasse 25.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Arthur Pfungst, Laskaris. Eine Dichtung.

Erster Teil: **Laskaris' Jugend.** Zweite durchgesehene Auflage. Geh. 2 M., eleg. geb. in Goldschn. 3 M.

Zweiter Teil: **Der Alchymist.** Geh. 2 M., eleg. geb. in Goldschn. 3 M.

— **Lose Blätter.** Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Geh. 2 M. eleg. geb. 3 M.

— **Neue Gedichte.** Geh. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Wir empfehlen vorstehende Werke, welche durch jede Buchhandlung zu beziehen sind, besonders zu Geschenken.

Das Bürgerliche Gesetzbuch

für

das Deutsche Reich.

Mit dem Einführungs-Gesetz.

Wohlfeile Text-Ausgabe. — 570 Seiten handliches Oktav.

Preis brosch. 2 Mk., in flexiblem Leinenband 2,80 Mk.

Ausgabe mit Sachregister 2,20 M., geb. 3 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12, Zimmerstr. 94.

Soeben erschien:

Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit.

Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen.

(Vierte Folge)

von

Wilhelm Foerster,

Geh. Regierungsrat Prof. an der Königl. Universität und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin.

290 Seiten. Preis 4 Mark; elegant gebunden 5 Mark.

Der vorliegende Band enthält Vorträge und Abhandlungen aus den Jahren 1890–1895. Den Freunden ethischer Kultur wird diese Sammlung besonders willkommen sein, da sie auch die wichtigeren Vorträge des Herrn Verfassers über ethische und soziale Fragen zusammenfaßt. Das Buch bietet eine Fülle geistiger Anregung und ein treffliches Mittel, für die Ausbreitung und Vertiefung sozial-ethischen Denkens zu wirken. Es ist daher zu Geschenken ganz besonders geeignet. — Die früher erschienenen 3 Bände (Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen) sind zu gleichem Preise (à Br. 4 M. geb. 5 M.) zu beziehen.

Ethische Schriften

aus dem

Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Der Moralunterricht der Kinder. Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2,60 M.

Die ethischen Gesellschaften. Vortrag von Prof. Felix Adler. 25 Pf.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

Wahrhaftigkeit. (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autoris. Uebersetzung von Lily von Gizycki. 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur. Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

Geistesfreiheit und Gesittung. Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes. Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Wilhelm Foerster. 60 Pf.

Die wirklichen Gefahren der Lüge. Ein öffentlicher Vortrag gehalten in Berlin am 9. Dezember 1894 von Wilhelm Foerster. 50 Pf.

Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage. Rede, gehalten am 23. November 1892 von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung. Von Dr. Friedr. Wilh. Foerster in Freiburg. 50 Pf.

Vorlesungen über soziale Ethik. Von Prof. Dr. Georg von Gizycki. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki. Zweite Auflage. 1,20 M.

Vom Baume der Erkenntnis. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur gesammelt und hrsg. von Dr. Paul v. Gizycki. 7,50 M., in Halbfranzband 10 M.

Was trägt und treibt den Soldaten im Felde? Gedanken zum französischen Kriege und Stimmungsbilder aus den Tagen vor Metz. Von Dr. Adolf von Gordon. 80 Pf.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki. 2. durchges. Aufl. mit 8 Farbendruck. n. Aquarell. v. Willy Werner. Volks-Ausgabe Geb. 1 M. Feine Ausgabe auf Velinpapier. Elegant gebunden 2 M.

Entrückt in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Theodor Hertzka. 3 M., geb. 4 M.

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch. Von Dr. Fr. Lütgenau. 30 Pf.

Der Kampf um Arbeit. Eine Reform-Studie. Von Gustav Maier. 60 Pf.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 1893. 1. u. 2. Heft. à Heft 50 Pf.

Wer soll der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beitreten? Vortrag von Dr. Arthur Pfungst. 40 Pf.

Die ethische Lebensansicht. Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

Träume. Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

Religion und Moral. Von Graf Leo Tolstoy. 60 Pf.

„Ethische Kultur" und ihr Geleite. I. Nietzsche-Narren. II. Wölfe in Fuchspelzen. Von Ferdinand Tönnies. 75 Pf.

Die ethische Aufgabe des Menschen. Von Dr. Berthold Weiß. 30 Pf.

Aphoristische Grundlegung einer Philosophie des Geschehens. Von Dr. Berthold Weiß. 1,20 M.

Ethische Kultur. Wochenschrift für sozial-ethische Reformen. Jahrg. 1893, 1894 u. 1895. Geb. à 8 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis vierteljährlich 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 31. Oktober 1896. | Nr. 44.

Inhalt: Lohnarbeit der Kinder. Von J. Tews. — Ethische Empfindungen bei kirchlichen Gebräuchen. Von Conrad Ziegler. — Die Bedeutung der Züricher Tage für die ethische Bewegung. — Die Arbeiterpresse. Von E. Henle. (Schluß.) — Sprechsaal: Zur Frauenfrage

Lohnarbeit der Kinder.

Von J. Tews.

Soziale Fortschritte sind in der Theorie sehr bald, in der Praxis aber ungemein schwer zu schaffen. Welcher Menschenfreund hätte nicht das Verbot der Kinderarbeit in der deutschen Gewerbeordnung mit Freuden begrüßt! Und doch, hat dies Verbot vielen Kindern eine Erleichterung ihres Daseins gebracht, hat es sie aus der Lohnsklaverei befreit? Mit nichten. Die Zahl der in den Fabriken arbeitenden Kinder ist in Deutschland niemals sehr groß gewesen. Im Jahre 1890 waren es 7000, 1894 noch 827. Aber was wollen diese kleinen Ziffern besagen gegenüber den Zehn-, ja Hunderttausenden, die in der Hausindustrie oder in anderweitiger Lohnarbeit (Botengänge, Zeitungen- und Backwarenaustragen, Kegelaufsetzen ꝛc.) übermäßig angestrengt werden. Eine Besserung ist dadurch überhaupt nicht eingetreten. Vielleicht ist gar das Gegenteil der Fall. Es ist doch sehr auffällig, daß zur selben Zeit, wo die neuen Bestimmungen der Gewerbeordnung völlig durchgeführt sind und damit die Fabrikarbeit der Kinder gänzlich aufgehört hat, in den weitesten Kreisen gegen die Erwerbsarbeit der Kinder und die dadurch bedingte Schädigung der Jugenderziehung mit einer bisher nicht beobachteten Lebhaftigkeit aufgetreten wird. Lehrervereine und Schulbehörden haben neuerdings Erhebungen über den Umfang und die Art der Kinderarbeit angestellt und dabei nahezu unglaubliche Ziffern erhalten. Die Schädigung der Schulerziehung durch die Lohnarbeit der Kinder erscheint den pädagogischen Kreisen so bedenklich, daß der 65 000 Mitglieder zählende deutsche Lehrerverein seinen sämtlichen Verbänden das Thema: „In welchem Umfange und in welcher Richtung wird die Jugenderziehung durch gewerbliche und landwirtschaftliche Kinderarbeit geschädigt?“ zur Beratung und Beschlußfassung unterbreitet hat, womit der Gegenstand zugleich auf die Tagesordnung des nächsten deutschen Lehrertages gestellt ist.

Schon hierdurch wird hinlänglich bewiesen, daß die durch ihr Amt auf die Beobachtung dieser sozialen Erscheinung hingewiesenen Kreise eine Besserung nicht bemerken, sondern anscheinend das Gegenteil. Auch die mit der Aufsicht über die Fabriken betrauten Beamten haben wiederholt Mitteilungen gemacht, die zum Nachdenken herausfordern und es nicht dazu kommen lassen, daß man sich jener anscheinend so menschenfreundlichen Bestimmung im § 135 der Gewerbeordnung von Herzen freuen kann. So enthält z. B. der Jahresbericht der preußischen Gewerberäte für 1894 folgende Mitteilungen.

Der Gewerbeinspektor in Reichenbach (Bez. Breslau) berichtet u. a.: Die Kinder werden „schon im frühesten Alter im Elternhause zur Hilfe bei Vorbereitungsarbeiten herangezogen. Diesen Vorarbeiten, wie Pfeifentreiben, Spulen ꝛc., die den jugendlichen Körper nur einseitig beanspruchen, ist jedenfalls eine nachteilige Einwirkung auf das körperliche Gedeihen des Kindes, selbst wenn die Arbeit im Freien erfolgt, nicht abzusprechen; ihre Folgen zeigen sich auch in der außerordentlich großen Menge mißwachsener Personen, der man in dem Textilindustriebezirk begegnet.“

Im Mindener Bezirk wurden 1891 nicht weniger als 1883 Kinder in Fabriken beschäftigt, davon 1496 in Zigarrenfabriken. Gegenwärtig beschäftigen sämtliche Fabriken des Bezirks nur 16, die Zigarrenfabriken nur 2 Kinder. Der Gewerbeinspektor bemerkt aber: „Dieser Abnahme in der Zahl der in den Fabriken beschäftigten jugendlichen Arbeiter steht leider eine dauernde Zunahme der Zigarrenhausindustrie gegenüber.“ Und die Arbeit im Hause dauert, da die Kontrolle gänzlich fehlt, gewöhnlich viel länger, auch werden die Kinder schon in ganz jungen Jahren herangezogen und die Wohnungen durch den Tabak derart verdorben, daß die Bewohner unbedingt an ihrer Gesundheit Schaden leiden.

Der Gewerbeinspektor in Solingen beklagt die traurigen Verhältnisse der jugendlichen Arbeiter in den hausindustriellen Betrieben des Kleineisengewerbes und der Textilindustrie und teilt hierüber unter anderem Nachstehendes mit: „In Remscheid, Langenberg, Ohligs und Wald wurden Fälle festgestellt, wo bei der Hausindustrie jugendliche Arbeiter bis zu 15 Stunden täglich beschäftigt wurden. In den letztgenannten Städten beschäftigen gerade die Messerreider, abgesehen von ihren eigenen Kindern, die schon sehr früh zur Arbeitshilfe angehalten werden, Lehrlinge im Alter von 13 bis 16 Jahren über alle Gebühr lange. In Langenberg werden sehr viele schulpflichtige Kinder in den Ferien von 6 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, sonst in ihrer schulfreien Zeit an den Spulrädern beschäftigt. Der Behörde fehlt jede gesetzliche Unterlage zum Einschreiten gegen solche Zustände.“

Gewerberat Pusahl-Frankfurt a. O. schreibt: „Es steht zu befürchten, daß ein großer Teil der bisher in Fabriken beschäftigten Kinder der Hausindustrie zufällt, wo teilweise unter erheblich ungünstigeren Verhältnissen gearbeitet wird, als in der Großindustrie. So wird z. B. der größte Teil der aus einer Rohrgewebefabrik ausgewiesenen Kinder ganz in der bisherigen Weise, jedoch unter wesentlich ungünstigeren Umständen von den Eltern in ihrer Behausung weiter beschäftigt.“

In früheren Berichten finden sich ganz ähnliche Mitteilungen.

Der Umfang und die bedenklichen Folgen der Kinderarbeit sind in letzter Zeit auch statistisch beleuchtet worden. Dem Rixdorfer Lehrer K. Agahd gebührt das Verdienst, in der Lehrerschaft die Bewegung in Fluß gebracht zu haben.

Nach Mitteilungen der Hamburger Oberschulbehörde für 1890/91 wurden dort 6208 Kinder gewerblich beschäftigt. In Brandenburg a. H. waren von 1770 Knaben 215, in Hanau nur 107 von 2716, in Rixdorf-Köpenick 1394 von 20 000 Kindern erwerbsmäßig thätig; bei 293 wurde ein gesundheitlich bezw. sittlich schädigender Einfluß festgestellt. In Berlin haben die Erhebungen an einer Reihe von Gemeindeschulen ebenfalls sehr hohe Ziffern ergeben, und von den Lehrern wird ein schädlicher Einfluß in vielen Fällen festgestellt. Am eingehendsten und lehrreichsten sind aber die Feststellungen in Hannover (mitgeteilt in Nr. 40 ff. der „Hann. Schulzeitung"), wo von 9235 Knaben 1094 erwerbsmäßig beschäftigt waren.

Auch ohne diese und andere sehr zahlreiche statistische Aufstellungen ist es jedem mit offenen Augen durchs Leben gehenden Beobachter bekannt, daß eine verhältnismäßig sehr erhebliche Zahl von Kindern in einem ganz unzulässigen Umfange zum Erwerb herangezogen wird. Sowohl die zu jugendlichem Frohsein als auch zur Ausbildung des Geistes nötige Zeit fehlt diesen Ärmsten, und damit sind ihnen die Mittel entzogen, durch welche ein Menschenkind gut, froh und stark werden kann. Sie gleichen später dem Weiden- und Birkengestrüpp der Polarzone: kein Sonnenstrahl vermag in ihnen die Lebenskraft voll zu entfalten. Sie sind und bleiben geistige und körperliche — Krüppel.

Man kann sehr darüber streiten, ob es für ein Kind besser sei, wenn es „ledig aller Pflicht" aufwächst, oder wenn es mit seinen Eltern gemeinsam auch an der Erwerbsarbeit teilnimmt. Ich neige der letzteren Ansicht zu, habe ihr auch an verschiedenen Stellen Ausdruck gegeben und kann meine dahin gehenden Ausführungen*) hier lediglich wiederholen.

Die Unterweisung in der Verrichtung nützlicher Arbeit und die Ausführung dieser Arbeit seitens des Lernenden kann eine hohe erziehliche Bedeutung haben, oft eine viel größere, als bloß pädagogische Beschäftigung. Die Vorstellung von dem Nutzen einer Arbeit regt den jugendlichen Geist in der Regel mehr an als die für das Kind schwerer faßbare Vorstellung von dem erziehlichen Werte derselben. Ein Kind, das seinen Eltern bei einer leichten, anregenden Beschäftigung helfen darf, ist darum gewöhnlich auch glücklicher und übt seine Kräfte mehr, als wenn es eine ihm unfruchtbar erscheinende ähnliche Beschäftigung treiben soll, die ihm aus rein pädagogischen Rücksichten aufgegeben wird. Wenn sich dabei die kindlichen Kräfte frei bethätigen können, mag es selbst bis zur vollen Ermüdung geschehen, so behält die Arbeit auch in der ernstesten Form bis zu einem gewissen Grade den Charakter des Spiels und leitet ungezwungen von diesem zu jener hinüber. Eine solche Erwerbsarbeit hat nicht nur keine Bedenken gegen sich, sondern einen hohen sittlichen Wert. Ein Kind, das aus Freude an der frischen Bethätigung seiner Kräfte seinen Eltern und Geschwistern bei leichten Arbeiten hilft, wächst in die menschliche Arbeitsgemeinschaft unbewußt hinein, es schmeckt die Freude der Arbeit, ohne ihre Bürde zu tragen, es stählt seine Kräfte, ohne es zu wissen und zu wollen, es ahmt seinen reiferen Vorbildern nach und wird ihnen dadurch ähnlicher, ohne daß Lehr- und Schulgeld dafür gezahlt werden.

Die Vorteile einer solchen Erziehung genießt heute die weibliche Jugend mehr als die männliche. Wo gäbe es für ein frisches Mädchen nicht Gelegenheit, sich der Mutter und Schwester nützlich zu machen. Dem Knaben ist eine gleich gute Gelegenheit zu einer ihm angemessenen Beschäftigung dagegen nur in der kleinen Landwirtschaft und im Kleingewerbe geboten. Hier kann der Sohn den Vater bei allen seinen Hantierungen beobachten und in vielen Arbeiten ihm helfend zur Hand gehen. Ganz anders geartet sind Fabrikarbeit und Hausindustrie. Wer hier helfen will, muß eine bestimmte Arbeit, die gewöhnlich in wenigen, sich stetig wiederholenden Handgriffen besteht, für eine bestimmte Zeit mit allem Ernst und aller Pünktlichkeit übernehmen. Hier giebt es kein Feiern und Ruhen, bis die Glocke schlägt. Der Mensch ist selbst ein Stück Maschine geworden und muß mit der Regelmäßigkeit einer solchen seine Schuldigkeit thun. Hier ist man an der Grenze des für Kinder Zulässigen sehr bald angelangt. Diese Arbeit tötet die frischen Lebensgeister schnell ab, überbürdet den Körper in gewissen Richtungen, während andere Organe sich gar nicht bethätigen können. Hier ist der Punkt, an dem wir Protest gegen die Kinderarbeit erheben und, wenn unsere Proteste ungehört verhallen, die Hilfe des Gesetzgebers anrufen müssen. Zu diesen schädlichen Kinderarbeiten gehören auch alle diejenigen Beschäftigungen, die durch ihre lange Dauer und die ungünstigen Witterungseinflüsse (Viehhüten!) das Kind in seiner geistigen Ausbildung hemmen, oder es in seiner körperlichen Entwickelung beeinträchtigen (Austragen von Backwaren und Zeitungen am frühen Morgen, Kegelaufsetzen am späten Abend), oder es in sittlicher Beziehung gefährden (Hausieren in Gasthäusern). Auch ist eine Arbeit, bei der die Kinder einem fremden Arbeitgeber gegen Lohn ausgeliefert werden, in den meisten Fällen zu beanstanden. Dem zahlenden Arbeitgeber ist das Kind wie der erwachsene Arbeiter eine Person, die ihm mindestens das leisten muß, was sie kostet, ohne Rücksicht auf die etwaigen schädlichen Folgen. Die Arbeit muß stetig, pünktlich, sorgsam ausgeführt, das Kind also wie ein Erwachsener ins Arbeitsjoch eingespannt werden. Darin liegt die Schädlichkeit dieser Art der Kinderarbeit, auch wenn sie im übrigen zu keinen Bedenken Anlaß giebt.

Aber was ist zu thun, um die Jugend von der ihr aufgeladenen und sie erdrückenden Bürde der Lohnarbeit zu befreien? Man hat vorgeschlagen, die Kinderarbeit einfach zu verbieten. Mir erscheint ein solches Verbot unter den obwaltenden Umständen ebenso nutzlos als hart. Nutzlos, weil man niemals alle Kinderarbeit verbieten kann, und wenn man's thäte, könnte man die Befolgung dieses Verbots niemals kontrollieren. Man hat die Fabrikarbeit der Kinder verboten, und es ist auch möglich, festzustellen, ob dies Verbot beachtet wird. Ebenso könnte man die Beschäftigung der Kinder in öffentlichen Lokalen, das Zeitungen- und Backwarenaustragen, die Kinderarbeit in Werkstätten &c. verhindern, nicht aber die Beschäftigung in der elterlichen Wohnung mit Arbeiten der Hausindustrie, oder man müßte die Hausindustrie überhaupt untersagen. Ob das möglich und zweckmäßig ist, weiß ich nicht. Diese letzteren Kinderarbeiten sind aber die weitaus gefährlichsten. Bei ihnen werden die armen Wesen am längsten festgebannt, am meisten von Licht und Luft abgeschnitten, und trotzdem tragen sie am wenigsten ein. Die Befürworter von Polizeiverboten für diese und jene Kinderarbeit haben gewiß allen Grund, die betreffenden Arbeiten zu beanstanden, aber wenn sie in jedem Falle sehen würden, was an die Stelle des Verbotenen tritt, würden sie den Glauben, dadurch eine wesentliche Besserung erzielt zu haben, wohl verlieren. Es ist heute, was die oben mitgeteilten Thatsachen beweisen werden, z. B. durchaus zweifelhaft, ob das Verbot der Fabrikarbeit im allgemeinen mehr genützt oder mehr geschadet hat. Sicher ist aber, daß in einer Reihe von Fällen die Lage der Kinder dadurch ganz erheblich verschlechtert worden ist. Würde man die Erwerbsarbeit der Kinder gänzlich verbieten, ohne andere unseres Erachtens notwendig dazu gehörige Maßnahmen zu treffen, so würden die Kinder hinter Schloß und Riegel in die Sklaverei verbannt werden; ihr Schicksal würde härter sein als jetzt, und doch würde keine Polizeimacht in der Lage sein, die Übertreter des Gesetzes zur Rechenschaft zu ziehen.

Ein solcher Weg ist um deswillen völlig ungangbar, weil man die äußere Erscheinung beseitigen will, ohne auf ihre Ursachen auch nur im mindesten einzugehen. Dieses äußerliche Verfahren ist an jeder Stelle und damit auch hier ein verfehltes. Warum? Hunderttausende von Familien sind auf den Miterwerb der Kinder heute angewiesen. Gewiß giebt es auch Eltern, die ihre Kinder ohne Notwendigkeit zu

*) Vergl. „Kinderarbeit" und „Soziale Streiflichter". Langensalza, Herm. Beyer u. Söhne.

übermäßiger Mitarbeit zwingen. Insbesondere ist dies auf dem Lande der Fall. Der Bauer ist im allgemeinen habsüchtig, und sein Kind gilt ihm oft weniger als sein Pferd und sein Feld. Die starke Ausnutzung der Kinder ist dort auch bei gut situierten Leuten gang und gäbe. In städtischen Verhältnissen ist dies viel seltener der Fall. Hier giebt eine Familie, die etwas auf sich hält und nicht durch die Not gedrückt wird, ihre Kinder zur Erwerbsarbeit nicht her. Es sind fast ausnahmslos die Kinder derjenigen Eltern, die mit oder ohne eigene Schuld den Familienunterhalt nicht bestreiten können. Der Vater erwirbt entweder zu wenig, oder er ist gewissenlos genug, einen zu großen Teil seiner Einnahme für seine eigene Person zu verbrauchen. Die unbemittelten alleinstehenden Mütter sind vollends, trotz der Unterstützung der Gemeinden, meist nicht in der Lage, ihre Kinder ohne deren Mitarbeit zu erziehen. Die Trunkenbolde, Tagediebe, die Kranken, Schwachen, wenig Befähigten, vom Unglück Verfolgten, aber auch die mit reichem Kindersegen Bedachten müssen ihre Sprößlinge wohl oder übel frühzeitig zum Erwerb anhalten. So lange wir keine Mittel haben oder anwenden, die Familien gegen diese Quellen der Not zu schützen, werden auch die liebevollsten und einsichtigsten Eltern die Kinder zur Lohnarbeit verwenden, ungeachtet aller Verbote. Man würde die Kinderarbeit von der Oberfläche verdrängen, aber an den nicht zu kontrollierenden Arbeitsstätten würde die Arbeitssklaverei nur um so schlimmer werden, und auch die moralischen Schädigungen würde man eher verstärken als vermindern. Kegelaufsetzen z. B. ist gewiß keine geeignete Kinderarbeit, und sie läßt sich leicht verbieten, aber wenn man dieselben Knaben dadurch zum Knopflöcherschürzen verurteilt, so hat man den Teufel durch Beelzebub ausgetrieben.

Eine Beseitigung aller übermäßigen und schädlichen Kinderarbeit ist nur durch eine groß angelegte soziale Reform zu beseitigen. Man muß zuerst den wirtschaftlichen Boden schaffen, auf dem die Kinderarbeit entbehrt und dann natürlich auch, so weit es überhaupt noch notwendig ist, mit aller Strenge unterdrückt werden kann, d. h. es müßte zunächst jeder Familie das zum Unterhalt unbedingt nötige Mindesteinkommen gesichert werden. Das mag schwer erscheinen, aber unmöglich ist es kaum. Unsere Kulturwelt dürfte reich genug sein, allen in ihr Lebenden Wohnung, Kleidung und Nahrung zu verschaffen. Wenn man den auf Schritt und Tritt hervortretenden Luxus, die unsinnige Vergeudung und Verschwendung, nicht nur bei den wenigen Reichen, sondern bei den viel zahlreicheren Unbegüterten betrachtet, so gewinnt man den Glauben, es müßte möglich sein, jedem Kinde sein warmes und sicheres Plätzchen, sein Röckchen oder Kleidchen und sein gutes Stück Brot zu sichern, ohne daß es zur Lohnarbeit gezwungen wäre. Es kommt anscheinend nur darauf an, ob es eine Macht giebt, die eine solche Umgestaltung der Verhältnisse ernstlich will und auch durchzusetzen in der Lage ist.

Ich kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht ein ganzes Programm für diese Reform liefern, Andeutungen müssen genügen. Es wird sich auch Gelegenheit finden, in anderem Zusammmenhange auf den Kern der Sache zurückzukommen. Abgesehen von allen etwaigen Änderungen in der Beteiligung von Kapital und Arbeit am Gewinn, die vielfach allein mit Nachdruck und Ausdauer erörtert wird, und wovon große Volksmengen alles Heil erwarten, ist es eine Notwendigkeit, die Einkünfte der Familien gegenüber denen der Einzelpersonen sehr wesentlich zu erhöhen. Der Staat und die Gemeinden können dies bei ihren Beamten sehr einfach durch eine Besoldungsordnung thun, die dem verheirateten und mit unerzogenen Kindern gesegneten Beamten ein größeres Einkommen zuspricht, als dem Unverheirateten und Kinderlosen. Diese Forderung, die im verflossenen Jahre in einer Sitzung der Abteilung Berlin von mir vertreten und später vom Geh. Rat Thiel in den „Preuß. Jahrbüchern“, leider mit unannehmbaren Nebenforderungen verquickt, erörtert worden ist, hat allerdings Widerspruch gefunden, aber die dagegen erhobenen Bedenken wiegen federleicht gegen die ungeheuren Vorteile, die ihre Erfüllung bringen würde. Dasselbe für die gesamte Arbeiterschaft zu bieten, wäre nur durch ein dem Alters- und Invalidengesetz entsprechendes Reichsgesetz möglich, das die Ehelosen zu bedeutenden Leistungen verpflichtete, um den Familienvätern ein höheres Einkommen zu sichern. Man mag heute sagen, das ginge nicht. Das hat man immer, und zwar auch bei sehr leicht ausführbaren Dingen gesagt. Es wird gehen, wenn man nur erst erkannt haben wird, wohin wir allmählich kommen, wenn wir einem Manne, der für eine Frau und sechs Kinder sorgen soll, denselben Verdienst zuweisen, wie dem gleich tüchtigen unverheirateten Beamten und Arbeiter, der nur sich selbst zu erhalten hat. Dieser Zustand führt ganz notwendig zur Verkümmerung und Verkrüppelung des jungen Nachwuchses bei der großen Mehrheit unseres Volkes. Es ist mir unbegreiflich, daß alle sozialen Reformparteien an dieser auffälligsten Erscheinung der Gegenwart vorübergehen, ohne überhaupt Notiz davon zu nehmen, noch viel weniger aber durchgreifende Heilmittel vorzuschlagen. Nur ganz vereinzelt hat man angefangen, für die Beamtenbesoldung diese Grundsätze zu vertreten. Ob die Parteien fürchten, dadurch die Selbstsucht, die bei den Ehelosen allerdings oft besonders schroff sich äußert, gegen sich aufzubringen? Ich bin aber überzeugt, daß in absehbarer Zeit jede Partei zu dieser Frage Stellung nehmen muß. So lange Wohnung und Arbeitsraum nicht getrennt sind, wie beim Kleinkaufmann, dem kleinen Gewerbetreibenden und dem Landwirt, besitzt der Familienvater in seiner Ehehälfte nicht nur eine Gattin und eine Mutter seiner Kinder, sondern auch eine wirtschaftliche Hilfe, die in mancher Hinsicht so wenig ersetzt werden kann, daß der Junggeselle und Witwer mit seinem verheirateten Berufsgenossen in der Regel nicht einmal konkurrieren kann. Es handelt sich also hier um eine soziale Erscheinung, die erst mit dem Wachstum der Industrie und der Ausdehnung des Beamtenkörpers stärker hervorgetreten ist.

Wenn es möglich sein sollte, der Familie einen gesicherten materiellen Boden zu geben, könnte auch ein allgemeines Verbot der Kinderarbeit erlassen werden. Dies dürfte dann aber fast überflüssig sein. Dagegen müßte man die Erziehungspflichten der Eltern für das Alter vor und während der Schulpflicht fixieren und darüber wachen, daß sie in vollem Umfange erfüllt würden. Fälle, in denen dies nicht möglich wäre, würde es allerdings auch dann noch geben, aber diese Ausnahmen würden durch öffentliche Hilfsinstitute (Kindergärten, Kinderhorte &c.) leicht zu bewältigen sein. Und wo Roheit, Leichtsinn und Lieblosigkeit der Eltern den Hilflosen das Emporwachsen erschweren oder unmöglich machen wollte, da könnte die Strenge des Gesetzes Abhilfe schaffen und diese Pflichtvergessenen dazu anhalten, daß auch sie ihren Tribut an die Menschheit leisten.

Die Frage der Kinderarbeit ist ein Symptom, das uns schwere innere Krankheiten des sozialen Körpers anzeigt. Sie ist darum auch mit äußerlich aufgelegten Pflästerchen nicht zu heilen. Im Gegenteil, die Krankheit wird durch derartige Kuren mehr ins Innere des Körpers getrieben und richtet hier viel größere Verwüstungen an, wenn sie auch für das Auge mehr verschwindet. Wir können aber nur wünschen, daß sich recht viele wohlmeinende Sozialpolitiker gerade mit dieser Frage beschäftigen. Von ihr ausgehend, werden sie immer mit zweifelloser Sicherheit in die tiefsten Tiefen der sozialen Not geführt, die eben nicht bei dieser oder jener Gruppe von Ehelosen, sondern in den Familien zu finden ist, und auch zugleich auf die Maßnahmen gelenkt, die nötig sind, um eine neue, bessere, frohere und gesundere Menschheit zu erziehen, die dann auch fähig sein wird, Ansprüche zu befriedigen, die man heute und in nächster Zeit vergeblich stellt.

Ethische Empfindungen bei kirchlichen Gebräuchen.

Von Pfarrer Conrad Ziegler in Königsberg in Ostpreußen.

Es geht nicht anders, wir müssen „auf jüdische Weise schächten lassen" — sagte mir eine Braut, die einen preußischen Staatsbeamten heiratete und die mir als Verlobte das Versprechen abgenommen, sie trauen zu wollen. Ich war ihr aber zuvorgekommen, indem ich sie bat, in Rücksicht auf die Verhältnisse resp. das Avancement des Mannes, eine orthodox-landeskirchliche Trauung über sich ergehen zu lassen. Leichten Herzens hatte ich dies gethan, aber als die Stunde kam, in welcher das herrliche Paar zur Kirche fuhr und vor den Priester trat und sein Jawort, das die Herzen schon vor Jahren gesprochen, feierlich vor der Öffentlichkeit wiederholte — da wurde ich unsäglich traurig. Dieser tüchtige charakterfeste Mann, diese ideale feingebildete Tochter mußten auf dem Gipfelpunkt ihrer Lebenswanderung im Schatten einer Glaubenswolke stehen, der mit der Herzensstimmung im Gegensatz und mit der Ueberzeugung in Widerspruch stand. Menschen, die in ihrem Leben kein Haar breit von Ehre und Wahrhaftigkeit abzuweichen gewohnt sind, müssen das selige Jauchzen ihrer Seelen dämpfen mit einem dogmatischen Gewebe, das ihre Bildung längst zu Fetzen gerissen hatte. Es ist nun nicht gerade ein großes Unglück, sich drei viertel Stunden zu langweilen an einem Tage, der sonst von Freuden strotzt, man kann auch während einer langweiligen Traurede von der Zollfreiheit der Gedanken Gebrauch machen und das Gemüt hat viel naheliegenden Ersatz, während der Händedruck junger Liebe sich wechselt und die Nähe der Eigenen und besten Freunde das Brautpaar beglückt; aber daß gerade der geistige Weiheakt, welcher berufen ist, die jubelnden Gefühle in heilige Andacht zu schmelzen und den Zusammenhang zwischen individuellen und altruistischen, zwischen terrestrischen und kosmischen Empfindungen zu seligem Bewußtsein zu führen — daß gerade diese hohe Stunde dem Kopf einen Schlag und dem Herzen einen Stoß versetzen soll, das hat denn doch nicht in Sinn und Absicht derjenigen gelegen, welche diese Gebräuche in den Anstalten des Glaubens einführten. Wenn irgendwo so heißt es hier, „was nicht aus dem Glauben, — aus der innersten Ueberzeugung — kommt, ist Sünde."

Die Kirchen legen ihre segnende Hand nicht nur auf den Knotenpunkt, sondern auch auf Anfang und Ende des Lebens — und das ist schön. Dazu sind sie da, den Menschen das Verständnis für die großen Erlebnisse zu schärfen, leuchtende und volltönende Signale der Volksseele zu geben, welche das Leben stilisieren, die Schönheiten des Daseins markieren. So nimmt die Kirche den kleinen Säugling auf ihren Arm, verlangt seinen ersten Besuch und drückt ihm den Kuß des Geistesreichs auf die unberührte Stirn. Welch stolzes freudiges Gefühl hebt die Brust des Vaters, wenn er zum erstenmal als solcher vor die Oeffentlichkeit tritt, welch inniges Wogen von Dank und Wonne, wenn die junge Frau mit dem schönsten und höchsten Reichtum, dem der Mutterliebe, aus dem Mund der Seelenbehörde den Namen laut über ihrem Fleisch und Blut sprechen hört, den sie in liebender Sorgfalt ausgewählt. Und wenn sie den Gang wiederholen, sind die Gemüter vielleicht ruhiger, aber nicht weniger tief bewegt. Ja, der Anlaß, religiös gestimmt zu werden, ist durch die Geburt und ihre Festfeier, die Taufe hochgradig gegeben. Deutlicher oder dunkler kommt er jedem Elternpaar zum Bewußtsein, daß, während sie dem Augenblick zu leben vermeinten, sie der Ewigkeit einen Auftrag geben, handgreiflich liegt die Erkenntnis vor ihren Augen, daß die Handlungen des Menschen weit über die Schranken seiner Persönlichkeit hinausgreifen. Und nun treten sie in die Kirche. Das ganze Heim war festlich geschmückt, die Rücksichten der Sparsamkeit waren jenem holden Leichtsinn gewichen, der die müde Seele einen Augenblick ausspannt aus dem Sorgenjoch, die besten Freunde sind erschienen, vielleicht zu längst ersehntem Wiedersehen, um uns zu bedeuten, in Freud und Leid stehen wir zu Euch, uns verbindet das Band innerster Seelengemeinschaft — und solltet Ihr sterben, so wollen wir an dem Kind dieser Feier die Pflichten der Erziehung und Behütung übernehmen. Voll sind die Herzen von seligem Ernst und gutem Humor — und was bekommen sie nun zu hören? „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, spricht Jesus" — „ich habe mich für euch dahingegeben, daß ihr als sündige Adamskinder abgewaschen werdet" u. s. w. Und was sollen diese Eltern und Paten nicht nur anhören, sondern an Gott geweihter Stätte als eigenen Glauben bekennen und bejahen? Dies Kind wird getauft im Glauben: an Jesum Christum, Gottes eingeborenen d. i. einzigen Sohn, der gezeugt ist vom heiligen Geiste (nicht von einem Manne), der . . . hinabgefahren ist zur Hölle, am dritten Tag auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel, wo er sitzt zur Rechten des Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten — im Glauben an eine heilige allgemeine Kirche und an die Auferstehung des Leibes."

Wenn Du das nicht bekennst, nicht bejahst — hat der Priester das Recht, ja die hohe Pflicht, Dich hinwegzuweisen vom Taufstein, als unwürdig der Patenschaft. Wenn Du glaubst und bekennst — gut! diese Feier wird dann ein seliger Akt für Dich sein. Wenn Du aber das Alles nicht glaubst, und doch bekennst, thust als ob Du es glaubst — handelst Du dann ethisch, gut, wahr, recht? spielst Du nicht mit dem, was Andern heilig ist? Auffassungen, die dem redlichen Gläubigen teuer sind wie das Herz der Mutter, erregen Dir einen intellektuellen Widerwillen, zwingen Dich zum spöttischen Lächeln, oder in Rücksicht auf Verhältnisse zum Unterdrücken desselben — und Du heuchelst doch Gleichgesinntheit — muß Dich nicht jeder Vollgläubige, sobald er Deine Fadenscheinigkeit erkennt, verachten mit der ganzen Glut seiner Empfindung? Ehre und Achtung jedem Vollglauben, der es spürt, daß der Glaube selig macht. Ehre und Achtung vor jedem überzeugten Priester und Laien, der Propaganda macht für seinen Glauben, weil er das Leben seines Lebens geworden. Aber pfui, ein tiefes ethisches Pfui über alles Dergleichenthun und seelenlose Mitmachen von seelischen Feieranläßen und Kundgebungen. Wie würden wir in politischen Dingen von solchen Selbstunterschiebungen denken? wenn ein Roter in einer schwarzen, oder ein Schwarzer in einer roten Parteiversammlung gegen sein Gewissen mitdemonstrierte? wenn ein Mann eine politische Ueberzeugung im engen Freundeskreise und eine gegenteilige bei öffentlichen Anläßen zeigte? Wir würden klein von seiner Bürgerehre denken. Und ist die sittlich-religiöse Ehrenhaftigkeit auf unempfindlicherer Wage zu messen als die politische? Und sind die Folgen dieser Verkriechung und Falschflaggung weniger grandios als die Mißachtung politischer Aufrichtigkeit? Der „Glaube" darf so wenig erpreßt werden als die Liebe, wenn er Kraft und Trost sein soll. Es ist ein unwürdiges Spiel mit dem Herzen, wenn Brautleute oder Taufpaten Ja nicken oder sprechen zu einem „Bekenntnis", das für sie ärgerlich statt erbaulich ist, oder wenn wir das blutende Herz am Grabe mit Betrachtungen behelligen lassen, die zum Trennungsschmerz und zum eigenen Gefühl passen wie die Faust aufs Auge. — Ich will die Weltklugheit zehnmal vorziehen im politischen Leben, wo doch mehr äußere Gestaltungen in Betracht kommen, aber wenn in Glaubensanstalten und Glaubenssachen die Konventionsgesetze die Seelenimpulse und Geistesklarheiten tyrannisieren, dann werden die Heiligtümer des Lebens geschändet, die sichtbaren sowohl wie die unsichtbaren.

Das „eiserne Thor" muß auch in Glaubenssachen frei gelegt werden.

Die Bedeutung der Züricher Tage für die ethische Bewegung.

Man kann den bleibenden Wert geistiger Ereignisse aus einer gewissen Zeitferne besser beurteilen, als wenn man noch unter ihrem unmittelbaren Eindruck steht. Wir wollen von einem solchen

Standpunkte aus heute noch einen Rückblick auf die ethisch-sozialwissenschaftlichen Vortragskurse und den internationalen ethischen Kongreß in Zürich werfen.

Um die Bedeutung der Vortragskurse zu würdigen, muß man zurückgehen auf die Absicht ihrer Veranstalter, ein Bild zu geben von der Fülle und Größe der Aufgaben, die eine internationale Akademie für ethische Kultur, eine Freistätte für reformatorische Geistesarbeit zu lösen haben würde. Die Züricher Vortragskurse haben gerade in dieser Richtung ihre größten Erfolge gehabt. Wenn in jenen Tagen in Bern ein freisinniger Theologe öffentlich behauptete, daß eine religionslose Moral praktisch und wissenschaftlich unmöglich, und daß eine moralische Lebensordnung ohne christliche Grundlage undenkbar sei — so zeigten gerade die Kurse mit ihren Diskussionen, wie groß der Reichtum an „weltlichen" Gedanken über Lebensführung und Gemeinschaftsordnung ist und wie die „Fülle der Gesichte" in dem Maße zunimmt, als man sich von der religiösen und christlichen Gebundenheit in der Behandlung dieser Frage befreit. Daß das eigentliche und wichtigste Studium der Menschheit doch immer der Mensch bleiben müsse — dieses Goethesche Wort drängte sich hier allen Teilnehmern auf, und wenn einer der Dozenten die Ansicht aussprach, daß die Sozialwissenschaft die Wissenschaft der Zukunft sei, so entsprach diese Ansicht durchaus der Stimmung der Hörer, die hier einen Gesamteindruck bekamen von der Unerschöpflichkeit und Bedeutsamkeit der Probleme, an denen die religiöse Auffassung des gesellschaftlichen Lebens mit ganz allgemeinen Redewendungen und ganz traditionellen Deutungen vorübergeht. Diesem Eindruck konnten sich auch die anwesenden Geistlichen nicht entziehen und gaben dem wiederholt lebhaften Ausdruck. Und es ist zu beachten, daß sämtliche Vortragende zu diesem Eindruck beitrugen: Auch Herr von Egidy, obwohl er von der wissenschaftlichen Ethik nicht viel erwartet und nur den natürlichen „Drang zum Guten" wecken will, hat doch keineswegs vom Standpunkte religiöser Gefühlsmoral, sondern im wesentlichen ganz und gar in unserem Sinne gesprochen, indem er in Jugenderziehung, Selbsterziehung und Erziehung der Erwachsenen nicht an einen dunklen Drang, sondern an das klare und konsequente Denken appellierte, das alle menschlichen Beziehungen mit der Idee der Zusammengehörigkeit erleuchten solle und dem allein die Ordnung unseres Lebens anvertraut werden dürfe.

Für den oben geschilderten Eindruck war die gelungene Art des Zusammenwirkens der Vortragenden von besonderer Bedeutung. Das Programm der Vortragsgegenstände ließ erkennen, daß die Ideale der ethischen Bewegung den Weg „von der Utopie zur Wissenschaft" zurückgelegt haben und in einer gründlichen Würdigung der realen Zusammenhänge des gesellschaftlichen Lebens wurzeln. Über der internationalen Eisenacher Zusammenkunft der Ethiker vor 2 Jahren lag noch ein Hauch von jugendlicher Schwärmerei; in begeistertem Schauen wurden dort erst die allgemeinsten Ziele der Bewegung besprochen; die Züricher Kurse waren ebenfalls von echter Begeisterung getragen — aber hier wurden die idealen Gesichtspunkte wissenschaftlich verbunden mit den ausschlaggebenden sozialen Thatsachen und sozialen Tendenzen der Gegenwart. Man darf ohne Ueberhebung sagen, daß eine solche Gesamtbehandlung menschlicher Gemeinschaftsfragen, ein solcher Zusammenklang ernster und freier Gedanken über Lebensführung, Sozialpolitik, Erziehung, Arbeiterbewegung, soziale Organisation und Volksbildung bisher auf dem Festlande noch nicht geboten worden ist. Der Ernst und die Würde der ganzen Veranstaltung beherrschte auch die allabendlichen Diskussionen, die besonders zahlreich von den Züricher Sozialdemokraten besucht wurden. Es trat hierbei hervor, daß gerade die rege Verbindung der sozialpolitischen und sozialwissenschaftlichen Kurse mit der ethischen Idee fast alle Diskussionsredner auf einige Stunden von den Gesichtspunkten des Klassenkampfes loslöste, und sie unmerklich dahin drängte, die großen Zeitfragen auch einmal rein als Gesittungsfragen zu behandeln; der ganze Charakter, den die Diskussion dadurch erhielt, wird manchen Klassenkämpfer nachdenklich gemacht und eine Ahnung davon verbreitet haben, daß die letzte Lösung all jener Probleme nicht in der erhitzten Atmosphäre des Klassenkampfes, sondern nur auf dem Boden ruhiger sachlicher Verständigung aller Gutgesinnten erfolgen kann.

An den Schluß dieser Betrachtung über die Vortragskurse stellen wir einige Sätze M. v. Egidys, die er in der letzten Nummer seiner „Versöhnung" dem Kongreß gewidmet hat:

„Die Beteiligung an den Vorträgen war nicht so lebhaft, als es gewünscht werden durfte. Hätten die Züricher und hätten auch entfernter Wohnende gewußt, was ihnen geboten wurde, sie wären zahlreicher gekommen. Die Bedeutung des ganzen Vorganges war den Leuten nicht klar geworden; erst während der Tage dort dämmerte es. Daß eine Bewegung sich regt, die über das jeweilig Trennende hinweg, das sich in den konfessionellen Angehörenheiten und in den verschiedenen politischen und volkswirtschaftlichen Standpunkten oft recht schroff geltend macht, allzeit das Gemeinsame, soweit es von Wert ist, sucht, und die eifrig bedacht ist, die Formen des Kampfes so zu gestalten, daß die Gegensätze sich abschleifen, statt, wie es anderwärts soviel geschieht, sie sich zuspitzen zu lassen, das alles wissen nur erst wenige. An dem Sonntag, der zwischen den Vortragswochen und dem eigentlichen Kongreß lag, fand eine, dem Rahmen des ganzen durchaus entsprechende festliche Veranstaltung (Bankett) statt, bei dem zwei Momente von Bedeutung waren. Der Vertreter der Stadt Zürich gab in treffenden Worten dem Ausdruck, was ich oben berührt, daß nämlich man vorher nicht gewußt hatte, wer eigentlich die Ethiker seien und was sie wollten, daß aber, wenn man gewußt hätte . . . und daß jedenfalls fortan . . . und wenn sie wieder kämen . . . Es lag in diesen Worten eine Anerkennung der großartigen Bescheidenheit, mit der die Ethiker ihr Kommen vorbereitet hatten, und mit der sie, wiederum verkörpert in ihrem Vorsitzenden, in Zürich gewirkt hatten. Es lag in diesem Moment viel mehr, als Worte es wiederzugeben vermögen. Vorbildlich für andere Veranstaltungen, die mit Getöse auftreten, aber ohne Wert für unsere Entwickelung sind.

Nicht weniger bedeutsam war die Rede des von der französischen Regierung entsandten Vertreters. Schon die Thatsache, daß die französische Regierung eine offizielle Vertretung, zwei Männer, entsandt hatte, verdient volle Würdigung; die Rede selbst war nicht weniger beachtenswert: Mr. Bisson, ein höherer Beamter im französischen Unterrichtsministerium, der schon bei der Einführung des Moralunterrichts in den französischen Schulen hervorragend mitgewirkt hatte, gab ein vortreffliches Bild von der Auffassung, die damals maßgebend war, und von den Ergebnissen der jetzigen Einrichtung. Daß es Fälschungen und Uebertreibungen sind, was Fürchterliches man über jenen Moralunterricht in unseren Zeitungen lesen muß, weiß jeder Gebildete; aus jener Rede aber erhellte deutlich, wie merklich vorgeschritten in ihrer ganzen Denkweise die „wirklichen" Franzosen — zum Unterschiede von den „Zeitungs"-Franzosen — sind." F.

(Schluß folgt.)

Die Arbeiterpresse.

Von C. Henke in Berlin.

(Schluß.)

Leider, im Sinne der „Partei" gesagt leider, lassen sich nun aber nicht alle Luft- und Lichtlöcher in der Partei, geschweige denn im Volke verstopfen. In den rot dekorierten Tempel dringt immer wieder anderes Licht; es ist dies dasjenige, welches außer der „Partei" stehende Preßprodukte über die Mysterien ergießen. Alles Licht kann man nicht fern halten; aber man schweigt darüber, was es beleuchtet und dies ist immerhin ein Beweis von Klugheit. Schreibt ein bürgerliches Blatt etwas Dummes oder Gemeines, was leider nur zu oft vorkommt, so wird dies mit dem Lichte roter Erkenntnis beleuchtet; das viele Vernünftige, Lesens- und Wissenswerte wird ignoriert; wer dann an sein Leibblatt, die „Arbeiterzeitung", gewöhnt ist, kann so alt werden, bis er Invalidengeld bezieht, ohne zu erfahren, daß es außer der Partei auch denkende Menschen giebt.

Gefährlicher sind „Genossen" und Verlagsanstalten, welche in sozialdemokratischen Kreisen bekannt sind. Nun was die publizieren, kriegt der Rezensent schon unter. Aber, die Bäume wollen durchaus nicht in den Himmel wachsen; immer wieder giebt es Leute, die vom Baume der Erkenntnis naschen wollen; — da, ein rettender Gedanke, erfindet man die Parteispedition. Diese Parteispedition ist gegründet, „damit die Botenfrauen besser bezahlt werden." Das ist unbedingt edel, und wenn dann einige Tausende nebenbei in die Parteikasse fließen, so ist dies kein Fehler. Die Parteispedition hat aber noch höhere Zwecke: „Es ist Pflicht der Genossen, alle Zeitungen und Broschüren, sowie sonstige Preßerzeugnisse nur durch die Parteispedition zu beziehen." Dies kann man oft lesen und hören. Wer denkt dabei Arges? — Die Sache hat aber doch eine Kehrseite. Würde das Volk gehorchen, gäbe es eine Disziplin, wie sie immer gerühmt wird, dann wäre die Kolportage der sozialistischen Privaterzeugnisse lahm gelegt, und die offizielle Kolportage monopolisiert.

Doch nun ein andres Bild: Wie wird die offizielle Litteratur behandelt. Reicht ein Autor etwas bei der Monopolanstalt, genannt Vorwärtsbuchhandlung ein, so prüft es ein ehemaliger Schriftsetzer und in den meisten Fällen erfolgt Nachprüfung durch

den Vorstand. Es muß der Kürze wegen der Phantasie der etwaigen Einsender überlassen werden, sich auszumalen, welche Eigenschaften und Empfehlungen sie nachweisen müssen, um ihren Geisteskindern freien Weg zu schaffen. Manchem glückt es; dann kommt aber die Frage nach dem Preise. Wäre nun die Parteispedition und der Ring so mächtig wie sie glücklicherweise nicht sind, dann müßte der Autor mit jedem gebotenen Preise und jeder Bedingung zufrieden sein. Wer wissen will, wie man mit Autoren umgeht, der lese das Kölner Protokoll.

Alles vorstehend Angeführte beruht auf weit bekannten Thatsachen oder ist das Produkt logisch konsequenten Denkens; es liegt hier keine Spur von Geheimniskrämerei vor; jeder Leser ist imstande, alles von A bis Z zu prüfen und denkend zu kontrollieren. Persönliches, kleinliche Angriffe sind konsequent vermieden, und wenn man dem Verfasser Haß und Feindschaft gegen die Partei vorwerfen wollte, so wäre es nur die Feindschaft, welche der freidenkende und fühlende Mensch gegen jede Art von Knechtschaft und Fesseln, der Haß, welchen er gegen Heuchelei hegt. Darf man da nicht von Heuchelei reden, wenn jemand sich Vorkämpfer für Geistesfreiheit nennt und selbst den Geist heimlich in Fesseln zu schlagen sucht; wenn man der heutigen Gesellschaft geistige Unfruchtbarkeit vorwirft und selbst jedes Knospen des Volksgeistes niederzuhalten sucht? Was sollte unter solchen Umständen aus der Forschung, aus dem geistigen Fortschritte werden, wenn jene Leute die Macht bekämen. Der fanatische, unwissende Parteisozialist glaubt allerdings, seine Führer hätten den Stein der Weisen entdeckt, weil sie ihm viel Wissenswertes vermittelt, manchen Irrtum beseitigt haben; aber erstens ist fast nichts im Ideenreiche unanfechtbar, zweitens ist geistiger Stillstand gleichbedeutend mit geistigem Tod. Daß die offizielle Parteisozialdemokratie geistig tot ist, werden wir auch durch den diesjährigen Parteitag bestätigt finden; man hat altes abgetretenes Zeug gekaut, während es so vieles Interessante giebt. Aber macht nur nicht den Tempel auf, in dem eure Lichter gleich heiligen Kerzen brennen; der Tagesschein könnte zeigen, daß ihr keine Leuchtkraft mehr habt, sondern nur noch Schmäh- und Tadelkraft. Verrammelt möglichst fest die Thüren, damit alle, die noch Licht und Luft lieben, gern draußen bleiben und nur noch bei den Wahlen eure Mitläufer spielen, um gegen die Mängel der heutigen Gesellschaft und die Lässigkeit jeder Reform zu protestieren; nicht aber um euch zu dienen. Vergeßt aber nicht, daß das gesamte Volk unabhängig ist von euch, mit Ausnahme der wenigen, die bei den heutigen Existenzverhältnissen „*streben*“, *eine bessere Lebensstellung in eurem Dienste zu finden.* Alle, die sich noch auf ihrer Hände oder ihres Geistes Kraft stützen können, werden sich sträuben gegen eure Bevormundung und werden euch den Rücken wenden, wenn ihr weiter dem Geiste Fesseln anlegt.

Wie Mehltau liegt der Parteiorganismus auch auf den Gewerkschaften, die nur ein wenig emporblühen, wenn günstige Geschäftskonjunktur die Massen für kurze Zeit zur Erringung höherer Löhne vereint. Der Zank tobt in den Spalten der Gewerkschaftsblätter, in denen angehende „Streiter“ zeigen, daß sie spitze Federn führen. Selbst nach diesen Blättern streckt der Polyp seine Arme, um sie an das Herz des Centrums zu ziehen. So tobt der Streit und stößt die Massen zurück. Eben jener an den Parteiblättern getadelte, überhobene Ton hat in der geweckten Arbeiterschaft die Umgangsform vergröbert, statt sie zu verfeinern. Dieser widerliche Ton, der aber stets den anständigen überholt, weil leider nur zu oft die Unbescheidenheit am besten durchdringt, er gilt vielen unerzogenen Leuten als schneidig. Mit Recht hat Liebknecht Front gemacht gegen den unwürdigen Ton, der in der Polemik mit Dr. Quarck angeschlagen wurde, und wenn er in seiner Kundgebung an die Leser des Vorwärts in Nr. 203 sagt: Sachlichkeit in der Polemik mit einem Genossen zu fordern, war seine elementarste Pflicht, so ist nur die Einschränkung: „mit einem Genossen“ zu beanstanden. Das müßte der erfahrene Mann wissen, daß die Gewohnheiten, die man anderen Kreisen gegenüber hat, sich auch in dem engeren Verkehr mit Genossen geltend machen. Wie wenig aber Herr L. mit seinem löblichen Grundsatze durchdringen wird, das deutet die Erklärung der Redaktion in Nr. 220 durch ihren völlig überflüssigen Schlußsatz an. Die Herren können eben nicht aus ihrer Haut und die vor 22 Jahren von Eduard Lack geäußerte Befürchtung: „Und ich glaube, es wird nie anders sein“, bleibt gewiß noch lange zu Recht bestehen.

Zeitungen fürs Volk giebt es eben nicht, solange der Klassenkampf tobt; es wird immer nur, mit wenigen Ausnahmen, Zeitungen für Parteien geben. Parteien, Klassen aber werden durch die materiellen Verhältnisse gebildet; aus diesem Zirkel kann man nicht heraus. Aber innerhalb dieses Zirkels Gutes zu schaffen, Ecken und Kanten abzuschleifen, erträgliche Umgangsformen zu schaffen, vermag der gute Wille und dies ist: *Ethische Kultur.* Dem Gegner nach Möglichkeit gerecht zu werden vermöge der Selbstbeherrschung die man von jedem verlangen kann, der auf Bildung Anspruch macht; sich selbst für zu gut, zu vornehm zu halten, als daß man selbst um eines unwürdigen Angriffs willen sich auch unwürdig zeigt, das sollte jeder als obersten Grundsatz anerkennen. Solche Taktik stärkt jede Partei; die anständigste findet die meiste Sympathie! Grobe Unschicklichkeiten, Verstöße gegen Recht, Wahrheit und Wissen, gegen den guten Ton und alles Erhabene haben den alten Parteien am meisten geschadet und werden, wenn sie sich bei der sozialdemokratischen Partei weiter äußern, ihr auch am meisten schaden.

So muß der Volksfreund sich vorläufig noch darauf beschränken, eine Presse zu schildern, wie sie sein sollte, wie er sich ja bis jetzt auch schon Menschenalter hindurch begnügen mußte, eine Schule zu schildern, welche ihrem hohen Zwecke entspricht. Volksschule und Volkspresse haben Vieles gemeinsam, wurde gesagt. Während an beiden nur ausgezeichnete Kräfte arbeiten sollten, arbeiteten und arbeiten an ihr zum großen Teil autodidaktisch schwach gebildete Handwerker: Schneider, Schuhmacher ꝛc. im Nebenamte. Den abgedankten Kriegern aus der guten alten Zeit mit ihrem Korporalstocke und Korporaltone an einzelnen Schulen, stehen die Korporale der „Arbeiterbataillone“ gegenüber. Wissenswertes giebt es an beiden Orten wenig, und das Gebotene ist großenteils so ungenießbar, daß die großen wie die kleinen Kinder gern es stehen lassen. Verläßt man die Volksschule, dann ist man genau so klug, als wenn man mehrere Jahrgänge „Arbeiterzeitung“ gelesen hat, ausgenommen sind nur diejenigen Geistesmagen, welche auch das Schwerste verdauen, aus dem Trockensten Nahrung schöpfen können. Und wie segensreich könnten beide wirken? Jeder Mensch lernt gern, jeder liest gern, wenn das Gebotene interessant und verständlich ist; das meiste Verständliche aber ist interessant. Die instinktive Neugier des Menschen veredelt sich zur Wißbegier, und selbst in der Boutique kann man sehen, wenn man zur rechten Zeit und am rechten Orte ansetzt, daß auch der Ungebildetste Interesse für etwas Höheres hat. An diese guten Seiten der Menschennatur sollte man anknüpfen: man sollte aber auch diesen geistigen Kindern nicht zu früh den Magen verderben durch „Werttheorie und materialistische Geschichtsauffassung.“ Dazu aber gehören Kräfte, unabhängige gebildete, gut besoldete Kräfte, die sich aber auch ganz ihrem Berufe widmen und nicht nebenbei verdienen wollen. Das ist eben ein Hauptfehler gerade bei der sogenannten Arbeiterpresse, daß im Kreise ihrer gebildeten Redakteure eine Art geistiger Inzucht besteht. Die meisten schreiben nebenbei für andere Parteiblätter als die, an denen sie angestellt sind, sowie auch viele Parteibeamte, wofür das Kölner Parteitagsprotokoll ebenfalls einen wichtigen Beleg bietet. Der intellektuelle Schaden, der dadurch verursacht wird, ist doppelt; erstens widmen sie nicht genug Zeit und Sorgfalt dem ihnen anvertrauten Blatte — abgesehen von denen, die schon nicht gern und intensiv, und nur dann tüchtig arbeiten, wenn der Chef zur Stelle ist — zweitens sind sie so gezwungen, wesentlich auf den Namen des Autors zu sehen, der sie, ihrer Meinung nach, zum Teil der Pflicht genauer Prüfung des Eingesandten entbindet. Die angeführten und auch die noch nicht besprochenen Mängel sind aber nur die Wirkung von Ursachen, die, alle zu erörtern, sehr umständlich wäre, und zur weiteren Betrachtung des Partei- und des Gesellschaftslebens und sonstiger Beziehungen führen müßte, was die engen Grenzen eines Aufsatzes zu weit überschreiten würde.

Es ist klar, daß bei den heutigen Zuständen in unserem Zeitungswesen immer noch Raum genug vorhanden ist, in dem die gewünschte Journalistik sich entfalten könnte; aber schon aus dem Angeführten läßt sich erkennen, welche ungeheuren Schwierigkeiten im Wege stehen. Trotzdem darf man hoffen, daß, wenn auch vorüberziehende Wolken geistiger Nacht die Aussicht verdüstern, der fortschreitende Menschengeist auch auf dem Gebiete der Presse sich zeigen wird. Einen Anfang könnten sehr gut die sogenannten unparteiischen Blätter machen, die aus einem sehr gesunden, aber vielfach mißverstandenen Gedanken ihr Entstehen herleiten können, wenn sie nur unparteiisch wären, d. h. auf der hohen Warte ständen, zu der man nur durch umfassende Geistes- und Gemütsbildung gelangen kann, die aber auch eine Würde verleiht, die allem imponiert und das Widerstrebendste anzieht. Aber die unparteiischen Blätter sind allen übrigen gleichwertig. Es ist dieselbe Kleinlichkeit, Klatschhaftigkeit und Parteilichkeit, besonders in Arbeiterfragen, daß es ein doppeltes Armutszeugnis für die Arbeiterpresse ist, daß sie nicht das Feld zu erobern versteht.

Gerade in den sogenannten unparteiischen Blättern findet man heute Verhimmelung irdischer Größen, morgen demagogische Popularitätshascherei; hier das Wichtigmachen einzelner Personen, — dort bittere Klagen darüber, daß sie so wichtig und einflußreich sind; nirgends aber tieferes Eingehen auf die allgemeinen Verhältnisse. Ist der einen Seite der schädliche, schroffe, besserwissende Ton, die unpraktische Wahl schwer verdaulichen Stoffes, unzweckmäßige Form und Schreibart vorzuwerfen, so der anderen Mangel an Charakter und allem was Achtung schafft. Auch hier zeigt sich wieder die frappante Aehnlichkeit zwischen Presse und Schule.

Es bedarf sicher noch großer Anstrengung und regen Fleißes, um diese beiden Bildungsanstalten zu dem zu machen, was sie sein sollten; aber gerade deshalb darf auch nicht nachgelassen werden damit, das Publikum auf die Bedeutung und den Wert beider aufmerksam zu machen und durch gerechte und verständige Kritik eine Besserung anzustreben.

Sprechsaal.

Wir eröffnen diesen Sprechsaal nicht nur zur Diskussion über bereits erschienene Aufsätze des Blattes, sondern auch zur Erörterung wichtiger ethischer und sozialer Probleme, die aus dem Leserkreise angeregt werden. D. Red.

Zur Frauenfrage.

Herr Wolfgang Kirchbach, der Verfasser des Aufsatzes über John Ruskin, in Nr. 39 und 40 d. Bl., sendet einen Brief an Professor W. Förster, in dem er nachzuweisen sucht, daß er in seiner Auffassung der Frauenfrage mißverstanden sei. (Vgl. die Entgegnung in Nr. 40 Die Frauenbewegung vor dem Richterstuhl der großen „Ästhetiker.") Herr Kirchbach schreibt: „Ich stehe für meine Person durchaus auf dem Standpunkte, daß den Frauen jede wünschenswerte Freiheit der Bildung, des Studiums, der praktischen Berufsthätigkeit gewährt werden soll, ich halte das sogar für eine ganz selbstverständliche Sache; ich möchte Sie bitten, auszusprechen, daß ich in diesem Sinne ganz und gar ein Freund der Frauenbewegung bin.

Meine Ausführungen für meine Person richten sich lediglich gegen die Auswüchse dieser Bewegung und meine einschränkenden Zusätze sollten hierüber auch gar keinen Zweifel lassen, z. B. „so weit sie das harmonische Verhältnis der Geschlechtskräfte aufheben will" 2c. 2c.

Ich bin selbst der Sohn einer hochgelehrten Frau, die viele Sprachen, Geschichte, Litteratur beherrschte als öffentliche Lehrerin, in England und Deutschland gewirkt hat, einen englischen Minister zu ihren Schülern zählte 2c. 2c.

Meine Blumengedanken haben Sie nun trivialisiert; Sie haben sich mein Ideal als das der Hausfrau eines Moser'schen Lustspiels vorgestellt — aber es ist das Gegenteil.

Das Ideal aber, welches wir auf dem hiesigen Frauenkongreß sahen, ist es auch nicht. Ich wünsche volle Bildung für die Frau schon aus dem Grunde, damit das, was ich mir gestatte, die dermalige Fuchsweisheit und den Jammer — ich habe diesen Jammer acht Tage hier mit angehört auf dem Kongreß, wo immer das dritte Wort war: „Die Männer!" — der Bewegung zu nennen, einer reiferen Bildung unserer jungen und alten Portia's weiche.

Ich verlange Totalität der Bildung fürs Weib noch mehr als den Mann aus Gründen tiefster Art. —

Es ist schlimm, daß der Geist der Nationen durch die unvollständige Denkbildung der Spezialanalyse für so Vieles verkümmert; es ist schlimm, daß unsere jungen Damen, weil ihnen die Stätten einer vollen harmonischen Bildung verschlossen sind, an diejenigen Universitäten gehen müssen, wo eben ein einseitiges wissenschaftliches Verfahren herrscht. Es giebt tausende von jungen männlichen Doktoren, die recht hübsche Dissertationen geschrieben haben, aber sich damit noch keineswegs berufen fühlen, etwa über Prostitution öffentliche Reden zu halten; und ich beklage, daß ein weiblicher Doktortitel die Anwartschaft geben soll, die Weisheit der ersten Semester zu popularisieren, da man denn doch vom Weibe eine gewisse Anzahl von Lebenssemestern zur Beurteilung vieler Dinge ebenso sehr verlangen muß wie vom Manne. Was das Vernunftdenken anlangt, so habe ich selbst gesagt, daß es sich „aller Mittel des Verstandes" bedient und ich glaube auch in meinem Artikel keine Mißverständnisse in dieser Hinsicht zu verschulden.

Was das bürgerliche Gesetzbuch anlangt, so geben Sie mir ja eigentlich indirekt Recht, indem Sie es für „staatsklug" erklären, daß man es einheimste und ich setze hinzu, daß ich glaube, gerade die Frauen, je mehr sie sich durch vernünftiges Nachdenken und die Praxis im neuen Jahrhundert hineinfinden, werden das Prinzip desselben als ein weises erachten, indem es eben nicht das starre Recht der Gleichberechtigung — es ist ein Gesetz der Einheit zweier Menschen, nicht dreier Leute, die ja eine Rechtsmajorität bilden könnten, was zwischen zwei gleich Vernünftigen nicht möglich ist — ich sage, nicht ein Shylock'sches Eherecht enthält, sondern die Faktoren der Liebe und der ehelichen Vernunft stillschweigend voraussetzt. Es ist vor Allem das einzige Mittel, die Ehe als ein Civilgesetz dem Rachen fremder Priesterinteressen zu entziehen und im modernen Sinne zu fundieren. Gewiß wird es manche Modifikation erfahren, aber meine Worte gegen einen gewissen Ansturm, hoffe ich, werden einst gerade den Frauen nicht so „intolerant" erscheinen, wie Sie sich Ruskin oder vollends meine Wenigkeit vorzustellen scheinen.

Es war sehr Unrecht, daß auf dem hiesigen Kongreß eine Dame zwei Lieder von Geibel und Heyse citierte mit der Unterstellung, es seien Mädchenideale der Dichter, (ein Mädchen will z. B. die Zeit verschlafen, bis der Bewußte kommt), denen man ein neues thätiges Ideal des Nicht-Schlafens entgegenstellen müsse, der Bildung der Arbeit.

Es hat äußerst gescheidte Männer und Jünglinge gegeben, die auch gelegentlich gern die Zeit „verschlafen" hätten, bis sie ihre Liebste wiedersahen; es ist geschmacklos, einen Sinneszustand, den die Dichter schildern, zu deklamatieren, flugs ein allgemeines Ideal daraus zu machen und dieses samt den Dichtern dann der Lächerlichkeit preiszugeben. Mit derartigen Redekünsten hat der Kongreß hier der Frauenbewegung so sehr geschadet, daß eben jetzt von auswärts die Bedeutung dieses Kongresses allenthalben bezweifelt wird.

Und wenn Sie das Bild von der „Blume", das ja doch kein Bild war in dem vorausgesetzten Sinne, zu einem sexuell-dialogischen Blumenideal Ihren Leserinnen ausdeuten, so fürchte ich, daß Sie auch der Sache nichts nützen.

Denn der Sinn Ruskins und meiner Wenigkeit ist ja eben der, daß wir meinen, die Natur bleibe nicht bei einem bloßen „sexuellen" Prozesse stehen, als ob sie weiter nichts zu thun hätte, als für Vermehrung zu sorgen, die ihrerseits doch ein Mittel zum Zwecke ist.

Frauen und Männer, welche die Blumen lieben, denken eben doch nicht daran, daß in vielen Fällen mit der Blume ein Fortpflanzungswerkzeug verbunden ist, nur eine gewisse analytische Sucht bleibt bei dieser Vorstellung stehen und verschuldet den heimlichen Priapismus, der im Gehirne der modernen Menschheit schon so viele Verheerungen angerichtet hat.

So sehen Sie, daß ich gerade Ihre Entgegnung ihrer Hauptmeinung nach für mich in Anspruch nehmen möchte; ich will sagen, daß Weiber, die die Blumen priapisch ansehen, auch priapische Männer gebären.

Will man Frauen wissenschaftlich belehren und bilden, so muß man sie auch ganz bilden, aber nicht mit Halbwahrheiten halbverstandener Wissenschaft traktieren. Und damit glaube ich, werden Sie ganz einverstanden sein. . . . .

Die Blume ist keineswegs ausschließlich sexuelles Organ — viele Pflanzen vermehren sich gar nicht durch dieses Mittel — sie ist vielmehr eine, wenn Sie wollen, „ethische" Leistung der Natur. Und wenn die Natur die Weisheit befolgt, gerade diese ihre höchsten Leistungen fortzupflanzen, so ist die Schönheit nicht da um der Fortpflanzung willen, sondern die Fortpflanzung ist das Mittel zur Erhaltung, Vermehrung der Schönheit und höherer Existenzformen. Das ist aber kein „sexuelles" Ideal, sondern das Gegenteil eher." —

Wegen Abwesenheit des Adressaten antwortet der Unterzeichnete diesen Ausführungen Folgendes:

Gegen die Auswüchse der Frauenbewegung wendet sich nicht nur Herr Kirchbach, sondern vor allem die leitenden Frauen dieser Bewegung selbst. Es kommt doch ganz darauf an, was man unter Auswüchsen versteht. Wenn Herr Kirchbach eine der wichtigsten und erfreulichsten Bethätigungen der ganzen Bewegung, die Teilnahme an wissenschaftlicher Forschung einfach als Auswuchs bezeichnet und ohne einen Schatten von Beweis behauptet, daß die ganze studierende Frauenwelt Europas auf ein niederes Denkniveau herabentartet sei — so bekämpft er in leidenschaftlichem Vorurteil eben nicht bloß die Auswüchse, sondern den gesundesten Kern der ganzen Bewegung. Er geht dabei von der ganz unbewiesenen Voraussetzung aus, als müsse die studierende Frau notwendig durch die Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Analyse die Fähigkeit der ästhetischen und vernünftigen Totalauffassung einbüßen. Verliert denn der Botaniker den Genuß der Blume, weil er zugleich wissenschaftlich ihre Bestandteile und ihr Zustandekommen untersucht? Ist es nicht vielmehr Thatsache, daß gerade der wissenschaftliche Einblick in das Werden der Natur, das geistige Nachschaffen ihrer wirkenden Kräfte bei allen tieferen Menschen eine Bereicherung ihrer ästhetischen Freuden zur Folge hat? Bei der Wissenschaft von den menschlichen Dingen ist's das Gleiche: die auseinander faltende Analyse entweiht hier nicht, sondern giebt Hilfsmittel zu einer Totalauffassung, die viel reicher und beglückender ist, als das unwissende Anstaunen, das nur zu oft in Nüchternheit und Cynismus umschlägt. Beachten wir, daß sich gerade die größten Künstler die Gesundheit und Frische ihrer Synthese durch ernsthafte Analyse zu erhalten suchten. Lionardo da Vinci und Michelangelo studierten Anatomie, Goethe zerlegte die Blumen, ja er war in seiner Metamorphose der Pflanzen so nüchtern, die Blume als ein entwickeltes Blatt nachzuweisen — und doch hat das seine vollmenschliche Totalauffassung von „Blumenwürzgeruch und Duft" nicht zerstört, sondern bereichert.

Wir wissen nicht, mit welchem Rechte Herr Kirchbach den wissenschaftlich arbeitenden Trägerinnen der Frauenbewegung eine solche Totalitätsauffassung abspricht. Kennt er diese Frauen überhaupt genügend, um solche schwerwiegende psychologische Analyse ausführen zu können? Gewiß giebt es unweibliche Frauen, genau so, wie es zahlreiche unmännliche Männer giebt und gewiß haben sich im Anfang gerade jene unweiblichen Frauen am eifrigsten in die Männerberufe gedrängt, so daß es für den oberflächlichen Beurteiler den Anschein haben konnte, als sei unweibliches Gebahren und Fühlen eine Folge der geistigen Arbeit, während es doch einleuchtend ist, daß die gesunde weibliche Natur durch volle Entfaltung all ihrer menschlichen

Kräfte an Sicherheit und Größe ihres natürlichen Empfindens nur zunehmen wird.

Herr Kirchbach sagt, er wolle den Frauen ja gern alle Freiheit der Entwickelung zugestehen, nur solle es Totalität der Bildung sein. Aber ist denn diese Totalität der Bildung möglich ohne eine volle Teilnahme auch an der wissenschaftlichen Analyse der Erscheinungen? Und welche Art von Ergänzung will Herr Kirchbach der Frauenbildung hinzufügen, damit sie harmonisch sei? Soll die Frau noch eine besondere Anleitung haben, um den entnüchternden Einfluß der Analyse wieder aufzuheben oder sollen etwa ihrer geistigen Entwickelung die letzten Konsequenzen der wissenschaftlichen Forschung vorenthalten werden, damit ihre weibliche „Vernunftweisheit“ nicht Schaden nimmt? Unseres Erachtens ist es gerade das Verständnis und die Teilnahme an wissenschaftlicher Arbeit, was bisher an der Harmonie der weiblichen Bildung fehlt. Im übrigen sind die Gemütskräfte des Weibes von Natur so stark und von seiner ganzen physiologischen Organisation so untrennbar, daß man für ein Ueberwuchern der Verstandeskräfte wahrhaftig nichts zu fürchten braucht. Und gerade die moralischen Kräfte der Frauennatur werden erst durch die volle geistige Befreiung ganz ausgelöst werden. Wohlgemerkt, Herr Kirchbach, durch die Analyse, die schonungsloseste physiologische Analyse auch des ganzen Vorganges der Fortpflanzung. Gerade auf diesem Gebiete tritt so recht hervor, daß der geistige Befreiungsdrang der Frau gar nicht allein aus geistigen Bedürfnissen, sondern gerade aus der Tiefe der Weiblichkeit kommt. Die Frau beginnt zu fühlen, daß sie ihre weibliche Würde und Reinheit erst dann wahrhaft behaupten und zur Entfaltung ihrer eigentümlichsten inneren Bedürfnisse kommen kann, wenn die einseitige Männeranschauung von Liebe und Ehe, von Weibespflicht und Weibesrecht nicht mehr die weibliche Erziehung und das Zusammenleben der Geschlechter beherrscht. Steht doch die medizinische Wissenschaft leider noch überwiegend im Dienste der Herrengelüste; mit ihrer Lehre von der absoluten Notwendigkeit des Geschlechtsverkehrs für den männlichen Organismus vergiftet sie in zahllosen Fällen die eheliche Gemeinschaft, stärkt die männliche Begehrlichkeit und heiligt jenen niedrigen Egoismus, der das Weib zum Mittel für die männliche Hygiene entwürdigt und unter dem schönen Namen der ehelichen Pflicht zahllose Frauen zwingt, sich mit der Unterdrückung ihrer besseren moralischen Instinkte auszusöhnen — moralische Instinkte sage ich, denn jede von der Männermoral noch nicht getrübte Weibesseele wehrt sich gegen einen ehelichen Verkehr aus saurer Pflicht ohne innersten Liebesdrang ebenso stark wie gegen die Prostitution — weil die Entwürdigung des Leibes und der Seele in beiden Fällen die gleiche ist — mögen auch die Motive verschiedenartig sein.

Hier steht also die moralische Sklaverei in engstem Zusammenhange mit der geistigen Unmündigkeit, und gerade das, was Herr Kirchbach im Namen edler Weiblichkeit verwerfen will, nämlich die Analyse der gesamten sexuellen Erscheinungen, die volle Teilnahme an der wissenschaftlichen Erkenntnis auch auf diesem Gebiet, wird in der Frau eine viel würdigere und harmonischere Totalauffassung dieser ganzen Sphäre bewirken, als das Gemisch von dumpfer Hingebung und Ekel, mit der heute so oft das fragmentarisch unterrichtete Weib dem Geschlechtsleben gegenübersteht.

Die eminente moralische Bedeutung dieser ganzen Erhebung aus der Unmündigkeit ist es auch, welche uns den Protest der Frauen gegen das bürgerliche Gesetzbuch aus voller Seele begrüßen läßt — ganz unabhängig davon, ob es möglich war, die betreffenden Forderungen schon jetzt durchzusetzen. Die bloße Thatsache, daß hier in der Codifikation der Rechtsanschauungen dem Manne die letzte Entscheidung eingeräumt ist, wirkt demoralisierend — wie alle Machtmittel — auf die männliche Natur und befestigt die patriarchalische Brutalität. Unverständlich ist es, wie Herr Kirchbach sich damit beruhigen kann, daß natürlich die eheliche Liebe und Vernunft stillschweigend vorausgesetzt sei. Das heißt doch so viel, als daß der Gesetzgeber das Eherecht nur auf glückliche Ehen zuzuschneiden habe, während es doch gerade darauf ankommt, in unglücklichen Ehen eine in Rechtsformen geübte Vergewaltigung zu verhüten und die ökonomische Existenz der Frau vor einem brutalen oder leichtsinnigen Mann zu schützen. Daß Herr Kirchbach den Frauen verwehren will, hier mitzureden, wo es sich um ihre eigenste Not handelt, die sie doch besser kennen, als der Mann — das zeigt doch nur, daß er selbst noch tief in der alten Herrenmoral steckt. Ob in diesem Kampfe die formale juristische Kenntnis der Frauen vielfach „Fuchsweisheit“ ist, darauf kommt es garnicht an, wenn man bedenkt, daß alte Herren von 50 Semestern vor lauter Vorurteilen und juristischem Schematismus kein Organ mehr für die einfachsten Forderungen der Gerechtigkeit haben. Die von Herrn Kirchbach angegriffene Halbbildung ist doch auch ein ganz relativer Begriff; auch Herrn Kirchbachs Biologie ist nur Halbbildung und doch hat er damit eine Reihe feinsinniger Gesichtspunkte gefunden, zu denen der Fachbiologe kaum gelangt.

Schließlich ärgert sich Herr Kirchbach darüber, daß auf dem Kongreß so viel gegen „die Männer“ gesagt wurde. Ja — welcher vorurteilslose Mann wird hier den Frauen nicht Recht geben? Cynismus, Herrschsucht und naiver Egoismus gegenüber der Weiblichkeit ist zur Zeit unter den Männern so erschreckend groß, daß wir alle es in unserm eigensten höheren Interesse nur begrüßen können, wenn unsere schlechten Instinkte recht oft und deutlich beim rechten Namen genannt werden.

F.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 7. November 1896.	Nr. 45.

Inhalt: Militarismus und Vaterlandsverteidigung. — Kunst und Moral. Von R. K. — Das englische Volk und die Armenier. — Die Bedeutung der Züricher Tage für die ethische Bewegung. (Schluß.) — Einige Bemerkungen zu der in Nr. 39 und 40 enthaltenen Studie „Über John Ruskin." Von W. Horinek. — Sprechsaal: Eine Selbstanzeige. Von Irma von Troll-Borostyáni.

Militarismus und Vaterlandsverteidigung.

Die Angriffe auf den Militarismus in Deutschland richten sich hauptsächlich gegen zwei Erscheinungen: die wachsende Unterwerfung des gesamten öffentlichen Lebens unter die Gesichtspunkte militärischer Disziplin und die Ausbildung einer besonderen Kriegerkaste, die sich in ihren moralischen Begriffen immer mehr von den Anschauungen des bürgerlichen Lebens loslöst. Die Verteidiger dieses Systems rechtfertigen eine solche Entwickelung mit dem Hinweis auf die geographische Lage Deutschlands, das von zwei Seiten zugleich von Erbfeinden bedroht sei und sich nur durch die höchste Schlagfertigkeit und Manneszucht seiner Wehrkräfte behaupten könne. Die Ausbreitung militärischer Formen auf die Ordnungen des bürgerlichen Lebens sei ein Gebot der nationalen Selbsterhaltung; denn jedes Anwachsen der Demokratie und der freien Initiative wirke eben jener einheitlichen und disziplinierten Behandlung des Menschenmaterials entgegen, die im Kriege allein den Ausschlag geben könne und daher schon in Friedenszeiten durch Sicherung der Zentralgewalt und der Zentralkontrolle vorbereitet werden müsse. Und was die Erziehung eines besonderen Kastengeistes im Offiziersstande betrifft, so wird auch sie als eine Notwendigkeit zur Durchführung der stärksten Manneszucht bezeichnet: Je bedingungsloser die Unterordnung sei, welche gefordert werden müsse, um so höher müsse auch die Person des Offiziers über die bürgerlichen Ehrbegriffe emporgehoben und mit besonderen Garantien der Unantastbarkeit umgeben werden.

Es ist unfruchtbar, diesen Anschauungen die Behauptung entgegen zu setzen, daß die Zeit der Kriege in Europa vorüber sei, und daß die sogenannten Erbfeinde den Frieden ebenso aufrichtig wünschen, wie wir. Man kann einen Menschen nur von seinen eigenen geistigen Voraussetzungen aus weiter führen. Ist es wahr, so müssen wir fragen, daß der Militarismus wirklich die vollkommenste Form der Vaterlandsverteidigung darstellt? Ist es zunächst wahr, daß ein mündiges Volk sich weniger energisch dem äußeren Feinde entgegenwerfen kann, als ein Volk, dessen gesamte Lebensäußerungen polizeilich kontrolliert und dessen bürgerliche Beziehungen überall nach Gesichtspunkten der Subordination geregelt werden? Die ganze Weltgeschichte berichtet das Gegenteil. Zu allen Zeiten haben die freieren Völker stets die unfreien zurückgeschlagen, selbst wenn diese in zehnfacher Übermacht erschienen. Nur ein Volk von Freien weiß, was Freiheit bedeutet, während es den Bevormundeten und Bewachten schließlich gleichgiltig wird, ob die Knechtung diesseits oder jenseits der Grenzpfähle ihren Sitz hat.

Wer auch nur einige Wochen in der freien Schweiz lebt und beobachtet, wie dort das ganze Volk über seiner Würde wacht und dem leisesten Versuch reaktionärer Mächte zur Einschränkung der freien Kritik und zur Verstärkung polizeilicher Kontrolle mit einmütiger Entrüstung begegnet, und wer damit die Abstumpfung vergleicht, mit der selbst das demokratische Deutschland die gerichtliche und disziplinarische Verfolgung des freien Wortes und die entwürdigende Bewachung erwachsener Männer hinnimmt, — der fühlt, daß nur die Lebensluft der vollen bürgerlichen Freiheit jenen Mannesungestüm erzeugt, der das Vaterland vor fremdem Eingriff bis zum letzten Blutstropfen verteidigen kann — während die militärische Disziplinierung des bürgerlichen Lebens nur Söldner, aber keine Freiheitshelden erzeugt. Wer die „heiligsten Güter" schützen soll, der muß das Heilige im eigenen Herzen gespürt haben; wer seine Freiheit nicht gegen die inneren Freiheitsfeinde zu behaupten vermag, der hat auch keine Spannkraft gegen die Knebelung von außen. Wird im eigenen Lande der Geist der Unabhängigkeit als gemeingefährlich geächtet, wird Knechtssinn und Autoritätswesen gezüchtet, dann wird man in der Stunde der Gefahr vergebens an die Männerwürde appellieren, dann kommt der Tag von Jena und zeigt, daß man mit Herdenmenschen und Menschenherden die heimische Erde nicht vor dem Eroberer zu schützen vermag. Preußens tiefste Erniedrigung folgte auf eine Epoche der inneren Reaktion; daß dem Philosophen Kant vom Minister Wöllner der Mund geschlossen wurde, und daß beim Einbruch der Franzosen die preußischen Offiziere einen schmachvollen Vertrag nach dem anderen abschlossen und eine Festung nach der anderen ohne Schwertstreich übergaben — diese beiden Thatsachen stehen in einem tiefen Zusammenhange. — Fr. Ch. Schlosser schreibt von jener Zeit:

> „Die hochmütigen adeligen Herren im preußischen Heere, welche stets mit Friedrich dem Großen und dem siebenjährigen Krieg geprahlt hatten, benahmen sich nicht besser, als sie stets zu thun pflegen, wenn es nur das Recht, das Vaterland und die Freiheit gilt. Sie übergeben, um sich und ihre Güter zu retten, die ihnen anvertrauten Festungen auf schimpfliche Weise dem Feinde. Vor allem zeichneten sich Romberg, Ingersleben und Kleist durch Feigheit und Niederträchtigkeit aus!"

So war denn auch die Einsicht, daß Knechte keine Freiheitsschlacht schlagen können, der Ausgangspunkt jener Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung, welche die Bauern von der Erbunterthänigkeit erlöste und die Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts befreiend in alle Zweige der Erziehung und des öffentlichen Lebens leitete. Unter diesem Zeichen wurden die Freiheitskriege geschlagen.

Wir haben hier die Frage zu beantworten gesucht, ob die Herrschaft militärischer Kontrolle und Disziplin im bürgerlichen Leben der Landesverteidigung zu gute kommt oder nicht. Von den gleichen Gesichtspunkten aus muß auch die Ausbildung des Kastengeistes im Offiziersstande beurteilt werden. Die Ermordung eines „Zivilisten" durch den Lieutenant von Brüsewitz in Karlsruhe hat neuerdings die öffentliche Meinung in Erregung gebracht; leider werden meist nur die

alten Phrasen gegen den Militarismus wiederholt, während die Hauptfrage doch die ist: Kann die Verteidigung des Vaterlandes Männern anvertraut werden, die durch einen Kodex von Standesvorurteilen und Sonderbegriffen dem gesunden moralischen Empfinden ihrer Volksgenossen entfremdet werden? Ehrgefühl haben doch auch die Söldneroffiziere der Renaissance-Zeit besessen, und Offiziersdünkel hatten wir vor Jena in reichstem Maße — die höhere Kraft des echten Vaterlandsverteidigers kann doch nur darin liegen, daß er in engster Fühlung steht mit den moralischen Kräften seines Volkes, statt durch Abschließung von der Kulturatmosphäre seines Landes innerlich so zu verarmen, daß er schließlich gar nicht mehr weiß, wofür er eigentlich kämpfen und fallen soll. Das Vaterland ist nicht die Regimentsfahne, sondern Fleisch und Blut und Seele der „Zivilisten“; wenn aber der Offizier sich in eine schnöde und hochmütige Behandlung des bürgerlichen Lebens und seiner Ideale verrennt, wenn für ihn die Menschenwürde erst mit dem bunten Rock beginnt, wenn er eingezwängt wird in verknöcherte Begriffe, die den Atem des freien Mannes in ihm ersticken — wird er dann in der Stunde der Gefahr auch wirklich ein Vaterland voll heiliger Güter hinter sich fühlen, oder nur den Kasernenhof, das Offizierskasino und einen Haufen hölzerner Ehrbegriffe? F.

Kunst und Moral.

Von R. K.

In seinen „Ästhetischen Zeitfragen“ (München 1895) hat Johannes Volkelt zum Eingang die Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Moral aufgeworfen und zu beantworten gesucht.

Wenn wir an die Entscheidung des Leipziger Ästhetikers eine kleine Erörterung anknüpfen, so thun wir das nicht mit dem Anspruch, unsererseits endgiltig eine so schwierige Frage zu lösen. Wir wollen nur den Bedenken Ausdruck geben, die uns beim Lesen der Ausführungen Volkelts gekommen sind, und so nicht nur zum Studium der „Ästhetischen Zeitfragen“ selbst, sondern auch zu weiterem Nachdenken, vielleicht zu einer Diskussion über den Gegenstand anregen.

Zunächst den Inhalt von Volkelts Vortrag. „Es giebt kein Gebiet menschlicher Thätigkeit, für welches das Moralische nicht höchster Maßstab wäre. Förderung und Verwirklichung des Guten ist das gemeinsame Ziel, dem sämtliche Richtungen menschlicher Thätigkeit unterthan sind. Auch die Kunst ist höchsten Endes dazu da, die Menschheit auf ihrem Wege zum Guten zu fördern. Wollte die Kunst sich dessen weigern, so wäre damit die Moral überhaupt als abgesetzt erklärt. Für die Moral steht die Sache so: entweder ist ihr das menschliche Leben in allen seinen Bethätigungen unterworfen, oder sie hat überhaupt ihre Herrschaft eingebüßt“ (S. 7). Dabei ist freilich das Moralische weitherzig aufzufassen. Es giebt eine Entwickelung der sittlichen Maßstäbe und Ideale (S. 10, 11). Glauben wir also zu sehen, daß ein Kunstwerk in sittlicher Beziehung schädliche Wirkungen ausübt, so müssen wir uns doch vor Augen halten, daß da eine im sittlichen Ringen der Zeit gewissermaßen unentbehrliche, begreiflich einseitige Richtung vorliegen kann. Wenn Ibsen in der Nora schließlich nur die eine Seite des sittlichen Ideals zur Geltung und zum Siege bringen will, so ist kein Zweifel, daß diese Lösung des Konfliktes verwirrend, ja schädigend wirken kann. Ebenso gewiß ist aber, daß wir lange, allzu lange schon unter den Schäden gelitten haben, gegen die sich eine endlich erwachte Frau dort auflehnt. Aehnlich werden wir sagen dürfen, daß z. B. Bocaccios Dekameron gewiß moralisch auflockernd, ja verführend wirken könne, daß aber doch andererseits seine Schilderung so naiv, so froh stimmend und befreiend sei, „daß sich angesichts dieser aufrichtig heiteren Welt das strenge Sittengesetz lächelnd und unverletzt zurückzieht“ (S. 12f.).

Ganz anders wird indessen unser Urteil über Kunstwerke lauten, die die Absicht des Künstlers verraten, das Sittliche zu verhöhnen, Verwilderung zu schaffen, Pflichtgefühl und Vernunft um ihre Herrschaft zu bringen. Solche Kunstwerke sind nicht nur sittlich, sondern auch ästhetisch verwerflich (S. 10 u. 13).

Die Forderung aber, daß auch die Kunst schließlich „sich als im Dienst des Guten stehend fühlen soll“, enthält keinen Zwang. „Mag sich nur die Kunst froh und ungezwungen nach ihren eigenen Bedürfnissen ausleben!“ Sie darf dann sicher sein, letzten Endes auch dem Sittlichen zu dienen. Ihr Gegenstand, ihr Inhalt und unmittelbarer Zweck liegt nicht im Moralischen, nicht im Guten. „Der unmittelbare Zweck der Kunst besteht in der allseitigen erschöpfenden Darstellung des Menschlich-Bedeutungsvollen“ (S. 15).

Das, was im menschlichen Leben durch so viel Nebenwerk verhüllt und entstellt ist, die charakteristischen Zusammenhänge, das Typische und Gewichtvolle, sehnen wir uns einmal rein zu schauen. Diesem Bedürfnis bietet die Kunst Befriedigung. Mag sie Anmutiges oder Furchtbares schildern, immer will sie uns auf die großen Züge des Lebens hinweisen, das, was Zweck und Wert des Menschendaseins im weitesten Sinne ausmacht, beleuchten. Daß das Menschlich-Bedeutungsvolle in dieser allgemeinen Fassung weiter reicht, als das Moralische, ist klar. Nicht nur Schuld, sondern auch Schicksal, nicht nur sittlich zweckbewußtes, sondern auch naives ursprüngliches Handeln, nicht nur der Sieg des Guten, sondern auch der Triumph des Schlechten, die jammervolle Unterdrückung des Schönen kann Gegenstand der Kunst sein — wenn nur dabei ein Licht auf die großen Zusammenhänge, „auf den Grund des Lebensrätsels“ fällt. Damit ist geradezu auch dem Unmoralischen ein weiter Platz im Reiche der Kunst eingeräumt. Und zwar wird zugestanden, daß selbst solche Dichtungen nicht kurzerhand zu verwerfen sind, die nur moralisch Verkrüppeltes und Verdrehtes schildern. Freilich werden wir ihnen gegenüber nicht zu einem reinen ästhetischen Genuß kommen, weil uns die Schilderung nur beunruhigt und aufwühlt. Aber die Forderung des Menschlich-Bedeutungsvollen schließt solche Kunstwerke nicht aus, wofern sie nur den Charakter einer gewissen Allgemeinheit haben, also für Menschenart und Menschenschicksal typisch sind.

Wie durch eine allzu starke, durch kein beruhigendes Element ausgeglichene Erregung der ästhetische Genuß gestört wird, so wird er auch durch jeden Appell an das Begehren und Wollen beeinträchtigt. Daher schädigt jedes unmittelbare Moralisieren die Wirkung des Kunstwerks. Nur wenn wir uns selbst ganz vergessen, wenn wir ganz im Geschauten oder Gelesenen aufgehen, genießen wir wirklich ästhetisch. Sobald wir eine bestimmte Nutzanwendung auf uns selbst zu machen gezwungen werden, ist die ästhetische Stimmung verloren. Die moralische Erregung des echten Kunstwerks ist höchstens gefühlsmäßig: wir empfinden ein Grauen über die fluchartig wirkende Macht des Bösen, erfahren eine Reinigung, wenn wir sehen, wie sich schließlich die siegreiche Gewalt des Sittlichen herstellt. Viele der heutigen Dichter dagegen treiben die moralisierende Wirkung zu weit, bis zur Erweckung einer aufstachelnden, bohrenden Verwirklichungstendenz.

So gewiß aber alles direkte Moralisieren der ästhetischen Wirkung des Kunstwerks hinderlich ist, ebenso gewiß ist auf der anderen Seite, daß die Kunst schließlich eine starke Macht zu werden vermag, wenn es gilt, eine „schöne Sittlichkeit“ zu erwecken und zu pflegen. Die Kunst ist eine leicht beflügelte Göttin. „Wohl leitet auch sie die Menschen zum Guten, aber nicht anfassend und stoßend, sondern so, daß diese ihrem schwebenden Fluge selig nachschauend, willig und unwillkürlich folgen.“

Wir haben die Gedanken des Verfassers ziemlich ausführlich wiedergegeben, um eine feste Grundlage für unsere Auseinandersetzung zu haben. Doch sollte dieser Bericht unseren Lesern die eigene Vertiefung in den Vortrag Volkelts nicht ersparen. Sie werden da manche hier sehr zusammengedrängte Darlegung klar entwickelt finden, dazu zahlreiche feine Bemerkungen, besonders über unsere jüngste Litteratur, die hier wegbleiben mußten.

Der Mittelpunkt der Ausführung, auf den alles ankommt, ist, wie wir leicht bemerken, der Begriff des Menschlich-Bedeutungsvollen. Was Volkelt darunter versteht, haben wir ja gesehen. Nur nach einer Seite gilt es noch, den Begriff genauer zu bestimmen. Die Äußerung: unmittelbarer Zweck der Kunst ist die allseitige, erschöpfende Darstellung des Menschlich-Bedeutungsvollen (S. 15), läßt doch nur die Deutung zu: jedes Kunstwerk muß einen irgendwie menschlich bedeutungsvollen Inhalt haben. Ich sage ausdrücklich: Inhalt. Volkelt spricht nicht davon, daß jedes wirkliche Kunstwerk an sich schon (also auch durch die bloße Form) wertvoll für den Menschen ist. Er meint ausgesprochenermaßen: Das, was dargestellt wird, soll menschlich-bedeutungsvoll sein. Wir müssen uns über diesen Unterschied ganz klar werden, bevor wir weitergehen. Darum ein Beispiel. Der hohe ästhetische Wert der Antigone würde nach Volkelt zunächst darin liegen, daß hier der Konflikt zwischen Pflicht und Gesetz erschütternd zum Austrag kommt. Dieser Konflikt ist menschlich bedeutungsvoll. Seine Darstellung macht den „unmittelbaren Zweck“ des Kunstwerks aus. Dieser Ansicht steht bekanntlich eine andere gegenüber: auf den Inhalt kommt gar nichts an. Jedes Stück Leben kann Gegenstand eines Kunstwerks sein. Die künstlerische Behandlung

ist alles. Die Wirklichkeit um uns her ist allzu verworren: alle die unwesentlichen Züge, die die charakteristischen Zusammenhänge eines Menschenschicksals überwuchern, trüben und verhüllen, streift der Künstler ab. Er zeigt uns ein reines Bild dessen, was ist. Also nicht der Konflikt zwischen Pflicht und Gesetz macht die Antigone zum Kunstwerk, sondern die klare, gedrängte, von allem Nebenwerk befreite Darstellung. In kurzen Stunden erleben wir, was uns so nie vor Augen und zum Bewußtsein kommt. Das ist das Bedeutungsvolle. Auch Volkelt kennt diesen Wert reinen ästhetischen Betrachtens (S. 29). Aber nicht dieses an sich scheint ihm die Hauptsache, sondern erst das ästhetische Betrachten eines wertvollen Inhalts. Der Inhalt wird geradezu zum Wertmesser: „wo graue Trostlosigkeit über einer Dichtung lagert, . . . liegt eine einseitigere Darstellung des Menschlichen vor als dort, wo . . . zugleich das Menschliche nach seinen großen, gehaltreichen und wertvollen Seiten geschildert wird.“ Dichtungen, die auch die Macht des Idealen zum Ausdruck bringen, stehen somit höher, als andere, die dieser Macht keinen Raum gönnen (S. 23 f.). Also: nicht die geläuterte Erkenntnis irgend eines Ausschnitts aus dem Leben ist menschlich bedeutungsvoll, sondern der Inhalt selbst muß es sein.

Wir haben unser Beispiel aus dem Gebiet der Dichtung genommen. Auch Volkelt wählt alle seine Beispiele aus ihr. Ja, er spricht eigentlich überhaupt nur von der Dichtung. Von den übrigen Künsten ist nur einmal in einer Anmerkung die Rede. Da heißt es: „Die Forderung des Menschlich-Bedeutungsvollen gilt auch für das weite Reich der untermenschlichen Gegenstände der Kunst. Mag es sich um ein Bauwerk, ein Tonstück, ein Stillleben, Landschaft, Tierstück handeln: überall besteht die ästhetische Auffassung in einer leihenden Ausfüllung des untermenschlichen Gegenstandes mit Regungen und Strebungen von analog menschlicher Art.“ „Für die untermenschlichen Gegenstände hat jene Forderung sonach den Sinn, daß durch die Beseelung, die wir ihnen unwillkürlich zu teil werden lassen, bedeutungsvolle Seiten des Menschlichen berührt werden sollen“ (Anm. 12). Das ist alles, was über die bildenden Künste gesagt wird. Jetzt, denke ich, verstehen wir wohl, warum Volkelt dem Inhalt eine so hohe Bedeutung beimißt. Aber gehen wir allmählich vor.

Jedes Kunstwerk, so hatte Volkelt gesagt, muß sich im Dienste des Moralischen stehend wissen. Seine unmittelbare Aufgabe dagegen ist die Darstellung eines menschlich-bedeutungsvollen Inhalts. Und nur wenn es auch der Macht und Verwirklichung des Idealen Raum gönnt, werden wir ihm den höchsten Preis ästhetischer Vollkommenheit zuerkennen dürfen. Nun haben wir zu prüfen, ob wirklich ein menschlich-bedeutungsvoller Inhalt unmittelbarer Zweck oder auch nur wesentlicher Bestandteil eines jeden Kunstwerks ist. Zu dem Ende gehen wir die Reihe der Künste durch.

Die ästhetische Auffassung eines Bauwerks besteht „in einer leihenden Ausfüllung mit Regungen und Strebungen von analog menschlicher Art“. Volkelt weist damit auf Ausführungen verschiedener Ästhetiker hin, die in der Architektur ein Tragen und Lasten, ein Streben und Entgegenstreben, Ruhe und Bewegung verkörpert sehen. Nun gut. Diese „Regungen“ entsprechen unserem eigenen Muskelgefühl, das wir in die Säule, in den Strebebogen hineinlegen. Muskelgefühle sind aber an sich ganz gewiß nichts Menschlich-Bedeutungsvolles im Sinne Volkelts. Wir müssen also die Belebung schon weiter treiben und in der gothischen Kathedrale etwa das Zusammenstreben aller Glieder zu einem gemeinsamen Zweck oder etwas Derartiges ausgedrückt sehen, um einen menschlich bedeutungsvollen Inhalt herauszubekommen. Nun wollen wir einmal davon absehen, daß solche Auslegungen stets subjektiver Willkür ausgesetzt sind. Das ist aber sicher, daß einzelne Bauwerke jeder derartigen Beseelung ganz erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Was ist denn der menschlich-bedeutungsvolle Inhalt einer Florentiner Palastfassade oder einer Renaissancehalle? Sind das etwa schlechtere Kunstwerke als der gothische Dom?

Halten wir uns also lieber an das Nächste. Jene Beseelung der Bauglieder ist gewiß vorhanden. Sie weist uns auf den Zusammenhang der Architektur (soweit sie Körperbildnerin ist) mit der Plastik hin — davon wird noch die Rede sein. Aber die Beseelung ist nicht alles, ist nicht einmal die Hauptsache. Der Palazzo Medici steht uns gegenüber als starre Steinmasse, belebt nur durch die rhythmische Gliederung der Flächen durch Thüren, Fenster, Gesimse. Der ästhetische Genuß dieses unorganischen Gebildes hat also wohl ähnliche Gründe wie die Freude am Kristall, überhaupt an jeder regelmäßigen Raumbegrenzung und Raumgliederung. Und wie der Palast von außen zunächst nur ein regelmäßiges Raumgebilde ist, so ist die Renaissancehalle erst recht eine reine Raumschöpfung. So sehe ich denn (im Anschluß an einen neueren Ästhetiker) das Wesen der Architektur in der Raumgestaltung, im künstlerischen Niederschlag des Raumgefühls. Und der ästhetische Genuß des Bauwerks besteht für mich im Aufnehmen eines klar gegliederten, dem abmessenden Auge überall verständlichen Raumgebildes. Die Architektur als Raumkunst hat aber, wie wir wohl sehen, einen menschlich bedeutungsvollen Inhalt im Sinne Volkelts nicht. Ja, ich glaube, auch wer den ästhetischen Genuß an der Architektur etwas anders bestimmt*), wird doch von einem menschlich-bedeutungsvollen Gehalt nur reden können, wenn er ihn — mehr oder weniger gewaltsam — in das Bauwerk hinein interpretiert.

Nun zur Plastik. Polyklet hat einen Jüngling gearbeitet, der ganz unbekleidet, einen Speer schulternd, langsam auf uns zu schreitet. Der Kopf zeigt den einfachsten, man darf fast sagen, einen leeren Ausdruck. Der Körper ist wohl gebildet, verrät weder Spuren harter Arbeit, noch Zeichen üppiger Weichlichkeit, überhaupt nichts, was über die Erscheinung eines normalen Körpers hinausdeutete. Was ist nun der menschlich-bedeutungsvolle Inhalt dieses Werkes? Daß es etwas Schönes ist, einen wohlgewachsenen, kraftvollen Körper zu besitzen — eine so banale Wahrheit zu verkündigen, kann unmöglich sein unmittelbarer Zweck sein. Wieder möchte ich fragen: warum begnügt man sich nicht mit dem einfachen Augenschein? Ist es denn nicht genug zu sagen: Die plastische Kunst will uns Körper, zunächst unseresgleichen, vorführen. Und sie strebt dabei nur darnach, unsere Vorstellungen — nicht von der Kraft, der Güte, Menschenwürde u. s. w. — wohl aber von der Erscheinung eines Körpers zu reinigen, zu erweitern, zu vervollkommnen. Was wir in der Wirklichkeit stets im Fluß der Bewegung sehen, dazu unter mannigfachen Störungen durch ungünstige Beleuchtung, durch allzu große Entfernung oder unvorteilhafte Stellung, das zeigt uns der Künstler in beharrender, einfacher, von allem störenden Nebenwerk befreiter Form. Er zwingt dem Betrachter den günstigsten Standpunkt auf. So läßt er ihn eine reine Erscheinung genießen. Diese ist Zweck seiner Schöpfung, nicht irgend ein Gedanke, eine „Idee“. Was wir hier ausführen, ist nichts anderes als das Urteil eines der ersten Bildhauer unserer Zeit (A. Hildebrands) über seine Kunst. Und was er von dieser sagt, das gilt auch von Polyklets Speerträger.

Steht es etwa mit der Plastik der Renaissance anders? Gewiß tönt uns aus mancher ihrer Schöpfungen vernehmlich die Wahrheit entgegen, daß es der Geist ist, der sich den Körper bildet. Aber wir würden Donatello so gut wie Klaus Sluter Unrecht thun, wollten wir annehmen, es sei ihnen vornehmlich um die Verkörperung dieser Thatsache zu thun gewesen. Auch sie wollen vielmehr zunächst Körper schaffen, sinnlich sichtbare Erscheinungen, die uns zeigen sollen, wie Körper und Gewand eigentlich aussehen und wirken können. Daß es Körper sind, die von geistiger Arbeit zeugen, ist eine kulturgeschichtlich bedingte Thatsache, die mit dem Wesen der Bildhauerei nichts zu thun hat. Donatellos Zuccone (sog. König David) am Kampanile zeigt uns doch vor allem die außerordentliche Kunst des Meisters, auf eine bestimmte Entfernung hin volle körperliche Wirkung zu erzielen. Und die Nacht Michelangelos — glaubt man wirklich, der, übrigens unbestrittene, poetische Gehalt sei in der Phantasie des Künstlers vor der Bilderscheinung dagewesen?

Wer nicht im stande ist, in antiken und neueren Bildwerken zuerst und zuletzt eben die „reine Bilderscheinung“ zu sehen, der mag den Mangel durch allerlei Interpretationskünste decken. Aber er muß anerkennen, daß es alte und neue Künstler und ganz gewiß auch alte und neue Betrachter gab und giebt, die an einen menschlich-bedeutungsvollen Inhalt zu allerletzt denken.

Aber für die Malerei wenigstens werden wir die Forderung des Menschlich-Bedeutungsvollen gelten lassen müssen? Ich denke so wenig, wie für die anderen Künste. In der Dresdener Gallerie hängt ein Bild (von Giorgione), das eine Venus, in reicher Landschaft schlummernd, darstellt. Man könnte das Menschlich-Bedeutungsvolle in der Unschuld der schönen Gestalt, oder in der Herrlichkeit eines üppigen, friedlichen Daseins, oder, worin man sonst will, sehen. Dann ist aber sehr auffallend, daß Giorgiones

*) Wir können hier die verschiedenen Erklärungen des ästhetischen Genusses am Bauwerk nicht alle einzeln besprechen. Man halte sich nur dies gegenwärtig: eine Erklärung, die nicht auf die psychische Wurzel des architektonischen Schaffens zurückgeht, ist keine Erklärung. Von den Architekten selbst scheint uns aber eine befriedigende Antwort nicht zu kommen. Da hat man neuerdings wieder unter wohlfeilem Spott auf die „Philosophen“ erklärt, die Seele der Architektur sei die Konstruktion. Ja, aber doch in ganz anderem Sinn, als dem hier in Frage stehenden. Die „Konstruktion“ erklärt weder das Bedürfnis des Menschen, (künstlerisch) zu bauen, noch seine Freude am architektonischen Kunstwerk.

Schüler Tizian denselben Gegenstand wieder und wieder gemalt hat. Geschah das wirklich um des Inhalts willen?

Oder denken wir an die Niederländer und Holländer. Teniers hat so und so oft ausgelassene Bauerngelage gemalt, Brouwer einen Rüpel, der eben vom Dorfbader verbunden wird und dabei laut schreit. Ist wirklich das Menschlich-Bedeutungsvolle unmittelbarer Zweck dieser Bilder? Daß es bei Bauernhochzeiten sehr roh hergehen kann, daß auch ein Grobian schreit, wenn er ungeschickt operiert wird, das braucht doch wahrhaftig nicht gleich in Dutzenden von Bildern verkündigt zu werden. Und will man etwa sagen, diese Bilder stehen auch tief unter Rafaels Schule von Athen, so weiß ich sehr viele Künstler und Kunstfreunde, die antworten werden: Rafaels Schule von Athen ist auch nur trotz ihres poetischen Gehalts groß, ganz gewiß nicht durch ihn. Vielleicht werden wir soweit nicht gehen wollen. Sicher aber steht es um eine Theorie bedenklich, die uns zwingt, große Gruppen von Kunstwerken zu gunsten anderer herabzudrücken, statt — alle genetisch zu erklären.

Bevor wir von der Reihe der bildenden Künste Abschied nehmen, werfen wir noch einen Blick auf die Landschaftsmalerei. Volkelt hatte in der Anmerkung, von der wir ausgingen, ausdrücklich auch für das Landschaftsgemälde „die ästhetische Auffassung in einer leihenden Ausfüllung des untermenschlichen Gegenstandes mit Regungen und Strebungen von analog menschlicher Art“ gesehen. Also ein Landschaftsbild steht um so höher, je unmittelbarer wir bei seiner Betrachtung Frühlingsheiterkeit oder Herbstmelancholie u. s. w. empfinden. Ich fürchte denn doch, wir würden einer großen Anzahl ausgezeichneter Landschaftsbilder gegenüber sehr im Zweifel sein, was wir nun eigentlich zu empfinden haben. Oder will man etwa — folgerichtig — auch einen Van Goyen aus der Reihe der großen Künstler streichen? Noch einmal sagen wir: das Nächstliegende genügt ja schon: Raum und Körper in ihren tausend Wechselbeziehungen zu einer Bildeinheit zusammengeschmolzen, das macht das Gemälde aus, nicht der Inhalt. Wieder hat der Künstler nur die Aufgabe, unsere Anschauung von der Erscheinungswelt in ihren vielfachen sinnlich sichtbaren Zusammenhängen zu klären und zu vertiefen. Und diese Aufgabe ist groß genug.

Ich denke, wir haben uns überzeugt, daß es Kunstwerke giebt, die einen menschlich-bedeutungsvollen Inhalt im Sinne Volkelts nicht erkennen lassen. Der Palazzo Medici, Polyklets Speerträger, Giorgiones Venus sind ein lebendiger Protest gegen die Forderung eines hinter der Erscheinung liegenden Gehalts. So, wie wir sie da vor uns sehen, sollen sie auf uns wirken, nicht auf unseren Verstand, sondern auf unser Auge. Die Welt der Erscheinungen zeigt uns die bildende Kunst, lehrt sie uns sehen, nicht die Welt der Ideen.

Die bildende Kunst. Wie aber steht es mit den übrigen Künsten? Um nicht zu weit abschweifen zu müssen, sehen wir von der Musik und der Schauspielkunst ganz ab und wenden nur der Dichtung noch unsere Aufmerksamkeit zu.

Gewiß ist zunächst, daß in der Dichtung der Inhalt eine viel größere Rolle spielt, als in den bildenden Künsten. Und je mehr der Inhalt den ästhetischen Genuß mit bestimmt, um so mehr wird Volkelts Forderung in ihr Recht treten. Aber ist der Inhalt wirklich in jeder Art Dichtung ausschlaggebend oder auch nur wesentlich für den ästhetischen Genuß? Ich glaube nicht. Was ist der Inhalt von: „..ber allen Gipfeln ist Ruh . . .“? Ist überhaupt im lyrischen Gedicht der Inhalt die Hauptsache? Ist es nicht vielmehr dies, daß uns das Gefühlserlebnis eines anderen so rein und tief und stark gezeigt wird, wie wir es selbst vielleicht nie erfahren haben. Je reiner, tiefer und stärker die Töne sind, die das Gedicht anschlägt, um so höher steht es. Dabei ist ganz gleichgiltig, ob es den Frieden des Abends schildert, oder ob es die höchsten Ideale menschlichen Daseins kündet. Damit ist aber sofort die Lyrik von der Forderung des menschlich-bedeutungsvollen Inhalts im eigentlichsten Sinne befreit.

Epos und Drama gegenüber muß Volkelt zunächst zugeben, daß es Schicksalsdichtungen giebt, die nur die fluchartig fortwirkende Macht eines finsteren Verhängnisses zeigen. Auch diese Gewalten rechnet er unter das Menschlich-Bedeutungsvolle. Wir wollen daran nicht mäkeln. Sobald wir aber fragen: soll es nun wirklich der unmittelbare Zweck (wenn wir von einem solchen überhaupt reden dürfen) einer Dichtung wie z. B. des Oedipus sein, uns zu sagen: es giebt Verwickelungen, die ganz sinnlos auch über die Besten hereinbrechen, sie zu verderben — sobald wir so fragen, ist auch die Antwort schon gegeben: nie und nimmer. Einen kraftvollen, so und so gearteten Menschen in diesen Verwickelungen abzuspiegeln, das war der Trieb des Dichters. Und unser Genuß an seinem Werk besteht darin, den Gedanken und Handlungen dieses Menschen, die sich so klar vor uns abspielen, zu folgen, nicht mit dem steis lebendigen Bewußtsein: ja, das ist das Leben, sondern mit der Freude an der Folgerichtigkeit, der unausweichlichen Bestimmtheit, mit der Gedanke auf Gedanke, That auf That folgt. Diese feste Geschlossenheit also, die überall zureichende Begründung des Entwickelungsverlaufs, die machen den Wert des Stückes aus, nicht der Inhalt. Daß dieser den Grad des ästhetischen Genusses mitbestimmen kann, soll nicht bestritten werden. Wenn alles, was wir hören und sehen, so recht dem eigensten Wesen der Menschennatur gemäß ist, wird das Ganze mehr Eindruck auf uns machen, als wenn ausschlaggebende Ursachen des Verlaufs absonderlich, wohl gar nur pathologisch zu begreifen sind. Wäre aber ein typischer Inhalt notwendig für die ästhetische Wirkung des Dramas, so könnte der Oedipus nie, die Antigone wenigstens heute nicht mehr so wirken, wie sie thatsächlich thun. Ebenso ist es mit dem sittlichen Gehalt. Daß viele Zuschauer (zumal ästhetisch ungeschulte) durch den endlichen Sieg des Guten mehr „befriedigt“, ja durch den scheinbaren Triumph des Schlechten beunruhigt und verletzt werden, ist nicht zu leugnen. Aber wo bleiben wir mit so manchem anerkannten alten und neuen Stück und Roman, wenn wir die Behauptung des Guten wirklich zum Maßstab des Wertes machen wollten. Nicht die schließliche Sühne (die doch keine ist!) macht das Nibelungenlied zum Kunstwerk, sondern die furchtbar ergreifende Wahrheit der Entwickelung. So brauchen wir auch jene (wie mir scheint, bedenkliche) Auskunft über Ibsen und Bocaccio nicht anzunehmen (s. o.). Ibsens Nora steht uns nicht um ihrer einseitigen sittlichen Lehre willen weniger hoch, sondern darum, weil das Schauspiel unseren Forderungen an eine ganz ausreichende Begründung eines jeden Wortes und jeder That nicht völlig gerecht wird, und weil es — ein wenig zu viel predigt. Bocaccio aber brauchen wir nicht die zweifelhafte Gefälligkeit zu sagen, „daß sich angesichts dieser aufrichtig heiteren Welt das strenge Sittengesetz lächelnd und unverletzt zurückzieht“. Sondern wir meinen, der Dichter ist viel zu sehr Künstler, als daß er mit seinen Erzählungen auf eine Verhöhnung des Sittengesetzes ausginge. Er will überhaupt nichts anderes als erzählen, Menschen von verschiedenster Art in den verschiedensten Lagen schildern, klare, abgerundete, vollkommen verständliche, durch die Kunst der Komposition erfreuende Bilder vom Denken und Handeln einer heiteren Gesellschaft geben. Daß diese Gesellschaft sittlich lockere Anschauungen hat, das ist kulturgeschichtlich zu verstehen, hat aber mit der Kunst des Erzählers und mit unserem anerkennenden oder ablehnenden Urteil über diese Kunst gar nichts zu thun.

Also: wie wir das Wesen der Architektur, Plastik und Malerei darin sahen, daß uns diese Künste Raumgebilde, Körper und die geschlossene Einheit der Dinge im Raum so zeigen, wie wir sie im wirren Fluß der Erscheinungen nie sehen, so erblicken wir „die Aufgabe“ der Dichtung in der reinen Darstellung menschlicher Erlebnisse. Ob ein einzelnes Gefühlserlebnis der Gegenstand ist, ob das weitverzweigte Schicksal eines ganzen Menschenlebens erzählt wird, ob ein Ausschnitt aus dem Verlauf menschlichen Daseins leibhaftig an uns vorüberzieht: immer ist die von überwuchernden Nebendingen befreite reine Darstellung menschlicher Erlebnisse unmittelbarer Zweck der Dichtung. Der objektive Wert dieser Erlebnisse, das Menschlich-Bedeutungsvolle kommt erst später in Frage.

Ich habe davon abgesehen, meinerseits bestimmt zu entwickeln, worauf denn letzten Endes das Wesen des ästhetischen Genusses beruht. Wenn ich dazu im stande wäre, fragte es sich, ob eine so umständliche und schwierige Auseinandersetzung hier nötig und angebracht wäre. Vergegenwärtigen wir uns: auch Volkelt hat nicht vom Wesen des ästhetischen Genusses gesprochen. Er ging vielmehr von der Forderung der Moral aus und fand, daß das Kunstwerk am höchsten stehe, das in der Darstellung eines menschlich-bedeutungsvollen Inhalts sittliche Ideale entwickele. Dagegen mußten wir uns wenden mit dem Hinweis darauf, daß es anerkannte Bauwerke, Statuen und Bilder genug gebe, die einen menschlich-bedeutungsvollen Inhalt so wenig, als sittliche Ideale verraten, und daß auch die Bedeutung zahlreicher Dichtungen unmöglich in ihrem Inhalt gesehen werden könne. Nur zur Erläuterung und Ergänzung dieser Bemerkungen wiesen wir darauf hin, daß der Zweck (wenn von einem solchen überhaupt die Rede sein kann) aller jener Kunstwerke nur in der klaren, gereinigten Darstellung der Körperwelt und des Raumes einerseits, menschlicher Erlebnisse andererseits zu liegen scheine. Warum die Betrachtung einer solchen — künstlerischen — Darstellung Genuß gewähre, haben wir nicht berührt. Die Beantwortung dieser Frage wird vor allem dem Psychophysiker zufallen. Wir dürfen, zumal hier, von ihr absehen.

Aber eine Bemerkung können wir uns zum Schluß doch nicht versagen. Volkelt selbst weist an verschiedenen Stellen sehr nachdrücklich auf „das Unstoffliche des ästhetischen Betrachtens“ hin: Der Vorzug des künstlerischen Betrachtens besteht in seiner Freiheit gegenüber der Wirklichkeit. „Im ästhetischen Betrachten sind wir an den Gegenständen nicht stofflich interessiert.“ Sie „ziehen uns nicht in ihren Bann und Zwang, wir betrachten und genießen sie als Bild und Schein, sie haben das Stoffliche, Schwere, Thatsächliche für uns verloren“ (S. 29). Mit diesen Bemerkungen vollkommen einverstanden frage ich: ist ein solches freies Verhalten dem Kunstwerk gegenüber nicht viel leichter, wenn wir an das Menschlich-Bedeutungsvolle des Inhalts gar nicht denken? Die Beziehung auf das eigene Selbst wird sich viel eher einstellen, wenn der Betrachter sofort die Bedeutung des Geschauten ins Auge faßt, als wenn er sich zunächst ganz unbefangen der künstlerischen Erscheinung zu bemächtigen sucht.

Freilich ist dabei vorausgesetzt, daß uns der Dichter nicht selbst immer wieder auf die Wirklichkeit hinweist, uns belehren oder bestimmen will. Vielleicht ist es der schwerste Vorwurf, den man dem modernen Drama machen muß, daß da noch immer viel zu viel Tendenz zu spüren ist. Es ist das kulturgeschichtliche Verhängnis unserer jüngsten Dichter, daß sie in einer Zeit lebhafter Erörterung sittlicher Fragen und mannigfacher Trübungen des sittlichen Urteils leben. Wer wollte von ihnen verlangen, daß sie dem, was alle Welt bewegt, geflissentlich ausweichen sollten! Weil aber eine Einstimmigkeit des Urteils über diese Fragen nicht erreicht ist, so werden sie notwendig zu Vertretern der einen oder anderen Anschauung. Und das ist ihrer Kunst schädlich. Doch müssen wir sagen, daß viele unter ihnen trotzdem hervorragende, wirklich bedeutende Dichter sind. Und wir werden (mit Volkelt) nur über die rücksichtslos den Stab brechen, die den Zweck ihrer Schöpfungen im Kampf gegen das Sittliche sehen. Sie würdigen die Kunst zum Agitationsmittel, noch dazu für einen verwerflichen Zweck herab. Ihr ästhetisches Vergehen ist ebenso groß, wie ihr sittliches.

Damit haben wir etwa gesagt, was wir zu Volkelts Ausführungen zu sagen hatten. Ich glaube nicht, daß wir bei unserer Anschauung vom Zweck und Wert der Kunst ihm gegenüber im Nachteil sind. Menschlich-bedeutungsvoll ist uns nicht der Inhalt des Kunstwerks, wohl aber das ganze Kunstwerk selbst. Es befriedigt ein tiefstes Bedürfnis der Seele, das Bedürfnis nach klarer Orientierung in der Welt flüchtiger Erscheinungen. Und so vermag die Kunst zwar nicht den Unsittlichen sittlich zu machen, wohl aber in einem jeden das Gefühl geistiger Herrschaft über die Erscheinungen zu festigen und damit den Grund zu legen zur Freude an der Welt.

Das englische Volk und die Armenier.

Ein Brief aus England von einer Deutschen.

Ein Volk, welchem vollste Freiheit der Meinungsäußerung gestattet ist, welchem zur Aussprache über seine tiefsten Regungen Gelegenheit, Raum, ja sogar Gehör gegeben wird, ist ein glückliches zu nennen. Es klärt sich in sich, es wird zugänglich, sein Blut wird in gesunder Temperatur erhalten. Eine Ansammlung der Erbitterung mit ihren explosiven Gefahren wird vermieden, es darf sozusagen, seinen Gefühlen Luft machen, und wer immer will, darf zuhören, sei es, um sich sein Körnchen Wahrheit nicht entgehen zu lassen, sei es, um Unwahrheiten oder Uebertreibungen seinerzeit abzudämmen, sei es, um irrige Meinungen behufs Richtigstellung in Wort und Schrift an ihrer Quelle kennen zu lernen, sei es schließlich, als Fremder, um den Volkscharakter in einer Massenbewegung kennen zu lernen. Wer das Glück gehabt hat, den Sympathieäußerungen des englischen Volkes für das Leid seiner armenischen Brüder in diesen letzten Wochen zu folgen, der kann nicht umhin, die englische Nation zu ehren und zu lieben. London als Zentrum der vereinigten Königreiche hat unter zahllosen anderen Meetings zwei sehr verschiedenartige, doch gleich erfreuliche und bezeichnende aufzuweisen: die große Volksdemonstration im Hyde-Park und die der 110 Bürgermeister, Abgeordneten u. s. w. am 19. Oktober in St. James' Hall, unter dem Präsidium des Herzogs von Westminster.

Wie viele Tausende sich am 11. Oktober um die 12 im Hyde-Park verteilten halboffenen Planwagen-Kanzeln scharten, ist nicht zu zählen. St. James' Hall faßt leider nur 2500 Personen, doch meldeten die Morgenzeitungen des 19. Oktober, daß bereits an 7000 Billetbestellungen vorlägen.

Mag es kindlich erscheinen, daß in unseren Tagen der gespannten politischen Verhältnisse, in denen jeder Schritt vom vorhergehenden geboten oder gehemmt, und jeder vom folgenden überschattet scheint, daß es breite Volksmassen einer Nation wagen, ein politisches Geschehen vom ethischen Standpunkte aus zu verurteilen und sich zu seiner Abstellung bereit zu erklären, koste es ihm selber, was es wolle: es ist eine großartige Manifestation der moralischen Gesundheit dieses Volkes, und im gegebenen Falle ein Trost für den unbefangenen Zuschauer, der verzweifeln möchte, wenn er von Tag zu Tag die neuen Greuel des rasenden, blind mordenden Volkes vernimmt und das schielende, tiftelnde Zögern der die sogenannte Christenheit darstellenden Nationen sieht, da, wo sie wie ein Mann im Namen der von ihnen gepredigten Bruderliebe einschreiten, herzuspringen müßten.

Der ehrwürdige Gladstone, der lange und tief aus dem Becher der herzverhärtenden Politik getrunken hat, hat es dennoch, ungleich anderen großen Staatsmännern, verstanden, sich die unbeirrte Gradheit menschlicher Gesinnung zu bewahren: er hat es nicht verlernt, mit dem Herzen zu denken.

Er ist aus seiner ländlichen Zurückgezogenheit hervorgetreten, um seinem Volke die Tonart zu geben, nicht, indem er sich ins Gewebe der ihm nur allzu bekannten Staatsklugheit verwickelte, sondern indem er die ganze Autorität seiner Ehrwürdigkeit daran setzte, vom einfach menschlichen Standpunkte aus seine Landsleute aufzurufen, die Schmach nicht auf sich zu laden, einen ganzen Volkskörper von einem barbarischen Nachbarn und Gebieter aufreiben zu sehen, ohne mit der Autorität eines zivilisierten Staates und mit dem Verantwortlichkeitsgefühl eines solchen Halt zu gebieten. Die Hyde-Park-Demonstration, geleitet von Arbeiterführern, sozialistischen M. P's, Geistlichen und Lehrern, räumte ein, daß die englische Regierung vielleicht durch historische Thatsachen in der Vergangenheit nicht ganz frei vom Verdacht der Gewinnsucht sei, in aufrichtiger Einmütigkeit aber erklärten die Sprecher und bekräftigten die Zuhörer, sie schämten sich der Thatsache des Verdachtes, sie seien gesinnt, bei diesem Anlaß seine Grundlosigkeit zu beweisen. Die geistlichen Herren betonten, daß, seien es muhamedanische Mitmenschen, die so mißhandelt würden, sie wären gleich bereit, Hand und Stimme gegen die Mißhandelnden zu erheben. Der durchaus unkonfessionelle und von allen Parteien gleich stark gestützte Charakter der Erhebung war ebenso ausgesprochen in dem Meeting des National-Protest-Komitee in St. James' Hall. Doch schlich sich in diese Versammlung von Repräsentanten der Verwaltung, höheren Geistlichen und Parlamentsmitgliedern ein wunderliches Gemisch von Loyalität und christlicher Gesinnungstüchtigkeit ein. Lord Salisburys Entschlüsse zu bestärken, zu beschleunigen, und im Sinne der Menschenliebe zu dirigieren, war die Grundnote, die in vielsagenden Variationen den Abend hindurch wiederkehrte. Die Versammlung erhob sich im Anfang und sagte unter Leitung eines der anwesenden Bischöfe das Vaterunser. Dr. Parker, ein beliebter Geistlicher, schrieb der Versammlung, es sei sein täglich Gebet zu Gott, daß des Sultans Macht vernichtet werde. In den bedeutenden, meist sehr scharfen und entsprechend enthusiastisch begrüßten Reden wurden folgende drei Resolutionen vorgelegt, begründet und angenommen:

1. Dies Meeting erklärt seine Entrüstung und seinen Abscheu gegen die Beschimpfung, die Torturen und das Morden der schutzlosen Unterthanen des Sultans und versichert die Minister ihrer Majestät ihrer einmütigen und bereitwilligen Unterstützung in jeglichem Schritt, den sie nehmen werden, um dieser Schreckensherrschaft im ottomanischen Reiche ein schleuniges Ende zu bereiten. Der Präsident des Londoner County-Council, welcher dem Oberbürgermeister von London im Range gleichkommt, legte die Resolution vor, der Oberbürgermeister von Belfast (Irland) Professor Ramsey von Aberdeen, der Direktor der großen Knabenschule in Harrow und andere unterstützten sie.

2. Die Versammlung wendet sich an die Mächte, welche an den Vertrag von Berlin gebunden sind, im Interesse der Menschheit und im Bewußtsein ihrer Verantwortung, ein sofortiges Einstellen des organisierten Mordens und Plünderns im ottomanischen Reiche zu bewirken, und ebenfalls mit allen zu Gebote stehenden Mitteln definitive und bleibende Reformen herbeizuführen. Ein Parlamentsmitglied, ein Bischof, ein hoher Justizbeamter, der beliebte Dr. Clifford u. a. bekräftigten diese Resolution.

Die dritte lautet:

Die Versammlung ruft alle Nationen, alle Religionsgemeinschaften auf, den nackten, heimatlosen und mittellosen Opfern der türkischen Unterdrückungs- und Mißwirtschaft beizustehen, wie die englische Nation es zu thun verspricht und bereits thut.

Alle Sprecher, ob bewußt, ob aus Instinkt, ließen die Thatsache des Mordens und Brennens durchaus in zweiter Linie.

Was aller Herzen aufs Tiefste empört und unversöhnlich stimmt, ist das Merkmal der moralischen Versunkenheit des türkischen Haufens, ist die Thatsache der Mißhandlung der Frauen und Kinder, die schlimmer ist, als der Tod und seine Martern.

Der tiefberechtigten Forderung nach baldigem Entschließen und Handeln, der Ungeduld über das Zögern gab der Bischof von Hereford beredten Ausdruck; er sagte unter anderem:

Zwei lange Jahre hindurch, welche Jahre unsagbarer Not für die Armenier gewesen sind, hat das europäische Konzert thatenlos zugesehen, wie der türkische Sultan und seine Geschöpfe ihren häßlichen, verabscheuenswerten Weg verfolgt haben. Bei einem Blick auf den Umfang der Gewaltthätigkeits- und Mord-Liste Klein-Asiens kann man nicht umhin, zu fühlen, daß es nur noch weniger Monate bedarf, bis der Sultan sein Werk vollendet hat.

Er (der Bischof) könne sich sehr wohl vorstellen, daß, wenn die Mächte inzwischen fortführen, auf einander zu hacken und einander zu hemmen, der Sultan mit der ihm eigenen Dreistigkeit, eines Tages zu ihnen käme und sagte: „Meine anatolischen Provinzen haben jetzt Frieden, und ich wünsche, mit Eurem Beistande, alle Reformen einzuführen, die Europa für wünschenswert hält.“

Dann, fährt der Bischof fort, mag es geschehen, — doch ich hoffe, der unglückselige Tag möge nicht kommen, daß die Diplomaten in ihre Länder zurückkehren und sagen: „Seht, welch' ein Triumph unserer weisen Unthätigkeit; nun bringen wir Euch dauernden Frieden!“ Das wäre Friede mit Unehren.

Es ist den Meetings der Vorwurf unpraktischen Schwärmens gemacht worden. Und ganz besonders so diesem letzten, dem bedeutsamsten und hoffentlich wirkungsreichsten. Eine Kundgebung der Gesinnung eines Volkes, das sich bereit erklärt, seinen fernen, bedrängten Brüdern beizustehen, ist in der That ein „idealer“ Akt.

Doch was kann „praktischer“ sein, als daß eine Nation ihre Führer zu Entschlüssen und Handlungen antreibt, die auf alle Fälle von allen Schichten dieser Nation Hintenansetzung eigener Interessen, moralischen Mut, ja vielleicht viel Blut fordern wird?

Die Führer einer solchen Nation sollen stolz und dankbar sein, daß die von ihnen zu leitenden mit unbeirrtem Mut dem menschlichen Empfinden den Vorrang vor politischen, klugen Rücksichten geben.

Die Bedeutung der Züricher Tage für die ethische Bewegung.

(Schluß.)

Während die Vortragskurse hauptsächlich nach außen wirken sollten, war der internationale Kongreß dazu bestimmt, bei den Vertretern der verschiedenen ethischen Gesellschaften eine Einigung über die wesentlichsten gemeinsamen Aufgaben der Bewegung und über die Stellung zu den zeitbewegenden Fragen herbeizuführen. Die Feststellung eines gemeinsamen Aktionsprogramms in konkreten Fragen schien auf den ersten Blick nicht leicht, wenn man die Verschiedenheit der Bedingungen beachtete, unter denen sich die Bewegungen der verschiedenen Länder entwickelt haben. Es ließen sich in dieser Beziehung aus den Berichten der Delegierten folgende Hauptrichtungen erkennen: In Amerika hat Felix Adler bewußt einer größeren Ausbreitung der Bewegung nach außen entgegengearbeitet und ein Eintreten in öffentliche Aktionen zunächst nicht befürwortet, weil es ihm darauf ankam, inmitten der übermäßig gesteigerten materiellen Kultur seines Landes mit aller ihrer Korruption und überreizten Genußsucht ein neues Ideal geheiligten Lebens im kleinsten Kreise lebendig zu machen und auf diesem Wege, nicht aber durch direkte sozialethische Propaganda, eine Erneuerung des öffentlichen Geistes anzubahnen. In Deutschland dagegen ist die ethische Bewegung sofort stark in die Bethätigung nach außen hineingerissen worden durch das Hereinbrechen der sozialen Reaktion, die allen ernsthaften Freunden der Gesittung das Schweigen unmöglich machte und zu einer sofortigen unmittelbaren sozialethischen Einwirkung auf den Klassenkampf zwang. In England war die Lösung dieser Aufgabe vor Jahrzehnten brennende Tagesfrage. England hat heute eine öffentliche Meinung, die über dem Klassenkampf steht. In religiöser Beziehung herrscht volle Gewissensfreiheit. Was hat da die Ethik zu thun? Der englische Delegierte betonte, daß selbst die aufgeklärten Kreise Englands von der Ueberzeugung beherrscht seien, daß die Ethik auf irgend eine Art von Metaphysik gegründet werden müsse. Die besondere Mission der ethischen Bewegung bestehe hier in der Ausbreitung der Ueberzeugung, daß die Ethik in sich selber ruhe und keiner transcendenten Stütze bedürfe.

Wenn es trotz dieser großen Verschiedenheit in den Forderungen, welche die Eigenart der einzelnen Kulturkreise an die ethische Bewegung stellte, doch gelungen ist, zu einer bis ins Einzelne gehenden Übereinstimmung über die ethischen Aufgaben gegenüber den großen Zeitfragen zu kommen und ein Programm aufzustellen, welches die radikalsten ebenso befriedigte wie die gemäßigteren Elemente — so ist das vor allem dem Begründer der amerikanischen Bewegung zu verdanken. Indem seine Formulierung die sittliche Erneuerung des eigenen Innenlebens in den Vordergrund stellte, zeigte sie zugleich die unentrinnbaren Konsequenzen, welche ein ernsthafter „Innenreformer“ für seine Stellung gegenüber den sozialen und wirtschaftlichen Ursachen der sittlichen Not ziehen muß. Die Aussprache über diese Fragen war um so wichtiger, als bei den festländischen Ethikern vielfach das Vorurteil herrschte, die ethische Bewegung in Amerika hatte sich im Rahmen einer religiösen Sekte, die auf die Haltung und Bethätigung ihrer Mitglieder in sozialen und politischen Fragen keinen entscheidenden Einfluß übe. Diese Auffassung schien bestärkt zu werden, als Adler gegen jede übermäßige Bethätigung nach außen sprach und betonte, daß es sich bei der ethischen Sache „um uns, um unser Seelenheil ganz allein“ handte, und daß wir uns in erster Linie um unsere eigene Rettung zu bekümmern hätten und dann erst um die der anderen. Bald aber merkte man, daß sich hinter diesem scheinbaren Zurückziehen in die ethische Erbaulichkeit gerade die stärkste soziale Energie verberge. Die sittliche Einkehr besteht eben nach Adler darin, daß in dem Einzelnen mehr als ein bloßes soziales Interesse und ein kraftloses Mitleid, nämlich ein herzbewegendes Bewußtsein der Mitschuld an Elend und Verbrechen erwacht und ihn drängt, sich zu entsündigen — vor allem durch die eigene innere Befreiung von den Mächten, die heute die Welt verheeren. Adler ist der Ansicht, daß nicht Lesehallen, Schulen und andere praktisch-soziale Unternehmungen, sondern die Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit das Hauptziel der ethischen Bewegung bilden. Wenn nicht irgendwo einmal der Anfang mit dieser inneren Reform gemacht werde, dann sei es unfruchtbar und nur eine gefährliche Selbstbetäubung, an der Fortschaffung der äußeren Bildungshemmnisse mitzuwirken. Nur durch die eigene innere Ergriffenheit könne erfolgreich nach außen gewirkt werden. Was die ethische Bewegung von allen anderen Bewegungen unterscheide, sei eben dies, daß sie den Menschen davor bewahren wolle, sich selbst zu verlieren und so in Sozialreform oder irgend welchen anderen Bestrebungen aufzugehen, daß Gewissen und Ehrlichkeit dabei Schaden nimmt. Nicht durch den Verlust, sondern nur durch die Behauptung des eigenen Selbst könne man seinen Mitmenschen eine Stütze werden. Adler will also mit seiner Forderung der Verinnerlichung durchaus nicht einen Rückzug von sozialer Arbeit befürworten, er will nur, daß sich das Bewußtsein der sozialen Zusammenhänge im Einzelnen vertiefe und seinem ganzen Denken und Handeln das Gepräge der Folgerichtigkeit und Treue im Kleinsten gebe; weit entfernt, die sozialen Zwecke in den Hintergrund zu stellen, scheint vielmehr seine ganze Absicht dahin zu gehen, die sittliche Wiedergeburt des Einzelnen ganz auf die Belebung jenes Gefühls der höchsten Verantwortlichkeit zu stellen, welches aus dem Versenken in die Einheit alles menschlichen Lebens erwächst.

Felix Adler betonte diese Gesichtspunkte fast in jeder seiner Ansprachen, und gerade wir deutschen Ethiker, die in verhältnismäßig kurzer Zeit eine ziemliche äußere Ausbreitung der Bewegung über Deutschland erreicht und eine ganze Reihe praktischer Erfolge aufzuweisen haben, wir müssen diese Anregungen als den bedeutsamsten inneren Gewinn der Züricher Zusammenkunft betrachten. Täuschen wir uns darüber nicht, daß wir es in unserer Bewegung noch nicht dahin gebracht haben, einen Mann ganz und gar für den Dienst unserer Sache zu gewinnen — was Adler mit Recht als eine Hauptbedingung für die Vertiefung der ganzen Bewegung hinstellt, da die leitende Arbeit für die ethische Idee nicht etwas sei, was man in den Mußestunden betreiben könne. Täuschen wir uns vor allem auch darüber nicht, daß wir vielfach nur durch unsere praktischen Veranstaltungen und unser Eintreten für Sozialreform eine ganze Reihe von Mitgliedern gewonnen haben, die dem eigentlichen Wesen unserer Bewegung ganz fremd oder skeptisch gegenüberstehen. Neben manchen verständnisvoll teilnehmenden Mitarbeitern aus anderen Wirkungskreisen kommen viele Sozialreformer, Volksbildner, Wohlfahrtsvereinler zu uns, nur um uns vor ihre Bestrebungen zu spannen, nicht aber um in der Pflege der ethischen Ideen eine Erweiterung ihres Gesichtskreises und eine Vertiefung ihrer ganzen Bethätigung zu gewinnen. Wir sind selbst schuld daran, weil wir an mehreren Orten in dem Streben nach größerem Zuzug gerade diejenigen Grundgedanken unserer Sache etwas im Hintergrund gehalten

haben, die den Menschen gar zu neu und „unpraktisch" vorkamen. So war z. B. in Freiburg i. Br. für die eigentliche ethische Idee nicht der leiseste Anklang zu finden. Man wollte etwas „Praktisches". Endlich gelang es uns, durch Gründung einer Volksbibliothek mit Lesehalle etwa 80 Mitglieder zu gewinnen, darunter viele Arbeiter. Da wurden später anläßlich der Sedanaufregungen des Jahres 1895 durch Betreiben eines „Ethikers" die Sozialdemokraten aus dem Vorstand der Bibliotheksverwaltung gedrängt, wodurch das Mißtrauen der Arbeiterschaft stärker geworden ist, als es je vorher war. Hätten wir statt der 80 Mitglieder allmählich 3—5 Männer und Frauen geworben, die sich ganz mit unseren Ideen erfüllt hätten, so wäre die ethische Sache in Freiburg heute weiter voran. Das ist nur ein Beispiel. Wer sich ohne Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf die Freiburger.

Es soll selbstverständlich nichts gegen praktische Bethätigungen seitens der verschiedenen Abteilungen eingewendet werden. Aber daß der Kern unserer Bestrebungen in der Bildung höherer Formen der sittlichen Gemeinschaft und folgerichtiger Führung des persönlichen Lebens beruht — das muß überall in den Vordergrund unserer Propaganda gestellt und als das eigentliche „praktische" Ziel der Bewegung bezeichnet werden; alle praktischen Veranstaltungen dagegen dürfen nur als Mittel der Erziehung zu diesem Ziele in Frage kommen und nur dann auf unserem Programm stehen, wenn wir uns genug geklärt und gekräftigt fühlen, um sie ganz mit dem neuen sozialen Geist zu erfüllen. F.

Einige Bemerkungen zu der in Nr. 39 und 40 enthaltenen Studie „Über John Ruskin".

Von D. Horinek in Prag.

Die Frauenfrage betreffend, hat der Studie sofort Herr Prof. W. Foerster die nötige Antwort erteilt. Es möge erlaubt werden im Nachfolgenden einer anderen, in der Studie betonten Auffassung von prinzipieller Bedeutung näher zu treten.

Im Ueberhandnehmen der Maschinenarbeit sieht Ruskin eine Verarmung aller Lebensschönheit und um nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch einen Protest gegen die Großindustrie einzulegen, gründete er eine — „poetische Fabrik", nämlich eine Leinenfabrik, wo nur mit Handstühlen gewebt wird! — Möglich, daß ein entsprechend konstruierter Gefühlsmensch in einer Fabrik, wo man ausnahmsweise (es wurde in England „einfach Mode", Ruskin'sche Leinwand als „Luxusgegenstand höchster Art" teuer zu bezahlen) die Konkurrenz nicht zu scheuen hat und demnach die Gestehungskosten nicht herabzudrücken genötigt ist, wo man mit einem Worte an den Handstühlen mit aller Bequemlichkeit hantieren kann, — möglich, daß ein solcher Mensch in einer solchen Fabrik auch „Poesie" zu entdecken vermag, wer aber das furchtbare Elend der Handweberei z. B. in den „Webern" von G. Hauptmann sich zu Gemüte führt, der wird an die Hölle, nimmermehr aber an Poesie denken! — Hat doch bereits Aristoteles von der Zeit, wo das Weberschiffchen ohne menschliches Zuthun sich bewegen wird, als von einer Zeit des Aufhörens der menschlichen Sklaverei gesprochen, und nun, wo diese Zeit wirklich da ist, möchte man sie zurückschrauben, auf eine niedrigere Stufe zurückdrücken?!

Ich weiß, man wird mir da vorhalten, daß ja heute die Sklaverei ärger sei, denn je, daß die Maschinenarbeit, bezw. die durch dieselbe herbeigeführte Massenproduktion auch Massenelend verursacht habe. Das beweist aber rein gar nichts gegen die Maschinenarbeit als solche, sondern ist nur eine Verurteilung der Organisation, welche die Gesellschaft der maschinellen Erzeugung gegeben hat.

Und so muß sich ein logischer Denker gegen diese Organisation wenden und eine solche anstreben, wo die Vorteile der Massenerzeugung bei minimaler menschlicher Plage auch der Masse der Menschheit zu gute kommen. Aber nicht allein vom Standpunkte der Logik, sondern auch vom Ruskin'schen Standpunkte des ästhetischen Lebensgenusses muß man die maschinelle Arbeit freudigst begrüßen. Ist doch zu diesem Lebensgenusse vor allem Muße notwendig, und gerade die Maschinenarbeit ist das einzige Mittel, um allen Menschen Muße zu schaffen. Ohne Maschinenarbeit ist nur wenigen Auserwählten Muße zu verschaffen möglich, denn die große Mehrzahl ist da zur unausgesetzten Arbeit verurteilt, auf daß nur die Notdurft der Gesellschaft gestillt werden könne. Wenn aber „eiserne Sklaven" die Arbeit der menschlichen verrichten, so schaffen sie eben hierdurch diesen die Möglichkeit, der Sklaverei sich zu entwinden und ein im vollen Sinne des Wortes menschenwürdiges Dasein sich zu schaffen.

Dann, erst dann, wenn die Plage der rohen manuellen Arbeit den Menschen von den Maschinen abgenommen wird, kann die ganze Menschheit ihre Muße der Pflege des ästhetischen Ideals zuwenden und so eigentlich erst ihre Menschwerdung begehen.

Sprechsaal.

Eine Selbstanzeige.

Ich weiß, es ist nicht üblich, daß der Verfasser einer in einem Organ der Presse abfällig beurteilten Schrift sich gegen den Rezensenten in Fechterpose wirft, um an der an seinem Werke geübten Kritik seinerseits Kritik zu üben. Und wenn ich, vom Herrn Herausgeber dieses Blattes hierzu ermächtigt, von dem allgemeinen Brauche schweigender Hinnahme günstiger wie ungünstiger Beurteilungen, in den nachfolgenden Zeilen abweiche, so geschieht dies unter dem Druck zwingender Gründe, die mir in vorliegendem Falle eine Verteidigung gegen schwerwiegende, meine Absichten und Ideen vor dem Leserkreis dieser Zeitschrift in ein falsches Licht setzenden Angriffe zur unabweislichen Pflicht machen.

Die Angriffe, welche zurückzuweisen ich mich gezwungen sehe, finden sich in dem in Nr. 42 der E. K. veröffentlichten Aufsatz von Dr. L. Besser: „Zur pornographischen Litteratur der Gegenwart", worin einer „kleinen Schrift" aus meiner Feder gedacht ist.

Als Erstes verwahre ich mich gegen die Einreihung meiner von Dr. Besser verurteilten, aber seltsamerweise gar nicht genannten „kleinen Schrift" *) unter die Erzeugnisse der „pornographischen Litteratur". Wenn Dr. Besser in dieser Broschüre „ein flammendes Zeichen des Verlustes ernsten wissenschaftlichen Denkens" zu sehen meint, so glaube ich dagegen, daß solches Denken vor allem die Befähigung verleihen sollte, eine klare Scheidung vorzunehmen zwischen pornographischer, d. h. sexual-lüsterner Litteratur und solcher, welche die ethische und soziale Bedeutung des sexuellen Problems ins Auge faßt, wie ich mir bewußt bin, in meiner in Rede stehenden Arbeit gethan zu haben.

Aber nicht nur die unberechtigte Spitzmarke des meine Broschüre behandelnden Artikels, auch die kritische Beleuchtung meiner Ausführungen, ja selbst die Citate meiner eigenen, aber aus ihrem Zusammenhang gerissenen Worte sind geeignet, die Leser jenes Aufsatzes eine den von mir thatsächlich vertretenen Prinzipien völlig widersprechende Auffassung meiner Ideen gewinnen zu lassen.

Es ist nicht schwer, eine Schrift und deren Autor durch Anklagen wie „Fanatismus der Sprache", „Haltlosigkeit", „Mißbrauch der Worte", durch die Erklärung, daß „eine solche Feder nicht ernstlich genommen werden könne", u. dgl. Ausfälle mehr, herabzusetzen. Erste Aufgabe eines Kritikers, der seinerseits ernst genommen zu werden wünscht, ist es jedoch, die Berechtigung solcher Vorwürfe nachzuweisen, und diesen Nachweis ist Dr. Besser schuldig geblieben.

Er behauptet: „Frau v. Troll sagt gar nicht, wie, sie fordert nur, daß es anders werden soll." Aber der ganze, sechs Seiten füllende Abschnitt: „Ausblick" ist ja der Entwickelung meiner Gedanken über dieses „Wie" gewidmet! Und Dr. Besser nimmt gar keinen Anstand, in demselben Satze, worin er mich des Ausschweigens über dieses „Wie" beschuldigt, die von mir zur Anbahnung eines Anders- und Besserwerdens aufgestellten Postulate: die Aufhebung des Erbkapitalismus und die gesetzliche Gleichstellung der Geschlechter, zu erwähnen, allerdings in der etwas ungewöhnlichen Art, indem er erstere Forderung mit dem flott erklärten Wunsche: ich werde „es ihm wohl ersparen, auf dem sozialdemokratischen Paradepferd des Erbkapitalismus herumzureiten", abthut, hinsichtlich der zweiten aber gegen die „Hörigkeit der Frau" in einer mit meinen eigenen Ausführungen (soweit sie sich eben auf diese Forderung beziehen) sehr übereinstimmenden, jedoch in einer Form, als wollte er mich eines besseren belehren, vorgetragenen Weise zu Felde zieht.

Darf ich nun aus diesem Grunde von einer Erörterung der letzteren Forderung absehen, so kann ich dagegen nicht umhin, von den die Aufhebung des Erbrechts betreffenden Einwürfen Notiz zu nehmen.

„Was in aller Welt geht's Erbrecht die Liebe an?" fragt Dr. Besser.

Mit Verlaub, sehr viel, Herr Doktor! Und ich wundere mich, wie Sie diese Frage stellen mögen, nachdem Sie deren Beantwortung auf S. 59 meiner Broschüre hätten finden können, wo ich schrieb: „Es ist einleuchtend, daß, sowie die Einrichtung des Erbeigentums — die Hauptquelle des sozialen Elends — fällt und in jeder Generation der Gesamtbesitz des Volkes nach dem Maßstabe der individuellen Leistung in dieser Generation zur Verteilung gelangt, die wirtschaftliche Schwäche nicht auf Seite der Arbeitleistenden, sondern auf Seite der Faulen und Unbefähigten liegen wird, daß somit die persönliche Tüchtigkeit die meisten Chancen haben wird, in relativ kurzer Zeit zu Wohlstand zu gelangen. Und es ist ferner unzweifelhaft sicher, daß auf diese Weise die körperlich und geistig Tüchtigsten ihrer Zeit am ehesten in die Lage kommen werden, sich nach ihrer freien Neigung zu verheiraten und Kinder in die Welt zu setzen, für deren auskömmlichen Unterhalt und gute Erziehung zu sorgen, sie befähigt sind."

Und noch eine andere an mich gerichtete Frage, die geeignet ist,

*) Die Verbrechen der Liebe. Eine sozial-pathologische Studie von Irma v. Troll-Borostyáni. (Verlag von Max Spohr, Leipzig 1896.)

die von mir eröffneten Gesichtspunkte zu entstellen, findet sich in meiner Schrift beantwortet. Dort, wo Sie in Ihrem Aufsatze meine Worte citieren, in welchen ich die Liebe „den nie versiegenden Jungbrunnen der Menschheit“ nenne, schalten Sie die Bemerkung ein: „Ein Jungbrunnen, ohne Arbeit?“

Meine Broschüre umfaßt, wie Sie selbst bemerken, nur 63 Seiten. Und da sollte es Ihnen entgangen sein, daß ich darin die Neugestaltung der sozialen und wirtschaftlichen Ordnung, wie sie aus der Durchführung der von mir auf Grund des Prinzipes: wo keine Arbeit, da kein Lohn, aufgestellten Forderungen sich ergebend, meinem Auge vorschwebt, nur auf Arbeit allein, auf die Arbeit Aller, ohne Unterschied der Klassen und des Geschlechtes aufbaue, und es als eine wünschenswerte Wirkung der Abschaffung des Erbkapitals in Aussicht stelle, daß „der individuelle Besitz, in dem es kein erbliches Privatvermögen gäbe, der Lohn für individuelle Leistungen, der Erfolg der individuellen Fähigkeiten werde — wie es sich gebührt“ (S. 58.)

Es ist überhaupt das charakteristische Merkmal dieser Besprechung, durch Zerhackung des Zusammenhanges meiner Ausführungen, durch Ignoriren ihrer Bindeglieder den Scheinbeweis innerer Widersprüche zusammenzuzimmern. So schreibt Dr. Besser:

„Wir müssen uns . . . die Freiheit wahren, Frau von Troll zu fragen, wie auf S. 7 die Natur sich über ihre Knechtung und Entehrung empört,“ dieselbe Natur, von der auf S. 52 ausgesagt wird: „Die Natur und ihre Gesetze wissen nichts von Moral“? Dann soll weiter klar sein, „daß der von der Natur in alle Lebewesen, also auch in den Menschen gelegte Geschlechtstrieb und dessen Befriedigung an sich (ist es nun hier die „moralische Natur“, oder die Natur, die von Moral nichts weiß?) weder moralisch noch unmoralisch sein kann, ebensowenig wie Hunger und Essen, Durst und Trinken, Ruhebedürfnis und Schlafen sittlich oder unsittlich sind“ Jemand, der so mit den Begriffen umspringt, der Worte mißbraucht, die Paarung mit der Nahrung vergleicht, die elementaren physiologischen Vorgänge bald mal mit dem Höchstmaß weiblichen Sonder-Empfindens als „lebenweckende, licht- und glutentstrahlende Göttin, Königin aller irdischen Freuden, Brunnen, aus dem die Menschheit ihre ewige Verjüngung schöpft, heilige Flamme, wonnespendende Trunkenheit, süßeste Offenbarung der Allmacht der Natur — zündende, quellende, schaffende Liebe!“ bezeichnet, bald diesen nur durch und in der Ehe-Gemeinschaft naturgesetzlich gegebenen physiologischen Paarungs-Vorgang dadurch korrumpiert und entsittlicht, daß er die Anwendung von Präventivmaßregeln — wenn auch nur in gewissen Fällen — „als eine sittliche That“ bezeichnet: ich sage, eine solche Feder kann beim besten Willen nicht ernstlich genommen werden.“

Hierauf erwidere ich:

1. In meiner ganzen Schrift ist nirgends von einer moralischen Natur die Rede, das Kunststück, mich dessen zu überführen, daß ich einmal von einer „moralischen Natur“ spreche, ein andermal in Widerspruch hierzu erkläre, „daß die Natur von Moral nichts weiß,“ entpuppt sich demnach für jeden, der meine Broschüre gelesen, als ein klägliches Fiasko.

2. Wahr ist dagegen, daß ich gesagt, daß „der von der Natur in alle Lebwesen also auch in den Menschen gelegte Geschlechtstrieb und dessen Befriedigung an sich weder moralisch noch unmoralisch sein könne“, weil „die Natur und ihre Gesetze von Moral nichts wissen“, und trotz Dr. Bessers Widerspruch glaube ich noch heut nicht, daß „ernst wissenschaftliche Denker“, auf die Dr. Besser sich beruft, meine Anschauung nicht teilen und daß sie Dr. Bessers Satz würden unterschreiben wollen, daß „der physiologische Paarungs-Vorgang nur durch und in der Ehe-Gemeinschaft naturgesetzlich gegeben sei.“

3. Auf Mißverständnis des von mir Gesagten oder auf dessen absichtlicher Verdrehung beruht es, zwischen dieser meiner Anschauung und den von Dr. Besser persifflierten Worten auf Seite 7 meiner Broschüre einen Widerspruch herauszudeuten. Denn die „Empörung der Natur“ über ihre „Knechtung und Entehrung“, von der ich spreche, hat mit der Moral garnichts zu schaffen. Als jene „Empörung der Natur“ bezeichnete ich die naturgesetzlichen Wirkungen ihrer „Knechtung und Entehrung“. „In der Käuflichkeit der Liebe (und die Ehe nicht minder, wie der außereheliche Geschlechtsverkehr ist vergiftet von der Käuflichkeit Seite 10) liegt der Mutterschoß der stetig voranschreitenden Verelendigung der menschlichen Rasse, der zunehmenden leiblichen und seelischen Wertverminderung des Menschenmaterials. Denn die lebenweckende Vereinigung der Geschlechter ohne die Sanktion der Liebe ist eine Vergewaltigung des Willens der Natur, die sich an den Früchten rächt, durch jene physische und psychische Entartung rächt, welcher die menschliche Gesellschaft von Generation zu Generation immer mehr anheimfällt.“ (Seite 14.)

4. Wenn ich die Anwendung von Präventivmaßregeln „als eine sittliche That“ bezeichnete, so handelte es sich geradezu um jene „gewissen Fälle“, deren Dr. Besser, um meine Schrift des Blitzstrahls seiner Entrüstung für würdig darzustellen, nur so nebenhin Erwähnung thut. Nämlich um jene Falle, wo die Erzeugung von Nachkommenschaft geeignet ist, die allgemeine Wohlfahrt in empfindlichster Weise zu schädigen. (Siehe den Abschnitt: „Das Kind“, Seite 40—48.)

Um die Leser dieses Blattes nicht länger als unerläßlich mit mir selbst zu beschäftigen, muß ich mich darauf beschränken, auf die Angriffe meines Rezensenten nur soweit einzugehen, als sie sachlich sind. Allgemein gehaltene Anklagen wie: „aller Wissenschaft und aller Ethik ins Gesicht schlagen“, „die Interessen eines menschlichen Schweinestalles besorgen“, „künstliche Züchtung unzeitiger Triebe“ u. s. f. mit Grazie, Anklagen, von denen ich nicht weiß, ob sie gegen meine oder gegen wessen Schrift sonst sie gerichtet sind, die in ersterem Falle aber auf völligem Mißverständnis meiner Arbeit oder auf absichtliche Irrtumserregung über deren Tendenzen beruhen: diese Ausfälle pariere ich nicht, eingedenk des trefflichen, kürzlich an dieser Stelle von E. Henke ausgesprochenen Wortes: „Nicht jeder kann verhindern, daß er mit Schmutz beworfen wird, aber erst dadurch, daß man sich bückt, um wieder zu werfen, macht man sich schmutzig.“

Irma von Troll-Borostyáni.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate.
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 14. November 1896. | Nr. 46.

Inhalt: Mater dolorosa. — Die sizilianischen Schwefelbergwerke. Von Oda Olberg. — Einem Freunde. Von Arthur Pfungst. — Der Zusammenhang zwischen Genossenschaftsidee und sozialethischen Bestrebungen. Von Miß Llewelyn Davies, übersetzt von Jeannette Schwerin. — Aus dem Klassenkampf. Von C. Henle. — Vermischtes.

Mater dolorosa.

In der Berliner Nationalgallerie hängt eine ergreifende Pietà von Arnold Böcklin. Die Mutter liegt regungslos ausgebreitet über dem Leichnam des Gekreuzigten und umschlingt ihn; ein großes dunkelblaues Gewand liegt auf ihr, schwer und bleiern wie der namenlose Schmerz; schwarzes Gewölk beschattet das Land. Aber durch eine Wolkenstelle bricht Himmelslicht. Engelskinder gleiten lächelnd auf den Strahlen herab und werden die Erstarrte berühren und sagen: „Weine nicht, siehe, dein Sohn lebt!"

In einem Arbeiterviertel Berlins sitzt allabendlich an ärmlichem Tische eine gebrochene Mutter; vor ihr liegt ein Zeitungsblatt, durchweicht von Thränen, und die schwimmenden Buchstaben bringen ihr die neueste Kunde von ihrem Sohne — dem Raubmörder Bruno Werner. Für sie erhellt sich kein Gewölk, keine Engelsgestalt beugt sich zu ihr nieder und verkündet ihr tröstend, daß ihr Kind im Allerheiligsten der Menschheit weiterleben werde — die Nachbarinnen huschen scheu an der Thür vorbei und flüstern: „Dort wohnt die Mutter der Bestie!"

O Mater dolorosa, tausendmal schmerzensreicher als die gefeierte Mutter der Kirche, wer malt deine wühlenden Wunden, wer gedenkt deiner lichtlosen Verzweiflung? Wer wallfahrtet zu deinen Thränen?

War nicht auch dein Sohn einmal ein Christkind in der Wiege mit allen Keimen frommer Menschlichkeit im Herzen? War er nicht auch Gottes Sohn? Warum kehrte der heilige Geist nicht in diese Seele ein?

Wir alle tragen die Schuld. Denn in unserer eigenen Macht und nicht in göttlichem Verhängnis liegt Verdammnis und Gnade unserer Brüder. Wir wissen, was das Gutwerden leicht macht und lassen doch tausend Herzen verschmachten ohne einen Schein von Licht und Schönheit und Liebe. Wir vertrauen müßig der wunderbaren Kraft der Natur, die nicht aus jeder Höhle ein Raubtier sendet und oft gerade auf verwelkten und verwahrlosten Gesichtern den Kinderblick reiner Wünsche und Hoffnungen leuchten läßt. Welch beglückendes Zeichen und welche Anklage zugleich gegen unsere Versäumnis! Wie lange muß eine Seele hoffnungslos mit ihren dunkelsten Begehrlichkeiten zusammengesperrt sein, ehe sie ausscheidet aus der Gemeinschaft menschlichen Vertrauens und Erbarmens und ins Dasein lichtscheuer Bestien hinabgleitet! Uns hielten tausend Liebesbanden und richteten uns auf, wenn wir strauchelten, uns bewahrte Kunst und Dichtung und der geistige Verkehr mit großen Ahnen vor Herzensverrohung — wie aber wuchs der Mörder auf? Im sonnenlosen Hinterhause der Großstadt, wo bisweilen ein kreischender Orgelkasten von ferner Freude und Schönheit erzählt, wo blasse Näherinnen an den Fenstern sitzen; einförmig geht der Tag mit karger Nahrung dahin; keine Kinderseligkeit, nur Versagung aller Wünsche und frühe Arbeit ums Brot; jung kommt der Knabe ins Geschäft; voll ungestilltem Hunger nach den Dingen dieser Welt veruntreut er; der fremde Brotherr jagt ihn fort ohne Seelsorge, nun fällt er von Schritt zu Schritt; in der kalten Welt verdorrt in ihm die letzte Scheu, er sieht, wie sich überall die nackte Begehrlichkeit über zertretenem Menschenleben sättigt — da greift auch er zum Raubmord.

Haben wir nicht alle teil an seiner Schuld?

Hebe deine feuchten Augen auf, unglückliche Mutter! Auch in deine dunkle Kammer flutet ein Himmelsleuchten und eine Stimme flüstert dir zu: „Weine nicht, siehe, auch dein Kind ist ein Erlöser". Denn aus seinem armen und verwahrlosten Dasein soll ein Strom des Lebens und der Liebe in die Gewissen quillen und dein Jammer soll erschütternd in die Wohnungen der Glücklichen dringen, auf daß endlich, endlich statt der Polizei die Menschlichkeit ihren Einzug in die Stätten des Elends halte.

F.

Die sizilianischen Schwefelbergwerke.

Von Oda Olberg in Genua.

In der neuesten Veröffentlichung über die Schwefelbergwerke Siziliens*) haben wir eine wissenschaftliche Arbeit vor uns, die die Lage einer bedeutenden Industrie schildert und die Ursachen und Folgen ihres Niederganges eingehend behandelt. — Es ist gar manches über diese Frage geschrieben worden, das nicht so akademisch ruhig gehalten war, manches, das wie eine laute Anklage, wie ein Schrei der Entrüstung ins Publikum drang. Aber es giebt Zustände, deren Schilderung einer agitatorischen Darstellung gar nicht bedarf; ihre sachliche Darlegung allein ist schon überwältigend beredt, aufreizender als Kampfrufe, ergreifend wie der Anblick der Not selbst. Carusos Schrift soll keine Anklageschrift sein. Nur zwei von vierzehn Kapiteln sind der Lage der Arbeiterschaft gewidmet. Aber diese zwei Kapitel schildern eben Zustände sizilianischer Arbeiter, geben also — vielleicht gegen den Willen des Autors — ein Bild von Zuständen der widerwärtigsten Art: von einer Tyrannei ohne Größe und einer Rebellion ohne Würde, wie sie allein die Knechtung des Menschen durch den Menschen zeitigt, die sich auf das Geld stützt. Brutale Habgier, frevelhafte Pflichtvergessenheit auf seiten der Unternehmer — verbissener Haß und stumpfe Vertiertheit auf seiten der Arbeiter, das sind die Kennzeichen der sizilianischen Lage, für die es weiter charakteristisch ist, daß die Macht des Staates stets zur Verfügung steht, um

*) Biblioteca di scienze sociali. Volume XX. G. Caruso-Rasà: La Questione Siciliana degli Zolfi, Torino 1896, Fratelli Bocca.

den Starken zu schützen gegen den Schwachen, den Bewaffneten gegen den Waffenlosen.

Caruso behandelt die ganze Frage vom industriellen und kommerziellen Standpunkte, und die Lage der Arbeiterschaft stellt hier selbstverständlich nur einen der Faktoren der Produktion dar. Uns aber liegt daran, auf die ethischen Konsequenzen der sizilianischen Zustände hinzuweisen. Vom menschlichen Standpunkte gesehen, kommt hier die industrielle Lage nur in Betracht, soweit sie die Arbeitsbedingungen modifiziert. Obwohl blühende Zustände in einer Industrie keineswegs immer eine günstige oder auch nur menschenwürdige Stellung der Arbeiter verbürgen, so gilt doch leider als allgemeines Gesetz, daß jede Krisis am allerschwersten auf der Arbeiterschaft lastet. Ehe wir uns daher mit der Lage derselben beschäftigen, seien hier die Ursachen dieser Lage skizziert, nicht die Ursachen, die, dank unserer heutigen Wirtschaftsordnung, in der individuellen Deutung der Begriffe von Recht und Ehrlichkeit durch diesen oder jenen Unternehmer liegen, sondern jene, die sich als Anpassungserscheinungen der Konkurrenz auf dem Weltmarkte ergeben, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß auch hier eine große Anpassungsfähigkeit einer großen Elastizität gewisser moralischen Anschauungen gleichkommt.

I.

Die Anarchie der Produktion, die Caruso für die seit 1893 datierende Krise in der Schwefelindustrie verantwortlich macht, findet sich heutzutage in allen Industrieen, außer den wenigen, die monopolisiert oder kartelliert sind. Sie bildet das Charakteristikum unserer Wirtschaftsperiode, und mit dem Diagnostizieren dieser Krankheit an irgend einer Stelle unseres gesellschaftlichen Körpers ist wenig geleistet, um so weniger, wenn dagegen eine Medizin verschrieben wird, wie die der Zwangssyndikate. Es gilt wohl eher die Frage zu lösen, **warum** denn die fast überall bestehende Regellosigkeit der Produktion hier zu einem Ruine der Industrie zu führen droht, was um so mehr zu verwundern ist, als Sizilien vier Fünftel des alljährlich auf der ganzen Erde gewonnenen Schwefels produziert, also eine Art natürliches Monopol hat. Warum bleibt hier die hemmende Wirkung aus, die in den anderen Industrieen die Einsicht der Unternehmer in die Gefahren der Überproduktion wenigstens bis zu einem gewissen Grade übt?

Weil hier die Unternehmer, d. h. die, welche die Ware auf den Markt werfen, nicht mit den Besitzern identisch sind. „Nach uns die Sündflut“, diese Devise des modernen Hastens nach Erwerb ist auch die ihre — aber das „nach uns“ bedeutet ihnen: „wenn unser Pachtvertrag zu Ende“. Im Jahre 1895 wurden nur 98 von 510 im Betriebe befindlichen Werken von ihren Besitzern selbst verwaltet; sämtliche anderen waren in Pacht gegeben und zwar mit Kontrakten von sechs- bis achtzehnjähriger Dauer. Was kümmert es den Pächter, den Gabelloto, ob seine Überproduktion eine Krise verursacht, wenn diese Krise nach Erlöschen seines Vertrages eintritt? Für ihn gilt es, in möglichst kurzer Zeit, mit möglichst billigen Produktionsmethoden große Massen zu produzieren, denn er muß dem Besitzer einen bestimmten Teil des Gesamtertrages der Mine als Pachtzins liefern, einen Anteil, der je nach der Leistungsfähigkeit der Mine zwischen 15 und 35 Prozent schwankt, manchmal aber die Höhe von 45 Prozent erreicht! Dabei hat er alle Verantwortung und alle Kosten des Betriebes zu tragen, zahlt fast die gesamten Steuern, die von Rechts wegen der Besitzer zahlen sollte, ja, er muß noch den Kontrolleur besolden, den dieser anstellt, um sich seines Anteils zu versichern!

In diesem System wurzeln die Schäden, an denen die sizilianische Schwefelindustrie krankt: blinde **Überproduktion** und **technische Rückständigkeit** der Betriebe.

Der Gabelloto ist über seine normale Leistungsfähigkeit belastet, um so mehr, als er selten mit eigenen Kapitalien wirtschaftet. Will er nicht zu Grunde gehen, so muß er ohne Rücksicht auf die Anforderungen des Weltmarktes produzieren. Schon in den Jahren von 1880 bis 1885 überstieg die jährliche Produktion die Ausfuhr um ein Bedeutendes, so daß ein ungeheurer Stock in den italienischen Häfen angehäuft wurde; mit dem Wachsen dieses Vorrats ging ein stetiges Sinken der Preise Hand in Hand, so daß der Preis für die Tonnellata während dieser 6 Jahre von 100,35 Lire auf 83 Lire sank. Jetzt begann man die Produktion zu beschränken, und 5 Jahre lang überstieg die Ausfuhr die Produktion, ohne doch, so lange die Lager gefüllt waren, dem Fallen der Preise Einhalt thun zu können. Als aber dann 1890—91 die Nachfrage das Angebot übertraf, stieg der Preis der Tonnellata plötzlich von 77,62 auf 115,55 Lire. Dieser Aufschlag gab das Signal zu einer die Nachfrage, ja selbst die Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes übersteigenden Produktion und veranlaßte so die heutige Krisis. Die fehlerhafte Organisation des Handels, bei der der Spekulation der weiteste Spielraum gelassen ist, ermöglichte durch falsche Berichte über den Stand des ausländischen Marktes, durch die Notwendigkeit, in der sich die Mehrzahl der Unternehmer befanden, bei Mangel an Kapitalien zu jedem Preise ihre Ware herzugeben, und durch Geschäftskniffe der niedrigsten Art ein weiteres Fallen des Preises, der 1894 für die Tonnellata nur noch 63,59 Lire betrug.

Es leuchtet unmittelbar ein, daß derartige Schwankungen unvereinbar sind mit auch nur halbwegs gesunden Verhältnissen in einer Industrie. Nun kommt aber zu der Entwertung der Produkte durch die Masse des gewonnenen Schwefels eine unverhältnismäßig teure Art der Gewinnung durch die Anwendung technisch überwundener Methoden. Bei der kurzen Dauer des Vertrages kann man dem Pächter nicht zumuten, daß er zur dauernden Hebung des Betriebes größere Summen aufwende, für die ihm nichts vergütet wird, wenn mit dem Erlöschen des Vertrages die Mine dem Besitzer wieder zufällt. Für ihn ist die Produktion mit präadamitischen Methoden die billigste, da selbst die rationellste Bewirtschaftung eine Amortisation der für die Verbesserung aufgewandten Kapitalien während der Zeit seines Kontraktes nicht bieten kann; vom Standpunkte des Ganzen aus betrachtet, ist sie teuer, d. h. die Summe der von mehreren Pächtern aufgewandten Gelder übertrifft bei weitem das bei einer auf der Höhe der heutigen Technik stehenden Exploitation Notwendige, ganz abgesehen davon, daß die veralteten Methoden große Opfer an Menschenleben kosten.

Aber Menschen sind ja immer wieder zu haben, auf ein paar mehr oder weniger kommt es nicht viel an. Nach diesem löblichen Grundsatze verfahren die Eigentümer nicht nur, wenn es sich um das Vernachlässigen von Schutzvorrichtungen handelt, nein, sie schreiben selbst dem Pächter kontraktlich eine Exploitationsmethode vor, die erwiesenermaßen beständig neue Grubenunfälle veranlaßt. Es steht dem Gabelloto nicht frei, ein Schwefellager nach den Regeln der bergmännischen Technik auszubeuten. Ihm wird für die Dauer seines Kontraktes eine Methode vorgeschrieben, die nur eine teilweise Exploitation des Lagers ermöglicht, aber in einer zweiten Bearbeitungsperiode eine schnelle und relativ vollkommene Ausbeutung zuläßt, für die die Hauptarbeit in der ersten Periode geleistet ist. Das Bestreben, für die zweite Periode einen höheren Pachtertrag zu erzielen, ist für den Besitzer bestimmend, und es kommt für ihn nicht in Betracht, daß die Arbeit in diesem Zeitraum außerordentlich gefährlich ist. Von 406 Grubenunfällen während der Jahre von 1890 bis 92 wurden nach Caruso nicht weniger als 273 durch diese Art der Exploitation veranlaßt! Wäre es nicht Zeit, daß die Gesetzgebung sich auf ihre Pflichten besänne? —

Erwägt man, daß beide aus dem Pachtsystem sich ergebenden Schäden die Tendenz haben, einander zu erhalten, so daß die aus der Überproduktion resultierende Krisis den technischen Aufschwung verhindert, während die unrationelle Art der Produktion die Krise chronisch zu machen droht, so leuchtet es ein, daß die Lage der Industrie sehr bedenklich ist. Die Besitzer der großen Minen, meist Angehörige des sizilianischen Adels, **wollen** nichts thun, um die Miß-

stände abzuschaffen, die der kleinen sind von der Konkurrenz fast vernichtet und können nichts thun, und die dicht geschichtete Last ruht schwer, fast erdrückend auf der Basis des Ganzen — auf der Arbeiterschaft.

II.

Die Gesamtheit der in der sizilianischen Schwefelindustrie thätigen Arbeiter giebt Caruso auf mehr als 100 000 an. Hier sind alle einbegriffen, die direkt oder indirekt durch die Schwefelproduktion Beschäftigung finden: die Minenarbeiter, die Arbeiter an den Schmelzöfen, die in den Schwefelmühlen und Raffinerieen Thätigen und endlich die, die den Transport des gereinigten Schwefels nach den Bahnstationen oder dem nächsten Meereshafen besorgen. Direkt an der Schwefelproduktion sind die beiden ersten Kategorieen beteiligt, von denen uns hier nur die Minenarbeiter beschäftigen werden. Ihre Zahl betrug im Jahre 1894 27 036, die Kinder miteinbegriffen, und Caruso nimmt an, daß diese Zahl auch heute noch ungefähr richtig sei.

Aber diese siebenundzwanzigtausend Grubenarbeiter stellen nicht eine Arbeiterklasse dar, stehen nicht dem Unternehmer als eine Einheit gegenüber. Dank dem herrschenden Akkordsystem hat sich eine hierarchische Ordnung herausgebildet, die die Arbeiter einer Kategorie zu „Arbeitgebern" der anderen macht. Ein Überangebot von Händen ist ja stets da. So findet der elende, schlecht bezahlte Arbeiter immer noch elendere, die er dann in seinen Lohn nimmt, um sie noch schlechter zu bezahlen, noch brutaler auszubeuten. Der Unternehmer kommt bei diesem System auf seine Rechnung: denn bis zu diesem Aufgebot aller Kräfte vermag er den Arbeiter nicht zu treiben; es gehört die stumpfe Roheit des unter das Tier entwürdigten Lohnsklaven dazu, den man hat vergessen lehren, daß er Mensch ist, und der deshalb im schwächeren, von ihm abhängigen Arbeitsgenossen nicht den Menschen achtet. Aber nicht nur in klingender Münze macht sich dieses System bezahlt. Es dient auch idealen Gütern: der Erhaltung des sozialen Friedens. Die Arbeiter werden sich der Einheit ihrer Interessen nicht bewußt; jeder sieht in dem über ihm stehenden Genossen, von dem er den kargen Lohn erhält, seinen Ausbeuter, und sein Blick reicht nicht so weit, um ihn erkennen zu lassen, daß alles schließlich in einen Kanal einmündet, daß all die Ausbeutung zuletzt dem Unternehmer zu gute kommt. Und so schließen sich die verschiedenen Kategorieen nicht zu gemeinsamem Handeln zusammen: die Arbeiter sind zufrieden.

Die ökonomische Lage dieser „Zufriedenen" wechselt je nach der Kategorie, der sie angehören. Die Spitze des hierarchischen Gebäudes bildet der Werkmeister (capo mastro), deren jede Mine einen hat. In der Regel ein besonders tüchtiger Arbeiter, der sich das Vertrauen des Unternehmers gewonnen hat, ist der Werkmeister für den Betrieb in seiner Mine verantwortlich, ordnet die Arbeiten an, kontrolliert die Sicherheit der Stollen, überwacht das Wiegen des gewonnenen Schwefels ꝛc. Er ist der einzige, der, im Tagelohn des Unternehmers stehend, ein festes, meist monatlich zahlbares Gehalt bezieht, dessen Betrag früher zwischen 5 und 7 Lire schwankte, heute aber kaum 3 Lire beträgt.

Die nächste Kategorie, die der Häuer (picconieri) steht regelmäßig im Akkordlohn. Sie verrichten die eigentliche Grubenarbeit, in den glühend heißen Stollen*) bei spärlichem Licht den Schwefel bloslegend, den sie ihrem Vertrage gemäß an demselben Tage aus der Mine schaffen und abschätzen lassen müssen. Früher genügten 6 bis 8 Stunden dieser Zuchthausarbeit, um ihnen ihr tägliches Brot zu sichern, heute arbeiten sie 10, ja 12 Stunden um einen Tagesverdienst von 2,20 bis 3,10 Lire! Und diesen Lohn zahlt der Unternehmer, wann es ihm paßt: nach einer Woche oder nach mehreren Monaten! Wohl giebt er „Vorschüsse", in der Regel auf 14 Tage, aber es kommt nicht selten vor, daß er sich dafür 10 Prozent Zinsen zurückbehält, was einem jährlichen Zinsfuße von 240 Prozent gleichkommt. Aber das ist noch nicht alles: daneben blüht in den meisten Bergwerken noch ein ausgesprochenes Trucksystem. Damit es dem Arbeiter nicht am Nötigsten fehle, hält nämlich der Unternehmer, oder in seltenen Fällen der Werkmeister, einen Laden, wo der Arbeiter, der ja seine Lebensmittel nicht bezahlen kann, da ihm sein Lohn nicht bezahlt wird, stets Kredit findet. Vielfach wird er auch direkt verpflichtet, täglich für 0,80 oder 1 Lire in diesem Laden zu entnehmen, und mit barem Gelde so knapp gehalten, daß er, um etwas dort nicht Erhältliches zu bekommen, die unverhältnismäßig teuren Waren des Unternehmers verkaufen muß, für deren Erlös er dann seine Einkäufe wo anders macht. Die Unternehmer stehen sich vorzüglich bei diesem System; berichtet doch der Regierungsingenieur Mazzuoli von einem von ihnen, der jährlich einen Reingewinn von 80 000 Lire aus seinem Laden erzielt!

Und Arbeiter, die in dieser ruchlosen Weise vom Unternehmer ausgebeutet werden, macht man zu Brotherren von noch wehrloseren Geschöpfen als sie selbst. Zum Emporschaffen des gewonnenen Schwefels stellen die picconieri Kinder an, die unglücklichen carusi.*) Diese haben 8 bis 10 Stunden am Tage Lasttierdienste zu verrichten; mit einer Bürde von 40 bis 70 Kilogramm steigen sie die dunklen, steilen Treppen hinauf, todmüde werden sie vom picconiero mit Kniffen und Schlägen angetrieben, sie kennen vom Leben nichts als körperliche Not und Qual — „und sind doch Menschen und sind Kinder". — Das Gesetz verbietet, daß Knaben vor dem zehnten Lebensjahre unter Tage beschäftigt werden, aber alle Autoren sind darüber einig, daß ein Teil der carusi noch nicht einmal dieses Alter erreicht hat, denn Not oder Roheit — oder auch beide zusammen — veranlassen die Eltern, das Gesetz zu umgehen. Sie überlassen ihre Kinder, sobald sich Gelegenheit findet, einem Arbeiter, der ihnen dafür zinsfrei eine Summe von 100 bis 300 Lire übergiebt, die ihnen bleibt, so lange die Kinder bei diesem Brotherrn arbeiten. Der Knabe selbst bekommt Akkordlohn, je nach der Masse des zu Tage geschafften Schwefels 0,85 bis 1,25 Lire. Es ist Kinderarbeit, die bezahlt wird, aber das Kind, das sie zu leisten hat, wird nie Männerarbeit zu thun vermögen, denn es hat ja keine Jugend, in der es zum Manne reifen könnte.

Zu den Parias der Mine gehören ferner in beiden letzten Arbeiterkategorieen die der spesalori, die in der verschiedensten Weise den picconieri Vorarbeit oder Hilfsarbeit leisten müssen, und die der acqualori. Die spesalori werden vom Unternehmer bezahlt und stehen je nach der Art der Beschäftigung im Tag- oder Akkordlohn. Stets unter Tage sind sie mit dem Herstellen der Schachte, dem Errichten stützender Pfeiler oder Mauern beschäftigt, ohne direkt an der Schwefelproduktion teil zu haben. Solche Hilfsarbeiter sind auch die acqualori, die die Extraktion des Wassers mit Handpumpen oder Eimern und Schläuchen besorgen, überall, wo maschinelle Einrichtungen fehlen, d. h. in 81 Prozent aller Minen. Beide Arbeitergruppen verdienen selten mehr als 1 Lire täglich.

Was bedeuten nun derartige ökonomische Bedingungen für die körperliche und seelische Gesundheit der Arbeiterschaft?

Ueber die hygienischen Zustände bei den sizilianischen Schwefelarbeitern sind wertvolle und eingehende Studien gemacht worden. Angelo Mosso giebt in seinem Buch über die Ermüdung an, daß in der Provinz Caltanisetta von 3672 jungen Schwefelarbeitern, die sich von 1881 bis 1884 zur Aushebung stellten, nur 253, also 6,87 Prozent, diensttüchtig befunden wurden! Caruso bezweifelt die Richtigkeit dieser Zahlen, aber das Resultat seiner Berechnung, obwohl günstiger, ist immer noch trostlos. Von sämtlichen Militärpflichtigen wurden nach ihm in Caltanisetta 54,56 Prozent tauglich befunden.

„Das erste Mal", schreibt Mosso, „ging ich als Militärarzt nach Sizilien, um bei den Aushebungen im Innern der Insel thätig zu sein. Ich erinnere mich noch, als hätte ich sie gestern gesehen, einer kleinen Kirche, der Bürgermeister und Polizeilieutenants neben dem Altar und der lärmenden

---

*) In der Schwefelgrube von Madore erreicht die Temperatur einen Monat hindurch 72 Grad Celsius.

*) Carusu bedeutet im sizilianischen Dialekt nichts anderes als Knabe.

Menge vor der Kirchenthür. Hinter dem Hauptaltar, im Chor, untersuchte ich die Ausgehobenen und hatte um mich herum eine Reihe entkleideter junger Leute, gebräunt, mager und verkümmert, und unter ihnen einige Männer mit weißer Haut, gut genährt und kräftig, als wären sie von anderer Rasse. Es waren die Armen und die Reichen. Und dann passierten die Militärpflichtigen ganzer Gemeinden an mir vorüber, unter denen sich nicht ein einziger fand, der diensttüchtig gewesen wäre, so hatten Mangel und Überanstrengung diese Bevölkerung verkrüppelt und geschwächt. Die Bürgermeister waren ganz beschämt über dieses Resultat. Es sind carusi — sagten sie zur Erklärung — sie haben von frühester Kindheit an Schwefel tragen müssen."

Das sind die Opfer der Mine, die sie langsam tötet, oder richtiger, die sie ums Leben betrügt; anderen bereitet sie ein schnelles, freilich nicht barmherziges Ende. Grubenunfälle, wie sie durch Gase, partielle Einstürze oder Brände verursacht werden, sind, dank der Gewissenlosigkeit der Unternehmer, häufig. Wohl schreibt eine Verordnung der sizilianischen Provinzial-Präfekturen vom Jahre 1883 vor, daß in der Nähe jedes Bergwerks Rettungsvorrichtungen und Mittel, um den Verunglückten beizustehen, sich befinden sollen; thatsächlich fehlt es fast überall daran.

„Wenn ein Unglück passirt ist, so sterben die Verstümmelten, von Schmerzen gemartert, wie die Hunde, auf Stroh hingestreckt, das ihnen die „Milde" des Pächters gewährt hat, sterben fern von irgend welchem Troste, ohne eine Freundesstimme, die ihnen die Todesqual weniger qualvoll mache, weit von der Familie, die am Ende der Woche den Angehörigen erwartet, und nun nur die Anzeige des Unglücks erhält." *)

Und die Söhne derer, die so gestorben sind, wandern wieder in die Mine, und ihre Kinder werden das Gleiche thun, verkrüppelt, elend und vertiert — um das Stück Brot, das man ihnen dafür giebt.

Daß solche Zustände das geistige und sittliche Leben der davon Betroffenen wesentlich beeinflussen, braucht nicht erst gesagt zu werden. 70 Prozent der Rekruten sind Analphabeten; die carusi kommen fast nie in die Schule. Schlau und gerieben sind sie alle, aber ohne jegliche Bildung und, den Kinderschuhen entwachsen, auch ohne andere Interessen als für den eigenen Vorteil.

Aber auch dieser wird natürlich nur im engsten, materiellsten Sinne verstanden. Deshalb sind diese Grubenarbeiter, wie im allgemeinen die sizilianischen Arbeiter, für keine Assoziation zu haben, und weder Hilfskassen noch gewerkschaftliche Verbände finden sich bei ihnen. Wohl begannen vor einigen Jahren nach einer unermüdlichen Agitation Organisationen sich zu formen (fasci) und ihren erziehenden und sittlichenden Einfluß geltend zu machen, aber sie wurden unter der Diktatur des Generals Morra aufgelöst, jener Diktatur, der er es verdankt, der bestgehaßte Mann in Sizilien zu sein.

Denn zu hassen verstehen sie, diese Sizilianer, tief und glühend, mit jenem grimmigen, lauernden Hasse, dessen nur der Sklave fähig ist. Und so hassen sie den Reichen. Ihre Sprichwörter tragen vielfach den Stempel dieses Hasses: „Gott schuf den Überfluß und der Reiche die Not", pflegen sie zu sagen. „Wer arbeitet, trinkt Wasser, wer nichts thut, Wein." „Die Gesetze sind für alle gleich, aber die Reichen pfeifen darauf. „Der Bauer säet und der Herr (padrone) erntet." **) u. s. w. Andererseits spiegeln manche Sprichwörter und besonders die bei den Schwefelarbeitern üblichen Redensarten eine Weltanschauung wider, die den Gipfel menschlicher Hoffnungslosigkeit und Bitterkeit darstellt: Verflucht sei meine Mutter, die mich gebar . . Verflucht der Pfaffe, der mich taufte. Warum hat mich Christus nicht als Schwein zur Welt kommen lassen, da hätte man mich nach einem Jahre geschlachtet und ich wäre tot u. s. w. — Der Prozentsatz der Kriminalität in Sizilien ist erschreckend hoch, und dabei sind all die Verbrechen nicht eingerechnet, die die Tiefe der Mine verbirgt, deren Urheber der Gerechtigkeit entgehen, wie jene anderen Verbrecher, durch deren Schuld die Dinge so weit gekommen sind, und die in Ehre und Ansehen dahinleben.

*) Caruso a. a. O. S. 53.

**) Vergl. S. Cammareri Scurti: La lotta di classe nei proverbi siciliani. Critica Sociale, Milano, VI. Jahrgang Nr. 15.

Niemand, der je über die sizilianischen Verhältnisse nachgedacht hat, kann leugnen, daß sie eine ernste Gefahr für Staat und Gesellschaft darstellen, wenn diese sich nicht endlich auf ihre Pflichten besinnen. Wir meinen, daß selbst die kurze, nur das am meisten in die Augen Fallende berücksichtigende Darstellung, die wir hier geben konnten, genügt, um zu zeigen, daß radikale Mittel notthun. Zwangssyndikate, wie sie Caruso vorschlägt, dürften kaum das gewünschte Resultat haben. Der Autor rät wohl auch nur zu ihnen, weil sich ihm die Notwendigkeit einer einheitlichen Ordnung der Produktion in technischer und kommerzieller Beziehung gewaltsam aufdrängt, er aber vor der Forderung der Verstaatlichung der Bergwerke zurückschreckt. Die Bedingungen, die nach Caruso erfüllt werden müßten, um eine gründliche Besserung zu erzielen: obligatorische Assoziation der Unternehmer, strenge Arbeiterschutzgesetze, Inspektion der Minen u. a. würden aber von den Kapitalisten auch als Eingriffe in ihre Rechte, als Gewaltmaßregeln betrachtet werden und doch nicht das erreichen, was eine Uebernahme der Bergwerke in staatliche Regie erreichen könnte. In dem Memorandum, das die sizilianischen Sozialisten dem Gouverneur der Insel jetzt vorgelegt haben, fordern sie dringend diese Verstaatlichung, und soweit wir auch davon entfernt sind, bei dem Geiste, der die italienische Regierung beseelt, auf eine baldige Verwirklichung zu hoffen, so sind wir doch überzeugt, daß bis zur Erfüllung dieser Forderung die Zustände in Sizilien fortfahren werden, zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß zu geben. Wenn irgendwo der Zündstoff für eine Revolution angehäuft ist, so dürfte es hier sein; mögen die, denen die Macht gegeben ist, das einsehen ehe „das Volk sich hebt, zu richten, die es kränken." —

Etwas ist ja nun für Sizilien geschehen. Man hat erkannt, daß die nationale Einheit besser gewahrt bleibe, wenn man der unglücklichen Insel, die historisch, ethnographisch und geographisch ein abgeschlossenes Ganze bildet, eine ihrer Individualität entsprechende Verwaltung sichert, als indem man die Einwohner unter den in ganz Italien geltenden Gesetzen so verarmen und verrohen läßt, daß jedes ökonomische und kulturelle Band zwischen ihnen und den übrigen Staatsbürgern zerrissen wird. Und wie man heute die wirkliche auf Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen und geistigen Interessen beruhende Einheit an Stelle der nominalen Verwaltungseinheit zu setzen bestrebt ist, so wird man vielleicht einst an Stelle des Scheinreichtums, der in wenigen großen Kapitalien besteht, den wirklichen Reichtum zu fördern bemüht sein, der die Möglichkeit der Gesundheit, Kraft und Sittlichkeit für alle einschließt. Und dann erst wird der Schandfleck ausgelöscht werden, den die sizilianischen Verhältnisse in der Kulturgeschichte unseres Jahrhunderts darstellen.

Einem Freunde.

In des Lebens wildem Weh'n,
Wo die Fluten dich umrauschen,
Wag' es einmal still zu steh'n,
Auf dein inn'res Wort zu lauschen!

Einmal lasse weiter zieh'n
Flücht'ger Stunde Lust und Pein,
Schau' nicht auf die Andern hin,
Wag' mit dir allein zu sein.

Wag' zu trotzen dann den Fragen,
Die durchschauern deine Brust,
Wag' im Herzen auszutragen
Schlachten, die du schlagen mußt!

Ach es ist so leicht zu schweben
Auf dem Strom, der uns umbraust,
Doch es ist so schwer zu leben,
Wenn man mit sich selber haust.

Frankfurt a. M. Arthur Pfungst.

Der Zusammenhang zwischen Genossenschaftsidee und sozialistischen Bestrebungen.

Mit Erlaubnis der Verfasserin, Miß Llewelyn Davies, übersetzt von Jeannette Schwerin.

Bei Behandlung der Frage nach dem Zusammenhange zwischen der Genossenschaftsidee und dem Sozialismus will ich versuchen, die Gemeinsamkeit der Ziele beider Systeme zu zeigen, dann die von jedem angewandten oder angestrebten Methoden zu vergleichen und schließlich ein Urteil dahin abzugeben, wie das gemeinsame Ideal am besten erreicht werden kann, wenn man den gegenwärtigen Thatbestand in der industriellen Welt betrachtet.

Ziel des Sozialismus und der Genossenschaftsidee.

Man kann von beiden Systemen sagen, daß sie ihren Ursprung der durch die industrielle Revolution hervorgebrachten Anarchie verdanken, welche eine Herrschaft des freien Wettbewerbes schuf oder doch einen Zustand, der diesem freien Wettbewerbe so nahe kam, als die menschliche Natur es gestattete, und deren Resultat ungeheure Vermögen auf der einen Seite und Armut und Erniedrigung auf der anderen Seite waren. Das Kapital wurde allmächtig und die Arbeit wurde unter einer gewissenlosen Tyrannei erdrückt. Der Gegenstand genossenschaftlicher und sozialistischer Pläne war die Befreiung der Arbeit von dieser Sklaverei.

Die Ideale der Genossenschaftsidee und des Sozialismus stimmen so sehr mit einander überein, daß man sie vom praktischen Gesichtspunkte als ein und dieselben betrachten kann. Herr Neale sagte, die Genossenschaftsidee unterscheide sich nur durch einen langsameren Weg vom Sozialismus, als der sei, den seine neuesten Propheten gern einschlagen wollen. Robert Owen war der Vater beider Bewegungen.

Lassalles Sozialismus bestand in der Organisation genossenschaftlicher Produktionswerkstätten, ähnlich den unseren mit der Ausnahme, daß der Staat und nicht Einzelne oder Gesellschaften das Geld gaben, und einer der katholisch-sozialen Führer sprach den Wunsch aus, „alle guten Christen möchten die auf dem Christentum beruhende Idee genossenschaftlicher Produktionsverbände annehmen.“

Beide, Genossenschaftler wie Sozialisten, wünschen eine gerechtere Verteilung des Reichtums, die Möglichkeit, alle die Vorteile zu erreichen, welche jetzt nur im Besitze weniger sind; sie möchten soviel als möglich jedem die gleiche Gelegenheit verschaffen, der höchsten Entwickelung teilhaftig zu werden und die Lebensbedingungen so zu gestalten, daß unser Gerechtigkeitssinn nicht verletzt und die Möglichkeit gegeben wird, die Gesellschaft als „eine Brüderschaft und nicht als eine Sammlung kämpfender Atome“ anzusehen. Kurz, sie wollen gemeinsam ein System der Verbindung an Stelle des freien Wettbewerbes setzen. Man glaubt, daß 1. ökonomische und 2. moralische Vorteile aus einer solchen Aenderung kommen müßten.

1. Ich will hier nicht versuchen, die Vorteile und Nachteile des freien Wettbewerbes gegeneinander abzuwägen. Ich bemerke nur, daß er sowohl von Sozialisten wie auch von Genossenschaftlern durchaus verurteilt wird. Man kann unmöglich mit Sicherheit sagen, welches wirtschaftliche Ergebnis aus der Abschaffung des freien Wettbewerbes hervorgehen würde. Man kann aber annehmen, daß, wenn es keine Spekulanten des Grundbesitzes, keine Kapitalisten, welche die Löhne drücken, und keine Arbeiter, die sie in die Höhe treiben, gäbe, man sich statt dieses Gegensatzes zwischen den Eigentümern der drei Produktionsmittel ein System denken könnte, in welchem alle in Eintracht zusammen arbeiten, und dann würde es nicht nur bessere Menschen geben, sondern es würde auch mehr Reichtum hervorgebracht. Unser gegenwärtiges wirtschaftliches System ist wie ein von drei Pferden gezogener Wagen, von denen jedes nach einer anderen Seite hinzieht. Das Pferd „Kapital“ ist das stärkste und zieht den Wagen am kräftigsten nach seiner Seite, wird aber durch das Ziehen der beiden anderen Pferde „Land“ und „Arbeit“ gehindert. Der Wagen rollt in der vom Kapital gewünschten Richtung vorwärts, aber seine Geschwindigkeit würde größer sein, wenn alle Pferde zusammen zögen, statt jedes für sich in entgegengesetzter Richtung.

Der Mangel unseres gegenwärtigen Systems bezüglich der Verteilung ist wohl bekannt und durch Einzelheiten festgestellt. Bei einem Gesellschaftssystem, in dem die Arbeiter maßgebende Stimmen hätten, würde in der Produktion eine Beschränkung der Arbeitszeit eingeführt werden und die Löhne entweder steigen oder doch für alle möglich zu erlangen sein. Wahrscheinlich würde dann bessere Arbeit produziert werden, weil die Lebenshaltung des Arbeiters sich gebessert hätte, und aus dem nämlichen Grunde würde die gleiche Arbeit in kürzerer Zeit geleistet werden.

2. Aber nicht nur durch den Eintritt dieser wirtschaftlichen Vorteile wäre eine solche Aenderung willkommen, sondern weil man wohl annehmen kann, daß eine große geistige und sittliche Entwickelung damit Hand in Hand ginge. Neigungen zum freien Wettbewerbe werden immer existieren; der Instinkt der Selbsterhaltung darf aber nicht unbeschränkt bleiben. Wir erkennen, daß es etwas Höheres giebt, als den Wunsch zu leben, oder selbst den edlen Ehrgeiz, sich auf den Schultern anderer emporzuarbeiten. Zweifellos werden durch den Kampf ums Dasein und durch den Kampf um Reichtum gewisse Eigenschaften erzeugt, aber schwerlich sind es solche, die wir am meisten bewundern. Es ist sicherlich eine Pflicht der Gesellschaft, für Bedingungen zu sorgen, die einen selbstlosen Geist schaffen und anspornen. Selbstlosigkeit ist die schließlich allein befriedigende Lebensführung; wenn man sich aber das Notwendigste des Lebens — Nahrung, Behaglichkeit, Muße — nur durch den freien Wettbewerb verschaffen kann, so wird die niedrige Befriedigung auf Kosten der höher stehenden gewonnen. Genossenschaftler und Sozialisten wünschen die Gesellschaft so organisiert zu sehen, daß alle, die arbeiten wollen, auch durch Arbeit das zum Leben Notwendige erlangen können, ohne andere dadurch zu schädigen.

Methoden.

1. Sozialistische. — Die Methode, durch welche der Sozialismus die vollste Entwickelung jeden Individuums und damit der Gesellschaft zu sichern sucht, besteht darin, daß er das System des privaten und konkurrierenden Kapitals durch ein System des kollektiven Kapitals ersetzt. Er schlägt vor, durch eine kollektive Produktionsmethode, in der alle Produktionsmittel allen gehören, den Nutzen zum Besten aller anzuwenden. Der Sozialismus wurde folgendermaßen definiert: „Zuerst zielt jede sozialistische Lehre dahin, eine größere Gleichheit der sozialen Bedingungen herbeizuführen, und zweitens, diese Reformen durch Staatsgesetze wirksam zu machen.“ Es giebt sehr viele Mißverständnisse über die von Sozialisten gewünschten Maßregeln. Der Sozialismus schließt nicht notwendig ein hartes und festes wirtschaftliches System in sich; er bedeutet nicht Gütergemeinschaft; er schließt nicht „gleiche Teilung von ungleichem Verdienst“ in sich, noch eine zeitweis wiederholte Verteilung des Reichtums, noch hat er notwendig etwas mit Religion zu thun. Er wünscht das Eigentumsrecht an den Produktionsmitteln der Macht der Einzelnen zu entrücken, Monopolbildungen zu verhindern und es den Einzelnen unmöglich zu machen, ungeheuere Vermögen anzusammeln, üppig wie Drohnen von den Zinsen des Land- und Kapitalbesitzes zu leben, indem sie von der Arbeit anderer erhalten werden. Die Produktionsmittel sollen der Gesamtheit gehören, entweder als „National-“ oder als „Gemeinde-Eigentum“.

2. Genossenschaftliche. — Genossenschaftler glauben, daß die oben erwähnten Ziele am besten durch freiwillige Gemeinschaft erreicht werden können, und sie stellen daher eine Verbindung zwischen der sozialistischen und individualistischen Schule dar. Sie glauben, daß bei Anwendung des von der Arbeiterklasse angehäuften Kapitals zur Produktion nach einer Kollektiv-Methode und durch Teilung des Reingewinnes entweder zwischen Arbeit und Kapital, oder Arbeit, Kapital und Verbrauch, jene Verteilung und Produktion so organisiert werden kann, daß der freie Wettbewerb gänzlich beseitigt und eine gerechtere Verteilung des Vermögens stattfinden kann. Sie hoffen auf eine allmähliche Erziehung und Entwickelung, durch welche die Menschen einsehen werden, daß dieses Gesellschaftssystem ein höheres, als das der Konkurrenz ist, und daß eines Mannes wahrste Befriedigung darin gefunden werden wird, daß er seinen materiellen Einzelgewinn ganz oder teilweise dem Nutzen der Gemeinde opfert. Sie glauben, daß unter ihrem Systeme die Entwickelung des Individuums gleichzeitig mit dem allgemeinen Wechsel der äußeren Bedingungen fortschreitet, sodaß, wenn sich die Gelegenheit darbietet, die Menschen würdig sind, Vorteil daraus zu ziehen.

Vergleichung der Methoden.

Es sind besonders zwei Hauptpunkte, in denen bis jetzt die genossenschaftlichen Methoden noch Schwierigkeiten finden, um das in Aussicht genommene Ziel zu erreichen, und für die man bis jetzt noch keine Lösung gefunden hat.

Erstens: Kann man bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge vernünftigerweise hoffen, in kürzerer oder längerer Zeit die Konkurrenz wirksam einzuschränken? Ich möchte sagen, daß geniale Genossenschaftler die Zeit vorwegnehmen, in welcher die gesamte Industrie sich auf genossenschaftlicher Grundlage bewegen wird. Wären wir, wie einige Freunde der Bewegung es zu sein scheinen, damit zufrieden, genossenschaftliche und individualistische Unter-

nehmungen glücklich Hand in Hand gehen zu sehen, so müßten wir die Genossenschaftsidee nicht als ein System, sondern als einen praktischen Plan ansehen, unser gegenwärtiges System des freien Wettbewerbes zu mildern, aber nicht es zu beseitigen.

So lange Handel und Gewerbe nur teilweise genossenschaftlich sind, vermehrt das Bestehen genossenschaftlicher Gesellschaften nur den freien Wettbewerb. Selbst in unserer genossenschaftlichen Welt ist die Konkurrenz nicht ganz vernichtet; wir sehen Produktiv-Gesellschaften untereinander und wiederum mit den Engros-Handlungs-Gesellschaften konkurrieren. Es giebt keine Zentrale, deren Entscheidungen als endgiltig bei solchen Fragen angesehen werden, welche Anzahl und Stellung der Gesellschaften betreffen. Die Genossenschaftsunion schließt in sich keine bindende Autorität. Man muß hoffen, daß irgend ein Plan zu einem Bunde entworfen werden wird, welcher für die ganze Bewegung augenscheinlich so günstig ist, daß Genossenschaftler sich zu seiner Annahme gezwungen fühlen. Es ist dringend notwendig, dieser Frage noch mehr Aufmerksamkeit zu schenken, größere Anstrengung zur Versicherung zu machen und besser angelegte Pläne auszudenken. Aber wenn schon das freiwillige System mit so vielen Schwierigkeiten kämpft und eine so langsame Wirkung selbst bei Genossenschaftlern von Profession hervorruft, wieviel länger wird es in der außergenossenschaftlichen Welt dauern, bis die Konkurrenz beiseite geschoben und der gesamte Handel in das Genossenschaftssystem übergeführt ist. Wahrscheinlich werden Jahrhunderte vorübergehen, bevor das Unternehmen des Einzelnen aufhört, anziehender für die meisten Geister zu sein als das genossenschaftliche. Die Stärke des Selbstinteresses tritt zur Zeit hübsch an den Tag durch die Existenz der bekanntlich großen Klasse der „Dividendenjäger". Sind wir mit unserem freiwilligen System sicher genug, die besten Resultate in dem langen Laufe zu erzielen, sodaß wir es für gerechtfertigt halten können, darauf zu beharren, bis durch Erziehung, durch Zurückweichen der niederen Instinkte zu Gunsten der höheren das gegenwärtige Chaos und Leiden vernichtet wird?

Zweitens: Es scheint mir, daß wir bis jetzt noch nicht klar genug eine wirksame Methode entwickelt haben, vermittelst deren die gegenwärtige Kraft des Kapitals und Bodenbesitzes gebrochen werden kann. Das Kapital ist zur Zeit ungemein kräftiger als die Arbeit, so bemerkenswert auch die Erfolge derselben sein mögen. Hunger liegt der Arbeit näher als dem Kapital, und eine Vereinigung von Kapitalisten ist leichter und verlangt weniger Opfer als eine Vereinigung von Arbeitern.

In Amerika, dem Lande großer Unternehmungen und Aussichten, kann man am deutlichsten die Arbeit und Entwickelung des Kapitals verfolgen. Kleine Kapitalisten werden ganz aus dem Felde geschlagen: Aktiengesellschaften treten an die Stelle großer Einzel-Kapitalisten und Ringe, Verbände und Syndikate beherrschen jetzt den Arbeitsmarkt fast ganz und gar. Man berechnet, daß in den Vereinigten Staaten Aktiengesellschaften ein Viertel des Gesamtbesitzes ausmachen. Ein paar Gesellschaften kontrollieren die gesamte Produktion von Anthracitkohlen in Pennsylvanien, und die „Kohlenbarone" bestimmen freundlichst den Engrospreis der Kohle, indem sie vor Beginn des Winters für eine ungeheuere Erhöhung sorgen. Die großen „Kupfer-Syndikate" und „Oel-Verbände" zeigen, welcher Ausdehnung das Kapital fähig ist, und ähnliche Thatsachen findet man in anderen Unternehmungen. In England wird jede Art von Geschäft schnell in eine Aktiengesellschaft verwandelt. Genossenschaftler schlagen denselben Weg wie Kapitalisten ein, insoweit als Aktienbesitz und Verwaltung den Einzelbesitz und die Einzelverwaltung verdrängt.

Scheint es aber wahrscheinlich, daß genossenschaftliche Produktion unter ihren gegenwärtigen Bedingungen das kapitalistische Unternehmen überholt und ihm den Rang abläuft? Es ist überaus schwer vorauszusagen, auf welchem Wege ein hoffnungsvolleres System eingeführt werden kann und welche Form die Produktion der Zukunft annehmen wird; ob Engros-Handels-Gesellschaften die gesamte Produktion nehmen werden; ob sich die von Einzelnen geleiteten Produktiv-Gesellschaften verbinden werden; ob ein Bund von Geschäften für jedes an Ort und Stelle produzieren will, oder ob die Zukunft der Produktion in den Händen der Gewerkvereine liegt. Ich glaube, daß damit die besten Erfolge erreicht werden können. Vereinigen sich Gewerkvereinler und Genossenschaftler, dann haben sie Kapital, gelernte Arbeiter und einen Arbeitsmarkt. Die eine der vielen Schwierigkeiten, mit denen Genossenschaften zu kämpfen haben, ist die Abneigung der Genossenschaftler und der Genossenschafts-Gesellschaften, ihr Geld in einem großen Produktions-Unternehmen anzulegen. Und man findet leicht eine Entschuldigung für Einzelne darin, daß sie ihre Ersparnisse nicht gern in Unternehmungen mit beträchtlichem Risiko anlegen mögen. Die Großhandels-Gesellschaften besitzen Kapital und legen es willig für Produktion an; aber wenn diese Schwierigkeit bei ihnen auch nicht besteht, so giebt es andere dafür, z. B. die unvermeidliche Zentralisation, durch welche dieses System keineswegs befriedigt gestaltet wird.

Was den Grundbesitz betrifft, eine Frage, welche unmittelbar alle anderen ökonomischen Verhältnisse berührt, so müssen wir die Thatsache ins Auge fassen, daß Einzel-Besitz in einer Gesellschaft nicht existieren würde, welche auf genossenschaftlicher Basis beruhte, und wir müssen zeigen, wie er durch Staats- oder Gemeinde-Besitz, oder durch irgend eine andere Gesellschaftsform ersetzt werden kann.

Die Frage, die ich aufwerfe, ist folgende: Können wir erwarten, das Ungeheuer des Selbstinteresses mit seinen vielen Köpfen, den Kapitalismus, die Konkurrenz, den Grundbesitz, allein durch das Schwert der Genossenschaft getötet zu sehen? Giebt es nicht viele Fälle, in denen gesetzgeberischer Eingriff einen Erfolg dort verbürgen würde, wo ihn der Genossenschafts-Unternehmer nicht erlangen kann?

Hier sollten sich Genossenschaftler und Sozialisten vereinigen, und die Verschiedenheit dieses Ausgangspunktes erklärt die Verachtung, welcher die eine Partei oft für die andere Ausdruck giebt. Ich kann hier nicht die unendlichen praktischen Schwierigkeiten in der Durchführung des Sozialismus berühren, aber wir müssen den Sozialisten ein faßbares, wenn auch nicht streng definiertes, System zugestehen, und daß sie sich durch ihre Forderungen für sozialistisch gefärbte Maßnahmen als praktische Männer erweisen, z. B. bei Beschränkung der Arbeitszeit und bei anderen Dingen, welche mit der Freiheit des Individuums in Widerspruch stehen.

Genossenschaftler haben immer Mißtrauen gegen Parlamentseingriffe und einen gewissen Stolz auf ihre Unabhängigkeit von der Gesetzgebung gezeigt. Wievieles man auch in der Parteipolitik verschmähen möge, so können wir doch Parlamentsbeschlüsse nicht ganz abweisen, da auch Gutes daraus entstanden ist. Man braucht ihre Wirksamkeit nicht zu hoch anzuschlagen, aber wir sollten doch an die guten Resultate glauben, welche durch solche Beschlüsse erzielt werden können, die durch eine unterrichtete Arbeiterpartei hindurch gegangen sind. Auf dem gemeinsamen Boden der Erziehung sollten sich Genossenschaftler und Sozialisten treffen. Ich deutete an, was Genossenschaftler vom Sozialismus lernen können, nämlich Erziehung zur parlamentarischen Bethätigung, und wir können wohl hoffen, daß die Sozialisten die Nützlichkeit der praktischen Unterweisung für ein Gesellschafts-System und den Wert der damit erzielten Resultate anerkennen werden, welche durch genossenschaftliche Unternehmungen gewonnen wurden. Freiwillige und Zwangsmethode schließen sich nicht aus; beide sind wertvoll, und es brauchte gar kein Kampf zwischen den Verfechtern beider Systeme zu bestehen.

Nicht nur für Sozialisten und Genossenschaftler wäre es gut, sich näher zu kommen, sondern auch für alle anderen Arbeiter-Organisationen, damit sie erkennen lernen, daß *die einzelnen Probleme nur Teile einer großen Frage sind.*

Aber welche Wege der Fortschritt auch in Zukunft einschlagen möge, unseren Nachkommen wird der Ausblick in eine schönere Welt werden. Es giebt zahlreiche Reformatoren, aber bei keinem finden sich rein materielle Bestrebungen: Alle suchen nach einer Aenderung der äußeren Verhältnisse, damit das beste Leben von allen geführt werden könne. Es scheint unzweifelhaft, daß eine Einheit in der Absicht, eine Ordnung, nach welcher sich die ganze Schöpfung bewegt, vorhanden ist, welche unser Gerechtigkeitsgefühl befriedigen und mit der Zeit sich klarer herausgestalten wird. Wir erkennen jetzt an, daß die Sklaverei ein System war, welches dem Individuum durch die Gesellschaft sein natürliches Recht raubte, und der Tag wird kommen, an dem eine Gesellschaftsordnung sich entwickelt hat, in der auch die „weiße Sklaverei", welche noch unsere Zivilisation befleckt, nicht länger existieren, und die Verbrüderung der Menschen verwirklicht werden wird. Bis dahin brauchen wir Mut und Beharrlichkeit und den Glauben

Eines Menschen, der nie rückwärts, sondern vorwärts schritt;
Niemals träumte, auch wenn das Recht befleckt wurde, daß Unrecht siegen könne,
Stets glaubte, daß wir fallen, um uns zu erheben, daß wir zurückgeschlagen werden, um zu kämpfen, daß wir schlafen, um zu erwachen.

Aus dem Klassenkampf.

Am 17. Oktober sind in Berlin zwei Männer wegen Majestätsbeleidigung zu je *zwei Jahren* Gefängnis verurteilt worden, weil sie heimlich Flugblätter verbreitet haben, welche „eine Reihe schwerer

Majestätsbeleidigungen enthielten", wie in Nr. 245 des Vorw. wörtlich zu lesen ist. Die Art der Verbreitung, die Entdeckung und Ueberführung der Verurteilten bot nichts Neues; es ist das alte traurige Lied von dem verfehlten Eifer geistig schwach entwickelter Mitmenschen, etwas zur Verwirklichung eines nicht richtig verstandenen Freiheitsideals zu thun.

Aber gerade dieser Fall, der lebhaft an eine ähnliche Handlungsweise eines Ehepaares erinnert, das, weil ein von ihm versandtes Flugblatt schwerere Delikte enthielt, jahrelang im Zuchthause leben mußte, darf nicht vorübergehen, ohne an das Gewissen jener Elenden zu klopfen, die, selbst im Hintergrunde lauernd, andere zu Handlungen anstiften, welche der Sache der Freiheit nur schaden, statt ihr zu nützen, und welche namenloses Elend über die Verführten und deren Familien bringen. Ehrlos, feig und erbärmlich sind die Hersteller solcher Flugblätter, ehrlos und dumm ist die Handlungsweise. Selbst der wahnsinnige Fanatiker müßte sich sagen, daß man durch Papierschnitzel keine Schlösser ins Wanken, durch Verleumdungen und sonstige Invektiven keinen Mächtigen zu Falle bringt. Dumm ist der, welcher der Sache der Freiheit durch Gemeinheit zu nützen denkt, feig, erbärmlich der, welcher zur Verübung einer strafbedrohten That sich eines Andern bedient, ihn zu Grunde richtet und selbst straffrei ausgeht. Ehrlos aber ist der, welcher vom Hinterhalte aus beleidigt oder durch andere jemand beleidigen und verleumden läßt.

Leider aber wird durch einige Preßorgane jeder richtige Begriff jener niederen Handlungsweise in vielen Menschen zerstört. Während solche verführte Unglückliche, die für jahrelanges Elend zwar Mitleid, für ihre Handlungsweise aber keineswegs Bewunderung verdienen, als „Helden" gepriesen werden, erwacht in eitlen und fanatischen Tröpfen der herostratische Wunsch, auch ein „Held" zu sein. Als „Heldin", wörtlich mehrfach, als „Heldin" wurde jene Frau gefeiert, welche sich jahrelanges Zuchthaus zugezogen hatte. Und worin besteht die „Heldenthat?" Heimlich, und vielleicht mit klopfendem Herzen, aber auch in der bestimmten Hoffnung, unentdeckt zu bleiben, schreibt man Adressen, legt ein Blatt strafbaren Inhalts in das Couvert und sucht es heimlich zu expedieren. Nur der, von keinem „Helden" gewünschte Zufall, entdeckt zu werden, macht den „Helden." Der „Held" verfährt genau so, wie andere Leute thun, die auch selbst von „Freiheitskämpfern" nicht brüderlich empfangen werden, wenn sie sich in deren Gebiet verirren. Man sage nicht, dies sei etwas anderes, der „Held" diene der Sache der Freiheit. Die Freiheit ist kein Dieb und kein Narr, der auf dunklen Wegen schleicht; die göttliche Freiheit kämpft nicht mit kleinlichen und gemeinen Waffen.

Aber sehen wir uns doch die Hintermänner solcher „Helden" und Freiheitskämpfer genauer an: Die Leser der E. K. erinnern sich noch jenes famosen Redakteurs, der wegen Vergewaltigung eines jungen, Rat bei ihm suchenden Mädchens angeklagt war, aber freigesprochen werden mußte, weil er nur „den äußersten moralischen Zwang" ausgeübt hatte. In dem Blatte, das zu leiten der Mann die Ehre hat, stand vor Wochen ein Artikel, der mancherlei von dem enthielt, was von urteilslosen Massen so gern geglaubt wird, selbst, wenn es an sich unwahrscheinlich ist. Jener Klatsch bildete nun den Inhalt jenes Flugblattes. Dadurch, daß man den Blick der Massen auf etwas anderes, wenn auch Unbewiesenes und aus gewissen Gründen Unbeweisbares lenkt, denkt man seine eigene Unthat und Erbärmlichkeit vergessen zu machen.

Und dann kommt die Heuchelei: „Wie man uns behandelt" schreibt man da, statt zu schreiben, „wie man die Opfer unserer Demagogie" behandelt. Demagogie ist aber auch folgende, dem Berichte des Vorwärts entnommene Stelle:

„Der Verteidiger wandte sich schließlich scharf gegen die Behauptung des Staatsanwalts, das Flugblatt sei ein sozialdemokratisches Parteiflugblatt. Er führte aus, daß dasselbe eminent bürgerlich demokratisch, aber nicht sozialdemokratisch sei."

Durch diese Notiz sucht man die Verantwortung dafür, daß durch nutzlose oder gar schädliche Schreiberei zwei Existenzen vernichtet wurden, von sich auf andere zu schieben; ebenfalls keine ehrenwerte Handlungsweise. Sollte sich der Staatsanwalt im Irrtum befunden haben, so hat doch der Vorwärts selbst in dem Bericht gesagt, wörtlich: „Das Flugblatt ist ein Abdruck eines Artikels der Berner Tagewacht." Daß die Berner Tagewacht aber ein sozialdemokratisch sich nennendes Blatt ist, dürfte dem Vorwärts nicht unbekannt sein. Ehrlichkeit gegen die Gegner, in diesem Falle die bürgerliche Demokratie, ist ein Hauptgebot der Ethik; wo sie fehlt, hat man wahrlich keinen Grund, gegen ethische Bestrebungen zu eifern. Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß der Staatsanwalt nur ein Jahr beantragt hatte, die Richter aber das Doppelte über die Unglücklichen verhängten. Die Strafe ist sehr hart, zumal sie ja nur die Werkzeuge trifft. Mag man auch gegen das gewissenlose Treiben vieler, die ein Geschäft aus der Politik machen oder ehrgeizige Pläne verfolgen, einen starken und berechtigten Unwillen hegen, so kann man doch, wenn man häufiger mit geistig schwach entwickelten und deshalb leicht fanatischen, sonst aber durchaus ehrlichen Menschen umgeht, diese nicht so hart verdammen. Daß solche Leute zuweilen Vertrauensposten bekleiden, macht sie nicht klüger, sie sind Marionetten; die Klügsten drücken sich aber begehen wenigstens nicht die Dummheit, Held oder Märtyrer spielen zu wollen.

Es ist sonach Ehrenpflicht aller Freunde ethischer Kultur, besonders derer, die der Arbeiterklasse und der Sozialdemokratie angehören, zu protestieren gegen den Mißbrauch des guten Willens und des Vertrauens ihrer gefährdeten Klassengenossen, und dieselben zu warnen, zu solch gefährlichem und nutzlosem Thun, wie das besprochene, die Hand zu bieten. Wie die Dinge gegenwärtig liegen, kann jeder ehrliche Volksfreund das Notwendige, was zu sagen ist, offen sagen. Wer nicht im stande, vielleicht geistig zu schwach beanlagt ist, so zu schreiben, daß bei der Verbreitung keine Gefahr vorhanden ist, der möge es lassen, oder seine Haut selbst zu Markte tragen. Soviel sollte selbst der Dümmste begreifen, daß der Erfolg jeder Mühe in einigem Verhältnis zu ihr und etwaigen Gefahren stehen muß. Dies ist aber bei solchen unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen nie der Fall. Das Volk in seiner Masse hört wohl die pikanten Geschichten aus Neugier mit an, wird aber dadurch zu nichts belehrt. Zahllose Opfer hat unter dem Sozialistengesetz die verbotene Schriftenverbreitung gefordert, und wenn man solche seichte Machwerke zur Hand bekam, legte man sie unwillig beiseite.

Andererseits waren aber solche Produkte willkommenes Beweismaterial für die, welche eine Verlängerung und Verschärfung des Gesetzes erstrebten. Nicht jene gehaltlosen Machwerke haben das Gesetz beseitigt, sondern das neuerwachte Rechtsbewußtsein der Nation, welches aber durch rohes und dummes Geschreibsel stets aufs Neue erschüttert wird. Ein eklatanter Beweis für die Widersinnigkeit des getadelten Verfahrens ist die Thatsache, daß der, von den Sozialdemokraten nicht geliebte Kriminalkommissar, der kürzlich einen starken Mißerfolg hatte, durch die Entdeckung der Flugblattverteiler aufs Neue rehabilitiert ist. So ist es aber in jeder Hinsicht: Nur klare, überzeugende Beweisgründe können die Menschen für gerechtes freiheitliches Streben gewinnen; boshafte Angriffe, unbewiesene Behauptungen und Beleidigungen stärken stets die Position des Angegriffenen.

Berlin. E. Henke.

Vermischtes.

M. v. Egidy über den Fall Brüsewitz. In der letzten Nummer der „Versöhnung" widmet M. v. Egidy der Karlsruher Blutthat eine eingehende Betrachtung, die um so wertvoller ist, weil hier ein ehemaliger Offizier spricht. Es ist charakteristisch, daß dieser Fall in der gesamten Presse nirgends zu einer tieferen und menschlichen Betrachtung geführt, sondern jeder Parteigruppe nur als willkommene Gelegenheit gedient hat, einem geehrten Publikum mit pathetischen Phrasen ihre besonderen Heilmittel empfehlend in Erinnerung zu bringen. An diesen Parteigeist knüpft Herr von Egidy an und sagt u. a.:

Es handelt sich nicht um einen Sondergeist, der das Offizierkorps ergriffen hat, sondern um eine Spaltung, die durch unser Volk überhaupt geht. Nicht nur zwei Parteien, nicht nur zwei Nationen — zwei Welten stellt unser Volk dar. Auf der einen Seite die im Besitz der Herrschaft befindliche Gegenwartsmacht; auf der anderen Seite die Vertreter einer neuen, einer vollkommeneren Ordnung. Der König zur Zeit noch erster Vertreter der Gegenwartsmacht; der Offizier, als die Ihm persönlich vereidete Stütze dieser Macht, selbstverständlich auf derselben Seite. Der Offizier aber keineswegs allein; neben ihm alle Diejenigen, die sich, sei es aus Pflichtgefühl, oder aus Eigennutz, aber aus Feigheit, oder aus Unverstand zu den Vertretern des Bestehenden rechnen. Ein innerer Krieg mit allen Begleiterscheinungen eines solchen; auf beiden Seiten Gereiztheit. In Sonderheit die Vertreter des Bisherigen fühlen sich veranlaßt, unausgesetzt auf der Wehr zu stehen; sie sehen das Bestehende bedroht; das Bestehende zu verteidigen gilt ihnen Pflicht, erscheint ihnen Ehrensache, so klar sich die Einsichtigen unter ihnen auch sind, daß die von Gott geordnete Entwickelung Neues vorbereitet. In diesem Gemisch von Besorgnis und Pflichtgefühl weiß der Einzelne nicht mehr, wie er sich seinem Nebenmenschen gegenüber zu verhalten hat; so kommt es, daß er in kritischen Momenten falsch handelt. Auch hier erzeugte lediglich die Besorgnis, andere könnten finden, daß er der vermeintlichen Geringschätzung seines Standes nicht energisch genug entgegengetreten sei, die Unthat. Wir dürfen die übereilte Handlung, so tief sie uns auch berührt, deshalb nicht nach dem „Effekt", sondern müssen sie nach den Regungen des Thäters beurteilen. Die Ursprungsschuld liegt in unseren Zuständen, an deren Fortdauer wir alle schuld sind, weil wir nicht eifrig genug die endliche und endgültige Vereinigung unseres Volkes betreiben ....

... Bemerkenswert, wie gefühllos unsere öffentliche Meinung derartige Vorkommnisse behandelt, ist der Umstand, daß man zwar mit berechtigter Trauer des so früh uns entrissenen rechtschaffenen jungen Mannes gedenkt, daß man auch mit teilnehmenden Worten der schwer betroffenen Angehörigen erwähnt, daß man aber kein Wort des Mitgefühls für den unglücklichen Übelthäter selbst findet. Von allen, die an dem traurigen Vorfall beteiligt sind, ist er zumeist zu beklagen. Auf ihm lastet die Schuld einer, wenn auch nur in der Übereilung und aus falscher Pflichtvorstellung heraus begangenen Unthat; auf ihm lastet die Verwünschung seiner aufgeregten Volksgenossen; auf ihm lastet der ernste Vorwurf seiner Berufsgenossen; auf ihm lastet der tiefe Kummer, den er seiner Familie und allen, die ihm nahe stehen, bereitet. Der Unglückliche ist durch sein Vergehen doch aber nicht innerlich schlechter geworden, als er vorher war; im Gegenteil: mit vielleicht fürchterlicher Klarheit ist er plötzlich zu einer Erkenntnis erwacht, die in qualvollem Schmerz sein Innerstes durchwühlt; fürwahr, wir sollten unser Mitgefühl auch ihm, dem Schwerbetroffenen, nicht versagen ....

Statt besonderer Meldung.

Die Geburt eines Sohnes zeigen an

Stephan Gerhard
Adele Gerhard.

Berlin, 7. November 1896.

Ethische Schriften

aus dem

Verlage von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Der Moralunterricht der Kinder. Von Felix Adler. Autorisierte Übersetzung, herausgegeb. von Georg von Gizycki. 2 M., geb. 2,60 M.

Die ethischen Gesellschaften. Vortrag von Prof. Felix Adler. 25 Pf.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Zweite verm. Auflage. 60 Pf.

Wahrhaftigkeit. (The Ethics of Belief.) Von William Kingdon Clifford. Autoris. Uebersetzung von Lily von Gizycki. 60 Pf.

Die Begründung einer Gesellschaft für ethische Kultur. Einleitungs-Rede, gehalten am 18. October 1892 von Wilhelm Foerster, Prof. und Direktor der Königl. Sternwarte zu Berlin. 40 Pf.

Geistesfreiheit und Gesittung. Ein Beitrag zum sozialen Frieden. Von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Die Anfänge eines neuen sozialen Geistes. Ein öffentlicher Vortrag, im Frühjahr 1894 gehalten von Wilhelm Foerster. 60 Pf.

Die wirklichen Gefahren der Lage. Ein öffentlicher Vortrag gehalten in Berlin am 9. Dezember 1894 von Wilhelm Foerster. 50 Pf.

Zur Ethik des Nationalismus und der Judenfrage. Rede, gehalten am 23. November 1892 von Wilhelm Foerster. 30 Pf.

Ethische Aufgaben in der sozialen Bewegung. Von Dr. Friedr. Wilh. Foerster in Freiburg. 50 Pf.

Vorlesungen über soziale Ethik. Von Prof. Dr. Georg von Gizycki. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Lily von Gizycki. Zweite Auflage. 1,20 M.

Vom Baume der Erkenntnis. Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltlitteratur gesammelt und hrsg. von Dr. Paul v. Gizycki. 7,50 M., in Halbfranzband 10 M.

Man trägt und treibt den Soldaten im Felde? Gedanken zum französischen Kriege und Stimmungsbilder aus den Tagen vor Metz. Von Dr. Adolf von Gordon. 80 Pf.

Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Ausgewählt und bearbeitet von Georg und Lily von Gizycki. 2. durchges. Aufl. mit 8 Farbendruck. n. Aquarell. v. Willy Werner. Volks-Ausgabe Geb. 1 M. Feine Ausgabe auf Velinpapier. Elegant gebunden 2 M.

Entrückt in die Zukunft. Sozialpolitischer Roman von Theodor Hertzka. 3 M., geb. 4 M.

Die Judenfrage ökonomisch und ethisch. Von Dr. Fr. Lütgenau. 30 Pf.

Der Kampf um Arbeit. Eine Reform-Studie. Von Gustav Maier. 60 Pf.

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. 1893. 1. u. 2. Heft. à Heft 50 Pf.

Wer soll der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur beitreten? Vortrag von Dr. Arthur Pfungst. 40 Pf.

Die ethische Lebensansicht. Von William Mackintire Salter. Aus dem englischen Manuscript übersetzt von G. von Gizycki. 40 Pf.

Träume. Von Olive Schreiner. Autorisierte Übersetzung von Margarete Jodl. 1,60 M., eleg. geb. 2,40 M.

Religion und Moral. Von Graf Leo Tolstoy. 60 Pf.

„Ethische Kultur“ und ihr Geleite. I. Nietzsche-Narren. II. Wölfe in Fuchspelzen. Von Ferdinand Tönnies. 75 Pf.

Die ethische Aufgabe des Menschen. Von Dr. Berthold Weiß. 30 Pf.

Aphoristische Grundlegung einer Philosophie des Geschehens. Von Dr. Berthold Weiß. 1,20 M.

Ethische Kultur. Wochenschrift für sozial-ethische Reformen. Jahrg. 1893, 1894 u. 1895. Geb. à 8 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 21. November 1896.	Nr. 47.

Inhalt: Lessings dogmatische Stellung im Fragmentenstreit. Von Richard M. Meyer. — Ethische Litteraturfragen. — Die Willensfreiheit nach dem Glauben und nach der Wissenschaft. Von F. Staudinger. — Streiflichter: Wo ist der sittliche Freiling. Studenten und Arbeiter in der Sittlichkeitsfrage. — Vermischtes. — Bücherbesprechung: Cav. Lino Ferriani, Minderjährige Verbrecher (Wilh. Foerster).

Lessings dogmatische Stellung im Fragmentenstreit.

Von Dr. Richard M. Meyer, Privatdozent an der Universität Berlin.

Bei der Schilderung von Lessings Kampf mit der Orthodoxie pflegt man ganz einseitig nur seine negative Stellung zu betrachten und erhält dadurch ein schiefes Bild. Wir suchen uns klar zu machen, welches Lessings dogmatischer Standpunkt im Fragmentenstreit war. Mit anderen Worten: welches waren Lessings Ansichten beim Beginn des Fragmentenstreits 1) über die Religion überhaupt, über die Religionen im allgemeinen, 2) über die christliche Religion im besonderen.

Auszugehen ist von jenem merkwürdigen Brief an Mendelssohn vom 9. Januar 1771 (Briefe, herausg. von Redlich I. S. 400). Wir sehen hier Lessings religiöse Ansichten in neuen Fluß kommen. Und was veranlaßt ihn dazu? Um es prägnant auszudrücken: er sah, daß die „Vernunftreligion“ orthodox geworden war. Ich suchte schon früher Nicolai als Orthodoxen der Aufklärung mit Mendelssohn als Pietisten derselben Richtung zu kontrastieren.

Nun war in Lessings Hände jenes berühmte Buch des „Wolfenbütteler Ungenannten“ gekommen, d. h. des Herm. Sam. Reimarus aus Hamburg „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“. Er sah hier das Dogma der Feinde aller geoffenbarten Religion, ein gleichsam kanonisches Buch des Deismus. Und er, der den Besitz der Wahrheit weder für zuträglich noch für möglich hielt, ward unruhig, als er diesen im eigenen Lager mit derselben Unfehlbarkeit behauptet fand, welche die Gegner für sich in Anspruch nahmen. Geringere Geister hätte es erschüttert, bei ihren Gesinnungsgenossen Zweifel ausgesprochen zu sehen, ihn machte das allzu sichere Auftreten argwöhnisch. — Nun revidierte Lessing seine eigenen Ansichten. Zunächst handelt es sich da um seine philosophische Meinung. Lange hat man Lessing für einen Spinozisten erklärt; Danzel hat hier wieder eine Umwälzung bewirkt, indem er ihn den Leibnizianern zugesellte. Zunächst geben indeß alle an, daß von dem eigentlichen Haften an einem bestimmten philosophischen System bei Lessing nicht die Rede sein könne. Zwar war er in Breslau auf die Lehre des Spinoza ziemlich tief eingegangen. Aber seit einer Reihe von Jahren, schon seit 1773, geht durch mehrere seiner Arbeiten ein lebhaftes Interesse an Leibniz und seinem System, welches sich auch in den Veröffentlichungen aus der Wolfenbütteler Bibliothek bekundet, und auf einige Zeit nähert sich Lessing auch dieser Lehre. Und als Jacobi 1780 nach Wolfenbüttel kam, nannte er Lessing wohl nicht mit Unrecht wieder einen Spinozisten, und Lessing erwiderte, wenn er sich nach Einem nennen würde, so wäre es Spinoza. Lessing hat also eine überwiegend spinozistische Richtung gehabt mit einer leibnizianisierenden Periode 1772—80.

Dies ist psychologisch leicht erklärlich. Beide Systeme liegen ja nicht weit auseinander, beide sind sie entschieden idealistisch. In einem einzelnen Punkte hat Lessing selbst sie verglichen, in dem Aufsatz: „Durch Spinoza ist Leibniz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen“ (XI. 1. 135). Aber während bei Spinoza das All das prius ist, sind es bei Leibniz die Einzelwesen. Für Spinoza giebt es nur das Ein- und All, wenn auch wir es bald unter dem „Attribut“ der Ausdehnung, bald unter dem des Denkens schauen und wenn auch noch zahllose weitere „Attribute“, unserer Erfassung versagt, denkbar sind. Dieses All hat sich auf unerklärliche Weise — die Individuation gilt ja für den schwächsten Punkt im System Spinozas — in die einzelnen modi, die individuellen Erscheinungsformen aufgelöst. — Bei Leibniz dagegen sind zunächst die Monaden da, metaphysische Atome mit eigener Seele, und ihr Zusammenwirken, vorherbestimmt durch einen leitenden Weltwillen, ergiebt die Harmonie der Welt.

Wenn wir nun Lessing schwanken sahen zwischen Zeiten der Weltflucht, der Sehnsucht nach Ruhe, der Stimmung eines Tellheim, Appiani, Al Hafi und dem Verlangen nach Kampf und Bewegung, so begreifen wir leicht, wie einmal Spinozas Quietismus, „geistiger Epikureismus“ — wie Gervinus einmal sagt — ihm zusagen mußte, ein anderes Mal wieder vielmehr das System des Leibniz mit seiner endlosen Bewegung und dem daraus entstehenden Fortschritt. Für Spinoza ist die ursprüngliche Einheit und Ruhe getrübt, für Leibniz wird die Vollkommenheit der Welt täglich mehr erreicht. Und Lessing geht über Leibniz zwar noch hinaus, aber doch im Sinne von dessen System, wenn er sogar die Seelenwanderung annimmt, jene Lehre, die von allen am meisten der Vernunft zu widerstreiten scheint. Aber wenn die Einzelseelen, die Monaden, das Dauernde sind, ihre körperliche Erscheinung aber zufällig und wechselnd, so ist das Durchgehen der Seelen durch eine feste Reihe von körperlichen Erscheinungsformen eigentlich nur Systematisierung des sonst willkürlichen Wechsels.

Nun machte aber ferner in jenen Jahren ein Punkt Leibniz in Lessings Augen ganz besonders merkwürdig: der nämlich, daß Leibniz Philosophie und Kirchenglauben versöhnt zu haben schien. Spinoza wirft alle Religion beiseite, Leibniz aber war in seiner Philosophie unabhängig von der Kirche und hatte sich dennoch mit dieser verständigt, ja, die am meisten angefochtenen Dogmen, wie die Dreieinigkeit, verteidigt. Das war doch etwas anderes, als die Vermischung von Philosophie und Religion, die ihn an den kirchlichen Neueren verdroß (Br. an K. Lessing, Br. I. 696 u. a.). Lessing sucht einen ähnlichen Standpunkt zu gewinnen: unabhängige Toleranz gegen beide Richtungen. Er nimmt allerdings die religiöse und vernunftmäßige Erfassung der Dinge nicht als zweierlei Erscheinungsformen derselben Wahrheit, wie er es im Banne des spinozistischen Gedankenkreises hätte thun mögen; aber er ist sehr geneigt, wie Leibniz, zwischen den verschiedenen Richtungen eine vorherbestimmte Harmonie anzunehmen.

Ich möchte Lessings Gedankengang auf diesem Gebiete mit dem im Laokoon vergleichen. Dort waren die verschiedenen Arten der Naturnachahmung zu prüfen, hier die der Naturerkenntnis. Hier aber fallen die Fragen fort: was gehört zu der zu erkennenden Natur? denn alles gehört dazu; und was ist das Ziel des Erkennens? eben die Wahrheit selbst. So bleibt nur die dritte Frage übrig, die, nach den Mitteln der Erkenntnis.

Nun erinnere man sich, daß der letzte Teil des Laokoon die willkürlichen Mittel von den natürlichen scheiden sollte. Um ganz dasselbe Problem handelt es sich hier. Die natürlichen Mittel der Erkenntnis sind die Sinne und die Vernunft. Die willkürlichen Mittel sind Dinge, die ohne inneren Zwang von außen an uns herantreten, mit einem Wort historische Vorgänge. Lessing meint, daß die Vernunft, sich selbst überlassen, zu gewissen Resultaten notwendig kommen muß. Andere Resultate aber mögen diesem Fortschreiten versagt sein; oder mindestens schneller werden sie dem Menschen geschenkt durch äußere Ereignisse, durch Offenbarung, durch Wunder; denn beides fällt zusammen, da die Offenbarung eben aus dem regelmäßigen Gang der Dinge herausfällt, und also ein Wunder ist, und das Wunder wieder den Willen Gottes offenbart.

Bei der Vergleichung beider Wege konnte es aber nicht zweifelhaft sein, welchem Lessing sich zuwenden würde. Ich muß hier an Lessings Auffassung der Weltgeschichte erinnern: in der Dramaturgie erklärt er sie mit den Alten für weniger philosophisch als die Dichtung und sieht in ihr nur ein Repertorium brauchbarer Motive und Charaktere. Hieraus folgt nun der grundlegende Satz Lessings: „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden" (X. 39). Damit ist also zwischen beiden Gebieten ein tiefer Graben gezogen und die sogenannten historischen Beweise für die Religionen sind beseitigt. Wie aber nun die Religion in ihren historischen Thatsachen keine Wahrheit erhärten kann, welche in das Gebiet der Vernunft fällt — d. h. überhaupt keine — so kann auch auf dem Wege der Vernunftwahrheit kein historisches Ereignis widerlegt werden. Es ist uns unmöglich, die Möglichkeit von Wundern zu bestreiten. Wir mögen tausendmal eine bestimmte Verknüpfung von Thatsachen beobachtet haben — für die Notwendigkeit, daß diese Thatsachen immer in dieser Weise verknüpft sein müssen, gewinnen wir nie mehr als eine Wahrscheinlichkeit. Wir mögen uns immerhin an die Wahrscheinlichkeit halten. Aber niemandem, der eine Offenbarung erhalten zu haben glaubt, können wir beweisen, daß er sie nicht erhalten hat. Dies ist der gesicherte Standpunkt der Christen, den Lessing so oft betont (Werke X, 14 u. ö.).

Der Gläubige kommt also auf seinem Wege und der Vernunftmensch auf dem seinigen zu Ergebnissen, welche nicht nur beide für unerschütterlich halten, sondern welche auch wirklich der Gegner nicht zu widerlegen vermag. Welche Stellung hat nun diesem Dilemma gegenüber der unabhängige Denker einzunehmen?

Hierauf antwortet Lessing, indem er Stücke aus dem Werk des Reimarus zwar herausgiebt, aber mit „Gegensätzen" begleitet. Feindschaft gegen das Christentum war gewiß nicht das Motiv und bloßer Politik verdanken wir diese Gegensätze nicht, sonst hätte Lessing Leibniz nicht so verteidigen können, wie er es in dem Wissowatius-Aufsatz und dem „Leibniz von den ewigen Strafen" thut. Aber auch der vorgegebene Wunsch, den Ungenannten besser widerlegt zu sehen, war wohl nicht bestimmend, sondern ganz ähnlich, wie bald darauf Kant seine philosophischen Antinomieen aufstellte, errichtet Lessing hier theologische Antinomien. Die Auferstehung u. s. w. läßt sich weder beweisen noch widerlegen, also steht es jedem frei, sie zu glauben oder nicht.

Lessing selbst spricht sich nirgends gegen die Offenbarung aus. Vielmehr stimmt es vollkommen in sein System der fortschreitenden Erkenntnis, daß eine äußere Hand eingreift. Dies hat er in der am meisten positiven seiner hierher gehörigen Schriften, in der schönen „Erziehung des Menschengeschlechts" auseinandergesetzt. Wenn es Wahrheiten giebt, zu denen die Vernunft bei ihrer stetigen Entwickelung notwendiger Weise gelangen muß, so kann es doch auch solche geben, zu denen sie zwar kommen kann, aber nicht kommen muß. Und diese vom geraden Weg der Entwickelung abliegenden Wahrheiten werden durch das Eingreifen der Offenbarung vermittelt. Sie können dadurch nicht direkt gelehrt werden, da ja die zufällige Geschichtswahrheit keine Vernunftwahrheit zu beweisen vermag. Aber sie können hierdurch angeregt werden, indem das historische Ereignis Anlaß wird, die Vernunft auf eine neue Bahn zu lenken.

Aus all dem geht hervor, daß Lessing den Religionen absolut nicht feindlich gegenüber stand; griff er etwas an, so war es nur die unklare Vermischung zweier scharf zu scheidender Gebiete. Er verwarf das Vernunftchristentum, wie er die beschreibende Dichtung verworfen hatte.

Ebenso wenig stand nun aber Lessing der einzelnen Kirche, nämlich der christlichen, feindlich gegenüber. Es ist kein Widerspruch, wenn er in der Vorrede zum Nathan sagt: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist immer die meinige gewesen." Er verwirft die Religion insofern sie „positiv" sein will, d. h. insofern sie sich als die einzig wahre, die einzig vernünftige und beweisbare, als die Religion angesehen wissen will. „Alle positiven und geoffenbarten Religionen," sagt Lessing, „sind gleich wahr und gleich falsch" (XI. 2. 248). Das gilt auch für die christliche Kirche.

Wir erinnern uns, daß schon jener Herrnhuteraufsatz eine Neigung zum Urchristentum bekundete. Hierhin führten Lessing auch mancherlei Studien. Sein Vater hatte den Tillotson übersetzt, jenen englischen Prälaten, welcher auf die regula fidei zurückging. In Breslau hatte das Studium des Justinus ihm über die ältesten Dogmengeschichte ganz neue Aufschlüsse gegeben. Jetzt ist es besonders Tertullian, auf welchen er seine Ansicht gründet. [W. XI. 2. 212 f.] Denn Tertullian eifert gegen die Vermischung von Philosophie und Religion. [W. XI. 1. 111.] Er ist ihm deshalb der Vertreter des reinen Glaubens, der von der Vernunft ja hier grade geschieden werden soll. —

Nun aber führt die Analogie mit Lessings eigentlichem Haupt- und Grundwerk, dem Laokoon, von hier weiter. Ich erinnere an die Bemerkung Diltheys, daß nicht der gewöhnlich Lessing zugeschobene Unterbau sein Verdienst sei; den habe er nur übernommen. Aber er erst habe daraus die richtigen epochemachenden Folgerungen gezogen. So ist es auch hier. Die Scheidung von Religion und Vernunft ist alt und auch die Mahnung zur Verträglichkeit beider war wohl schon vor Lessing ausgesprochen worden. Aber ganz neu ist seine Verwertung dieser Scheidung.

Man erinnert sich, daß Lessing in jenem Schlußteil des Laokoon sich mit der Unterscheidung der willkürlichen Mittel — als überwiegend der Poesie eigentümlich — und der natürlichen Mittel — als vorzugsweise den bildenden Künsten zukommend — nicht begnügte. Er verlangte vielmehr, daß auch in der Poesie die willkürlichen Mittel zu natürlichen erhoben werden sollten und wies dem Drama den höchsten Rang an, eben weil es dieser Forderung genüge. Ganz ebenso fordert er auch in der Dramaturgie von dem Schauspieler, daß er sich künstlich in die geforderte Stimmung versetze, bis sie ihm wirklich eigen wird; und so schrieb er in das Stammbuch des großen Schauspielers Schröder die berühmten Worte:

Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

Um ganz dieselbe Aufgabe handelt es sich hier. Denn bei aller Duldsamkeit kann doch das keine Frage sein, welche Mittel Lessing bevorzugte; es konnte ihm nicht einfallen, umgekehrt in der Verwandlung von natürlichen Mitteln in künstliche einen Fortschritt zu sehen.

Wieder stellt daher Lessing hier diese letzte Forderung: die willkürlichen Mittel der Erkenntnis sollen in natürliche verwandelt werden. Dies ist der leitende Gedanke in dem vorletzten Hauptwerke Lessings, in der noch lange nicht genügend gewürdigten „Erziehung des Menschengeschlechts".

Auch der Gedanke einer Erziehung des Menschengeschlechts gehört Lessing nicht eigentümlich an. Aber für seine originelle Gestaltung ist kein Satz so bezeichnend, wie der: „Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die grade ist“ (§ 91 W. X. 325). Denn eben dies unterscheidet Lessings Geschichtsphilosophie von der aller Andern, daß er die einseitige, ich möchte sagen fanatische Gradlinigkeit derselben verschmäht. Wenn nach Goethes Wort die Entwickelung der Menschheit in Spirallinien fortschreitet, so paßt nur Lessings System sich diesem tiefen Gedanken an. Umwege müssen gemacht werden, damit man von abseits gelegenen Punkten den Weg besser übersehen kann — wie bezeichnend ist grade dies für Lessings Stil! Vor allem aber ist der grade Weg deshalb nicht der nächste, weil von beiden Seiten so viel „mitzunehmen“ ist, weil die Entwickelung des Menschengeschlechts aus beiden Nachbargebieten Nahrung ziehen muß: aus dem der Vernunft und dem der Religion. Sie muß immer wieder das Gebiet der Religion berühren, um deren willkürliche Mittel in natürliche umwandeln zu können.

In seiner Jugend hatte Lessing in den Litteraturbriefen heftig gegen die Erziehungsmethode polemisiert, welche Cramer und Basedow lehrten. Diese wollten ein Aufsteigen von der vernünftigen Erkenntnis zur übernatürlichen. Christus z. B. sollte erst als ein guter Mensch und edler Lehrer vorgestellt werden und erst dem gereiften Kinde als Gott. Grade umgekehrt ist der Weg, welchen Lessing Gottes Erziehungsmethode nehmen läßt. Freilich soll von vornherein der Mensch die Vernunft gebrauchen, die ihm ein- für allemal zur Anwendung mitgegeben ist. Aber weil auf dem Wege dieser Anwendung allein zu sicheren Ergebnissen nicht zu gelangen wäre, ist zunächst ein göttliches, übernatürliches, willkürliches Eingreifen erforderlich. Gott lehrt uns Dinge, die wir vorerst noch nicht begreifen können. Dies geschieht durch die Offenbarung, durch die Religionen: zunächst durch das Judentum, dann auf höherer Stufe durch das Christentum. Allmählich aber sollen wir auch diese Dinge mit der Vernunft erfassen dürfen. Wie sich der Mensch über das Tier erhoben hat, so mag er sich weiter zu einer Vollkommenheit erheben, wie sie das christliche Dogma den Engeln zuschreibt. Hierher gehört also jenes bedeutende Fragment, „daß der Mensch mehr als fünf Sinne haben könne“. Durch die Sinne, mit denen wir begabt sind, stehen wir unendlich über niederen Wesen. Mit dem Gesichtssinn vermögen wir sogar die Existenz von Weltkörpern zu erfahren, welche viele Millionen Meilen von uns entfernt sind. Und nun soll diese Steigerung ins Unendliche fortgehen. Hier kommt denn die Hypothese der Seelenwanderung zu Hilfe. Immer weiter aufsteigend sollen wir zuletzt befähigt sein von der Existenz und dem Wesen Gottes uns ebenso sinnlich zu überzeugen, wie jetzt von der Existenz und dem Wesen der Dinge unserer realen Welt. Was wir jetzt nur durch übernatürliche willkürliche Offenbarung erkennen können, das sollen wir einmal durch natürliche notwendige Anwendung unserer eigenen Erkenntnismittel wahrnehmen können. —

Ist diese Lehre mit ihrer wunderbaren Fernsicht an sich schon großartig, so ist es doch vor allem eins, was sie Epoche machen läßt. Ich erwähnte es schon: es ist dies, daß Lessing, und nur er allein für die Geschichte des menschlichen Fortschritts alle Kräfte und Richtungen der Menschheit thätig sein läßt. Der religiöse Standpunkt muß alle Fortschritte der Menschheit über der Offenbarung vergessen. Die katholische Kirche soll etwa lehren, daß der Höhepunkt menschlichen Wissens in Thomas von Aquino erreicht sei, in der Versöhnung von Dogma und Philosophie, oder jedenfalls muß jede Religion einen Abfall in jedem Fortschritt des Denkens und Wissens sehen, der von ihr abführt. Umgekehrt ist es mit der kirchenfeindlichen oder doch religiös indifferenten Geschichtsphilosophie. Diese Auffassung sieht allen Fortschritt allein in der Entwickelung des Denkens und Wissens und muß daher in jeder Religionsbewegung eine Störung des gesunden Fortschritts erblicken.

Derartige Anschauungen haben etwas unendlich Bedrückendes. Wir zögern anzunehmen, daß eine so unschätzbare Menge redlichster Arbeit, wie sie im Dienst der Wissenschaft einerseits, im Dienst der Religion andererseits aufgewandt worden ist, zwecklos verschwendet sein soll. Aber wichtiger ist es, daß diese Anschauungen bei einer konsequenten Prüfung sich unmöglich aufrecht erhalten lassen. Der religiös Denkende kann sein Evangelium, kann die Offenbarung Gottes nicht so gering schätzen, daß sie der teuflischen Versuchung zu anderweitigem Forschen in so weitem Umkreis weichen müßte. Der Vernunftgläubige kann wieder nicht zugeben, daß die menschliche Vernunft von irgend einer Verblendung jahrhundertelang sich bannen lasse. Was ist irgend ein Wunder, woran die Gegner des Offenbarungsglaubens Anstoß nehmen, im Vergleich mit dem ungeheuren Wunder, daß eine vereinzelte Erscheinung, wie das Christentum ihrer Anschauung nach sein müßte, den regelmäßigen Gang der menschlichen Entwickelung tausend Jahre lang hätte hemmen können?

Aus zwei Gründen mußte eine solche Anschauung Lessing ganz besonders zuwider sein. Erstens, weil seine Toleranz keiner Partei den alleinigen Besitz der Wahrheit zutraute und zweitens, weil er ein entschiedener Anhänger jener großen Wahrheit war, die seit dem großen Linné aller Forschung unverlierbar gehört: daß die Natur keine Sprünge macht. Ein plötzlicher Riß in der Entwickelung darf auch durch Gottes Offenbarung nicht geschehen, weder ein Sprung vorwärts, wie die Religionsanhänger meinen, noch einer zurück, wie ihre Gegner glauben. Also gehören die Offenbarungen an einen bestimmten Platz innerhalb der stetigen Entwickelung, sind sie gradezu selbst Glieder derselben. Und so gelingt es Lessing, für die ungeheure Arbeit des Menschengeschlechts alle Kräfte thätig sein zu lassen.

Fragt man nun, worin direkt die Wirkungen dieser Offenbarungswunder bestanden, wodurch die Religion auf die Vernunft befruchtend gewirkt habe, so ist es dies: sie liefert dem Menschengeschlecht seine Ideale. Dies sind die Begriffe, welche auf der direkten graden Linie der Vernunftentwickelung unberührt bleiben, denn die Vernunft selbst ist egoistisch. Wenn z. B. die Gegner der Religion sich rühmen, nur die Wissenschaft strebe zur allgemeinen Vereinigung und Versöhnung der Menschen, so erfordert doch die Gerechtigkeit das Geständnis, daß diese Ideale ihnen von den Religionen übergeben wurden.*)

Man mag noch so überzeugt sein, daß keine menschliche Leidenschaft so viel Unglück hervorgebracht habe, als die religiöse Unduldsamkeit: dennoch wäre das Absterben aller Religionen gleichbedeutend mit einer entsetzlichen innerlichen Verödung des Menschengeschlechts. Ich spreche nicht von jenem unwahren, ja verbrecherischen Standpunkt, der dem „armen Volk“ eine Religion, die man selbst verwirft, aus Gründen der Staatspolizei lassen will; sondern von dem Bedürfnis grade der Besten, Dinge zu glauben, die nicht zu beweisen sind. Und was hierher gehört, ob in der Form einer Kirche, die religiöse Offenbarung voraussetzt, ob in der des Idealismus eines Einzelnen, welcher auf individueller Konzeption beruht — das ist Religion und ist nötig neben der allgemeinen Entwickelung der Vernunft. —

Ethische Litteraturfragen.

Erörtert von einem alten Bücherfreunde.

Es sei mir gestattet, ab und an mich über Erscheinungen der Litteratur zu äußern, wobei der überschriftlich angegebene Gesichtspunkt eingehalten werden soll. Abgesehen ist es dabei nicht so sehr auf das Inhaltliche der betreffenden Bücher, also nicht darauf, ob sie selbst ethisch zu billigen seien, dies soll vielmehr selbstverständlich vorausgesetzt sein; es wird sich lediglich um die Aussichten handeln, welche ein bestimmtes

*) Hier gestatten wir uns einen kleinen Widerspruch: Im klassischen Altertum hat die philosophische Ethik und nicht die Religion diese Forderungen zuerst in voller Konsequenz erhoben. Die Religion leiht dem gesellschaftlichen Ideal nur die Formen und Farben des Schönen — sie schafft ihrerseits keine Ideale. Der Herausgeber.

Buch bei dem ihm seitens der öffentlichen Meinung gewordenen Verhalten hat, die ihm gebührende Beachtung zu finden. Darin geht es nicht immer ganz ethisch-korrekt zu: wie etliche Bücher über die Gebühr herausgestrichen und berühmt werden, so geht der herrschende Tagesgeschmack oder herkömmliches Vorurteil achtlos an manchem Werk vorüber, dem erst eine spätere Zeit volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Freilich ist hiermit nicht Neues gesagt, aber wiedergesagt darf und muß es werden, so oft Anlaß dazu vorhanden, und daß solches auch in unserem höchst aufgeklärten und angeblich vorurteilsfreien Zeitalter der Fall, soll aus unseren unmaßgeblichen Erörterungen zur Genüge ersichtlich werden. Was diese vorzubringen haben, dürfte von gewisser Seite aus als ketzerisch angesehen werden: in der vorliegenden Wochenschrift darf es immerhin Gehör beanspruchen.

Damit ein gutes Buch die ihm zukömmliche Würdigung finde und die Wirkung übe, die es seinem Gehalte nach üben soll, ist es nicht genug, daß ihm öffentlich die solchem entsprechende Anerkennung werde, welche eine nähere Kenntnisnahme desselben zur Folge hat, es kommt auch sehr darauf an, von wo aus es in den öffentlichen Betrieb gelangt. Auch hierbei ist herrschende Geschmacksrichtung oder mehr oder weniger unbegründete Berücksichtigung bestehender Vorurteile entscheidend, und so gehört auch dies mit zu dem Gesichtspunkt, von welchem aus unsere Betrachtungen angestellt werden sollen. Denn wie die Belehrung oder der Genuß, die ein gutes Buch bietet, durch unrichtiges Verhalten der öffentlichen Meinung und ihrer Stimmführer allgemach unzugänglich werden, so geschieht das eben so leicht dadurch, daß ein tüchtiges Werk nicht da und so zur Veröffentlichung gelangt, wo es eigentlich hätte herauskommen sollen. Solchem Mißstande, soweit er zu unserer Kenntnis gelangt, möchte die hier versuchte Betrachtungsweise einige Abhilfe bringen. Er gehört zu den selteneren und deshalb wollen wir mit einem derartigen unsere Erörterungen beginnen.

Mit der diesherbstlichen Büchermesse trat ein überaus wichtiges Unternehmen ins Leben, dem die gebildete Lesewelt eine reichhaltige Belehrung zu entnehmen haben wird. Es betitelt sich „Klassiker der Philosophie“ und soll Monographien über die hervorragendsten Denker der Neuzeit in ihren Lebens- und Weltanschauungen bringen. Von berufenen Federn ausgeführt, haben diese Darstellungen weitere Kreise ins Auge gefaßt, wie dies mit Erfolg bei einer ähnlichen Publikation in England der Fall. Zur Versendung sind bisher drei solcher Monographien gelangt: Gust. Theodor Fechner von Professor Dr. K. Laßwitz in Gotha, Hobbes von Professor Dr. Ferdinand Tönnies in Kiel und Kierkegaard von Professor Dr. H. Höffding in Kopenhagen. In jeder Hinsicht, die äußere Ausstattung wie die Darstellung betreffend, sind diese Monographien über alles Lob erhaben und können nicht genug den gebildeten Laien zur Beachtung empfohlen werden. Auch Fachkreisen bieten diese vortrefflichen Leistungen manches Neue: über die Thätigkeit Fechners gab es bisher, unseres Wissens, keine übersichtliche Gesamtdarstellung, durch die emsigen Forschungen von Tönnies ward Hobbes zu einer Bedeutung erhoben, von der die früheren Darstellungen des langehin nur beiläufig beachteten Denkers keinen Begriff gaben, und über den erst jetzt außerhalb Dänemark und auch dort bisher nicht hinlänglich gewürdigten Kierkegaard erhalten wir durch die vorliegende Monographie die ausgiebigste Belehrung.

Nahezu gleichzeitig mit diesen vortrefflichen Arbeiten gelangte uns ein Buch von durchaus gleichartiger Haltung zu Händen, das jedoch, der gedachten Publikationsserie nicht angehörend, in den Niederlanden veröffentlicht worden, gleichwohl deutsch verfaßt ist. Es behandelt den bisher nicht ausreichend gekannten und gewürdigten Arnold Geulincx, den Zeit- und Gesinnungsgenossen Spinozas, und stammt aus der Feder von Professor J. P. N. Land an der Universität Leyden. Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf, wie dies Buch nicht dem vorhin gedachten Unternehmen angegliedert worden, dem es durch Form wie Inhalt ganz unverkennbar angehört.

Auf diese Frage giebt das Vorwort eben so ausreichende wie überraschende Auskunft. Die Monographie war für das besagte Unternehmen bestimmt und rechtzeitig eingeliefert. Die vom Autor erwartete Drucklegung ließ aber ungemein lange auf sich warten. Auf eine hierüber gestellte Anfrage kam der eigentümliche Bescheid, daß nach der Meinung des Verlegers „gewissen weltberühmten Philosophen unter allen Umständen der Vortritt zu lassen sei,“ wogegen der von Professor Land behandelte Denker, dessen Schriften vor wenigen Jahren durch ihn selbst zum erstenmale vollständig herausgegeben worden, „erst in unbestimmbarer Zukunft“ an die Reihe kommen würde. Es ist dem Autor keineswegs zu verdenken, daß er darauf bedacht, „in Frieden von einander zu scheiden, da die beiderseitigen Interessen sich nicht vertragen wollten,“ sein Manuskript zurückzog und sich um anderweitige Unterkunft für dasselbe umsah. Dies ward ihm denn in seiner Heimat bei Mart. Nijhoff im Haag.

Allerdings kann es gleichgiltig scheinen, wo ein Werk zur Herausgabe gelangt, wenn es nur überhaupt den Leserkreisen zugänglich gehalten wird. Mit unserem Hinweis hoffen wir diesen selbst auch um einiges erweitern zu können. Das solches jedoch in ausgedehnterem Maße der Fall sein würde, wenn die vorzügliche Monographie in Gemeinschaft mit denen der deutschen Laienwelt nun dargebotenen zugeführt worden wäre, welchen sie ursprünglich mit angehören sollte, steht wohl außer allem Zweifel. Für das abweichende Verhalten dürfte eine Denkweise bestimmend gewesen sein, die von einem durchaus unbegründeten Vorurteil nicht freizusprechen ist. Und eben dies Vourteil möchten wir von seiner ethischen Seite hier einmal erörtern.

Eine Rangordnung unter den hervorragenden Denkergrößen einhalten zu wollen, ist genau so mißlich wie dies im Bereiche der Kunst oder Dichtung zu thun. Was irgend wahrhafte Bedeutung hat, darf auf Berücksichtigung rechnen, und wo diese, wie bei Arnold Geulincx der Fall, eine durchaus berechtigte, da ist es doch im Grunde völlig belanglos, ob der betreffende Denker früher oder später dem Publikum vorgeführt wird. Mit der an Professor Land ergangenen Aufforderung, den ihm wohlvertrauten Denker für den gedachten Zweck zu bearbeiten, war er den darzustellenden Größen gebührend eingereiht, die Pünktlichkeit aber, die der Autor beim Einliefern seines Manuskripts bethätigt, war unseres Erachtens nur mit einer thunlichst baldigen Veröffentlichung zu begleichen. Statt dessen wurde das verhätnismäßig geringere Bekanntsein des niederländischen Philosophen in Erwängung genommen, und so erfolgte was keineswegs als richtig zu erkennen ist.

Doch davon abgesehen, daß die drei zuerst erschienenen Monographien sich mit Denkern befassen, von denen keiner einen durchgreifend allseitigen Einfluß geübt, wohl aber jeder in seiner Art der größten Beachtung würdig ist, zeigt uns Prof. Lands Darstellung den bisher nicht ausreichend gekannten und geschätzten Arnold Geulincx in einer Bedeutung, die ihn in nächster Nähe zu Spinoza stellt, zu dem er, wie Hobbes von anderer Seite her, als eine wichtige Ergänzung im Gesamtcharakter der damaligen Geistesbildung anzusehen ist. Bisher immer nur nebenher, als zur Schule Descartes gehörig, in den allgemein verbreiteten Handbüchern über Geschichte der Philosophie berührt, tritt er in der hier vorliegenden Behandlung in einer Deutlichkeit und Fülle seines durchaus selbständigen Denkens an uns heran, dem wir, auch wo Zustimmung uns unmöglich, unser lebhafter Interesse nicht versagen können. Daß Geulincx hierdurch eine Bedeutung gewinnt, die der landläufigen Schätzung desselben alle Geltung entzieht, das hätte, unseres Erachtens, für das Beibehalten und möglichst zeitige Veröffenlichen dieser ausgezeichneten Monographie innerhalb der Publikationsserie, für die sie geschrieben ward, unbedingt entscheidend sein müssen. Gerade die ungenügende Kenntnis, die man bisher von diesem Denker gehabt, verlieh den durch Professor Land erbrachten neuen Aufschlüssen einen besonderen Wert, den die gebildete Laienwelt zweifellos zu schätzen gewußt hätte.

Leider sollte die untergeordnete Stellung, die bisher dem

zweitgrößten Denker der Niederlande zuerkannt worden, auf die geschäftlichen Maßnahmen des im übrigen so überaus verdienstvollen Unternehmens einen Einfluß üben, der füglich nur als ein auf irrigen Voraussetzungen beruhender bezeichnet werden kann. Wir können nur bedauern, daß man sich betreffenderseits ein so hochbedeutendes Werk, wie das vorliegende, hat entgehen lassen. Möge unser Hinweis demselben die verdiente Teilnahme der deutschen Leser so allseitig zuwenden, wie es zu wünschen ist.

Die Willensfreiheit nach dem Glauben und nach der Wissenschaft.

Von F. Staudinger, Worms.

I.

Man ist heutzutage geneigt, zwischen Gläubigen und Ungläubigen, zwischen Anhängern der materialistischen und Anhängern religiöser Weltanschauung eine Scheidewand aufzurichten. Und das geschieht von beiden Seiten, von den Anhängern materialistischen Freidenkertums ebensowohl wie von seiten der religiös Gesinnten. Wissen doch z. B. die Materialisten strenger Observanz nicht genug von oben herab über den Agnostizismus und die Ideologie selbst frei denkender Männer zu urteilen, gerade so von oben herab, wie es z. B. ein christlicher Bischof kürzlich gethan haben soll, indem er die Anhänger der Ethischen Kultur als zivilisierte Bestien verdonnerte. Verdonnerte? Oder war es nicht in Wirklichkeit ein hohes Lob, das höchste, was man uns spenden könnte? Denn wäre die in allen Menschen wohnende Bestie zivilisiert, so wäre unsere Arbeit gethan. Möchten wir doch dem Herrn Bischof sein Kompliment aufrichtig erwidern können! So lange er zu glauben gebietet, geht das freilich nicht. Das halten wir mit Zivilisation und Menschenwürde nicht recht vereinbar.

In obiger Weise ist aber der Unterschied falsch gestellt. Es handelt sich nicht um „gläubig“ und „nicht gläubig“, vielmehr der Unterschied, den wir machen müssen, ist zwischen freiem Wahrheitsglauben und Zwangsglauben, zwischen wissenschaftlicher und dogmatischer Weltanschauung.

Die dogmatische Weltanschauung charakterisiert sich dadurch, daß wir nach ihr nicht frei und voraussetzungslos nach Wahrheit forschen sollen und dürfen, nicht verpflichtet, ja nicht berechtigt sind, alles, was in unsere Vorstellungswelt eingehen soll, mit ungebundenem, kritischem Geiste zu prüfen: sondern daß wenigstens gewisse Gebiete des Vorstellens „tabu“ sind. Hier haben wir nicht selber zu denken, sondern uns den Gedanken zu unterwerfen, die eine fremde Macht an uns heranbringt. Diese zu bezweifeln, ist schon bedenklich, durch den Zweifel aber zur Verwerfung gelangen, ist Sünde, Auflehnung gegen die göttliche Autorität.

Der freie Wahrheitsglaube, die wissenschaftliche Weltanschauung dagegen gebietet: Du darfst nichts glauben, von dessen Vereinbarkeit mit den Grundsätzen der Wissenschaft du nicht überzeugt sein kannst. Sie gebietet das freilich nicht autoritativ, sie wird dem, der dies nicht anerkennt, nicht mit Zwang oder Androhung diesseitiger und jenseitiger Nachteile gegenübertreten. Aber sie gebietet es dennoch aus dem Gesetz unseres eignen Denkens heraus, und ist in dieser Hinsicht, wie Guyau sagt, die intoleranteste der Religionen. Und dies Gesetz sagt uns, daß alles in der Welt in einem großen, festgeschlossenen Zusammenhange des Geschehens steht, und daß die Erforschung dieses Zusammenhangs die Bedingung menschlicher Freiheit und Sittlichkeit ist. Nur sofern wir den gesetzmäßigen Zusammenhang der Dinge erkennen, können wir uns ja teils nach dem, was wir erkannt haben, richten, teils es als Mittel zu unseren Zwecken verwenden; und nur in dem Maße, als dies uns glückt, entwinden wir uns dem blinden Ungefähr und der Planlosigkeit des Tastens im Dunkeln, können wir zweckbewußt denken und handeln. Zweckbewußt denken und handeln wollen ist aber notwendige Vorbedingung alles sittlichen Denkens und Handelns. Wohl ist nicht alles zweckbewußte Handeln sittlich; aber alles sittliche Handeln ist zweckbewußt. Unbewußtes Tasten und Handeln auf blindes Etwas hin entspricht sittlichem Willen nicht. Einheit des Zweckzusammenhangs im Einzelleben wie im Gesellschaftsleben, Aufrichtung eines einheitlichen Reiches der Zwecke, wie es Kant, eines Reiches Gottes, wie es die Bibel nennt, das ist das sittliche Ziel, und was ihm zuwider ist, ist unsittlich.

Dem Ziele der Wahrheitserkenntnis aber kann es nicht entsprechen, wenn uns irgendwo ein Riegel vorgeschoben und uns gesagt wird: Hier darfst du nicht frei nach dem Gesetze des Erkennens verfahren, sondern mußt dies Gesetz dem Gesetze einer Autorität unterwerfen. Denn der Mensch, hier einmal gebunden, wird dann sein heiligstes Gut, die Wahrheit, auch sonst verschleudern um Seligkeitsgewinnes willen, er kann, an die Eigensucht des Jenseitsinteresses gebunden, nicht allenthalben frei schauen auf Wahrheit, sich nicht dem höchsten Ziele sittlichen Menschentums, der Gestaltung einheitlichen Zusammenhangs in Erkennen, Wollen und Handeln rückhaltlos hingeben.

Gerade die Forderung des Glaubensollens muß kaum ein Hindernis sein, daß sich der Mensch aus der Bestie zum Menschen entwickele; wir müssen betonen, daß ein Kirchenfürst den Ausbau des Reiches Gottes, dessen Diener er sein will, gerade vereitelte, wenn es ihm wirklich dauernd gelänge, die Menschen zum Glauben zu zwingen.

Nun sagt aber, wie erwähnt, der wissenschaftliche Glaube, daß alles, was in der Welt geschieht, in einem einzigen, unverbrüchlichen ursachlichen Zusammenhange steht; und daß in diesem großen Werden der Welt kein Titelchen geschehen kann, das nicht nach Maß und Richtung durch die Summe alles vorhergegangenen Werdens bedingt ist. Es giebt also nicht etwa hier materielle, durch Maß und Zahl zu bestimmende Ursachen, und dort ideelle, nicht meßbare, nicht wägbare, nicht mit Sinnen greifbare Ursachen, die sich ineinanderschöben und deren letztere etwa in jenen Zusammenhang selbständig einzugreifen vermöchten. Eine solche Wechselwirkung giebt es nicht, kann es nicht geben. Auch die Bewegung dieser nicht sichtbaren, nicht wäg- und meßbaren Welt im Inneren, die wir unsere Geisteswelt nennen, sie vollzieht sich in jenem einen, strengen, naturgesetzlichen Rahmen. Was von innen betrachtet Gefühl, Gedanke heißt, heißt von außen besehen eine materielle Schwingung oder ein Komplex von solchen in unserem physisch gewordenen Leib, und ist naturgesetzlich bedingt durch alle die materiellen Vorgänge, die unseren Leib geschaffen haben, und durch die Wandlungen, die dieser physische Leib infolge äußerer Einwirkungen der Natur und Gesellschaft seit seiner Geburt vollzogen hat.

Wer das, an den alten Gedanken einer möglichen Wechselwirkung zwischen einer materiellen, meßbaren und einer immateriellen, unmeßbaren Substanz gewöhnt, zum erstenmal folgerichtig durchdenkt, den schauderts und dem schwindelts, wie dem, der zum erstenmale von einem Eisenbahnzuge willenlos dahingetragen wird. Er meint, er müsse versinken in Nichts, und nur ein toter Mechanismus trage ihn grausig, gespenstisch mit sich fort.

Und doch ist dem nicht so. So wenig, wie wir von dem Weltkörper, der uns trägt, herabgefallen sind, als wir erfahren haben, daß derselbe frei in dem Aether schwebt und in rastloser Drehung durch ihn hindurchstürmt: so wenig fallen wir in ein totes mechanisches Nichts, nun da wir wissen, daß kein Gedanke in uns aufblitzt, dem nicht eine gesetzlich bestimmte Gehirnschwingung korrespondierte, daß kein hohes Gefühl sich regt, dessen materieller Untergrund nicht bis in Aeonen zurück sich verfolgen ließe, wenn unsere Kenntnis dahin reichte. Nein, unser Denken ist da, und in dem Maße, als es sich bildet, beherrscht es Natur und Gesellschaft; unsere Liebe ist, so fest und sicher gegründet, daß nichts sie uns rauben kann; unsere Ideale sind, und kräftigen und begeistern uns wie unsere Väter die ihrigen; sie sind heute noch die weltüberwindende Macht, an der sich kleingeistiger Egoismus bricht, wie zuvor in der Menschengeschichte. Freilich, wir sind naturgesetzlich geworden; aber aus dem heraus, was wir geworden sind, denken und fühlen und wollen wir; und wir sind frei im Denken, wenn wir keine Rücksicht walten lassen, als die Rücksicht auf Wahrheit; wir sind ideal gestimmt im Fühlen, wenn unser Gefühl stimmt mit dem, was wir als recht und wahr erkennen, und wir sind innerlich frei im Wollen, wenn wir wollen, was dem Gesetze der Einheit menschlicher Zweckordnung gemäß ist, äußerlich frei, wenn wir dem auch Ausdruck zu geben vermögen. Daß wir so geworden sind, das macht uns frei.

Wer aber dennoch zweifeln und schwanken möchte, ob er die naturgesetzliche Weltanschauung annehmen, ob er nicht doch die Möglichkeit einer Durchbrechung des Naturgesetzes durch abgesonderte geistige Mächte zugestehen soll, den frage ich: Wo bliebe denn dein freies Wollen, wenn das, was du heute als Brot siehst, sich morgen in Blut verwandelt hätte, wenn du ackertest im März und der Winter träte im Juli ein, wenn du eine Maschine berechnetest und morgen gälte nicht mehr das Gesetz der Mechanik, sondern sei durch irgend einen Geisteseingriff anders geworden? Gerade die Unverbrüchlichkeit des Naturgesetzes ist Grundlage und Bedingung unserer Freiheit; jede Möglichkeit der Störung dieser Gesetzlichkeit stellt uns dem blinden Ungefähr, dem Nichts gegenüber. Die Leugnung der Unverbrüchlichkeit des Naturgesetzes ist der sittliche Nihilismus, die Aufhebung aller Vernunft.

Freilich, auch heute, wo die Achtung vor der Wissenschaft

schon weite Kreise durchdringt und selbst die Autoritätsgläubigsten kaum mehr die Verantwortung für die Wahrheit von Josuas „Sonne, steh' still!“ übernehmen mögen; da sucht die Gewohnheit aus alter Zeit dennoch, besonders auf geschichtlichem Gebiete, den alten eklektischen Standpunkt festzuhalten, der mit Körper und Geist als zwei in Wechselwirkung stehenden, sonst aber verschiedenen Faktoren rechnet. Die auch hier zum Verständnis des Geschehens unbedingt notwendige naturwissenschaftliche Erklärung, die aus der Bewegung des wirtschaftlichen Lebens den Fortgang der Geschichte zu begreifen sucht, und die ideellen Faktoren nicht als selbständig wechselwirkende Kräfte, sondern als Kennzeichen und Merkmale eines einheitlichen Geschehens verwendet, sie wird abgelehnt mit allen Kräften des Vorurteils selbst von solchen, welche die Wissenschaft auf dem Gebiete der toten Natur als maßgebende Richtschnur betrachten. Dieser Eklektizismus muß überwunden werden, und er wird überwunden werden durch die Macht der Erkenntnis.

II.

Aber damit, daß wir uns rückhaltlos auf seiten der naturwissenschaftlichen Weltauffassung stellen, ist das Problem der Willensfreiheit nicht gelöst. Damit, daß uns gesagt wird, geistige Vervollkommnung sei nichts anderes als Vervollkommnung des Plasmas, oder der Nerven und ihrer Zentren, haben wir noch nichts gesagt, als daß wir auch die geistige Vervollkommnung naturwissenschaftlich zu begreifen haben. Damit geht aber die Frage erst an, wie es naturwissenschaftlich denkbar ist, daß wir thatsächlich in unserem Denken und Wollen nicht wie ein Stein, den wir anstoßen, mechanisch dahinrollen, sondern prüfen, erwägen, nach Gründen urteilen und wollen können. Wenn in der That die naturgesetzliche Form, in der unser Geist sich bewegt, bezw. die Form unserer Gehirnbewegungen nicht einer besonderen, freilich auch naturwissenschaftlich zu erklärenden Regel folgte, sondern ebenso wie das Triebwerk einer Maschine abliefe, dann wären in der That, wie die Eklektiker und Teleologen einzuwerfen pflegen, unser Denken und Wollen ein bloßer Schemen. Die Ereignisse vollzögen sich trotz dieses Denkens und Wollens ohne Vermittelung desselben. Das ist aber thatsächlich nicht der Fall. Das bloße Vorhandensein der Wissenschaft beweist dies. Sie ist, obwohl in den materiellen Hirnen ausgearbeitet, ein Leitfaden für unser Denken und Wollen. In ihr erwägen wir die verschiedenen Wirklichkeiten des vergangenen Geschehens im jetzigen geistleiblichen Akte; nach ihr erwägen wir die verschiedenen Möglichkeiten künftigen Erfolges unserer Thätigkeit, und unser Thun wird nicht durch äußeren Anstoß, sondern durch das Ergebnis dieser Erwägungen, also, physikalisch gesprochen, vermittelst einer ganz eigenartigen, dem gemeinen mechanischen Geschehen nicht analogen Bewegung der unser Ich konstituierenden Materie vollzogen.

Wie das erklärt werden kann, das ist die Frage. Wenigstens die Möglichkeit einer Erklärung muß uns winken, wenn wir nicht trotz alledem wieder bei jeder Gelegenheit in die metaphysische bezw. eklektische Denkweise zurückfallen sollen. Nun zeigt die Naturwissenschaft selbst bereits Fälle, wo das eigentümliche Zusammenwirken verschiedener Bedingungen irgend eine gewohnte Grundbedingung quasi unwirksam macht, von ihr befreit. So kennt wohl jeder, der einmal Physikunterricht gehabt hat, Foucaults Gyroskop, bei dem ein drehender Kreisel an der einen Seite eines Stabes angebracht, ermöglicht, daß die andere Seite desselben auf eine Spitze gestellt werden kann, ohne daß das Ganze fällt; vielmehr dreht sich das Ganze um die Spitze als um seine Achse. Die Schwerkraft ist da paralysiert. So müssen in unserem Falle diejenigen äußeren Einwirkungen, die sonst nach den gemeinen mechanischen Gesetzen weiterwirken, bei dem Einwirken auf unser Zentralnervensystem irgendwie paralysiert sein und andere besondere Bewegungsarten frei machen. Und wenn die Mathematik uns zeigt, daß auf abstraktem Gebiete Gleichungen höherer Ordnung eine entsprechende Zahl reeller und imaginärer Wurzeln haben, so wäre etwa, da doch eben unser Geist diese mathematischen Thätigkeiten vollzieht, ein konkreter Apparat vorauszusetzen, der irgendwie auf uns noch unbekannte Weise die verschiedenen Möglichkeiten auszuwählen und zusammenzufassen gestattet. Das effektive Bewußtsein ist ja ganz wesentlich eine abstrahierende und zusammenfassende Thätigkeit, die aus der Masse des Gegebenen immer nur eine kleine Gruppe von Einzelheiten hervorzieht, mit anderen verknüpft, um es wieder im Dunkel verschwinden zu lassen, bis ein neuer Prozeß es wieder heraufholt. Unser Denkgesetz, wie das Gesetz der Ordnung im Wollen, d. i. das Sittengesetz, sind uns die Merkzeichen für die Art, wie diese frei gewordene „Materie“ in uns funktioniert, nicht aber ein neben dem physischen Geschehen vorhandenes übernatürliches Wirken.

Wenn wir uns die Möglichkeit eines solchen Vorgangs vor Augen führen und uns daraus verständlich machen können, daß so eine Auswahl unter mehreren auf Grund des bewußten Erkennens vorhanden sein kann, so sind wir gegen eklektische Rückfälle in die metaphysische Auffassungsweise gesichert. Freilich — eine solche Möglichkeit müßte physiologisch begründet werden, um mehr als bloße Vermutung zu sein. Und mehr als Vermutung, ja eine bloße nach Analogie bekannter Vorgänge gemachte Andeutung einer Möglichkeit ist obiges nicht. Aber in keinem Falle darf man, wie Wundt, von einer „allgemeinen geistigen Kausalität“ reden, „für welche das Prinzip der quantitativen Aequivalenz von Ursache und Wirkung, welches die Naturkausalität beherrscht, keinen Sinn besitzt“ (Physiol. Psychol. II 482), zumal wenn man, wie eben dieser Mann (a. a. O. 554) die Seele für das innere Sein derselben Einheit erklärt, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen. Hier gilt das strenge Entweder — Oder: Hat die Seele eine eigene Kausalität, dann ist sie entweder ein Teil der Körperwelt und ihr Wirken im Zusammenhang des allgemeinen Naturgesetzes zu begreifen, oder sie ist dies nicht, dann kann sie auch nicht wirken. Da sie aber thatsächlich wirkt, so muß ihr Wirken als eine besondere modifizierte Art des allgemeinen Naturgesetzes aufgefaßt werden. Um das „daß“ kann es sich dabei nicht handeln, sondern nur um das „wie?“ Und wenn ich mir da in aller Bescheidenheit eine auf ein mir fremdes Gebiet hinausdeutende Andeutung von etwaigen Möglichkeiten erlaubt habe, so darf ich Sachkundigere, die dies lesen, um gefällige Nachsicht betreffs der Art meiner Vermutung, aber noch viel dringender um sachgemäße Prüfung des Problems selber bitten.

Wie man sich nun das innere Verhältnis der geistigen zu den physischen Erscheinungen selber vorstellen möge, das ist wissenschaftlich irrelevant, sobald einmal das Prinzip der Einheit festgehalten bleibt, in dem wir es wissenschaftlich auffassen müssen. Auf dem Gebiete des höheren organischen Lebens müssen wir die Thatsache zugeben, daß mit den äußerlich wahrnehmbaren, naturwissenschaftlich zu erkennenden Vorgängen ein Faktor in unverbrüchlichem Zusammenhange steht, der als solcher nicht zu messen, nicht zu wägen, nicht sinnlich wahrzunehmen ist, die Welt unseres Bewußtseins. Diese mit der materiellen Welt verbundene und in keiner Weise den naturgesetzlichen Zusammenhang durchbrechende Existenzform muß aber doch nicht bloß in den Kohlenwasserstoffverbindungen vorhanden sein. Es ist bis jetzt allerdings nur in solchen gefunden bezw. erschlossen worden; das ist richtig. Finden können wir es ja nur in uns selbst; in anderen Menschen und in Tieren können wir Bewußtseinserscheinungen nur auf Grund von Analogieschlüssen feststellen. Allein es ist wissenschaftlich keineswegs unzulässig, zu glauben, es könne auch in den Dingen, die wir als tot anzusehen gewohnt sind, irgend welche inneren Vorgänge geben, die eine, von uns freilich nicht angebbare und auf anderen Bedingungen ruhende Analogie mit dem haben, was wir in uns als Bewußtsein kennen. Und es könnte vor allem der naturgesetzlichen Bewegung des Weltganzen etwas innerlich entsprechen, das eine Analogie mit den unmeßbaren und unwägbaren Vorgängen in uns selber hat. Dieser Analogieschluß liegt nahe; ob er der Wahrheit entspricht, können wir nicht sagen. Allein ein wissenschaftliches Hindernis, hier eine solche Hypothese nicht bauen zu dürfen, liegt keineswegs vor. Der, der sie vollzieht, der der Welt als Ganzem eine geistige Macht zugesellt denkt, zugesellt freilich in einer uns unfaßbaren Form, er ist damit keiner jener Eklektiker, die, wie Frösche nach Wunsch das nasse Element mit dem trockenen wechseln, so nach Laune von geistigen zu materiellen Ursachen hinüber und herüber springen. Er glaubt wohl an Gott, und denkt ihn sich vielleicht auch, wie den irdischen Vater, in Liebe sich zugeneigt; aber, mag er das Verhältnis noch so mystisch empfinden: zweierlei kann er nicht mehr: Er kann vor allem die Offenbarung dieses Gottes in nichts anderem sehen, als in dem Gesetz unseres Denkens und Erkennens. Die Wissenschaft ist dem doch die Gottesoffenbarung, das Streben nach ihr, die Ehrfurcht vor ihr, die Verteidigung ihrer Reinheit und Würde bleibt ihm sittliche Pflicht. Die Mystik des Herzens kann sich nicht mehr in Dogmen, nur noch in Symbolen entladen, und so kann ein solcher Mensch niemand mehr zwingen wollen, seine symbolische Vorstellung als Wahrheit zu betrachten. Der Dogmenzwang und Dogmenstreit ist hier völlig zu Ende.

Dieser Zwang allein, nicht das Symbol selber, ist unser unversöhnlicher, uns mit Erbitterung bekämpfender, von uns mit der Ruhe des gewissen Siegers kühl zurückzuweisender Gegner. Hier liegt die Scheidelinie der Geister, hier müssen wir die Fahne pflanzen. Wollen wir es an jener Stelle thun, wo nicht bloß die widernatürliche Einwirkung auf den Naturlauf geleugnet wird,

sondern wo diese Leugnung sich zu einer Verwerfung geistiger Gewalten im Ganzen der Welt verengt, so laufen wir Gefahr, ebenso unduldsam zu werden, wie unsere Gegner. Lassen wir die dichtende Phantasie und des Gemüts Bedürfen gewähren, sofern es nicht Zwang übt im Glauben, und Kampf lehrt gegen die Freiheit der Wissenschaft. Deren Palladium bleibt uns dann unentwunden.

Streiflichter.

Wo ist der sittliche Feigling? Anläßlich des Falles Brüsewitz—Siepmann meldet Aug. Allgaier in einer Broschüre „Heer und Volk, Offizier und Bürger", Pforzheim, Folgendes: „Am Tage nach der im Tannhäuser verübten furchtbaren Blutthat saß ich (ein Gewährsmann des Verf.) abends mit einigen Freunden in der Nähe des Tannhäuser. Auf einmal öffnete sich die Thür und herein trat ein schneidiger Lieutenant, zwei große Hunde an der Leine mit sich führend. In auffälliger Weise nahm er an einem Tische Platz und redete die Kellnerin also an: „Nun, Fräulein, was sagen Sie denn zu der Jeschichte von jestern Abend im Tannhäuser? — Jch hätte den Kerl noch eher zusammenjestochen!" Die Anwesenden waren baff vor Staunen und Entrüstung über eine solch unerhörte Sprache. Keiner wagte eine Einrede. Die einfältige Kellnerin gab jedoch dem Herrn Lieutenant recht. Nach dem Weggange desselben aber beschwerten sich die Gäste bei dem Wirte und drangen auf sofortige Entlassung dieses unklugen dienstbaren Geistes, welchem Ansinnen der Gasthausbesitzer auch alsbald entsprach."

Allgaier bemerkt dazu: „Da haben wir es ja. Alle waren baff vor Staunen und Entrüstung, — aber keiner wagte eine Einrede. So weit ging der bürgerliche Mannesmut nicht, den Herrn Lieutenant, wie es nach dessen herausfordernder Sprache in der Ordnung gewesen wäre, ohne Umstände aus der Wirtschaft zu entfernen, — man duckte sich und bekundete nachher die „zivile" Courage der albernen Kellnerin gegenüber, die des Trinkgeldes wegen es doch mit dem Offizier nicht verderben wollte."

Die Nachricht sieht erfunden aus. Immerhin ist es eine nicht üble Persiflage des Mannesmuts unseres heutigen Philisters. So machen sie's! Geschieht's uns da nicht recht, wenn wir solche „Lieutenants" haben? Genau nach derselben Melodie, nur in anderer Tonart, wird es mit der Gothaer Petition bei den meisten gehen. Sie haben nicht die Courage, sie zu unterzeichnen, aber nachher am Biertisch — schimpfen sie. St.

Studenten und Arbeiter in der Sittlichkeitsfrage. Dem diesjährigen Sittlichkeitskongreß in Breslau wurde von dem Generalsekretär Hennig ein Jahresbericht vorgelegt, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Zurückgegangen sind die Vereine in Kiel, Hamburg und Braunschweig. Was speziell Hamburger Verhältnisse anlange, so sei dort die Mitwirkung der Stadtmissionare an dem Sittlichkeitswerk freudig zu begrüßen. Als die Studenten in Friedrichsruh dem Fürsten Bismarck ihre Huldigung dargebracht hatten und dann abends nach Hamburg zurückgekehrt seien, hätten sich die Stadtmissionare mutig auf den Weg gemacht, um die Studenten, die massenhaft nach den verrufenen Quartieren (Bordellen) zogen, von dem Laster zurückzuhalten und sie zum Besuche einer Sittlichkeits-Versammlung aufzufordern. Dabei seien die Missionare in eine furchtbare Situation gekommen, nicht sowohl durch die Studenten, als durch die Dirnen und ihre Zuhälter, die hinter ihnen herliefen und schrien: „Schlagt die Hunde tot, sie wollen uns den Verdienst wegnehmen!"

Auf demselben Kongreß hielt der Breslauer erste Staatsanwalt Dr. Keil eine Rede, aus der wir folgende bemerkenswerte Worte über die Stellung der sozialdemokratischen Arbeiter zur Sittlichkeitsfrage mitteilen:

„Wer da behauptet, daß die Sozialdemokraten Gegner von Sittlichkeitsbestrebungen sind, der taxiert die Arbeiter durchaus falsch. Der Arbeiter denkt garnicht daran, sich uns entgegenzustellen, er denkt zum Teil von der Sittlichkeit sehr streng. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, Vergleiche anzustellen zwischen bürgerlichen und sozialdemokratischen Blättern, und sie sind zu Gunsten der sozialdemokratischen Blätter ausgefallen. Sie sind in Artikeln und Erzählungen weit anständiger, als die bürgerlichen Blätter, und diese Thatsache ist beschämend für uns. Ich weiß nur von einer Ausnahme. Diese betrifft die „Neue Welt", ein illustriertes Blatt, das zugleich Beilage zum „Vorwärts" ist. Dieses Blatt hat die Tendenz, den Naturalismus in die Arbeiterkreise einzuführen, allein der Erfolg ist auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitage in Gotha zu sehen gewesen. Dort hat man dem Blatte in sehr deutlicher Weise seine Meinung kundgegeben. Die ältesten, erfahrensten und anständigsten Männer der Partei haben die Haltung des Blattes verurteilt. Sie haben dagegen protestiert, daß die jüngeren Parteigenossen durch ihre unsittlichen Geisteserzeugnisse ihre Familie der Versumpfung und Vergiftung entgegenführen. Ich kann daher nicht zugeben, daß der sozialdemokratische Arbeiter als Sozialdemokrat in sittlichen Dingen anders denkt als wir, und ich bitte deshalb, daß man ihn nicht zusammenwerfe mit Rowdys (Beifall.) Man hat leider immer noch vielfach die Ansicht, daß Sozialdemokraten zusammengehören mit lichtscheuem Gesindel und anrüchigen Personen. Wir aber müssen objektiv handeln und da muß ich sagen: Die Arbeiter sind sittlich. Und für die Prostitution treten sie nicht, wie ein Vorredner gesagt hat, gegen die Behörden ein. Es ist etwas anderes, wo Arbeiter wegen politischer Vergehen verhaftet werden sollen. Da regt sich die Abneigung gegen die bewaffnete Macht. Allein in sittlichen Angelegenheiten stehen sie neben uns."

Der Arbeiter hat heute höhere Kulturideale als unsere patriotische Jugend, und diese Ideale stärken ihn im Kampf gegen die Begierde, die sich durch Erniedrigung eines menschlichen Wesens sättigen will. Daß die Bismärckischen Studenten es über sich gebracht haben, gleich nach der Weihe beim Nationalhelden ins Bordell zu laufen, darf keinen Menschenkenner in Erstaunen setzen. Götzendienst und geschlechtliche Ausschweifung gehen in der Kulturgeschichte stets Hand in Hand. In den Zeiten, in denen die studierende Jugend von wirklichem Idealismus durchglüht war, damals hatten die Burschenschaften den Keuschheitsparagraphen — heute, wo sie zum großen Teil in Anbetung vor der brutalen Macht liegt, da ist auch der Frau gegenüber die brutale Zügellosigkeit an Stelle der ritterlichen Scheu getreten, und nur bei antisemitischen Reden beschäftigt man sich noch mit der germanischen Sittlichkeit. „Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang sollen in der Welt behalten ihren alten guten Klang" — so hallt es wieder in den Versammlungen und Festgelagen der germanischen Jünglinge. Aber ist die Prostituierte nicht auch eine deutsche Frau? Zertreten gewiß und entwürdigt, aber nicht zur Schande geboren, sondern ebenso sehr zur wahren Liebe wie eure Mutter und Schwester. Nimmt aber nicht jeder teil an der Entwürdigung der Weiblichkeit, der sich und ein Weib durch käufliche Liebe besudelt? F.

Vermischtes.

Ein Zwillingsbruder des Kommunismus, so lautet die Ueberschrift eines Leitartikels der „Nordd. Allg. Ztg." (vom 2. Nov. d. J.), in welchem die ethische Bewegung eine Beurteilung erfährt, die zu charakteristisch für die Geistesverfassung gewisser einflußreicher Kreise in Deutschland ist, um sie unseren Lesern vorzuenthalten. Es heißt dort:

Vor einigen Wochen hat in der Schweiz eine Vereinigung von Männern getagt, welche sich die Aufgabe gestellt haben, durch eine zunächst in Deutschland, Österreich und der Schweiz zu eröffnende Propaganda in diesen Ländern einer neuen Moral Eingang zu verschaffen. So ganz neu ist diese Sittenlehre an sich allerdings nicht, neu ist aber, daß sie unter dem besonderen Namen des „Ethizismus" zu der herkömmlichen Moral in bewußten feindlichen Gegensatz tritt; neu ist auch, daß der moderne Ethizismus mit anderen Geistesrichtungen, die ihm wahlverwandt sind, auch da, wo diese auf das politische Gebiet übergreifen, Fühlung zu gewinnen und sich mit ihnen zu verschmelzen sucht. Schon heute hat die „ethische Bewegung" ihre politische Bedeutung zum mindesten dadurch erwiesen, daß die zu dieser Richtung gehörenden Zeitschriften jeweils den Sozialdemokraten bei ihren schlimmsten Ausschreitungen mit rechtfertigenden oder beschönigenden Artikeln zu Hilfe gekommen sind.

. . . Abfall von Gott und Abfall vom Vaterland, das ist das erste Gebot des konsequenten Ethizismus, ni Dieu ni Maitre seine Devise!

In dieser schroffen Form führt er sich freilich nicht da ein, wo er mit der Arbeit, eine Gemeinde zu sammeln, erst zu beginnen hat. Vor uns liegt ein soeben in den Buchhandel gebrachtes Schriftchen: „Die ersten Moralunterweisungen der Kinder". Als Verfasser ist genannt Dr. Rudolph Penzig, Dozent an der Humboldt-Akademie zu Berlin. Ferne sei es von uns, gegen den Verfasser den Vorwurf erheben zu wollen, daß er mit Bewußtsein über die verderblichen Konsequenzen seiner ethizistischen Pädagogik zu täuschen suche. Er selbst ist ein Getäuschter, ein durch unberechtigten Optimismus zu der Ansicht Verleiteter, die Menschheit könne des göttlichen Gebotes entraten und dem alleinigen Hang ihrer Natur folgend zur sittlichen Vollendung gelangen

Für den „Gebildeten" unserer Tage klingt es außerordentlich bestechend, wenn ihm die sittliche Autonomie im Lichte einer vollständigen Lossprechung von der Pflicht zur Unterwerfung unter eine transsubjektive Macht gezeigt wird. Und diese scheinbar befreiende — in Wirklichkeit die Seele verkümmernde — Lehre geht um so süßer ein, je weniger sie in dogmatisch aufdringlichem Tone dargereicht wird. Dr. Penzig giebt zu, daß es an einer gegen jede Kritik gefeiten wissenschaftlichen Fundamentierung der Moral noch fehle; es mangle an einer einheitlichen Theorie, die gewissermaßen das wissenschaftliche Rückgrat der pädagogischen Unterweisung bilden könnte. Mit starker Betonung wird aber dann hinzugefügt, daß man einig sei in dem, worauf sich der Moralunterricht nicht stützen solle, nämlich weder auf Dogmatik oder überhaupt im weiteren Sinne religiöse Weltanschauung

Das rauhe Wort „Abfall von Gott" ist so glücklich vermieden. Und ebenso wird beruhigend hinzugefügt, daß der Moralunterricht, wo er wirklich eingeführt worden, getragen von starken sittlichen Individualitäten, sich in keiner Weise unwirksamer erwiesen habe zur Erziehung einer bewußt sittlichen

Jugend, als die übliche religiös-sittliche Unterweisung. Die Frage, welche das entscheidende Moment bildet, ob nämlich der Atheismus im stande ist, starke sittliche Individualitäten zu bilden, wird auf diese Weise sacht umgangen.

Ganz ähnlich wird es gehalten bei der Frage nach der Verpflichtung zur Treue gegen das Vaterland. Auf der letzten Tagung der ethischen Gesellschaften ist der amerikanische Israelit Felix Adler durch die ihm dargebrachten Huldigungen in die Lage versetzt worden, gewissermaßen die Rolle des Großen Propheten zu spielen. Seine Schriften erhielten dadurch eine Art von kanonischer Geltung. Bei aller Abneigung gegen transcendentale Vorstellungen läßt man sich daher gern von ihm auch metaphysische Voraussetzungen gefallen, deren oberste lautet, das Menschengeschlecht existiere auf Erden, um die Lösung eines erhabenen Problems anzustreben, des Problems der vollkommenen Zivilisation, der gerechten Gesellschaftsordnung, des „Reiches Gottes".

Mit anderen Worten: der individualistische Eudämonismus wird zum obersten Prinzip gemacht, daraus wird dann gefolgert die Vernunftherrschaft des ewigen Friedens, welche den Staat überflüssig macht und zugleich freien Raum schafft für die „gerechte Gesellschaftsordnung", d. h. den Kommunismus der République des Egaux.

Gott, König und Vaterland werden so insgesamt leise beiseite geschoben. Das leniter in modo ist ja eine unausweichliche ethische Regel für eine Wirksamkeit, die darauf ausgeht, die Gebildeten zu gewinnen.

Es lohnt sich nicht, diese verworrene Beurteilung zu widerlegen. Sie zeigt nur wieder, welche gewaltige Arbeit noch zu thun ist, um zunächst nur einmal die Erkenntnis zu einem Bestandteil der allgemeinen Bildung zu machen, daß die moralische Existenz eines Menschen nicht auf seinem Verhältnis zu Gott beruht. Nur die volkstümliche Aufklärung über die wahre Beziehung von Religion und Moral kann den Boden für die neue weltliche Pädagogik vorbereiten. Es gilt, einmal in packender Darstellung kulturgeschichtlich und psychologisch die Leistungen der sogenannten religiösen Ethik ins rechte Licht zu setzen und zu zeigen, daß gerade die edelsten Gestaltungen auf diesem Gebiete ihre Kraft aus einer Wiedergeburt der reinmenschlichen sozialen und sympathischen Antriebe zogen. F.

Ueber die Lebenshaltung unserer Arbeiter bekommt man zur Zeit in gelehrten und ungelehrten Zeitschriften viel ungereimte Dinge zu hören. Man weist statistisch nach, daß die Nahrungs- und Genußmittel, sowie die Mittel des allgemeinen Komforts dem heutigen Arbeiterstande viel zahlreicher und viel leichter zugänglich seien, als dies früher der Fall gewesen ist. Man berechnet, wie viel Brot, Fleisch, Bier und anderes heute auf den einzelnen Kopf fällt und glaubt, wenn sich für die Gegenwart ein Mehrbetrag ergiebt, Wunder was bewiesen zu haben. Die Beweisführung krankt indes an zwei großen Irrtümern. Einmal vergißt sie, daß die verschiedenen Bevölkerungsklassen ihr relatives Wohlbefinden niemals an der Vergangenheit, sondern an der Gegenwart, d. h. an dem Vergleich mit anderen Klassen messen: daß aber der Gegensatz in der Lebenshaltung zwischen der darbenden Arbeit und dem prassenden Müßiggang heute schroffer ist, als je, kann kein Einsichtiger leugnen. Sodann hängt das Wohlbefinden der einzelnen Volksschichten keineswegs bloß von der Summe der Nahrungs- und Genußmittel oder des Komforts überhaupt ab; es gehören noch ganz andere Dinge hinzu, denen gegenüber die arithmetische Betrachtungsweise gänzlich versagt. Selbst wenn unsere Arbeiter Champagner trinken und Austern essen könnten, wäre ihre heutige Lage dennoch schlechter, als sie früher, d. h. in den Anfängen der kapitalistischen Wirtschaft gewesen ist, aus dem einfachen Grunde, weil ihnen die heutige Gesellschaft zwei Dinge nicht geben kann, ohne die sie unglücklich bleiben, ja immer unglücklicher werden müssen: die Sicherheit der Existenz und die Aussicht auf ein Vorwärtskommen. Die moderne gesellschaftliche Entwickelung treibt immer verhängnisvoller dem Ziele zu, die Scheidung zwischen der besitzenden und der arbeitenden Klasse zu einer lebenslänglichen zu machen. Das ist der Punkt, auf den die Schönfärber einerseits und die Volksbeglücker andererseits ihre Aufmerksamkeit lenken sollten. So lange das Verständnis für dieses organische Uebel im Volkskörper nicht wach wird, kommen wir über die ohnmächtigen Hilfsmittel der Philanthropie und des Staatssozialismus nicht hinaus.

(Aus d. „Versöhnung".)

Bücherbesprechung.

Minderjährige Verbrecher. (Versuch einer strafrechtlichen Psychologie) von Cav. Lino Ferriani, Staatsanwalt in Como, deutsch von Alfred Ruhemann. (Autorisierte Ausgabe.) Berlin, 1896 Verlag Siegfried Cronbach (500 Seiten).

Das vorliegende Buch wird für Jeden, der sich mit den gegenwärtigen Zuständen und Problemen auf dem Gebiete des Strafwesens beschäftigen will, von sehr hohem Werte sein. Dasselbe giebt zwar hauptsächlich und ausführlich nur den Stand der Meinungen und Erfahrungen der italienischen Fachmänner und Menschenfreunde wieder. Bekanntlich aber hat der italienische Geist in den letzten Jahrhunderten sehr wesentlich zum Besten der Menschheit an der Spitze des Fortschreitens der Meinungen in kriminalistischen Fragen gewirkt.

Es ist schon ein für uns arme Deutsche erfreulicher und tröstlicher Anblick, hier einen Staatsanwalt als einen leitenden Schriftsteller auf dem Gebiete der strafgerichtlichen Psychologie zu finden und ihn dabei als einen begeisterten Menschenfreund kennen zu lernen. Das trefflich übersetzte und ausgestattete Buch sei daher hiermit bestens empfohlen. Wilh. Foerster.

Im Frühjahr hat sich hier ein **„Verein für Fröbelsche Pädagogik"** gebildet, mit dem Zwecke, das Interesse für diese Pädagogik besonders in Lehrerkreisen zu fördern, Fröbels Erziehungsweise weiter auszubilden und ihre Verwertung für die Schule auszugestalten. Fröbelsche Anstalten zu errichten und zu verwalten ist nicht Aufgabe des Vereins. Als Mitglieder sind besonders Lehrer, Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen erwünscht. Vorsitzender ist der Kgl. Seminarlehrer Herr Krause, Schriftführer Städt. Lehrer Herr Otto Janke, welche gern nähere Auskunft geben werden.

Zum Besten des **Fichte-Kindergartens** (Wrangelstr. 11) findet auch in diesem Jahre, am 12. Dezember., eine öffentliche Bücherverlosung statt, bei der, wie früher, der 4. Teil der Lose gewinnt. Werke von Schiller, Goethe, Lessing, v. Moltke, Heine, Immermann, Heyse, Lenau, u. A., Jugendschriften und Bilderbücher sind zu Gewinnen bestimmt Die Ziehung geschieht in Serien; in jedem Hundert gewinnen dieselben 25 Nummern. — Der Fichte-Kindergarten besteht jetzt 34 Jahre, und die diesjährige Bücherverlosung ist die 26.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2724.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 28. November 1896.	Nr. 48.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Der Anarchismus. Von H. Herkner. — Die jüngste Kirche? Ein Interview mit Stanton Coit. — Kriegslust und Friedensheuchelei. Von Theodor Brix. — Streiflichter: Die „christliche Welt" über den Züricher ethischen Kongreß. — Aus der ethischen Bewegung: Königsberg i. Pr. Straßburg i. E. Frankfurt a. M. Berlin. Bücherbesprechung: Gabriele Reuter, Der Lebenskünstler (Ina Foerster).

Der Anarchismus.*)

Von Prof. Dr. H. Herkner (Karlsruhe).

Das griechische Wort ἀναρχία bedeutet einen Zustand, in dem kein ἀρχός oder ἄρχων, d. h. kein Erster, kein Herrscher oder Oberbefehlshaber vorhanden ist. In der Annahme, daß ein solcher Zustand notwendig in bloße Willkür und Unordnung ausarten müsse, ist zur Bezeichnung dieser Begriffe ebenfalls der Ausdruck „Anarchie" mit Vorliebe gebraucht worden.

Anarchisten sind Leute, die einen herrscher- und gewaltlosen Zustand anstreben. Manche wollen die herrschende Gewalt nur zu dem Zwecke beseitigen, um dem Volke die Freiheit, sich nach Belieben zu organisieren, wieder zurückzugeben. Andere sind der Meinung, daß ein gewaltloser Zustand an sich als der allein menschenwürdige anzusehen sei. Schärfer als in Bezug auf die Zukunftsideale unterscheiden sich die anarchistischen Richtungen durch ihre Taktik. Ein Teil hofft die Menschen im Wege friedlicher Aufklärung zum Anarchismus zu bekehren; ein anderer ist davon überzeugt, daß die bestehende Gewalt nur durch Gewalt gebrochen werden kann.

Wenn von Anarchisten die Rede geht, denkt das große Publikum fast ausschließlich an diese zweite Gruppe. Es sieht den Dolch Caserios blinken, dem der Präsident der französischen Republik zum Opfer fiel. Es erinnert sich der Ravachol, Vaillant und Henry, der zahlreichen Bombenattentate und Morde, deren Schauplatz Rußland, früher auch Wien, neuerdings aber hauptsächlich Frankreich und Spanien gewesen ist.

Die Versuchung liegt nahe, diese entsetzlichen Erscheinungen kurzer Hand vom Forum des Sozialpolitikers wegzuverweisen. Mögen Strafrichter und Irrenarzt das ihre thun. Kein Zweifel, die sogenannte „Propaganda der That" entspringt zum Teil den abscheulichsten und gemeinsten Regungen menschlicher Entartung. Wenn in Paris litterarische Bummler, nachdem sie alle Sinnengenüsse erschöpft haben, auf der Jagd nach neuem, unerhörtem Kitzel für ihre Blasiertheit schließlich einen schamlosen Kultus des Verbrechens treiben; wenn einer aus dieser Rotte ausrufen konnte: „Was scheren uns die Opfer, wenn nur die Geste schön ist? Was kommt auf den Tod unbestimmten Menschenvolkes an, wenn das Individuum sich durch ihn bekräftigt!", so handelt es sich ganz gewiß um Pestbeulen der modernen Zivilisation, die zu dem Probleme der Arbeit in keine nähere Beziehung gebracht werden können. Das Gleiche muß angenommen werden, wenn z. B. in London eine anarchistische Gruppe, nicht etwa zum Zwecke der politischen Propaganda oder zur Beschaffung materieller Mittel für sie, sondern lediglich zur Bereicherung des Thäters, Diebstahl und Einbruch preist, wenn eine Zeitung dieser Verbrecherbande, der „Einbrecher" betitelt, die Aufforderung ergehen läßt: „Frisch auf! zum Wachs! zum Dietrich! zum Brecheisen! zum Hammer! zum Beil! zum Bohrer! zur Säge! zur Zange! zum Keil! zum Schraubenzieher! zum Stemmeisen! zum Rattengift! zum Sack! zum Strick! zum Dolch! zum Revolver! zum Petroleum! zur Bombe! Feuer!! Hurra !!!"*)

Anders liegen die Dinge, wenn nicht nur einige entartete und verkommene Individuen, sondern größere Volksteile von der Vorstellung erfaßt werden, es sei die Zuflucht zu Mordwerkzeugen, die Entfesselung einer Art Guerillakrieges gegen die Stützen der Gesellschaft notwendig, um die Befreiung des Volkes zu erringen. Derartige Erscheinungen kommen in der Geschichte revolutionärer Bewegungen ja häufig vor. Es mag auch an den Brigantaggio, an die „idealen" Räuberhauptmänner erinnert werden, die sich die Mission, das soziale Unrecht zu rächen, zuschreiben und Reiche berauben, brandschatzen und morden, um die Armen und Ausgebeuteten zu unterstützen. Dieser Räuberromantik hat nicht nur selbst ein Schiller seinen Tribut entrichtet, sie übt noch heute auf die Volksphantasie vieler Gegenden eine — wie es scheint — unverwüstliche Anziehungskraft aus. Der innige Zusammenhang zwischen moderner Propaganda der That und Räuberwesen tritt in einer Schrift der russischen Anarchisten Netschajew und Bakunin überzeugend zu Tage. Sie fordern 1869 die studierende Jugend Rußlands auf, sich nicht mehr um die eitle Wissenschaft, in deren Namen man ihnen die Hände binden wolle, zu kümmern, sondern, wie der nachmals vielgebrauchte Ausdruck lautete, „unter das Volk zu gehen." Das russische Volk befindet sich, ihrer Ansicht nach, in derselben Lage, wie zu Zeiten Alexis', des Vaters des großen Peter, als ein Räuberhauptmann Stenka Razin sich an die Spitze eines furchtbaren Aufstandes stellte. Die jungen Leute, welche heute aus ihrem Stande austreten und das Leben des Volkes führen, werden einen unbesiegbaren Kollektiv-Stenka-Razin bilden, der sich an die Spitze des Emanzipationskampfes stellt und diesen durchführt. Zu diesem Zwecke darf man sich nicht nur an die Bauern wenden

*) Aus der Litteratur über den Anarchismus verdienen besondere Hervorhebung: G. Adler, Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Art. Anarchismus und Supplementband I. Anarchismus; Bernatzik, Der Anarchismus, Schmoller's J. f. G. V. XIX. S. 1—21; H. G. (H. Greulich), Die Theorie der Anarchie. Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Von Dr. L. Richter, I. 1. Zürich 1879, S. 1—54. G. Plechanow, Anarchismus und Sozialismus. Berlin 1894. (Darstellung vom marxistischen Standpunkte aus). E. V. Zenker, Der Anarchismus. Geschichte und Kritik der anarchistischen Theorie. Jena 1895. Die folgenden Ausführungen entsprechen einem Kapitel aus der zweiten, vielfach umgearbeiteten und vermehrten Auflage der „Arbeiterfrage" des Verfassers, die 1897 bei J. Guttentag, Berlin erscheinen wird.

*) Adler, S. I. S. 48.

und diese revolutionieren, man muß auch die Räuber herbeirufen. Das Räubertum, erklären Netschajew und Bakunin, ist eine der ehrenhaftesten Formen des russischen Volkslebens. „Der Räuber ist der Held, der Schirmer und Rächer des Volkes, der unversöhnliche Feind des Staates und jeder vom Staate gegründeten gesellschaftlichen und bürgerlichen Ordnung, der Kämpfer auf Tod und Leben gegen diese ganze Zivilisation der Beamten, Edelleute, Priester und der Krone. Der russische Räuber ist der wahre und einzige Revolutionär, der Revolutionär sans phrase, ohne aus den Büchern geschöpfte Rhetorik, ein unermüdlicher, unversöhnlicher und in der Aktion unwiderstehlicher Revolutionär, ein sozialer und Volksrevolutionär, kein politischer und Klassenrevolutionär.“ *)

Weiteren Einblick in das Wesen des terroristischen Anarchismus bieten die Lehren, welche Netschajew in dem revolutionären Katechismus aufstellt: „Eine schreckliche, unerbittliche, allgemeine Zerstörung ist geboten, aber nicht etwa eine Revolution nach dem Muster des europäischen Westens, die vor der sogenannten Zivilisation und Moralität Halt macht, die sich darauf beschränkt, eine politische Form durch eine andere zu ersetzen und höchstens einen sogenannten revolutionären Staat zu gründen. Die einzige Revolution, die dem Volke zum Heile gereichen kann, ist die, welche jeden Staatsbegriff durch und durch vernichtet. Es darf nicht die Absicht bestehen, dem Volke irgend eine von oben kommende Organisation aufzudrängen. Die zukünftige Gesellschaft wird aus der Bewegung und dem Leben des Volkes hervorgehen.“ **)

Die bescheidene und zu vorsichtige Organisation geheimer Gesellschaften ohne äußere Kundgebungen gilt als lächerliches und unerträgliches Kinderspiel. „Wir nennen äußere Kundgebungen nur eine Reihe von Handlungen, die positiv irgend etwas, eine Person, eine Sache, ein Verhältnis, das die Volksbefreiung hindert, zerstört. Ohne unser Leben zu schonen, müssen wir mit einer Reihe verwegener, ja sinnloser Attentate in das Leben des Volkes einbrechen und ihm den Glauben an seine Macht einflößen, es erwecken, vereinigen und zum Triumphe seiner Sache hinführen“.***) Dieser Gedanke wurde von Paul Brousse weiter gesponnen, wenn er erklärte: „Thaten werden allseitig besprochen, nach der Ursache der Thaten fragen die indifferenten Massen, sie werden aufmerksam auf die neue Lehre und diskutieren sie. Sind die Menschen erst einmal so weit, so ist es nicht schwer, viele von ihnen zu gewinnen.“ Das ist seine „Propaganda der That.“

Der terroristische Anarchismus ist also eigentlich ein Giftpilz, der aus Halbasien zu uns verpflanzt wurde.

Angehörige eines politisch unerzogenen und unreifen Volkes haben sich für die radikalen Ideen Westeuropas begeistert. Der Gegensatz zwischen den thatsächlichen Zuständen und ihren Idealen ist zu gewaltig, als daß die Hoffnung sich behaupten könnte, durch allmähliche, Schritt für Schritt vordringende Reformarbeit in absehbaren Zeiten auch nur einen kleinen Teil der ausschweifenden Wünsche zu erfüllen. Es muß also etwas ganz Ungeheures, Außergewöhnliches unternommen werden. Der Zerstörungstrieb der rohen Volksmasse ist durch schaudererregende Thaten revolutionärer Leidenschaft zu entfesseln, die bestehende Ordnung überhaupt von der Wurzel aus zu vernichten. Vom Standpunkte derjenigen, welche an die Lebenskraft und Zukunft der russischen Dorfgemeinde, des Mir, glauben, erscheint die ganze staatliche Ordnung als verderbt und überflüssig. Sie ist nichts anderes als ein Geschöpf und Werkzeug der Tyrannei, der brutalen Gewalt und Ausbeutung, ein böser Alp, der auf der natürlichen und volkstümlichen Verfassung der Dorfgenossenschaft beklemmend lastet.

Die Vernichtung des staatlichen Regimentes kann nur zu einer herrlichen Wiedergeburt der ursprünglichen, nationalen, die Freiheit sichernden Dorfgemeinschaft ausschlagen, welche den eigentlichen Nerv des russischen Volkes bildet.*)

Der Russe bäumt sich gegen den Staat auf, da er nur eine Form des Staates kennt, die ein mit westeuropäischen Ideen erfüllter Geist verabscheuen muß.

Der Haß gegen den Staat findet aber auch unter den romanischen Völkern Verbreitung. Ihnen ist der Staat gleichbedeutend mit dem jede individuelle, kommunale und provinzielle Freiheit erstickenden Systeme straffer Verwaltungszentralisation, das Ludwig XIV., die Revolution und Napoleon I. für Frankreich entwickelt haben, und das von Spanien und Italien verhängnisvoller Weise nachgebildet worden ist.**)

Im übrigen ähnelt der Romane ja darin dem Slaven, daß auch er im politischen Leben mehr durch ungestüme Leidenschaft und verzehrendes Feuer, als durch sachliche, besonnene, zielbewußte Arbeit zu wirken vermag. Ein kühner Handstreich gegen die Spitze des ganzen Systemes, im heiligen Rußland gegen den weißen Zaren, im schönen Frankreich gegen die allmächtige Pariser Zentralregierung, und der Leviathan, das Ungeheuer Staat, hat Kopf und Leben verloren. Es liegt mit all der von ihm gestützten Gewalt und Ungerechtigkeit verendend zu den Füßen der triumphierenden Revolutionäre, die es zum lohenden Scheiterhaufen schleifen, und einem Phönix gleich erhebt sich die freie Gemeinde aus der Asche.

Die allgemeine Disposition der Russen und Romanen für den anarchistischen Terrorismus wird ins Ungemessene gesteigert, wenn die herrschenden Kreise der Gesellschaft selbst das Beispiel geben, Recht und Sittlichkeit mit Füßen zu treten, wenn Gewalt vor Recht geht und das tödliche Miasma schamloser Korruption die politische Welt erfüllt. In Frankreich sind die fluchwürdigen Attentate auf die Schurkereien der Panamisten gefolgt, in Italien stehen die Anarchisten feilen Geschäftspolitikern, in Rußland einer ebenso bestechlichen als gewaltthätigen Bureaukratie gegenüber.

Der Terrorismus ist indeß nicht auf die romanischen und russischen Gebiete beschränkt geblieben. Es wäre eine übel angebrachte Überhebung, Deutschland als durchaus immun zu betrachten. Es hat einen deutschen Anarchismus gegeben, es giebt noch einen deutschen Anarchismus, und sein Ursprung ist für das Verständnis der unheimlichen Bewegung sogar äußerst lehrreich.

Die anarchistische Propaganda der Most und Hasselmann war die erste Frucht des Sozialistengesetzes. Sobald es keine gesetzliche Möglichkeit für die politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen der deutschen Arbeiterklasse mehr gab, mußten Leute leichtes Spiel haben, die erklärten, man sei jetzt zur Anwendung der Gewalt gezwungen. Man befände sich gegenüber den herrschenden Mächten im offenen Kriegszustande, im Stande der Notwehr, der jedes Mittel erlaubt mache. Durch energische geheime Agitation von kleinen, höchstens fünf Mitglieder zählende Gruppen, durch Attentate und revolutionäre Akte seien die Massen für die bewaffnete Revolution zu gewinnen. Most lehrte seine sogenannte „revolutionäre Kriegswissenschaft“. Er gab in seinen Blättern Anweisungen zur Herstellung der gefährlichsten Sprengmittel, zur Vergiftung von Dolchen u. s. w. Reinsdorf traf seine Vorbereitungen, um bei der Enthüllung des Niederwalddenkmals die deutschen Fürsten in die Luft zu sprengen, und der Polizeirat Rumpf in Frankfurt a. M. wurde in der That das unglückliche Opfer eines anarchistischen Verbrechens.

Wenn die anarchistische Bewegung in Deutschland nicht noch größere Verbreitung erlangte, so dürfte das weniger der Polizei als der sozialdemokratischen Partei zuzuschreiben sein. Die sozialdemokratische Partei hat in ihren hervorragendsten Vertretern keinen Augenblick gezögert, den Anarchismus aufs entschiedenste zu bekämpfen. Auf dem ersten Kongreß der

*) Zenker, a. a. O. S. 111.
**) a. a. O. S. 113.
***) a. a. O. S. 114.

*) Plechanow, S. 51.
**) Odilon-Barrot, Die Zentralisation. Deutsch von Franz. Berlin 1862; P. Deschanel, La décentralisation. Paris 1895.

sozialdemokratischen Partei nach dem Erlaß des Sozialistengesetzes — ein Kongreß, der unter den damals herrschenden Verhältnissen nur geheim und in sehr romantischer Weise auf Schloß Wyden in der Schweiz stattfinden konnte —, wurden die anarchistischen Führer Most und Hasselmann aus der Partei ausgeschlossen. Man begnügte sich damit, gegen das Sozialistengesetz, das jede gesetzliche Bethätigung der Sozialdemokratie unterdrückte, insofern zu demonstrieren, daß man in dem Gothaer Programme aus der Erklärung: „Die sozialistische Arbeiterpartei erstrebt mit allen gesetzlichen Mitteln den freien Staat u. s. w." das Wort „gesetzlich" strich.*) Auch der Parteitag in St. Gallen 1887, der ebenfalls noch unter die Herrschaft des Sozialistengesetzes fiel, hat den Anarchismus und seine terroristische Taktik auf ein vortreffliches Referat W. Liebknechts hin mit allen Stimmen gegen zwei Stimmenenthaltungen verworfen. Die Resolution besagte:

„Der Parteitag erklärt die anarchistische Gesellschaftstheorie, soweit dieselbe die absolute Autonomie des Individuums erstrebt, für antisozialistisch, für nichts anderes als eine einseitige Ausgestaltung der Grundgedanken des bürgerlichen Liberalismus, wenn sie auch in ihrer Kritik der heutigen Gesellschaftsordnung von sozialistischen Gesichtspunkten ausgeht. Sie ist vor allem mit der sozialistischen Forderung der Vergesellschaftung der Produktionsmittel und der gesellschaftlichen Regelung der Produktion unvereinbar und läuft, wenn nicht die Produktion auf den Zwergmaßstab der kleinen Handwerker zurückgeführt werden soll, auf einen unlöslichen Widerspruch hinaus. Der anarchistische Kultus und die ausschließliche Zulassung der Gewaltpolitik beruht auf einem groben Mißverständnisse der Rolle der Gewalt in der Geschichte der Völker.

Die Gewalt ist ebenso gut ein reaktionärer als ein revolutionärer Faktor; ersteres sogar häufiger gewesen als das letztere. Die Taktik der individuellen Verwendung der Gewalt führt nicht zum Ziele und ist, insofern sie das Rechtsgefühl der Massen verletzt, positiv schädlich und verwerflich.

Für die individuellen Gewaltakte bis aufs äußerste Verfolgter und Geächteter machen wir die Verfolger und Aechter verantwortlich und begreifen die Neigung zu solchen als eine Erscheinung, die sich zu allen Zeiten unter ähnlichen Verhältnissen gezeigt hat, und welche gegenwärtig durch bezahlte Agents-provocateurs für die Zwecke der Reaktion gegen die arbeitende Klasse ausgenützt wird." **)

Der Schlußabsatz dieser Resolution deutet die eigentümliche Stellung an, die von der Polizei dem Anarchismus gegenüber eingenommen worden ist.

Selbstverständlich mußte die Polizei der öffentlichen Sicherheit wegen alle Mittel anwenden, um über das gefährliche Treiben der Anarchisten vollkommen unterrichtet zu werden. Niemand wird ihr verargen dürfen, daß sie diese Überwachung zum Teil auch durch außerordentliche Geheimagenten vornehmen ließ. Dieses Geschäft besitzt, so notwendig es sein mag, für anständige Menschen geringe Anziehungskraft. Man wird also der Polizei keinen besonderen Vorwurf daraus machen können, daß sie auch die Dienste von Leuten in Anspruch nahm, welche der preußische Polizeiminister der Epoche des Sozialistengesetzes, Herr von Puttkamer, gelegentlich als „Nicht-Gentlemen" bezeichnete. Die Polizei hätte es aber unter keinen Umständen dahin kommen lassen dürfen, daß ihre Spione zu Lockspitzeln wurden, daß sie, um der vorgesetzten Behörde Material, sowie Beweise ihrer Notwendigkeit und ihres Diensteifers verschaffen zu können, zu anarchistischen Verbrechen sogar anstifteten.***) Ja es ist vorgekommen, daß sogar Polizeibeamte selbst eine äußerst zweideutige Haltung eingenommen haben. Es sei hier nur

*) Protokoll des Kongresses der Deutschen Sozialdemokratie abgehalten auf Schloß Wyden. Zürich 1880. S. 14—44.

**) Verhandlungen des Parteitages der Deutschen Sozialdemokratie in St. Gallen. Zürich 1888. S. 39—45.

***) Vgl. über diese Machinationen, insbesondere die von Singer und Bebel in der Reichstagsdebatte über die Verlängerung des Sozialistengesetzes im Januar 1888 gemachten Enthüllungen nach schweizerischen Aktenstücken.

an einen aktenmäßig festgelegten Fall erinnert, der eine gewisse internationale Bedeutung gewonnen hat, an den sogenannten Wohlgemuth-Handel Deutschlands mit der Schweiz. Der Polizeiinspektor A. Wohlgemuth in Mülhausen i. E. glaubte in dem Schneider Lutz in Basel einen Spion gewonnen zu haben und schrieb ihm unter anderem am 5. April 1889: „Halten Sie mich beständig auf dem Laufenden und wühlen Sie nur lustig darauf los." *) Es verdient ferner bemerkt zu werden, daß das erste Organ des französischen Anarchismus mit Hilfe des Geldes gegründet worden ist, das ein Polizeiagent im Auftrage des Polizeipräfekten Andrieux geliefert hatte. Und dieses Blatt reizte fast in jeder Nummer zu Attentaten auf und gab ausführliche Rezepte zur Bereitung und Verwendung von Sprengmitteln.**)

Es erscheint überhaupt die Vermutung nicht ohne Grund zu sein, daß Gegner der Arbeiterbewegung versucht haben, diese auf die Abwege des Terrorismus zu locken. Dadurch sollte nicht nur die Bewegung selbst bei den großen Volksmassen kompromittiert, sondern auch für den Staat ein Kampfplatz eröffnet werden, auf dem er über unbedingt wirksame Waffen — Säbel, Flinten und Kanonen — verfügt.

Bekanntlich sind dieser machiavellistischen Politik in Deutschland durch die Aufhebung des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 die wesentlichsten Grundlagen entzogen worden.

Die anarchistischen Regungen, die sich in einer Gruppe deutscher Sozialdemokraten gerade nach Aufhebung des Ausnahme-Gesetzes geltend machten, lassen sich auch nicht als ein Gegendruck auffassen, der einem von der Regierung ausgeübten Drucke entsprochen hätte. Sie stellten vielmehr die natürliche Reaktion gegen die straffe Parteidisziplin dar, welche unter dem Sozialistengesetze von den Parteiführern ausgeübt worden war und ausgeübt werden mußte. Die individualistischen Gefühlen entspringende Bewegung der sogenannten Berliner „Jungen" steht aber auch in Beziehung zu den Lehren des Philosophen Friedrich Nietzsche, der um jene Zeit in die Mode zu kommen begann. Ihre litterarischen Wortführer***) sind zum Teil begeisterte Bewunderer dieses Mannes, dessen Namen in einer Besprechung des Anarchismus nicht flüchtig übergangen werden darf.

Man hat allerdings bestritten,†) daß Nietzsche unter die Anarchisten eingereiht werden könne. Er habe nur einen rein philosophischen Individualismus oder Egoismus gepredigt, ohne je an eine Anwendung der Lehre auf die Reform der Gesellschaft gedacht zu haben. Wenn man unter Reform der Gesellschaft nur eine Hebung und Befreiung des arbeitenden Volkes versteht, so hat allerdings Nietzsche ganz gewiß nicht an eine Verwertung seiner Ideen für diesen Zweck gedacht. Er ist kein demokratischer oder kollektivistischer Anarchist. Er will Sklaven und hält Diejenigen für Narren, die sie zu Herren erziehen. Er will nichts wissen von dem „unverhüllten Zähnefletschen der Anarchistenhunde" und den „tölpelhaften Philosophaslern und Bruderschaftsschwärmern, welche sich Sozialisten nennen und die ‚freie Gesellschaft' wollen."

Allein, kann es nicht auch einen aristokratischen Anarchismus geben? eine unbedingte Verwerfung der überlieferten politischen, sozialen und moralischen Vorstellungen zu Gunsten der Starken?††)

Nietzsche's Reform der Gesellschaft besteht in der Züchtung des Uebermenschen. Ein Volk ist ihm der Umschweif der Natur, um zu sechs, sieben großen Männern zu kommen. „Die Menschheit als Masse dem Gedeihen einer einzelnen stärkeren Spezies Mensch geopfert — das wäre ein Fortschritt." An Stelle der Lügenlosung vom Wohle der

*) Politisches Jahrbuch der Schweizer Eidgenossenschaft von C. Hilty, IV. Bern 1889, S. 481.

**) Adler, Art. Anarchismus. S. 261.

***) Z. B. Bruno Wille, der Verfasser der Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Berlin 1894.

†) Zucker. S. 155.

††) Vgl. insbesondere Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. 3. Aufl. 1894, derselbe, Zur Genealogie der Moral. 2 Aufl. 1892, ferner: L. Stein, Fr. Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Berlin 1893.

Meisten stellt er die „furchtbare und entzückende Gegenlosung vom Vorrechte der Wenigsten“ auf und beschwört die herrschenden Mächte „hart zu sein.“ Sein Menschheitsideal verkörpert der über die „Sklavenmoral“ des demokratischen Christentums erhabene, „moralinfreie“ Gewaltmensch, in dem die „prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie“ nicht zu verkennen ist, die Synthese von „Unmensch und Übermensch.“ Nietzsche's freie, sehr freie Geister haben selbst der Wahrheit den Glauben zu kündigen und werden auf den Wahlspruch des Assasinenordens: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt“ aufmerksam gemacht. Ja noch mehr: „Der Verbrechertypus, das ist der Typus des starken Menschen unter ungünstigen Bedingungen, ein krank gemachter starker Mensch. Ihm fehlt die Wildnis, eine gewisse freiere und gefährlichere Natur- und Daseinsform, in der alles, was Waffe und Wehr im Instinkt des starken Menschen ist, zu Recht besteht.“ „Die Grausamkeit macht die große Festfreude der Menschheit aus, sie ist als Ingrediens fast jeder ihrer Formen zugemischt.“ „Leidensehen thut wohl. Leidenmachen noch wohler.“ Die Grausamkeit, die Lust an der Verfolgung, am Überfall, am Wechsel, an der Zerstörung, ist das auszeichnende Merkmal einer wirklichen Herrenklasse. Von diesem Standpunkte aus gelten die Verbrechen eines Cesare Borgia als ein glanzvoll-unheimliches Wiederaufwachen des klassischen Ideals der vornehmen Wertungsweise aller Dinge, und Nietzsche bedauert es innig, daß „Judäa sobald wieder triumphierte, dank jener gründlich pöbelhaften (deutschen und englischen) Ressentiments-Bewegung, welche man die Reformation nennt.“

Ärgere Cynismen als Nietzsche haben auch die extremsten Vertreter des Terrorismus nicht ausgesprochen, und das berüchtigte Wort des Pariser Anarchisten Tailhade: „Was scheren uns die Opfer, wenn nur die Geste schön ist? Was kommt auf den Tod unbestimmten Menschenvolkes an, wenn das Individuum sich durch ihn bekräftigt?“ verliert im Lichte des Nietzscheanismus viel von seiner Merkwürdigkeit.

Bei den sehr gebieterischen Schranken, die der moderne Staat gegen ein Übermenschentum nach dem Herzen Nietzsches aufstellt, ist es nur folgerichtig, wenn der Staat, dieser „neue Götze“, von ihm ingrimmig gehaßt wird. Man höre, was er Zarathustra sagen läßt:*)

„Staat? Was ist das? Wohlan! Jetzt thut mir die Ohren auf, denn jetzt sage ich euch mein Wort vom Tode der Völker.

Staat heißt das kälteste aller kalten Ungeheuer. Kalt lügt es auch; und diese Lüge kriecht aus seinem Munde: „Ich bin der Staat, bin das Volk.“ . . .

Vernichter sind es, die stellen Fallen auf für viele und heißen sie Staat, sie hängen ein Schwert und hundert Begierden über sie hin.

Wo es noch Volk giebt, da versteht es den Staat nicht und haßt ihn als bösen Blick und Sünde an Sitten und Rechten. . . .

Aber der Staat lügt in allen Zungen des Guten und Bösen; und was er auch redet, er lügt — und was er auch hat, gestohlen hat er's.

Falsch ist alles an ihm; mit gestohlenen Zähnen beißt er, der Bissige. Falsch sind selbst seine Eingeweide.

Sprachverwirrung des Guten und Bösen: dieses Zeichen gebe ich euch als Zeichen des Staates. Wahrlich, es winkt den Predigern des Todes!

Viel zu viele werden geboren: für die überflüssigen ward der Staat erfunden!

Seht mir doch, wie er sie an sich lockt, die Viel-zu-Vielen! Wie er sie schlingt und kaut und wiederkäut!

„Auf der Erde ist nichts Größeres als ich: der ordnende Finger bin ich Gottes“ — also brüllt das Untier. Und nicht nur Langgeohrte und Kurzgeäugte sinken auf die Kniee! . .

Staat nenne ich's, wo Alle Gifttrinker sind, Gute und Schlimme: Staat, wo Alle sich selber verlieren, Gute und Schlimme: Staat, wo der langsame Selbstmord Aller — „das Leben“ heißt . . . .

Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist.“

*) Nietzsche, Also sprach Zarathustra. 4. Aufl., 1895, S. 69—72.

Auf die Entwickelung des Anarchismus können solche Lehren in doppelter Weise fördernd einwirken.

Nehmen wir an, die Angehörigen der oberen Gesellschaftsschichten schenkten der Mahnung Nietzsches Gehör, daß „eine gute und gesunde Aristokratie mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnehme, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen.“ Nehmen wir an, sie gäben sich alle Mühe, um die Behauptung Nietzsches, das Leben sei im wesentlichen „Aneignung, Verletzung, Überwältigung des Fremden und Schwachen, Unterdrückung, Härte, Aufzwingung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens, Ausbeutung“, durch ihr Betragen zu rechtfertigen. Es kann heute einem Zweifel wohl nicht unterliegen, daß diese „Viel-zu-Vielen“ sich das nicht bieten lassen würden. Nicht einmal unsere Neger in Ostafrika und Kamerun, die, wie Herr von Wißmann erklärt*), ein äußerst feines Gerechtigkeitsgefühl besitzen, lassen sich die Uebermenschen à la Leist, Wehlan, Schroeder und Peters gefallen. Die Lehre Nietzsches, zur Maxime praktischen Handelns auf Seite der oberen Stände gemacht, müßte eine furchtbare soziale Erhebung heraufbeschwören. Es würde zu einem neuen „Sklavenaufstand“ kommen, vielleicht zu einem noch viel wirksameren als das Christentum ist, dessen Sieg Nietzsche nicht müde wird zu beklagen. Jedenfalls würde sich vom Boden des Nietzscheanismus aus auch kein Argument gewinnen lassen, welches die Massen des Volkes abhalten könnte, ihr Leben in dieser Weise zu „bejahen“ und den Kampf gegen die oberen Schichten bis aufs Messer zu führen. Das Ideal der Netschajew und Krapotkin, die Pandestruktion, die Zerstörung der ganzen Kultur würde nur zu bald erreicht sein.

Im übrigen können auch Männer auftreten, die, von Nietzsches Größenwahn angesteckt, sich als Uebermenschen ansehen, die, wenn sie in den oberen Kreisen keine genügende Würdigung finden oder erhoffen, den Acheron erregen, durch Aufreizung und Aufwiegelung der Massen revolutionäre Stürme entfesseln. So mancher fühlt sich bereits als „krank gemachter starker Mensch, dem die Wildnis fehlt, jene gewisse freiere und gefährlichere Natur- und Daseinsform, in der alles, was von Waffe und Wehr im Instinkt des starken Menschen ist, zu Recht besteht.“ Warum sollen solche Leute nicht versuchen sich durch Zerstörung und Umsturz jene Wildnis zu schaffen, in der sie allein gesunden können? Rechtfertigt der Wahlspruch: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt,“ mit dem Nietzsche kokettiert, nicht jedes anarchistische Verbrechen?

Also gleich viel, mag der Jünger Nietzsches, der sich mit einer ästhetischen Bewunderung des Meisters nicht zufrieden giebt, sondern dessen Lehre zur Richtschnur seines Handelns auserwählt, den oberen oder unteren Gesellschaftsschichten angehören, immer wird der Anarchismus dabei seine Rechnung finden.

(Schluß folgt.)

Die jüngste Kirche?

Ein Interview mit Dr. Stanton Coit. (Aus dem Englischen.)

Das Kruzifix fiel mir sofort in die Augen. Es schimmerte zwischen den Büchern und Bildern in Dr. Coits Studierzimmer hervor. Mit vielen der Bücher schien es in schreiendem Widerspruch zu stehen. Wie kam es nur so in nächste Nähe mit Renan, Bauer, Strauß, Kolenso, mit Stuart Mill, Robertson Smith, mit Ralph Waldo Emerson? Ich sah den Herrn Doktor nachdenklich an. Er trug weder die geistliche Binde zur Schau, noch das geistliche Lächeln. Ich entsann mich zugleich, daß er gelegentlich mit Erfolg von humani-

*) In einem Vortrage über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutsch-Ostafrika, gehalten in der Internationalen Gesellschaft für vergleichende Rechtspflege und Volkswirtschaft zu Berlin am 22. Oktober 1896.

tarischen Rednerbühnen herab gesprochen habe. Sicherlich war ihm der geistliche Tonfall nicht eigen. Er sprach wie ein Mann von Welt, ein Mann, der sich auf beiden Seiten des Ozeans in der guten Gesellschaft bewegt hat. Ich schickte mich an, dies psychologische Rätsel zu entwirren.

„Sie meinen also, Herr Dr. Coit, daß London C. wiederum einer neuen Kirche bedarf?“

„Sie mögen es so nennen, wenn Sie wollen“, antwortete er, „aber meine Freunde und ich ziehen vor, uns eine ethische Gesellschaft zu nennen. Eine Kirche sollte in der That eine Gesellschaft sein, und Sie wissen, daß der verstorbene Professor Seeley in seinem „Ecce Homo“ das Werk Christi als die Gründung einer neuen moralischen Gemeinschaft beschrieb. Eine solche Gemeinschaft oder Gesellschaft bieten wir solchen Seelen, die geistige Kameradschaft und Stärkung suchen.“

„Geistige Genossenschaft!“ Doch wenn ich über ihre Versammlung recht berichtet bin, so haben die Ethiker weder Altar, noch Abendmahl, noch Gebet, geschweige denn ein Dogma!“

„Sie haben recht gehört“, antwortete der Doktor, ohne von dem Tone des Protests in meinen Worten berührt zu werden.

„Wir betrachten diese Dinge als Formen, welche der geraden Frömmigkeit unserer Väter genügten und sogar noch heutzutage das Gewand der Andacht manch eines ernsten Menschen, Mann oder Weib, sind, welche aber keine wesentlichen Voraussetzungen sind für moralisches Wachstum und moralische Gemeinschaft.“

„Verzeihen Sie die einfältige Frage, Herr Dr. Coit, aber glauben Sie, daß Atheisten oder Agnostiker oder Positivisten sich in einer ethischen Versammlung zusammenfinden könnten, und ebenso großen sittlichen Gewinn davontragen könnten, als wenn sie zur Kirche gegangen wären, wo Theologie Voraussetzung und Grundlage des Gottes-Dienstes sind?“

„Gewiß glaube ich das“, erwiderte der Doktor, „aber warum sprechen Sie denn nur von Atheisten, Agnostikern und Positivisten? Warum fügen Sie nicht hinzu: Christen? Männer und Frauen sollen sich zu unseren Sonntag-Abend-Meetings versammeln, nicht als Anhänger oder Nichtanhänger eines theologischen Glaubensbekenntnisses, sondern als Glieder einer großen, menschlichen Familie. Sie sollen die trennenden Glaubenssätze vergessen, die nur Mißverständnis schaffen. Sie sollen sich herausgehoben fühlen aus den engen Grenzen ihrer arbeitsmüden, verdrossenen, kleinlichen Werktags-Umgebung ins höhere Reich der Menschlichkeit, wo sie ihr niederes Selbst verlieren und ihr besseres Selbst finden. Dies klar empfundene und erkannte soziale Selbst ist die Wahrheit und die Macht, welche heiligt, belebt und beglückt.“

Zweifelnd zaudere ich einen Moment.

„Ja, Dr. Coit, das klingt recht schön. Aber es wird Ihnen wohl kaum gelingen, die Surrey-Masonic-Hall zu füllen, wenn Sie den Leuten ein Evangelium bringen, das des alten vertrauten Glaubens ermangelt und keins der alten religiösen Losungsworte kennt. Ihr System ist gefährlich neu.“

„Sie sind völlig im Irrtum“, erwiderte Dr. Coit mit bedeutsamer Handbewegung. „In einem Sinne ist es neu. Erst vor 20 Jahren begann die ethische Bewegung durch Dr. Felix Adler in New York. Aber unsere Doktrin ist so alt wie Petrus und Paulus, so alt wie der Buddhismus, so alt wie die Vedas der Inder, so alt wie die Tempel Egyptens.“

„Das ist schwer verständlich, bitte, erklären Sie mir's.“

„Ich will Ihnen Fragen stellen“, sagte Dr. Coit fast heftig. „Sind die Verbreiter all der verschiedenen Religionen der Welt einig gewesen in ihren Lehren über Gott, ein künftiges Leben, oder in den Formen der Andacht?“

„Wahrlich nicht.“

„Gab es irgend etwas, worin sie übereinstimmten?“

„Ich wüßte nicht.“

Ich aber behaupte, daß etwas da war: waren sie nicht alle eins in ihrer Hochhaltung des sittlichen Lebens? Waren sie nicht alle einig im Lobe des Widerstandes gegen Versuchungen? im Preise des Gehorsams gegen die Vorschriften des Gewissens, der Reue, der unschuldigen Lippen und der Selbstbeherrschung, des reinen Herzens, der Nächstenliebe, der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit?

„Bis zu einem gewissen Grade, glaube ich, thaten sie das, aber sie waren weit entfernt von Übereinstimmung in allen Punkten ihres Sittenkodex.“

„Die Hauptsache haben Sie verfehlt“, fuhr der Doktor fort, „es wäre Thorheit, zu erwarten, daß alle Zeitalter und alle Nationen genau übereinstimmten in ihrer Meinung über alle Einzelnheiten der Lebensführung. Aber hat nicht jede Religion, jede philosophische Schule ihr Ideal von Moralität aufgestellt, damit die Menschen sich danach richteten?

„Ja, das glaube ich.“

„Nun“, sagte Dr. Coit, „auf diesem Gebiete reichen wir allen Religionen und allen philosophischen Systemen die Hand. Der Unterschied indessen liegt darin, daß, während die Kirchen ihrer Hingebung an das sittliche Ideal in theologischen Ausdrücken Worte verleihen, wir von der ethischen Bewegung die unwesentlichen Formen abwerfen und es den Menschen ans Herz legen, sich ganz und ungeteilt dem Dienste des Sittengesetzes hinzugeben.“

„Wohl, aber wird euer Sittengesetz die Autorität des göttlichen, alten Gesetzes besitzen, welches Moses vom Berge Sinai herabbrachte?“

„Es war nicht die Steintafel, welche das Sittengesetz groß machte“, bemerkte der Doktor, „sein Wert und seine Würde wohnen ihm selbst inne. Ich bin überzeugt, daß auch die ungebildete Menge dahin gebracht werden kann, gleich dem Philosophen Kant, sowohl die Herrlichkeit des gestirnten Himmels über sich als die des Sittengesetzes in sich zu empfinden.“

„Und was für eine Botschaft bringen Sie denn der Menge?“

„Unsere Botschaft ist für Menschen aller Klassen, aller Religionen.

Wir fordern alle vor die Schranken des Gewissens.

Wir ermutigen alles Streben nach einem besseren und reineren Leben, möge es sich nun äußern in einer Arbeiter-, einer Frauen- oder einer Erziehungsbewegung, oder in jedwedem andern Streben aus Nacht zum Licht.“

„Wer weiß“, bemerkte ich ein wenig cynisch, „ob Sie nicht bloß eine Stimme in der Wüste sein werden.“

„Die Omen sind für uns“, antwortete der Ethiker, „in Amerika haben wir blühende Gesellschaften, London hat ihrer sechs. Ich komme eben aus der Schweiz zurück, wo ich dem internationalen Kongreß der ethischen Gesellschaften beigewohnt habe. Es waren Vertreter aus Amerika, England, Deutschland, Österreich, der Schweiz und Italien dort; und zwei französische Delegierte waren offiziell vom französischen Unterrichtsministerium gesandt worden.“

„Warum gerade von jenem Ministerium?“

„Weil wir dem Studium der ethischen Jugenderziehung ganz besondere Sorgfalt zuwenden. Hier in C. (ärmerer Stadtteil im Süden Londons) haben wir eine Sonntagsschule für den Moralunterricht der Kinder eröffnet. In der Unterweisung wird jegliche Bezugnahme auf religiöse Dogmen von der Hand gewiesen, und es wird nur bei den persönlichen und Bürgerpflichten verweilt.“

„Noch eins, Dr. Coit. Kommen Sie als Prediger oder als Sprecher zu uns?“

Dr. Coit lächelte.

„Wenn an Kopf und Herz appellieren predigen heißt, so bin ich Prediger.“

„Und Ihre Reden sind Predigten?“

„Kommen Sie selbst und hören Sie. Die Sache, nicht der Name ist von Bedeutung.

Wir bestreben uns in unsern Vorträgen, schwierige Probleme der Pflicht zu lösen, bessere soziale Zustände auszumalen, die eine oder andere schöne, doch unbeachtet ge-

lassene Seite des menschlichen Lebens ans Licht zu bringen, ein vergessenes Stückchen Land, auf dem Menschenglaube und Hoffnung gedeihen können; dem unschlüssigen Wanderer einen Fingerzeig auf den rechten Weg zu geben, und auch wohl die Seelen zu einem Gipfelpunkt des Trachtens und Strebens zu erheben, von welchem sie das ganze Gebiet der Erfahrung überschauen und ermessen können. Auch wir empfinden andächtige Sehnsucht und dienen in Demut unserm Ideal. Auch wir, die wir nicht die Sprache der christlichen Theologie reden, hoffen zu erfassen, was die Hingabe für die Erlösung des Menschen bedeutet, wie wir sie in der Geschichte von Golgatha finden."

Bei diesen Worten fiel mein Auge wieder auf das Kruzifix.

Kriegslust und Friedensheuchelei.

Von Theodor Briz in Berlin-Schöneberg.

Es wäre komisch, wenn es nicht doch zu ernst wäre. Der Friede ist auf Aller Lippen; niemand will als Kriegsanstifter gelten, und doch befürchtet man den Krieg. Wären wirklich Alle so friedliebend, wie sie vorgeben, so wäre auch die Besorgnis vor einem Kriege unnötig, so brauchten gar keine Bündnisse geschlossen zu werden, die, wie man uns fortwährend versichert, nur die Erhaltung des Friedens bezwecken. Friedensbund gegen Friedensbund, welcher Widerspruch! Der Krieg ist nicht ein unabwendbares Verhängnis, das über die Menschen hereinbricht; die Menschen machen den Krieg, und menschliche Leidenschaften sind seine Triebfeder. Nun ist es zwar richtig, daß „der friedlichste nicht ruhig leben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt"; das Recht der Notwehr ist zuzugeben. Das Merkwürdige aber ist, daß jeder der friedliebende und keiner der böse Nachbar sein will, während man doch des Schutzes gegen den bösen Nachbar zu bedürfen behauptet. Da muß doch irgendwo die Unwahrheit stecken.

Friedliebend waren, wenn wir ihren Worten glauben dürfen, die größten Eroberer und Menschenschlächter. Sie wurden durch eine traurige Notwendigkeit zum Kriege gezwungen. Darum ist die Versicherung der Friedensliebe nicht genügend; die Friedensliebe muß sich in der Praxis bewähren. Sie muß, wenn gänzliche Abschaffung der Kriege zur Zeit nicht zu erreichen ist, sich dadurch bewähren, daß der Anlaß zum Kriege möglichst vermieden, daß die Kriegslust gedämpft und so rechtzeitig dem Kriege vorgebeugt wird. Die so stark zur Schau getragene Friedensliebe ist doch in der That nicht ganz unwahr. Alle Mächte möchten schon den Frieden erhalten, wenn sie im Frieden das erlangen könnten, was sie erstreben. Sie fürchten den Krieg, weil sie wissen, wie furchtbar verheerend ein Krieg zwischen mehreren Großmächten unter den heutigen Verhältnissen wirken muß. Aber sie glauben auf gewisse Bestrebungen im eigenen staatlichen Interesse nicht verzichten zu können, glauben sie im Gegensatz zu anderen Mächten durchführen oder die ihre Interessen schädigenden Bestrebungen anderer Mächte abwehren zu müssen. Und hier nun hat praktische Friedensliebe sich zu bewähren; sie hat zu prüfen, ob wirklich die staatlichen Interessen, um deren willen man das Schwert glaubt ziehen zu müssen, so dringlich sind, wie vorgegeben wird. Wie notwendig dies ist, lehrt die Erfahrung. Wir haben mehrmals gesehen, daß im Laufe der Zeit die Ansichten darüber, was ein Staat im eigenen Interesse notwendig zu fordern habe, und damit auch über die Unvermeidlichkeit von Kriegen, sich geändert haben. In auffallender Weise lehrt dies die Entwickelung der orientalischen Frage. Eine Verständigung zwischen Oesterreich und Rußland in der orientalischen Frage wird als möglich bezeichnet, während man früher annahm, daß ein Krieg zwischen diesen Mächten unvermeidlich sei. Und obgleich, namentlich in deutschen Blättern, beständig versichert wird, daß es zu einem Zusammenstoß zwischen Rußland und England kommen müsse, so geht wenigstens in der öffentlichen Meinung Englands zur Zeit eine starke Strömung dahin, daß man Krieg mit Rußland zu vermeiden suchen und zu diesem Zweck gegen Rußland eine weitgehende Nachgiebigkeit beweisen soll, daß man auf Forderungen Verzicht leisten soll, deren Durchführung man früher als durch staatliche Interessen notwendig bedingt ansah.

Ein weiteres Beispiel. Vor einigen Jahren wurde ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland als unvermeidlich angesehen, und es wurde angenommen, daß dann auch Frankreich Deutschland angreifen werde. Heute aber wird in der gesamten deutschen Presse versichert, daß Rußland den Frieden mit uns erhalten wolle und daß aus Rücksicht auf Rußland auch Frankreich seine Absichten, wo nicht aufgegeben, doch vorläufig zurückgestellt habe. Somit zeigt es sich, was es mit der behaupteten Unvermeidlichkeit der Kriege manchmal auf sich hat. Denn schon ein Aufschieben des Krieges ist wertvoll, weil anzunehmen ist, daß mit der Zeit die Leidenschaften sich abkühlen. Wären nun wir Deutschen wirklich so durchaus friedliebend, wie behauptet wird, so müßte aus diesem Zurücktreten der Kriegsgefahr gefolgert werden, daß wenigstens mit der beständigen Steigerung der Kriegsrüstungen innezuhalten sei. Das ist auch ohne Zweifel die Ansicht eines großen und hoffentlich des größten Teils des deutschen Volkes, nicht aber die gewisser, sehr einflußreicher Parteien. Von diesen werden der deutschen Politik weitere Ziele gesteckt, als die bisher erstrebten, und sie glauben sich dazu umsomehr berechtigt, da wir durch das Zurücktreten jener Kriegsgefahr mehr Luft bekommen haben und uns kräftiger rühren können. Deutschland soll in die Händel der großen Welt eingreifen, soll überall, wo es eine Beute zu verteilen giebt, in den Wettbewerb um Landbesitz mit eintreten. Hat doch der allezeit an der Spitze der Chauvinisten marschierende „Deutsche Verband" vor einiger Zeit die Forderung gestellt, daß Deutschland auch, wenn die Türkei zur Verteilung komme, Ansprüche auf Landgebiet erhebe. Zu diesem Zweck sollen dem Volke weitere Lasten auferlegt, soll namentlich auf Herstellung einer starken Flotte hingearbeitet werden.

Man braucht nicht einmal ein Friedensfreund im strengen Sinne des Wortes zu sein, um solche Pläne zurückzuweisen und die darin liegende Gefahr zu erkennen. Die Verfolgung solcher Pläne bedeutet ein Hinausgehen über die der deutschen Politik bisher gesteckten Grenzen. Während wir bisher glaubten, uns von solchen Streitigkeiten fernhalten zu sollen, die uns nicht unmittelbar berührten, und nur auf Abwehr feindlicher Angriffe bedacht sein zu müssen, werden uns nun Aufgaben gesteckt, für die unsere Kräfte nicht ausreichen, zu denen wir unserer geographischen Lage nach uns nicht eignen und für die im Volke keine Neigung vorhanden ist.

Aber so abenteuerlich diese Pläne erscheinen, man sollte die Bedeutung dieser Bestrebungen nicht unterschätzen. Wir haben darin die Wirkungen des bewaffneten Friedens zu sehen. Wenn beständig der Krieg vorbereitet wird, so erscheint schließlich der dauernde Friede als Müßiggang. Und wenn es nur gewisse Gesellschaftskreise sind, die so denken, so sind es doch solche Kreise, die vielfach als tonangebend angesehen werden und die auch wohl auf die Geschicke unseres Landes einen nicht geringen Einfluß üben. Der Chauvinismus hat eine ansteckende Kraft. Das hat sich wieder gezeigt bei Gelegenheit der Preßfehde mit England, die seit einiger Zeit mit großer Lebhaftigkeit geführt worden ist. Daran haben sich Blätter beteiligt, von denen nicht vorausgesetzt werden kann, daß sie mit den „Weltpolitikern", welche die bezeichneten Bestrebungen vertreten, einverstanden sind. Und doch ist das planmäßige Hinarbeiten auf Verfeindung mit England ganz im Sinne dieser Politiker. England mit seiner großen Seemacht und seinem weitverbreiteten Länderbesitz wird von ihnen als das Haupthemmnis ihrer Vergrößerungspläne betrachtet. Und weil sie einen Krieg mit England für das geeignetste Mittel, Deutschland die gewünschte Ausbreitung zu verschaffen, halten, machen sie es, wie alle Kriegsanstifter: sie suchen den Gegner ins Unrecht zu setzen. England wird von ihnen der boshaftesten Absichten beschuldigt, und nicht bloß Deutschland, sondern alle Welt wird angerufen, diesen Störenfried zu züchtigen. Zugleich suchen sie England als so schwach und verächtlich hinzustellen, daß man meinen sollte, es müsse mit dieser Macht leicht fertig zu werden sein.

Ist das denn nicht die Art, wie der Chauvinismus immer verfährt? Die Volksstimmung wird gegen England zu erregen gesucht, und dabei werden falsche Vorstellungen über die Macht und Bedeutung Englands zu verbreiten gesucht. Und wie trügerisch ist die Spekulation auf fremde Hilfe. Wir hören beständig, daß England gänzlich isoliert sei und von allen anderen Mächten gehaßt werde. Hierbei aber ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Denn der Englandshaß ist nirgends so kräftig, wie bei unseren Chauvinisten, und daß ein Weltbund gegen England zu stande kommen sollte, dafür fehlt es ganz an Anzeichen.

Auch das kann nicht zur Entschuldigung dienen, daß die englische Presse öfter einen unfreundlichen Ton gegen Deutschland anschlägt. Diese Feindseligkeit ist, obgleich das bestritten wird, durch Angriffe von deutscher Seite provoziert. Und selbst wenn dies nicht so wäre, so dürfte doch echte Friedensliebe solche Bezeugungen einer feindseligen Gesinnung nicht zum Anlaß nehmen, sie durch Gehässigkeiten noch zu überbieten und planmäßig den Volkshaß gegen das fremde Volk zu schüren. Das Verhalten

eines großen Teils unserer Presse gegen England zeugt von Sorglosigkeit und Uebermut; es wird dabei die Vorsicht außer acht gelassen, die uns in unserer Lage so nötig thut.

Es ist schwer zu sagen, ob und wie weit auch die Regierung das Verhalten unserer englandfeindlichen Presse billigt. Jedenfalls haben sich Blätter, die als regierungsfreundlich gelten, an den Angriffen auf England beteiligt. Diese Feindseligkeiten scheinen uns den Weg zu einem engeren Anschluß an Rußland bahnen zu sollen. Ob dies Bemühen nicht verfehlt ist, muß die Zukunft lehren. Wenn einmal Interessengegensätze die Politik beherrschen, wenn Bündnisse, gegenseitige „Assekuranzen“ nötig sind, damit man der Gefahr der Isolierung entgehe, so verspricht schwerlich uns Deutschen ein enger Anschluß an unseren östlichen und unseren nächsten westlichen Nachbar die größtmögliche Sicherheit.

Streiflichter.

Die „christliche Welt“ über den Züricher ethischen Kongreß. In drei Novembernummern der „christlichen Welt“ bespricht ein Herr von Schultheß-Rechberg den Züricher Kongreß der ethischen Gesellschaften. Wir bringen daraus folgende Schlußworte:

„Bei den Verhandlungen des internationalen Kongresses interessierte am meisten der Stifter der Ethischen Gesellschaften, Professor Felix Adler aus New-York. Ich hörte ihn über die Unwahrheit der Menschen und der Verhältnisse als den größten Schaden des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart reden. Die entschlossen sind, unter allen Umständen wahr zu sein, sollen sich verbinden und so eine Macht der Wahrheit werden, die die unwahren Verhältnisse überwindet. Ein solcher Verband greift wie die gesellschaftlichen Verhältnisse selbst über die Landesgrenzen hinaus, er muß international sein. Er legte ein neues Programm für die Ethischen Gesellschaften vor, in dem der praktisch-ethische Gesichtspunkt und das internationale Interesse im Vordergrunde stehen.

. . . Professor Jodl in seiner Schrift: „Wesen und Ziel der ethischen Bewegung in Deutschland“ erkennt an, daß die Kirchen von jeher in der Hauptsache dasselbe Werk treiben, wie die Ethischen Gesellschaften. Warum denn nicht mit der Kirche gehen? Weil die Religion, deren Pflegerin die Kirche ist, bei den Gebildeten unserer Tage in weitem Umfang keine Wahrheit und Kraft mehr bedeutet. Es erwächst daraus die Aufgabe, diesen Kreisen auf andere Weise die Motive einer sittlichen Lebenshaltung darzubieten. Das ist's, was die Ethischen Gesellschaften sich zur Aufgabe gemacht haben. Wir können den bezeichneten Notstand nicht bestreiten, und wir wollen uns, so schmerzlich es ist, daran erinnern lassen, daß es uns noch nicht gelungen ist, ihn zu überwinden. Aber wir können uns trotzdem nicht davon überzeugen, das es für die Durchdringung unserer Gebildeten mit sittlichem Geist und sittlicher Kraft je ein anderes Mittel geben werde als die sittliche Religion, als das Evangelium Jesu Christi. Möge uns Gott verleihen, bald den Ausdruck zu finden, in dem es unsere Gebildeten und geistig Regen ebenso ergreifen könnte und müßte wie ihre Vorgänger in den Tagen der Reformation, möge er uns die Persönlichkeit oder die Gruppe von Persönlichkeiten schenken, die unserer Zeit den Dienst zu leisten vermögen, den Luther seiner Zeit erwies. Inzwischen thun wir mit dem Evangelium in Herz und Mund unser Bestes. Die „Ethiker“ mögen es nach ihren Ideen versuchen; sollte es ihnen gelingen, ethische Kräfte zu wecken, so wird es in keinem Fall wider uns geschehen.

Vielleicht dürfte in einem besonderen Punkt die Kirche von den Ethischen Gesellschaften zu lernen haben, nämlich hinsichtlich des Rechts und der Aufgabe sittlicher Belehrung. Wohl liegt, um den Willen zu motivieren, alles an der Gesinnung, aber der gute Wille soll auch den zweckdienlichsten Weg durch die konkreten Verhältnisse des Lebens finden. Das bekannte Wort Augustins Ama et fac quod vis sagt für die sittliche Gesinnung alles, aber für die Kunst der sittlichen Lebensführung sehr wenig. Im Eifer der Reaktion gegen die katholische Kasuistik verkannte man vielfach, daß die in der Erfahrung des gemeinschaftlichen Lebens erworbene Klugheit eine unerläßliche und eine der nützlichsten Tugenden ist. Es ist den Ethischen Gesellschaften zum Verdienst anzurechnen, daß sie im Gegensatz dazu auf das Bedürfnis einer sittlichen Beratung des Individuums aufmerksam geworden sind.

Zum Schluß noch die Frage: Sind die Ethischen Gesellschaften mit den erforderlichen geistigen Mitteln ausgerüstet, um die von ihnen übernommene Aufgabe durchzuführen? Ich muß diese Frage auf Grund des mir bekannten Materials verneinen. Die Gründe dafür sind im Verlauf dieser Mitteilungen zur Sprache gekommen, ich will mich nicht wiederholen. Den Ethischen Gesellschaften würde dann geholfen werden, wenn eine Persönlichkeit von hervorragender, moralischer Kraft, ich denke an einen Mann vom Schlage Carlyles sich in ihrer Mitte erhöbe. Ein solcher würde sie dann aber auch notwendig mit einem ganz anderen Geiste erfüllen, mit einem Geiste, der sie — wie ich nicht zweifle — uns um ein gut Stück näher bringen müßte.“

Unser Kritiker hat Recht: Carlyles und Kingsleys sind aus unserer Mitte noch nicht erstanden, und die geistigen Kräfte, die uns zu Gebote stehen, sind leider noch mit ihrer Arbeitsleistung anderweitig gebunden; die ethische Bewegung in Deutschland hat bis jetzt noch keine Lebensstellung begründen können, die eine sorgenlose und ungeteilte Hingebung an die große Sache ermöglicht; das Christentum dagegen hat seit Jahrhunderten in jeder Dorfkirche einen Vertreter, der nichts zu thun hat, als der Ausbreitung des Evangeliums zu leben. Aber unsere Sache ist auch erst im Anfang und unsere Aufgabe so groß und dringend, daß wir um den Zuzug weiterer geistiger Kräfte nicht bange sind. Die Thatsache, daß fast auf allen freien Plätzen unserer Großstädte Gotteshäuser stehen, ohne daß aus ihnen ein lebendiger Strom von Licht und Milde in die schweren sittlichen Konflikte der Gegenwart dringt — sondern auch nur Unduldsamkeit, Ueberhebung und Sondergeist — diese Thatsache zeigt eben doch überwältigend, daß die Frage der ethischen Seelsorge einmal anders angepackt werden muß. Eine Ahnung davon hat auch der Verfasser der obigen Betrachtung. Aber er wagt dem Tag noch nicht ins Gesicht zu sehen. Er glaubt, es komme nur auf große Persönlichkeiten an, um wieder evangelischen Einfluß auf weitere Kreise zu gewinnen, während er sich doch klar machen müßte, daß diese Persönlichkeiten nur soweit ins Allgemeine wirken können, als sie mit ihren intimen religiösen Voraussetzungen zurückhalten und eine Sprache reden, welche die Bekenner aller Weltanschauungen zu ergreifen vermag.

Weltanschauung, Glaubenslehre und religiöser Kultus bestimmter historischer Erscheinungen können bei der wachsenden geistigen Befreiung der Menschheit nur noch Sektenbildungen hervorrufen, und selbst diese Sektenbildungen werden für das geistig fortschreitende und vom Leben geprüfte Individuum nur Durchgangspunkte, nicht aber Lebensquellen seiner gesamten Innenentwicklung sein — folglich muß man die moralische Seelsorge gänzlich von der Anknüpfung an die wechselnden Gemütsbedürfnisse trennen. Früher war die Kirche die einigende geistige Macht der Kulturwelt — heute verliert sie Schritt für Schritt diesen Boden, weil sie sich den geistigen Voraussetzungen solcher einigenden Mission nicht mehr anzupassen vermag: sie sucht nicht mehr das Allen Gemeinsame und faßt es in weihevolle Form, sondern sie will ihre Sondergedanken und Sondersymbole der Welt als Gemeinsamkeitssache aufdrängen; daran geht sie zu Grunde.

Daß in unserer ethischen Bewegung sofort eine Fülle geistiger Kräfte zur Lösung der von der Kirche vernachlässigten Aufgaben bereit sein würde, das haben wir selbst nicht erwartet; man darf es aber schon als eine gesunde und folgenreiche geistige Leistung betrachten, daß die Notwendigkeit des Bruchs mit der biblischen Gebundenheit des sittlichen Denkens einmal ohne jeden Kompromiß mit der herrschenden Finsternis in die Welt gerufen worden ist. F.

Aus der ethischen Bewegung.

Königsberg i. P. Die hiesige Abteilung hat nach dem Muster der Berliner Einrichtung ebenfalls eine Auskunftsstelle für Wohlfahrtseinrichtungen begründet und bereits zwei Vortragsabende über die vorhandenen Organisationen auf diesem Gebiete abgehalten.

Straßburg i. E. Hier wird im November ein Kursus von 5 populären Sonntagsvorträgen abgehalten; es sprachen bisher Dr. A. Pfungst über „Buddha und seine Lehre“ sowie Prof. Dr. Herkner über „den Anarchismus im Lichte der Kritik“.

Frankfurt a. M. In der hiesigen Abteilung hielt Herr Prof. Dr. Staudinger aus Worms drei Vorträge über „Idealismus und materialistische Geschichtsauffassung“. Er zeigte, daß die wirtschaftliche Erklärung der Kulturentwickelung nicht im Gegensatz zum Idealismus stehe, letzterer könne sich aus der materialistischen Erklärung herausentwickeln, ebenso wie der Duft der Rose Duft bleibt, obgleich sich die Rose aus schmutzigem Erdreich entwickle.

Berlin. Die Auskunftsstelle der D. G. E. K. hat im Anschluß an das vor einigen Monaten von ihr herausgegebene Auskunftsbuch „die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins“ jetzt eine Bibliothek enthaltend Statuten, Verwaltungsberichte und andere Drucksachen der Berliner Wohlfahrtseinrichtungen eingerichtet. Durch fortgesetzte Ergänzung des Materials strebt sie eine an keiner anderen Stelle erreichte Vollständigkeit auf diesem Gebiete an und hofft, den Wünschen weiter für die Berliner Wohlfahrtseinrichtungen sich interessierenden und im Dienste der Wohlfahrtspflege thätigen Kreise entgegenzukommen, indem sie die Benutzung der Sammlung an Ort und Stelle Jedermann gestattet.

Bücherbesprechungen.

Der Lebenskünstler. 5 Novellen von Gabriele Reuter. Berlin, Verlag S. Fischer.

Hat denn seit Heinrich Heines Zeit in unserm deutschen Vaterland wieder einmal jemand mit so fröhlicher Wucht, so zermalmender Ironie auf Heuchelei Feigheit und Selbstsucht losgeschlagen, wie Gabriele Reuter? Nein, losgeschlagen ist nicht das rechte Wort. Mit

photographischer und künstlerischer Treue und Lebendigkeit, schlicht und knapp gezeichnet steht der Typus da, von dem man, ach, noch ein Weilchen hoffen möchte, daß er nur eine Spezialität, ein Auswuchs sei. Doch nun beginnt vor unsern Augen die Vivisektion, der wir in ihrer humorvollen Sicherheit und Logik nicht anders als mit Lust folgen können, wenn auch während des Prozesses die Einsicht kommt, daß eben nur an einem von tausend ähnlich Erkrankten der Schaden demonstriert wird.

Hast du, o lieber Leser, diesen Novellenschatz, oder das Büchlein von der „Tochter aus guter Familie“ beendigt, so zeigt sich die Macht dieser Schöpfungen recht im Gegensatz zu denjenigen von Ibsen, Sudermann und andern modernen, scheinbar Epoche machenden Schriftstellern, deren Werke du nicht bei seite legen kannst, ohne verwundert und beschämt zu sein, daß du im Banne ihrer genialen und fesselnden Schreibweise so ganz die sittliche Confusion, die Lichtlosigkeit und damit auch die Unwahrheit ihrer Produktion übersehen konntest. Nun lehnst du sie ab, nicht nur mit dem Gefühl, Zeit und Freudigkeit verloren zu haben, sondern auch voll Besorgnis, daß in vielen Gemütern die Macht der glänzenden Mache das richtige Urteil verwirre und beschädige.

Die G. Reuterschen Gestalten aber, lange noch nachdem wir ihre Bekanntschaft gemacht, leben, wachsen und folgen unausweichlichen Gesetzen. Die Genialität und Sicherheit der Beobachtung, das gesunde edle Maßhalten, entzückt uns dauernd, wie alles Echte, ohne daß wir fragen: was ist hier denn wohl Selbsterlebtes, wie und wo mag denn wohl jene Erfahrung oder intime Seelenkenntnis gewonnen sein? Es geht uns bei G. Reuter vielmehr oft so, wie bei ihrem großen und guten Namensvetter, unter dessen Gestalten-Reichtum sich immer ein Träger, ein Spiegel unserer eigensten Schwächen und Fehler findet.

Unter den jetzt erschienenen Novellen möchte man wohl den Hätschelkinder hervorheben, als ein schrecklich schönes Conterfei von Allem, was je von mütterlichem Unverstand großgezogen und beschönigt, von falscher Toleranz geduldet und gefördert, vergiftend in Nähe und Ferne wirkt. Doch was wird erst die jung verlebte Männerwelt zum „Lebenskünstler“, dem wurmstichigen Helden der Titel-Novelle sagen? Wenn sie sich getraut, ihn zu lesen und zu sagen: „Das sei doch nicht so schlimm“ — dann haben freilich die Frauen eine andere Meinung.

Ina Foerster.

Weihnachten naht heran und wir sind gar oft in Verlegenheit, wie wir für Geschenke unser Geld nützlich anbringen können. — Da will ich denn nicht unterlassen, unsere ethischen Freunde noch einmal auf unseren am letzten Weihnachten verstorbenen Dichter Leopold Jacoby aufmerksam zu machen: durch das Geschenk seiner prächtigen Cunita wird gewiß dauernde Freude in jedes Haus getragen. — Der Preis der Prachtausgabe (groß 4° mit stilvolem Einband) ist von Mark 10.— auf Mark 6.— herabgesetzt worden, und die sehr hübsche Volksausgabe kostet geb. nur Mark 2,50. Die Käufer arbeiten zudem an einem Werke der Pietät mit, da der Gewinn für ein Denkmal des Dichters bezw. die weitere Verbreitung seiner Werke bestimmt ist — Es wäre auch im allgemeinen sehr dankenswert, wenn sich mehr und mehr die Gewohnheit einbürgerte, anstatt unnützer Dinge bei allen Anlässen, wie z. B. bei Hochzeitsgeschenken rc. Bücher zu stiften; dadurch würde ein dauernderes Andenken auch an den Geber geschaffen, als durch die üblichen, oft so nutzlosen und vergänglichen Dinge: gerade in solchen scheinbaren Kleinigkeiten kann sich der wahre, d. h. der denkende „Ethiker“ von der gedankenlosen Menge unterscheiden! —

Zürich, November 1896. Gustav Maier.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint
jeden Sonnabend.
Preis viertelj. 1.60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postanstalten.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2234.

Ethische Kultur

Inserate:
Die viergespaltene
Petitzeile 40 Pf.
Annahme in allen
Annoncenbureaux
und in der
Expedition SW.,
Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 5. Dezember 1896.	Nr. 49.

Inhalt: Marx gegen die Marxisten. Von J. Platter. — Der Anarchismus. Von H. Herkner. (Schluß.) — Über Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts". Von W. Foerster. — Die Gewohnheit. Von John Henry Mackay. — Streiflichter: Kanonen-Sozialismus. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. Abteilung Breslau. Abteilung Jena. — Bücherbesprechung: Albrecht Rau, Empfinden und Denken (A. Mülberger).

Marx gegen die Marxisten.

Von Prof. J. Platter in Zürich.

Ich glaube mich nicht gänzlich zu irren, wenn ich annehme, daß einige Leser der „Ethischen Kultur" nicht vollkommen bewandert sind in den Schriften von Karl Marx. Vielleicht darf ich sogar einen Schritt weiter gehen und die Vermutung aussprechen, daß ein sehr beträchtlicher Teil derselben, sowie der deutschen Nation im allgemeinen, von den übrigen Völkern gar nicht zu sprechen, den zweiten und dritten Band des „Kapital" kaum oberflächlich angesehen, vielleicht nicht einmal zu Gesicht bekommen hat. Und doch sind gerade im dritten und letzten Bande mitunter sehr interessante Dinge zu lesen. Ich will nicht sagen, daß er etwa, alles in allem genommen, der beste ist. Marx hat die darin enthaltenen Ausführungen aller Wahrscheinlichkeit nach selbst noch nicht für druckreif angesehen und eine weitere Überarbeitung nötig erachtet, sonst würde er vermutlich selbst bei seinen Lebzeiten an die Herausgabe geschritten sein. Und sein Freund und Mitstreiter Friedrich Engels hat — und wohl mit Recht — den Versuch unterlassen, an dem litterarischen Nachlaß des Dahingeschiedenen seine eigenen Kräfte zu erproben und denselben für den Druck nach eigenem Gutdünken herzurichten. Wir finden daher in diesen posthumen Publikationen mitunter eine fast unerträgliche Weitschweifigkeit, die ja einem Manne, der seine Gedanken zunächst nur für sich aufzeichnet und durch breites Auseinanderziehen sich seinen Gegenstand zur vollsten Klarheit bringen will, sehr wohl gestattet sein mag, während sie auf den fremden, besonders den sachkundigen Leser höchst bedrückend wirkt. Daneben manchmal schwere Lapsus im Stil, eine mitunter ganz unbeholfene Ausdrucksweise u. s. w., kurz allerlei Merkzeichen, daß der Autor sich's noch in Schlafrock und Pantoffeln bequem machte und gewiß nicht daran dachte, in diesem Studierzimmer-Kostüm vor das große Publikum zu treten. Den verständigen, fachmännischen Leser kann das alles aber nicht dauernd verstimmen, er fühlt doch auf jeder Seite, daß er das Glück hat, mit einem Nationalökonomen allerersten Ranges zu verkehren, von dem speziell im dritten Band außerordentlich viel zu lernen ist. Wäre derselbe auch noch wirklich gut redigiert, alles Wichtige auf einen kurzen, präzisen Ausdruck gebracht, aller unnötige, von Marx ja im ganzen „Kapital" mehr oder weniger angewandte Hokuspokus in Form und Manier weggelassen, so würde der dritte Band auch für ein weiteres, ernsthaftes Publikum von größtem Interesse sein und ihm zu eingehender Lektüre dringendst empfohlen werden müssen. Denn hier steigt Marx von der blauen, fernen, für die meisten ganz unerreichbaren und unsympathischen Himmelshöhe der Abstraktion zur realen Welt der Thatsachen herab und beleuchtet sie mit dem hellen Schein seines Geistes oft recht wunderbar. Selbstverständlich kommt er dadurch anderen großen Nationalökonomen, die vor ihm gelebt und geschrieben haben, viel näher als in den beiden ersten Bänden, worunter zwar die Originalität, aber gewiß nicht die Richtigkeit und Verständlichkeit seiner Lehren leidet. Und ein selbständiger Denker bleibt er in allen Fällen, auch dort, wo er nicht neu ist.

Wir wollen hier nur eine einzige Stelle aus dem 27. Kapitel des dritten Bandes mitteilen, welche uns deshalb besonders wichtig scheint, weil sie, wie wir hoffen, der großen sozialdemokratischen Partei orthodox-marxistischer Observanz beweist, daß ihr bisheriger, so treu und redlich bei jeder Gelegenheit abgehaspelter Katechismus eine bedeutende Lücke, ja eigentlich geradezu eine Ketzerei enthält, und ihr ein neues Feld der Wirksamkeit anweist, auf dem ihr jeder Einsichtige und Wohlgesinnte nicht nur aus vollem Herzen die glänzendsten Erfolge wünschen, sondern zur Erreichung derselben auch seine kräftige Beihilfe anbieten muß.

Marx bespricht die Rolle des Kredits in der kapitalistischen Produktion und findet unter den sozialen Gebilden, die demselben ihr Dasein verdanken, die Aktiengesellschaften und die Kooperativfabriken der Arbeiter (wir dürfen sie wohl nach hergebrachter Sitte Produktivassoziationen nennen). Beide sind in einem inneren Widerspruch mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und ragen, die einen begrifflich, die anderen faktisch, die einen negativ, die anderen positiv über dieselbe hinaus und in eine höhere Gesellschaftsordnung hinein.

Die Aktiengesellschaft dehnt die Stufenleiter der Produktion ungeheuer aus und macht Unternehmungen, die früher von Regierungen betrieben wurden, zu gesellschaftlichen. Das Kapital erhält in ihr direkt die Form von Gesellschaftskapital, es ist nämlich Kapital direkt assoziierter Individuen, im Gegensatz zum Privatkapital, und seine Unternehmungen zeigen sich als Gesellschaftsunternehmungen im Gegensatz zu Privatunternehmungen. An die Stelle eines wirklich fungierenden Kapitalisten tritt ein bloßer Dirigent, ein Verwalter fremden Kapitals, und die Eigentümer sind bloße Geldkapitalisten, die den Profit als bloße Vergütung des Kapitaleigentums, wie einen Zins, beziehen. In den Aktiengesellschaften ist also alle Arbeit, auch die geistige, organisatorische, leitende, gänzlich getrennt vom Eigentum an den Produktionsmitteln, die Funktion des Kapitals gänzlich getrennt vom Kapitaleigentum. So ist die Aktiengesellschaft ein notwendiger Durchgangspunkt zur Rückverwandlung des Kapitals in Eigentum der Produzenten als unmittelbares Gesellschaftseigentum und zur Verwandlung aller mit dem Kapitaleigentum bisher noch verknüpften Funktionen im Produktionsprozeß in bloße Funktionen der assoziierten Produzenten. Die Aktiengesellschaft bedeutet, besonders durch ihre eigentümliche, hier nicht näher zu erörternde Stellung zur spezifisch kapitalistischen allgemeinen Profitrate, die Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise innerhalb ihrer selbst, ein Widerspruch, der nur als Übergangspunkt zu einer neuen Produktionsweise begreiflich ist.

Wir können kurz zusammenfassend etwa sagen: die Aktiengesellschaft giebt dem Kapitalisten den ganzen Gewinn der Unternehmung, ohne daß er sich irgendwie mit dieser zu befassen oder etwas von ihr auch nur zu verstehen braucht; sie ruiniert durch Einrichtung von Riesenbetrieben und durch ihre Fähigkeit, sich mit dem bloßen durchschnittlichen Zins zu begnügen, die Privatunternehmung; sie stellt da und dort Monopole her, die doch nicht in Privathänden gelassen werden können, und giebt Anlaß zu ungeheuren Schwindeleien und zur Entstehung einer neuen Finanzaristokratie, eines Glücksrittertums gemeinster Sorte, welches das Eigentum zu einem reinen Resultat des Börsenspiels macht und den kleineren und mittleren Kapitalisten auffrißt.

Da aber die Eigentumsform der Aktie selbst noch befangen bleibt in den kapitalistischen Schranken, überwindet sie den Gegensatz zwischen dem Charakter des Reichtums als gesellschaftlicher und als Privatreichtum nicht, sondern bildet ihn nur in neuer Gestalt aus.

Die Kooperativfabriken der Arbeiter selbst hingegen sind, innerhalb der alten Form (der Gesellschaft), das erste Durchbrechen der alten Form, obgleich sie natürlich überall, in ihrer wirklichen Organisation, alle Mängel des bestehenden Systems reproduzieren und reproduzieren müssen. Aber der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit ist innerhalb derselben aufgehoben, wenn auch zuerst nur in der Form, daß die Arbeiter als Assoziation ihr eigener Kapitalist sind, d. h. die Produktionsmittel zur Verwertung ihrer eigenen Arbeit verwenden. *Sie zeigen, wie*, auf einer gewissen Entwickelungsstufe der materiellen Produktivkräfte und der ihr entsprechenden gesellschaftlichen Produktionsformen, naturgemäß *aus einer Produktionsweise sich eine neue Produktionsweise* entwickelt und herausbildet. Ohne das aus der kapitalistischen Produktionsweise entspringende Fabriksystem könnte sich nicht die Kooperativfabrik entwickeln, und ebensowenig ohne das aus derselben Produktionsweise entspringende Kreditsystem. Letzteres, wie es die Hauptbasis bildet zur allmählichen Verwandlung der kapitalistischen Privatunternehmungen in kapitalistische Aktiengesellschaften, bietet ebensosehr die Mittel zur allmählichen Ausdehnung der Kooperativunternehmungen auf mehr oder minder nationaler Stufenleiter. Die kapitalistischen Aktienunternehmungen sind ebensosehr wie die Kooperativfabriken als Übergangsformen aus der kapitalistischen Produktionsweise in die assoziierte zu betrachten, nur daß in den einen der Gegensatz negativ und in den anderen positiv aufgehoben ist.

Schon im Jahre 1865 hatte Marx im „Sozialdemokrat" gesagt: „Daß das Kreditwesen, ganz wie es zum Beispiel im Anfang des 18. und später wieder des 19. Jahrhunderts dazu diente, das Vermögen von einer Klasse auf die andere zu übertragen, unter bestimmten ökonomischen und politischen Umständen zur Beschleunigung der Emanzipation der arbeitenden Klasse dienen kann, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, ist selbstverständlich." Die Stelle ist auch zu finden in „Elend der Philosophie" Seite XXXIV.

Die alten Führer der deutschen Sozialdemokratie, die heute noch immer so ziemlich die besten Talente in der Partei repräsentieren, sind mit ihren Grundideen genau da stehen geblieben, wo Marx anfing, beim kommunistischen Manifest. Und die jüngeren haben es zumeist auch nicht weiter gebracht. Darnach hat die Arbeiterpartei keine andere wesentliche Aufgabe, als die politische Macht zu erobern. Wenn das geschehen ist, soll sich alles Weitere von selbst ergeben, sodaß man sich im vorhinein nicht den Kopf darüber zu zerbrechen braucht. *Bevor* das geschehen ist, sind alle ökonomischen Bestrebungen der Arbeiter von ganz untergeordneter Bedeutung, wenn nicht gar schädlich.*)

Wie die deutsche Sozialdemokratie selbst ihre eigenen Gewerkschaften einfach im Interesse der politischen Parteileitung einschränkt und schwächt, konnte man wieder einmal auf dem zweiten Kongreß der zentralisierten Gewerkschaften Deutschlands in Berlin (4.—8. Mai 1896) recht deutlich sehen (siehe „Soziale Praxis" V. Nr. 34). „Wo haben wir," fragt einer der besten Köpfe der Partei, Max Schippel, in seinem jüngsten und vortrefflichen kleinen Buche über die Währungsfrage, „in Deutschland die starken Gewerkschaften, die (wie die englischen) allein die erreichte Höhe der Lebenshaltung der Arbeiter bei steigenden Preisen wahren könnten?" Sie haben sie nicht und sie werden sie auch nicht haben, damit die politischen Reichs-Sessel-Drücker ungeniert weiter deklamieren und weiter kommandieren können. Wie Dr. J. Schmöle (Die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland &c., Jena 1896, Seite IX) bemerkt, „blieb die Leistungsfähigkeit der gewerkschaftlichen Vereinigungen der ihnen gestellten Aufgabe einer Verbesserung der Arbeitsbedingungen gegenüber — eine ganz minimale" und zwar wesentlich infolge ihres sozialdemokratischen Geistes.

Über das Genossenschaftswesen haben sich die hohen Herren der Partei stets in geringschätzigster Weise ausgesprochen und als vor circa einem Jahre Adele Gerhard in einer kleinen Schrift (Konsumgenossenschaft und Sozialdemokratie, Nürnberg 1895) den „schon oft gemachten Versuch, die sozialdemokratische Partei Deutschlands von ihrer seit Lassalle überlieferten Abneigung gegen die Konsumvereine abzubringen", erneuerte, da nahm ihr gegenüber der Berliner „Vorwärts" sofort „den bisherigen *offiziellen* Standpunkt der Partei wahr", indem er den althergebrachten Partei-Argumenten gegen die Konsumvereine einige besonders köstliche aus seiner eigenen Gedankenfabrik beifügte, die die ganze ökonomische und sozialpolitische Unfruchtbarkeit und Gedankenlosigkeit dieser orthodoxen Manifest-Partei ins schönste Licht setzen. Der Konsumverein, heißt es da, könnte schließlich eine verkappte Arbeitslosenversicherung auf Kosten allein der Arbeiter werden, und die genossenschaftliche Thätigkeit bilde zudem in den Leitern gerade die geschäftlichen Eigenschaften aus, die der Sozialismus bekämpfen müsse (Soz. Prax. IV, Nr. 51). Das heißt m. a. W.: es ist echt sozialdemokratisch (im Sinne dieser „Vorwärts"-Herren), um Staatsalmosen zu betteln, sich vom Bourgeoisstaat unter Aufsicht und Verwaltung der Bourgeois-Bureaukratie füttern zu lassen, und es ist anti-sozialdemokratisch, die Mitglieder der Partei, welche nach ihren eigenen Aspirationen eines Tages die gesamte Volkswirtschaft aller Kulturvölker in ihre Hände nehmen und dirigiren will, irgendwie in eigenen, innerlich auf dem Prinzip der Solidarität gegründeten Betrieben ökonomisch zu drillen, zu tüchtigen Verwaltern reeller Entitäten heranzuziehen. Die ganze Partei soll von Parteiwegen immer nur politische Phrasen von der Eroberung der Staatsgewalt herplappern, bis sie dieselbe hat — und natürlich nichts damit anzufangen weiß.

Die Politik ist aber mit innerer Notwendigkeit ein schmutziges Geschäft, bei dessen Ausübung fast keine Hand rein bleiben kann. Sie zieht den Ehrgeiz groß, die Herrschsucht, die Intrigue, die Lüge, die Grundsatzlosigkeit, das Strebertum in jeder Form, und verdirbt leicht auch den Besten, der sich ihr berufsmäßig widmet. Die Sozialdemokratie, die gemäß dem kommunistischen Manifest nichts als Politik zu treiben hat, ist diesem Uebel natürlich auch nicht entgangen. Manche höchst bedenkliche Figuren haben sich als Wortführer, Agitatoren u. s. w. eingeschlichen und einen Einfluß erschwindelt, der ihnen keineswegs zukam und auf die Partei eine schlimme Wirkung haben mußte. Da die sozialdemokratische Partei in der Politik nicht viel anderes thun kann als reden und der gewöhnliche Arbeiter, dem es mit seiner

*) Max Lorenz, der frühere Redakteur der „Leipziger Volkszeitung", der aus der sozialdemokratischen Partei vor kurzem ausgeschieden ist, legte in einer in der „Sozialwissenschaftlichen Vereinigung" zu Leipzig gehaltenen Rede die Gründe seines Austritts dar und sagte da u. a. nach dem Bericht der „Allg. Ztg.": Die starren Marxistischen Dogmatiker haben den Klassenkampf und die Zerstörung des gegenwärtigen Staates auf ihre Fahne geschrieben und lassen keinen Zweifel darüber, daß alle an den jetzigen Staat gerichteten Forderungen nur aufgestellt seien, nicht um eine Besserung in der Lebenshaltung des Arbeiters an sich herbeizuführen, sondern um ihn fähiger zu machen, in den Entscheidungskampf einzutreten. Die Gewerkschaftsbewegung ist für sie nur ein Manöverfeld u. s. w.

Parteiangehörigkeit und seinem Programm bitterer Ernst ist und der wirklich nichts im Sinne hat, als eine Verbesserung der Zustände und Aussichten seiner eigenen Familie und der ganzen Masse, die mit ihm dasselbe Los teilt, meist im Reden nicht sehr gewandt und durch gewandte Rede naturgemäß ziemlich leicht zu leiten und zu verblüffen ist, so ist in der sozialdemokratischen Partei am meisten Platz für verkommene Bildungs-Proletarier und eitle jugendliche Akademiker, die hier alsbald eine Rolle spielen können, welche ihnen in keiner bürgerlichen Partei zugänglich wäre. Für solche und ähnliche bietet die Partei zudem immer mehr und mehr besoldete Stellen als Redakteure von Arbeiterzeitungen u. dgl., die das eigentliche und wahre Ziel der persönlichen Politik dieser Leute bilden. Sie wollen nicht Reformen, sondern Stellungen, und da viele nicht viel mehr gelernt haben, als die hergebrachte Partei-Phraseologie, so haben sie das stärkste persönliche Interesse daran, daß die Partei als solche ja mit dem wirklichen Leben und seinen aktuellen Fragen und Aussichten möglichst in keinen Kontakt komme und sich, so lange es irgend zu machen ist, mit dem reinen blauen Dunst der volltönenden politischen Tirade begnüge. (Schluß folgt.)

Der Anarchismus.

Von Prof. Dr. H. Herkner (Karlsruhe).

(Schluß.)

Wir haben bisher den Anarchismus nur in seiner abschreckendsten Form kennen gelernt, als eine Recht und Sittlichkeit verneinende Politik der roheſten, brutalsten Gewalt, der allgemeinen Zerstörung. Immerhin sind auch diese Exzesse nicht allein dem Wahnsinne und der Schlechtigkeit der Menschen entsprungen. Sie haben in bestimmten gesellschaftlichen und politischen Zuständen einen fruchtbaren Nährboden gefunden. Die schroffen gesellschaftlichen Gegensätze, das gräßliche Elend, in dem nicht unbeträchtliche Schichten des Volkes schmachten; das Übermaß der Staatsvergötterung und der staatlichen Gewalt, jene erdrückende Anhäufung der öffentlichen Macht, welche die Autokratie Rußlands in der Person des Herrschers und seiner Beamten, die jede selbstständige Entfaltung der kommunalen Körper unterbindende bureaukratische Zentralisation Frankreichs darstellt, und ganz besonders der Recht und Sitte schändende Mißbrauch, der oft mit dieser Gewalt getrieben worden ist; all' diese traurigen Zustände sind zu ebensoviel Brutstätten des Anarchismus geworden.

Auf deutschem Boden, wo die genannten Erscheinungen sich weniger breit machen, ist der Anarchismus noch immer nicht recht vorwärts gekommen. Die deutsche Schweiz und England, die klassischen Gebiete wahrer Volksfreiheit, politischer Dezentralisation und körperschaftlicher Autonomie sind vom Terrorismus so gut wie ganz verschont geblieben, trotzdem beide Staaten ihres Asylrechtes wegen den eigentlichen Tummelplatz der Anarchisten aller Länder bilden. Nur in Irland ist noch eine dem Anarchismus verwandte Richtung, das Feniertum, emporgekommen. Dort treffen aber auch die Voraussetzungen der Mißregierung, der mangelnden Selbstbestimmung (Homerule) und die einer unerhörten wirtschaftlichen Ausbeutung des Volkes zu.

Auffällig ist das Vorhandensein anarchistischer Strömungen in den Niederlanden. Es dürfte sich hier aber um eine bloß vorübergehende Erscheinung handeln. Man hat dort, wie es scheint, allzu lange gezaudert, den arbeitenden Klassen eine ihrer Bedeutung entsprechende Stellung im Staatsleben einzuräumen und dadurch die Arbeiterbewegung von den gesetzlichen Bahnen abgedrängt, ähnlich wie ja auch in den 70er und 80er Jahren in Belgien und in den 40 Jahren in England (Chartismus) durch Verweigerung notwendiger Reformen, Elemente, welche Attentaten, Putschen und einer gewaltsamen Revolution das Wort redeten, vorübergehend emporgekommen sind.

Mit den vorausgegangenen Darlegungen ist der Begriff des Anarchismus nicht erschöpft. Es giebt auch anarchistische Richtungen, welche die Anwendung jeglicher Gewalt verschmähen, die in ihrer Abneigung gegen Gewaltthaten konsequent verfahren und den idealen Zustand einer gewaltlosen Gesellschaft nicht durch terroristische Propaganda der That, sondern durch friedliche Belehrung und Aufklärung des Volkes herbeizuführen streben. Der geistig bedeutsamste und einflußreichste Vertreter dieser Anschauungen ist P. J. Proudhon.*) Ursprünglich war er der Ansicht, die Durchführung gewisser von ihm empfohlener wirtschaftlicher Reformen werde jede Art der Regierung überflüssig machen, also eine vollkommene Anarchie gestatten. Später, in reiferem Lebensalter, hat er die Unrichtigkeit seiner Meinung zugegeben und seine Theorie einer Umarbeitung unterzogen. In der Folge soll nur diese rationellere Form der Proudhonschen Ideen berücksichtigt werden.

Er ist strenger Individualist und seine Gedanken stellen in mancher Hinsicht nur eine äußerste Fortbildung der Vorstellungen dar, welche seit der Entwickelung des Independententumes aus den Strömungen der Reformation einen so mächtigen Einfluß auf das politische und wirtschaftliche Denken der westeuropäischen Gesellschaft gewonnen haben.

Das Individuum ist souverän**), aber diese Souveränität wird durch die politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen vollkommen unterdrückt. Daran können Konstitutionalismus, Parlamentarismus, Demokratie und allgemeines Wahlrecht nichts ändern. Der Despot bleibt, mag er Fürst, mag er, wie Ibsen sagen würde, kompakte Majorität heißen. Wenn auch der Einzelne alle paar Jahre einmal seine Stimme abgeben darf, so kann ihn das nicht dafür entschädigen, daß der Staat die wichtigsten Seiten seines Daseins beherrscht, daß dieser wenigstens formell die Alleinherrschaft an sich gerissen hat, daß der Einzelne kein Recht gegen den Staatswillen besitzt und sein ganzer Rechtskreis nur auf Anerkennung und Selbstbeschränkung des Staates beruht. Ebensowenig wie auf politischem findet das Individuum auf wirtschaftlichem Gebiete eine echte Freiheit. Der Besitzlose kann keinen wirklich freien Vertrag abschließen. Der Hunger nötigt ihn, dem Inhaber der Produktionsmittel den ganzen Ertrag seiner Arbeit zu überlassen, ausgenommen dasjenige, was zum Lebensunterhalte unbedingt notwendig ist. Wie in der Politik die Zentralisation und Staatsallmacht eine Epoche der Eroberungskriege, der stehenden Heere und des Militarismus eingeleitet und das Grab der individuellen Freiheit gegraben haben, so führen die verkehrten wirtschaftlichen Einrichtungen zu Pauperismus und Handelskrisen. Die moderne Gesellschaft treibt dem Untergange zu.

Die sichere Rettung kann nur darin gefunden werden, daß der Grundsatz eines wirklich freien Vertrages auf die ganze Ordnung des menschlichen Zusammenlebens angewendet wird.***)

Die souveränen Individuen, welche dieselbe Örtlichkeit bewohnen, treten zu einer Gruppe, der Gemeinde, zusammen. Sie übertragen im Wege des Vertrages dieser Gruppe einen Teil ihrer Souveränität. Sie bilden die Gemeinde, um gewisse Aufgaben, denen der Einzelne isoliert nicht gewachsen wäre, durch Vereinigung besser zu bewältigen. Die Gemeinde hat aber keine anderen Befugnisse als diejenigen, die ihr von den Mitgliedern eingeräumt worden sind. Zu diesen Befugnissen gehört insbesondere das Recht, behufs Wahrnehmung derjenigen Interessen, welche die Leistungsfähigkeit der Gemeinde übersteigen, größere Verbände ins Leben zu rufen. Diese höheren Verbände mögen dann wieder für die allgemeinsten Zwecke (Vertretung nach außen, Heerwesen) Föderationen eingehen. Die Organe, welche an der Spitze eines solchen Verbandes freier Körperschaften stehen, haben aber immer eine

*) Aus der Proudhon-Litteratur verdienen hervorgehoben zu werden: Karl Diehl, P. J. Proudhon. Seine Lehre und sein Leben. 3 Abteilungen. Jena 1888, 1890, 1896; A. Mülberger. Studien über Proudhon. Stuttgart 1891.

**) Die Souveränität des Individuums ist in Deutschland vornehmlich durch Max Stirners Werk „Der Einzige und sein Eigentum“, Leipzig 1845, vertreten worden. Stirners Anhänger Faucher wurde später der Führer der extremsten Freihandelspartei.

***) Proudhon, Du principe fédératif. Paris 1863, bes. S. 63—116.

streng begrenzte Aufgabe. Sie besitzen kein Atom mehr Recht, als ihnen durch die Körperschaften übertragen worden ist, von denen sie ihre Existenz ableiten. Nie können die Vereinigungen mehr Recht besitzen, als sie von ihren Angehörigen empfangen haben, und immer sollen letztere mehr Recht behalten, als sie abgeben. Die letzte und oberste Quelle alles Rechtes bleibt das souveräne Individuum.

Eine prinzipiell ähnliche Gestaltung der Dinge schlägt Proudhon auch für das Wirtschaftsleben vor. Auch hier sollen sich freie Gemeinschaften bilden aus denjenigen, die wirtschaftlich gleiche Interessen der Produktion besitzen. Da alle Produzenten auch Konsumenten sind, so können sie durch Vermittelung einer Tauschbank*) gleichzeitig eine Organisation des Konsumes verwirklichen. Die Produzenten erhalten nach Maßgabe der an die Tauschbank abgelieferten Produkte das Recht, denselben Wert in solchen Produkten der Tauschbank zu entnehmen, die ihren Bedürfnissen entsprechen. Die Konstituierung des Wertes besorgt die Tauschbank, die überdies den Arbeiter aus der Abhängigkeit des Kapitals dadurch befreit, daß sie ihm einen unentgeltlichen Kredit in Tauschbons eröffnet oder, wie Proudhon später vorschlug, aus den bei ihr lagernden Vorräten von Rohstoffen und Produktionsmitteln solche den Produzenten gegen Ueberlassung des Wertes in fertigen Produkten zur Verfügung stellt. Ist auf diesem Wege das Joch und Monopol des Kapitals gebrochen, so stellt die rein vertragsmäßige Ordnung der wirtschaftlichen Beziehungen die denkbar beste Wirtschaftsverfassung dar, eine Organisation, die alle Vorteile des wirtschaftlichen Liberalismus und Kommunismus ohne deren Nachteile in sich schließt.

Proudhon hat dieses geläuterte System der Anarchie, soweit es auf das Wirtschaftsleben sich bezieht, als Mutualismus (Durchführung des Grundsatzes der Gegenseitigkeit), soweit es die politische Ordnung betrifft, als Föderalismus bezeichnet.

In der That nähern sich die Föderativverfassungen der Schweiz und der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika noch am meisten dem politischen Ideale Proudhons. In wirtschaftlicher Hinsicht dürfte der föderalistische Ausbau der englischen Konsumgenossenschaften seinen Absichten einigermaßen entsprechen. Auch in der Schweiz sind Konsumvereinsbildungen im Werden, deren Entwickelung an die Proudhonschen Ideen erinnert.

Die Bestrebungen Proudhons entströmen derselben Quelle, der wir die ausgezeichneten Werke Tocqueville's, Eötvös' und Laboulaye's, der Gegner einer übermäßigen administrativen Zentralisation, verdanken.**) Sie sind hervorgegangen aus dem Widerwillen gegen die bureaukratische Schablone und Bevormundungssucht, gegen die radikale Vernichtung des naturwüchsigen, eigenartigen Lebens der kommunalen Körper. Es läßt sich auch die Verwandtschaft mit den Idealen derjenigen nicht verkennen, die wie A. v. Humboldt, John Stuart Mill und Herbert Spencer die Staatsthätigkeit möglichst auf Gewährung des Rechtsschutzes beschränken möchten. Proudhon und Spencer hoffen in gleicher Weise auf einen sozialen Zustand, in dem alle „Status"-Vorstellungen überwunden und an deren Stelle überall Kontrakte, freie Vertragsverhältnisse getreten sein werden. Dieser Zustand wird von Herbert Spencer im Gegensatze zu dem kriegerischen Typus als der friedliche industrielle Gesellschaftstypus bezeichnet.

Die Lehre Proudhons baut, logisch vollkommen korrekt, Staat und Gesellschaft, entsprechend dem individualistischen Bewußtsein der neuern Zeiten, von unten, von dem souveränen Subjekte ausgehend, auf und sucht auf diese Weise den verhängnisvollen Zwiespalt zwischen den Interessen der Autorität und Freiheit aus der Welt zu schaffen.

*) Die beste Darstellung dieser Idee hat Proudhon in der für Napoleon III. bestimmten Denkschrift über die „Gesellschaft der immerwährenden Ausstellung" geliefert. (Deutsche Übersetzung bei Mülberger, a. a. O. S. 75–131.)

**) Tocqueville, Der alte Staat und die Revolution, deutsch von Oelckers, Leipzig 1867; Joseph Baron von Eötvös, Der Einfluß der Ideen des 19. Jahrhunderts auf Staat und Gesellschaft, 2 Bde., 1854; Ed. Laboulaye, L'état et ses limites, Paris 1863.

Dieser philosophische Anarchismus hat das Verdienst, ein Problem aufgeworfen zu haben, das vorher in der Wissenschaft noch nicht die gebührende Beachtung gefunden hatte: die Frage nach dem Rechte des Rechtes, nach der Berechtigung des Rechtszwanges, gleichviel welches der Inhalt der Rechtsregel sein mag, gleichviel ob das Recht von einem absoluten Herrscher oder einer demokratischen Parlamentsmajorität gesetzt worden ist.*)

Der Anarchist fragt, wie R. Stammler treffend den Thatbestand kennzeichnet: „Mit welchem Rechte unterwerft Ihr mich Eurem Rechte, auch wenn ich gar nichts mit Euch zu thun haben will? Laßt mich doch mit meinesgleichen, mir Gleichgesinnten, frei vereinigen, und laßt mich in Ruhe, so lange ich Euch nichts zufüge!"

„Nein! antwortet darauf unsere Rechtsordnung. — Wer zu mir gehört und mir unterthan ist, das bestimme ich. Und wer sich zu Vereinen zusammenfinden darf, in welcher Art dieses zulässig ist, das ist an sich nicht frei, darüber entscheidet mein Befinden. — Ob Du ein Störenfried bist oder nicht, ob Du vielleicht auswandern und uns gänzlich verlassen willst, darauf nehme ich an sich gar keine Rücksicht: Nach meiner Regel bist Du mir unterthan. Du bleibst und fügst Dich, und hast abzuwarten, ob ich Dir das Fortgehen und Ausscheiden vielleicht erlaube — oder ich brauche Gewalt."

Eine vollkommene Ersetzung der Rechtsordnung durch eine freie Konventionalgemeinschaft ist nun schon deshalb nicht denkbar, weil die Idee der bloßen Konventionalgemeinschaft keine allgemeine Anwendbarkeit und Giltigkeit besitzt. Zur rein vertragsmäßigen Vereinigung taugen eben nur diejenigen Menschen, die rechtsmündig, vertragsfähig sind, also nur empirisch besonders qualifizierte Menschen. Es wird also immer eine Rechtsordnung für die unmündigen Menschen notwendig sein, sie wird Bestimmungen erlassen müssen darüber, bei welchem Alter die Vertragsfähigkeit beginnt u. dgl. m.

Im übrigen wird man selbst bei voller Anerkennung dessen, was die Sitte für die Ordnung des menschlichen Gemeinschaftslebens leistet und vielleicht noch leisten könnte, der Idee der bloßen Konventionalgemeinschaft skeptisch begegnen. Man braucht nicht gerade mit Schopenhauer in den Menschen Bestien zu erblicken, die in den Käfig des Rechtes eingesperrt werden müssen, damit sie sich gegenseitig keinen Schaden anthun, aber die geschichtlichen Erfahrungen deuten doch darauf hin, daß ohne einen gewissen Kern von Recht und Zwang ein Gemeinwesen nicht bestehen kann. Vor allem bedarf es schon einer Macht zur Sicherung der Verträge selbst. Ungeachtet dieser Zweifel und Bedenken darf in der anarchistischen und föderalistischen Theorie eine willkommene Reaktion erblickt werden, eine Reaktion gegen die Vergötterung des Staates und Verherrlichung bureaukratischen Regimentes, die unter dem Einflusse der Hegelschen Philosophie und der staatssozialistischen Ideenkreise in Deutschland immer mehr emporgekommen ist.

Trotz allen Geredes von Selbstverwaltung und Kollegialbehörden hat die bureaukratische Regierung bei uns thatsächlich an Boden gewonnen.

Ein hoher preußischer Verwaltungsbeamter hat jüngst geradezu von einer Souveränität der Bureaukratie gesprochen. Woher das? In deutschen Landen ist die Regierung politisch nicht der Volksvertretung, sondern dem Landesherrn verantwortlich. Thatsächlich steht indeß der Monarch, namentlich in größeren Staaten, der unmittelbaren Verwaltung fern. Ein Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. mochten noch im vorigen Jahrhunderte durch fortgesetztes eigenes Studium des Landes in vielen Verwaltungsangelegenheiten ihre Ratgeber und Minister an Erfahrung und Kenntnis übertreffen. Das ist heute bei dem unverhältnismäßig größeren Umfange der Staatsthätigkeit, bei der ungeheuren Komplikation der Verhältnisse und der notwendigen Spezialisierung auf allen Ver-

*) Vgl. besonders R. Stammler, Wirtschaft und Recht. Leipzig 1896. S. 524–572.

waltungsgebieten einem Fürsten einfach unmöglich. Sein Regieren beschränkt sich darauf, die Vorträge seines Zivilkabinettes und die seiner Minister entgegenzunehmen, ihrem Konseil zu präsidieren und die vorgelegten Gesetze, Verordnungen u. dgl. zu vollziehen.

Allein auch der Minister regiert nur theoretisch, formell. Auch er vermag die Einzelheiten seines Verwaltungsgebietes nicht zu verfolgen. Die Zahl der Aktenstücke, die sich wegen der Zentralisation bei der Zentralinstanz anhäufen, ist dazu viel zu groß. Überdies wird der Minister oft ganz von der Thätigkeit in dem Parlamente, von den Vorträgen beim Monarchen, ferner durch Empfänge von Deputationen und eine Menge repräsentativer Verpflichtungen in Anspruch genommen.

So geht schließlich die Souveränität in der Verwaltung auf die Ministerialdezernenten über. Diese sitzen in ihren Bureaus vor ungeheuren Aktenstößen, lesen und dekretieren nach dem Grundsatze: Quod non est in actis, non est in mundo. Die in Betracht kommenden thatsächlichen Zustände selbst zu ermitteln und zu studieren, sich von den Berichten der unteren Instanzen zu befreien, das würde schon die Fülle der Geschäftslast gar nicht gestatten, selbst wenn eine Neigung dazu bestände. Die unteren Behörden kommen aber wieder vor lauter Berichten an die vorgesetzten Behörden gar nicht dazu, die Dinge selbst zu erfassen und so Beobachtungen zu machen, die des Berichtens wert wären.

So gleicht die Zentralverwaltung, wie Herr v. Massow*) ausführt, einem ungeheuren, nach den verschiedensten Systemen gebauten Schiffskoloß, mit so und so vielen Maschinen und Schrauben, unlenkbar, außer stande, den Hafen zu verlassen und das Meer zu befahren.

Und doch soll das ganze Land nach der Auffassung dieser schwerfälligen Zentralinstanz regiert werden. Die Oberpräsidien bilden in Preußen in der Regel nur eine Durchgangsinstanz. Thatsächlich wendet sich das Ministerium direkt an die Regierungen und hält sie in unmittelbarer Abhängigkeit. So wirken die Mängel der Zentralinstanz auf die ganze innere Verwaltung ein.

Ebensowenig wie in dieser „papierenen Regierung“ eine lebendige, eigenartige, originell wirkende, selbstbewußte, zur Verantwortung bereite und überzeugungstreue Persönlichkeit angemessenen Spielraum findet, ist auch das moderne Wirtschaftsleben im stande, dem Individuum sein Recht zu verschaffen. Allgemeine wirtschaftliche Zusammenhänge, unpersönliche Kapitalmächte, Konjunkturen und Krisen führen die Herrschaft und bedrohen die Unabhängigkeit und Selbstverantwortlichkeit der Individuen in gefährlichster Weise. Der Einzelne ist nur zu oft nicht mehr Herr seiner selbst, seiner Geschicke, seines Glückes Schmied, sondern in einer Fülle von Beziehungen der Zwangsgewalt des Staates und der Tyrannei wirtschaftlicher Verhältnisse unterworfen.

So können Bestrebungen, welche dem Individuum eine größere thatsächliche Freiheit zurückerstatten wollen, nur freudig begrüßt werden. Und es ist ein unglückliches Verhängnis, daß diese Richtungen einen Namen tragen, der durch die Schandthaten des Terrorismus besudelt worden ist. Es dürfte vielleicht geraten sein, unter Anarchismus allein die Propaganda der That und die pandestruktiven Tendenzen zu verstehen, für den friedlichen, individualistischen Anarchismus aber das Wort Föderalismus zu reservieren.

Schon vor nahezu 2000 Jahren ist durch Christus, wie neuerdings wieder von Tolstoi und seinen Anhängern so nachdrücklich betont wird, die Anarchie eigentlich als höchstes Ideal aufgestellt worden: ein Zustand, in dem jede irdische Zwangsgewalt fehlen kann, weil alle aus freiem Wollen das Sittengesetz erfüllen, weil sie Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst lieben; weil niemand etwas thut, was den Mitmenschen kränken könnte; ein Zustand, in dem es nur der Aufklärung über das allen Förderliche bedarf, nicht mehr der Befehle.

Wir sind trotzdem heute von einer solchen Gemeinschaft, die sich allein auf die freie Sittlichkeit ihrer Glieder gründet, gewiß noch unendlich weit entfernt. Aber wir werden uns diesem Ideale, und zu einem Ideale macht es unser religiöses und sittliches Empfinden, dieser, um es biblisch auszudrücken, Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden aber ganz gewiß nicht nähern, wenn wir aufhören sollten, es uns als Ideal lebendig zu erhalten. Diese Gefahr droht heute in der That. Das wird niemand leugnen, mögen auch Zweifel bestehen, ob uns Absolutismus, Militarismus und Bureaukratismus oder Sozialismus und Kommunismus in dieser Hinsicht mehr bedrängen. Um so notwendiger ist, daß Strömungen auftreten, die den Individualismus, das verblassende Ideal einer frei das Rechte wollenden und thuenden Gemeinschaft, mit neuer Lebenskraft erfüllen. Der friedliche Anarchismus ist eine solche Strömung. Es laufen mithin in dem Anarchismus Lehren nebeneinander, von denen die einen die abscheulichsten sittlichen Verirrungen, die anderen die höchsten Ziele ethischer Kultur bedeuten.

*) Siehe v. Massow, Reform und Revolution. Berlin 1894. S. 236ff. Auch Windthorst erklärte einmal (Reichstagsrede vom 20. Mai 1871): „In Preußen spricht man seit Jahren immer von Selbstverwaltung und die besteht schließlich darin, daß die Geheimen Räte in der Wilhelmstraße alles machen.“

Über Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“.

Von Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

In Nr. 47 dieser Zeitschrift hat Herr Dr. Richard M. Meyer einen höchst anziehenden und pietätvollen Aufsatz „über Lessings dogmatische Stellung im Fragmentenstreit“ veröffentlicht. Ich möchte die Bezeichnung „pietätvoll“ hervorheben, denn es scheint mir, als ob der Herr Verfasser in der hohen Verehrung für Lessing, in welcher ich „ein Herz und eine Seele“ mit ihm bin, gegenüber dem merkwürdigen und bedeutsamen Geistesprodukt „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ eine allzu zarte und bewundernde Stellung eingenommen hat, die ihm den klaren Blick verkümmert.

Der Aufsatz enthält so viele tiefe und geistvolle Erörterungen hinsichtlich der ganzen Stellung Lessings zu dem Erkenntnisproblem, daß eine sofortige vollständige Erwiderung auf dieselben nur einem Kenner von entsprechender Kompetenz auf diesem besonderen Gebiete möglich sein würde.

Aber gegen einige Bemerkungen des Herrn Verfassers über die Stellung der Religionen in der Entwickelung menschlichen Erkennens und gegen seine Rechtfertigung der in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ verkündeten Auffassungen von Offenbarungen und Wundern muß doch sofort im Geiste der echt naturwissenschaftlichen Erkenntnis und des von den Religionen unabhängig zu haltenden ethischen Denkens Verwahrung eingelegt werden, mit dem Vorbehalte, daß bald, auch im Sinne der von dem Herrn Herausgeber bereits in einer Anmerkung angedeuteten Dissense, nachdrücklicher und vollständiger auf diesen Einspruch zurückgekommen wird.

Viele der größten Geistesheroen der letzten vier Jahrhunderte sind, trotz ihrer bahnbrechenden Geistesfreiheit auf gewissen Gebieten der Welterkenntnis, des philosophischen Denkens, des künstlerischen Gestaltens, offenbar von den religiösen Vorstellungen ihrer Zeit in ihrer allgemeinen Weltanschauung und Lebensstimmung mehr oder minder stark beeinflußt worden. Andere denselben Jahrhunderten angehörende mindestens ebenso große Geistesheroen, deren Denken mehr nach der kritischen Klärung und konsequenten Durchbildung einer über die Stimmungen der Gegenwart hinausreichenden, mit den größten Denkern aller Zeiten Gemeinschaft suchenden Welt- und Lebenserkenntnis drängte, haben sich von jenen religiösen Beeinflussungen gänzlich freigehalten, vielleicht sogar die relative Bedeutung und Berechtigung der religiösen Seelenstimmungen allzu gering geachtet.

Aber, wenn irgendwo, so gilt es in diesen Dingen, „nicht auf die Worte des Meisters schwören“. Vielmehr muß man jeden dieser großen Menschen gerade in seiner Stellung zu

dem religiösen Empfinden aus den Besonderheiten seines persönlichen Werdens, seines Zeitalters und seiner Umgebungen zu verstehen und zu erklären suchen und sich aufs Äußerste hüten, aus den persönlichen Irrungen, die auch bei den Größten aus jenen Beeinflussungen hervorgehen, und die dann in besonders großen Linien mit besonderer Wärme und Beredsamkeit bei ihnen zutage treten, Ketten für andere Geister zu schmieden. Es besteht eine gefährliche Neigung, sich und andere durch den Glanz jener Irrungen, der auch zum Teil von den anderen wirklichen Großthaten geborgt ist, über die gerade bei den Großen so häufig vorkommende Ungenauigkeit im Kleinen täuschen zu lassen, aus der gerade die schädlichsten Verwirrungen der Menschenwelt hervorgehen. O diese Bewunderung der Großen, diese Narkose des Urteils, diese scheinbar selbstlose Hingebung und doch so selbstische und so gefährliche Schwelgerei, mit der man so häufig das Gewissen des Denkens betäubt, was richtet sie für Schaden an!

Und so meine ich, daß es auch nicht richtig ist, in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" mehr zu finden, als einen Kompromiß, den unser herrlicher, kühner Denker zwischen seinem universalen Wahrheitsbedürfnis und seinem großen kritischen und historischen Umblick einerseits und andererseits den in seinem instinktiven Vorstellungsleben noch unaussprechlich mächtigen Einflüssen des Vaterhauses und der Familie, sowie der tief ethischen Reinheit und Hoheit vieler Elemente des damaligen religiösen und kirchlichen Lebens und Kultus abgeschlossen hat. Einen Kompromiß, bei welchem, wie Dr. Richard Meyer sehr richtig hervorhebt, die Kahlheit und Nüchternheit eines allzu negativen Rationalismus den hochgesinnten und gerechten Kritiker noch mehr nach der religiösen Seite drängten.

Eine ruhige und freie Betrachtung der sogenannten „Offenbarungen", die Lessing sich doch als göttliche Eingriffe in die Entwickelung der Menschheit eintretend denkt, läßt aufs Allerdeutlichste erkennen, daß in Wirklichkeit die Gesetzmäßigkeit und Stetigkeit der geschichtlichen Entwickelung durch dieselben an keiner Stelle unterbrochen erscheint, sobald man auch die Gesetze der psychischen Irrungen gehörig beachtet, die sich mit ergreifenden Vorgängen in weiten Kreisen der Menschheit verbinden und sich auch in die geschichtlichen Traditionen hineindrängen. Herr Dr. Richard Meyer erkennt dies auch an einer Stelle seiner Darlegungen vollkommen an, wenn er sagt: „Ein plötzlicher Riß in der Entwickelung darf auch durch Gottes Offenbarung nicht geschehen, weder ein Sprung vorwärts, wie die Religionsanhänger meinen, noch ein Sprung rückwärts, wie ihre Gegner glauben. Also gehören die Offenbarungen an einen bestimmten Platz innerhalb der stetigen Entwickelung, sind sie geradezu Glieder derselben."

Aber wozu dann der Name „Offenbarungen"? Dann sind sie doch nichts anderes als alle übrigen Entwickelungsvorgänge, und es ist weichlich und nicht streng gewissenhaft, den religiösen Namen „Offenbarung" trotzdem zur Anwendung zu bringen. Aber die Sache selber erscheint auch noch gar nicht vollkommen geklärt; denn Herr Dr. Richard Meyer sagt kurz vorher an einer anderen Stelle: „Was ist irgend ein Wunder, woran die Gegner des Offenbarungsglaubens Anstoß nehmen, im Vergleich mit dem ungeheuren Wunder, daß eine vereinzelte Erscheinung, wie das Christentum ihrer Anschauung nach sein müßte, den regelmäßigen Gang der menschlichen Entwickelung tausend Jahre lang hätte hemmen können."

Die „Gegner des Offenbarungsglaubens" haben ja gegen den Glauben als eine freudige Gewißheit des tiefinnersten Vorstellungslebens vieler einzelnen Menschen nichts einzuwenden, aber sie verwerfen in der That die Annahme, daß die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungswelt, in der wir leben, durch sogenannte Wunder willkürlich durchbrochen werden könne; denn das unverbrüchliche Vertrauen auf jene stetige Gesetzmäßigkeit ist nicht nur die unentbehrliche Grundlage aller wissenschaftlichen Arbeit, sondern auch aller sittlichen Zuverlässigkeit und Treue.

Und in dieser Beziehung sind besonders die kleinen „Wunder", die eine Ingredienz des Offenbarungsglaubens bilden, die bedenklichsten Elemente des Glaubens. Sie nützen der tiefinnerlichen Sicherheit dieses Glaubens wenig oder garnicht, sie diskreditieren ihn nur bei den Anderen, und der Glaube an jene Wunder ist hygienisch und sozial viel gefährlicher, als derjenige an die „ungeheuren Wunder" der Weltentwickelung, die gar keine sind, weil niemand behaupten kann, daß in jenen gewaltigen geschichtlichen Erscheinungen nicht die tiefste Gesetzmäßigkeit sich ergeben werde, sobald die Forschung sie nur erst vollständiger ergründet hat.

Es sind eigentlich auch nur Querköpfe, die zu behaupten wagen, daß eine so große geschichtliche Erscheinung, wie das Christentum, schlechtweg eine Hemmung gewesen sei. Vielleicht erzeugte es vorübergehend Hemmungen, die sich aber als unvermeidliche Phasen zu höherer Entwickelung erweisen lassen werden.

Ich verzichte einstweilen auf weiteres, da ich genug gesagt zu haben glaube, um meine Behauptung zu erläutern, daß der Herr Verfasser durch allzu warmes Bewundern zu Ansichten über „Wunder" geführt worden ist, die mindestens zum Verwundern sind.

Zu diesen Diskontinuitäten scheint mir auch die Ansicht zu gehören, daß die Religionen die eigentlichen Schöpfer unserer Ideale seien. Eine Umkehrung dieser Behauptung wird sich leicht als das richtigere erweisen lassen.

Die Gewohnheit.

Von John Henry Mackay.

Ich bin ein Morgentraum, der schwer
Auf deinem Herzen liegt;
Ich bin ein Kuß, der liebeleer
An deinen Mund sich schmiegt.
Ich bin die Stimme deiner Zeit,
Und wie du dich empörst:
Ich bin's, auf die in Lust und Leid
Du stets als erste hörst.

Ich lenke dich mit leiser Hand.
Du ahnst nicht, wer ich bin.
Ich bin dir, die du nie gekannt,
Treuste Begleiterin:
Du kennst die Wahrheit, doch du lügst,
Und dein ist meine Schuld.
Du liebst die Freiheit und du fügst
Dich feig — ich sprach: Geduld.

Ich bin der Trägheit dumpfer Hauch,
Dein Wille liegt erschlafft;
Ich sorge, daß aus altem Brauch
Kein neuer Ton dich rafft.
Ich nehme dich an meine Brust,
Wenn schmerzlich auf du schreist —
Ich bin es, der du unbewußt
Dein bestes Leben weihst!

Streiflichter.

Kanonen-Sozialismus. In allen deutschen Gauen rüstet sich jetzt eine neue soziale Partei: Ihr Programm ist der „nationale Sozialismus auf christlicher Grundlage". Sie scheint ein Sammelpunkt zu werden für Tausende, die eine ernsthafte Sozialreform ohne das Erfurter Programm wollen. Was die neue politische Gruppe von der Sozialdemokratie scheidet, ist aber nicht nur die Ablehnung des Marxismus, sondern vor allem die Stellung zur nationalen Frage. In allen Programmreden, Leitartikeln und Resolutionen wird betont, daß die soziale Frage in Deutschland nur in Verbindung mit einer Verstärkung der Wehrmacht zu Wasser und zu Lande gelöst werden könne. „Mehr Lohn und mehr Geschütze" heißt die Devise dieser Sozialpolitik. Um Futter für Alle zu schaffen, muß das Reich bei der Verteilung der Erdkugel bis an die Zähne bewaffnet dastehen und sich den nötigen „Ellbogenraum" sichern. Die Friedensbestrebungen der Gegenwart sind unpraktisch; der große Wettkampf um den Nahrungs-

spielraum kann nicht beim Klange der Schalmeien ausgefochten werden.

Christlich nennt sich dieser Sozialismus zur Unterscheidung von jenem „ungläubigen“ Sozialismus, der erfüllt ist von dem Glauben, daß die Verteilung der Erdkugel und die Unterwerfung der Natur unter die menschliche Arbeit nur unter dem Zeichen der Völkerverständigung und nicht mit Kanonen und Panzerfregatten erfolgen könne.

Es ist unzweifelhaft, daß die neue Fahne großen Zulauf aus den Reihen der Gebildeten haben wird. Die Verkoppelung von Chauvinismus und Sozialreform ist das taktische Meisterstück eines Kenners der menschlichen Natur. Germanischer Idealismus und germanische Rassenbegehrlichkeit werden hier in einer psychologischen Gesamtwirkung von großer Anziehungskraft vereinigt. Pfarrer Naumann hat Bismärckische Instinkte. Er versteht es, mit dem Zauberstabe des politischen Hypnotiseurs Dämonisches und Göttliches im Menschen für eine bestimmte soziale Leistung so genial zu mischen, daß die Verzauberten garnicht merken, was mit ihnen vorgegangen, sondern in blindem Vertrauen all ihre Energien nach der gewollten Richtung konzentrieren: Auf den Schlachtfeldern Frankreichs im Fieber der nationalen Erregung wurden die deutschen Stämme geeinigt; im Rausche einer kriegerischen Weltmachtspolitik sollen unsere verfeindeten Klassen wieder eins werden.

Es ist ein niederdrückendes Zeichen für den gegenwärtigen Stand der deutschen Kultur, daß selbst die Politik idealgesinnter Männer in dieser traurigen Weise von der Hand in den Mund lebt und nur die allernächsten Erfolge ins Auge faßt. Ergiebt doch die moralische Analyse des nationalen Sozialismus keine andere Weisheit als diese: Die Begehrlichkeit nach innen soll durch die Begehrlichkeit nach außen überwunden werden, d. h. der Unternehmer soll dem Arbeiter höheren Lohn zahlen, damit dieser ihm Gewehre und Torpedos bewilligt, um die übrige Menschheit von ihren Weideplätzen zu treiben und neue Absatzmärkte zu erobern. Roher kann das soziale Problem garnicht aufgefaßt werden, als es hier geschieht. Gewiß ist die soziale Frage in erster Linie eine Frage nach dem Nahrungsspielraum — aber da heute die materielle Sicherung nicht mehr auf Hordenraub, sondern auf völkerverbindender Aushilfe und sympathischer Verbindung aller Arbeitenden beruht, so kann sie unmöglich länger als eine Machtfrage, sondern nur noch als ein umfassendes sittliches Problem aufgefaßt werden und lautet: Wie kann jenes große System des Ineinanderwirkens der Menschenkräfte in immer festere und reichere Formen gebracht werden? Wie können die **sittlichen Mächte** frei gemacht werden für eine Organisation der Arbeit, die ein stetigeres Zusammenwirken und eine vollere Kraftentfaltung **aller** Arbeitenden verbürgt, als das System der Konkurrenz, der Ausbeutung und der Knechtung? Wie kann an Stelle des Willens zur Macht der Wille zur Gemeinschaft in den Seelen stark gemacht werden? Wie können die menschlichen Kräfte aus dem Bann der gegenseitigen Unterjochung erlöst und für den gemeinsamen Kampf gegen die Natur geeinigt werden?

Man braucht die Frage nur so zu stellen, um sofort zu sehen, daß die nationalen Machtpolitiker gerade diejenigen Instinkte entfesseln, welche dem feineren Ineinandergreifen der Kulturarbeit im Wege stehen und den weltwirtschaftlichen Blutumlauf ins Stocken bringen, von dem doch heute schon Leben und Gesundheit jeder „nationalen“ Wirtschaft abhängt. Sie predigen nach innen Vertrauen und Selbstbeschränkung, nach außen Mißtrauen und machtlüsterne Eigensucht und ahnen garnicht, daß in der Welt der seelischen Kräfte keine Scheidewände existieren, sondern daß der Pakt mit dem Teufel auf einem Gebiete auch alle anderen Lebensbeziehungen der Gemeinheit dienstbar macht. Man kann nicht gleichzeitig den Geist Stumms im inneren Volksleben bekämpfen und ihn heraufbeschwören, wenn es sich um die übrige Menschheit handelt. Wenn das Christentum für die großen Beziehungen der Völker ein weltfremdes Ding ist, dann hat es für daheim erst recht keinen Wert; denn wenn das gewetzte Messer die lebenerhaltende Macht für das nationale Wesen ist, dann darf man auch im Innern die Menschen nicht durch Pflege von Rechtsgefühl und Großmut verweichlichen.

Der tiefe Widerspruch des national-sozialen Programms zog sich durch alle Verhandlungen des Erfurter Kongresses. Ein Redner verlangte, man müsse hart werden gegen die Polen, und dabei hatte er ein Publikum vor sich, das von der sozialen Idee der Gegenwart ergriffen ist und daher die Achtung vor Menschenrecht und Menschenwürde viel zu tief im Blute hat, um noch in die rechte Begeisterung für brutale Aktionen kommen zu können. Es ist der reine Hamletjammer. Auch Pfarrer Naumann vergißt, daß sein Publikum dasselbe ist, was für die notleidenden Armenier sammelt und die moralische Ohnmacht der Großmächte an den Pranger stellt, die vor lauter Mißtrauen und Eifersucht keiner gemeinsamen großen Aktion fähig sind — und nun sollen dieselben Leute einer deutschen Weltmachtspolitik zustimmen, welche das Bewußtsein gemeinsamer Aufgaben der Kulturwelt stärker als je mit Füßen tritt. Und gleichzeitig mit diesen Verhandlungen begann in Hamburg ein gewaltiger Streik der Dockarbeiter, der mit internationalen Geldern geführt, durch Heranziehung ausländischer Hilfsarbeiter bekämpft wird — eine weltgeschichtliche Antwort auf die ganze unsägliche Thorheit dieser nationalen Sozialpolitik!

F.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Am 27. Oktober sprach Frau L. Jacoby über Ibsens „Nora“ und „Frau vom Meer“. In der ersten Novembersitzung sprach Herr Dr. jur. Aurelius Schmid über Knaben- und Mädchenhorte. — Die „Mitteilungen“ der D. G. E. K. werden ausführlichen Bericht über beide Sitzungen bringen.

Abteilung Breslau. Am 11. November eröffnete die Abteilung ihre diesjährige Winterthätigkeit mit einem öffentlichen Vortrage des Herrn Rechtsanwalt Marcuse über „Sittliches Sein und Werden“. Über den höchst anregenden Vortrag wird ein ausführliches Referat in den „Mitteilungen“ der D. G. E. K. gegeben werden.

Abteilung Jena. Am 1. November ist hier die von der hiesigen Abteilung und der Komeniusgesellschaft begründete Volksbibliothek mit Lesehalle eröffnet worden. Wir entnehmen der Volkszeitung folgenden Bericht: „Ohne jedes feierliche Gepränge in echt demokratischer Einfachheit ist am heutigen Sonntag in unserer alten Universitätsstadt ein Institut eröffnet, das ein glänzendes Zeugnis für den Gemeinsinn seiner Gründer bildet und das man, wie mich dünkt, mit Recht eine „ideale Sozial-Reform“ nennen könnte. Es ist nicht allein ein stattliches Haus, in dem die Lesehalle errichtet wurde; sie befindet sich auch in Räumen, die für hiesige Verhältnisse hochrepräsentabel genannt werden müssen und, wenn auch ohne allen Luxus eingerichtet, gerade für die Zwecke des Instituts wie geschaffen erscheinen. Denn sie sind durch die außergewöhnliche Größe der Fenster mit einer wahren Lichtfülle ausgestattet, und entsprechen bezüglich Ventilation und Heizung den peinlichsten Anforderungen. Den Lesezwecken dient die ganze erste Etage (die Hälfte der zweiten enthält einen Saal für Versammlungen u. s. w.) und zwar in nicht weniger als acht Zimmern, in denen die Räume je nach dem Inhalt der Zeitungen ꝛc. (technische Zeitschriften, Monats-Revuen und Kunstblätter, Tages-Zeitungen, Broschüren-Litteratur) getrennt sind und außerdem noch ein Zimmer für die schon ganz ansehnliche Bibliothek, ein Frauen-Zimmer mit Frauen-Zeitungen und ein Rauchzimmer vorhanden sind. Den Tageszeitungen, die außerdem eine Fülle thüringischer Lokalblätter in sich schließen, ist der größte saalartige Raum gewidmet, alle Räume aber mit echt bürgerlicher Noblesse eingerichtet. Selbstverständlich sind im Sinne der Gründer Zeitungen jeder Partei-Richtung vertreten — und zwar in hochansehnlicher Zahl — und ebenso kann man die Bedingungen für den Zutritt zur Lesehalle (unentgeltlich und von morgens 8 bis 10 Uhr abends geöffnet!) tadellos nennen, wie denn auch die Bibliothek täglich zum Bücherwechsel geöffnet ist und sogar ein Extrazimmer (das oben nicht erwähnte achte) lediglich den Lesern von Büchern dienen soll.“ — Diesem Bericht ist noch hinzuzufügen, daß in der Leitung des Instituts zwei Sozialdemokraten Sitz und Stimme haben.

Bücherbesprechung.

Albrecht Rau. Empfinden und Denken. Eine physiologische Untersuchung über die Natur des menschlichen Verstandes. Gießen 1896. Verlag von Emil Roth. 385 S.

Warum macht der größte Teil jener umfangreichen modernen Litteratur, die von der Basis naturwissenschaftlichen Erkennens ausgehend, die Gebiete des geistigen, sittlichen und sozialen Lebens im Sturme zu erobern sucht, auf jeden tiefer denkenden Leser einen so wenig befriedigenden Eindruck? Sicherlich deshalb, weil uns die Wucht der Sprache und die Kühnheit der Schlüsse nicht darüber hinwegtäuschen können, wie gar übel es zumeist mit der Sicherheit des Fundamentes und der Klarheit der Grundanschauungen bestellt ist. Sie sind selten heutzutage die fleißigen, stillen Forscher, welche die Vorfrage aller jener Ueberschwänglichkeiten, d. h. die Denkarbeit selber zum Gegenstand ihrer Forschung machen und nicht ruhen, bis sie auch hier zu jener Klarheit durchgedrungen sind, die uns erst in den Stand setzt, das richtige Maß für die Erkenntnis der Dinge überhaupt zu finden. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit gehört zu diesen seltenen Männern und sein Werk zu dem Besten, was je über diese Fragen geschrieben worden ist. Mit einer außerordentlich wohlthuenden Ruhe und Einfachheit des Stiles verbindet er eine große Sicherheit in der Beweisführung und eine gründliche Tiefe der Entwickelung. Man geht vom „Gesetze der spezifischen Sinnesenergien“ aus, welches in der modernen Nervenphysiologie noch unbeschränkte Geltung hat; führt der Reihe nach die bedeutendsten Vertreter desselben, Johannes

Müller, Jakob Henle, Du Bois-Reymond, Helmholtz, Lotze u. A. in ihrer besonderen Stellungnahme auf; weist deren Beziehungen zu den namhaftesten Philosophen nach und beweist, schrittweise vorwärts gehend, die Unvereinbarkeit jenes Gesetzes mit dem Grundgedanken der Entwickelungslehre. In ihrer Gesamtheit zeigen seine Untersuchungen, daß sowohl die idealistischen als spiritualistischen Philosophen sich in der Beurteilung der Natur des menschlichen Intellekts geirrt haben und daß die richtige Deutung desselben nur auf dem Wege zu finden ist, der in England von Bacon, Hobbes, Locke, Hume und Darwin, in Deutschland von Ludwig Feuerbach, Moleschott, Preyer, Meynert u. A. eingeschlagen wurde. In schöner zusammenfassender Darstellung deckt er jene entscheidende Wendung des menschlichen Gedankens auf, welche mit allen metaphysischen Fiktionen endgiltig aufräumt und die aristotelisch-kartesianische Auffassung von der Seele so gut, als den aprioristischen Verstandesbegriff Kants für immer beseitigt, und weist hierbei — endlich wieder einmal — jenem großen Denker den gebührenden Platz an, den die heutige Welt fast vergessen hat — Ludwig Feuerbach. „Ist also das Denken“, sagt er ebenso kurz als schön, „kein primärer, kein schöpferischer Akt, geht dem Denken der Stoff, über welchen gedacht wird, vorher, so ist offenbar auch der Stoff, das Sinnliche das Erste; der Gedanke, das auf Grund des Sinnlichen erst sich Vollziehende, das Zweite. Das erkannte Feuerbach. Er kehrte demnach das von der Metaphysik beobachtete Verfahren einfach um und stellte sozusagen die auf dem Kopf ruhende Vorstellungswelt der Metaphysiker auf ihre Basis. Dies war die kopernikanische That, welche die Philosophie brauchte, die That, welche schon Kant vollbracht zu haben glaubte, aber erst Feuerbach vollbracht hat.“ Kurz, ich kenne kein neueres Werk, in welchem mit dem traurigen Nebeneinander der Wissenschaft der Natur und der Wissenschaft des Gedankens und eben dadurch auch mit dem öden philosophischen Eklektizismus unserer Tage gründlicher aufgeräumt wird, als es hier geschieht.

A. Mülberger.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis vierteljährl. 1.60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang. | Berlin, den 12. Dezember 1896. | Nr. 50.

Inhalt: Das staatserhaltende Krämertum und die Konsumgenossenschaften. — Marx gegen die Marxisten. Von J. Planer. (Schluß.) — Kunst, Individualismus und Ethik. Von Robert Seidel. — Ethische Sonntagsschulen in London. — Die wirtschaftliche und sozial-ethische Bedeutung in der Frauenfrage. Von Irma v. Troll-Borostyáni. — Vermischtes. — Sprechsaal: Zur Frage der Internationalen Schiedsgerichte. Von A. Horinek.

Das staatserhaltende Krämertum und die Konsumgenossenschaften.

Der französische Geschichtsschreiber Tocqueville hat es mit Recht als die verhängnisvollste Verblendung der französischen Monarchie vor der Revolution bezeichnet, daß sie alle die kleinen Selbstverwaltungsorganisationen des Landes in die Staatsallmacht auffog und damit das Volk aus den kleineren Lebenskreisen heraushob, die den Einzelnen organisch mit dem Bestehenden verbinden. Von einer ähnlichen Verblendung sind zur Zeit die regierenden Kreise in Deutschland ergriffen — vor allem im Königreich Sachsen. Die hoffnungsvollsten und friedlichsten Ansätze der Selbstverwaltung und Selbsthilfe, die Konsumgenossenschaften der Arbeiter, sind dort jetzt durch eine kommunale Umsatzsteuer mit dem Untergang bedroht. Die Rechtfertigung, welche die Vertreter der Reichsregierung und der sächsischen Regierung im Reichstage diesem Vorgehen zu teil werden ließen, darf als das Äußerste bezeichnet werden, was in den letzten Zeiten an staatsmännischer Kurzsichtigkeit geleistet worden ist. Um einer Kommune den „Mittelstand“ zu erhalten d. h. etwa 25 Krämern die Eigenschaft der „selbständigen Existenz“ zu sichern, will man eine Organisation zerstören, die 5000 Arbeitern nicht nur eine höhere Lebenshaltung ermöglicht, sondern sie zugleich zu einer pädagogisch unschätzbaren praktischen Arbeit an der rationellen Umgestaltung der heutigen anarchischen Güterzirkulation vereinigt. Man will dadurch Steuerverluste wieder aufbringen, die durch das Verschwinden der kleinen Händler entstanden sind und übersieht völlig, daß eben diese neuen Organisationen die Träger eines werdenden neuen Mittelstandes sind, der eine gesundere materielle Grundlage und eine reinere moralische und geistige Atmosphäre für jedes Gemeinwesen bilden wird, als das in erbitterter Konkurrenz um sein Leben kämpfende Krämervolk. Mit dieser Art von Mittelstandspolitik zeigen die Regierungen, daß sie gegenüber der gewaltigen sozialen und ökonomischen Entwickelung der Gegenwart thatsächlich abgedankt haben und nicht mehr die Leitenden und Vorschauenden, sondern die Regierten sind — die ratlos dem Strom zuschauen und statt freie Bahn zu schaffen und den Lauf zu regulieren nur für die allernächsten Augenblicke ein trockenes Plätzchen suchen: dieses Plätzchen ist der sogenannte Mittelstand, d. h. heute die Träger niedergehender Wirtschaftsformen und vergangener Lebenssymbole.

Werfen wir einen kurzen Blick auf den Stand der Genossenschaftsbewegung in den anderen Ländern, um die verhängnisvolle Bedeutung dieser Politik klar zu legen.

In England erblicken die leitenden Staatsmänner in den Konsumgenossenschaften, die zwei Millionen englischer Arbeiter umfassen, eine unschätzbare Schule moralischer und politischer Erziehung. Der frühere Premierminister Lord Rosebery nannte den Genossenschaftsverband einen „Staat im Staate“ und begrüßte ihn als ein Zeichen dafür, daß die Zukunft nicht der Revolution, sondern der Organisation gehöre. Die Geschichtsschreiberin der britischen Genossenschaftsbewegung, Mrs. Webb, erklärt uns die tiefe Berechtigung dieser Stellungnahme. Sie sagt:

„Wir sehen vor uns eine sichere Weissagung kommender Zeiten — ein Kind der Verheißung — den ‚Staat im Staat‘. Denn der Geist sozialer Pflichterfüllung ist bereits lebendig unter den Beamten der Genossenschaftsbewegung. Gerade dieses Bewußtsein, einer großen Gesamtheit zu dienen, dieser Stolz in der Förderung einer edlen Sache, dies ist es, was den moralischen und geistigen Abgrund zwischen zwei derselben Beschäftigung angehörenden Klassen von Menschen aufweist, zwischen den Inhabern der Kramläden auf der einen und den Beamten der Konsumvereine und Großhandelsgenossenschaften auf der andern Seite. Während beharrliches Jagen nach kleinlichem Gewinn, engherzige Vorurteile und eine illiberale Politik die Detaillisten als Klasse kennzeichnen, sind Gemeinsinn und ein großherziges Erfassen sozialer ökonomischer Fragen die gewöhnlichen Eigenschaften des Genossenschaftsbeamten.“

Einer Artikelreihe, die ich früher einmal in d. Bl. über die englischen Genossenschaften veröffentlicht habe, entnehme ich folgende Darstellung:

Der Güterumsatz der Großhandelsgenossenschaften übertrifft an Umfang denjenigen der größten kaufmännischen Firmen. Sie besitzen eine ganze Reihe überseeischer Dampfer und haben Einkaufsniederlassungen z. B. in Hamburg, Kopenhagen und New-York. Geradezu großartig ist die Niederlassung der englischen Großhandelsgenossenschaft zu Manchester, welche ein ganzes Straßenviertel umfaßt: Riesige mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Warenhäuser und Geschäftslokale mit einem eigenen weitausgedehnten Bankgeschäft, einem großen Versammlungssaal u. s. w. Die aufgespeicherten Waren, eingeteilt in die Abteilungen der Nahrungsmittel, der Kleidung und des Hausgerätes, sind nur Proben, auf Grund deren die Vertreter der im Lande zerstreuten Konsumvereine ihre Bestellungen machen, und diese Proben allein füllen Räume von einer Ausdehnung, wie sie sonst die Vorratslager selbst der größten kaufmännischen Firmen nicht erreichen. Gewöhnlich bezieht die Großhandelsgenossenschaft ihre Vorräte direkt vom Großproduzenten, einen immer wachsenden Teil der Waren produzieren sie selbst. Sie besitzt große eigene Fabriken auf dem Gebiete der Schuh-, Seifen-, Bisquit- und Bekleidungsindustrie. Die Hemdenfabriken der schottischen Großhandelsgenossenschaft beschäftigen allein über tausend Arbeiter. Sie versorgen damit die Bergleute der schottischen Grubendistrikte. Dieser große und gesicherte Absatz ermöglicht ihnen, trotz der Konkurrenz des berüchtigten Schweißtreibersystems in der Bekleidungsindustrie, ihren Arbeitern hohe Löhne und gesundheitsgemäße Arbeitsräume zu gewähren. Die Produktivanstalten vollenden die Bedeutung des konsumgenossenschaftlichen Systems als eines Anfanges einer völlig sozialistischen und demokratischen Ordnung des Prozesses der Gütererzeugung und Güterverteilung: Bezahlte Beamte, gewählt und kontrolliert durch die Vertreter der konsumierenden Gesamtheit, betreiben die Arbeit der Produktion und des Umsatzes für diese im Besitze der Produktionsmittel befindliche Gemeinschaft. Der parasitische Profit des Geschäftsvermittlers verwandelt sich in Verbilligung der Lebensmittel und in höhere Entlohnung der wirklichen Arbeit. Das Gehalt der Genossenschaftsbeamten erhebt sich von den 40 Mark Wochenlohn des Konsumvereinsverwalters auf dem Dorfe bis zu den 8000 Mark Jahreseinnahme des Abteilungsvorstandes, der oft genug weite Reisen zur Erkundigung der besten Einkaufsgelegenheit machen muß. Und alle diese Riesenorganisationen sind geschaffen, alle diese Beamte sind angestellt von Gesellschaften, deren Mitglieder in ihrer großen Mehrzahl von der Einkommensteuer befreit sind, weil ihr Einkommen die gesetzliche Minimalgrenze nicht erreicht!

Über die Bedeutung der genossenschaftlichen Organisation für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen sagt Mrs. Webb Folgendes:

„Wer könnte noch zweifeln, daß die Hausindustrieen und die kleinen Werkstätten das größte soziale und ökonomische Hindernis für das Gedeihen und die Dauerhaftigkeit des Gewerkvereins sind? Ver-

gleichen wir die Genossenschaftsbäckereien (nicht zu verwechseln mit Produktivgenossenschaften!) mit ihren prachtvollen Gebäuden und vollkommenem Maschinenwesen mit den unter der Erde und in Hinteröfen gelegenen Höhlen der Einzelunternehmung; vergleichen wir die Schneider- und Hemdenabteilungen der schottischen Großhandelsgenossenschaft in Shieldhall mit den Schweißtreiberwerkstätten in Glasgow; besuchen wir die Westend-Schuhfabrik in Leicester und stellen wir die Nettoeinnahmen, die Dauer der Arbeitszeit, die sanitären Bedingungen in derselben neben diejenigen, welche im Kleinbetrieb erzielt werden! Aber der höchste Triumph, welcher der Gewerkvereinsorganisation durch das genossenschaftliche System der Konsumtion erwächst, entspringt aus der Verwandlung des Detailhandels aus einem kleinen Betrieb in eine große Industrie. Durch das in diesen großen Unternehmungen und unter der demokratischen Regierung derselben erzeugte Gefühl der Zusammengehörigkeit erlangen die Magazinverwalter und Ladengehilfen mit steigender Schnelligkeit eine klar definierte Lebenshaltung, und jene bisher unorganisierten Arbeiter entwickeln alsbald und stetig gemeinsame Berufsbestrebungen. Daher ist die neuerliche Errichtung eines Gewerkvereins von Bediensteten der Genossenschaften — der Pionier, so hoffen wir, einer nationalen Vereinigung von Handlungsgehilfen, zum Schutze der Interessen, zur Erweiterung der Rechte und zur Vervollkommnung der Erziehung der wohl unwissendsten, unterdrücktesten und geteiltesten Klasse britischer Bürger."

Unsere Sozialpolitiker mühen sich schon seit Jahren ab, den Arbeitern des Schneidergewerbes, den Bäckergesellen und den Ladenangestellten mit staatlichem Schutz zu helfen: Hätten wir in Deutschland weniger Polizei und dafür eine freie Genossenschaftsbewegung, so würde sich für alle jene Probleme der Weg zu einer gesunden Lösung bieten.

Die große sozialreformatorische Wirksamkeit der Konsumgenossenschaften tritt auch hervor in dem Bilde, welches Adele Gerhard von den großen Werkstätten und Warenhäusern der belgischen Arbeitergenossenschaften entwirft.

„Es ist schwer, über den Vooruit mit kühler Sachlichkeit zu berichten: er hat etwas Bannendes, Fortreißendes, indem in seinen kleinsten Anordnungen sich die Idee manifestiert, die seine zähen, unermüdlichen Schöpfer leitete. An vier verschiedenen Stellen befinden sich die wesentlichen Errichtungen des Vooruit. Unter einer Flut elektrischen Lichts glänzt uns am marché du Vendredi die Façade des großen, eleganten Verkaufsladens des Vooruit entgegen. Vier breite Schaufenster lenken den Blick auf die geschmackvoll geordneten Waren dieses „Louvre der Provinz". Weite, stattliche Räume empfangen uns, wenn wir eintreten — zur Linken werden Schuhwaren verkauft, rechts Kleiderstoffe, Weißwaren, Hemden u. s. w. Die Vorderseite des ersten Stockwerks ist für die Konfektion bestimmt; Anprobezimmer und Zuschneideraum schließen an. In den hohen, luftigen Werkstätten auf der zweiten Etage sitzen die Näherinnen (ca. 40 Personen). Die Fußräder der Nähmaschinen werden durch Elektrizität getrieben, durch Elektrizität werden die Plätteisen erwärmt. Keine für die Beschäftigten qualvolle Temperatur herrscht, keine gesundheitsmörderische Haltung des Unterkörpers ruiniert hier das junge Mädchen in seinen besten Jahren oder läßt die verheiratete Frau nicht das Kind in ihrem Schoß in normaler Weise austragen. — In dem nebenliegenden Zimmer sind die Stepperinnen für Stiefel beschäftigt, in einem weiteren wird das Leder zugeschnitten. Auf der dritten Etage ist die Werkstätte der Schuhmacher. Was bei all diesen Arbeitsstätten besonders auffällt, ist die heitere Rührigkeit, die ununterbrochene Geschäftigkeit, die man überall sieht. Verkauf der Materialien für Schuhmacher findet auf ebener Erde in dem hinteren Teil statt, wo selbst die Konkurrenten der Genossenschaft sich versehen. Im Keller ist das Lederlager und die Vorräte für das Kleidermagazin.

Dicht in der Nähe dieses Hauptgebäudes, welches Eigentum der Genossenschaft ist, befindet sich in gemietetem Hause eine zweite Niederlassung des Vooruit: im Keller ist die Druckerei, auf ebener Erde das große, gut ausgestattete Café, wo Bier, Wein, Milch, Limonade ausgeschänkt wird, im ersten Stockwerk findet man die Redaktion und die Räume der Verwaltung, vorne ein großes, 800 Personen fassendes Versammlungslokal mit einer Bibliothek. Das Versammlungslokal ist an den Wänden mit Bildern ausgestattet, die trotz ihres vordrängend tendenziösen Charakters einen ästhetisch wohlthuenden Eindruck machen, wie man denn überhaupt sowohl in Gent wie in Brüssel empfindet, daß sich die sozialistische Arbeiterschaft der Bedeutung des künstlerischen Momentes bewußt ist."

Vor kurzem ist ein eingehendes Werk über die schweizerischen Konsumgenossenschaften erschienen, das eine ganz ungeahnte Blüte genossenschaftlicher Entwickelung sichtbar werden läßt und höchst eindrucksvoll zeigt, wie in der Lebensluft der vollen politischen Freiheit die empordrängenden Volkskräfte sich nicht in revolutionärer Propaganda erschöpfen, sondern in ernster wirtschaftlicher und moralischer Erziehungsarbeit allmählich neue soziale Lebensformen auf dem Boden der alten Ordnung hervorbilden. Die Veranstalter jenes historischen Werkes sagen in ihrer Vorrede mit Recht:

„Die großen Erfolge und die segensreichen Wirkungen der Konsumgenossenschaften, welche in diesem Werke aktengemäß bewiesen werden, müssen den Politikern von Beruf die Augen öffnen und sie zu der Überzeugung bringen, daß diese Organisationen nicht mehr, wie bis dahin, als „quantité négligeable" behandelt werden können, daß sie vielmehr in dem großen Ringkampf des Volkes um eine bessere Zukunft eine hohe Mission erfüllen, indem sie zeigen, wie auf dem Wege des organischen Zusammenschlusses kleine Leute mit kleinen Mitteln größere Werke zustande bringen, als der Staat mit seinen Gelegenheits- und Verlegenheitsgesetzen, mehr leisten als die kapitalistischen Vereinigungen, mehr als die auf mittelalterlichem Zwang und Einschränkung der Gewerbefreiheit beruhenden obligatorischen Berufsgenossenschaften . . . So erwarten wir denn auch, daß alle denkenden Leser zu der Einsicht kommen, daß die kleinlichen Mittel, mit denen man bis anhin die konsumgenossenschaftliche Bewegung niederzuhalten suchte, wie z. B. durch die verschiedenen Boykotts, die persönliche Verunglimpfung der Leiter und Förderer dieser Bewegung, den Appell an das Mitleid für die überflüssigen Zwischenhändler, die Steuerschraube, die konsumvereinsfeindlichen gesetzlichen Erlasse u. s. w. — daß also alle diese Mittel nicht imstande sind, die in dem „Zug der Zeit" begründete Entwickelung dieser Organisationen zu vernichten oder auch nur zu hemmen. Wir hoffen und erwarten, daß auch unsere gesetzgebenden Behörden sich aus diesem Werke Rat holen, wenn an sie die Zumutung gestellt wird, die genossenschaftliche Bewegung einzudämmen. Wir verlangen keine staatlichen Unterstützungen, — denn der organisierte Konsum vermag mehr als geschenkte Millionen —, wir verlangen auch keine besonderen Gesetze zu unserem Schutze; alles, was wir verlangen, ist die Freiheit des Zusammenschlusses, die Freiheit der Organisation und die Freiheit des Handelns im Rahmen der auch dem Privatmann gewährten Rechte zur Ausübung seines Gewerbes. Läßt man uns diese freie Bewegung, dann macht die Entwickelung der genossenschaftlichen Organisationen von selbst den Weg, den einsichtige Männer schon vor 50 Jahren vorausgesehen, den Weg zur ökonomischen Befreiung unseres Volkes aus der Knechtschaft der heute noch auf ihm ruhenden Tributpflichten an eine kleine Minderheit."

Da die deutsche sozialdemokratische Partei im Reichstag ihre Interpellation wegen der Steuerbedrohung der sächsischen Konsumvereine wiederholen wird, so zeigt sich hier unseres Erachtens eine hervorragende Gelegenheit für die ethische Bewegung in Deutschland, Aufklärung über die kulturelle Tragweite dieser Angelegenheit in die weitesten Kreise zu tragen und dem öffentlichen Gewissen in Protestversammlungen und Adressen an den Reichstag Ausdruck zu verschaffen. Es handelt sich dabei keineswegs darum, die Arbeiter im Klassenkampf gegen die Händler zu unterstützen, sondern es gilt, einer sozialen und ökonomischen Entwickelung freie Bahn zu schaffen, die Allen Segen bringen wird, weil sie die Verteilung der Güter den mißbräuchlichen Manövern, dem verzweifelten Wettbewerb und der Gewinnsucht Einzelner entzieht und auf den Boden der Solidarität und der planvollen Ordnung stellt.

F.

Marx gegen die Marxisten.

Von Prof. J. Platter in Zürich.

(Schluß.)

So ist es begreiflich, daß die einzelnen Führer — wir haben nicht gerade die obersten im Auge, die wir nicht näher kennen, sondern die lokalen Partei-Matadoren — wenn man sie unter vier Augen spricht, so häufig, ja fast regelmäßig an ihren werten Kollegen kein gutes Haar lassen, daß keiner dem anderen recht traut und jeder annimmt, die anderen verfolgen im Grunde doch in erster Linie persönliche Zwecke. Die allerklügsten und allerschlausten freilich begreifen wohl, daß solche Bekenntnisse auf sie selbst ein verdächtiges Licht werfen würden und sagen gar nichts, wenn Ihr sie um Auskunft über diesen und jenen fragt, sondern zucken etwa die Achseln, lächeln schlau und zwinkern mit den Augen. Aber wenn Ihr einmal einen Naiven, Aufrichtigen und Ehrlichen trefft, der Euch unverhohlen seine Meinung sagt, dann werdet Ihr Wunderdinge hören über allerlei maßgebende Persönlichkeiten. Natürlich giebt es solche oder ähnliche Erfahrungen auch in den bürgerlichen politischen Parteien.

Aber die Bourgeoisie ist ja nach der Lehre der Sozialdemokratie eine abgewirtschaftete Klasse, mit der sich die Sozialdemokratie als Vertreterin einer neuen, emporstrebenden, zur Erlösung der Menschheit berufenen nicht gleichstellen und entschuldigen darf. Wenn die Sozialdemokratie nicht besser ist, so wäre in den Augen ruhiger, verständiger Leute die Bourgeoisie wahrscheinlich immer noch acceptabler, erstens weil man weiß, wie sie als Herrin der Position sich benimmt und waltet und was man von ihr zu erwarten hat, während man von einer gleichfalls korrupten Sozialdemokratie

sich unbekannter Uebel gewärtigen mußte, vor denen der Mensch sich naturgemäß mehr fürchtet, als vor bekannten, und zweitens: wenn Ihr sie an Moral nicht übertrefft, so übertrifft sie Euch dagegen im ganzen doch noch entschieden an Kenntnissen und Bildung.

Hat man je gehört, daß sich durch vieles und fortgesetztes Reden ein Charakter gebildet hat? Reden ist leicht, aber es kommt nicht darauf an, sondern aufs Handeln. Ich kenne Leute, die sich mit den schönsten Worten bei der Konstituierung einer neuen Sektion der ethischen Gesellschaft beteiligten zur selben Zeit, wo sie mit der Ausführung eines Schurkenstreiches schlimmster Sorte beschäftigt waren. Alle Moral erzeugt sich und bewährt sich nur im Handeln, viel Reden fördert sie nicht, verdirbt sie leicht. Die Sozialdemokratie war bisher im ganzen eine Schwatzpartei, wie ede politische Partei, die keine erhebliche politische Macht hat, notwendig sein muß. Daß ein solcher Zustand nicht geeignet ist, eine höhere soziale Moral herauszubilden, ist mehr als selbstverständlich. Habt Ihr diese, und praktiziert Ihr diese, schafft Ihr neue soziale Organismen, in denen dieselbe erzeugt wird oder zur Erscheinung kommt und die dann notwendig ein höheres Maß von menschlichem Glück zu Tage fördern müssen, als die bürgerliche, egoistische, antagonistische Lebensordnung, dann seid Ihr jedes Sieges gewiß, auch des (allerdings dann ziemlich irrelevant gewordenen) politischen, und Ihr braucht gar keine „Politik“ anzuwenden, um das zu erreichen. Habt Ihr sie nicht, dann kann man Euren Sieg nicht einmal wünschen und von ihm nichts Gutes erwarten — und Ihr werdet ihn vermutlich auch nicht erringen.

Und nun zum Schluß! Bisher glaubten die leitenden Geister der Partei, — der autoritärsten, die es je gegeben — es gehöre notwendig zur sozialdemokratischen Rechtgläubigkeit, auf alles, was man soziale Selbsthilfe nennt, mit Geringschätzung herabzusehen, jedenfalls gar kein Gewicht darauf zu legen. Und nun gestattet ihnen Marx selbst — sie müssen offenbar erstaunt sein, wenn sie die Stelle im „Kapital“ lesen, und sich im tiefsten Grunde ihres Herzens blamiert fühlen, daß sie bisher viel marxistischer waren, als Marx selbst, der offenbar auch nach 1848 noch einiges beobachtete und dachte — von diesem Parteidogma*) abzuweichen und sagt ihnen geradezu: Die Produktivgenossenschaft, für die Ihr bisher nur ein überlegenes Hohnlächeln hattet, ist keineswegs ein irrelevantes Kinderspiel, sondern die **Entwickelung und Herausbildung der neuen sozialistischen Produktionsweise aus der alten kapitalistischen**, und das kapitalistische Kreditsystem, das bisher ja zumeist den Reichen noch reicher gemacht und den Kapitalismus daneben durch das Emporfördern bedeutender ökonomischer Talente noch mehr befestigte (Kapital III. 2, S. 140), bietet endlich **die Mittel zur allmählichen Ausdehnung der Kooperativunternehmungen auf mehr oder minder nationaler Stufenleiter**, also geradezu zur Sozialisierung der Volkswirtschaft, es bildet „**die Übergangsform zu einer neuen Produktionsweise.**“

Das ist nun allerdings nicht absolut neu, Buchez hat ähnliches lange vor 1848 gesagt und nach ihm mancher Andere. Aber es ist gut, und besonders gut ist, daß Marx es gesagt.

Daß die Produktivgenossenschaft bisher im ganzen keinen großen Erfolg hatte, lag also nicht in einer immanenten Schwierigkeit oder Unmöglichkeit dieser Produktions- resp. Unternehmungsform, wenigstens nicht, wenn Marx recht hat und wir sprechen hier zu der Partei und von der Partei, die auf seine Lehren schwört, womit wir keineswegs etwa sagen wollen, daß wir selbst Marx in dieser Sache nicht beistimmen. Der Mißerfolg lag lediglich darin begründet, daß die assoziierten Arbeiter noch nicht reif waren zur Selbstbeschäftigung und Selbstregierung, daß sie zu wenig geistige und zu wenig moralische Kräfte besaßen zu diesem Zwecke. Und wenn und solange das der Fall ist, können sie da irgend einen vernünftigen und möglichen Anspruch erheben auf die Leitung und Durchführung der gesamten ökonomischen Geschäfte einer ganzen Nation? Eine geradezu schreckliche und zugleich vollkommen absurde Aspiration! Hic Rhodus, Hic salta! Hier, meine Herren, können Sie und müssen Sie zeigen, was Sie und die von Ihnen vertretene Klasse vermag. Niemand kann großartige Leistungen von heute auf morgen verlangen, das wäre ebenfalls absurd und unmöglich. Aber das ist der Weg zur Neuordnung der Gesellschaft und zur Herrschaft eines neuen und höheren, von jedem fortschrittlich denkenden Menschen mit Begeisterung aufgenommenen sozialen Prinzips, des Prinzips der Solidarität und Brüderlichkeit, das für alle sorgen, alle emporheben, alle beglücken soll. Thaten müssen Sie aufweisen, nicht Phrasen. Nicht die Politiker und Zungendrescher, die wirklichen, reellen Talente und noblen Naturen müssen in der Arbeiterklasse emporkommen und sie langsam auf bessere Wege zu hohen Zielen führen. Die Politik taugt dazu nicht viel, sie hindert eher. Die Besten spielen darin keine große Rolle oder büßen an moralischer Qualität ein. Aber die soziale, die wirtschaftliche Thätigkeit, der Gewerkverein, die Konsumgenossenschaft, die Produktivassoziation, das sind die Gebiete, wo sich Charaktere und Köpfe bilden, wie uns die Geschichte der neueren englischen Arbeiterbewegung lehrt. Um Produktivassoziationen mit glücklichem Erfolg durchzuführen, muß

*) Am 31. Januar 1893 sagte Bebel im deutschen Reichstag: „Sie scheinen gar nicht zu wissen, daß es sozialistische Genossenschaften heute nicht giebt, **daß sie garnicht existieren können**, daß eine „sozialistische Genossenschaft“ etwa als Gegenmittel gegen die bürgerliche Gesellschaft an einem Ort zu gründen, von uns als **Wahnsinn** erklärt wird.“ Siehe Hans Müller, Die Stärkung der Gewerkschafts-Bewegung durch Konsumgenossenschaften. Zürich 1896 S. 64.

Ein strenger Marxist erklärt im 1. Heft von „Neuland“ (Oktober 1896) geradezu: die Produktivgenossenschaften müssen notwendig untergehen. — Nebenbei bemerkt, macht sich der Genannte ebenda lustig über den „Kuhbauernschwindel“ d. h. die Anpreisung oder Rechtfertigung kleiner landwirtschaftlicher Betriebe, wobei er offenbar ganz nach marxistischem Dogma zu verfahren glaubt. Die Herren sollten ihren Marx etwas eifriger studieren, dann fänden sie in ihm gar manche Ketzerei gegen **ihren** Marx. So z. B. steht im „Kapital“ III. 1, S. 98 zu lesen: „Die Moral von der Geschichte, die man auch durch sonstige Betrachtung der Agrikultur gewinnen kann, ist die, daß das kapitalistische System einer **rationellen Agrikultur** widerstrebt oder die rationelle Agrikultur unverträglich ist mit dem kapitalistischen System (obgleich dies ihre **technische** Entwickelung befördert) und entweder der Hand des **selbstarbeitenden Kleinbauern** oder der Kontrolle der assoziierten Produzenten bedarf.“ (Bei Marx nichts gesperrt gedruckt.)

Im selben Buch (III, 2, S. 216 und 338 ff.) nimmt er allerdings auch den Kleinbauern — im Widerspruch mit obiger Stelle — scharf her. Aber am Schluß der Erörterung des bäuerlichen Eigentums heißt es doch: „Alle Kritik des kleinen Grundeigentums löst sich in letzter Instanz auf in Kritik des Privateigentums als Schranke und Hindernis der Agrikultur. So auch alle Gegenkritik des großen Grundeigentums“ (S. 347), und jedenfalls können und werden nur Bauern in genossenschaftlichem Betrieb der Landwirtschaft fortschreiten, sicher nicht Großgrundbesitzer oder kapitalistische Großpächter. — Eine sehr interessante Stelle von Friedrich Engels für sozialdemokratische Agitatoren, welche unter den Bauern Propaganda machen wollen, findet sich ebenda Seite 260. Engels zeigt, wie die amerikanische, russische u. s. w., Konkurrenz den europäischen Landwirten gefährlich wird und schließt mit dem für Bauern sicher höchst erbaulichen Satze: „Glücklicher Weise! ist noch lange nicht alles Steppenland in Bebauung genommen; es ist noch übrig genug vorhanden, um den ganzen europäischen großen Grundbesitz zu ruinieren und den kleinen obendrein.“ — Ich fürchte, gewissenhafte Marxisten werden sogar über Rodbertus, den sie bisher fast nur mit Spott und Hohn traktiert und dem Fr. Engels fast völlige Vernichtung durch Buch III des „Kapital“ in der Vorrede zum II. Band höchst pomphaft prophezeit hatte, etwas respektvoller sprechen lernen müssen, da Marx im 3. Bande ihn mit Achtung behandelt, von seinen „Verdiensten“ und der „bedeutenden Schrift über die Rente“ spricht (III. 2, S. 311). Insbesondere über die „falsche Krisentheorie“ von Rodbertus pflegten sich die Marxisten mit Vorliebe lustig zu machen. Nun, Rodbertus erklärt die Krisen daraus, „daß bei steigender Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit der Lohn der arbeitenden Klassen ein immer kleinerer Teil des Nationalprodukts wird“ (Beleuchtung Seite 24). Marx sagt im „Kapital“ III. 2, S. 21: „der **letzte** Grund aller wirklichen Krisen bleibt immer die Armut und Konsumtionsbeschränkung der Klassen gegenüber dem Trieb der kapitalistischen Produktion, die Produktivkräfte so zu entwickeln, als ob die absolute Konsumtionsfähigkeit der Gesellschaft ihre Grenze bilde.“ Das ist genau dasselbe, nur stehen in den beiden Sätzen die Begriffe zufällig nicht in gleicher Reihenfolge. Rodbertus sagt: steigende Produktivität bei dauernder Armut der Massen. Marx sagt: dauernde Armut der Massen bei steigender Produktivität. — Daß man in Marx' verschiedenen Schriften auch noch allerlei andere Erklärungen finden kann, ist wahr, aber kein Vorzug. Als endgiltige und zugleich fundamentalste Erklärung müssen wir jedenfalls diese in jeder Beziehung „letzte“ annehmen und gerade sie stimmt mit Rodbertus

man gerade das können und kennen, was der „Vorwärts“ heute noch als anti-sozialistisch verwirft; mit politischen Redensarten, auch noch so schön gedrechselt und von bierdurstigen Versammlungen mit donnerndem Beifall begrüßt, richtet man da nichts aus, wirklich nichts.

Also auf zur That! Wirtschaftliche Schulung der Arbeiterklasse durch die Genossenschaft sei das Losungswort. Die höhere Moral muß auf diesem Boden gedeihen und mit ihr der Triumph der Klasse, welche sie vertritt.

Kunst, Individualismus und Ethik.

Von Robert Seidel in Zürich.

Im Berliner Sozialist wird der Aufruf eines deutschen Anarchisten mitgeteilt, worin sich dieser Herr „an Alle, Alle ohne Rücksicht auf Richtung und Schattierung, auf Klasse und Partei“ wendet, um sie dorthin zu führen, wo er sein Bestes und Höchstes fand, zur Kunst.

Also ein Anarchist bietet sich als Führer zur Kunst an! Das ist interessant und das ist zugleich ein ethisches Kapitel. Welcher Ethiker wollte den Einfluß der Kunst und des Schönen auf die Ethik leugnen? Es giebt ohne Zweifel Menschen, die sich vom Unsittlichen nicht durch die Liebe und nicht durch die Gerechtigkeit, sondern nur durch die Häßlichkeit abhalten lassen.

Wie stellt sich nun unser Anarchist, wie stellt sich ein Vertreter des in der Sozialpolitik auf die unsittliche Spitze gestellten Individualismus zur Kunst?

Zunächst bekennt er, daß er sein Bestes und Höchstes bei ihr fand. Dieses Bekenntnis ist bemerkenswert, weil es beweist, daß die Kunst, die Blüte der Kultur, nicht einmal von den Anarchisten den Untergang zu befürchten hat, geschweige denn von den Sozialdemokraten. Natürlich! Die Kunst ist ja eine ethische und eine Kulturmacht, die auch den rohesten und zurückgebliebensten Menschen der Kulturnationen mit Achtung und Liebe erfüllt.

Wir können deshalb fröhlich der sozialen Umgestaltung entgegensehen, die aus den Tiefen des Volkes hervorbricht; sie wird die Kunst nicht behandeln, wie die Vandalen in Rom und sie wird die mediceische Venus nicht zum Barrikadenbau verwenden. Freilich, eine gesunde Gesellschaft wird auch jene Kunst nicht pflegen, die mit Hunderttausend Sklaven Pyramiden baut, oder die eine Arbeiterin drei Jahre am Spitzenkleid einer Königin arbeiten und dabei darben läßt.

In einer besseren Gesellschaft, worin Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe herrschen, wird und muß die Kunst und das künstlerische Schaffen unter dem Sittengesetz stehen und nicht umgekehrt.

Die Kunst ist das vorzüglichste Gebiet des Individualismus. Ohne Individualismus keine Kunst und kein Kunstfortschritt. Darum mag sich wohl auch unser Anarchist so zu ihr hingezogen fühlen. In der Kunst ist der Individualismus weit mehr berechtigt, wie in der Politik und Ethik. In der Kunst ist er so weit berechtigt, als er die Schönheit nicht verletzt, in der Politik und Ethik aber nur so weit, als er die Rechte der anderen Individuen nicht verkürzt. Egoisten werden sich deshalb lieber der Bethätigung in der Kunst zuwenden, als der Bethätigung in der praktischen, gestaltenden Ethik, d. h. in der Sozialpolitik. Despoten waren große Kunstschwärmer, und viele Kunstschwärmer sind sittlich rohe Menschen. So hängen Anarchismus, Individualismus und Kunst zusammen.

Was ist die Kunst? Unser Anarchist spricht nur von der modernen Kunst und sagt von ihr:

„Es ist ein Mensch, der sich im Kunstwerk offenbart, ein Mensch wie ihr, der in die feinsten Heimlichkeiten einer Seele oder eines Zustandes drang und nun verkündet, was er schaute. Und was er empfand und doch nicht deutlich sagen kann, was ihm anflog, er weiß nicht woher und wie, ein Etwas, das keiner lernen kann und nur dem einen Künstler eigen ist, das giebt euch sein Werk.“

Hier tritt eine große Verwirrung von Kunst, Künstler und Kunstwerk, sowie eine große Uebertreibung des Individualismus in der Kunst zu Tage.

Die Kunst ist ein Mensch! Nein, die Kunst ist kein Mensch, sondern der Künstler ist ein Mensch und das Kunstwerk ist die Schöpfung eines Individuums, das eine eigene Welt ist und das die Welt in eigener, höherer Weise sieht, hört, fühlt und denkt.

Die Kunst ist das Bild von Natur und Welt, das im Brennspiegel eines originalen gebildeten Geistes erzeugt und nach außen in Worten, Farben, Tönen und Formen verlegt und dargestellt wird. Die Kunst muß originell, individuell und immer neu sein. Erfüllt sie diese Bedingung nicht, so ist sie nicht Kunst, sondern Nachahmung, Handwerk.

So viel über das Wesen der Kunst. Nun zum Zweck der Kunst! Hören wir, was unser Anarchist darüber sagt:

„Fragt nicht, was sie (die Kunst) euch soll. Sie soll nichts, weder euch noch anderen. Sie soll euch nicht belehren oder erziehen, noch euch die Schönheit deuten oder die Wahrheit. Das ist die erbärmlichste Kunst, die einem Zwecke dient und euch nach einer mühsamen, trockenen Lektion nach Hause schickt. Nein, die Kunst, die ich empfinden lernte, zwingt euch nicht zu ihrer Schönheit, sie übertölpelt euch nicht zu ihrer Wahrheit: denn jeder, ob er schaffend das Kunstwerk giebt oder es lauschend empfängt, jeder kann nur seine Schönheit fühlen, nur seine Wahrheit wissen.“

Da steht es schwarz auf weiß: Die Kunst soll keinem Zweck dienen, sie soll zwecklos sein. Ja, warum, wozu will dann unser Anarchist alle, alle zur Kunst führen? Um ihnen zu sagen, daß sie zwecklos sei?

Etwa 25 Zeilen später wird gesprochen von der Schönheit „die euch erlöst.“ Damit wird der Kunst doch ein Zweck gesetzt und zwar ein sehr hoher, der Zweck der Erlösung. Die Lehre, daß die Kunst keinem Zweck dienen soll, ist genau so haltlos und unsittlich, wie jene Lehre, daß man die Wissenschaft um der Wissenschaft willen treiben solle. Durch diese Lehre wird der Mensch zu einem vernunftlosen, sich über sein Thun keine Rechenschaft gebendes, mit dem Leben spielendes Wesen degradiert, das in Kunst und Wissenschaft einem Phantom nachjagd, und sich dabei nicht um seine Mitmenschen kümmert.

Welches Ideal von einem Künstler und Gelehrten!

Haben Wissenschaft und Kunst keinen Zweck, so sind sie überflüssig und Künstler und Gelehrte nutzlose Tagediebe. Die Lehre von der Kunst und Wissenschaft um ihrer selbst willen, weitentfernt, das Ansehen und die Würde der Kunst und Wissenschaft, der Künstler und Gelehrten zu heben, vernichtet vielmehr jede Würde und Achtung vor diesen hohen Berufen und ihren Trägern. Darum weg mit dieser öden Lehre!

Kunst und Wissenschaft haben freilich einen Zweck und zwar einen sehr hohen, nämlich den, dem allgemeinen Wohle zu dienen. Oder, wer wollte auftreten und sagen: Kunst und Wissenschaft sollten nicht gemeinnützig, sondern gleichgültig oder gar gemeinschädlich sein?

Selbst die krassesten Egoisten werden nicht behaupten wollen, der Künstler schaffe zwecklos. Auch sie lassen gelten daß der Künstler zu seiner inneren Befriedigung wirke, und daher schaffe, um sich auszuleben und um seine Natur zu befriedigen. Nach dieser Meinung würde die Kunst also doch einen Zweck haben und zwar den der individuellen Befriedigung der künstlerischen Anlagen des Schaffenden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Wirken des Künstlers diesem Zweck dient, aber ebenso unterliegt es keinem Zweifel, daß es diesem Zweck nicht allein dient. Musik, Gesang und Mimik sind vorzüglich darauf berechnet, gesehen und gehört zu werden, also in erster Linie anderen Menschen und nicht nur den Künstlern zu dienen. Aber auch Architektur, Plastik, Malerei und Poesie wollen sich sehen, hören und fühlen lassen. Wo wäre der Künstler, der nicht das brennende Verlangen empfände, sein Werk der Welt zu zeigen, anderen mit seinem Werk Freude zu machen, oder auf andere mit seinem Werk eine Wirkung auszuüben?

Die Kunst ist deshalb nicht nur Selbstzweck für den Künstler, sondern sie ist auch ein Mittel für ihn, um seinen Mitmenschen zu dienen und auf sie zu wirken. Jene Lehren, die den Künstler nur zur Befriedigung seines künstlerischen Dranges schaffen lassen, stempeln den Künstler zu einem kalten Egoisten. Wie falsch das ist, beweisen Geschichte und Erfahrung. Die Künstler sind im allgemeinen wegen ihrer Güte, Liebe, Freundlichkeit und Dienstfertigkeit ja bekannt, und sie sind bekannt als Freunde der Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit. Es wäre eine Verleugnung der historischen Thatsachen und der täglichen Erfahrung, wenn behauptet werden wollte, die Künstler schafften und wirkten nur um ihrer selbst willen und nicht auch um ihren Mitmenschen zu dienen, ihnen Freude zu machen, sie zu erbauen, zu erheben, zu befreien, zu trösten und zu beleben. Jawohl, auch sie zu belehren, denn die Belehrung ist von den Zwecken der Kunst nicht ausgeschlossen. Ausgeschlossen ist nur, daß die Kunst um der Belehrung oder um eines anderen Zweckes willen aufhöre, Kunst zu sein.

Den Forderungen der Kunst muß jedes Kunstwerk zunächst entsprechen. Das ist selbstverständlich, das ist das oberste Kriterium für ein Kunstwerk. Entspricht ein Werk aber den Forderungen der Kunst, so darf es auch als Kunstwerk irgend einem guten Zweck dienen. Es liegt gar kein Grund vor, ein Kunstwerk vom Dienst für einen guten Zweck auszuschließen.

Die Kunst hat allezeit nicht nur den Bedürfnissen des künstlerischen Individuums, sondern auch und zwar hervorragend den Bedürfnissen der Gemeinschaft gedient. Sie hat der Horde, dem Stamm, dem Volk gedient, sie hat der Familie, der Gemeinde, dem Staat und der Gesellschaft gedient und sie hat der Religion, der Kirche, der Ethik und der Politik gedient.

Sie hat allezeit Zwecken gedient, auch wenn die Künstler sich dieser Zwecke nicht immer bewußt waren. Auch in Zukunft soll sie Zwecken dienen und zwar guten Zwecken, d. h. solchen Zwecken, welche ihrerseits wieder Förderungsmittel der Menschheit sind. Die Kunst ist um des Menschen willen da und soll ihm dienen. Sie soll ihn erheben über die Jämmerlichkeit des Daseins, befreien von der Schwere der Welt, fördern in der Erkenntnis der Dinge und begeistern für alle hohen Güter der Menschheit.

Je besser die Kunst diese Zwecke erfüllt, desto höher steht sie und desto mehr erfüllt sie auch die ethischen Forderungen; sie ist die höchste und zugleich eine ethische Kunst. Möge diese Kunst allezeit grünen und blühen zum Heile des menschlichen Geschlechts!

Ethische Sonntags-Schulen in London.

Die ethische Sonntagsschule ist in Deutschland noch ein frommer Wunsch; in Amerika ist sie eine anerkannte, bewährte Institution; in England ist sie erfreuliche Thatsache, wenn auch vielleicht noch nicht eingewurzelte, wohlfundierte und methodisch erprobte Jugendunterweisung nach ethischen Prinzipien.

Die von Herrn Dr. Coit ins Leben gerufene Londoner ethische Gesellschaft teilt sich in 4 Zweige, die nach den 4 Himmelsrichtungen benannt sind.

Schreiber dieses, Mitglied der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, hatte an einem der letzten Sonntage Gelegenheit, der dem Südlondon-Zweige angefügten Sonntagsklasse beizuwohnen.

Die Freimaurer-Halle dient am Sonntag den verschiedenartigsten Zwecken; Spiritisten und Sekten aller Art tagen dort zugleich mit der ethischen Gesellschaft. Nachdem ich mich in verschiedenen Sälen überzeugt hatte, daß ich in eine Sekte geraten, was ja die Ethiker sorgfältig vermeiden möchten, wurde ich endlich durch fröhliches Kindergezwitscher auf den richtigen Pfad gelenkt und befand mich bald inmitten einer Schar von etwa zwanzig Kindern, die ihres Lehrers harrten. — Es war ein naßkalter Morgen und Mr. Gould war erstaunt, die kleine Gesellschaft fast vollzählig zu finden, denn nicht alle die künftigen kleinen Ethiker können sich genügend vor den Unbilden des Wetters schützen. Mr. Gould, der ebenso besorgt um die Gesundheit, wie um das Seelenheil seiner Schützlinge ist, sieht es lieber, daß die Kinder zu Hause bleiben, statt in nassen Kleidern und Schuhen dazusitzen.

Nicht umsonst ist Mr. Gould sein Lebenlang Kinderfreund und Lehrer gewesen, um sich nun schließlich nach etwa fünfjähriger allsonntäglicher Beschäftigung mit Kindern im Sinne ethischer Kultur, diesem letzteren Berufe ausschließlich hinzugeben.

Er wird im Laufe des Winters eine Zusammenstellung seiner sonntäglichen Besprechungen herausgeben, und gedenkt dadurch einem vielfach ausgesprochenen Wunsche nach einer praktischen Anleitung für den ethischen Jugend-Unterricht nachzukommen. Er hat als ein Jugendlehrer und Erzieher, begünstigt von den Umständen in England, den entgegengesetzten Weg einschlagen können, wie die Deutschen. Er hat seine Methode aus eigener Erfahrung geschaffen, um sie nun in einem Handbuche niederlegen zu können. Wir in Deutschland warten auf günstigere Umstände der Unterrichtsfreiheit und sind dabei, die für das Preisausschreiben eingegangenen Handbücher für einen solchen Unterricht zu revidieren. Doch zurück zu unserer kleinen Gesellschaft, die unterdeß ihr Banner aus der Kiste genommen und entfaltet hat. Wer eine Arbeiterprozession im Hydepark mit angesehen hat, muß verstehen, daß ein Banner mit Devise unumgänglich nötig ist, wo zwei oder drei sich im Namen einer Sache versammeln. Es kommt alles auf die Auffassung und Interpretation an. Das Banner lehnte durchaus nicht thatenlos oder dekorativ an der Wand. Das rote Sammetfähnchen mit der schön gestickten Gold-Inschrift: „Gutes thun ist unsere Religion", ein Geschenk von Dr. Coit zum ersten Jahrestag dieser Klasse, wurde in zweimaligem Rundgang durch den Saal, von dem ältesten Knaben vor der ihm folgenden Schar hergetragen, ein Zeichen, daß wir nicht stehen bleiben beim bloßen Aussprechen unserer Grundsätze, sondern in stets vorwärtsstrebender Bewegung sind, und stets vor Augen haben, wonach wir streben. Die englischen Kinder verstanden diese symbolische Handlung; sie waren durchdrungen von gutem Willen und marschierten stolz hinter ihrem noch stolzeren Bannerträger einher. Eine Hälfte der Kinder, die jüngere, zweigte mit der Dame, welche die Lieder begleitet hatte, von denen weiterhin die Rede sein wird, in ein Nebenzimmer ab, um dort ihren Jahren angemessen unterhalten und belehrt zu werden.

Mr. Gould ließ sich nun in Kurzem berichten, was vom letzten Sonntag im Gedächtnis haften geblieben war: Von der Stärke und welche Pflichten sie gegen Schwächere auferlegt. Dann ging er allmählich zu seinem Thema, der Würdigung guter Eigenschaften in uncivilisierten Völkern über.

Daß ein Landsmann Darwins in einer populär-geschichtlichen Darstellung der Menschwerdung der menschlichen Rasse beim Affen anfing, darf wiederum nicht befremden. Der Sinn, in dem er den „Aufstieg zum Menschen", nicht die „Abkunft des Menschen" vom Affen als eine Möglichkeit darlegte, deren der Mensch sich nicht zu schämen habe, war einfach der, das Gefühl der Menschenwürde in den kleinen Seelen zu befestigen. Wie waren die Kinder interessiert und gefesselt durch eine kleine Reihe von Zeichnungen, die in aufsteigender Reihe die Affenwelt mit den langen Armen und der krummen Wirbelsäule und hinter dem menschenähnlichen Gorilla die unverkennbare Menschengestalt, aufrecht, stolz stehen sahen. (Ein aufrechter (upright) Mann heißt bei den Engländern einer, der dem Menschengeschlecht Ehre macht.) Nun erfolgten Zeichnungen von Wilden, die nicht lange des Erkanntwerdens von seiten der kolonienkundigen, weil kolonienreichen Engländer und Engländerinnen zu harren brauchten. Eines der Bilder, eine Gesellschaft ernsthafter in einem Kreise sitzender und feierlich rauchender Indianer führte zu einem kleinen Exkurs über Kult-Eigentümlichkeiten wilder Völkerstämme. — Da die nun erfolgenden Fragen nach Eigenschaften in Wilden, die wir teils nur billigen können, teils bewundern müssen, nicht ganz zufriedenstellend beantwortet wurden, machte Mr. Gould, der wohl darauf gefaßt war, daß die Freude an bunten Farben und glitzernden Dingen als die Haupteigenschaft der Wilden betrachtet wurde, den Vorschlag, er wolle kleine Geschichten von den Wilden erzählen, womit jedermann einverstanden war.

Diese Geschichten wiederzugeben, ist mit der Skizzenhaftigkeit des Berichts nicht vereinbar; es muß die Versicherung genügen, daß sie nach allen Seiten hin ihren Zweck erfüllten; eine jede illustrierte in fesselnder Weise Lichtpunkte in den Seelen und dem Leben unsrer dunklen Brüder:

Die Selbstbeherrschung in Bezug auf körperliche Schmerzen, der Mut in der Gefahr, hilfreiche Freundlichkeit innerhalb der Stämme, das Erbarmen mit unmündigen Kindern, Geschicklichkeit und Fleiß, wovon unsre Museen manche Probe aufweisen, Gerechtigkeitssinn, Freude an Poesie, Musik und Tanz, war schließlich die erwünschte Antwort.

Wir dürfen also nicht mit Geringschätzung auf diese Rassen blicken, war die weitere Folgerung, sondern wir als die in der Civilisation vorangeschrittenen, die wir mit Bewußtsein der Veredlung des Menschen, der Loslösung seiner Abhängigkeit vom Aberglauben leben, haben, als die „Stärkeren" die Pflicht, den Schwächeren vorwärts zu helfen, vor allem durch eigenes Beispiel. Doch sollen wir zugleich dort die guten Keime anerkennen, um sie entwickeln zu können, und was roh und ungefüge ist, nicht hochmütig verurteilen, sondern aus der Unwissenheit, der Macht der Gewohnheit und der Umstände heraus verstehen, d. h. verzeihen lernen.

Dies, soweit ich aus Rede und Gegenrede entnehmen konnte, war das Evangelium der Sonntagmorgenstunde.

Zwei wichtige Punkte müssen noch berührt werden.

Die Kinder, welche Mr. Goulds Sonntagsschule besuchen, wandern nicht nur hinter ihrem Banner her, sie singen „ethische Gesänge" und sie sprechen ethische Prinzipien in einer von ihrem Lehrer vorgeschriebenen Fassung, im Chore.

Die beiden letzteren Thatsachen mögen eine starke Anlehnung an kirchliche Gebräuche zeigen, was an sich im kultusliebenden England verständlich ist. Die Selbstbethätigung der Kinder ist nun einmal das beste Mittel, sie dauernd zu beleben und unweigerlich bei der Sache zu halten. Die Responsorien gingen nicht schematisch vor sich. Wo immer im Lauf der Stunde sich Gelegenheit zur Illustrierung eines der Grundsätze bot, wurde er eingeflochten. Der Lehrer that die typische Frage, die Kinder, aufstehend, im Chore gaben die entsprechende Antwort. Die vorhererwähnten Lieder schienen ebenfalls in einem gewissen Verhältnis zur Tages-

ordnung zu stehen. Ueber den absoluten Wert dieser höchst sorgfältig und mühsam zusammengestellten „ethical songs“ zu urteilen, steht einem Fremden kaum zu. Thatsache ist, daß sie nicht nur in der Kinderklasse dauernde Aufnahme gefunden haben, sondern auch bei den von Dr. Coit veranstalteten Sonntags-Versammlungen der Mitglieder seiner ethischen Gesellschaften gesungen werden.

Der Einführungsgesang ward von allen Kindern gemeinsam gesungen, ebenso der Schlußgesang, zu dem die jüngeren Kinder wieder erschienen. —

An einem Sonntag im Monat verteilt Mr. Gould beim Abschied kleine Karten mit Wahlsprüchen. Es fügte sich, daß dieser Sonntag gekommen war und daß eines der Mädchen mir seine Karte gab, weil es eine zweite für sein daheimgebliebenes Schwesterchen besaß. „Stets in der Rechten halte milden Frieden, dann schweigt die Bosheit“ (Shakespeare, König Heinrich VIII.) war das Motto. Ich bewahre es als Andenken an eine Art der Sonntagsfeier, wie ich sie (in ihren wesentlichen Grundzügen wenigstens) auch meinen kleinen Landsleuten gönnen möchte — soweit deren Eltern eine Heiligung des Lebens wünschen ohne Berufung auf andere Mächte, als die, welche in der Menschenseele selbst vorhanden sind.

Augenblicklich besteht auch eine ebenfalls von Mr. Gould geleitete Klasse im Osten Londons. Die Beteiligung ist dort nicht so groß und der Unterricht wird gemäß dem viel niedrigeren Culturgrade der bedeutend ärmereren Stadtgegend einen etwas andern Charakter tragen. Von den beiden andern ethischen Gesellschaften in London, die nicht in der „Union of Ethical Societies“ begriffen sind, hat die eine, die South-Place Eth. Soc. ebenfalls eine Sonntagsschule. Diese Gesellschaft hat sich im Laufe von 100 Jahren aus einer Art freireligiöser Gemeinde allmählich entwickelt und Dr. Coit fand dort den Boden für sich bereitet, als er zuerst nach England kam.

Die andere, ebenfalls nicht in direkter Beziehung mit Dr. Coits 4 Zweiggesellschaften stehende „London Ethical Society“, an deren Spitze bedeutende wissenschaftliche Männer Englands stehen, hat eine Institution aufzuweisen, die (in Gestalt eines Knaben- und Mädchen-Klubs) über den Rahmen einer Sonntags-Schule weit hinausgeht und vielleicht zu einer besonderen Besprechung geeignet ist. —

Die wirtschaftliche und sozial-ethische Bedeutung in der Frauenfrage.

Von *Irma v. Troll-Borostyáni.*

Wer heut über die Frauenfrage zu sprechen oder zu schreiben unternimmt, der läuft Gefahr, gar keine neuen, d. h. nicht schon vielfach für und wider die freiheitliche Frauenbewegung ventilierten Gesichtspunkte aufzufinden. Es könnte scheinen, daß es keine Seite dieser großen sozialen Erscheinung mehr giebt, die nicht schon ihre „Beleuchtung“ gefunden.

Und dennoch! So verwegen meine Anschauung nicht nur denjenigen scheinen wird, die sich über die Bedeutung dieser Frage für gründlich orientiert halten, sondern auch der Mehrzahl derjenigen, die selbstthätig mitten in der Bewegung stehen — ich spreche es doch als meine Überzeugung aus, daß weder über die eigentlichen Ziele dieser sozialen Strömung unter den Fernstehenden völlige *Klarheit* herrscht, noch auch, daß hinsichtlich dieser Ziele, selbst unter den vorwärts drängenden Frauen, eine mit einander übereinstimmende *Einheitlichkeit der Auffassung* besteht.

Die nachfolgenden Ausführungen entspringen dem Wunsche, diese angezweifelte *Klarheit zu schaffen* und die *Einheitlichkeit zu ermöglichen.* —

Man weiß, daß die Not der unbemittelten Frauen, der eiserne Berufs- und Erwerbszwang der Millionen es war, woraus die Frauenbewegung ihren Ausgang genommen. Und noch heut wird die Frauenfrage von vielen lediglich als eine Brotfrage aufgefaßt. Andere betrachten sie als eine politische, noch andere als eine Bildungsfrage. Die Wahrheit ist, daß sie alle diese Gebiete umfaßt, aber in keinem einzigen derselben erschöpft wird. Damit, daß man den Frauen die Thore zu den Gymnasien und Universitäten öffnet, wäre die in Rede stehende Frage — so *selbstverständlich* die Eröffnung dieser Lehranstalten an und für sich auch allenthalben zu erstreben ist — wahrlich nicht gelöst. Und es muß als das Ergebnis eines sehr bedauerlichen Egoismus mancher Kreise der fortschrittlich strebenden Frauenwelt bezeichnet werden, daß sie ausschließlich auf die wissenschaftliche Emanzipation der Frau Gewicht legen, als ob dadurch, daß etwa hunderte, oder seien es einige Tausende, Damen Medizin, Jus oder Philosophie studieren, die Lage des weiblichen Geschlechts eine grundlegende Verbesserung erführe. Ein Beispiel solcher Einseitigkeit in der Auffassung der Frauenfrage bietet mir die Anschauung mehrerer wissenschaftlich hochgebildeter Frauen — ausgezeichnete Berufsärztinnen — die sich dahin äußerten, der Prostitution sei nur durch Verschärfung der sittenpolizeilichen Maßregeln, durch zwangsmäßige Aufnahme der öffentlichen Personen in Duldungshäuser und durch über die außerhalb solcher Häuser dem Schandgewerbe dienenden Frauenspersonen zu verhängende harte Gefängnisstrafen zu steuern. (!)

Ebensowenig als bloße Bildungsfrage, ist die Frauenfrage *nur* eine politische, wenngleich zugestanden werden muß, daß die politische Emanzipation der Frau die Frage um einen gewaltigen Schritt ihrer Lösung näher führen würde, indem die Frauen bei ihrer Heranziehung zur selbständigen Mitwirkung am öffentlichen Leben voraussichtlicher Weise ihren Einfluß zu Gunsten der Gleichberechtigung beider Geschlechter auch in allen übrigen Lebensbeziehungen geltend machen würden.

Das breiteste Gebiet in unserer Frage nimmt unzweifelhaft die wirtschaftliche Seite der Frauenbestrebungen ein, und diese ist es auch, in welcher der tiefe, m. E. mit Unrecht als unausgleichbar betrachtete Gegensatz zwischen der proletarischen und bürgerlichen Frauenbewegung in Erscheinung tritt. Doch hiervon später.

Hinsichtlich dieses Zweiges der Frage handelt es sich — kurz gefaßt — um eine *neue Arbeitsteilung.* Nämlich um eine *ebensosehr den individuellen natürlichen Rechten und Bedürfnissen wie auch der allgemeinen Wohlfahrt in möglichst weitgehendem Maße Rechnung tragende Teilung der für das soziale und staatliche Leben zu erbringenden Gesamtarbeit der Gesellschaftsglieder.*

Die Teilung der Arbeit ist ein Gesetz der sozialen Entwickelung, ein Gesetz, ohne dessen Befolgung es keine Beherrschung und Nutzbarmachung der Naturkräfte, keine Kultur, keine Kunst und Wissenschaft gäbe.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, die Allgemeingiltigkeit dieses von allen Nationalökonomen nachdrücklich betonten volkswirtschaftlichen Gesetzes, von dessen unumstößlicher Richtigkeit das soziale Leben stetes Zeugnis giebt, neuerdings begründen zu wollen.

Und unleugbar richtig ist es auch, daß die Stellung der Frau in der Gesellschaft, die organische Eingliederung ihrer Arbeitsleistung in die Gesamtarbeit, von diesem Gesetz der *Arbeitsteilung* berührt werden muß.

Nun wird, um die Frauenbewegung ad absurdum zu führen, gerne behauptet, das, was diese Bewegung eigentlich will, sei die *Aufhebung* aller Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern.

Aber dem ist nicht so. Nur die *Rolle,* welche die Frau bei der Mitarbeit an den großen Kulturaufgaben spielt, soll eine *andere* werden. Die Rolle, welche Mann und Frau auf der großen Arbeitsbühne des Lebens zugeteilt wird, soll *nicht* durch das *Geschlecht,* sondern durch *individuelle Eignung* bestimmt werden.

Man braucht also nicht etwa zu befürchten, daß alle Mädchen, oder auch nur die Mehrzahl der Töchter von gebildeten Eltern künftighin auf Hochschulen geschickt und zu Aerztinnen, Professorinnen oder Advokatinnen gemacht werden sollen. Wie unter den Männern, so finden sich auch unter den Frauen viele, die für geistige Arbeit weder Fähigkeit noch Neigung besitzen, dagegen aber für Händearbeit und mechanische Beschäftigungen sich gut eignen. Indem sich den sogenannten gelehrten Berufen aber die begabtesten ihres Geschlechtes zuwenden würden, so würden infolge der durch den Zutritt der Frauen verstärkten Konkurrenz die Anforderungen an die intellektuelle Befähigung gesteigert und für diese Berufsarten das geistig tüchtigste Material *beider Geschlechter* ausgesiebt — eine Wirkung, zu welcher sich die Gesamtheit nur gratulieren könnte. Und daß im allgemeinen der Gesamtwert aller erbrachten Arbeit ein um so höherer sein wird, je allgemeiner das Prinzip zur Geltung gelangt, daß einem jeden, ohne Berücksichtigung seines Standes und Geschlechtes, die Ergreifung desjenigen Lebensberufes ermöglicht wird, für welchen er gemäß seiner persönlichen Veranlagung am besten paßt — dies ist so selbstverständlich, daß eine Beweisführung denkenden Menschen gegenüber sich verbietet.

Werfen wir einen Blick auf die Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern der früheren Zeiten und der Gegenwart, so sehen wir, daß bei den niedrigst stehenden Völkern die Frau gleich einem Lasttier diejenige Arbeit zu besorgen hat, die der Mann, weil sie besonders beschwerlich ist, nicht übernehmen mag. Eine spätere Arbeitsteilung überträgt die stärkste Arbeit Sklaven oder Lohnarbeitern und verweist die Frau auf das Gebiet des Inneren des Hauses.

Die Stellung der Frau, wie wir sie heute sehen in unserem modernen Kulturzustande — ist eine Verquickung von beidem. Ihr eigentliches Gebiet ist auch heute die häusliche Thätigkeit für die Familie und innerhalb derselben. Aber die Not ungezählter Massen führt sie hinweg vom häuslichen Herde und dann sehen wir sie, mit Ausnahme einer handvoll Frauen, denen es gelungen ist, in eine relativ etwas leichtere Erwerbsstellung zu schlüpfen, mit den mühevollsten, anstrengendsten, gesundheitswidrigsten Lohnarbeiten belastet. Und siehe da! ganz wie bei den barbarischen Völkerstämmen, im primitivsten Anfangsstadium der Zivilisation, finden wir die Frau, jetzt aber durch die Gewalt der vom Manne geschaffenen Gesetze, eben auf diese Erwerbszweige hingewiesen, die zu den beschwerlichsten, härtesten und nach unseren konventionellen Anschauungen mißachtetsten gehören, während die relativ müheloseren, die materiell besser dotierten, insbesonders aber die ehrenvolleren und angeseheneren durch Gesetzeskraft ihnen verschlossen sind. Eine Thatsache, welcher gegenüber der gegen die Forderung freier Zulassung des weiblichen Geschlechtes zu den bisher nur dem männlichen reservierten Berufszweigen so gerne erhobene Einwurf, daß die Thätigkeit in diesen Berufsarten der Frau eine die Kraft des zarteren weiblichen Organismus übersteigende Arbeitslast aufbürden würde, sich recht sonderbar ausnimmt.

Das Recht auf freie Arbeit und Erwerb kann niemandem bestritten werden. Wenn es immer noch Männer giebt, die es der Frau bestreiten, so kommt dies daher, daß sie sich nicht fragen: was gebietet die Gerechtigkeit? noch auch: was fordert die allgemeine Wohlfahrt? sondern: was ist uns nützlicher und bequemer?

Das ist auch der Grund der überaus charakteristischen Vetos, die in dem Urteil der von diesem Gesichtspunkte geleiteten Männer über die den Frauen zu eröffnenden Thätigkeitsgebiete verlautbaren. Unter den Ärzten finden sich die meisten Gegner des Medizinstudiums der Frauen und ihrer Zulassung zur ärztlichen Praxis, weil hierdurch „die Zukunft der jungen Ärzte, deren Zahl ohnedies im Verhältnis zum Wachstum der Bevölkerung zu mächtig ansteigt, bedroht würde“; die Universitätsprofessoren erklären fast einstimmig, im Lehrfache eigne sich die Frau nur für die „niederen“ Schulen, von der Hochschulprofessur müsse sie unbedingt ausgeschlossen bleiben, da sie die der akademischen Jugend gegenüber erforderliche Autorität nicht aufzubieten vermöge; die Juristen behaupten, Frauenhirne seien der Lösung schwieriger Rechtsfälle nicht gewachsen; die Politiker weisen den Gedanken politischer Gleichberechtigung der Frauen mit Empörung zurück, indem sie vorgeben, daß die stets nur von subjektiven Gefühlsstimmungen gelenkten Frauen nie und nimmer im stande seien, Angelegenheiten öffentlichen Interesses mit ruhiger Objektivität zu beurteilen u. s. w. Allerlei physiologische und psychologische Argumente werden herangezogen, um die geringere Leistungsfähigkeit der Frau zu beweisen und ihre inferiore Stellung als naturgemäß darzuthun.

Um die Grenzen der von der Natur verliehenen Leistungsfähigkeit eines Wesens kennen zu lernen, muß man jedoch dieses Wesen unter den zur Entwickelung und zur Bethätigung seiner Fähigkeiten notwendigen Bedingungen gesehen haben. Vermögen und Kräfte, die keine Gelegenheit bekommen, sich zu äußern, bleiben latent. Und so muß man es als voreilig bezeichnen, auf Grund der bisherigen Erfahrungen, die unter Verhältnissen gewonnen wurden, die der Entwickelungsfähigkeit der Frau unüberwindliche Schranken entgegensetzten, ein Urteil darüber fällen zu wollen, wie weit diese ihre Entwickelungsfähigkeit gehen könne. Erst wenn diese Schranken hinweggeräumt sind, kann es sich zeigen, was zu werden die Frau von Natur aus befähigt ist und ob und in welcher Weise sie die ihr zu stellenden größeren Aufgaben zu lösen vermag.

Und angenommen, daß der typische Artunterschied zwischen den beiden Geschlechtern ein von der Natur gegebener ist, wie so vielfach behauptet wird, so ist man höchstens berechtigt, hieraus den Schluß zu ziehen, daß bei gemeinsamer Wirksamkeit von Mann und Frau auf den ihnen beiden in gleicher Weise zugänglichen Arbeitsgebieten sich eine Verschiedenartigkeit ergeben würde, die bei der bisherigen ausschließlichen Männerarbeit sich nicht zeigen konnte. Nun dürfte aber kaum jemand die Kühnheit haben, alles das, was bisher in der Gestaltung der gesellschaftlichen Einrichtungen gethan wurde, für so unübertrefflich vollkommen zu halten, um zu glauben, daß wenn künftighin das, was gethan wird, durch den Einfluß neuer und anders gearteter Elemente — nämlich durch die Mitarbeit der Frau — anders als bisher gethan wurde, dies unbedingt nur schlechter gethan werden könne.

Das Recht der Frau auf gesetzliche Gleichstellung mit dem Manne kann nur auf Grund des Prinzipes, daß die Frau nicht für sich selbst, sondern ausschließlich für den Mann eine Existenzberechtigung habe, geleugnet werden.

Nun wäre es gewiß falsch, zu behaupten, daß die Frau für sich selbst existiert. Kein Glied der menschlichen Gesellschaft existiert für sich selbst, sondern durch und für die Gesamtheit. Aber die Frau existiert nicht ausschließlicher für den Mann, als dieser für jene. Kant, der tiefe Denker, erklärt: „Mann und Frau bilden erst zusammen den vollen und ganzen Menschen. Ein Geschlecht ergänzt das andere.“ Um einer die Ergänzung des andern werden, um durch und für einander der Vollendung entgegenringen zu können, bedürfen sie aber auch beide der Freiheit, der Freiheit der Selbstbestimmung und der Freiheit der Wahl eines Wirkungskreises, innerhalb dessen sie die Bedingungen höchster Entwickelung ihrer Individualität und die Möglichkeit finden, ein Mittel zum allgemeinen Wohl zu werden, welches das eigene Wohl in sich schließt.

Hiermit sind wir zum Ausgangspunkt unserer Ausführungen zurückgekehrt, indem in der Gewährleistung der Freiheit der Wahl einer der individuellen Neigung und Eigenart entsprechenden Bethätigungs- und Strebenssphäre der Grundsatz gegeben ist für jene neue Teilung der Arbeit, wie sie im Interesse des persönlichen Glückes und der allgemeinen Wohlfahrt an Stelle der in der Arbeitsteilung bisher verfolgten Richtung gesetzt werden soll.

Diese nicht mehr wie bisher nach dem Geschlechte, sondern gemäß persönlicher Eignung zu treffende Arbeitsteilung ist somit nicht bloß eine wirtschaftliche, sondern auch eine sozial-ethische Forderung der Frauenbewegung. Handelt es sich ja doch bei den Frauenbestrebungen nicht bloß um Brot, um Sicherstellung der materiellen Existenz, sondern nicht weniger um ideale Güter, um Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne als Glied der Gesellschaft und des Staates, indem die Frauenfrage in ihrer vollen Bedeutung alle Beziehungen der Menschen zu einander umfaßt, neben den ökonomischen soziale, politische und sittliche Forderungen stellt, die mit einander eng verknüpft sind und welche alle erfüllt sein müssen, auf daß die Frage in ihrer Gänze gelöst sei.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Militär und Sozialdemokratie. In einer Betrachtung über die Sozialdemokratie stimmt das konservative „Deutsche Wochenblatt“ folgende Klage an:

„Der einzige Trost, den wir haben, sind die Bajonette und Kanonen unserer Soldaten. Wer giebt uns denn aber die Gewähr, daß diese Soldaten auch in weiterer Zukunft für uns und gegen die Sozialdemokratie kämpfen werden? . . . Mag die Disziplin auch noch so große Wunder wirken, bei zweijähriger Dienstzeit besteht die eine Hälfte des Heeres aus Soldaten, die erst ein Jahr unter der Fahne sind, die andere aus Rekruten. (Bei dem jetzigen Fortschreiten der Sozialdemokratie würden nun die meisten vor ihrem Eintritt in das Heer Sozialdemokraten gewesen sein.) Selbst wenn es ihren militärischen Vorgesetzten gelingen sollte, sie anderweit zu beeinflussen, so wird die Sinnesänderung doch nicht so weit gehen, daß sie, wenn ihre neueingetretenen Kameraden — die an Zahl ebenso stark sind, wie sie — sich dessen weigern, für sich allein auf das Volk schießen und noch viel weniger werden sie ihre Gewehrläufe gegen die Kameraden richten.“

Thomas Carlyle bemerkt in seiner Geschichte der französischen Revolution zu dieser Auffassung:

„Kartätschen, Messeigneurs, sind eine gute Sache, freilich unter einer Bedingung: Der Schütze muß auch aus Metall sein. Leider aber besteht euer Schütze aus Fleisch und Blut, unter seinem Wamms, seinen Bandeliers hat er Instinkte, Gefühle, ja eine Art von Überlegung. Eben jene Kanaille, die ihr niederkartätschen wollt, sind seine Verwandten, Fleisch von seinem Fleisch, er hat Brüder darunter, einen Vater und eine Mutter, die von Kleie und gekochtem Grase leben. Sein Liebchen selbst, falls es noch nicht im Spital gestorben ist, macht ihn irre an seinem Soldatenglauben und erklärt, daß ihn der Fluch der Menschen treffen werde, wenn er Patriotenblut vergießt.“

Möchte es uns gelingen, statt des Trostes von Bajonetten und Kanonen in allen Volksgenossen jene befreiende Stimmung gegenüber der sozialen Bewegung zu wecken, der F. A. Lange folgende Worte leiht:

„Darum möge man die Arbeiter nicht nur gewähren lassen, wenn sie ernsten Blicks ihre Lage prüfen, wenn sie, statt sich dem finstern Groll und dumpfem Zagen hinzugeben, ihr Auge dem Sonnenlicht eines neuen Zeitalters zuwenden und die Mittel und Wege erwägen, wie es herbeizuführen sei; man möge sich freuen, daß sie darauf aus sind, sich als menschliche Wesen im Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer höheren Bestimmung jene Freiheit zu erringen, die nur dem Segen bringt, der sie errungen hat. Man sollte nicht die Gefahr, sondern den Anfang der Rettung aus einer großen Gefahr

in dieser Bewegung erblicken. Und, wie der Arbeiter diesen Kampf innerlich durchkämpfen und sich zur geistigen Selbständigkeit und Freiheit erheben muß, bevor er den Sieg erringen und benutzen kann, so können auch die übrigen Klassen der Bevölkerung sich diesem Kampf nicht entziehen. Wer hat es nicht oft auf den Blättern der Geschichte mit Staunen verzeichnet gesehen, wie im Moment einer großen Umwätzung die Wirkung des neuen Gedankens auch die Gemüter der bevorzugtesten Kinder der Vergangenheit mit geheimnisvollem Zauber ergreift? Das ist nicht Furcht, was die Hand am Schwerte lähmt; das ist nicht Überraschung, was das drohende Szepter plötzlich in den Staub sinken läßt; nicht gemeine Beschränktheit, was die schlau berechneten Ratschläge zum Verderben wendet: es ist eine verborgene Macht, die aus den Tiefen des gemeinsamen Daseins hervorbricht; es ist das überwältigende Gefühl der großen Wendung der Dinge, welches in die Herzen aller Beteiligten einzieht, auf welcher Seite sie auch stehen mögen. Weshalb aber den Sturz und die Verzweiflung heraufbeschwören? Wahrheit und Offenheit können davor behüten. Wer den starren Egoismus in sich selbst besiegt, den wird das Rad der Zeiten nicht zermalmen. Er wird selbst der Sieger sein, ob er auch ein unseliges Recht zum Opfer bringt."

Die „weibliche" Furcht. Bei der letzten Fahnenvereidigung sprach der Geistliche von der „weiblichen Furcht". M. v. Egidy entgegnet darauf in der „Versöhnung" mit folgender Frage: „Hat sich die Mutter des Geistlichen wirklich furchtsamer im Leben gezeigt, als sein Vater? Hat sein eigenes Weib ihm noch keine Beweise von Mut, von einem Mut, wie wir Männer ihn kaum kennen, gegeben? Sind seine Töchter weniger mutige Geschöpfe, als seine Söhne? Es thut mir leid um jeden Mann, der sich der Freude an den hehren Tugenden des Weibes beraubt; unter den Rekruten sind sicher Hunderte, die des Weibes Tapferkeit achten lernten. Wir wollen uns abgewöhnen, gedankenlos gewisse Redensarten weiterzupflanzen, die andere vor uns gedankenlos erfanden. Gerade durch die tägliche Umgangssprache, erst recht aber durch die Kanzelsprache, wollen wir die vielen großen und kleinen Unvollkommenheiten einer von früher her geltenden Denkweise überwinden."

Sprechsaal.

Zur Frage der internationalen Schiedsgerichte.

Von V. Horinek in Prag.

In der „Wissenschaftlichen Volksbibliothek" ist als Nr. 48–49 die Übersetzung des von der französischen Akademie preisgekrönten Werkes: „Die Philosophie des Krieges" von Michel Revon in autorisierter Übersetzung von Friedrich Streißler erschienen.

Der Arbeit Revons wird eine Einleitung vorausgeschickt unter dem Titel: „Das internationale Schiedsgericht, nach dem von Arthur Desjardin über das Preisausschreiben, den Bordinpreis betreffend, der französischen Akademie erstatteten Berichte."

In dieser Einleitung wird nun zum Schlusse das Geltungsgebiet der internationalen Schiedsgerichte zu bestimmen versucht, nämlich die Frage beantwortet, ob diesen Schiedsgerichten alle zwischen den einzelnen Völkern bezw. Reichen entstehenden Streitfälle zur Jurisdiktion zu überweisen wären, oder nicht, — und lautet die diesbezügliche Beantwortung, mit der auch die Einleitung geschlossen wird, wie folgt. „Man kommt somit zu dem Schlusse, daß der Entscheidung des Schiedsgerichtes nur jene Fragen entzogen sind, welche die nationale Selbständigkeit betreffen, d. h. Fragen, bei denen einfach keinerlei Verständigung möglich ist. Es kann kein Rechtsspruch gefällt werden, der ein Volk zur Sklaverei verurteilt. Die Staatshoheit kann auf keinen Fall verletzt werden und es wäre die größte Abscheulichkeit, unter der Maske der Gerechtigkeit auf diese Weise das Recht zu verletzen. Außer diesem einen Falle muß das Geltungsgebiet des Schiedsgerichts uneingeschränkt anerkannt werden."

Ich nehme nun keinen Anstand, gerade den entgegengesetzten Standpunkt einzunehmen, nämlich den, daß eben die Fragen der nationalen Selbständigkeit in allererster Reihe dem internationalen Schiedsgerichte zu überweisen sind und hoffe zuversichtlich, diesen meinen Standpunkt unwiderlegbar als einzig verfechtbaren, ja sogar als einzig und allein menschlich, d. i. moralisch zulässigen nachzuweisen. Herr Desjardin meint, bei Fragen der nationalen Selbständigkeit wäre einfach keinerlei (!) Verständigung möglich. Das ist nun in dieser kategorischen Fassung nicht richtig. Die Widerlegung der Behauptung ist schon durch den unmittelbar nachfolgenden Satz gegeben, in welchem ganz richtig gesagt wird, es könne kein Rechtsspruch gefällt werden, der ein Volk zur Sklaverei verurteilt. Hieraus folgt doch, daß ein jeder Rechtsspruch die nationale Selbständigkeit schützen wird, und da ein solcher Rechtsspruch der einzig „verständige" ist, so ist mit ihm und durch ihn auch die „Verständigung" gegeben.

Doch will ich aus diesem dialektischen qui pro quo auf das Feld der gemeinverständlichen Auseinandersetzung mich begeben. — Fragen der nationalen Selbständigkeit sind a priori auf zweifachem Wege zu lösen, als: entweder auf friedlichem Wege, oder durch das Schwert.

Die Lösung durch das Schwert kann wiederum zwiefacher Art und Weise sich ergeben, als: entweder durch Obsiegen des Rechtes, wenn der zu Unterdrückende sich im Kriege stärker erweist als der Unterdrücker, oder durch Obsiegen des Unrechtes, wenn das Umgekehrte der Fall ist. In beiden diesen Fällen kommt es schließlich — zur „Verständigung" im sogenannten Friedensschlusse und ergiebt sich solchermaßen aus dem Voranstehenden, daß im Wege des Schwertes in Fragen der nationalen Selbständigkeit eine „Verständigung" möglich ist, wobei das betreffende Volk zur Sklaverei verurteilt erscheint! So am Wege des Schwertes! — Wie sieht es nun am Wege des Friedens aus, d. h. vermittelst Anrufens des internationalen Schiedsgerichtes?

Giebt es auch hier, wie beim Wege des Schwertes eine zwiefache Art und Weise der Lösung, nämlich des Obsiegens entweder des Rechtes, oder des Unrechtes, d. h. entweder Beschützung der nationalen Selbständigkeit, oder aber Verurteilung zur Sklaverei?!

Es ist undenkbar, daß sich jemand finden könnte, der mir widerspräche, wenn ich behaupte, daß ein internationales Schiedsgericht, zusammengesetzt aus der moralischen und juristischen Elite Europas, nicht anders entscheiden kann, als wie es das Recht heischt, daß mithin in einem solchen internationalen Schiedsgerichte die nationale Selbständigkeit ihren sichersten Hüter besäße: ein internationales Schiedsgericht kann mithin in Fragen der nationalen Selbständigkeit nur dem Rechte zum Obsiegen verhelfen, das Schwert aber kann nicht nur dem Rechte, sondern auch dem Unrechte zum Siege verhelfen, und wird dieser zweite Fall voraussichtlich öfter eintreten, als der erstere, weil sich ein Rechtsunterdrücker gemeiniglich erst dann in einen Krieg einläßt, wenn er genug brutale Macht in sich fühlt, um den Gegner niederzuwerfen. — Was hier betreffs Fragen der nationalen Selbständigkeit ausgeführt wurde, gilt natürlich auch betreffs des Satzes Desjardins, die Staatshoheit könne auf keinen Fall verletzt werden, denn am Wege des Schwertes kann sie verletzt werden, am Wege des Schiedsgerichtes allerdings nie und nimmer.

Soferne also die Völker bezw. die Staaten dem Grundsatze beipflichten, (was doch, bis zum Ueberdrusse oft von allen Diplomaten und Herrschern behauptet wird), daß zwischen den Völkern bezw. Reichen Recht herrschen solle, erscheint es unwiderlegbar in ihrem eigensten Interesse, in allererster Reihe Fragen ihrer eigenen Selbständigkeit der Obhut eines internationalen Schiedsgerichtes zu überantworten, weil dieses nie anders als Recht beschützend auftreten kann, man somit die vollste Gewähr einer friedlichen Verständigung in allen diesen Fragen besitzt, während die doppelte Schneide des Schwertes ebenso dem Unrechte zum Siege verhelfen kann, wie dem Rechte, mithin als ein Rechtsmittel im Vergleiche mit dem Schiedsgerichte überhaupt garnicht in Betracht kommen kann, — womit ich glaube, die vorangestellte These bewiesen zu haben, daß nämlich die Zuweisung von Fragen der nationalen Selbständigkeit dem internationalen Schiedsgerichte einzig zulässig erscheint.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hugo Bernstein in Berlin. — Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12.
Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 19. Dezember 1896.	Nr. 51.

Inhalt: Die politische Polizei. — Sonn- und Festtage der Zukunft. Von Ferdinand Vetter. — Jago. Von Magus. — Die wirtschaftliche und sozial-ethische Bedeutung in der Frauenfrage. Von Irma von Troll-Borostyáni. (Schluß.) — Streiflichter: Tagespresse und Volkserziehung. Hamburger Hafenarbeiterstreik. — Aus der ethischen Bewegung.

Die politische Polizei.

Allmählich legen sich die Staubwolken, die der große politische Prozeß in Berlin aufgewirbelt hat. In der Tagespresse verstummt der Lärm der gegenseitigen Anklagen und Verhöhnungen; Haß und Triumph der Parteien wird stille und die Menschen werden fähig. die aufregenden Vorgänge von der Warte höherer Menschlichkeit zu überblicken.

Welche Bedeutung haben die Enthüllungen jenes Prozesses für die Erkenntnis der sozialen Krankheit? Welche Wege tieferer Heilung bieten sich dar?

Für die Tagespresse stand der sensationelle Einblick in das Treiben der politischen Polizei im Vordergrunde des Interesses. Für den ernsten Menschenfreund ging bei weitem der schmerzlichste Eindruck von dem Plaidoyer des obersten Staatsanwaltes aus, das im stärksten Kontrast zu der wohlthuenden sittlichen Energie der ersten Verhandlungstage stand und eine tiefe moralische Niederlage der ganzen Aktion bedeutet. Es ist unverständlich, wie angesichts dieses Ausganges ein großer Teil der Presse diesen Prozeß mit einem reinigenden Gewitter vergleichen konnte. Gewiß — man hat den Vorhang gelüftet und der Oeffentlichkeit einen moralischen Pestherd von ungeahnter Wirkungsweite gezeigt. Aber als der Vorhang wieder gefallen war und angesichts dieses Gewirrs von Lüge, Korruption und Hinterlist auf Aller Lippen der Ausruf schwebte: „Fort mit der politischen Polizei!" — da muß der Staatsanwalt bekennen: „Wir können diese menschenverderbende Institution nicht entbehren, wir brauchen sie — zur Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung!"

Ergreifender ist es lange nicht klar geworden, daß die soziale Frage eine Frage für alle ist, und daß die Machtstellung der oberen Klassen nicht minder angstvoll und freudeleer ist, als der Notstand der Unterdrückten. Um die Gesellschaft vor den unbekannten Gewalten der Volksbewegung sicher zu stellen, muß die politische Polizei ehrloses Horchergesindel anwerben, das verkommen genug ist, um sich zu den niedrigsten Spionagediensten herzugeben, und dem mit einer solchen Rolle natürlich die Macht in die Hand gegeben ist, das ganze öffentliche Leben in Fieber und Verwirrung zu bringen und selbst Minister zu zwingen, den Schutz der Oeffentlichkeit anzurufen. Alle Schuld rächt sich auf Erden: Man hat die tiefere Seelsorge für die Massen vernachlässigt — nun schwebt man in phantastisch gesteigerter Angst vor unerwartetem Ausbruche des Elends und des Hasses und sucht sich durch Anstellung spionierender Schurken zu retten, bis eines Tages diese Spione auch das Leben ihrer Auftraggeber so mit Intriguen eingesponnen haben, daß die Sklaverei unerträglich wird und das eintritt, was Carlyle in seiner Geschichte der französischen Revolution mit folgenden Worten schildert: „Groß ist der Bankrott, der große bodenlose Schlund, in den alle Unwahrheiten, öffentliche und private, sinken und verschwinden; wohin sie von ihrem ersten Ursprung an alle verdammt waren. Denn die Natur ist wahr und keine Lüge. Keine Lüge kann man sprechen oder thun, ohne daß sie nach längerem oder kürzerem Umlauf gleich einem Wechsel, der auf die Wirklichkeit der Natur ausgestellt ist, zurückkommt, und, zur Zahlung vorgezeigt, die Antwort erhält: „Nichts zur Auslösung da". Zu bedauern ist nur, daß sie oft einen so langen Umlauf hatte und daß der ursprüngliche Fälscher so selten derjenige ist, der am Ende dafür büßen muß."

Für den Sozialpsychologen ist das Fesselndste an dem ganzen Prozesse die Thatsache, daß er überhaupt stattfinden konnte. Wer hat die Machthabenden gezwungen, ihr ganzes Elend so vor der Oeffentlichkeit auszubreiten und aller Welt erschütternd kund zu thun, daß ihre ganze imposante Sicherheit sich ohne jenes Gesindel nicht geborgen fühlt und daß sie, um herrschen zu können, sich unter die unsichtbare und ungreifbare Diktatur einer Horchertruppe begeben müssen? Wozu dieses ganze moralische Pathos des öffentlichen Prozesses, wenn man gleichzeitig erklärt, daß solche Leute, wie die Verurteilten, unentbehrliche Stützen der Gesellschaft seien? Nun, es ist der gleiche Grund, der einst in der französischen Nationalversammlung die Vertreter der Aristokratie trieb, ihre Privilegien freiwillig zurückzugeben — eine geheimnisvolle Macht, die sich aus den Tiefen der gesellschaftlichen Bedrängnis in die Seelen ergießt und sie gegen ihr eigenes Machtinteresse treibt, der Wahrheit und Offenheit die Ehre zu geben. Zwar ist noch nicht bis zu Ende durchgegriffen worden — aber das Enthüllte genügt, um in Tausenden im Lande ein Grauen zu wecken über die Art, wie heute die regierenden Kreise über die tiefgreifendste Bewegung der Gegenwart informiert werden. Aber nicht nur ein Grauen, sondern ein tiefes Gefühl der Mitschuld muß uns Alle ergreifen: hätte die Regierung dieses ganze traurige Spionagesystem nötig, wenn statt der kalten Horcher und Denunzianten warmherzige Männer und Frauen aus der Welt der Gebildeten in den dunklen Kontinent eindrängen und dann als Vertraute des Seelenlebens der Gedrückten hellere und hoffnungsvollere Eindrücke aufklärend hinaustrügen zu der ratlosen Büreaukratie? Der Minister von Marschall sucht Schutz in der Oeffentlichkeit vor der politischen Polizei: er wird ihn nicht eher finden, als bis aus unserem öffentlichen Leben der Geist des feindseligen Mißtrauens der Klassen gebannt ist, von dem die politische Spionage lebt, und hüben und drüben Großmut und Vertrauen alle Schreckgespenster der gegenseitigen Vergewaltigung zu verjagen beginnen.

Deutschland wird keine frohen Weihnachten haben. Selbst der hohlste Mensch ist kein Hund, der seinen Knochen im Winkel verzehren mag; die Lebenslust aller menschlichen Freuden ist die herzliche Zustimmung der Andern. Es lastet unbewußt selbst auf den verstocktesten Gemütern die Thatsache, daß in Hamburg Tausend Familien streikender Arbeiter am Heiligabend hungern werden. Und wenn sich der Besitzende bisher noch im Vertrauen auf unsere wachsame Polizei in ein Gefühl der Sicherheit wiegen konnte — so hat ihn jetzt ein Grauen beschlichen vor dieser Art von Wachsamkeit, und ein Gefühl der peinlichsten Unsicherheit aller menschlichen Beziehungen vergällt sein Behagen.

Frohe Weihnachten wird nur der feiern, der mit all den Seinen diesen Abend als ein Weihefest zu begeistertem Menschheitsdienst begeht. Sage deinem Kinde nicht, das Christkind habe ihm seine Gaben gebracht. Mache nicht die empfängliche Seele durch ein Mysterium gedankenlos gegenüber der größten Heilswahrheit dieser Welt: daß alle unsere Seligkeiten Früchte gemeinsamer Arbeit sind. Laß sein Herz in Dankbarkeit erglühen für die unzähligen müden Menschen, die aus ihren freudeleeren Werkstätten die wunderbaren Werke der Kultur auf

seinen Weihnachtstisch sandten. Laß ihn in jedem wackeren Arbeiter das Christkind verehren, das seinen Tannenbaum schmücken half. Erfülle sein Inneres mit dem überwältigenden Bilde der Einheit alles menschlichen Daseins, wecke in ihm den heißen Weihnachtswunsch, zu kämpfen, daß dieser Einheit ihr Recht in der Ordnung des sozialen Lebens werde!

Heute ist Weihnachten ein Fest des gedankenlosen Genusses fremder Arbeit: Einst wird es das sinnvolle Dankfest sein für die Segnungen der großen menschlichen Arbeitsgemeinschaft, und die erhabenen Bilder des Zusammenwirkens von Millionen Händen und Seelen werden hellere Menschenliebe in den Feiernden entzünden, als die Gleichnisse und Symbole einer fernen, kindlichen Vergangenheit. Dann wird die politische Polizei der Sage angehören. F.

Sonn- und Festtage der Zukunft.

Von Professor Dr. Ferdinand Vetter in Bern.

Es ist Sonntag. Von allen Türmen rufen die Glocken. Sonst vom wirren Geräusch menschlicher Thätigkeit erfüllt, erbebt heute die reinere Luft von den dröhnenden Schlägen des in erhabener Höhe sich schwingenden Metalls.

Es muß etwas großes, herzbewegendes sein, wozu diese mächtigen Stimmen eine ganze Stadt, ein ganzes Volk rufen.

Wir folgen ihnen; zu einem ehrwürdigen alten Gebäude führen sie uns, an das viele Geschlechter ihre beste Kunst gewendet. Feierliche Orgeltöne dringen aus den geöffneten Pforten; alte edle Weisen klingen uns ernst und vertraulich an.

Wir möchten hinein, denn wir wissen: da drinnen ist ein schöner, durch Kunst und Andacht alter Zeiten geweihter Raum, und Bild und Musik und schönes Wort haben hier eine Freistätte, um von vereinten, festlich und liebevoll gestimmten Menschen genossen zu werden.

Aber wir bleiben draußen, denn wir wissen: Die Leute da drinnen reden mit einem Wesen, von dem nie jemand etwas gesehen noch gehört hat; sie singen von einem Heiland, der sie erlöst und beseligt aus einem unbekannten Jenseits her.

Es sind ihrer wenige gegenüber den vielen Tausenden, die von den Glocken gerufen worden sind, und von den wenigen glauben nur wenige, was sie beten, singen und bekennen. Und die andern thun als wenn sie es glaubten, weil sie den Glauben der Wenigen für etwas gutes oder wenigstens ehrwürdiges halten.

Wir vielen aber, wir halten den Glauben, der da glaubt was nicht ist, ebenso wie den Glauben, der nur dergleichen thut, als glaubte er, für etwas schädliches, womit wir nichts zu thun haben können. Darum gehen wir, die vielen, nicht hinein, und lassen den wenigen ihre Kirche, ihre Orgeln, ihren Gesang und ihre Predigt.

Und wir haben anderes draußen zu thun; denn unter uns vielen giebt es viele Unglückliche an Leib und an Geist. Aber es thut uns leid, daß nicht auch für sie, nicht auch für uns da sein soll der würdige Raum, die edle Kunst, die festliche Musik, das schöne Zusammensein derer, die Freude und Trost im Schönen und Guten suchen. Und es thut uns leid, daß die Wenigen ungerecht sind gegen uns, die Vielen.

Denn uns gehört, wie ihnen, dieses Gebäude, diese Kunst, diese Musik, uns so gut wie ihnen die Frucht der Jahrtausende in Gesittung, Kunstfreude und feinerem menschlichem Gefühl.

Und wir empfinden diese Enterbung mehr als sie den Besitz dieses Erbes.

Wir empfinden sie für uns und für unsere Kinder, denen wir so gern das Gefühl gemeinsamer Erhebung, gemeinsamer geistiger Bedürfnisse mit allen anderen Menschen geben möchten. Wir empfinden diese Enterbung doppelt schmerzlich bei den Ereignissen, wo jeder natürliche Mensch seine Zusammengehörigkeit mit der Menschheit lebhafter fühlt, wo er den Ausdruck der Mitfreude, der Mittrauer andern mitteilen, von andern empfangen möchte. Der Eintritt eines Menschen ins Dasein, seine Aufnahme in die Gesellschaft, seine dauernde Verbindung mit einem Wesen des anderen Geschlechts, endlich sein Abschied aus dem Leben — all diese elementarsten, von jedem Menschen erlebten oder mitgefühlten Begebnisse hat die Kirche, als jahrhundertelange Pächterin alles Idealen in der Kulturmenschheit, mit ebensovielen geheiligten Formeln und Feiern umgeben, die ohne sie den meisten gar nicht denkbar scheinen und daher auch von den meisten mitgemacht werden, obschon sie sonst der Anschauungs- und Ausdrucksweise der Kirche so entfremdet sind, daß das Mitmachen dieser Formen für sie eine Lüge bedeutet. Und lügen wollen wir nicht in den ernstesten Augenblicken unseres Lebens!

Ein Kindlein ist uns geboren: wir möchten es gern freudig und vertrauend einführen in die menschliche Gesellschaft, von der es liebenden Dienst nötig hat, der es wiederum liebend dienen soll. Aber statt der Gesellschaft, der wir alle, hoch und niedrig, liebend und arbeitend angehören, bietet sich uns nur (als Eigentümerin eines dieser ehrwürdigen Gebäude) eine Glaubensgemeinschaft dar um das neue Glied aufzunehmen, als Genossen des Glaubens an einen Vater, einen Sohn und einen heiligen Geist, in deren Namen es fortan seinen menschlichen Namen tragen soll. Und unsere Nächsten, wenn sie auch unter jenen Namen sich längst nichts mehr denken können als einen geschichtlich ehrwürdigen Versuch, sich das Uebermenschliche menschlich und persönlich vorzustellen, sie verlangen von uns, daß wir bei solch einer Handlung anwesend sein und heucheln und lügen sollen, als ob es uns wirklich darum zu thun wäre, das Kind in dieser Glaubensgemeinschaft auferziehen und unterrichten zu lassen!

Das Kind wächst heran; es soll von nun an Herr seiner Handlungen sein, soll seine freie Meinung in allen Dingen haben und aussprechen, in Kurzem auch in der bürgerlichen Abstimmung aussprechen können. Am Eingang dieser Pforte zur Selbständigkeit steht wieder dieselbe Glaubensgemeinschaft und will dem Jüngling, will der Jungfrau wiederum im Namen jener unbekannten hohen Wesen das Versprechen abnehmen, bei den ihnen eingepflanzten Meinungen von den übermenschlichen Dingen zu verharren. Und unsere Nächsten, obwohl selbst dieser Meinungen längst entwöhnt, machen diese Feierlichkeit als ehrwürdige Form mit und überhäufen nachher das Opfer, das — wahrscheinlich unwissentlich, aber selten ohne ernstliche Zweifel — durch eine Unwahrheit sich von der bisherigen Bevormundung losgekauft hat, mit Geschenken, die es vermutlich für den Verlust seiner Wahrhaftigkeit entschädigen sollen.

Der junge Mann, das junge Weib wollen die Verbindung eingehen, die zur Zeit allein das anerkannte Recht giebt, jenen Verkehr zu pflegen, woraus die Zukunft des Menschengeschlechtes hervorgeht. Wie gern möchten sie die ganze Menschheit, der sie von nun an mit neuen Rechten und neuen Pflichten angehören werden, zu Zeugen ihrer Liebe und der Uebernahme der damit verbundenen Verpflichtungen anrufen! Auch ihnen öffnet sich dasselbe ehrwürdige Haus, wo die bestellten Wächter des Glaubens und der Sitte ihres Amtes walten; sie müssen, wollen sie sich nicht mit der rein formelhaften Anerkennung ihres Bundes durch einen gleichgiltigen Staatsbeamten begnügen, den Segen eines Gottes über sich ergehen lassen, von dem weder der Segnende noch sie selber das geringste wissen, in Formeln, die, mögen sie es mehr oder weniger deutlich aussprechen, das neue Paar feierlich in Anspruch nehmen als Glieder einer Gemeinschaft, der sie innerlich nicht oder nicht mehr angehören. Und sie lassen sich im ernstesten Augenblicke ihres Lebens ruhig und ohne Widerspruch zu dieser Gemeinschaft zählen und sich im Namen dieser Gemeinschaft und im Namen eines dreieinigen Gottes auf eine lange und ernste Reihe heiliger Pflichten einschwören. Und weil sie es oft schon vorher mit den Pflichten, die sie im Hinblick auf diese bei uns einzig gesetzmäßige Geschlechtsverbindung gehabt hätten, gar sehr leicht genommen haben, so finden sie sich auch mit dieser Lüge leicht ab; im Rauschen der Orgel, im Duft der Blumen, im Glanz der Toiletten verschwindet die kleine Unwahrheit des festlichen Tages, und die frohen Gäste beglückwünschen das junge Paar zu dem neuen Stande, zu dem es gelangt ist durch die Heuchelei der Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft,

die bisher allein über die festlichen Stätten und Veranstaltungen zu einer richtigen Hochzeitsfeier gebietet.

Und ein Mensch stirbt: die Seinigen haben ihn lieb gehabt; viele andere Menschen nehmen teil an ihrem Schmerze: sollten nicht wenigstens da, im ernsten Angesicht des Todes, die Verstellung, die Anbequemung, die Lüge weichen, sollten nicht die wahren Gefühle, Anschauungen und Hoffnungen der Leidtragenden zu Worte kommen dürfen? O nein! den Wenigen zu Liebe, die noch mit dem Herzen jener alten Glaubensgemeinschaft angehören, wird diese Gemeinschaft in der Person ihres Vertreters abermals von den Vielen, die ihr innerlich doch entfremdet sind, zu Hilfe gerufen, und dieser Vertreter wird im besten Fall von dem, was wir an der Bahre des Geliebten empfinden: von dem unersetzlichen Verlust und von der geistigen Fortdauer des Verstorbenen in seiner Umgebung und bei den Seinigen, ganz schweigen; eher aber wird er von der guten Absicht eines unbekannten Herrn im Himmel und von einem mehr oder weniger leiblichen Fortleben in einem besseren Jenseits sprechen: in jedem Falle aber wird er auftreten im Namen einer Gemeinschaft, die wir anerkennen sollen als eine für alle Menschen verbindliche, wird er sprechen als einer, der mehr weiß von Grund und Zweck des Lebens auf Erden und außer der Erde als du und ich. Und die Vielen lassen ihm das durchgehen und verleugnen ihr besseres Wissen und bestärken und verbreiten dadurch das Ansehen jener Gemeinschaft und der Gebräuche, die sie in die heiligsten Augenblicke des Menschenlebens eingeführt hat. Und die Leidtragenden beten mit den Wenigen zu einem Gott und Erlöser über den Wolken und singen von einem Wiedersehen über den Sternen und sind gerührt, daß in den alten heiligen Räumen mit ihren Orgelklängen und Gebeten doch immer noch so viel Trost und Friede zu holen ist.

Wir wollen nichts von diesem Trost und Frieden, nichts von diesem Segnen und Singen, nichts von all diesen Rührungen und Feierlichkeiten allen, wenn wir dafür die Berechtigung einer Gemeinschaft anerkennen sollen, die den Anspruch erhebt, alle Menschen zu umfassen, während sie — gewissenhaft genommen — außer den herrscheuden nur die trägen und beschränkten umfaßt und ein höheres Wissen von übermenschlichen Wesen und unsern Pflichten gegen sie zu besitzen wähnt, während sie mit uns nur tastet und ringt.

Aber müssen wir denn für immer verzichten auf die idealen Güter, die diese Gemeinschaft heute noch allein verwaltet, verzichten für immer, weil die Gemeinschaft vorgiebt, die Mehrheit zu sein und jene Güter von rechtswegen allein zu besitzen?

Nein! Die Zeit wird kommen, wo das Recht, zu trösten und zu erbauen mit Rede und Gesang und gemeinsamer Feier in würdigem Raume, nicht mehr das ausschließliche Recht derjenigen ist, die es infolge der Trägheit der Massen heute noch in Händen haben. Die Zeit wird kommen, wo wir Wenigen die Mehrheit sind, die an den alten geweihten Stätten ihre neuen Ideale von Sittlichkeit und Schönheit verkündigt und in neuen Weisen, Formen und Farben feiert.

Aber bis dahin: sollen wir alle geistige und künstlerische Erhebung in gleichgesinnter Gemeinschaft entbehren, wir, die wir sie für uns und die Unsrigen im Kampf des Lebens so nötig hätten?

Wir sollen und brauchen das nicht, und wenn wirs bisher gethan haben, so ist es zu unserm Schaden und zum Schaden der Sache geschehen, die wir vertreten: der Sache der Menschheit.

Unsere Zeit hat sich losgemacht von dem alten Glauben, daß der Mensch sein Glück außerhalb des Menschenlebens, in Gott oder im Jenseits, suchen müsse. Aber sie hat das Glück vielfach einseitig nur im Genuß erstrebt und den Glauben an das Glück im Guten und Schönen verloren. Und diesen Glauben muß unsere Zeit wiederfinden.

Das Streben nach Glück in Genuß und Wohlsein führt nicht zum Ziel, so lange die Menschen nicht zur Güte und Gerechtigkeit erzogen sind, um einander das Wohlsein nicht beständig streitig zu machen, und solange sie nicht zum Streben nach Schönheit erzogen sind, dem einzigen Gute, das allen zu teil werden kann, ohne daß der Anteil des Einzelnen dadurch sich vermindert.

Die Erziehung zur Gerechtigkeit und zur Schönheit, das ist die Religion der Zukunft; ihr vorzuarbeiten ist die Aufgabe der Gegenwart. Diese Religion muß kommen, wenn es mit uns besser werden, wenn es mit uns nicht zu Ende gehen soll, im Kriege aller gegen alle. Und es gilt kein Säumen mehr.

Rufen wir zusammen alle, die ihre Kniee nicht beugen vor Baal, vor den Göttern des bloßen egoistischen Genusses und Wohlseins. Lehren wir sie durch Wort und vor allem durch That, daß der Mensch, um glücklich zu sein, zuerst gut und gerecht sein muß, weil die ungerechte Behandlung der anderen Menschen stets wieder Unglück über ihn selbst und die Seinigen bringt. Lehren wir sie, daß der gemeinsame Genuß des Schönen das edelste Gut des Lebens ist, weil er von keinem Neid und von keiner Reue begleitet wird, weil, jemehr davon jedem Einzelnen zukommt, umsomehr auch alle andern dadurch beglückt werden.

Vereinigen wir am festlichen Tage im festlichen Raume und im festlichen Kleide alle, die sich über Not und Neid des Lebens erheben wollen und senden wir ein festliches Kleid denen, die keins haben und deshalb nicht kommen könnten. Sagen wir ihnen, daß wir zusammen sein wollen als Freunde, die das Gute erstreben und des Schönen sich freuen, und daß wir alle das gleich nötig haben. Singen wir mit ihnen, vielleicht auf alte ehrwürdige Weisen, die Worte der Verbrüderung und der Sehnsucht nach dem Guten, die unsere Dichter für die neuen Gedanken der Zeit finden werden oder vielleicht schon gefunden haben. Lesen und besprechen wir mit ihnen das Schönste und Tiefste, was die Lehrer der Menschheit über die Welt und das Leben in allgemeingiltiger Form, wenn auch in der Sprache ihrer Zeit und Weltanschauung, gesagt haben, und dolmetschen ihnen die Stimmen der wie wir nach Glück und Frieden ringenden Vorzeit. Lassen wir edle Bilder, Musik- und Bühnenstücke, worin ein ernster würdiger Gedanke unserer Zeit zum Ausdruck kommt, an ihrem Auge und Ohr vorüberziehen. Vereinigen wir uns in freudigen Segenswünschen für gute Thaten und Unternehmungen, in herzlicher Mittrauer bei Unglück und Tod, in feierlichem Gelöbnis festen Zusammenhaltens zur Förderung des Gesamt- und des Einzelglücks. Und dann gehen wir hin und handeln wir darnach! Wird das Bewußtsein derselben innersten Bedürfnisse nicht selbst dem Letzten und Geringsten einer solchen Gemeinde Halt und Trost sein, nicht dem Höchstgestellten wenigstens zeitweise seine Pflichten gegen die Gesamtheit ins Gedächtnis rufen? Und wird damit nicht manche Ausgleichung und Milderung von Gegensätzen möglich werden, die unsere Zeit gegenwärtig umsonst durch Belehrung oder durch Gewalt zu beseitigen strebt? Wird innerhalb einer solchen Gemeinschaft die Ungleichheit fortdauern können, die sich heute auf den Besitz oder den Mangel des zur Beschaffung von Genüssen nötigen Metalles gründet, wenn nunmehr die edelsten Genüsse allen gemeinsam zugänglich sind und der endlich erwachte Rechtssinn die Mittel zu privaten Genüssen jedem nach Maßgabe seiner Arbeit zuteilt?

Höchste Achtung den Vorkämpfern, die durch das Studium der Gründe menschlicher Ungleichheit die heute Enterbten befähigt haben, sich im harten aber zuversichtlichen Kampfe ihre Stellung als gleichberechtigte Glieder der Gesellschaft endlich zu erobern. Aber bleibend erobert wird das Recht des Einzelnen auf Glück und Genuß erst sein, wenn man sich gegenseitig in gemeinsamem Genuß und gemeinsamer Erhebung überzeugt haben wird, daß uns allen eines und dasselbe not ist: das Gefühl der Zusammengehörigkeit im Thun des Guten und im Genuß des Schönen, und daß in einer solchen menschlichen Gesellschaft wenigstens jene schlimmsten Gegensätze von Arm und Reich verschwinden werden, weil gut zu sein, weil das Schöne zu genießen fortan dem geringsten wie dem vornehmsten möglich ist.

Die soziale Bewegung hat in unsern Tagen nur allzu-

sehr vergessen, daß sie von Haus aus eine ethische Bewegung ist. Sie hat im Streben nach einer auf Wahrheit und Gerechtigkeit beruhenden Gesellschaftsordnung mit Recht zuerst die Unterdrückten wirtschaftlich besser zu stellen gesucht; aber sie hat im Kampfe mit den Vorrechten des Kapitals allzu einseitig nur dessen bevorzugte Lage in Bezug auf die äußere Lebenshaltung ins Auge gefaßt und zugleich den bürgerlichen Parteien die ganze Rücksichtslosigkeit des Interessenkampfes abgelernt. Es ist Zeit, die Besitzlosen auch auf das geistige und künstlerische Kapital aufmerksam zu machen, das bisher die Besitzenden fast allein gepachtet haben, und damit dem ganzen Kampf der beiden großen Gruppen wieder einen höhern, einen geistigen Charakter zu geben. Wenn aber erst einmal auf dem geistigen Gebiete, wo eine gerechtere Verteilung der Güter sich ohne Schmälerung des Einzelanteils durchführen läßt, eine Verständigung erzielt, ein gemeinsames Genießen des gemeinsamen Besitzes üblich und gewöhnlich sein wird, so dürfte dies auch der schließlichen Sozialisierung des materiellen Besitzes, die unbedingt kommen muß, gewaltig vorarbeiten.

Und sollte die Pflege dieser neuen Ideale, die Vorbereitung dieser neuen Kultur nicht unserer ernstesten Bemühungen wert sein?

Unsere heutige Kultur krankt infolge der Standesgegensätze an einer Menge unheilvoller Widersprüche.

Des Wahren und Guten und Schönen, das wir erkannt haben, werden wir nicht froh, weil wir es einerseits nicht vereint mit der ganzen Gesellschaft genießen können, und andererseits doch wieder von dieser zu sehr abhängig sind, um der gewonnenen Einsicht gemäß zu leben. Zu keiner Zeit ist die Erkenntnis dessen, was schön ist und was der Gegenwart frommt, entwickelter und allgemeiner, und zugleich das Streben, die Gegenwart demgemäß zu gestalten, weniger lebhaft gewesen. Die Ausgleichung zwischen den Idealen einer Zeit und der Wirklichkeit, die früher durch den Staatsgedanken und besonders durch die Kirche besorgt worden ist, bricht sich bei uns erst ganz allmählich wieder Bahn. Wir sind längst alle überzeugt von dem Segen einer friedlichen Entwickelung der Völker; aber wir pflegen mehr als je die Wehrhaftigkeit und das Nationalitätsbewußtsein derselben; denn Militarismus und Patriotismus gelten als der beste Damm gegen soziale Bewegungen. Wir möchten eine monumentale Kunst haben wie die Griechen, wie das Mittelalter: große ideale Bauten und Bildwerke, mächtige Bühnenaufführungen und Festdarstellungen; aber was wir davon haben, ist fast nur für die Wohlhabenden da; die Besitzlosen sind, als nicht zur „Gesellschaft" gehörig, von diesem künstlerischen Besitz und Erwerb ausgeschlossen. Und wir wiederum bauen Museen und Parlamentshäuser statt Tempel und Volkshallen, begeistern uns für alte germanische Götter und lassen das Volk im Aberglauben, schwärmen für den Formen- und Farbenreichtum der Vorzeit und kleiden uns in eine uns selbst lächerliche Tracht — warum das alles? Weil wir überall den Glauben an das Allgemeingiltige im Guten und Schönen verloren haben und es vorziehen, uns unsere kleinen Standesideale zu schaffen oder uns mit armseligen und gleichgiltigen Surrogaten zu behelfen. Und so lassen wir auch ruhig die Kluft bestehen zwischen der heute gewonnenen Einsicht in die Natur und das Menschenleben und den alten religiösen Vorstellungen von Gott und von den Pflichten der Menschen gegen ihn, und lassen die Anhänger des alten Glaubens durch ihren Kultus und Unterricht eine Macht ausüben, die notwendig der so dringenden Einigung der Kulturmenschheit unter gemeinsamen Idealen entgegenarbeiten muß.

Diese Einigung aber ist geradezu das erstrebenswerteste Ziel unserer zerrissenen Gegenwart. Und es giebt auch auf kirchlicher Seite viele Freunde einer solchen Einigung aller der Menschen, die ein sittliches und ästhetisches Ideal anerkennen.

Jener ganze Stand, der sich die Verkündigung der religiösen Grundsätze unter den verschiedenen Bekenntnissen zur Aufgabe macht, gehört eigentlich zu uns, die wir ebenfalls der in Gleichgiltigkeit und Selbstsucht versunkenen Menschheit gemeinsame sittliche Ideen geben möchten. Zu uns gehören ihrem tiefsten Wesen nach jene hochgestimmten Naturen, die zur Erlangung sittlicher Vollkommenheit in engerem Verbande freudig Verzicht leisten auf das Leben mit der vom Egoismus bewegten Außenwelt und damit auf viele der schönsten Freuden des Daseins, — zu uns alle jene selbstlosen Jünger der Kunst und der Wissenschaft, die für die Arbeit im Dienste der Schönheit und der Wahrheit ihre Kraft und ihr Leben einsetzen. Unsere gemeinsamen Feinde sind die Menschen ohne geistiges und ästhetisches Ideal, die Genüßlinge und Egoisten, die nur für sich und allenfalls mit Ihresgleichen das Leben genießen wollen und nie das Bedürfnis empfinden, mit ihren Zeit- und Kulturgenossen, von denen auch ihr Wohl abhängt und die mit ihnen das Schicksal der Menschheit bestimmen, sich in der gemeinsamen Arbeit und im gemeinsamen Genuß zu stärken und zu erheben. Gegen diese Feinde müssen sich die Angehörigen aller Stände, aller Länder und aller Bekenntnisse zusammenthun, die noch an eine Menschheit und an deren Zukunft glauben.

Und sie werden es thun: das Bedürfnis danach ist zu kräftig und zu allgemein, und unsere Zeit ist nicht unempfänglich für geistige Bewegungen, sogar von viel beschränkterer Art, wie das Beispiel der Heilsarmee, der Vereine zur Bekämpfung der Trunksucht zeigen. Sollte die Grundkraft dieser Bewegungen: das selbstlose Einstehen für das Wohl der Menschheit, nicht auch für einen Zweck zu haben sein, der weit hinausgeht über die Rettung vermeintlich unsterblicher Seelen aus der Hölle und ohnehin krankhaft angelegter Körper aus dem Trinkerelend? Sollte für die Sache der Menschheit, für die Rettung ihrer unsterblichen Seele aus der Hölle des Daseinskampfes, ihres lebenskräftigen Körpers aus dem Elend der gegenseitigen Verhetzung, nicht auch eine mächtige Armee, ein opferwilliger Orden sich werben lassen, die für ihre größeren Ziele ebenso kräftig einstünden und sich ebensogut, aber noch dauerhafter, ihre Daseinsformen schüfen wie jene vorübergehenden Erscheinungen eines beschränkten aber mutigen und zweckbewußten Idealismus?

Wir glauben es fest und meinen, unsere Zeit sollte endlich einmal Ernst machen mit ihren Ideen wie es die Reformations-, die Revolutionszeit gethan haben. Überzeugte und entschlossene Männer und Frauen aller Stände, die sich im Partei- und Klassenkampf die Sehnsucht nach Frieden und Harmonie bewahrt haben, sollten zusammentreten zu der neuen Kirche des reinen Menschentums. Sie sollten sich am festlichen Tage treffen in den ehrwürdigen Hallen der jetzigen mehr und mehr inhaltlos werdenden Gottesdienste, deren Anhänger ihnen billig Ort und Zeit dafür einräumen dürften, und sich dort im neuen Gottesdienste des Wahren, Guten und Schönen erbauen. Sie sollten im Anschluß an die bisherigen kirchlichen Feste und an den Lauf der Jahreszeiten echt menschliche Feiern begehen, wozu die jährlich wiederkehrenden Naturvorgänge, die verschiedenen Lebensalter, die Entwickelungsstufen der Menschheit, im ganzen und in kleinen örtlichen Ausschnitten, den Stoff abgeben würden, und woraus die Stärkung des Mitgefühls, des Bewußtseins der Zusammengehörigkeit und gegenseitigen Abhängigkeit als unmittelbare Wirkung entspringen müßte. Sie sollten durch einen wohleingerichteten Ueberwachungsdienst das Wohlergehen jedes einzelnen Gemeindegliedes im Auge behalten und den Bedürftigen und Bedrängten durch Rat und Hilfe, aber nicht in Form von Almosen, sondern vermittelst der Heranziehung ihrer Arbeit zum allgemeinen Besten, beistehen. Sie sollten, wie heute die Kirche, aber in wahreren und allgemein verbindlichen Formen, das Leben des Einzelnen mit schönen Feiern schmücken, die seine Geburt, seinen Eintritt in die Gesellschaft, seine Eheschließung, seinen Tod wiederum zum Anknüpfungspunkt erhebender und gemeinschaftbildender Gefühle machen und das Werden, Wachsen und Vergehen des vereinzelten Menschen an das große und gesetzmäßige Leben des großen Menschheitsganzen anknüpfen.

Wollen wir das nicht einmal versuchen? nicht wenigstens

den vom Kirchenglauben losgelösten und einen Ersatz suchenden Mitmenschen bieten, was wir selbst als Ersatz dafür gefunden haben: den Glauben an das Schöne und Gute in der Menschheit? nicht wenigstens unseren Kindern etwas zu geben suchen von dem, was uns selbst einst die Kirche war: der Inbegriff des Besten und Schönsten im Menschenleben?

Wenn es uns gelingen sollte — die segensreichen Folgen wären gar nicht abzusehen! Ein Mittelpunkt für das geistige Leben der Menschheit, ein Versöhnungsaltar für ihre Gegensätze, ein neuer Kultus, eine neue Kunst! Denn die neuen religiösen Bedürfnisse müßten auch entsprechende Räume und entsprechende Ausschmückung mit neuen Gegenständen und in dem ersehnten neuen Stil mit sich bringen, der nur aus einer neuen Kultur hervorwachsen kann. Die neue Religion müßte die alten Maler und Bildhauer und Musiker aus den Museen und Konzertsälen, worein sie jetzt verstoßen sind, wieder in die Hallen der alten Baumeister hineingeleiten, müßte Dürer und Vischer und de Lattre mit Erwin von Steinbach und Hans Böblinger wieder zusammenführen und die Symbole und Tonwerke der Vorzeit mit neuem Inhalt füllen; ein neues kräftiges Geschlecht würde sich an der alten Kunst und den neuen Gedanken begeistern und uns als Bildner und Musiker und Baumeister einen neuen Kultus und eine neue Kunst schaffen, worin endlich wieder einmal Inhalt und Form Eins und Wahrheit und Schönheit verschwistert wären.

Wenn uns das gelingen sollte! — Versuchen wir's!

Jago.

„*Der Mann ist von erlesʼner Ehrlichkeit,*
Kennt die Gesinnungen der Menschen und
Ihr Thun und Treiben, mit erprobtem Witz." —
Shakespeare (Othello, Akt III, Sc. 3).

So mögen die hohen Chefs von einem klugen, tüchtigen, strebsam-patriotischen, streng konservativen, weltmännisch-liebenswürdigen — Kommissar der politischen Polizei schon oft gedacht haben; von dem pflichttreuen Beamten, der die Verschwörungen aufdeckt, der den „inneren Feind" mit schonungsloser Strenge verfolgt, der als ein kluger Spürhund die Beleidigungen der Majestät wittert, denunziert — provoziert, der sich unendlich nützlich macht in den geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten des Staates, der Vertrauensmänner engagiert, „verlorene Existenzen" zwar, „Nicht-Gentlemen", aber immer noch gut genug, um mit dem Vertrauen so hoher Behörden ausgestattet zu werden, gut genug, um Leute an den Galgen zu liefern, die das Unglück haben, anderer — Meinungen als der wohlakkreditierten schuldig zu sein, gut genug, um solche Männer, die, ihrem Herzen und Gewissen folgend, den Mut haben zu sagen, was ihnen die Wahrheit dünkt, von Vertrauensämtern *fern* zu halten, die öffentlichen Lehrstellen, die dazu da sind, der nach der beschworenen Verfassung freien Wissenschaft zu dienen, ihnen zu sperren — immer noch gut genug für die Bösen, die Verdächtigen, die Überläufer zum inneren Feinde, wofür von den Preßorganen des noch immer mächtigen Fürsten v. Bismarck jeder ausgegeben wird, der auch nur *Gerechtigkeit* im kahlen juristischen Sinne geübt wissen will gegen die Vertreter einer verfemten, gebrandmarkten Partei. . . . . .

Der arme, verblendete, eifersuchttolle Mohr von Venedig sprach jene Worte: „This fellow's of exceeding honesty" . . . von seinem lieben und getreuen Freunde *Jago*, demselben, der in der ersten Scene des großen Dramas dem bittersten Feinde Othellos heimlich sagte: „Mache dich hinter ihn her, vergifte seine Freude, schrei ihn aus *in der Öffentlichkeit*, und, obschon er aus heißem Klima stammt, plag' ihn mit Fliegenstichen; wenn's ihm Vergnügen macht, so wirf doch solche Chancen des Verdrusses darauf, daß sein Vergnügen die Farbe verliere." Den Argwohn pflanzt er in Othellos Seele; das Schnupftuch, mit dem Othellos liebende Gattin ihm die Stirn verbinden wollte, wirft Othello mißmutig von sich. Jago stiehlt es durch die Hand seines Weibes: „Ich habe Gebrauch dafür," sagt der Teuflische, — die Leidenschaft des Lassen Cassio für Desdemona hat er angestachelt, — „ich will in Cassios Wohnung dieses Tuch verlieren, und ihn (Othello) es finden lassen; Kleinigkeiten, leicht wie die Luft, sind für die Eifersüchtigen Bestätigungen, stark wie Beweisstellen aus der heiligen Schrift. Das kann treffliche Wirkung thun, — **gefährliche Einbildungen** *sind ihrem Wesen nach Gifte, die anfangs kaum einen übeln Geschmack hinterlassen, wenn sie aber nur ein wenig aufs Blut wirken, so brennen sie wie ganze Minen von Schwefel*" (Akt III, Sc. 3).

Und er vollbringt, der anerkannte Ehrenmann, die Säule der Ordnung und guten Sitte im Staate Venedig, was er sich vorgesetzt hat: „Sie (Desdemona) soll alles Vertrauen einbüßen, das sie bei ihm, dem Mohren, genießt. *So will ich ihre Tugend verwandeln in Pech, und aus ihrer eigenen Güte das Netz flechten, das sie alle in seine Maschen einfangen soll*" (Akt II, Sc. 3). . . . Am Schlusse aber spricht der Richter, nachdem er den braven Jago erkannt hat, als „spartanischen Hund, grimmiger, als Angst, als Hunger, als das wilde Meer":

„Euch, Herr Gouverneur, bleibt die Züchtigung dieses höllischen Schuftes, bleibt Zeit und Ort der Strafe zu bestimmen. Vollstrecket sie! Ich aber gehe stracks an Bord, dies schwere Schicksal mit schwerem Herzen *dem Staate zu verkünden.*"

Magus.

Die wirtschaftliche und sozial-ethische Bedeutung in der Frauenfrage.

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

(Schluß.)

Der rechtlichen und gesellschaftlichen Gleichordnung der Geschlechter unmittelbarste Folge wäre die, daß die fundamentale Wahrheit, daß dieselben Handlungen unmöglich bei dem einen Geschlechte verzeihlich, bei dem andern verdammernswert sein können, nach und nach allgemein anerkannt und zur Grundlage der Morrallehre gemacht und daß hierdurch das Niveau der Sittlichkeit — im engeren Sinne des Wortes — erhöht würde. Denn sobald die Frau in der Wahl ihres Berufes dieselbe Freiheit besitzen würde, wie der Mann sie hat; sobald sie nicht mehr ihm gesetzlich untergeordnet und ökonomisch von ihm abhängig wäre, und ohne Bevormundung, aber auch ohne den Schutz des Mannes, allein auf sich gestellt, gleiche Pflichten, gleiche Rechte und gleiche Freiheit hätte wie er: dann würde selbstverständlich auch der auf die Voraussetzung der Notwendigkeit rechtlicher und freiheitlicher Ungleichheit der beiden Geschlechter fundierte Glaubenssatz, daß es für Mann und Frau *zweierlei Moral* gebe, entwurzelt werden und der Grundsatz gleicher Freiheit und gleicher Verpflichtung zur Bezähmung ungeordneter Leidenschaften an dessen Stelle treten. Für ein sittliches Gedeihen der menschlichen Gesellschaft bildet aber eine derartige radikale Umgestaltung der gegenwärtig noch zu Recht bestehenden zwiespältigen Moralbegriffe eine *unumgängliche Grundbedingung.*

Eine weitere Wirkung wäre die, daß die Ehe glücklicher und besser würde. Man bezeichnet die Ehe als die Grundlage der Familie und die Familie als die Grundlage des Staates. In der gegenwärtigen, durch die inferiore Stellung der Frau bedingten Gestalt *fehlen* aber beiden die wichtigsten Voraussetzungen, um sie der ihnen gestellten sittlichen und kulturellen Aufgabe entsprechen zu lassen. Und wenn es — was gewiß gerne und freudig anerkannt werden soll — auch unter den herrschenden Rechtsverhältnissen doch auch gute und glückliche Ehen giebt, so hat man dieselben lediglich der *Resistenzfähigkeit* einer liebenswürdigen Gemütsart der Gatten zu verdanken, die dem *korrumpierenden Einfluß der gesetzlichen Rechtsungleichheit Widerstand entgegenzusetzen vermag.* Denn alle auf grundsätzlicher Rechtsungleichheit gegründeten sozialen Institutionen wirken sittlich verderblich, indem sowohl das Machtbewußtsein des Bevorrechtigten wie die Rechtsverkürzung des Unterdrückten die moralischen Begriffe fälscht und Anschauungen zu allgemeiner Geltung bringt, welche die Wurzel mannigfachster sittlicher Verirrungen und krankhafter sozialer Zustände bilden.

Ich muß es hier, worauf ich schon des öfteren Gelegenheit genommen hinzuweisen, als meine volle und tiefste Überzeugung wiederholen, daß ein wahrhafter Fortschritt in der ethischen Entwickelung der menschlichen Gesellschaft unerreichbar ist, solange die Beziehungen der Geschlechter zu einander und zur Allgemeinheit auf der Grundlage der Bevorrechtung des einen Geschlechtes und der gesetzlichen und durch gesellschaftlichen Brauch geübten Unterordnung und Rechtsverkürzung des anderen aufgebaut bleiben. Alle Zivilisation ist eine rein äußerliche, nicht in die Tiefe der Volksseele dringende Kultur, wenn sie der Grundlage aller sittlichen Bildung, der Gerechtigkeit, entbehrt. Nicht Sklaven- und Herren-Moral, sondern die Moral der Freiheit und Gleichheit bildet die Grundbedingung ethischer Kulturentwickelung, im Leben des Einzelnen wie in jenem der Völker.

Da nun bekanntermaßen die Frauenrechtsbewegung die Erringung gleicher Gerechtigkeit für Mann und Frau im wirtschaftlichen und sittlichen Leben, in der gesellschaftlichen und in der gesetzlichen Rechtsstellung sich als Ziel gesteckt hat, und da die Sozialdemokratie programmatisch die Forderung der Gleichberechtigung der Geschlechter aufstellt, so muß man fragen: worin liegt der Gegensatz zwischen der bürgerlichen und der proletarischen sozialdemokratischen Frauenbewegung? und: ist dieser Gegensatz ein so tiefer, daß er eine Ueberbrückung der die beiden Lager trennenden Kluft unmöglich macht?

Die Führerinnen der Arbeiterinnen geben uns Antwort. Sie erklären, daß dieser unausgleichbare Gegensatz darin liege, daß der Rechtskampf der bürgerlichen Frauenbewegung gegen die Machtstellung des Mannes gegenüber der Frau gerichtet sei, während die proletarische Frauenbewegung nicht *gegen*, sondern *mit* dem Manne gegen den Kapitalismus kämpfe und kämpfen müsse.

Ferner weisen sie darauf hin, daß an eine Vereinigung beider nicht zu denken sei, da allen gemeinsamen Reformforderungen der Klassengegensatz zwischen Besitzenden (den bürgerlichen Frauen) und den Besitzlosen (den proletarischen Frauen) entgegenstehe.

Ein weiterer Gegensatz tritt zu tage in der Stellung, welche jede der Gruppen gegenüber der religiösen Frage einnimmt. Während die Arbeiterinnen, dem sozialdemokratischen Programm entsprechend, die Religion für Privatsache erklären, macht sich in den bürgerlichen Frauenbestrebungen eine breite Strömung geltend, die diese soziale Bewegung auf den Boden des christlichen Dogmenglaubens verpflanzen, den Frauen die Erwerbung höherer wissenschaftlicher Bildung nur unter der Bedingung, daß dieselbe ihre christliche Gesinnung festige, gestatten will und dem Streben der Frau nach freier Berufsthätigkeit nur dann eine Berechtigung zuerkennt, wenn der Frauen hierdurch zu erringende Einflußnahme auf das öffentliche Leben in den Dienst religiöser Ueberzeugungen gestellt wird.

Wenn die Führerinnen der sozialdemokratischen Frauenbewegung auf diese aus einer gegensätzlichen Auffassung der *großen sozialen Frage* — in welcher die Frauenfrage ja doch nur einen Zweig bildet — sich ergebenden Verschiedenheiten hinweisen, so haben sie gewiß recht. Wenn sie jedoch aus diesen Verschiedenheiten den Schluß ziehen, daß ein Zusammengehen der proletarischen und der bürgerlichen Frauenbewegung unmöglich sei, so haben sie unrecht.

Irrig ist die Anschauung von einer solchen Unmöglichkeit deshalb, weil alle diese Gegensätze — und noch einige mehr — in der bürgerlichen Frauenbewegung *selbst* in Erscheinung treten, und weil, wenn das Obwalten solcher Gegensätze ein vereintes Vorgehen zur Erreichung der gleichen Ziele — und die gesetzliche Gleichstellung der Geschlechter ist ja eine nicht nur von der Frauen*rechts*bewegung, sondern auch von der Sozialdemokratie aufgestellte Forderung — ausschlösse, diese Gegensätze notwendigerweise auch in der bürgerlichen Frauenbewegung ebenso tiefe, unversöhnliche Trennungen aufreißen müßten, wie die proletarische Frauenbewegung behauptet, daß zwischen ihr und jener bestehe: — Trennungen, über welche hinweg aber ebensowohl im eigenen Lager wie vom einen zum anderen zu vereintem Vorgehen einander die Hände gereicht werden können, wenn der *Wille* da ist, uneigennützig der Sache zu dienen.

Neben jener Partei, die das religiöse Bekenntnis höher stellt als den Sieg der Gerechtigkeit, giebt es unter den fortschrittlichen Frauen der bürgerlichen Klassen eine stattliche Zahl, die genau wie die Sozialdemokratie die Religion für Privatsache hält, in deren Augen nicht der religiöse Glaube, sondern die Grundsätze rein menschlicher Sittlichkeit und die sittliche That in die Wagschale fallen. Neben einer Gruppe, welche die Erringung gleichen Rechtes für Mann und Frau auf dem Boden unserer gegenwärtigen kapitalistischen Gesellschaft anstrebt, giebt es eine reiche Zahl von Frauen, die auf antikapitalistischer Grundlage steht und von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß eine der Hauptwurzeln des sozialen Elends in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gelegen ist. Neben Wohlbemittelten giebt es gar viele, die in ihrer Erwerbsthätigkeit unter der Lohnsklaverei schmachten und die unter diesem Gesichtspunkte gar keiner anderen „Klasse" als die Proletarierin angehören; aus welchem Grunde es überhaupt falsch ist, den Kampf der Frau um ihre Rechte als „bürgerliche" Frauenbewegung zu bezeichnen, dieselbe als von der proletarischen durch den Klassengegensatz zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen geschieden, darzustellen.

Allerdings ist diese Bewegung zur Zeit *nicht* auf Umgestaltung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung in eine von der Sozialdemokratie angestrebte Wirtschaftsgenossenschaft gerichtet. Sie hat aber noch niemals *für* die Erhaltung der herrschenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung Stellung genommen, was sie thun müßte, um es berechtigt erscheinen zu lassen, daß man ihr ein antisozialistisches „bürgerliches Klassenbewußtsein" imputiert. Daraus, daß die unzutreffenderweise „bürgerlich" genannte Frauenrechtsbewegung den sozialdemokratischen Kampf gegen den Kapitalismus nicht auf ihr Programm gesetzt hat, folgt keineswegs, daß die an diesem Kampfe sich beteiligenden Arbeiterinnen jener Bewegung sich nicht anschließen können. Und wenn sie es nicht thun, so kann diese Ablehnung nur in der Verkennung dessen liegen, daß Errungenschaften der Frauenrechtsbestrebungen auch ihnen zu Gute kämen. Sie scheinen sich nicht klar zu sein darüber, daß die um Lohn arbeitende Frau nicht bloß, gleich dem männlichen Arbeiter, unter dem Drucke des Kapitalismus, sondern daß sie außerdem auch noch unter dem Drucke der Herrschaft des Mannes leidet und daß durch Erreichung der von der Frauenrechtsbewegung erstrebten Ziele dieser Druck von ihr genommen, ihre Lebenslage verbessert, ihr Los ein menschenwürdigeres würde.

Indem die sozialdemokratische Partei programmgemäß die Forderung der Gleichberechtigung der Geschlechter aufstellt, beweist sie, daß sie in der Durchführung dieser Forderung eine unerläßliche Bedingung einer gesunden gesellschaftlichen Organisation erkennt. Und diese Erkenntnis könnte zur Brücke werden eines Verständnisses zwischen der proletarischen und bürgerlichen Frauenbewegung, eine Brücke, die beide Gruppen, ungeachtet vereinzelter Verfolgung ihrer Sonderziele, doch für all diejenigen Bestrebungen, die im Interesse beider liegen, zu einem geschlossenen Vorgehen zusammenführt.

Eben diese Erkenntnis sollte aber auch, bei strengster Ausscheidung aller anderen Motive, zur *einzigen* Grundlage gemacht werden für alle von der sogenannten bürgerlichen Frauenbewegung ausgehenden Bestrebungen. Durch Verquickung der religiösen mit der Frauenfrage einerseits, andererseits durch eine zuweilen zutage tretende hartnäckige Beschränkung des Ausblicks auf dieses oder jenes der nächstgelegenen Ziele bei schroffster Zurückweisung der Weiter- und Höherblickenden wurde — worauf ich eingangs meiner Ausführungen hingewiesen — die *Unklarheit* über die eigentlichen, die wesentlichen Ziele dieser Bewegung geschaffen und wird die *Einheitlichkeit* in deren Verfolgung gestört. Es ist eine Fälschung des Kampfes der Frau um ihre Menschenrechte, ihn zum Deckmantel oder zum Mittel allerlei anderer Bestrebungen zu machen, und es ist eine Herabwürdigung dieses Kampfes, seinen Sieg durch Zersplitterung und gegenseitige Hemmung derer, die ihn führen, zu erschweren. Die Frauenrechtsbewegung ist ein Kulturkampf im echtesten Sinne des Wortes. Aber nur wer unter Hintansetzung persönlichen Ehrgeizes und armseliger Sonderinteressen den Blick frei und unbeirrt durch die sonstigen Gegensätze in der Denk- und Lebensrichtung der Mitstrebenden, auf das letzte, hohe, alle einigende Ziel geheftet haltend, seine Kraft ihm weiht, ist würdig, an ihm sich zu beteiligen, und berechtigt, in dieser Entwickelungsphase der menschlichen Gesellschaft als ein kulturförderndes Element zu gelten.

Streiflichter.

Tagespresse und Volkserziehung. Wer den Prozeß Leckert-Lützow verfolgt und gesehen hat, mit welchen geistigen und moralischen Mitteln heute in der Tagespresse die öffentliche Meinung gemacht wird, und wie das große Publikum in gieriger Abhängigkeit von sensationellem Klatsch ohne persönliches politisches Bewußtsein dahinlebt — der kann in Gefahr kommen, ein Menschenverächter zu werden und an der sittlichen Aufrichtung der Menschheit zu verzweifeln. Und doch, sind alle diese Menschen von Natur so erbärmlich und so unrettbar einer gemeinen Lebensauffassung verfallen? Haben sie wirklich keine höheren Bedürfnisse oder sind diese Bedürfnisse vielleicht nur unentwickelt geblieben, weil unsere

Tagespresse vielfach mehr Volksverderberin als Volkserzieherin ist? Plato stellt in den Vordergrund seines großen Erziehungsplanes die beständige Einwirkung edler Musik auf die menschliche Natur, in der Ueberzeugung, daß die von außen eindringende Harmonie unbewußt auch das Innere edleren Bewegungen geneigt mache. Wie steht von diesem Gesichtspunkt aus unsere Tagespresse da? Was ist die Musik, die den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts am Morgen begrüßt und abends in den Schlaf singt? Klatsch, Parteigegeifer, Cynismus und oberflächlichste Phrase — Spekulation auf seine niedersten Triebe. Welche herrlichen Kräfte müssen in der Menschennatur schlummern, daß bei solcher Nahrung noch so viel Wangen glühen und so viel Augen leuchten! Welch Schauspiel, wenn alle jene Kräfte einst durch reinere Töne der geistigen Einwirkung ins Leben gerufen werden! F.

Daß der Hamburger Hafenarbeiterstreik nicht nur eine lokale Bedeutung hat, sondern daß bei einer Erkrankung eines Gliedes der ganze Körper leidet, daß ferner heute bereits so etwas wie ein Volksgewissen existiert, das mit seiner Mahnung nicht mehr zurückhält, wenn sittlich hochachtbare, aber in allen Vorurteilen befangene Körperschaften trotz besten Willens durch ihr Festhalten an scheinbarem Recht ein Unrecht an der Wohlfahrt des ganzen Volks begehen, dafür zeugte die von einem freien Komitee am Sonntag, den 12. Dezember, einberufene öffentliche Volksversammlung in Berlin. Ueber das Thema: „Was bedeutet der Hamburger Hafenarbeiterstreik für uns?" referierte nach persönlicher Information Herr Privatdozent Dr. Jastrow. Aus seiner 1½stündigen Rede mag nur Weniges hervorgehoben werden, insbesondere die ethischen Gesichtspunkte, bei denen nicht sowohl ihre Feststellung durch den Redner, als vielmehr die begeisterte Aufnahme, die sie bei der zahlreichen Zuhörerschaft fanden, den Volksfreund mit freudiger Hoffnung erfüllte. Nur im Vorbeigehen sei angemerkt, daß die Ausweisung des Arbeiterfreundes Tom Mann als Ausländers in demselben Augenblick, wo die Hamburger Rheder selbst die internationale Fühlung mit den englischen und anderen Konkurrenten, aber auch Mitinteressenten, gefunden hatten, sofort einen Masseneintritt von über 2000 Arbeitern in die Gewerkschaft zur Folge gehabt hat; nur hingewiesen sei auf die tendenziöse Mache der in Zeitungen (im Inseratenteil! denn selbst sog. kapitalistische Hamburger Blätter gaben sich zu einer Fälschung nicht her!) veröffentlichten und leider vom Regierungstisch im Reichstage gutgläubig wiederholten sog. Lohnlisten, die nicht den wirklichen Lohn der Schauerleute, sondern die Bruttoeinnahme größerer und kleinerer Zwischenmeister (Vize) wiedergeben. Festgehalten sei auch die vom Vortragenden selbst konstatierte Thatsache, daß von den 369 streikenden Kesselreinigern, wovon nur die Hälfte junge Leute unter 20 Jahren sind, zwei Drittel den großartigen Tagelohn von 2 (schreibe zwei Mark) für ihre aufreibende Arbeit erhalten — aber vor allem erfreulich war die grundsätzliche Stellungnahme der Versammlung zu der Frage, ob Lohnstreitigkeiten zwischen Arbeitgeber und -Nehmer ihre Privatsache seien, oder ob das Volksgewissen dabei etwas mitzureden habe.

Gegenüber der trotz aller Herausforderung dreimal wiederholten Bereitwilligkeit der Arbeiterschaft, auf eine sachliche Prüfung ihrer durchaus nicht unveränderlichen Forderungen durch ein Schiedsgericht einzugehen und der ebenso oft kundgegebenen schroffen Ablehnung jeder Vermittelung durch die Arbeitgeber, die den brutalen Machtkampf proklamierten, schien es der Versammlung nötig, unzweideutig zu erklären, daß von streitenden Parteien etwas mehr erwartet werden müsse, als kindische Rechthaberei und gewaltthätiger Zank, daß es ernster Männer unter allen Umständen würdig sei, die Hand zu bieten zu sachlicher Prüfung der Differenzpunkte. Nur ein mit weitgehenden Befugnissen ausgerüstetes Schiedsgericht sei in der Lage, die Thatsachen, von dem wirklichen Lohn der Arbeiter angefangen bis zur Beurteilung der Geschäftslage der Arbeitgeber, zu untersuchen. Nicht die Dividenden geben den richtigen Maßstab für die Erwägung, ob dem Unternehmertum nicht Unmögliches zugemutet werde, sondern die Höhe der Frachtsätze, deren Berücksichtigung auch der unparteiischen Untersuchung eines Schiedsgerichts bedürfe. Ein rechtes Wort zur rechten Zeit war es, daß der Referent sich entschieden gegen jene in Arbeitgeberkreisen noch immer spukende Auffassung aussprach, als bedürfe es für die Berechtigung einer Arbeitseinstellung jedesmal des Nachweises, daß Hungerlöhne bisher gezahlt würden. Eine Streikbewegung, wie die der Hafenarbeiter, die unter sorgfältiger Vermeidung jedes Kontraktbruches in völligster Ordnung vor sich gehe, sei nicht nur ganz und gar gesetzlich und volkswirtschaftlich berechtigt, sondern auch sittlich erlaubt. Das Recht kaufmännischer Koalitionen, den Warenpreis unter Berücksichtigung aller wesentlichen Momente festzusetzen, dürfe nicht ohne schreiende Ungerechtigkeit dem Arbeiter, dessen Arbeit seine Ware sei, vorenthalten werden. Versöhnlich klang die Rede aus in einer Würdigung der Motive, von denen sich die Rheder bei ihrer bisherigen Haltung leiten ließen. Nicht Übelwollen, Hartherzigkeit oder Herrschsucht leite sie, sondern die Großkaufmannschaft befinde sich jetzt wieder in einer Krisis, aus der diejenigen Kaufleute am erfolgreichsten hervorgehen würden, die am schnellsten die neue kaufmännische Kunst der sozialen Organisation der Produzenten begreifen. Es sei möglich, daß die in ihrer Art hochkonservative Kaufmannschaft der alten Hansastadt gerade hierin noch rückständig, mit Anlehnung an das alte patriarchalische Verhältnis zwischen Brotherr und Bediensteten dächte.

Nachdem noch der Generalsekretär der Gewerkvereine Dr. Max Hirsch die herzliche Sympathie der Gewerkvereine für die Ausständigen ausgesprochen und Kommerzienrat Vogts, der Vorsitzende des Bundes Berliner Industrieller, dem Komitee für sein Vorgehen gedankt, nahm die Versammlung einstimmig folgende Resolution an:

„Die am 13. Dezember im Konzerthaus versammelten Männer und Frauen aller Stände Berlins erblicken in den Arbeitsstreitigkeiten an dem ersten Hafen Deutschlands eine Angelegenheit von mehr als lokaler Bedeutung. Sie halten den Standpunkt, daß solche Streitigkeiten durch Niederwerfung des einen oder des anderen Teils beendigt werden müßten, für veraltet und sprechen die Überzeugung aus, daß der Versuch eines Schiedsgerichts oder Einigungsamtes wiederholt werden muß. Die Versammlung beauftragt ihr Bureau, unter Hinzuziehung einiger hervorragender Teilnehmer, diesen Beschluß zur Kenntnis der beiden streitenden Teile zu bringen." Dr. Penzig.

Aus der ethischen Bewegung.

In der am 9. d. Mts. zu Berlin abgehaltenen Sitzung des Hauptvorstandes der D. G. E. K., hat der bisherige erste Vorsitzende Geh. Regierungsrat Prof. Dr. W. Foerster, sein Amt als erster Vorsitzender und Mitglied des Hauptvorstandes niedergelegt.

Zur Begründung dieses Rücktrittes aus der Vorstandschaft, nicht aus der Gesellschaft, hat Geheimrat Foerster näher ausgeführt, daß es für die Würdigung der ethischen Bewegung selber durch die öffentliche Meinung eine Beeinträchtigung, fast eine Gefahr sei, wenn an der Spitze der Bewegung in einem großen Lande Männer stehen, die sich in schweren Konflikten von Pflichten aufreiben, indem sie ihre Hingebung zwischen sehr umfassenden und intensiven Amts- und Dienst-Pflichten in leitender Stellung und der begeisterten Arbeit an der in der Not der Zeit so dringlich gewordenen Menschen-Befreiung und -Versöhnung, ebenfalls in verantwortlicher Stellung, teilen müssen und dadurch offenkundig dem Vorwurf unzureichender Pflichterfüllung an beiden Stellen unterliegen.

Mit tiefem Schmerz hat Geheimrat Foerster im engeren Kreise der Vorstands-Mitglieder beklagt, daß einesteils seine Lebenslage und seine Familienpflichten, anderenteils wissenschaftliche und dienstliche Verpflichtungen, von deren Erfüllung er noch nicht zurücktreten könne, ihn verhinderten, jenen Konflikt dadurch zu lösen, daß er sich mit voller und ausschließlicher Hingebung der ethischen Bewegung widme, deren Ausbreitung und Vertiefung ihm zur Zeit als die wichtigste Aufgabe gemeinnützig denkender Menschen erscheine, und die nach wie vor seine innigen Sympathien besitze. —

Auf einmütigen Wunsch der sämmtlichen Mitglieder des Hauptvorstandes hat nun Herr Gymnasial-Direktor a. D. Universitäts-Professor Dr. Döring bis zum nächsten Gesellschaftstage das Amt des ersten Vorsitzenden der D. G. E. K. übernommen.

Von der Berufung eines außerordentlichen Gesellschaftstages zum Zwecke dieser Ersatzwahl hatte der Hauptvorstand geglaubt absehen zu sollen, um den irrigen Eindruck zu verhüten, als ob es sich in dem vorliegenden Falle um „Vorgänge von grundsätzlicher Bedeutung" für die Organisation der ethischen Bewegung handelte. Auch hatte der bisherige erste Vorsitzende den inständigen Wunsch ausgesprochen, daß die unweigerlichen persönlichen Notwendigkeiten, welche für ihn vorliegen, keinerlei Anlaß zu Unterbrechungen oder Veränderungen der bisherigen Organisation und Bethätigung der ethischen Bewegung geben möchten, und er hat den Ausdruck der zuversichtlichen Hoffnung hinzugefügt, daß gerade in nächster Zukunft durch den engeren Zusammenschluß der verschiedenen nationalen Gesellschaften zum ethischen Bunde die Stärke und die Wirksamkeit der ganzen Bewegung noch zunehmen werde.

Am 8. Januar, abends 8 Uhr, wird Fräulein Natalie von Milde, deren Vortrag auf dem Internationalen Frauen-Kongreß so lebhaften Beifall fand, im Bürgersaale des Rathauses zu Gunsten der Frauenfrage-Bibliothek über „Goethe und die Frauen“ sprechen. Billets zu 1 Mark zu haben: beim Portier des Rathauses, Eingang Königstr., im Bureau des kaufmännischen Hilfsvereins für weibliche Angestellte, Seydelstr. 25, bei Frau Professor Westphal, Augsburgerstraße 50 und Frl. Walther, Ritterstr. 13.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.

Erscheint jeden Sonnabend. Preis viertelj. 1,60 M. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten Post-Zeitungsliste Nr. 2224.

Ethische Kultur

Inserate: Die viergespaltene Petitzeile 40 Pf. Annahme in allen Annoncenbureaux und in der Expedition SW., Zimmerstraße 94.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Herausgegeben von Dr. Fr. W. Foerster.

Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

IV. Jahrgang.	Berlin, den 26. Dezember 1896.	Nr. 52.

Inhalt: Zum Hamburger Streik. Offener Brief von Ferdinand Tönnies. — Die Veränderungen im Hauptvorstande der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Von A. Döring. — Die sittliche Bestimmung des Menschen. Von F. Staudinger. — Citate aus den Junius-Briefen. Von Julius. — Autorität und Freiheit. Von Theodor Brix. — Streiflichter: Noch Einiges von den National-Sozialen.

Zum Hamburger Streik.

Offener Brief an die Redaktion des „Hamburger Korrespondenten".*)

Hochgeehrte Redaktion!

Unter den zahlreichen Kundgebungen in Sachen des Streiks ist es nicht immer leicht, diejenigen herauszufinden, die für eine streng sachliche Beurteilung am wichtigsten sind. Im gegenwärtigen Augenblicke ist aber von entscheidender Bedeutung, die Beweggründe der „Arbeitgeber" richtig zu würdigen, denn diese allein verlängern den Streik, ja verwandeln ihn gewissermaßen in einen lock-out, einen Belagerungszustand, unter dem die Arbeiter aufgefordert werden, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wenn auch mit Zusicherung gnädiger Behandlung.

Für die Politik der Arbeitgeberschaft, die diesen Maßnahmen zu Grunde liegt, besitzen wir nur ein einziges Dokument von politischer Bedeutung, das ist das in Ihrer Morgen-Ausgabe vom 10. Dezember mitgeteilte Schreiben eines Herrn, in dem wir wohl mit Recht einen der hervorragendsten Hamburger Privatrheder vermuten. Ich möchte es das Manifest der Rheder nennen und in diesem Sinne einer Prüfung unterwerfen. Möge dies wenigstens dazu dienen, die Erörterungen ernsthafter Männer auf die wesentlichen Punkte gerichtet zu halten und außerhalb der bloßen Gefühlserwägungen sowohl, als der völlig unkundigen Räsonnements zu stellen, von denen das Tagesgespräch und ein großer Teil der Tagespresse erfüllt ist.

Das Manifest weist, als auf eine schon bekannte Thatsache, darauf hin, der Ausstand der Schauerleute sei eigentlich nur als eine Flamme zu bezeichnen, die vorzeitig durch unüberlegte Hand in den angehäuften Zündstoff hineingeworfen wurde. „Der Zündstoff selbst waren die Anzettelungen der englischen Unionisten, die aber im übrigen zunächst nur (von mir unterstrichen) eine internationale Organisation aller Hafenarbeiter bezweckten. Der hiesigen sozialdemokratischen Parteileitung kam es bei dem ganzen Unternehmen nicht darauf an, schon jetzt in eine Lohnbewegung einzutreten, sondern zu günstiger Zeit durch eine Bewegung der Arbeiter im großen Stil der Arbeitgeberschaft zu zeigen, daß sie thatsächlich die Macht besäße, den Arbeitgebern die Arbeitsbedingungen vorzuschreiben."

In der folgenden Spalte heißt es dann, daß „die Arbeitgeber mit Recht den gegenwärtigen Streik als das Ergebnis internationaler Zettelungen und Organisationspläne bezeichnen können": der Nachweis dafür sei für alle diejenigen, welche die sozialdemokratische Presse in Hamburg seit September dieses Jahres verfolgt haben, gegeben. Ich habe nun, zwar nicht als Arbeitgeber, sondern in sozialwissenschaftlichem Interesse, die genannte Presse während dieser ganzen Zeit verfolgt. Ich leugne, daß der Nachweis für jene Behauptung gegeben ist — ich leugne, daß er gegeben werden kann, ich behaupte, daß jener Satz, der als die richtige Meinung der Arbeitgeber hingestellt wird, falsch ist.

Diese Meinung ist aber der Kernpunkt der Frage. Denn so lange — sagt das Manifest — wir den gegenwärtigen Streik als das Ergebnis u. s. w. bezeichnen können . . . „ebenso lange erscheint das Eingreifen irgend eines Einigungsamtes in diesem Streik gegenstandslos."

Den Gegenbeweis gegen jene Meinung kann ich ebensowenig durch Analyse der 100 Zeitungsblätter, die in Frage kommen, führen, wie der Beweis dafür durch den geehrten Briefsteller durch eine solche Analyse angetreten worden ist. In dieser Hinsicht sprechen wir beide nur auf Grund subjektiver Eindrücke. Diese können dort wie hier täuschen. Versuchen wir lieber, den Satz, der sich auf solche subjektiven Eindrücke beruft, auf eine andere Art zu prüfen. In Fragen über Thatsachen ist selten eine andere Entscheidung als über die Wahrscheinlichkeit der Thatsachen möglich. Wissenschaftliches Denken setzt an die Stelle blos empfundener, begründete Wahrscheinlichkeiten. Ist nun objektiv wahrscheinlich, daß der gegenwärtige Streik das Ergebnis internationaler — Organisationspläne sei? Ich lasse hier das Wort „Zettelungen" weg, denn dies ist mehr ein Ausdruck des Mißfallens und Mißvergnügens, als eine sachlich-nüchterne Bezeichnung.

Ich sage: es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Ich sage: jene internationalen Organisationen konnten garnicht den gegenwärtigen Streik zum Ergebnis haben. Wahr ist es, daß der Streik solchen Plänen zeitlich gefolgt ist, wahr ist es, daß er in einigem Zusammenhange damit steht; aber das „Ergebnis" ist er nicht, weil die ursächliche Verknüpfung ganz und gar fehlt. Um diesen Unterschied (nicht für den Verfasser des Manifestes, aber für manche seiner Leser) zu erläutern, wähle ich ein Beispiel. Die schlechte Lage der deutschen Eisenindustrie im Jahre 1893 folgte auf die Choleraepidemie (in Hamburg) des Jahres 1892. Sie stand auch in einigem Zusammenhange damit; denn die Stockung des Verkehres in dem zweitgrößten Exportplatze mußte nachteilig auf die Industrie zurückwirken; auch ist die eigene Industrie Hamburgs an der Eisenverarbeitung stark beteiligt. Dennoch wird jeder sehen und weiß jeder, daß die industrielle Krisis im Reiche unmöglich das Ergebnis der Hamburger Cholera gewesen sein kann. Warum nicht? weil die Wirkung in einem undenkbaren Verhältnisse zu der vermeintlichen Ursache stände; weil wir andere Ursachen der Krisis als die wirklichen Ursachen kennen; weil diese Ursachen auch vor der Cholera und unabhängig davon wirksam gewesen sind. Alles dies trifft auch auf das Verhältnis des Streikes zu den internationalen Organisationsplänen. Ich weiß wohl, das Manifest meint nur, jener sei das indirekte Ergebnis: darauf weisen ja die citierten Sätze der ersten Spalte. Es meint, die internationalen Organisationspläne schufen die wesentliche Ursache des Streiks, die Neigung, Stimmung, den Willen zum Streik — in richtigem Bilde hätte es diese Neigung als den Zündstoff, die „Anzettelungen der englischen Unionisten" aber als Werkstätte dieses Zündstoffes bezeichnen sollen. Dies kann aber unmöglich richtig sein.

Der ganze Sinn der internationalen Organisationspläne besteht darin, daß sie lokale Ausstände verhindern sollen. Die Vertreter jener Pläne lehren ausdrücklich, daß diese wertlos seien; wenn man behauptet, daß gleichwohl solche Lehren die Neigung zum lokalen Streik erregt haben, so ist dies zwar eine

*) Die Aufnahme dieser Entgegnung im „Hamburger Korrespondenten" wurde abgelehnt. Der Verfasser.

Art zu denken, der man in Parlamentsreden und Zeitungsartikeln oft begegnet, aber es ist eine vage und unlogische Art zu denken, die ich dem Verfasser des Manifestes keineswegs zutraue, wenn er sich herbeilassen will, die Sache *unbefangen* zu durchdenken; etwas anderes ist es, wenn es sich um *Gründe* für ein Verhalten handelt, das in Wahrheit auf reinen Willenszuständen beruht, mögen diese nun Energie, Konsequenz oder mit anderen Namen benannt werden. Nun kann man aber auch als eine Thatsache bezeichnen, daß die Neigung zum Streik vorher bestanden hat, ehe die internationalen Organisationspläne auftraten. Ich will auch hier wieder den umständlichen Beweis für die *Thatsache* nicht unternehmen; sie dürfte den Arbeitgebern hinlänglich bekannt sein. Aber die *hohe Wahrscheinlichkeit* der Thatsache liegt fast auf der Hand. So regelmäßig, wie die Frühlingssonne das Sprießen der Blätter, bewirkt ein wirtschaftlicher Sonnenschein die Wünsche der Arbeiter, ihre Arbeitsbedingungen zu verbessern — und dies kommt der Neigung zum Streik um so mehr gleich, *je weniger die Arbeiter gewerkschaftlich organisiert und anerkannt sind*; denn umsomehr erscheint die Niederlegung der Arbeit als das *einzige* Mittel einer *gemeinsamen Aktion*. Diese Situation lag hier vor, in ihrer *ganzen Stärke*. Die Verbesserung des Geschäfts mußte um so lebhafter empfunden werden, als eine sehr schwere Zeit dahinter lag; eine Zeit, die gerade für die Hafenarbeiter, eine sonst *zum Teile* besser gestellte Schicht, Entbehrungen mit sich gebracht hatte. Der Kaufmann und Unternehmer, der Verluste erleidet, steht im schlimmsten Falle (von einzelnen Fallierenden abgesehen) vor Einschränkungen einer glänzenden Lebenslage; der Arbeiter, dessen Lohn zurückgeht, steht vor Entbehrungen in einer sehr eingeschränkten Lebenslage. Wenn es wahr wäre, was das Manifest behauptet (und für die Propagierung dieser Meinung hat ja der Bundesratstisch in Berlin gesorgt), daß „aus den Veröffentlichungen der Lohnlisten einwandsfrei die Erkenntnis hervorgehe, daß der einfache Arbeiter im Hamburger Hafen nicht nur ausnahmsweise, sondern in der Regel, zu einer jährlichen Lohneinnahme gelange, welche die anderwärts für sicherlich viel schwierigere Arbeit bezahlten Löhne bei weitem übersteige" — so würde dies in Bezug auf den Streik nichts oder zu viel beweisen. Wenn nämlich etwas, so würde es beweisen, daß in der absoluten Höhe des Geldlohnes eine Grenze gesetzt sei für das berechtigte Streben nach Verbesserung der Lebenslage. Es würde heißen, daß in England und gar in Amerika alle derartigen Bestrebungen nicht berechtigt seien, denn dort verdienen ganze Schichten „einfacher Arbeiter" erheblich mehr, als gelernte Arbeiter in manchen Teilen Deutschlands, in Oesterreich, in Italien u. s. w. Es würde heißen, daß es unberechtigt sei, wenn der Amtsrichter in Berlin vom Staate ein höheres Gehalt, insbesondere ein höheres Wohnungsgeld erhält, als sein Kollege in Jüterbog. Es würde bedeuten, daß für die Beurteilung solcher Fragen erstens die lokalen Verhältnisse und der darauf beruhende Reallohn, zweitens der gewohnheitsmäßige Standard of life *gleichgültige* Momente seien. Ich berufe mich aber auf die Uebereinstimmung aller Nationalökonomen dafür, daß dies die *wesentlichen* Momente sind. Aber der Verfasser des Manifestes weiß dies so gut wie ich.

Hier aber muß ich doch ein kritisches Wort über die *Lohnlisten* einschalten. Ohne mir die heftigen Bemerkungen des „Echo" darüber zu eigen zu machen, muß ich doch sagen, daß diese Listen, besonders die ersten, aber auch in dem Umfange, den sie nunmehr erreicht haben, in hohem Grade geeignet sind, das Urteil irrezuführen. Für den Namen einer „Lohn-Statistik", den sie sich beilegen, liegt noch nicht der Schatten eines Anspruches vor. „Selbstverständlich" — sagt das Manifest — „können nicht die Löhne von allen Schauerleuten mitgeteilt werden." — Genau dies ist aber, was der Statistiker verlangt, *und er verlangt noch einiges mehr*, um ein Bild von der *durchschnittlichen* Lage der Schauerleute zu gewinnen. In Berlin giebt es etwa 3000 Bureauschreiber. Gesetzt, wir wollten die soziale Lage der Berliner Bureauschreiber erforschen. Die 10 ersten Rechtsanwälte der Hauptstadt geben uns die Listen der von ihnen gezahlten Gagen. Wir sehen daraus, daß es Bureauvorsteher, erste Schreiber u. s. w., in Summa meinetwegen 300 Schreiber in Berlin giebt, die das Einkommen von Volksschullehrern und kleinen Beamten beziehen. 300, das sind 10 Prozent. Werden Sie sagen, Herr Redakteur, daß nun die bis dahin notorische Thatsache des sozialen Elends der Berliner Schreiber *widerlegt* sei? Und wie, wenn Sie nun gar erfahren, daß ein Teil jener Gagen für Arbeitsleistungen bezahlt wird, die ein Mann allein physisch unfähig ist zu vollbringen, so daß er Substitute stellen muß? — wenn Sie hören, daß ein anderer Teil durch Akkordarbeit erworben wird, die so große Anstrengung erfordert, daß nur eine *Elite* diesen Anstrengungen gewachsen sein *kann*? daß die „Nachweise über die geleisteten Arbeitstage", von denen das Manifest mit so großer Zuversicht spricht, garnicht auf Arbeitstage sich beziehen, sondern Ueberstunden über die „Arbeitstage" hinaus und *Arbeitsnächte* in sich schließen, wodurch eine derartige Beschäftigung durch alle Werktage des Jahres hindurch einfach physisch *unmöglich* wird, von den hygienischen Folgen ganz zu schweigen? — Was werden Sie dann von den Lohnlisten der — Rechtsanwälte sagen? Sie werden sagen, daß sie ein schätzbares, aber mit großer Vorsicht, *mit wissenschaftlicher Kritik* zu benutzendes *Material* enthalten. Sie werden sagen, daß dies Material durchaus ungeeignet sei, dem großen Publikum eine Erkenntnis der mittleren Lebenslage — sagen wir nun wieder: eines Schauermannes — zu liefern. Sie werden sagen, daß die Herren *Stauer* zwar zu einer solchen Erkenntnis *Beiträge* liefern können, daß aber die wirkliche Erkenntnis viele andere Quellen und Hilfsmittel zur Voraussetzung hat.

Ich hatte nun ferner gesagt, daß der Wunsch nach Verbesserung der Lebenslage um so leichter im Streik seinen Ausdruck finde, *je weniger* die Arbeiter gewerkschaftlich organisiert und anerkannt seien. Das Gegenteil wird gewöhnlich angenommen. Aber ich stehe auf dem Boden wissenschaftlicher Erfahrung. Das klassische Land der Gewerkschaften ist Groß-Britannien. Ueber die Arbeitseinstellungen in Groß-Britannien berichtet im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" Herr M. Sering, Professor an der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin — er steht mindestens auf dem rechten Flügel derjenigen Nationalökonomen, auf welche die „Hamburger Nachrichten" von Zeit zu Zeit sich erlauben, ihre lächerlichen Bannflüche zu schleudern. „Hier sei nur die Thatsache betont, daß, je größer, reicher und fester organisiert die Gewerkvereine sind, um so mehr sie thatsächlich Arbeitseinstellungen zu verhüten suchen und zu verhüten wissen. Gerade die mächtigsten Gewerkvereine sind immer mehr aus bloßen Kampfgenossenschaften zu Versicherungsverbänden mit vorwiegend friedlichen Aufgaben geworden . . . . . Die 7 größten Gewerkvereine Englands verbrauchten 1881/85 von einer Gesamtausgabe von 59,2 Mill. M. nur 3,8 Mill für Arbeitseinstellungen. Noch heute gilt, was die Trades-Unions-Commission von 1869 (eine königliche Commission) feststellte: „Die Häufigkeit von Streitigkeiten ist eine Eigentümlichkeit der schwachen, fluktuierenden und armen Gewerkvereine".

Die Hafenarbeiter Hamburgs sind thatsächlich unorganisiert. Nach *Oldenberg* (im Supplement des Handwörterbuchs I. S. 388) zählte Ende 1894 der Verband der Hafenarbeiter *Deutschlands* 2021 Mitglieder und besaß 6414 M. Vermögen. Er gehört zu den schwachen, fluktuierenden und armen Gewerkvereinen. Die Wirkung der genannten Royal Comission in England ist gewesen 1. die gesetzliche Anerkennung der Gewerkvereine, 2. die gesellschaftliche Anerkennung in dem Sinne, daß „die Gewerkvereine von den herrschenden Klassen als regelmäßiges Glied der bestehenden Gesellschaftsorganisation rezipiert wurden" (Brentano in H. W. IV, S. 13).

Nun sagt zwar der wohlunterrichtete und wohlmeinende Verfasser des Manifestes: „Daß die Arbeiter das ihnen gesetzlich zustehende Koalitionsrecht in Anspruch nehmen, insofern die Arbeiter derselben Gewerkschaft gemeinsam durchsetzen wollen, was der Einzelne nicht zu erreichen vermag, verdenkt ihnen hierorts kein Mensch." Dies „kein Mensch" nehme ich mit Reserve auf. Gewiß ist, daß die öffentliche Meinung in *Deutschland* auf die bedauerlichste Art zurückgeblieben ist, in dieser wie in mancher anderer Hinsicht. Wie viel davon auf die intelligenten Hamburger fällt, lasse ich dahingestellt.

Das Manifest hält aber, trotz des genannten Zugeständnisses, zwei Dinge entgegen: 1. den Versuch, eine „Kraftprobe aufzudrängen" — die „nicht von den Arbeitgebern, wohl aber von der Arbeiterschaft aufgeworfene Machtfrage", sie „könne nicht durch ein Einigungsamt gelöst werden" — „bevor dieses Einigungsamt aus eigener Sachkunde einen Vorschlag machen könnte, dürfte der Streik durch die entschlossene Haltung der Arbeitgeber zu Boden geschlagen sein"; — 2. dem Interesse des Staates, durch das Eingreifen eines Einigungsamtes der wirtschaftlichen Unterdrückung einzelner Interessengruppen vorzubeugen, stehe unter den Umständen dieses Falles das Interesse entgegen, *Koalitionen in Zukunft* zu verhüten, die nicht auf dem Boden des eigenen Staates, sondern international erwachsen sind, und die daher leicht gegen das nationale Interesse verstoßen."

Ad 1. muß ich mir zu bemerken erlauben, daß die darin enthaltene Ansicht (die Arbeiter haben die Machtfrage aufgeworfen) in unauflösbarem Widerspruche steht zu der im Eingange des Manifestes ausgesprochenen Behauptung, die Bewegung sei vorzeitig ausgebrochen, die hiesige sozialdemokratische Parteileitung habe „zu günstiger Zeit" der Arbeitgeberschaft zeigen wollen, „daß sie thatsächlich die Macht besitze, . . . die Arbeitsbedingungen vorzuschreiben". Daraus folgt doch wohl, daß diese Parteileitung für den Streik, wie er nun da ist, nicht verantwortlich gemacht werden kann, daß dieser trotz ihres anders gerichteten Willens ausgebrochen ist. Die „englischen Unionisten" sollen ja den Zündstoff aufgehäuft haben — daß nun diese, aller lokalen Verhältnisse unkundig, nur darauf gerichtet, unter unorganisierten Arbeitern den Gedanken einer internationalen Organisation auszubreiten, in der Lage gewesen sein sollten, Hamburger Arbeiter gegen Wunsch und Willen der von diesen anerkannten und geehrten Parteileiter, zu dem verwegenen Versuche aufzureizen, Hamburger Arbeitgebern „eine Kraftprobe aufzudrängen", ihnen die „Machtfrage" zu stellen — ich glaube, daß der Verfasser des Manifestes seine Hamburger Arbeiter und die Beschaffenheit der menschlichen Natur zu gut kennen sollte, und wirklich zu gut kennt, um so etwas auch nur im Entferntesten für möglich zu halten.

Ad 2. Ich frage zunächst, ob denn der Staat — das ist hier der Hamburgische Staat, während doch zur Wahrung des nationalen Interesses nur das Deutsche Reich in Betracht kommen könnte — nicht einigermaßen schon im Sinne der Arbeitgeber gehandelt hat, wenn er den unbescholtenen Tom Mann zweimal über die Grenze schickte. Die Beweggründe dieser Ausweisungen zu erörtern ist nicht meine Sache. Aber ein Faktum ist es, daß die erste Ausweisung, und nicht die Anwesenheit des Herrn Mann in Hamburg (wo doch Leute aller Nationen agieren und agitieren können) die Gemüter der Hafenarbeiter entzündet und sie zu einem raschen, leidenschaftlichen, anstatt zu einem klugen und politischen Handeln bewogen hat. Wenn ich einem Gegner (dessen Ueberlegenheit anzuerkennen gerade ein Hauptstück des sozialdemokratischen Bekenntnisses ist), in Zorn und Unwillen den Fehdehandschuh hinwerfe, so werfe ich nicht die Machtfrage auf, ich lasse es zunächst einmal darauf ankommen, und wenn ein Vermittler zwischen uns tritt, so frägt es sich, ob mein Blut inzwischen sich abgekühlt, ob die Besonnenheit wieder Oberhand gewonnen hat, oder ob meine Leidenschaft fortdauert. Die streikenden Arbeiter haben in dem Augenblicke, als ein überlegener Ratschlag an sie herantrat, ihre Bereitschaft zum Frieden dargethan. Sie haben diese Bereitschaft von neuem dargethan. Sie haben die Machtfrage verworfen — sie wissen ganz genau, daß sie keine Macht haben, den Arbeitgebern die Arbeitsbedingungen vorzuschreiben. Sie sind zufrieden, wenn ein unparteiisches Schiedsgericht — dies ad hoc einzusetzende Schiedsgericht verwechselt das Manifest fortwährend, doch wohl ohne Absicht, mit einem etwaigen dauernden Einigungsamte — helfen will zu einer Vereinbarung über die künftigen Arbeitsbedingungen. — Nun aber die internationale Organisation!? — Ich denke, wir können diese auf sich beruhen lassen. Auch wenn Herr Mann nicht ausgewiesen wäre, so hätte es damit gute Wege. Wenn aber das Manifest wähnt, daß die lange Dauer des jetzigen Streikes, daß ein etwaiges Zubodenschlagen des Streikes dazu dienen werde, diese internationale Organisation für die Zukunft minder wahrscheinlich zu machen, so muß ich dem geehrten Verfasser rundheraus erklären, daß er das Wesen der modernen Arbeiterbewegung nicht zur Genüge erforscht und verstanden hat.

Nur eine Schlußbemerkung über den „Verstoß gegen das nationale Interesse." Sind etwa die Unternehmerkartelle, die Trusts und Ringe, deren partielle Internationalität offenkundige Thatsache ist, schon auf ihre Verträglichkeit mit dem nationalen Interesse geprüft worden? — Mir scheint diese Aufgabe dringender zu sein, als der Kampf in Panzer und Harnisch gegen die fragwürdigen Pläne des Herrn Tom Mann.

Hamburg. Prof. Ferdinand Tönnies.

Die Veränderungen im Hauptvorstande der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Von Professor Dr. A. Döring in Berlin.

Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur ist durch den zeitweiligen Rücktritt ihres ersten Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Foerster, von einem schweren Schlage betroffen worden. Zwar kommen an sich dem Vorsitzenden des Hauptvorstandes als solchem kaum erhebliche Funktionen zu und auch die in § 21 der Satzungen dem Hauptvorstande als Ganzem zugewiesenen Funktionen sind nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Das eigentliche Leben und Wirken der Gesellschaft entfaltet sich in den Abteilungen und in der regelnden Thätigkeit des Gesellschaftstages. Als bloßer Vorsitzender im formellen Sinne der Satzungen ist der zeitweilig Zurücktretende ersetzbar und es wäre schlimm, wenn dies nicht der Fall wäre. Aber hier liegt die Sache doch anders.

Schon der Name unseres bisherigen ersten Vorsitzenden war ein Programm und schon der moralische Eindruck seines Rücktrittes auf Freunde und Gegner bedeutet eine schwere Einbuße. Schwerer aber wiegt die Entbehrung seiner allzeit bereiten Teilnahme an allen Angelegenheiten sowohl der Gesellschaft überhaupt, als auch der Abteilung Berlin insbesondere, die an tausend Punkten fördernd eingriff und mit Takt und von Herzen kommender Milde überall gegenwärtig war. Dieses Eintreten mit der vollen Persönlichkeit stellte ein mächtiges Kapital von wirkender Kraft dar, auf dessen Fortbestand im bisherigen Maße bis auf weiteres nicht wird gerechnet werden können. Seine leitende und belebende Gegenwart in allen Vorstands- und Kommissionssitzungen, in fast allen Monats- und Gruppenversammlungen der Abteilung Berlin, sein vielfaches Eintreten für die Prinzipien der Gesellschaft in Schrift und Rede, auch außerhalb des Hauptsitzes Berlin, wird für die nächsten Jahre im bisherigen Maße der Gesellschaft nicht zur Seite stehen. Eine ganz der Förderung des Werkes gewidmete, von Begeisterung getragene Kraft stellt ihr Wirken zeitweise großenteils ein und wir müssen uns gewöhnen, das Amt und den Mann, die wir nicht anders, denn als von Natur zusammengehörig, als eine gewachsene und selbstverständliche Einheit vorstellen konnten, getrennt zu denken.

Wir müssen die gewissenhaft erwogenen Gründe, entspringend aus den drängenden Anforderungen seiner Berufsstellung, die seinen Entschluß gezeitigt haben, rückhaltlos anerkennen. Wir dürfen uns voll getrösten, daß seine innere Stellung zu der Bewegung, als deren typischer Vertreter in Deutschland er dasteht, unverändert die gleiche geblieben ist, und es darf sicher erwartet werden, daß auch sein Wirken mit Herz und Kopf, mit Mund und Hand dem Werke, das in hervorragendem Maße sein Werk ist, auch für die bevorstehende Zwischenzeit nicht verloren sein wird.

Dennoch bleibt es bestehen: wir sind von einem schweren Schlage betroffen worden. — Die besonderen Umstände der eingetretenen Veränderung bringen es mit sich, daß der neue Vorsitzende, der sich am liebsten nur als einen lieutenant im buchstäblichen Sinne, als einen zeitweiligen Stellvertreter, angesehen wissen möchte, sich im wesentlichen auf die formellen durch die Satzungen ihm zugewiesenen Funktionen beschränken wird. Mehr als bisher werden die Antriebe aus dem Ganzen der Mitgliedschaft, aus den Abteilungen selbst hervorgehen müssen. Eine Mehrzahl von begeisterten Persönlichkeiten wird in den Riß treten und die Lücke ausfüllen müssen. Die Abteilung Berlin insbesondere wird sich mehr als bisher auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sehen. Das Wachstum des internationalen ethischen Bundes wird von der dafür geschaffenen Zentralstelle in Zürich seine hauptsächliche Förderung erwarten müssen.

Dennoch drängt es mich, in diesem Momente und an dieser Stelle mit einem persönlichen Zeugnis über meine Gesinnung und meine Stellung zur Sache vor die Mitglieder und vor die weiteren Kreise unserer Gesinnungsgenossen und Mitarbeiter zu treten. Sprich, daß ich dich sehe!

Zunächst bekenne ich mich als innig überzeugten Anhänger der Gedanken und Bestrebungen, auf denen die Daseinsberechtigung der ethischen Bewegung und der deutschen Gesellschaft insbesondere beruht. Ich erkenne in Letzterer ein zwar noch äußerlich schwaches und innerlich noch nicht zu völlig

unzweifelhafter Deutlichkeit der Ziele gediehenes Werk, das aber bestehen und sich entwickeln muß, weil es einen großen Wahrheits- und Zukunftsgedanken in sich birgt, der zu einer herrschenden Stellung in der menschlichen Gesellschaft bestimmt ist.

Und welches ist dieser Gedanke? Haben wir bisher auch nur einen völlig befriedigenden, adäquaten Ausdruck für den Kern unserer Bestrebungen gefunden? Vielleicht nicht! Vielleicht aber dürfen wir sagen: Es ist die Ethisierung der Gesellschaft in allen ihren Funktionen in einem sehr viel weiter gehenden Maße, als bisher je stattgefunden hat, als durch die bisher in ihr wirksamen sittlichen Mächte je hat erreicht werden können, die Ethisierung der Gesellschaft durch Wachrufung und Wirksammachung der in der menschlichen Natur und in einer gerechten Gestaltung des Gesellschaftslebens liegenden sittlichen Kräfte und Antriebe.

Es kann oft scheinen, als ob die D. G. E. K. ihre Ziele und ihre Antriebe zum Wirken nur in den vereinzelten Mißständen der unmittelbaren Gegenwart fände, als ob sie nur eine Zusammenfassung von mancherlei Wohlfahrtsbestrebungen wäre und im Streben nach Linderung hervortretender Einzelnotstände ihren Ausdruck fände. Man sieht sie bemüht um Arbeitsnachweis, Lesehallen und andere sehr förderliche Veranstaltungen. Oder als ob sie ihre wesentliche Aufgabe darin sähe, Zeugnis abzulegen gegenüber einzelnen schroff hervortretenden oder durch bestimmte Vorkommnisse plötzlich grell beleuchteten sittlichen Schäden der Gegenwart. Es ist wahr und es ist erfreulich: sie hat in beiden Beziehungen Heilsames gewirkt. Sie hat Not gelindert, sie hat Gutes angeregt, sie hat Gewissen geschärft und dem Gedanken an den ethischen Maßstab menschlicher Handlungen und öffentlicher Zustände im allgemeinen Bewußtsein einen weiteren Spielraum verschafft.

Diese auf die Gegenwart gerichteten Bethätigungen aber sind nur ein einzelner Zug im Bilde unserer Bestrebungen. Das letzte, uns selbst noch nicht einmal in voller Deutlichkeit der Umrisse hervortretende Ziel liegt in der Zukunft. In diesem Sinne tritt sie vorab ein für das Entstehen einer ethischen Jugenderziehung, die in weit höherem Maße als die bisherige geeignet ist, die ethischen Kräfte der Menschennatur in allen Gliedern der Gesellschaft zu entwickeln. Ein Lehrbuch der natürlichen Ethik für Erzieher, das diese Aufgabe erleuchtet und als lösbar erweist, ist der erste Schritt von grundlegender Bedeutung in der Richtung dieser fundamentalen Angelegenheit, den sie zu thun bemüht ist. An das Problem der ethischen Erziehung knüpfen sich alle weiteren Probleme der Versittlichung; ihm reihen sich alle Fragen nach den Hindernissen und Förderungsmitteln einer besseren ethischen Zukunft der Kulturmenschheit an. Fragen werden hier auftauchen, deren schließliche überzeugende Lösung heute schon deshalb noch nicht geahnt werden kann, weil die Frage noch nicht einmal verstanden wird. Wird einmal das richtige Wort der Lösung gefunden sein, werden dann, von der Not der Zeit und der Macht der Wahrheit gedrängt, die höchststehenden Kulturnationen und ihre leitenden Organe die neuen Gedanken in That, die Theorie in Praxis umsetzen, so wird der gesamten Menschheit, allen Völkern, auch den erst der Kultur zu gewinnenden, ein neuer Weg des Heils vorgezeichnet sein, ein neues In hoc signo vinces wird für Alle dastehen. Das ist der große Zukunftsgedanke, der nach meiner — vielleicht sehr subjektiven — Auffassung in der D. G. E. K. samenkornartig verkörpert ist. Wenn das Reich Gottes in seinen Anfängen mit einem Senfkorn verglichen wurde, so dürfen wir diesen Vergleich unter der Voraussetzung, daß sie den großen Heilsgedanken einer künftigen besseren Zeit in ihrem Schoße birgt, auch für unsere Gesellschaft acceptieren.

Die weiteren im Gefolge der Aenderung im Vorsitz nötig gewordenen Veränderungen im Hauptvorstande, die Besetzung der ersten Schriftführerstelle durch den bisherigen zweiten Schriftführer, Herrn Rechtsanwalt Stern, und der zweiten Schriftführerstelle durch Herrn H. Rheinhold, sowie die Berufung des bisherigen zweiten, jetzigen ersten Vorsitzenden der Abteilung Berlin, Herrn Rechtsanwalt Dr. Bieber, in den Hauptvorstand, können, da sie altbewährte und voll erprobte Mitglieder der Gesellschaft in diese repräsentativen Stellungen berufen, nur mit der größten Freude und Genugthuung begrüßt werden. Und so kann denn ja wohl überhaupt die Gesellschaft, wenngleich tief bekümmert über das zeitweilige Entbehren ihres besten Vorkämpfers, dennoch beruhigt und getrosten Mutes auf diese stillere Uebergangszeit hinblicken, in der sich ihre innere Lebenskraft, die Fähigkeit, aus sich selbst und durch sich selbst zu existieren, zweifellos bewähren wird. Beziehen wir auf unser Werk mit einer leichten Textänderung den schönen Vers des Schenkendorfschen Liedes:

Wir woll'n das Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Woll'n predigen und sprechen
Vom heil'gen Menschheitsreich!

Und möge ein gütiges Geschick in der ungezählten Menge derer, die zu uns gehören, ohne uns anzugehören, recht viele Herzen rühren und bewegen, sich unter dem Zeichen zu sammeln, unter das sie gehören!

Die sittliche Bestimmung des Menschen.

Von Professor Dr. F. Staudinger in Worms.

Von der sittlichen Bestimmung des Menschen redete da kürzlich ein Redner in breitem Gepränge. Natürlich meinte er eine sittliche Bestimmung für ein Himmelreich, das Gott droben über den Welten für uns Menschen geschaffen hat. Oder vielmehr nicht für uns Menschen geschaffen hat, sondern nur für die Menschen, die da glauben, was der Priester als Wahrheit, und thun, was der Priester als recht darstellt. Von einer sittlichen Bestimmung, die der Mensch erwirbt durch sein Leben als Mensch in der Gesellschaft, ist da nicht die Rede gewesen. Im Gegenteil, diejenigen, welche den Glauben nicht haben, sie können gar keine rechte Sittlichkeit haben; sie haben gar kein eigentliches Ich, sondern werden nur getrieben von den mannigfaltigen Antrieben, die auf den Menschen von innen und außen wirken. Eine höhere Macht, die diese Antriebe beherrscht, findet sich in ihnen nicht vor.

„Armer Mann!“ das war mein erster Gedanke, als ich dem zuhörte. „Verderbliche, Hochmut und Herrschsucht und Unwahrhaftigkeit und alle schlimmen Gewalten des religiösen Egoismus erzeugende Lehre!“ so mußte ich im Verlaufe der Rede immer unwilliger denken. Er schilt den Egoismus, das materielle Streben, das er freilich nicht selten bei Anderen sieht, und meint selbstgefällig, wenn er den rechten Glauben habe, so habe er den Egoismus überwunden. Nein, das hat er nicht. Nicht frei aus seinem Ich heraus schafft und wirkt er für Gutes und Großes, das ihm im Herzen lebt, sondern alles spiegelt sich ihm in dem einen eigensüchtigen Wunsch seiner ewigen Seligkeit. Und dieser Wunsch ist in ihm von Jugend auf gepflegt, auf ihn ist sein ganzes Trachten gegründet worden. Wie der Geizhals sein Kind dazu erzieht, daß es Schätze erwerbe, und wieder Schätze, und immer wieder Schätze, so hat er handeln gelernt um seiner Seele willen, nochmals um seiner Seele und immer wieder um seiner eigenen Seele willen. Und der Mann maßt sich an, Andere, die seinen Egoismus nicht teilen, des Egoismus, des materiellen Strebens zu bezichtigen? — Das thut er, weil er's nicht besser weiß. Aber er müßte kein Mensch sein, wenn er nicht bei all seiner Betonung der Rücksichtnahme auf das eigene Seelenheil, doch nicht zuweilen aus freier Seele handelte ohne diese erstickende Reflexion.

Denn das ist's ja, was vom freien Menschen den Egoisten

unterscheidet: der Mensch, der natürlich wollende Mensch wirkt aus dem Ich heraus, hingegeben an all die Dinge und Menschen, die mit ihm verwachsen sind, aber er denkt nicht ans Ich, denkt nicht, wie das, was er denkt und thut, ihm selber nützen und schmeicheln und hofdienern möchte. Er möchte nur denken, wie es wahr, nur handeln, wie es gut ist. Der Egoist aber fragt bei allem, was er thut, wie es ihm selber bekomme. Dann, wenn wir letzteres thun, — und wir alle thun es, werden sogar oft durch die harte Welt gezwungen, es zu thun — dann denken wir egoistisch. Aber wir denken nicht egoistisch, wenn unser Wünschen, Sehnen und Streben, unbespiegelt vom Selbst, an dem schafft, was uns lieb ist. Dann sind wir selig, brauchen die Seligkeit nicht erst im Jenseits zu suchen.

Jeder weiß das, hat es an sich erfahren, und doch meint der Klügling immer wieder, er müsse jener Stimme gehorchen, die ihn auf sein Ich zurückweist und ihn sich selber zum Gegenstande der Wünsche zu machen gebietet, zum Moloch, der sein Bestes verschlingt. Oder wer hätte noch nicht jene reine, stille Fülle des Glückes empfunden, die in der Freude am Schaffen liegt, in der Freude am Anschauen des Großen, in der Hingabe an etwas, das wir für schön und gut halten, was es auch sei. Und wer hat es dann nicht wie eine kalte Wolke, die vor die Sonne tritt, empfunden, wenn in solchem Augenblick der tückische Selbstgedanke hervorbricht und sagt: „Eben bist du aber einmal gut und ordentlich gewesen!“ Da ist die Freude, die Begeisterung vorbei, und sie kommt erst wieder, wenn der aufs Selbst gewandte Gedanke wieder versunken ist in der Hingabe an gute Ziele unseres Wollens und Denkens. Das Kind, das sich fröhlich dem Spiele hingiebt, handelt menschlich, ist kein Egoist, aber der ist Egoist im raffiniertesten Sinne des Wortes, der all sein Thun und Denken auf Erden dahin bemißt, ob es ihm im Jenseits die Seligkeit schaffe.

Und doch ist's nicht gleich, an was sich der Mensch hingiebt, selbst wenn er sich hingiebt ohne den aufs Selbst gerichteten Gedanken. Wir tadeln den, der sich der Kunst, der Wissenschaft hingiebt und den Gedanken an die Seinen darüber vergißt. Wir tadeln gleicherweise den, der, bloß der Seinen denkend, nichts übrig hat für Dinge, die darüber hinweg liegen, für Nebenmenschen, fürs Vaterland, für die Menschheit. Wir verlangen, der Mensch solle eine Einheit, einen inneren Zusammenhang seines Wollens und Wirkens haben, und wir verlangen, daß diese Einheit eine solche sei, die ihn mit der Menschheit verknüpft, nicht von ihr trennt. Auch den nennen wir einen Egoisten, der mit beharrlichster, selbstlosester Hingebung sich in das enge Gebiet einer Liebhaberei einspinnt, die für den Zusammenhang der Gemeinschaft nichts nütze ist. — Wir verlangen in der That viel vom Menschen.

Und doch ist der Mensch, der Einzelne so oft nicht schuld an dem, dem er sich hingiebt. Diese oder jene Veranlassung, über die er sich nicht Rechenschaft mehr geben kann, vielleicht nie geben konnte, hat ihm die Bahn eröffnet, in der er den Kreis seiner Zwecke knüpfte. Und die sind nun sein Ich; aus denen heraus denkt und wirkt er, weil er nicht anders denken und wirken kann. Und wie viele sind, die nie dazu kommen, sich einen eigenen Kreis des Wirkens zu schaffen, die, ihr lebenlang von fremdem Willen abhängig, nur der verlängerte Arm, das Werkzeug sind, dessen sich der Gebieter nach seinem Willen bedient; die finden nur dann ihr Genüge, wenn es ihnen gelingt, sich diesem Willen blindlings zu ergeben. Und endlich, uns alle zwingt die Gesellschaft, der wir dienen möchten, daß wir ablassen und an uns selber denken, wenn es hart an uns geht, wenn die Wellen des Lebens uns nicht wegspülen sollen. Wie oft weist sie gerade die treue Hingabe an die Arbeit in ihrem Dienst feindlich zurück und kreuzigt die, die sich ihr widmen. Da ist's schwer, vielen unmöglich, nicht an sich zu denken, nicht Egoist zu sein.

Und doch ist's die Bestimmung des Menschen, diesen Egoismus zu überwinden, weil der Mensch nur Mensch ist, soweit er das kann und thut. Kein Gebot von außen, keine Hoffnung und Furcht sagt ihm das; das Wesen des Menschen will so gestaltet sein aus innerem Drang, und es kann so gestaltet werden, wenn und soweit die äußeren Ordnungen des Lebens nicht stets wieder den Einzelnen zum Egoismus erziehen, ihn in den Egoismus zurückwerfen; wenn und soweit des Menschen notwendige Sorge für sich selber zusammenfällt mit der Sorge für das Ganze. Dann kann er sich dem hingeben und braucht nicht an sich zu denken.

Zu dieser Überwindung des Egoismus zu kommen, sich der sittigenden Arbeit hierzu hinzugeben in Schöpfung solcher Einrichtungen, in Wort und That, je nach der Begabung des Einzelnen, kurz alle die Thaten zu thun, die dahin wirken, daß die Sorge für uns und unsere Angehörigen nicht mehr von der Hingabe ans Ganze getrennt sein kann: das und kein ängstliches, die Wahrhaftigkeit und die Sittlichkeit bedrohendes Sorgen ums eigene Seelenheil, das ist die sittliche Bestimmung des Menschen, der Menschheit.

Citate aus den Junius-Briefen.

In den Jahren 1769—1772 erschien in der Londoner Zeitschrift „Public Advertiser“ die unter obigem Namen bekannte Reihe von Briefen an öffentliche Persönlichkeiten. Sie waren mit dem Pseudonym Junius unterzeichnet und geißelten die damaligen politischen Zustände, insbesondere Ministerwillkür, Rechtlosigkeit und politisch-kriminelle Verfolgungssucht mit der größten sittlichen Energie und Sachkenntnis. Weiterhin wurde auch eine zusammenfassende Ausgabe der Briefe von dem Verfasser selber veranstaltet und mit einer Ansprache „An das englische Volk“ und einer Vorrede versehen. Aus dieser Veröffentlichung wollen wir an dieser Stelle einige kurze Auszüge geben und dieselben vielleicht gelegentlich fortsetzen, je nachdem sich Anlaß hierzu durch Analogie der Entwickelung unserer Zustände mit jener merkwürdigen Krisis der englischen Freiheits-Entwickelung ergiebt. In der Vorrede jener Ausgabe stehen folgende für alle Zeiten gesprochene Worte:

„Gute Menschen, und an sie allein wende ich mich, scheinen mir ebenso wenig ihre Religion, als ihr Urteil zu Rate zu ziehen, wenn sie die großen und wesentlichen Vorteile, die der Gesellschaft aus der Freiheit der Presse erwachsen, zugestehen und sich doch zu einem eigensinnigen und leidenschaftlichen Geschrei gegen ihren Mißbrauch hinreißen lassen. Indem sie von irgend einer menschlichen Einrichtung unvernünftiger Weise nur reinen Nutzen verlangen, klagen sie in der That die gütige Vorsehung an und bekennen, daß sie mit dem natürlichen Lose der Menschheit unzufrieden sind. In diesem Falle schaffen sie sich wirklich ihre Besorgnis selbst oder übertreiben das beklagte Uebel sehr. Die Gesetze Englands sorgen so kräftig, als menschliche Gesetze es nur vermögen, für den Schutz des Bürgers sowohl in seinem Ruf als in seiner Person und seinem Eigentum. Wird der Charakter eines Privaten angegriffen oder beschimpft, so hat er eine doppelte Hilfe durch Civil- oder Kriminalklage. Wenn er aus Trägheit, falscher Scham oder Gleichgiltigkeit nicht an die Gesetze seines Landes appellieren will, so versäumt er seine Pflicht gegen die Gesellschaft und ist ungerecht gegen sich selbst. Wenn er aus einem unverantwortlichen Mißtrauen in die Redlichkeit der Geschwornen durch irgend ein kürzeres Verfahren als durch die Anfrage an die Jury seiner Standesgenossen sein Recht suchen möchte, so nehme ich keinen Anstand zu erklären, daß er eigentlich mehr sein eigener Feind, als der Feind des Beleidigers ist, den er verfolgt.

„In Rücksicht der Angriffe auf den Charakter von Beamten und auf Maßregeln der Regierung ist der Fall ein wenig verschieden. Es muß ein bedeutender Spielraum in der Erörterung der öffentlichen Angelegenheiten

gewährt werden, oder die Preßfreiheit wird der Gesellschaft von keinem Nutzen sein. Wie man dem Hange zu Privatfeindseligkeiten und persönlicher Verläumdung durch jedes gesetzliche Mittel Zaum und Zügel anlegen mußte, ebenso sehr sollte eine unausgesetzte Untersuchung der Charaktere und des Betragens der Minister und Beamten befördert und ermuntert werden. Wer etwa denkt, daß unsere Zeitungen für schlechte Menschen keine Beschränkung und bei der Ausführung schlechter Maßregeln kein Hindernis wären, versteht nichts von den Verhältnissen . . .

„Unsere Minister und Beamten würden in Wahrheit wenig Strafe zu fürchten und wenig Schwierigkeiten zu bekämpfen haben, wenn das Urteil der Presse und der Geist des Widerstandes, den sie im Volke erregt, nicht wäre. So lange diese Gewalt der Rüge aufrecht erhalten wird, sind Minister und Beamte, um mit den Worten eines geistvollen Ausländers zu reden, genötigt, fast in jedem Falle zwischen ihrer Pflicht und ihrer Unehre zu wählen. Eine Wahl von dieser Art, die sie beständig vor Augen haben, wird freilich keine Wunder in ihrem Herzen, aber sicherlich einigermaßen auf ihr Betragen wirken. Auf alle Fälle sind unsere Zeiten nicht danach, um die wenige Zucht, die wir noch ausüben können, erschlaffen zu lassen. . ."

Offenbar enthalten diese beredten Worte sehr viel wahres und sehr viel auf unsere Zeit anwendbares, sowohl hinsichtlich der Behandlung von Privatbeleidigungen, als hinsichtlich der Beurteilung der öffentlichen Akte von leitenden Beamten und Autoritäten. Wer von der Gesamtheit mit höherer Machtbefugnis betraut und dadurch auch in höherem Grade der Versuchung zu persönlicher Ueberhebung und gewissenlosem Eigensinn ausgesetzt ist, dem ist die öffentliche Stimme auch einen größeren Ernst und eine schärfere Wachsamkeit der Beurteilung geradezu schuldig, damit er nicht stärker entarte und Unheil anrichte. Dafür, daß diese Kritik nicht in Beleidigung der Person ausarte, wird um so mehr gesorgt sein, je weniger eine solche Aktion der öffentlichen Presse durch rohen Zwang seitens der leitenden Mächte eingeschränkt und gefährdet ist. Schon 100 Jahr vor Junius war es Milton, welcher darauf hinwies, daß nichts die Presse so sicher verderbe und in die Hände schnöder, für ihren hohen Beruf geistig und sittlich nicht zureichender Menschen liefere, als die Knebelung und Verfolgung der Meinungsäußerungen über öffentliche Angelegenheiten.

In dieser Beziehung machen wir in Deutschland von Jahr zu Jahr größere Rückschritte. Und die Lauheit, mit welcher unsere öffentliche Meinung, unsere Presse, unsere Volksvertretung jenes Verfolgungswesen behandelt, gelegentlich einmal in Unmut aufbrausend, aber alles nachhaltigen Ernstes entbehrend, beginnt schon an allen Beteiligten, oben und unten, sich zu rächen.

Wenn die leitenden Beamten allzu empfindlich gegen die öffentliche legitime Kritik werden und diese unterdrücken helfen durch Beleidigungsklagen, Disziplinierungen und dergl., dann tritt die natürliche Folge ein, daß die zischelnde Skandalsucht wächst und durch sie die Empfindlichkeit der leitenden Beamten viel schlimmer auf die Probe gestellt und ihre Kraft und Zuversicht gerade zum Guten gelähmt wird.

Jeden Tag und von allen einigermaßen dazu berufenen Stellen müßte das den Ministern ins Ohr gerufen werden, jeden Tag müßten auch Proteste erhoben werden gegen die unglückseligen Verfolgungen wegen Majestätsbeleidigung und nun gar gegen diejenigen dieser Verfolgungen, die das Privatleben aller Schichten des Volkes mit Mißtrauen und Haß vergiften, indem sie das Denunziantenwesen, bis ins Haus und in die Familie hinein, zu einer Hilfskraft der öffentlichen Ordnung erheben.

Wo bleibt denn der preußische Justizminister, der doch schon einmal den Mut gefunden hatte, sich gegen gräuliche Auswüchse dieser Art vor dem Parlament auszusprechen!

Julius.

Autorität und Freiheit.

Von Theodor Brix in Berlin-Schöneberg.

Gewisse Leute thun sehr besorgt, wenn sie nur das Wort „Freiheit" vernehmen. In ihrer Vorstellung ist die Freiheit unzertrennlich von revolutionären Gelüsten, darum sie dann die Freiheit zu beschränken und an ihre Stelle die Autorität zu setzen suchen.

Als ob nicht jedes wertvolle Gut, so auch die Freiheit, mißbraucht werden könnte. Der Besitz der Freiheit setzt voraus, daß von ihr ein weiser und maßvoller Gebrauch gemacht wird. Fehlt das Verständnis für den Wert und die Bedeutung von Freiheiten und Rechten, fehlt das Bewußtsein für die Verantwortlichkeit, die ihr Besitz dem Einzelnen auferlegt, so mag man Mißbrauch befürchten. Dennoch wird in solchem Falle das Heilmittel nicht in der Wegnahme dieser Rechte zu suchen sein, sondern in der Erziehung zu einem weisen Gebrauch derselben. Der Fortschritt der Kultur bedingt Ausdehnung der Freiheit. Sklavische Unterwürfigkeit unter eine höhere Autorität ist kennzeichnend für einen niedrigen Kulturstand. Ein Kulturvolk wird man daran nicht gewöhnen können.

Kann denn etwa nicht die Autorität mißbraucht werden, und ist sie nicht oft schnöde mißbraucht worden? Ja, in dem Besitz einer weitgehenden Macht über andere Menschen liegt geradezu die Versuchung zum Mißbrauch dieser Macht, der nur zu oft nicht widerstanden wurde. Oft wurde die Macht, die in der That heilsam wirken kann, wenn sie in der rechten Weise, als Anleitung zum Guten, gebraucht wird, zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht. Und weil es vollkommene Menschen nicht giebt, weil die Erfahrung gelehrt hat, wie leicht die Macht mißbraucht wird, darum sind durch Einschränkungen der „autoritativen" Macht Garantieen gegen ihren Mißbrauch in den Kulturländern geschaffen worden.

Wir wissen, wie schwer die Autorität auf religiösem Gebiete mißbraucht worden ist, und daß germanischer Freiheitsdrang in seiner edelsten Form, den Gewissenszwang als unwürdig empfindend, dies Joch abwarf. Noch immer aber ist der Kampf zwischen Autorität und Freiheit auf religiösem Gebiete auch in den Gegenden des Protestantismus nicht zu Ende gelangt, noch immer hat das Recht der persönlichen Überzeugung um seine Geltung zu kämpfen gegen den Zwang von Form und Satzung. Ja, neuerdings tritt deutlich das Bestreben hervor, die religiöse Autorität als Vorspann für politische Zwecke zu benutzen, der staatlichen Autorität dadurch eine Stütze zu verleihen. Für wahre Religiosität liegt in diesen Bestrebungen gewiß die schwerste Gefahr. Daß sie ihr Ziel erreichen, ist aber nicht zu besorgen. Sie werden Opposition erregen und den Freiheitsdrang bestärken. Höchstens äußerlich und zum Schein könnte eine Zeitlang die Wiederaufrichtung einer Autorität gelingen, die in dem Bewußtsein des Volkes keine wahre Macht mehr hat. Danach müßte ein um so stärkerer Rückschlag folgen.

Und ist es etwa anders auf politischem Gebiet; müssen hier nicht die Bemühungen scheitern, an die Ueberlieferungen früherer Zeiten anzuknüpfen und die staatliche Autorität aufzurichten in einer Form, gegen welche das Bewußtsein des modernen Menschen sich sträubt? Eben das haben die Freunde maßvoller Freiheit am meisten zu fürchten, daß die Bemühungen, die Autorität in solcher Form festzustellen, den schärfsten Gegensatz hervorrufen, daß dadurch die Bestrebungen bestärkt werden, jegliche Autorität zu untergraben, die staatliche Ordnung, deren Erhaltung im Interesse Aller liegt, umzustoßen. Die „Umsturzbestrebungen von oben", die Bemühungen einflußreicher Gesellschaftsschichten, den Begriff der Autorität zu überspannen, sind zur Zeit am meisten geeignet, Bedenken zu erregen.

Es giebt eine natürliche und berechtigte Autorität, das ist das Ansehen und Vertrauen, das geistig hervorragende Menschen bei ihren Mitmenschen genießen. Ohne dies Vertrauen und die dadurch bedingte Unterordnung unter das Urteil anderer ist in den großen wie in den kleinen Dingen des Lebens nicht fertig zu werden. So reich und mannigfaltig ist das menschliche Leben, daß die menschlichen Kräfte einander gegenseitig ergänzen müssen, daß die Sachverständigkeit auch der begabtesten Menschen sich nicht auf alle Gebiete erstrecken kann, und daß der Autorität Anderer sich in mancher Weise unterordnen muß, wer selbst ein hohes Maß von Sachverständigkeit auf einem gewissen Gebiete besitzt. Wir vertrauen der Einsicht von Männern der Wissenschaft und Fachmännern. Auch im öffentlichen Leben, in den verschiedenen geistigen Bewegungen der Neuzeit, hat die Unter-

ordnung unter geistig hervorragende Führer ihre Berechtigung, wenn sie nicht in sklavische Unterwürfigkeit und blinde Verehrung ausartet. Immer wird die Verschiedenheit geistiger Befähigung bestehen bleiben; immer auch wird dem Wirken der einzelnen Persönlichkeit ein weiter Spielraum verbleiben müssen. Aber nur das verbürgt sicher die Achtung vor der Autorität von Personen in hervorragender Stellung und mit weitgehender Machtbefugnis, daß ihre Macht auf der freiwilligen Überzeugung der Massen von ihrer Befähigung ruht. Wie viel Unreifes immer eine Wahlbewegung, wie z. B. die letzte in den Vereinigten Staaten, zu Tage fördern mag, wie viele Fehler der Gesetzgebung durch Mangel an Einsicht und Wankelmut der Massen entstehen mögen, es liegt doch eine große Beruhigung darin, wenn den Wählern gesagt werden kann: Ihr selbst habt es gewollt, und ihr selbst habt es auch in der Hand, die begangenen Fehler, wenn ihr sie einmal eingesehen habt, wieder gut zu machen.

In der Neuzeit hat überall in den Kulturländern die Einsicht sich geltend gemacht, daß auch in monarchisch regierten Staaten die sicherste Gewahr gegen Ueberhandnehmen der Unzufriedenheit darin liege, dem Volke einen Anteil an der Gesetzgebung zuzugestehen, daß in dem Abgeben der unumschränkten Gewalt eine für die Monarchie selbst vorteilhafte Entlastung von Verantwortlichkeit liege. Heute ist die staatliche Autorität nicht mehr der Ausfluß eines einzelnen Willens, sondern die verpflichtende Kraft von Recht und Gerechtigkeit, und was sie im einzelnen Falle erfordern, das zu ermitteln und festzustellen, ist die Aufgabe einer Vielheit.

Wie kommt es nun, daß zeitwidrige Anschauungen von dem Wesen der Autorität sich bei uns einschleichen konnten? Während im allgemeinen der Zug der Zeit dahin geht, den Völkern ein größeres Maß an Selbständigkeit zu verleihen, und während das Bewußtsein an dem Recht, an der Regelung der staatlichen Angelegenheiten einen bestimmten Anteil zu nehmen, immer tiefer in die Massen dringt, ist bei uns diese Entwickelung durch eine Geistesströmung von der entgegengesetzten Richtung zeitweilig unterbrochen worden. Die gebildeten und führenden Kreise des Volkes haben lange Zeit ihr Mögliches dazu gethan, den Autoritätsbegriff alten Stils wieder bei uns heimisch zu machen. Hierin ist die Einwirkung der großen geschichtlichen Ereignisse, welche die Einigung Deutschlands begleiteten, auf den Volksgeist zu sehen. Gewiß war die Einigung Deutschlands eine geschichtliche Notwendigkeit; sie war auch von dem Volke längst gewünscht worden, wenn man sich auch den Hergang anders gedacht hatte. Aber die nachteiligen Wirkungen, die in der Folgezeit sich einstellten, sind zu wenig beachtet worden. Die diplomatische und militärische Leitung muß immer einzelnen Personen anvertraut werden, und es ist zuzugeben, daß die Männer, die damals an der Spitze standen, ihre Aufgabe, wie sie dieselbe verstanden, mit großem Geschick ausgeführt haben. Aber es war nicht berechtigt, daß daraufhin blinde Unterwürfigkeit unter die Autorität einer Regierung gepredigt wurde, die sich einmal so trefflich bewährt habe und darum alles am besten wissen müsse. Sonderlich gilt dies von dem Verhalten weiter Volkskreise zu dem einen Mann, der lange an der Spitze der Regierung stand.

Es liegt etwas Berauschendes und Verführerisches in dem Besitz der Volksgunst. Es ist öfter vorgekommen, daß Männer, deren Wirken von großer Bedeutung für die Geschichte wurde, schwere und verhängnisvolle Irrtümer begingen. Und dies war zum Teil die Schuld der Zeitgenossen, die ihre „Helden“ so zu sagen zu verziehen pflegen. In der Bewunderung und Zustimmung, die solche Menschen bei ihren Zeitgenossen finden, liegt für sie eine starke Versuchung, ihre eigenen Fähigkeiten zu überschätzen, sich eine Unfehlbarkeit des Urteils zuzutrauen, die in Wahrheit bei keinem Menschen vorhanden ist.

Schon zur Regierungszeit des Fürsten Bismarck zeigte sich die verderbliche Einwirkung des Personenkultus auf die Denkweise Vieler. In den Augen seiner Verehrer stand er da als ein Halbgott, dem menschliche Fehler und Schwächen fremd seien. Sie fanden alles, was er that und sagte, schön und vortrefflich, und bemühten sich, die tieferen, immer auf das Wohl des Vaterlandes gerichteten Absichten herauszufinden, ob auch dem unbefangenen Urteil die Aeußerungen und Maßnahmen dieses Staatsmannes manchmal von Selbstsucht und kleinlicher Gesinnung zu zeugen schienen. Diese kleinlichen Seiten seines Charakters sind seit seiner Amtsentlassung noch mehr hervorgetreten, und damit sind auch für seine Verehrer die Schwierigkeiten größer geworden, alles zum Besten zu deuten.

Aber unwürdiger noch, als die blinde kritiklose Verehrung eines bedeutenden Mannes, ist das Kniebeugen vor der äußeren Macht, die Vorstellung, als ob die Regierenden durch ihre bloße Stellung schon Anspruch hätten auf ein Vertrauen, das nicht durch persönliche Verdienste erst erworben zu werden brauche, als ob sie darauf hin geistige Unterordnung und Preisgeben der eigenen Ueberzeugung von dem Volk verlangen könnten, und als ob alle ihre Anordnungen und Wünsche mit einer Weihe umgeben seien, die sie gegen eine abfällige Kritik schütze. Dieser Autoritätsbegriff ist dem modernen Menschen fremd, und diejenigen, die auf solche Vorstellungen eingehen, thun dies meistens nicht aus wahrer Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit, sondern weil sie irgend welchen Vorteil dadurch für sich zu erlangen suchen, sei es, daß gewisse Parteien eine traditionelle Bevorzugung im Staat beanspruchen und Vorteile für besondere Berufsstände von der Gesetzgebung zu erwirken suchen, oder daß die, welche irgend ein Amt bekleiden, mit Anteil zu haben glauben an der Würde, die mit der „autoritativen“ Stellung verbunden ist. So wird aus der Pflicht des Dienens das Recht des Herrschens gemacht. Während mit der verantwortlichen Stellung ein strengeres Bewußtsein der Pflichten gegen das Gemeinwohl sich verbinden sollte, wird daraus das Recht abgeleitet, gegen Andere hochmütig und übermütig zu sein und wohl der Leidenschaft den Zügel schießen zu lassen. Der „Rock“, so meint man, verleihe das Vorrecht, Ausschreitungen zu begehen, die bei Anderen streng geahndet werden.

In dem Bewußtsein, daß es nur darauf ankomme, sich bei den Mächtigen angenehm zu machen, glaubt der Strebsame das Urteil der öffentlichen Meinung und das allgemeine Rechtsgefühl verachten zu können. Und wer eine besonders feine Witterung hat, kann es dann auch wohl wagen, seine Pfeile gegen die Regierenden selbst zu richten, darauf bauend, daß er im Sinne des „kommenden Mannes“ handle. So werden die wichtigsten Angelegenheiten des Landes bestimmt und beeinflußt durch ein Ränkespiel, bei dem persönliche Interessen eine Hauptrolle spielen.

Es hätte nicht so weit kommen können, wenn nicht Jahre hindurch in weiten Kreisen die Anschauung gepflegt worden wäre, daß die Angelegenheiten des deutschen Volkes am besten besorgt würden, wenn das Volk selbst sich möglichst wenig darum kümmere. Jeder Besitz von Macht setzt voraus, daß ein weiser Gebrauch davon gemacht wird; die Vertreter des Autoritätskultus aber scheinen es als selbstverständlich zu betrachten, daß dies bei jeder Stärkung der Regierungsgewalt der Fall sein werde, jeder Mißbrauch ausgeschlossen sei. Nun aber ist es deutlich bemerkbar, daß unter der äußeren Hülle einer zur Schau getragenen Loyalität eine starke Unterströmung von ganz entgegengesetzter Richtung Ausbreitung gewinnt, daß die Ueberzeugung, wie unheilvoll solche Zustände sind, in Kreise eindringt, die bisher ganz anders dachten. Man wird wieder nach einem größeren Maß von Volksfreiheit und Volksrechten rufen, wird verlangen, daß die Stimme der öffentlichen Meinung Gehör finde. Und die Anhänger der wahren staatlichen Autorität selbst müssen darauf dringen, daß dies geschehe, damit nicht die Autorität überhaupt untergraben werde. Noch freilich sind viele, für die das Wort „Volksherrschaft“ einen schrecklichen Klang hat, die selbst ein Geltendmachen von Volksrechten in bescheidenem Umfang fürchten, weil ihnen dadurch viele schöne Pläne zerstört würden, als Flottenbau und Kolonialerwerb, wozu man eine starke Initiative von oben braucht und mit den alten Schlagwörtern operieren muß. So wäre es denn verfrüht, jetzt schon auf ein kräftiges Aufrütteln der öffentlichen Meinung zu hoffen, und wir werden wahrscheinlich mehr trübe Erfahrungen machen müssen.

Streiflichter.

Noch Einiges von den National-Sozialen. Wir haben kürzlich an dieser Stelle die Widersinnigkeiten des national-sozialen Programms beleuchtet; aufklärender als jede Kritik wirkt in dieser Richtung das Ansinnen, welches in der Wiener „Zeit“ (6. Dez.) der bekannte Sozialpolitiker Karl Jentsch an die Leiter der neuen Partei stellt. „Eine Hauptaufgabe der „National-Sozialen“ — so sagt er — „ist es, in die Kriegsdrommete zu stoßen. Wir haben eine gewaltige Kriegsmacht, fort deshalb mit der albernen Redensart, daß die Aufgabe dieser Kriegsmacht sei, den Frieden zu erhalten. Soldaten sind für den Krieg; und haben wir nicht die Absicht, Krieg zu führen, so ist die Verwandlung des ganzen Landes in ein einziges großes Kriegslager und der Staatsoberhäupter und Prinzen in Generale und Admirale, die Verwendung der besten Volkskraft auf Militärkosten und militärische Uebungen eine unglaublich thörichte, frevelhafte

und verwerfliche Komödie. Es frägt sich nun also, mit wem wir Krieg zu führen haben." Jentsch hat hier zunächst einen Eroberungskrieg nach Osten im Auge, die Kriegsflotte dagegen hätte sich „nach Südamerika zu verfügen und die Regierungen von Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos Aires zu großartigen Landabtretungen in den klimatisch günstigsten Gegenden ihrer Staaten zu zwingen." Unverständlich bleibt bei diesen Roheiten nur, wie man es sich denken soll, daß dieselben Menschen, die nach außen hin jedes Rechtsgefühl mit Füßen treten und über brennende Dörfer und Menschenleichen hinweg ihr Futter suchen wollen — nach geschehener That zu gerechter und friedlicher Verteilung der Beute schreiten werden, statt auch hier nach dem Grundsatz zu handeln: „Jeder für sich und der Teufel hole den Letzten." Man hat bisher immer nur davon gehört, daß unter Räuberbanden auch die Verteilung des Raubes unter dem Zeichen der räuberischen Instinkte steht. Leider muß man die Vorschläge des Herrn Jentsch durchaus ernst nehmen, da in den Reihen der National-Sozialen ganz ähnliche Gedanken ausgesprochen werden. Prof. Weber ist der Ansicht, daß „die Einigung Deutschlands ein Jugendstreich war, den die Nation auf ihre alten Tage beging und seiner Kostspieligkeit halber besser unterlassen hätte, wenn sie der Abschluß und nicht der Ausgangspunkt einer deutschen Weltmachtpolitik sein sollte . . ." Und Pfarrer Naumann begründet seine Forderung nach Verstärkung der Wehrmacht damit, daß die Sicherung ausländischen Brotes für unsere große Volksmenge eine starke und kräftige Flotte erfordere. Er ist vorsichtig genug, seine letzten Gedanken nicht auszusprechen; das thut Jentsch für ihn, indem er meint, daß wir vielleicht zu Gunsten unseres Handels zu einer „Parallele mit dem berüchtigten Opiumkrieg der Engländer in China gezwungen werden könnten." Es ist charakteristisch für die Degeneration des deutschen Idealismus, daß das Erwachen der sozialen Ideen in England untrennbar verbunden war mit dem Protest gegen jenen brutalen Opiumkrieg und mit der Forderung einer internationalen Moral — während man in Deutschland ähnliche Gemeinheiten im Namen der sozialen Idee zu fordern wagt.

F.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Fr. W. Foerster in Berlin, Enckeplatz 3a, für den Anzeigenteil: Hugo Bernstein in Berlin.
Verlag: Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 12. — Druck: G. Bernstein, Berlin SW. 12.